



JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

E. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundzwölfter Band.

Dreissigster Jahrgang 1902.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE KLASSIKER.



LEIPZIG 1903.

O. R. REISLAND.

Inhaltsverzeichnis

des hundertundzwölften Bandes.

Bericht über die Litteratur zu Homer (höhere Kritik). 1888—1901.

Von

Paul Cauer.

Zum letzten Mal in Band LXII dieser Berichte ist Homer, die höhere Kritik, behandelt worden von Albert Gemoll, dessen Arbeit die Jahre 1885–1887 umfaßte. In der Massenhaftigkeit des seitdem erwachsenen Materials lag natürlich eine Erschwerung, aber doch auch ein Vorteil. Beim Rückblick auf eine längere Periode sondert sich besser das Wichtige vom Unwichtigen, das Bleibende und Fruchtbare vom Vorübergehenden, Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Zweigen der Forschung treten deutlicher hervor. Ich habe mich bemüht, diesen Vorteil wahrzunehmen und jene Schwierigkeit zu überwinden. Da die Arbeit neben einer umfangreichen und anstrengenden amtlichen Thätigkeit nur langsam gefördert werden konnte, so war es nicht möglich, durchweg vollkommen gleichmäßig zu verfahren, besonders in der Ausführlichkeit; auch kleine Wiederholungen des Gedankens wird man wohl finden, aber, das glaube ich versprechen zu können, keine Widersprüche. Mein Bestreben war überall, nicht bloß von dem Inhalte der besprochenen Schriften eine Vorstellung zu geben, sondern auch den Platz zu bezeichnen, den sie im Entwickelungsgange der Forschung einnähmen. Wo es galt, einen Kern von Wahrheit aus umhüllenden Irrtümern auszulösen, habe ich auch ein Eingehen ins Detail nicht gescheut; außerdem ist bei fremdländischen Schriften, die in Deutschland weniger zugänglich werden, etwas mehr Stoff mitgeteilt.

In den Jahresberichten des philologischen Vereins in Berlin (Anhang zu der Zeitschrift für das Gymnasialwesen) hat für die Zeit seit 1879 Carl Rothe die höhere Kritik zu Homer behandelt, in einer Reihe von Referaten, deren letztes die Erscheinungen von 1896 und 1897 umfaßt. Diese verdienstliche Arbeit habe ich vielfach zu Rate gezogen, auch gelegentlich mich mit Ansichten des Verf. auseinandergesetzt. Unsere Grundanschauungen waren eine Zeitlang nahe verwandt, sind

aber neuerdings mehr auseinandergegangen. Für die Leser der Berichte kann es wohl nur erwünscht sein, wenn der Standpunkt der Beurteilung in beiden nicht der gleiche ist.

Von ganz populären oder gar scherzhaften Schriften abgesehen habe ich von 1888 an mit Willen nichts fortgelassen; in einzelnen Fällen war, um der inneren Verwandtschaft willen, ein Zurückgreifen bis 1887 notwendig. Den Endpunkt bildet der Sommer 1901, wo mir während der Ferien eine zusammenhängende Arbeitszeit zur Verfügung stand, die ich in Kiel dank der Liberalität der dortigen Bibliotheksverwaltung aufs beste habe ausnutzen können. Von später erschienenen Büchern und Aufsätzen sind solche noch berücksichtigt, die mir ohne systematisches Suchen bekannt geworden waren; darunter einige sehr wichtige Stücke.

Die Art, wie ich den überreichen Stoff zu gliedern gesucht habe, wird man aus den Überschriften der Kapitel erkennen:

I. Die Person des Dichters.
II. Fortgesetzte Untersuchung der Komposition.
III. Bedenken gegen die herkömmliche Methode.
IV. Ästhetische Betrachtungsweise.
V. Sprachliche und metrische Analyse.
VI. Historische und geographische Beziehungen.
VII. Kulturstufen im Epos; religiöse Entwickelung.
VIII. Werke zusammenfassender Art.
IX. Zur Geschichte der homerischen Wissenschaft.

Düsseldorf, im Februar 1902. Paul Cauer.

I. Die Person des Dichters.

1. R. Knötel, Homeros der Blinde von Chios und seine Werke. 2 Teile, Leipzig 1894.

Wenn der Verf. von Friedr. Aug. Wolf sagt (I 329), es sei „sein übrigens mit Zaghaftigkeit unternommenes Bestreben“ gewesen, „den geschichtlichen Homer um die Urheberschaft seiner Werke zu bringen“, so reicht dieser eine Satz aus, um zu zeigen, daß das Buch keinen wissenschaftlichen Charakter hat. Es ist aber auch kein populäres Buch; denn es beschäftigt sich durchweg mit den schwersten wissenschaftlichen Problemen. Die Urgeschichte des griechischen Volkes, seiner Kultur und Religion, wird mit einer Fülle von gelehrtem Material, aber ohne jede Spur von kritischem Sinne geschildert, auf diesem Hintergrunde

dann Homer dargestellt, der Verf. von Ilias, Odyssee und Hymnen, der eine Abschrift seiner sämtlichen Werke seiner Tochter, als sie sich mit Kreophylos verheiratete, zur Ausstattung gegeben hat. Der Verf. versichert wiederholt, daß er sich um die philologische Arbeit, die von anderen auf Homer verwendet worden ist, deshalb nicht zu kümmern brauche, weil er die homerische Frage nicht als eine grammatisch-kritische und litterarische, sondern als eine geschichtliche auffasse, die „nicht durch scharfsinnige Vermutungen und kritischen Geruchsinn, sondern durch klar und deutlich erwiesene Thatsachen zu lösen“ sei. — Man kann sich nur wundern, daß ein sonst so urteilsfähiger Mann wie Carl Rothe diesem Buch eine ernsthafte Beachtung zugewendet hat („Die homerische Frage“, Grenzboten 1896 I S. 379 ff.).

2. O. Zuretti, La percezione visiva in Omero. Rivista di filologia 28 (1900) p. 369—405.

Der Verf. geht von der alten Überlieferung aus, daß Homer blind gewesen sei, und führt aus seiner Dichtung den Nachweis, daß er vielmehr die Kraft des Sehens, und des künstlerischen Sehens — nicht so sehr malerisch wie plastisch (p. 398) — im höchsten Grade besessen habe. Dieses Resultat wird zum Schluß mit der Überlieferung wieder in Einklang gebracht, die ja in ihrer genaueren Gestalt zu berichten weiß, daß der Dichter erst im reiferen Alter infolge einer Krankheit das Augenlicht verloren habe. Auch den Bedenken der gelehrten Kritik, wenigstens soweit sie nur dahin gehen, für Ilias und Odyssee zwei verschiedene Verfasser anzunehmen, meint Zuretti dadurch Rechnung zu tragen, daß er vorschlägt, man möge sich denken, daß Homer in seiner Jugend die Ilias gedichtet habe, viel später, als die Erinnerung an Selbstgesehenes schon abgeschwächt war, die Odyssee. Dazu stimme es, daß in dieser die eigentlichen Beschreibungen häufiger seien als in der Ilias und mehr auf gutem Gedächtnis als auf unmittelbarer Anschauung zu beruhen schienen. Im Rahmen dieser Argumentation, über die es nicht schwer ist zu lächeln, bietet der Aufsatz eine Menge schätzbarer Beobachtungen und treffender Urteile über die Kunst des Sehens, die sich in den homerischen Gleichnissen, Beiwörtern, Kampfberichten, Landschaftsbildern, Situationschilderungen u. s. w. bethätigt. In bezug auf den Sinn für Farbe wird (p. 396—398) gewiß richtig ausgeführt, daß derselbe bei Homer ein primitiver, noch wenig differenzierter gewesen sei, daß man deswegen aber nicht sagen dürfe, er habe diese oder jene Farbe nicht wahrgenommen; vielmehr sei es ganz naturgemäß, daß er und seine Zeitgenossen überhaupt mehr auf die Nuancen der Beleuchtung als auf diejenigen Eindrücke geachtet hätten, die einem bestimmten Platz innerhalb der Farbenskala entsprächen.

3. S. Butler, The authoress of the Odyssey. New York and Bombay (Longmans, Green and Co.) 1897. XVI, 275 S.

Ein höchst wunderliches, aber doch des Lesens nicht unwertes Buch. Der Versuch, zu beweisen, daß die Odyssee von einer Frau jugendlichen Alters „geschrieben“ worden sei, muß belächelt werden; indem aber der Verf. die ganze Dichtung unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, entdeckt er eine Menge feiner Züge, auf die sonst nicht oder zu wenig geachtet wurde, und in deren Würdigung man ihm gern folgen wird.

4. Ed. Meyer, Der Wettkampf Homers und Hesiods. Herm. 27 (1892) S. 377—380.

5. Kirchhoff, Der Roman eines Sophisten. Sitzungsber. d. Akademie zu Berlin, philos.-histor. 1892 S. 865—891.

Beide Gelehrte haben unabhängig voneinander die wertvolle Beobachtung gemacht, daß eins der Verspaare, mit denen im Ἀγών von Homer und Hesiod gespielt wird (101 f.), fast genau ebenso schon bei Aristophanes vorkommt, wo im „Frieden“ (1282 f.) der Sohn des Lamachos als Probe epischer Dichtung die Worte anführt: ὣς οἳ μὲν δαίνυντο βοῶν κρέα καὐχένας ἵππων ἔκλυον ἱδρώοντας, ἐπεὶ πολέμου ἐκόρεσθεν. Meyer schließt hieraus, daß Aristophanes den ἀγών bereits gekannt habe, und knüpft daran allgemeinere Betrachtungen über das hohe Alter dieses Werkes und die Verbreitung, deren es sich im 5. Jhdt. im Schulunterricht erfreut habe; Kirchhoff erklärt umgekehrt die Übereinstimmung so, daß der Verf. des Ἀγών entweder aus Aristophanes oder aus derselben Quelle wie dieser geschöpft habe. Für beide Ansichten läßt sich etwas anführen. Für die Meyersche spricht Inhalt und Wortstellung in den beiden Versen, die durchaus den Eindruck machen, als seien sie für das Vexierspiel gedichtet, um das es sich im Ἀγών handelt. Die andere Erklärung aber wird schon dadurch empfohlen, daß der Verf. des Ἀγών auch ein paar Verse aus Theognis sich zu nutze gemacht hat, vor allem aber durch die Thatsache, die Kirchhoff in gelehrter und scharfsinniger Untersuchung festgestellt hat, daß „in der gesamten Überlieferung der Zeit nach Alkidamas [einem Sophisten des 4. Jhdts. v. Chr., den der Ἀγών selber gelegentlich, Z. 230, als Gewährsmann nennt] nirgends eine irgend sichere Spur einer Kenntnis vom Wettstreite der beiden Dichter nachweisbar ist, welche nicht mittelbar oder unmittelbar auf dessen Darstellung als einzige Quelle zurückginge“ (S. 883). — Vielleicht kann man annehmen, daß scherzhafte Fragen und Antworten, wie der Ἀγών sie bringt, vereinzelt schon früher im Umlauf waren — bei uns ist dergleichen ja ganz geläufig — und daß aus solchem im

Volksmunde verbreiteten Vorrat Aristophanes ein einzelnes Beispiel, Alkidamas eine größere Menge sich angeeignet hat, die zuerst er den beiden Dichtern, deren Wettstreit er schildern wollte, in den Mund legte.

6. Kirchhoff, Beiträge zur Geschichte der griechischen Rhapsodik. Sitzungsber. d. Kgl. Akademie zu Berlin, 1893, S. 893—918.

Der zweite der unter dieser Überschrift vereinigten Aufsätze behandelt den Festhymnos auf den Delischen Apollon. Kirchhoff vergleicht ihn nach Anlage und Einteilung mit dem auf den Pythischen Apollon und findet bei aller Übereinstimmung doch bemerkenswerte Unterschiede, die er in durchaus überzeugender Weise erklärt. Danach war der eine ein beliebig verwendbares und wahrscheinlich öfter verwendetes Proömium für rhapsodische Vorträge, der andere dazu bestimmt, in Delos einmal „bei Gelegenheit einer gottesdienstlichen Feier unter Assistenz eines Jungfrauenchors vorgetragen zu werden, als dessen Exarchos der Vortragende fungierte“ (S. 915). Der Sänger stammte von Chios und war blind; die an den Chor der Deliaden gerichteten Abschiedsworte, in denen er dies erwähnt (166 ff.), sind der Anlaß geworden, daß in der späteren Überlieferung Homer, den man mit dem Verfasser des Hymnos identifizierte, zu einem blinden Manne wurde.

7. H. Magnus, Die antiken Büsten des Homer. Eine augenärztlich-ästhetische Studie. Breslau (J. N. Kern) 1896. IV, 70 S.

Das eigentliche Thema dieser Arbeit liegt nicht im Bereich unseres Berichtes: nachzuweisen, mit welchen künstlerischen Mitteln in den einzelnen antiken Homerbüsten die Blindheit ausgedrückt ist, und daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen in betreff der Möglichkeit und Zulässigkeit einer künstlerischen Darstellung dieses Gebrechens überhaupt. Doch hat die Untersuchung des Breslauer Ophthalmologen auch ein Interesse für den Homerforscher. Magnus zeigt, daß alle überlieferten Homerporträts realistisch aufgefaßt sind und dabei in wesentlichen Zügen übereinstimmen, und erklärt dies durch die Vermutung, daß sie alle einem älteren idealen Typus nachgebildet seien. Durch vergleichende Betrachtung kommen wir also dahin, uns die Gestalt anschaulich zu machen, unter der sich die Griechen in einer Zeit, die der Epoche individualisierender Porträts vorauslag, ihren großen Dichter vorgestellt haben. Dies ist nun wohl nichts Neues; aber zur Würdigung der einzelnen Züge des Typus liefert die Schrift auch dem Nicht-Mediziner wertvolle Beiträge.

II. Fortgesetzte Untersuchung der Komposition.

1. W. Ribbeck, Homerische Miscellen, II. — Progr. des Askanischen Gymnasiums zu Berlin, 1888.

Für die Fragen der höheren Kritik kommt besonders die zweite der hier vereinigten kleinen Abhandlungen (S. 11—16) in betracht, worin der Verf. im Anschluß an eine früher veröffentlichte Arbeit und gegenüber Angriffen, die diese erfahren hat, zu zeigen sucht, daß Stücke der Ilias, in denen über die Anordnung des Schiffslagers, über den Platz des von Hektor eingeworfenen Thores und des von ihm in Brand gesteckten Schiffes verschiedene Voraussetzungen gemacht werden, nicht von demselben Dichter herrühren können.

2. K. Brandt, Zur Geschichte und Komposition der Ilias. Fleckeisens Jahrbb. 137 (1888) S. 81—102; 139 (1889) S. 233—246; 141 (1890) S 81—104.

3. C. Rothe, Zur Homerischen Frage. Ebenda 139 S. 249—251.

Die drei zuerst genannten Aufsätze schließen sich an frühere desselben Gelehrten an, die an der gleichen Stelle erschienen sind. Der erste behandelt die Partie von H 313 — wo mit Lachmann ein scharfer Einschnitt gemacht wird — bis K, urteilt im wesentlichen richtig über den Wert von Θ, läßt aber auffallenderweise die Frage unentschieden, ob der Verfasser dieses Gesanges auch I gedichtet oder nur mit eingefügt und dabei etwas überarbeitet habe. In Wirklichkeit atmen doch Θ und I völlig verschiedenen Geist. — Die zweite Abhandlung unternimmt es, zu beweisen, daß die μήνιδος ἀπόρρησις der ältesten Dichtung vom Zorne Achills fremd gewesen sei, wogegen die Hauptmasse von Σ und von T die Verse 1—41 ihr zugesprochen werden. — Der dritte Aufsatz hat es mit den Büchern Υ und Φ zu thun, zerlegt sie nach Hauptabschnitten der Handlung und sucht diese auf einen ersten und einen zweiten Bearbeiter des älteren, einfacheren Epos zu verteilen. — Überall ist der Verf. bemüht, sich mit der Kritik auseinanderzusetzen, die Rothe an seinen Arbeiten früher (in dem Jahresbericht über Homer) geübt hat und in dem oben angeführten kleinen Artikel aufs neue übt.

4. E. Weißenborn, Achilleis und Ilias. Programm des Gymnasiums in Mühlhausen in Thür., 1890. 30 S.

In knappem Raume giebt der Verf. eine auf die Hauptsachen beschränkte Darstellung der organischen Entwickelung, in welcher „die Ilias aus einem kleinen Kern, der Achilleis, der auch heute noch den Inhalt des gesamten Epos mit seiner Handlung vollständig umspannt,

allmählich durch die Thätigkeit einer ganzen Reihe von teils vorzüglichen, teils schwächeren Dichtern zu dem großen Werke, das das Altertum uns unter Homers Namen überliefert hat, angewachsen ist". Zu grunde gelegt ist die Ansicht von Grote; aber sie ist dahin weitergebildet, daß die Bücher B—H nicht mehr als ein abgeschlossenes Epos, das einst für sich bestanden habe, angesehen werden, sondern als eine Reihe nach und nach erfolgter Eindichtungen, die den wesentlichen Bestand der Achilleis mit ihrer zusammenhängenden Handlung (Streit der beiden Fürsten, Agamemnonschlacht, Auszug und Tod des Patroklos, Achills Rache) schon zur Voraussetzung hatten. Weißenborn nimmt von den neueren Forschungen, die sich in verwandter Richtung bewegt haben (Niese, Jebb, Fick), keine Notiz. Daß er ganz auf eigene Hand eine ähnliche Auffassung gewonnen hat, wie sie von anderen genauer begründet worden ist, gereicht ihm nur zur Ehre und seiner Theorie zur Empfehlung. Dagegen erscheint die Selbständigkeit zu weit getrieben in dem letzten Abschnitte, dessen Inhalt übrigens der Verf. selbst als problematisch bezeichnet, und in dem er den historischen Hintergrund des trojanischen Krieges aus Zügen der orientalischen, besonders der ägyptischen Geschichte zu konstruieren sucht. Hier handelt es sich um Fragen, die nicht kurzerhand durch glückliche Einfälle, sondern nur in sorgfältigem Eingehen auf die griechische Stammesgeschichte gelöst werden können, und über die niemand richtig urteilen kann, der, wie Weißenborn thut (S. 14), die Ilias schlechthin als ein Produkt des ionischen Stammes ansieht.

5. K. Dyroff, Über einige Quellen des Iliasdiaskeuasten. Progr. Würzburg 1891. 45 S. in 8.

Die Untersuchungen des Verf. beruhen auf der Grundansicht, daß etwa ums Jahr 700 von einem Dichter, den er auch Diaskeuast nennt, „die Ilias aus älteren Quellen, größeren und kleineren, zusammengeschweißt [sic] sei, vielfach mit treuer Herübernahme der Quellenstücke, aber auch nicht ohne eindringliche eigene Arbeit." In diesem Sinne werden drei Partien der Ilias behandelt: die neuen Waffen, der Tod des Patroklos und die Überlistung des Zeus. — Verhältnismäßig am reinlichsten gelingt die Ausscheidung für die Ὁπλοποιία. Daß sie nicht einem ursprünglichen Plane gemäß an dem Platze steht, den sie jetzt einnimmt, geht schon aus der unklaren Weise hervor, wie sie zeitlich untergebracht ist: Thetis' Besuch bei Hephästos muß bei Nacht stattfinden, ist aber nicht so erzählt, daß diese Vorstellung deutlich erfaßt und festgehalten erscheint. Die Hindeutungen auf den Waffentausch, sofern sie sich außerhalb von Σ finden, als sekundär anzusehen, macht keine Schwierigkeit; denn Patroklos' Botengang behält, auch wenn

man die betreffenden Sätze wegnimmt, immer noch seinen guten Sinn; er soll erklären, wie Patroklos Π 23 ff. über den Stand der Schlacht Bescheid weiß, und soll sein Eingreifen motivieren. Dies wird von Dyroff (S. 15) einleuchtend gezeigt. Fraglich bleibt nur, ob die Erzählung von den neuen Waffen früher ein selbständiges Lied war, das dann ein Ordner in den jetzigen Zusammenhang gebracht hat, oder ob sie eben diesen Zusammenhang schon voraussetzt und für ihn erst gedichtet ist, ähnlich wie K für die Nacht zwischen dem zweiten und dritten Kampftage. Vor einer zu starken Ausnützung der Verse Σ 444—456, in denen der Verlauf der Ereignisse etwas anders skizziert wird, als er in unserer Ilias ist, warnt der Verfasser selbst (S. 17), und mit Recht. Er meint, man solle daraus nicht gleich eine alte, von der bekannten abweichende Iliasrezension rekonstruieren; es scheine nur eine freie Verknüpfung der Hauptereignisse vorzuliegen. Richtig; aber diese kann dann auch von einem Dichter gemacht sein, der den Gang der Handlung, wie wir ihn haben, schon kannte. — Für Π kritisiert Dyroff scharfsinnig und mit selbständigem Verwerten Lachmannscher Beobachtungen die in der That nicht recht folgerichtige und etwas verworrene Darstellung der Kämpfe des Patroklos. Er sucht nachzuweisen, daß der Tod dieses Helden [S. 24 ist aus Versehen „Hektor“ gedruckt] ursprünglich unmittelbar, wie Π 649 f. angedeutet, an den Kampf um Sarpedons Leiche angeknüpft war. Sarpedon aber und die Lykier besitzen selbst in unserem Epos keine Ursprünglichkeit ersten Grades, wie der Verfasser (S. 19) im Anschluß an andere Forscher ausführt. Wenn sie sich nun doch auch in solchen Partien finden, die er aus anderen Gründen einer ältesten Quelle zuweist, so ist er genötigt, um ihretwillen wieder Einschränkungen und Abstriche zu machen. Die Verse Π 684—763 [warum nicht weiter? vgl. S. 28] zeigen an sich eine klar verlaufende Reihe von Geschehnissen; Dyroff aber muß 684—697 als jüngeren Zusatz abtrennen (S. 25), weil hier die Lykier erwähnt und Züge der Sarpedon Dichtung erneuert werden. Im ganzen ergiebt sich ihm auf diese Weise ein Hin und Her von Älterem und Jüngerem, Vorlage und Umbildung, das mit Verstand konstruiert ist, aber doch nur einen der mannigfaltigen Wege darstellt, auf denen die Dichtung sich zu ihrem gegenwärtigen Bestande entwickelt haben kann. Vollkommen richtig ist, was S. 3 im Prinzip anerkannt wird, daß die vom Diaskeuasten benutzten „Quellen auch schon zusammengesetzter Natur gewesen“ sein können. Daraus folgt dann aber, daß wir nicht hoffen dürfen, Ableitungen zweiter, dritter und vierter Ordnung noch mit Sicherheit zu erkennen. — Etwas einfacher liegen die Verhältnisse wieder für die Διὸς ἀπάτη. Dyroff schließt sich für die Beurteilung dieses Gesanges an Gruppe an und findet, daß darin Elemente

einer alten theogonischen Dichtung in travestierender Weise behandelt seien. Etwas wie Travestie empfinden wir hier allerdings; aber das gilt ebenso von den meisten Götterscenen der Ilias. Der eheliche Streit in A, die Versammlung der Olympier am zweiten Schlachttage, die Kämpfe zwischen Athene und Ares, die ganze θεομαχία mit den sie begleitenden Gesprächen tragen keinen anderen Charakter. Es ist also nicht nötig, für Ξ eine eigene, ursprünglich für sich stehende Einzeldichtung anzunehmen. Allerdings ist die Erzählung in den Hauptgang der Handlung als einen bereits gegebenen eingefügt worden; das erkennt man [vgl. S. 36 f.] daraus, daß die Überlistung des Götterkönigs auf den Gang der Handlung gar keinen Einfluß ausübt, vielmehr Poseidon schon vorher, in N, mit Erfolg thätig ist den Griechen zu helfen. Und die Züge der alten Theogonie, besonders deutlich und schön Ξ 346—351, verleihen dem Abschnitt einen eigentümlichen Charakter. Aber es ist wieder sehr wohl denkbar, daß der Dichter, der diese uralten Elemente in so heiterem Sinne umbildete, derselbe war, der sie an ihren jetzigen Platz gebracht hat. Dafür spricht u. a. auch die Erinnerung an die verwundeten Könige, die mitten in der Erzählung von dem Betrug und seinem Erfolge auftaucht und nun wieder (S. 38) als Interpolation erst beseitigt werden muß. — Vielleicht haben den Verfasser manche unbequemen Konsequenzen, zu denen er gedrängt worden ist, inzwischen schon selber dahin geführt, die überlieferte Grundanschauung von koordinierten Stücken, die ein Ordner zusammengefügt habe, zurücktreten zu lassen und sich der Auffassung zu nähern, daß das Epos aus einem älteren Kern allmählich erwachsen ist, und daß viele der Stücke, die wir als jüngere „Zusätze" zu erkennen meinen, nicht mechanisch zugesetzt worden, sondern an der Stelle, an der sie jetzt stehen, hervorgesproßt sind.

6. L. Erhardt, Ilias B. Philologus 51 (1892) S. 403—421.

Zunächst werden die Widersprüche und Anstöße in dem Gange der Handlung des ersten Teiles von B aufgezeigt, dann wird die Frage aufgeworfen, ob ein Gedicht dieser Art „wirklich zum Vortrag kommen konnte oder ob wir darin eine spätere, absichtliche Zusammensetzung zu erkennen haben" (S. 412). Erhardt entscheidet sich mit Recht für das erste, weil gerade in dieser Partie die Phantasie des Hörers so unablässig in Anspruch genommen werde, daß zu kritischen Einwendungen gar keine Zeit bleibe. — Einen ähnlichen Gang nimmt weiter die Besprechung des Schiffskataloges, in der sich der Verf. mehrfach mit Niese auseinandersetzt. Wenn er diesem darin bestimmt, daß der Katalog einen Widerspruch zeige „zwischen der unleugbar trefflichen Information einerseits und der gröbsten Unwissenheit andererseits", so widerspricht er doch entschieden der litterargeschichtlichen Hypothese,

durch die Niese diesen Thatbestand zu erklären versucht hat; seiner eigenen Ansicht nach war auch der Schiffskatalog ein Gesang, der mündlich vorgetragen wurde und, so gut wie andere Gesänge, im Laufe der Zeit Erweiterungen und Veränderungen erfahren hat. Daß dieses Stück „auf griechische Hörer einen ganz anderen Eindruck machen mußte als jetzt auf moderne Leser" (S. 419), wird man dem Verf. gern zugeben. Richtig hebt er hervor, daß in Nestors Vorschlag (B 362 f.), die Mannen ihrer Verwandtschaft nach zu ordnen, eine Vorbereitung des Kataloges liege, wie schon die Alten gesehen hätten. Ob aber dieser vorbereitende Gedanke der Umgebung, in der er steht, von Anfang her angehört hat oder erst mit dem Katalog zugleich eingeschoben ist, bleibt doch eine offene Frage. —

Der hier besprochene Aufsatz zeigt den Verf. in polemischer Auseinandersetzung mit Vertretern der herkömmlichen Kompositionskritik. Danach, und nach der Einleitung seines zwei Jahre später erschienenen größeren Werkes, möchte man erwarten, daß er mit seiner eigenen Analyse der Ilias neue Wege einschlagen würde. Das ist nun doch nicht geschehen, wenn sich auch Erhardts Ansicht über die allmähliche Entstehung der Ilias in mancher Beziehung vorteilhaft von anderen Theorien unterscheidet. Für das Nähere sei auf Abschnitt VIII dieses Berichtes verwiesen.

7. M. Valeton, Ad compositionem Iliadis. — Mnemosyne, Nov. ser. 23 (Lugduni Batavorum 1895) p. 390—454.

Aus der Thatsache, daß Πρεσβεία und Πατρόκλεια nicht miteinander stimmen (Π 72 f., 85 f.), hat man in der Regel den Schluß gezogen, daß erstere in den ursprünglichen Bestand der Dichtung eingeschoben sei. Der Verf. kehrt das Verhältnis um, und zwar deshalb, weil die Πατρόκλεια auch mit zwei anderen Hauptstücken sich nicht vertrage: mit dem Plan des Zeus in A, der auf Genugthuung für Achill, nicht darauf ausgehe ihm seinen Freund zu rauben, und mit der Μήνιδος ἀπόρρησις, in der Achill zweimal spreche ohne des Verlustes zu gedenken, und erst beim dritten Mal (T 210 ff.) den toten Freund erwähne. In der ältesten Ilias fehlten nach Valeton nicht nur Kampf und Fall des Patroklos, sondern auch der Brand der Schiffe; dies schließt er aus Λ 191 ff., wo Zeus ankündigt, daß die Nacht — nicht irgend ein Mensch — dem Vordringen Hektors ein Ende machen werde. In der Nacht, die so rettend erschienen war, schickte dann Agamemnon die Gesandtschaft an Achill; der ließ sich erbitten, und es folgte unmittelbar die Versöhnung. An O 727, wo selbst Aias in Bedrängnis ist und zurückweicht, schloß sich Θ 485 ff., eben das Hereinbrechen der Nacht, an, und daran die Πρεσβεία, dann die Μήνιδος ἀπόρρησις. —

Der Urheber dieser kühnen Konstruktion hat nun aber selbst erkannt, dass sie nur einem Teil der beobachteten Widersprüche und Beziehungen gerecht wird; es ist ihm nicht entgangen, daß in dem uns vorliegenden Epos doch im Grunde der Gesang von Patroklos fester sitzt und ursprünglicher erscheint als der von der Bittgesandtschaft. Deshalb nimmt er an, daß die Πατρόκλεια nicht der vollständigen, sondern einer verstümmelten, um I und T gekürzten Ilias hinzugefügt worden sei. Die ältere Form habe sich aber neben der jüngeren erhalten, bis jemand auf den Gedanken kam, beide miteinander zu verschmelzen. Dabei habe die Gesandtschaft ihren jetzigen Platz und den negativen Ausgang erhalten; zugleich aber sei für sie eine andere Einleitung statt der Kämpfe in O — die nunmehr zur Entsendung des Patroklos führten — notwendig gewesen und deshalb die Κόλος μάχη hinzugedichtet worden.

Mit diesen Grundzügen der neuen Theorie können wir uns hier begnügen und die Fülle weiterer Vorschläge zu Ausscheidungen und Umstellungen, die der, übrigens in flottem Latein geschriebene Aufsatz bringt, auf sich beruhen lassen. Das Ganze charakterisirt sich so recht als eine Kompositionskritik alten Stiles. Einzelne Züge, wie der Ausdruck in der Ankündigung des göttlichen Willens in A und Λ, Achills Schweigen über Patroklos in T, werden mit der scharfen Logik eines Staatsanwaltes zu Folgerungen verwertet, die den ganzen Bau der überlieferten Dichtung auseinanderwerfen; und dann wird aus den vielen Möglichkeiten, die Teile anders zu verbinden, eine herausgegriffen und mit Zuversicht als ursprünglicher Zustand hingestellt. Dabei fehlt es nicht nur im einzelnen nicht an guten Beobachtungen, auch die Grundansicht, die in § 3 angedeutet wird, ist richtig: daß die Ilias nicht durch Zusammensetzung aus selbständigen, einander koordinierten Liedern entstanden sei, wie Lachmann annahm, sondern aus einem schon nicht mehr ganz einfachen Kern durch Erweiterung, Eindichtung und Umdichtung allmählich erwachsen. Daß es bei solcher Entstehungsweise heute nicht mehr möglich ist, die Teile reinlich voneinander zu sondern, weil sie sich wechselseitig bald voraussetzen bald auszuschließen scheinen, das wird gerade durch so mißlungene Versuche wie den hier vorliegenden bewiesen — wenn es eines Beweises dafür noch bedurft hätte.

8. A. Ludwig, Über die Integrität der Ilias. Prag (Fr. Řivnáč) 1899. 36 S.

9. Derselbe, Die Rhapsodien der Ilias A—Σ in bezug auf ihre Zusammensetzung. Ebenda 1899. 34 S.

10. Derselbe, Die Euphorbosepisode, Ilias P 1—119. Ebenda 1900. 8 S.

(Sonderabdrücke aus den Sitzungsberichten der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.)

Der Verf. geht mit Scharfsinn und Enschlossenheit vor, und hat dadurch, daß er seine Arbeiten von der sonstigen neueren Forschung einigermaßen abgesondert hält, den unverkennbaren Vorteil, daß er manchmal das Wesentliche schärfer sieht als der, welcher inmitten eines bewegten litterarischen Kampfes steht; andererseits ergiebt sich aus der Isolierung auch leicht der Nachteil, daß auf unnötige oder aussichtslose Aufgaben eine Mühe verwendet wird, die an anderer Stelle besser nutzbar gemacht werden könnte.

Der erste Aufsatz behandelt die Frage: „ob die uns unter dem zu weit greifenden Namen Ilias vorliegende Dichtung alles war, was von der Troerkriegssage in epischer Fassung überhaupt existiert hat.“ Diese Frage wird verneint, und mit Recht. Der Art jedoch, wie diese Verneinung begründet wird, kann ich nur zum Teil beistimmen. Auch Ludwig streitet gegen die Ansicht Nieses, daß eine von der Dichtung unabhängige Sage niemals existiert habe, behauptet also, es habe Sagen ohne poetische Gestaltung gegeben, und findet Hindeutungen auf sie an all den Stellen, wo die Dichter der Ilias etwas erwähnen, was mit dem Gegenstande dieser Erzählung zusammenhängt und doch nach rückwärts oder seitwärts oder vorwärts außerhalb des Rahmens liegt. Oft genug wird es ja zutreffen, daß sich in solchen Erwähnungen die Bekanntschaft mit einem größeren Sagenschatze — der nur auch poetische Gestalt gehabt haben muß — verrät: Philoktets Schicksal B 721 ff., Achills Tod durch Paris X 359 sind gewiß nicht für diese Stellen erfunden. Aber nicht selten hat man allen Grund, eben dies letztere anzunehmen: daß ein gelegentlich angedeuteter Zug der Sage vom Dichter erfunden, vielleicht improvisiert worden ist, um den Eindruck eines historisch erweiterten oder psychologisch vertieften Hintergrundes zu machen. Was Agamemnon A 106 ff. zu und über Kalchas sagt, scheint von dieser Gattung zu sein. Gewiß ist es nicht leicht, sie gegen jene andere, gegen die sozusagen litterarisch fundierten Anspielungen abzugrenzen; und darin mögen Spätere über Niese hinauskommen. Sein Verdienst bleibt doch, diese ganze Art des Weiterwachsens — durch Ausführung scheinbarer Anspielungen — klar erkannt und als eine Hauptquelle jüngerer Sagendichtung nachgewiesen zu haben.

Die zweite Abhandlung giebt in engem Raume selbständige Beiträge zu einer Analyse des größten Teiles der Ilias. Im einzelnen ist auch hier vieles anfechtbar, wie das nicht anders sein kann. Den wunderlichen Irrtum, daß Hektors Begegnung mit Andromache von dem, der sie dichtete, als letzte gedacht sei und also früher in anderer Umgebung als jetzt in Z gestanden haben müsse, teilt Ludwig (S. 14) mit den meisten,

die neuerdings über diese Scene geschrieben haben. Vielleicht ist Schiller mit seinem Jugendgedicht „Hektors Abschied" daran schuld; in der alten Überschrift des Buches heißt es durchaus verständig nur Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία. Für die Frage, ob Z überhaupt einheitlichen Charakter trage und also in einem Zuge gedichtet sein könne, ist dieser Punkt von großer Wichtigkeit. Daß die Κόλος μάχη „ursprünglich als erster Schlachttag nach der Menis gedacht" gewesen sei, nimmt Ludwig (S. 16) als allgemein zugestanden an, und meint nun, die Bücher B—Z enthielten eigentlich eine Dublette zu Θ, eine anders gewendete Darstellung des ersten Kampftages (S. 10). Vor dieser schiefen Auffassung würde den Verf. eine Bekanntschaft mit Kaysers Untersuchung bewahrt haben, durch die zum ersten Male überzeugend dargethan wurde, daß Θ gemacht worden ist, um die eingeschobene Πρασβεία vorzubereiten. — Im ganzen fällt Ludwig aber ein sehr treffendes Urteil (S. 34): daß von den drei Teilen der Ilias, die er unterscheidet, der dritte (T—Ω) klar erkennbare und ausscheidbare Einschaltungen zeigt, der erste (B—H) zwar in seinen Bestandteilen ungleichartig und in der Motivierung öfters mangelhaft, aber doch einigermaßen durchgearbeitet ist, während der mittlere (Λ—Σ) eine Erzählung bringt, die „von ganz verschiedenen, unvereinbaren Voraussetzungen ausgeht, also ein ganz unfertiges Gepräge trägt"; hier sei es „den Redaktoren nicht gelungen, den Wirrwarr der Schilderungen und Erzählungen in eine verständliche Handlung überzuführen". — Der Verf. hat die Frage nicht mehr erörtert, die sich hier aufdrängt, was sich aus diesem Thatbestande wohl in betreff des relativen Alters der drei Partien folgern lasse.

Die dritte Abhandlung beschäftigt sich mit der Euphorbos-Episode. Die Beziehung, in die Pythagoras zu ihr gebracht worden ist, erörtert Ludwig mit besonnenem Urteil. Vor allem aber zeigt er, wie sie innerhalb unserer Ilias ganz für sich steht und in den Gang der Handlung nachträglich eingeschoben sein muß. Nicht auf grund irgend einer älteren Sagenform sondern durch freie Erfindung: das nimmt er wohl mit Recht an. Roberts Vermutung über den Ursprung dieses Einschubes (Stud. z. Il. 390 f.) dient dem, was Ludwig erkannt hat, zu willkommener Ergänzung.

11. J. Schultz, Zur Ilias-Kritik. (Prolegomena.) Progr. des Sophien-Realgymn. zu Berlin, 1900. 30 S.

12. Derselbe: Das Lied vom Zorn Achills. Aus unserer Ilias hergestellt und in deutsche Nibelungenzeilen übertragen. Berlin (Wiegandt und Grieben) 1901. CIX, 78 S.

In dem Programm vom J. 1900 hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, eine Zerlegung der Ilias in ihre ursprünglichen Bestandteile

dadurch vorzubereiten, daß er zunächst alle die kleinen Zusätze und Zwischenglieder entfernt, die offensichtlich bei der letzten Zusammenfügung und Überarbeitung des jetzt bestehenden Werkes eingefügt worden seien. Kitt und Mörtel sollen weggeschlagen werden, damit die Fugen, die davon verdeckt werden, sich öffnen, und die nur äußerlich verbundenen Teile des ganzen Baues, verschieden alt und verschieden wertvoll wie sie sind, nunmehr unvermittelt nebeneinander stehen bleiben. Im ganzen sind es rund 5000 Verse, die auf diese Weise ausgeschieden werden. Die große Zahl rührt zum Teil daher, daß der Verf. seinen Vorsatz nicht streng festgehalten hat. Was er von M an bietet, ist nicht mehr bloß Ablösung kleiner Verbindungsglieder und erweiternder Zusätze, sondern bereits Analyse des Inhaltes selber. Allerdings lag hier wohl in der Natur des Stoffes ein Anlaß, das Verfahren zu ändern; die späteren Bücher enthalten nicht so viel wie die früheren größere Stücke von geschlossener Komposition, vielleicht eben deshalb, weil in ihnen mehr altüberliefertes Material verarbeitet ist. Aber dann wäre es wohl richtiger gewesen, sie fürs erste so wie sie sind stehen zu lassen und die Prolegomena nicht mit einer Untersuchung zu belasten, die über ihr vorbereitendes Ziel hinausführt. — Während in dem Programm der Text der Ilias nach der Reihenfolge der Gesänge und Verse durchgegangen wird, beginnt die umfangreiche und wertvolle Einleitung des etwas später erschienenen Buches von Schultz damit, daß die als solche erkannten Zusätze der Rhapsoden und Überarbeiter nach ihrer Art und psychologischen Veranlassung gruppiert werden. Dann folgt eine Darlegung der Ansicht, die der Verf. selbst von der allmählichen Entstehung des Epos sich gebildet hat; endlich eine Reihe von „Betrachtungen“ über chronologische Fragen, über den epischen Stil, über Kulturstufen, Bewaffnung, religiöse Anschauungen, die bei Homer herrschen. Den Schluß des Ganzen bildet, auf dem Titel allein genannt, eine Übertragung der für echt gehaltenen Stücke in paarweis gereimte, gut lesbare Nibelungenzeilen.

In bezug auf sorgfältige Interpretation, die ja die Grundlage aller Kritik bilden muß, bleibt hier und da etwas zu wünschen. Der Anstoß, der an B 194 genommen wird, verschwindet, sobald man den Satz als Frage faßt: ἐν βουλῇ δ' οὐ πάντες ἀκούσαμεν οἷον ἔειπεν; Ähnlich ist es bei dem Flußkampfe in Φ (Progr. 27); hier ist alles in Ordnung, sobald man die Zusage des Peliden ironisch versteht: ἔσται ταῦτα, Σκάμανδρε διοτρεφές, ὡς σὺ κελεύεις (223). Er sagt Ja und thut Nein, ein beliebtes Verfahren. — In beiden Fällen ist Schultz in Übereinstimmung mit der herrschenden Ansicht. Wo er eigene Wege geht, gelingt es ihm manchmal viel besser. Vortrefflich behandelt er (Progr. 17) das Auftreten des Phönix in I: dessen Rede ist als Glied

in der psychologischen Entwickelung unentbehrlich, kann also nicht nachträglich eingeschoben sein; aber sein Anteil an der Gesandtschaft ist offenbar nicht ursprünglich; folglich muß die Erzählung früher so gehalten gewesen sein, daß der Alte sich bei Achill befand, als die beiden Gesandten den Helden aufsuchten. Auch über den Charakter von Γ und Δ urteilt der Verf. (S. 10), von hohen Autoritäten abweichend, richtig, indem er den klaren Zusammenhang, worin die Handlung von Γ 1 bis Δ 219 verläuft, anerkennt. Hätte er nur dieselbe Betrachtungsweise auf Z angewandt! Aber da hat auch er sich von der Vorstellung nicht losmachen können, die Scene zwischen Hektor und Andromache müsse als ein letzter Abschied gedichtet gewesen sein. Dies veranlaßt ihn, die Art, wie Hektor durch Helenas Rat in die Stadt geführt wird, als „plump" erfundenes Verbindungsstück zu verurteilen und damit zugleich auch das Gespräch zwischen Hektor und seiner Mutter hinauszuwerfen (Progr. 12; vgl. Lied S. XVI. LIV). Vielmehr ist das ganze Z in Anlage und Stimmung durchaus gleichartig: es soll friedliche Scenen bringen. Deshalb wird der kriegerische Hintergrund nur mit ein paar Strichen zu Anfang angedeutet; das einzige größere Stück, das im Felde spielt, ist die Begegnung von Glaukos und Diomedes, auch sie freundlicher Art; vor allem aber war es die Absicht des Dichters, Hektor mit seiner Mutter, mit Helena, mit der Gattin in herzlichem Gedankenaustausche zu zeigen; sogar sein Verhältnis zu Paris gestaltet sich in diesem Gesang freundlich: vereint kehren beide auf das Schlachtfeld zurück — und mit ihnen die Phantasie des Zuhörers. In der Ausmalung all dieser friedlichen Bilder hat der Dichter seine Erfindungskraft bewährt; mit der äußeren Einfügung in den Gang der Ereignisse hat er es — und das war sein gutes Recht — sich leicht gemacht.

Nicht völlig neu, aber sehr zur rechten Zeit erneuert und selbständig formuliert ist der allgemeine Gedanke: die späteren Sänger neigen dazu „Ereignisse altklug vorzubereiten, die das echte Epos, wie es guter, volkstümlicher Ton ist, mit raschem und kräftigem Anschlage einsetzen läßt" (Lied S. XXIII). Das ist die Niesesche Anschauung von dem Wachstum des Epos, die in diesem Jahresbericht mehrfach, u. a. gegen A. Ludwig, verteidigt wird. Nur müssen es nicht gerade immer „altkluge", pedantische, unerfreuliche Neubildungen sein, die auf solche Weise entstanden sind. Die Πρεσβεία verdankt diesem Triebe ihren Ursprung. Dieselben Stellen, in denen Schultz (S. XXXVII) einen Beweis dafür sieht, daß Π niemals ohne I existiert haben könne — Π 29 ff. 61 ff. 83 ff. — erscheinen, sobald man sich nur entschließt auch einem Nachdichter etwas Gutes zuzutrauen, als natürlicher, psychologisch durchaus verständlicher Anlaß zur Erfindung einer Bittgesandtschaft an Achilleus.

Das Haupt-Kriterium, dessen sich der Verf. für seine Analyse der Ilias bedient, ist die Vergleichung von Versen, die an zwei oder mehr Stellen vorkommen und nur an einer vollkommen gut passen, an den andern entlehnt zu sein scheinen (S. LX. LXXV); Rothes Arbeit über Wiederholungen, die er erwähnt, hat ihn in dem Vertrauen zu dieser Methode nicht irre gemacht. Dadurch ist sein ganzer Bau auf eine höchst unsichere Grundlage gestellt. Schlimmer ist, daß er den Problemen, welche in den Kulturverhältnissen bei Homer und in dem sprachlichen Zustande des Textes liegen, ganz fremd gegenübersteht. Kluges gute Beobachtungen über homerische und mykenische Bewaffnung lehnt er (S. XCII ff.) mit Unrecht ab; von der umfassenderen und eindringenderen Untersuchung desselben Gegenstandes durch Wolfgang Reichel hat er gar nicht Notiz genommen. Er meint, „niemand zweifle mehr, daß die mykenische Kultur der homerischen um Jahrhunderte voraufging", und beruft sich (S. XC) auf Wilamowitz, der ausreichend gezeigt habe, daß „die epischen Sänger in archaistischem Sinne stilisieren". Gewiß, das thun die Verfasser der uns jetzt vorliegenden Gesänge; deren Stil ist in hohem Grade „konventionell". Aber alles Konventionelle — in den Anschauungen und Kulturvoraussetzungen so gut wie in den sprachlichen Ausdrücken — muß doch irgendwie durch eine lange Entwickelung erst fest geworden sein; an deren Anfang muß eine Periode gestanden haben, in der es als unmittelbare Äußerung eines wirklichen Lebens geschaffen wurde. Und diese schöpferische Periode liegt für den homerischen Stil innerhalb der mykenischen Kultur, für die homerische Sprache in der Zeit, wo nicht Ionier, sondern Äoler den epischen Gesang pflegten, in Thessalien. Wer heutzutage mit einer eigenen Ansicht über die Entstehung der Ilias hervortritt, darf sich nicht, wie Schultz thut (S. LXXVII), bei dem Wunsche beruhigen, daß „daß jemand, der diese Dinge versteht, seine Konstruktion mit grammatischer Laterne nachprüfen und im einzelnen manchen Irrtum berichtigen" möchte. Vielmehr läßt sich gerade die richtige Grundanschauung nur von der sprachlichen Seite her gewinnen. Der Verf. steht diesen Dingen so fern, daß er von einer „attischen Koine" spricht, in der die Epen uns vorlägen (S. LXXXIII), und spottend ausruft (S. XI): „Ein echter Poet, der auf 'messingsch' singt, soll uns noch vorgestellt werden!" Den Ausdruck einmal angenommen — wo ist in unserer Ilias ein Stück, das anders als auf messingsch gedichtet wäre? Auch die relativ ältesten und stilistisch reinsten sind schon in dem äolisch-ionischen Mischdialekt verfaßt. Freilich darf niemand verlangen, daß man ihm diesen Thatbestand vorweise, wenn er es ablehnt die Sprache Homers zu studieren.

13. Kornke, Über den Eingang des neunten Gesanges der Ilias. Progr. Glatz 1896. 14 S. in 4.

Der Verf. hat, „ohne auf die Frage über die Ursprünglichkeit des [ganzen] neunten Gesanges einzugehen, nur die gegen den Eingang (1—88) erhobenen Ausstellungen und Bedenken einer näheren Prüfung unterzogen“. Diese Detailuntersuchung ist mit Sachkenntnis und treffendem Urteil geführt. Besonders gut sind, im Gegensatze zu pedantischen Einwendungen, die andere gegen sie gemacht haben, die beiden Reden des Diomedes und des Nestor analysiert und aus dem Charakter der Sprechenden erklärt. In einem Punkte hätte die Verteidigung noch wirksamer sein können. Daß Nestor bei den Worten (63 f.) ἀφρήτωρ ἀθέμιστος ἀνέστιός ἐστιν ἐκεῖνος, ὃς πολέμου ἔραται ἐπιδημίου κρυόεντος an den Streit zwischen Achill und Agamemnon denkt und gedacht wissen will, ist wohl richtig. Aber nur im Hintergrunde denkt er daran, und nur im stillen sollen die Hörer diese Beziehung empfinden; denn in den Zusammenhang der Rede paßt sie wirklich nicht hinein. Was den Redner unmittelbar beschäftigt, ist die Kritik, die Diomedes und er selbst an dem Verhalten Agamemnons üben; für diese verlangt er eine ruhige und sachliche Aufnahme und begründet solches Verlangen mit der allgemein gehaltenen Warnung vor einem Kampf im eigenen Lager, bei der jeder unwillkürlich an jenen viel ernsteren Fall denken muß. — Künstlich und nicht überzeugend ist die Art, wie Kornke die Heeresversammlung, die dem Rate der Fürsten vorhergeht (ἀγορή 11. 13; πάντες υἷες Ἀχαιῶν 50, κοῦροι 68), aus redaktioneller Überarbeitung ursprünglich getrennter Stücke zu erklären sucht. Dies ist einer der Fälle, wo ein einzelner Punkt ohne entschiedenes Urteil über die Gesamtfrage nicht erledigt werden kann. Die nächtliche Versammlung des Volkes ist ja auffallend und schwer anschaulich zu machen; aber das ist hier nicht schlimmer als bei der troischen nach dem dritten Kampftage (Σ 245 ff). Der Dichter von I ist ein Meister in der Entwickelung zusammenhängender Reden; aber eben dadurch zeigt er sich als Vertreter einer in der Reife weit vorgeschrittenen Periode der Poesie. Und hierzu paßt es wieder aufs beste, daß manche Elemente der Schilderung schon unlebendig geworden sind, daß mit konventionellen Zügen gearbeitet wird, die, in sorgloser Verwendung, sich nicht überall zu dem Bilde einer scharf erfaßten Situation vereinigen lassen. Auch sprachliche Besonderheiten, wie das konsekutiv gebrauchte ὥς τε 42, das der Verf. (S. 10) wegdeuten möchte, lassen erkennen, daß die behandelte Partie recht jungen Ursprungs ist. Für alle diese Dinge ergiebt sich eine richtigere Würdigung, und die Zusammengehörigkeit des Einganges (1—88) mit dem folgenden Gesang, die Kornke beweisen wollte, wird um so fester begründet, wenn man anerkannt hat, daß dieses ganze schöne und gedankenreiche Lied zwischen den Ratschluß des Zeus in Λ und die in Λ beginnende Hauptschlacht nachträglich eingedichtet ist.

14. F. Hanssen, Sobre la interpretacion de un pasaje de la Iliada (de Iovis consilio). Publicado en los Anales de la Universitat. Santiago de Chile (Imprenta Cervantes) 1893. 62 S.

15. Derselbe, Sobre el ruego de Tétis (de Thetidis precibus). Ebenda 1893. 16 S.

Der Verf. hat den spanisch geschriebenen Abhandlungen „Summarien“ in lateinischer Sprache hinzugefügt (S. 48 ff. 13 ff.), auf die allein sich mein Bericht bezieht. Die erste legt — gewiß richtig — dar, daß mit der Διὸς βουλή (A 5) nicht das der Thetis gegebene Versprechen gemeint sei. Hanssen findet den hier angedeuteten Ratschluß des Zeus wieder in den Worten des Agamemnon und Achilleus (T 85—90 und 270—274), in denen die Schuld an dem soeben beigelegten Hader dem Zeus zugeschoben wird; dies sei ein Ausdruck für die Annahme des Dichters, daß der Göttervater absichtlich den Streit zwischen den Königen erregt habe, um viele Griechen und Troer in den Tod zu bringen. Gegen diese Ansicht soll der Dichter des Proömiums der Odyssee polemisieren, indem er den Göttervater sagen läßt: ἐξ ἡμέων γὰρ φασὶ κάκ' ἔμμεναι, οἱ δὲ καὶ αὐτοὶ κτλ. Das ist scharfsinnig beobachtet und fein kombiniert, aber eben deshalb doch nicht überzeugend; denn dabei wird den alten Dichtern zugemutet, daß sie an jeder einzelnen Stelle den ganzen Zusammenhang des Epos klar im Bewußtsein gehabt und sorgfältig berücksichtigt hätten. Auch spricht das Gesamtbild, zu dem Hanssen mit seiner Methode gelangt ist, nicht zu ihren Gunsten. Wenn Achill I 352 ff. sich rühmt, so lange er am Kriege teilgenommen habe hätten sich die Troer nicht ins freie Feld herausgewagt, so soll dies ein Beweis dafür sein, daß aus unserer Ilias Stücke verloren gegangen sind, in denen diese Periode des Kampfes geschildert war. Daraus würde dann weiter folgen, daß I und so auch das mit ihm eng verbundene Θ die Gesänge seien, in denen die echte und älteste Gestalt der Ilias die deutlichsten Spuren zurückgelassen habe. Der Verf. zieht wirklich diese Konsequenz.

Im zweiten Aufsatze verwertet er sie als Ausgangspunkt für eine neue Folgerung. I 34 f. wird auf die ἐπιπώλησις bezug genommen: folglich muß auch diese sehr alt sein. In ihr aber kommt Idomeneus vor, den Hanssen mit Recht für einen ziemlich späten Eindringling im Epos hält: folglich ist die ἐπιπώλησις an dieser Stelle überarbeitet. — Das eigentliche Thema der zweiten Abhandlung ist: nachzuweisen, daß die Partien des Epos, die von Thetis handeln, eng mit denen zusammenhängen, in denen Nestor eine Rolle spielt, ja daß beide durch denselben Dichter in die Ilias eingeführt worden seien. Dabei wird als Argument u. a. die Beobachtung verwertet, daß Nestor in seiner Rede

in A an die göttliche Mutter des Achilleus erinnert: θεὰ δέ σε γείνατο μήτηρ (280).

16. F. Hanssen (Santiago de Chile), Ilias IX 13—28. Philol. 52 (1894) S. 584—592.

Zweimal macht Agamemnon den Vorschlag zu fliehen: scheinbar, und um seine Leute zu prüfen, in B, ernstlich in I; seine Ausführungen an beiden Stellen stimmen zum Teil wörtlich überein. Hanssen glaubt nun, daß die πεῖρα in B nach einer Vorlage gedichtet sei, in der die Aufforderung zur Flucht ebenfalls ernsthaft gemeint war; und dieses selbe alte Lied habe dem Dichter von I als Vorbild gedient. Was zur Begründung dieser Hypothese gesagt wird, ist scharfsinnig und hilft in das Verständnis der beiden verglichenen Scenen eindringen; recht überzeugend aber ist die Beweisführung nicht. Die Aufforderung, zu fliehen, ist doch auch in ihrem jetzigen Zusammenhang in B nicht so ganz unverständlich: Agamemnon wollte das Heer auf die Probe stellen wie Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen seine Generale. Der Unterschied ist nur der, daß dem preußischen König der Versuch gelang, durch Anregung eines schwächlichen Gedankens die allgemeine Entschlossenheit zu steigern, während Agamemnon sich in seiner Berechnung geirrt hatte.

17. P. Jahr, De Iliadis libro decimo. Programm des Stadtgymnasiums zu Stettin, 1889. 6 S. in 4.

Enthält eine kurze Darlegung der Gründe, aus denen Verf. der Ansicht beistimmt, „Iliadis librum decimum e contextu totius poematis epici exterminandum et carmen singulare habendum esse".

18. von Wilamowitz-Moellendorff, Lesefrüchte, Herm. 35 (1900) S. 533 ff. (daraus hergehörig 561—565).

Der Verf. zeigt einleuchtend, daß die Erzählung von Achills Waffnung und seinem Gespräch mit dem Rosse Xanthos in T (369—424) zwar „in sich ganz und gut", aber ein spätes Stück ist, das „in die fertige Ilias eingesetzt" wurde. Für die Episode von dem sprechenden Pferde vermutet er als Vorlage die von dem weinenden in P (426 ff.). Im einzelnen ließe sich gegen die Beurteilung dies und das einwenden; im ganzen aber bietet sie ein willkommenes Zeugnis dafür, wie lohnend es sein würde, zunächst die jüngsten Zusätze des Epos abzulösen, anstatt daß immer wieder versucht wird, mit dem Herausbrechen der ältesten, längst in übergelagerte Schichten verwachsenen zu beginnen.

19. W. Helbig, Der Schluß des äolischen Epos vom Zorne des Achill. Rhein. Mus. 55 (1900) S. 55—61.

Daß der Gesang Ἕκτορος λύτρα zu den jüngsten Teilen der Ilias gehört, also jedenfalls erst in der ionischen Periode des Epos hinzu-

gedichtet worden ist, dürfte kaum bestritten werden; auch Fick, der darüber anders urteilt, rechnet doch diesen Gesang nicht dem ursprünglichen Bestande seines „Gedichtes vom Zorne Achills" zu. Womit schloß dann aber früher die Handlung ab? Fick (Ilias S. 2) hat darauf hingewiesen, und Helbig hebt es aufs neue hervor, daß die im Proömium gegebene Ankündigung, die Leiber der Helden sollten den Hunden und Vögeln zum Fraße werden, thatsächlich nicht in Erfüllung geht. Es kommt dazu, daß gerade in bezug auf Hektor Achill den Vorsatz, seinen Leichnam in dieser Weise preiszugeben, mehrfach (X 335 f. 348 ff. Ψ 21. 183) in bestimmten und starken Worten ausspricht. Durch das alles ist die Vermutung begründet, daß auf einer älteren Stufe der Dichtung nicht die Art von Mißhandlung, die nach der jetzigen Überlieferung von Achill tagelang verübt und durch die von den Göttern befohlene Auslieferung abgeschnitten wird, dem Toten zu teil geworden sei, sondern daß die Preisgabe an Hunde und Vögel den Abschluß gebildet habe. Zu sehr ins einzelne mit seiner Konstruktion geht Helbig dadurch, daß er auch der älteren Darstellung schon einen — dort vergeblichen — Versuch des Priamos, die Leiche des Sohnes auszulösen, zuweist. Darüber läßt sich nichts wissen. Auch ist es zweifelhaft, ob wir berechtigt sind, das Epos in seiner hier vermuteten früheren Begrenzung ein äolisches zu nennen; denn in anderem Zusammenhange (VI, 2 und VII, 10. 11) wird sich die Wahrscheinlichkeit ergeben, daß der ganze Plan, um die Entzweiung der beiden Könige die übrigen Ereignisse zu gruppieren, erst in der ionischen Periode der Dichtung ersonnen worden ist.

20. C. Robert, Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von F. Bechtel. Berlin (Weidmann) 1901. 591 S.

21. Cauer, Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum u. s. w. VII (1902) S. 77—99.

Nach Roberts Ansicht bildet den Grundstock unserer Ilias ein Gedicht, das in äolischer Mundart verfaßt war und von dem sich aus dem überlieferten Bestande noch eine Reihe größerer und kleinerer Abschnitte, im ganzen 2146 Verse, herstellen lassen. Es enthielt bereits die Erzählung von der Pest und dem Streit der Könige, von Thetis' Bittgang und Agamemnons Traum, der den Herrscher veranlaßte eine große Schlacht zu beginnen. Was dann folgte, war auf zwei Kampftage verteilt. Am ersten gerieten zunächst die Troer so in Bedrängnis, daß auf Helenas Rat Hektor in die Stadt ging, um seinen Bruder Paris, der sich grollend fern hielt, zum Eintritt in den Kampf zu bewegen. Durch dessen Verdienst wurde dann das Gleichgewicht wiederhergestellt. Am Nachmittag waren die Troer vollends siegreich, besonders seit

Agamemnon und Odysseus verwundet worden waren. Nur die hereinbrechende Nacht rettete die Achäer. Agamemnon machte im Rate der Fürsten den Vorschlag, heimlich zu entfliehen, wurde aber durch Odysseus davon abgebracht. — Im Morgengrauen des zweiten Tages rückten die Troer zu einem Überfall heran; aber Poseidon, der Flut entstiegen, warnte die Achäer, die nun unter dem Schutze des Gottes in den Kampf zogen. Hektor wurde von Aias durch einen Steinwurf zu Falle gebracht, und nun gelang es den Griechen, die Feinde bis die in Mitte der Ebene zurückzutreiben. Da erwachte Zeus aus seinem nächtlichen Schlafe und ließ durch Iris den Poseidon vom Schlachtfelde wegweisen. Aufs neue drangen, wieder von Hektor geführt, die Troer vor, bis Patroklos vom Peliden die Erlaubnis erbat, mit den Myrmidonen zu Hülfe zu kommen. Achill lieh ihm aus eigenem Antrieb seine Waffen und seinen Wagen, und nun vollbrachte Patroklos große Thaten. Zuletzt fiel er. Das geschehene Unglück und die Gefahr, in der sich der Leichnam befinde, meldete Automedon dem Achilleus. Bald darauf brachte Menelaos den Toten ins Zelt, ihm folgte der schwer verwundete Aias. Dessen Rüstung legte Achill an. Ehe er aber hinausstürzen konnte, um den Freund zu rächen, kam Thetis, die sein Klagen gehört hatte, und prophezeite ihm den eigenen nahen Untergang. Dadurch ließ er sich jedoch nicht zurückhalten, eilte in den Kampf, tötete viele Troer und zuletzt den Hektor, wurde aber gleich darauf am Skäischen Thore selbst von Paris erschossen. —

Man sieht, diese Urilias enthält Stücke aus ziemlich allen Partien des Epos; ganz fehlen Γ Μ Κ Τ Φ Ψ Ω, der Hauptmasse nach auch I und X. Letzteres begreift man ohne weiteres für die Πρεσβεία; für die Ἕκτορος ἀναίρεσις erklärt es sich daraus, daß Robert die überlieferte Darstellung vom Tode Hektors der Urilias abspricht und vermutet, es habe ihren Platz eine andere, altertümlichere Behandlung desselben Gegenstandes eingenommen. In welcher Weise sich diese Umformung — oder Verdrängung — vollzogen habe, in welcher Reihenfolge all die Stücke, die der ursprünglichen Dichtung fremd waren, hereingekommen seien, nachdem sie teilweise vorher ein Sonderdasein geführt hätten, das alles glaubt Robert genau erkannt zu haben. Er unterscheidet eine erste bis vierte Ilias, zu denen dann noch Zwischenglieder und am Schluß mehrere Nachträge kommen, unter diesen als allerletzte die Götterversammlung in Υ und der Bittgang der Frauen in Ζ. Eine Tabelle am Ende des Ganzen (S. 516) sucht die sehr verwickelte Konstruktion möglichst anschaulich zu machen.

Fast noch mehr als durch dieses Resultat beansprucht das Buch Beachtung durch die Methode, nach der die Untersuchung geführt sein soll: zunächst seien die Partien, in denen mykenische und ionische Bewaffnung

deutlich verschieden hervorträten, schichtweise gesondert worden; es habe sich gezeigt, daß diese Zerlegung mit der nach äolischem und ionischem Dialekt vollkommen übereinstimme; erst nachdem so auf doppeltem Wege ein festumgrenzter Bestand als ursprünglich erkannt worden war, seien aus ihm weitere Anhaltspunkte für Inhalt und Komposition entnommen worden, um das übrige nun so zu zerlegen, daß es sich an die gegebenen Plätze verteilte. — In dem oben angeführten Aufsatz habe ich gezeigt, daß der Verf. sich in einer Selbsttäuschung befindet, wenn er meint in dieser Weise vorgegangen zu sein. In Wirklichkeit spielen auch bei ihm hoplistische und sprachgeschichtliche Kriterien nur eine dienende Rolle, das Entscheidende liegt durchaus in der Kompositionskritik alten Stils; nur ist bei deren Anwendung das Mißtrauen gegen die Überlieferung und die Gläubigkeit gegenüber den eigenen Vermutungen ins Maßlose übertrieben. Das ganze Werk muß als ein völlig verfehltes bezeichnet werden. Nur in den letzten Abschnitten (S. 382 ff.), die sich mit den thatsächlich jüngsten Teilen der Ilias beschäftigen, findet sich manches Brauchbare, namentlich über die Art, wie nachträglich Personen und Familien der Wirklichkeit in das Epos mit eingearbeitet worden seien. Die weitere Begründung dieses Urteils findet man in der angegebenen Stelle.

22. Ed. Schwartz, Fünf Vorträge über den Griechischen Roman. Berlin (Georg Reimer) 1896.

Der erste dieser Vorträge (S. 1—29) behandelt nach einigen einleitenden Betrachtungen die Odyssee als ältestes Erzeugnis und Zeugnis griechischer Erzählungskunst. Dabei ist in betreff der Komposition dieses Epos eine Ansicht zu grunde gelegt, die stark durch Wilamowitz beeinflußt erscheint — z. B. in der Beurteilung der Kalypso-Episode und darin, daß eine ältere Version angenommen wird, nach welcher Odysseus im Einverständnis mit Penelope die Freier tötet (S. 21). Mythischen Deutungen ist auch Schwartz nicht abgeneigt, hebt aber mit Recht hervor, daß, wenn ja einmal die Phäaken „die Schiffer gewesen sind, die zu den Toten fahren“, dieser Zug für die Vorstellungen, die in unserer Odyssee herrschen, „jedenfalls ganz zurückgetreten“ ist.

23. M. Hergt, Die Irrfahrten des Menelaos, mit Bemerkungen über die Komposition der Telemachie. Progr. des Kgl. Maximilians-Gymn. in München, 1892. 41 S. in 8.

Der Verf. behandelt in sehr zuversichtlichem, um nicht zu sagen herausforderndem Tone die Erzählung von den Fahrten des Menelaos und meint sie einer ursprünglichen Gestalt dadurch wieder zu nähern, daß er δ 83—96 und 516 ff. (ohne genaue Begrenzung), ferner 125 ff. und

227 ff. auswirft. Grund für die ersten beiden Athetesen sind sachliche und sprachliche Anstöße, die in den gestrichenen Versen vorkommen. Der Verf. bedenkt nicht, daß die Aufgabe, dergleichen Schwierigkeiten zu erklären, doch damit nicht erledigt ist, daß man die Partie für eingeschoben erklärt; denn auch der, welcher sie einschob, muß sich etwas dabei gedacht haben, es muß möglich sein, psychologisch zu verstehen was er wollte. Über die Periode der Kritik, wo der „Interpolator" oder „Dichterling" ein Sündenbock war, dem alles Unglaublichste aufgebürdet werden konnte, sind wir doch glücklich hinaus. — Für 125 ff. und 227 ff. liegt der Anlaß zur Verurteilung darin, daß hier ein Aufenthalt auch der Helena in Ägypten angenommen wird, während weder in der Proteus-Episode noch in Nestors Erzählung (γ 276 ff.) eine solche Thatsache erwähnt wird. Dem gegenüber hat schon Rothe in seinem Jahresbericht darauf hingewiesen, daß Helena doch irgendwie von Ilios nach Hause gekommen sein muß; mit wem soll sie gefahren sein, wenn nicht mit ihrem Gemahl? — Eher der Beachtung wert ist Hergts Vermutung, daß in δ 621—624 (δαιτυμόνες δ' ἐς δώματ' ἴσαν κτλ.) der echte Rest einer Darstellung erhalten sei, in welcher das Motiv der Doppelhochzeit aus dem Anfang von δ bis zu Ende durchgeführt war.

24. A. Th. Christ, Das Aiolosabenteuer in der Odyssee. Landskron in Böhmen, 1888. 20 S.

Ausgehend von den Schwierigkeiten und Unklarheiten, mit denen die Erzählung von dem Äolos-Abenteuer offenbar behaftet ist, sucht der Verf. wahrscheinlich zu machen, einmal, daß in der ursprünglichen Gestalt der Dichtung Odysseus seinerseits, in Überschätzung der eigenen Kraft, den Windwart um Auslieferung der widrigen Winde, die er selber am besten bewachen könne, gebeten habe, sodann, daß die Erzählung eigentlich eine Parallele zu der von den Heliosrindern und wie diese dazu bestimmt gewesen sei, den Untergang der Gefährten des Helden zu motivieren. Die erste Vermutung ist beachtenswert, weil sie eine in der Überlieferung entstandene Dunkelheit aufklärt; die zweite würde dazu nötigen, einen Teil der im Text enthaltenen Erzählung als Werk einer späteren Redaktion wegzustreichen, wo dann jeder feste Anhalt für die Forschung verloren wäre.

25. M. Groeger, Die Kirke-Dichtung in der Odyssee. Philol. 59 (1900) S. 206—237.

Der Verf. behandelt den Abschnitt κ 133—489 und zeigt, daß hier nicht das Werk eines großen und originalen Dichters vorliegt, sondern das eines Nachahmers, dem sich die Benutzung der Vorbilder

und Mangel an eigener Gestaltungskraft nachweisen lassen. Die Untersuchung schließt sich an Kirchhoff und Wilamowitz an, ist aber selbständig geführt, so daß z. B. die Vermutung, die manchen schon als Thatsache zu gelten anfing, daß die Erzählung in κμ aus der dritten in die erste Person umgesetzt worden sei, abgelehnt wird (S. 217). Der unternommene Beweis ist im wesentlichen gelungen; nur hier und da hat der Scharfsinn in der Aufspürung von Anstößen zu weit geführt. So erscheint mir das Verfahren des Odysseus bei Erkundung des Landes, auch nachher sein Verhalten gegen Eurylochos ganz verständig und verständlich, der Spott κ 271 f. recht wirksam; alles dies ist jedenfalls nicht geeignet, der Kritik eine feste Handhabe zu bieten (S. 214. 220). Weil die genealogischen Angaben über Kirke denen über Äolos ähnlich sehen, so meint der Verf. (S. 206): „das kann nur an einer Stelle original sein". Aber muß es das überhaupt? Kann nicht diese Art, ein neues Abenteuer einzuführen, längst formelhaft gewesen sein, als die Erzählung von Äolos so gut wie von Kirke gedichtet wurde? Mit dieser Möglichkeit, die er im Prinzip zugiebt (S. 211. 215), hat der Verf. auch sonst nicht genug gerechnet, und hat daher mit zu großer Zuversicht solche Züge, die den Eindruck des Nachgeahmten machen, auf bestimmte Vorbilder innerhalb unserer Odyssee und Ilias zurückgeführt. So ist das Auftreten des Hermes in κ dem in Ω gewiß verwandt; welcher Art aber diese Verwandtschaft sei, bleibt auch nach der hier gegebenen Darstellung zweifelhaft. — Übrigens auch wo man sich dafür entscheidet, daß zwei Stellen der uns erhaltenen Epen durch direkte Abstammung miteinander verbunden sind, ist noch eine doppelte Möglichkeit anzuerkennen. Groeger glaubt, daß der Hermes in κ nach dem in Ω gebildet sei, weil dort seine Handlungsweise geschickter und natürlicher sei (S 222); an sich ist es doch auch denkbar, daß ein Dichter, der ein schon fertiges Motiv übernahm, es glücklich verwertete und mehr daraus machte als der Erfinder selbst. Geradezu vermuten möchte ich dies für die Erzählung von Kalypso, die der Verf. (S. 224. 235) für ein Vorbild der Kirke-Dichtung hält, weil die den beiden gemeinsamen Züge in ε tiefer gefaßt und feiner gezeichnet sind als in κ; hier hat Wilamowitz, dem Groeger widerspricht, doch wohl in der Hauptsache das Richtige gesehen.

Daß einem späten Dichter, der ein überliefertes und schon geformtes Material verarbeitet, doch zugleich eine Neuschöpfung von hoher Schönheit gelingen kann, wird aufs glänzendste durch Ω bewiesen. Wir haben also kein Recht, wenn eine einzelne Partie in der Kirke-Dichtung uns gut gefällt, diese eben deshalb dem Verfasser der übrigen abzusprechen. Sonst wird ihm die Unselbständigkeit daraus bewiesen, daß seine Darstellung keinen glatten und gerundeten Eindruck mache; bei

dem Jagdberichte (κ 156 ff.) soll gerade die Lebendigkeit und Anschaulichkeit ein Zeichen dafür sein, daß er aus „unbekannten Quellen" geschöpft habe (S. 210). — Im übrigen hat Groeger die Eigenart dieses Erzählers treffend bezeichnet: wie er hinter dem der Κυκλώπεια an psychologischer Feinheit zurücksteht (S. 224 f.) und an Stelle des frischen Humors, der jenem eigen ist, eine Neigung zum Larmoyanten zeigt (S. 231).

Die Stellung der Kirke-Episode im Plane der Odyssee wird nur zu Anfang und zum Schluß der Abhandlung berührt. Der Verf. glaubt (S. 236), sie gehöre demselben Dichter an wie die Nekyia; diese sei mit ihr zugleich in den älteren Nostos eingefügt worden; mit Rücksicht auf die Hadesfahrt sei Kirke in Äa lokalisiert worden, das am Rande des Okeanos liege und so „den nächsten und bequemsten Ausgangspunkt der Fahrt biete" (S. 207). — Daß der erste dieser Sätze ganz unhaltbar ist, kann, von allem Früheren abgesehen, nach der erschöpfenden Behandlung von Rohde als sicher gelten [vgl. in diesem Berichte VII, 15]. Aber auch gegen die Art der geographischen Anknüpfung muß Einspruch erhoben werden. Äa, wo Kirke wohnt, liegt im Osten, ὅθι τ' Ἠόος ἠριγενείης οἰκία καὶ χοροί εἰσι καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο (μ 3 f.); der Eingang zur Unterwelt aber befindet sich — naturgemäß und nach der ausdrücklichen Schilderung λ 14 ff. — da, wo die Sonne verschwindet. Die Verbindung zwischen Äa und dem Eingang zur Unterwelt ist also nichts weniger als bequem und natürlich; Kirke muß für die Sage längst in Äa heimisch gewesen sein, ehe ein Dichter den Plan fassen konnte, den Besuch des Odysseus im Hades gerade an den Aufenthalt bei ihr anzuknüpfen.

26. F. Dümmler, Die Quellen zu Polygnots Nekyia. Rhein. Mus. 45 (1890) S. 178—202.

27. C. Robert, Die Nekyia des Polygnot. Sechzehntes Hallisches Winckelmannsprogramm. Halle a. S. 1892. 84 S. in 4.

28. G. Zutt, Über den Katalog der Heroinen in der Nekyia. Progr. Baden-Baden 1894. 23 S. in 4.

Die beiden ersten der hier zusammengefaßten Schriften haben nur mittelbaren Bezug auf Homer. Dümmler findet, daß das Unterweltsbild, welches Polygnot in Delphi gemalt hatte und von dem wir eine aus guter Quelle stammende Beschreibung bei Pausanias besitzen, zwar insofern an die große Nekyia der Odyssee sich anlehnte, als es einen Hadesbesuch eben des Odysseus darstellte, in seinem Inhalte aber vielfach von unserem λ abwich, indem es auch Personen vorführte, die in λ fehlen, und einzelne wegließ, die in λ auftreten (Antiope, Alkmene, Epikaste, Leda). Er meint deshalb, daß dem Maler eine andere Hades-

dichtung vor Augen gestanden haben müsse, die ihm für die innere Ausgestaltung des Bildes maßgebend war. Als solche vermutet er die Nekyia der Nosten, die er aus den beiden homerischen (in λ und ω) mit lebhafter Phantasie rekonstruiert: sie enthielt die Erzählung von der Hadesfahrt des getöteten Agamemnon mit seinen Unglücksgefährten, der unten mit Achill zusammentrifft und von diesem über die letzten Vorgänge auf der Oberwelt (das eigene Ende, die Bestattung des Peliden, die Thaten des Neoptolemos) befragt wird. Agamemnons Sorge um das Geschick seines Sohnes Orestes, die in λ (463 f.) keine Beruhigung findet, gab in der ursprünglichen Dichtung Anlaß zum Eingreifen der Heroinen, deren Führerin Tyro durch die Erzählung von Alkmäons Rache an Eriphyle (λ 326 f.) auch „dem Agamemnon die sichere Aussicht auf Rache eröffnete“ (S. 194). — Die Ansicht, die hiermit in ihren Hauptzügen angedeutet ist, hat Dümmler dadurch gewonnen, daß er teils in λ teils in ω Elemente jenes ältesten (S. 198) Hadesgedichtes zu entdecken glaubte, die bei Homer stellenweise peinlich genau wiedergegeben, im ganzen jedoch willkürlich umgebildet und arg verschoben sein würden. Die Beweisführung gründet aber so durchweg Vermutung auf Vermutungen, daß ihr aller feste Halt fehlt und sie als ein wirklicher Beitrag zur Analyse der Odyssee nicht betrachtet werden kann.

Sie ist denn auch bald genug widerlegt worden durch Robert (S. 78 f.) im Zusammenhang einer größeren Studie über die Nachrichten, die wir von dem Nekyiagemälde des Polygnot haben und aus denen er dieses nach Inhalt und Anordnung, auch in einem zeichnerischen Entwurfe, wiederherstellt. Überzeugend ist seine Vermutung (S. 75), daß der Name Αὔγη in der Beschreibung bei Pausanias (28, 7) auf einen Lesefehler zurückgeht, daß auf dem Bilde vielmehr Ἀήδη dargestellt und benannt war, wodurch die Übereinstimmung mit Homer noch größer wird. Für einen Teil derjenigen Figuren des Gemäldes, die nicht aus Homer stammen können, sucht Robert die Minyas als Quelle nachzuweisen, mit der er in dieser Beziehung die Kyprien und die Äthiopis auf eine Linie stellt (S. 80).

Anders hatte Wilamowitz in seinen „Homerischen Untersuchungen“ (1884) das Verhältnis gefaßt. Nach seiner Ansicht wären Kyprien und Äthiopis in der homerischen Nekyia selbst bereits benutzt, würden also für Polygnot nur mittelbar als Quellen gelten können. Von diesem Punkte geht Zutt in seiner Abhandlung aus, in der er zunächst über die Arbeiten der drei hier genannten Gelehrten berichtet, die Widerlegung Dümmlers durch Robert konstatiert und dann eine eigene Vermutung speziell über die Herkunft des Heroinenkataloges im λ aufstellt. Gegen Wilamowitz macht er (S. 6. 7) nicht ohne Grund geltend, daß,

wenn Stellen der Odyssee mit dem, was wir über den Inhalt eines kyklischen Epos wissen, auffallend übereinstimmen, dies nicht notwendig so erklärt zu werden braucht, daß die eine Darstellung von der anderen abhängt, sondern daß auch beide aus gemeinsamer Quelle geflossen sein können. Andererseits schließt er sich an Wilamowitz darin an, daß er in der ganzen hier in Rede stehenden Partie (λ 225—329) „hesiodeischen Charakter" erkennt. Dies verbindet er mit einer Beobachtung Dümmlers, die er sich (S. 13) aneignet, daß die große Masse der in der Nekyia auftretenden Frauen anscheinend unter sich in einem genealogischen Zusammenhang gestanden habe. Er gruppiert sie zu einem Stammbaum, an dessen Spitze Äolos steht, und dem sich nur die thebanischen Heroinen (Alkmene, Megara, Antiope, Epikaste) und die, welche der attischen Rezension ihre Anwesenheit verdanken (Phädra, Prokris, Ariadne) nicht einordnen (S. 14). Für diejenigen Frauen, deren Zugehörigkeit zum Stamme des Äolos nicht ohne weiteres klar ist, weist der Verf. sie im einzelnen nach, und sucht dann mit beachtenswerten Argumenten die Annahme zu begründen, daß dieses in sich gleichartige Stück aus dem ersten Buche der Kataloge Hesiods entlehnt sei.

Von allgemeinerer Bedeutung ist eine Bemerkung, die Zutt gegen Niese macht, der, in konsequenter Ausführung seiner Theorie, auch die hesiodischen Gedichte erst aus der homerischen Poesie erwachsen sein läßt und in dem in λ enthaltenen Heroinenkatalog das Vorbild für Hesiods genealogische Dichtung sieht. Zutt weist (S. 22) richtig darauf hin, daß der μάντις ἀμύμων, die θέσφατα πάντα (λ 291. 297) doch offenbar eine ganz bestimmte, bei Homer bloß angedeutete Beziehung haben, also ein Gedicht, das von Melampus erzählte, voraussetzen, während es andererseits unglaublich wäre zu denken, daß namenlose Andeutungen dieser Art den Anlaß zur Erfindung des Namens Melampus und des Inhaltes der θέσφατα, den Hesiod mitteilt, gegeben hätten. Danach ist es vollkommen richtig, daß Nieses Gesamtansicht von der „Zudichtung und Erweiterung der homerischen Poesie von innen heraus" an Stellen wie der hier vorliegenden ihre Grenze findet (S. 13), so viel Aufklärung sie sonst, was wohl auch Zutt nicht bestreitet, gebracht hat.

Über andere Untersuchungen zur Nekyia, die sich an Erwin Rohdes „Psyche" anschließen, wird nachher im siebenten Abschnitt berichtet werden. Hier ist noch zu erwähnen:

29. F. Streinz, De Necyia Homerica. Programm von Klagenfurt, 1896. 21 S. in 8.

Die Stellung der Νέκυια innerhalb der Odyssee und das Verhältnis zwischen den Teilen dieses Gesanges werden im Anschluß an ältere

Untersuchungen, besonders die von Wilamowitz und Seeck, behandelt. Rohdes Darstellung, auch die erste in der „Psyche", kannte der Verf., als er schrieb, noch nicht; in den Anmerkungen hat er einige Hinweise darauf hinzugefügt. So war seine Arbeit leider schon überholt, als sie erschien. In vielen Einzelheiten wird er selbst inzwischen sein Urteil geändert haben; nur auf die Grundanschauung sei hier kurz eingegangen. Streinz führt im ersten Kapitel den Nachweis: „necyiam olim illum locum, quo nunc eam legimus, non obtinuisse". Das ist insofern einleuchtend, als damit gesagt werden soll, daß innerhalb der Erzählungen des Odysseus dieses Stück ursprünglich nicht gestanden hat. Dann bleibt aber noch die Hauptfrage: hat es früher einmal anderswo gestanden, vielleicht als ganz selbständiges Gedicht, oder ist es für den Platz, den es nun einnimmt, allererst gedichtet worden? Diese Frage berührt der Verf. überhaupt nicht, sondern nimmt stillschweigend an, daß die Nekyia, wenn sie in ihrer jetzigen Umgebung spätere Einlage ist, vorher als eine Dichtung für sich existiert haben müsse. Dieser Sprung des Denkens wiederholt sich dann bei der Beurteilung der Gespräche des Odysseus mit Teiresias, der Mutter, den Kriegsgefährten. Der Verf. benutzt, wie von vielen und früher auch von mir geschehen ist, das Bluttrinken der Schatten als unterscheidendes Merkmal, zerlegt danach jene Gespräche in zwei Gruppen und meint nun, hiermit sei die Zusammensetzung aus zwei ursprünglich getrennten Gedichten ohne weiteres erwiesen. Das wäre, auch wenn jene Zerlegung feststünde, durchaus nicht der Fall; vielmehr würde zu untersuchen bleiben, ob wirklich beide Teile koordiniert waren oder ob etwa der eine als Ergänzung, Erweiterung, Nachbildung dem anderen, als dieser schon abgeschlossen war, hinzugedichtet worden ist.

30. A. Czyczkiewicz, Untersuchungen über das III. und XVI. Buch der Odyssee. Progr. Brody 1889. 38 S. in 8.

31. Derselbe, Untersuchungen zur zweiten Hälfte der Odyssee (Buch XIII und XVII—XXIV). Ebenda 1892. 53 S. in 8.

32. Derselbe, Betrachtungen über Homers Odyssee. Ebenda 1893. 44 S. in 8.

Die erste der drei Abhandlungen sucht nachzuweisen, daß π an seinem jetzigen Platz nachträglich eingefügt sei. Es habe ursprünglich einen Bestandteil der Telemachie gebildet. Da diese mit der Rache an den Freiern schloß, die ebenfalls, nur auf andre Art, in der eigentlichen Odyssee dargestellt war, so habe man auf den Gedanken kommen können, beide Dichtungen in eins zu arbeiten. Bei dieser Gelegenheit sei π auch in seinem inneren Bestande nicht unversehrt geblieben. So gehöre

die ganze Verwandlungscene in π dem Ordner an, in der älteren Gestalt der Telemachie habe Eumäos die Erkennung zwischen Vater und Sohn vermittelt. — In γ nimmt der Verf. an dem φασίν in Nestors Rede (212) Anstoß, da doch Telemach von den Freiern schon gesprochen habe, und meint diese und andere Schwierigkeiten dadurch zu heben, daß er die an dieser Stelle geführten Wechselreden teils verwirft, teils umstellt.

Der zweite Aufsatz behandelt zunächst die acht letzten Bücher und sucht zu sondern, was in ihnen der alten Odyssee, was der Telemachie oder dem jüngeren Nostos, welcher „auch von der Ankunft des Odysseus auf Ithaka handelte“, angehört. Den Fehler, die wichtige Eröffnung der Penelope σ 259 ff. nicht in ihrem vollen Werte zu erkennen, teilt der Verf. mit den meisten Forschern. In betreff des Gesprächs und der Erkennung zwischen dem Bettler und der Königin schließt er sich der Ansicht von Wilamowitz an, die er aber nur mittelbar aus den Anführungen bei Seeck kennt. Auch sonst ist auf Seeck mehrfach bezug genommen, doch nur auf einzelne Stellen seines Buches, nicht auf seine ganze Hypothese. — Die letzten Seiten enthalten kritische Bemerkungen zu ν. Der Verf. glaubt zu erkennen, daß der Gesang aus einer Verbindung von Teilen des älteren und des jüngeren Nostos bestehe; in dem älteren habe nicht Athene, sondern eine andere Gottheit, vielleicht Hermes, dem Helden nach seiner Landung auf Ithaka beigestanden.

Der erste Teil der dritten Abhandlung verfolgt die Spuren der Zusammenfügung von Odyssee und Telemachie in ο, wo ja in der That Unebenheiten genug vorhanden sind, die den jetzigen Verlauf der Erzählung als einen sekundären, durch redaktionelle Verlegenheit bedingten erkennen lassen. Der Verf. nimmt an, daß ο 75 sich früher unmittelbar an δ 612 angeschlossen habe. — Demnächst sucht er die Telemachie genauer ihrem Umfang nach abzugrenzen, ihrer Art nach zu charakterisieren und kommt schließlich zu dem Urteil, daß bei der Vereinigung der zwei Epen nicht die Telemachie in die Odyssee sondern umgekehrt die Odyssee in die Telemachie eingefügt worden sei. — Im letzten Abschnitt wird der „jüngere Nostos“ behandelt. Die glänzende Hypothese von einer Umsetzung der Erzählung aus der dritten in die erste Person lehnt der Verf. mit selbständigem Urteil ab, während er den Charakter dieser Partien der Dichtung wesentlich im Anschluß an Kirchhoff schildert; Kirke erklärt er für jünger als Kalypso, den Zorn des Poseidon für das ursprüngliche Grundmotiv in den Irrfahrten des Odysseus, das der jüngeren Dichtung fremd gewesen sei.

Die Untersuchungen von Czyczkiewicz zeigen Beobachtungsgabe und Spürsinn, auch das ernsthafte Streben zu festen Urteilen zu ge-

langen. Aber sie gehen von veralteten Grundanschauungen aus und werden daher in den Gang der Wissenschaft nicht mehr eingreifen. Ohne Kenntnis der einschlägigen Arbeiten mindestens von Niese und Wilamowitz konnte es nicht gelingen, zur Förderung so schwieriger, viel umworbener Probleme etwas Wirksames beizutragen.

33. C. Reichert, Über den zweiten Teil der Odyssee. Berlin (Mayer und Müller) 1889. 92 S.

Der Verf. untersucht im Anschluß an Kirchhoff, Wilamowitz und Seeck die zweite Hälfte der Odyssee und kommt zu dem Ergebnis, daß der von Kirchhoff angenommene Fortsetzer des ursprünglichen Nostos mit dem Redaktor indentisch sei, welcher die Telemachie eingefügt und das ganze Epos in seine jetzige Gestalt gebracht habe. Ein wesentliches Glied in der Kette des Beweises bildet der von Niese und Wilamowitz aufgestellte Satz, daß die Scene des Fußwaschens in τ ursprünglich zu einer Erkennung zwischen den beiden Gatten geführt habe. Glaubt man das nicht mehr, so fällt damit zugleich die Annahme, daß in einer älteren Form der Dichtung Odysseus die Vorbereitungen zum Freiermorde mit Penelope verabredet habe. Hiermit wieder wäre der Scheidung eines älteren Bogenkampfes vom jüngeren Speerkampfe der Boden entzogen, und so würde das ganze Gebäude der Hypothesen, an deren Ausgestaltung Reichert mitarbeiten wollte, in sich zusammenstürzen. — So ist es aber nun wirklich. Nach neueren Anschauungen von homerischer Kompositionsweise, über die in Abschnitt III berichtet werden wird, läßt sich jene scheinbar glänzende Entdeckung nicht festhalten. Nicht Odysseus hat die Absicht, von Eurykleia bedient und dadurch zunächst von ihr erkannt zu werden, sondern der Dichter will es so fügen, um eine spannende Scene schildern zu können, und legt deshalb dem Bettler Worte in den Mund, die geeignet sind die gewünschte Verwickelung herbeizuführen. Auf die Beziehungen zwischen den Absichten des Dichters und den Intentionen, die er den handelnden Personen leiht, ist Reichert mehrfach aufmerksam geworden; er findet (S. 9. 10), daß Wilamowitz und Seeck beide Arten der Motivierung nicht scharf genug auseinanderhalten. Aber die Unklarheit der Unterscheidung liegt bei dem Dichter selbst; und ihm nachempfinden kann nur derjenige, der eine solche Schwäche anerkennt und psychologisch zu verstehen sucht.

34. F. Jelinek, Homerische Untersuchungen, I. Teil. (Die Widersprüche im zweiten Teile der Odyssee. Versuch einer Herstellung der Verwandlungsodyssee.) Programm des K. K. Staatsgymnasiums im II. Bezirke von Wien, 1895. 50 S. in 4.

Der Verf. knüpft an die Arbeiten von Wilamowitz und Seeck an; auch Reichert hat ihm schon vorgelegen. Er glaubt (S. 6) im

zweiten Teile der Odyssee zwei einander auf Schritt und Tritt widersprechende, durch den Redaktor ungeschickt vereinigte Dichtungen zu erkennen: eine „in jeder Beziehung altertümliche in realistischem Stile, die Bogenkampfodyssee“, in der Odysseus natürlich-gealtert und nur verkleidet ist, und „eine jüngere Dichtung mit idealistischer Darstellungsweise, welche zugleich die rechtmäßige Fortsetzung des ersten Teiles der Odyssee (ε—ν 184)“ bilde. Beide Dichtungen seien im Stile nicht minder verschieden als Goethes „Götz“ und „Iphigenie“. Abgrenzung und Verteilung der einzelnen Stücke wird dann genau erörtert, vielfach abweichend von den Vorgängern, aber im festen Glauben an die Durchführbarkeit der ganzen Methode mit ihnen übereinstimmend. Nur eine Probe sei hier mitgeteilt. Zu den charakteristischen Zügen der älteren, realistischen Dichtung rechnet es Jelinek (S. 8 f.), daß der Bettler in auflodemdem Zorne in Versuchung gerät aus der Rolle zu fallen; so dem Ziegenhirten, so dem Iros gegenüber, so auch (S. 40) in der Streitscene mit Antinoos, der ihn mit dem Schemel wirft. Dagegen soll die entsprechende Scene zwischen Odysseus und Eurymachos der feineren Verwandlungsodyssee angehören; und doch ist hier in der Rede des unerkannten Königs (σ 366—386) der Drang, seine wahre Natur zu offenbaren, und die Gefahr, sich zu verraten, unverkennbar. Die Scene verläuft schließlich auch ebenso realistisch wie die frühere, auch Eurymachos wirft nach dem Fremden: das scheint denn zu dem idealistischen Stile der Verwandlungsodyssee nicht zu stimmen; und Jelinek ist geneigt, hier eine Störung des ursprünglichen Bestandes anzunehmen, wagt aber keine Vermutung darüber (S. 41), wie der Fortgang in der echten Dichtung gewesen sei. Diese Behandlung der beiden Wurfscenen, zu der der Verf. durch die Konsequenzen seiner Grundanschauung geführt wird, reicht eigentlich schon aus, um deren Unhaltbarkeit darzuthun. Bei der allmählichen Entstehung unseres Epos sind die Schichten so vielfach ineinander gewachsen, daß es nicht mehr möglich ist, sie reinlich abzulösen: diese allgemeine und freilich negative Erkenntnis war schon das wichtigste Resultat der Untersuchungen von Wilamowitz. Seeck hat dann vollends durch seine entschlossene und rücksichtslose Fortsetzung den ganzen Gedanken, daß man durch staatsanwaltliche Aufspürung von Widersprüchen das Epos in seine ursprünglichen Bestandteile auflösen könne, ad absurdum geführt. Eine im Prinzip unveränderte Fortsetzung jener Bemühungen ist heute ein Anachronismus.

35. A. Olivieri, Osservazioni critiche sulla Mnesterofonia. Rivista di filologia 28 (1900) p. 598—606.

Der Verf. macht eine gute allgemeine Bemerkung: daß Homer es noch nicht verstehe, bei Ereignissen, die sich gleichzeitig zutragen, dies

zum Ausdruck zu bringen, sie vielmehr so erzähle, als ob sie aufeinander folgten [das schlagendste Beispiel hierfür ist Ξ 220; der ganze Gedanke fruchtbar entwickelt von Zielinski; vgl. unten III, 14]; daraus seien manche Unwahrscheinlichkeiten in der Darstellung des Freiermordes, besonders in der Partie die von dem Eingreifen des Melanthios handelt, zu erklären. — Was außerdem gegeben wird, zielt ab auf eine genaue Berechnung über die Zahl der Freier. Der Verf. versteht das οἱ ἕξ in 252 so, daß überhaupt nur noch 2 × 6 Freier übrig sind, hält also die Angabe von 5 Führern neben Agelaos (242 f.) und den Bericht von der durch Athene zuletzt herbeigeführten Massentötung (297—309) ebenso wie das erste Auftreten der Göttin (203—240) für interpoliert. Andrerseits vermißt er sowohl hinter 259 wie hinter 280 für einen Teil der von den Freiern entsandten Lanzen die Mitteilung, was daraus geworden sei, nimmt also hier Lücken an, in deren zweiter von einer Verwundung auch des Odysseus und des Rinderhirten berichtet gewesen sei. Beide Vermutungen scheinen mir über die Grenze hinauszugehen, die der Forschung hier durch die Natur des Stoffes gezogen ist. Der Dichter von χ, so anschaulich er Einzelheiten des Kampfes gezeichnet hat, besaß noch nicht die Fähigkeit, große Massen zu disponieren; und so leidet seine Darstellung, wo sie sich mit der Menge abfinden muß, unvermeidlich an Unklarheit und Unwahrscheinlichkeit. An sich ist es ja wohl denkbar, daß die Erzählung des Freiermordes im Laufe der Zeit ausgeschmückt worden ist, daß man ihr gerade durch Steigerung der Zahl ein erhöhtes Interesse zu geben versucht hat; aber innerhalb des vorliegenden Gedichts sind etwaige spätere Züge mit den früheren schon so fest verwachsen, daß es nicht mehr möglich ist, eine ursprüngliche schlichtere Darstellung herauszuschälen. Immerhin ist dieser Versuch, so wie ihn der italienische Gelehrte angestellt hat, berechtigter als der Gedanke von Seeck, eine Kontamination aus älterem Bogenkampf und jüngerem Speerkampf nachzuweisen. Daß im Freiermord, so weit wir sehen können, von Anfang an beide Waffen nebeneinander thätig gewesen sind, hebt Olivieri zum Schluß ausdrücklich hervor.

36. St. Martin, Quatenus Hesiodeae rationis vestigia in carminibus Homericis reperiantur. I. De Odyssea et Theogonia. Progr. Speier 1889. 71 S. in 8.

Der Verf. hat sich eine nützliche Aufgabe gestellt und sie mit Sachkenntnis und besonnenem Urteil zu bearbeiten begonnen. Er hat alle Stellen gesammelt, an denen sich zwischen Theogonie und Odyssee Anklänge finden, und prüft in jedem einzelnen Falle durch genaue Erwägung der Umstände, auf welcher Seite das Original, auf welcher die Nachbildung zu sein scheine. Natürlich giebt es auch genug Bei-

spiele von Übereinstimmung, für welche jedes Merkmal fehlt um das eine oder das andere wahrscheinlich zu machen. Im ganzen aber ist doch ein bemerkenswertes Resultat gewonnen. Der Einfluß der Theogonie auf die Odyssee erscheint erheblich größer als der umgekehrte. Von den Gesängen der Odyssee ist λ der reichste an Beziehungen zur Theogonie, zwölf (βγιμνξοπρυφχ) sind ganz frei davon; in κ findet sich nur eine Benutzung (470 = Theog. 59), die aber nicht vom Dichter des κ herrührt, sondern auf eigentlicher Interpolation beruht, da der Vers (μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα πόλλ' ἐτελέσθη) hier wie an der Parallelstelle ω 143 in vielen und guten Handschriften fehlt (τ 153 haben ihn fast alle). — Die Folgerungen, die aus diesem Thatbestande zu ziehen sind, werden zum Schluß bloß angedeutet. Es leuchtet aber ein, wie fruchtbar eine solche Behandlung der Frage werden kann, wenn sie, wie wir von dem Verf. hoffen, zu einer vollständigen Vergleichung zwischen homerischer und hesiodischer Poesie nach denselben Gesichtspunkten ausgedehnt wird.

III. **Bedenken gegen die herkömmliche Methode.**

1. G. Bertrin, La Question Homérique. Paris (Ch. Poussielgue) 1897. 334 S. in 8. 3,50 fr.

Das Buch ist aus dem Wunsche hervorgegangen, die „Authenticität der homerischen Gedichte“ gegen die Angriffe von Maurice Croiset zu verteidigen. Von den beiden Hauptkapiteln der Untersuchung zieht das eine einen Vergleich zwischen Ilias und Odyssee und gelangt zu dem Zugeständnis: es sei wenig wahrscheinlich, daß ein einziger Autor beide Gedichte geschaffen habe. In dem andern Kapitel wird die „ursprüngliche Einheit der Ilias“ geprüft und der Beweis unternommen: qu' Homère est bien l'auteur de ce poème. Schon die Themastellung mutet uns fremdartig an; und dieser Eindruck wird bestätigt, wenn man die Beweisführung etwas genauer ansieht. Einen Hauptanhalt für sie bildet die Erwähnung der Schrift in Z. Bertrin zeigt, daß Wolf diesen Punkt nicht richtig behandelt hat, und meint damit das ganze System der „Wolfianer“ umgeworfen zu haben. Unter diesem Namen aber faßt er alle zusammen, die in dem Jahrhundert seit Wolf an der Analyse und damit doch an dem Verständnis des griechischen Epos gearbeitet haben. In den Schlußworten heißt es: „Recourir aux conjectures, se décider d'après les caractères littéraires d'une oeuvre, c'est une pratique d'une témérité injustifiable, dès qu'on

entend s'en servir pour substituer les rèves de son imagination aux témoignages positifs de l'histoire". Damit ist deutlich der Gegensatz ausgesprochen, in dem die Denkweise des Verf.s zu dem steht, was wir gewohnt sind „Wissenschaft“ und „Forschung“ zu nennen.

2. V. Terret: Homère. Étude historique et critique. Paris (Albert Fontemoing) 1899. XI, 640 S. gr. 8.

Der Verf. stellt sich außerhalb des Zusammenhanges der modernen Forschung, wenn er auch manche Vertreter derselben anführt und sich mit ihnen auseinanderzusetzen sucht. Charakteristisch ist z. B. seine Behandlung der Δολώνεια, deren Stellung zwischen der vergeblichen Bitte an Achill und den Kämpfen des dritten Schlachttages er angemessen schildert, um dann so zu folgern (S. 232): „La Dolonie a donc pour but manifeste dans l'économie générale du poème de relever le courage abattu des Achéens; par conséquent, elle a appartenu dès l'origine au plan de l'Iliade.“ Eine Bestätigung dieses Schlusses findet Terret (S. 233) darin, daß ein genaues Studium von K. deutlich zeige, wie dieser Gesang „n'a pu être composée qu'en vue de l'Iliade et pour tenir la place qu'elle occupe aujourd'hui dans le poème“. Die Beobachtung ist wieder richtig: K ist für seinen jetzigen Platz und mit Rücksicht auf die umgebenden Teile des Epos gedichtet; die Hauptfrage aber, wann das geschehen sei und ob sich dafür nicht Merkmale finden ließen, existiert für den französischen Gelehrten gar nicht. So ist er, um noch eine Probe anzuführen, auch außer stande die homerische Sprache als historisches Problem aufzufassen. Die Forschungen von Fick u. a. werden mit einer gewissen Geringschätzung abgelehnt: die Mannigfaltigkeit der Wort- und Flexionsformen erkläre sich auf natürliche Weise „aus der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des epischen Dialektes und der natürlichen Biegsamkeit seiner Formen“ (S. 114). Varietäten wie ἔμμεναι ἔμεν εἶναι oder ὔμμε ὔμμες ὑμεῖς oder in der Genetivendung -οιο, -οο, -ου seien durch den metrischen Zwang erzeugt, um rhythmischer Rücksichten willen „erfunden“ worden (S. 116). Ein genaueres Eingehen auf Terrets Ansichten würde dem Zweck unseres Berichtes nicht entsprechen.

3. O. Jäger, „Homerische Aphorismen“, in den unter dem Titel „Pro domo“ gesammelten Reden und Aufsätzen. Berlin (Osw. Seehagen) 1894. S. 177—233.

Die Überschrift bezeichnet nur den letzten Teil (S. 212 ff.), der Bemerkungen zu einzelnen Stellen der beiden Epen enthält, nicht kritische sondern exegetische, Beispiele frischer und lebendiger Auffassung, die bei der Interpretation im Unterricht gut verwertet werden

können. Die vorhergehenden Abschnitte sind um so mehr kritisch, nicht gegen Homer, sondern gegen die Gelehrten, gegen die „vielen Bettler, die der einzige Reiche in Nahrung gesetzt“ habe. Die auf Widersprüche sich gründende Analyse sucht der Verf. dadurch ad absurdum zu führen, daß er aus modernen Dichtungen ähnliche Fälle beibringt (S. 182 ff.). Hier wie in dem über den Plan der ganzen Ilias (S. 186 f.), über das Verhältnis von Dichtung und Sage (S. 194) Entwickelten findet sich im einzelnen viel Anmutendes, so daß man immer gern weiter liest; aber im ganzen ist die strafende Rede doch wohl etwas zu scharf geraten und trifft nicht bloß Übertreibungen, sondern auch das, was in der wissenschaftlichen Forschung berechtigt war und von bleibender Wirkung ist; man darf nur das Bleibende nicht in festgelegten, „allgemein anerkannten“, beruhigenden Resultaten sehen. — Sehr anfechtbar ist der Abschnitt über die Schrift, u. a. durch die Behauptung, es sei „undenkbar, daß Ilias und Odyssee auch nur annähernd in der Gestalt und dem Umfang, wie wir sie jetzt lesen, ohne dieses Hülfsmittel sich sollten erhalten haben“ (S. 189). Vielmehr kann man das Wesen der homerischen Poesie niemals ganz verstehen, so lange man sich nicht klar und anschaulich gemacht hat, daß sie nur in der lebendigen Sprache, nicht in der geschriebenen, ihr Dasein hatte. In diesem Punkte trifft Jäger mit neuesten Wendungen gerade auch der gelehrten Behandlung des homerischen Problems überein. Im übrigen gehören die Richtungen der Kritik, die er bekämpft, mehr der Vergangenheit an; und ich möchte fast hoffen, daß ihn die Lektüre des vorliegenden Berichts davon überzeugen könnte, wie doch auch manches recht Unpedantische und Erfreuliche an den verschiedensten Stellen des großen Gebietes und von den verschiedensten Mitforschern zu Tage gefördert worden ist.

4. H. Düntzer, Zum ersten Buche der Odyssee. Philol. 49 (1890) S. 1—16. 213—229.

Düntzer beschäftigt sich in seinem ersten Artikel mit der Wilamowitzschen Kritik des ersten Buches der Odyssee, im zweiten mit den darauf bezüglichen Arbeiten von Scotland und Bärwinkel. Nach beiden Seiten ist seine Polemik nicht unberechtigt. Er zeigt, wie Wilamowitz mit übertriebener Schärfe Widersprüche und Anstöße aufgespürt hat, die bei unbefangener Betrachtung verschwinden, zum Teil dadurch sich erledigen, daß der Dichter den Stoff seiner Erzählungen im wesentlichen als bekannt voraussetzen konnte und nicht jeden einzelnen Zug zu erklären oder ausdrücklich einzuführen brauchte. Auf der andern Seite hat Düntzer gewiß recht, daß es auch nicht angehe, alle Bedenken und Unzuträglichkeiten, an denen der Gang der

Handlung und des Gesprächs in α leidet, einfach abzustreiten oder gar als „besondere psychologische Feinheit“ in einen Vorzug zu verwandeln. Aber es bleibt ihm unbewußt, daß auch er zu keinem reinlichen Resultat kommt. Denn um α als echt, d. h. als gleichaltrig mit βγδ zu erweisen, ist er genötigt, an mehr als 20 Stellen größere oder kleinere Interpolationen anzunehmen, deren Veranlassung völlig im Dunkeln bleibt, und die, um eine Einzelheit zu erwähnen, schon deshalb wenig wahrscheinlich sind, weil im Zusammenhang damit ein so köstliches Stück wie Telemachs Gebet in β (261—267) hinausgeworfen werden muß. Es bleibt nichts anderes übrig: Kirchhoffs Analyse von α ist erfolgreich gewesen; eine Theorie, die unser Verständnis dieses Buches und die Einsicht in sein Verhältnis zu den folgenden fördern will, muß die wesentlichen Elemente der Kirchhoffschen Ansicht in sich aufgenommen haben.

5. H. Nauck, Ist man berechtigt, in der Odyssee einen zweiten Dichter anzunehmen? Ein Dialog. Progr. des Gymn. zu Charlottenburg, 1898,

Der Verf. hat es unternommen, Kirchhoffs Beweisführung in betreff des Verhältnisses der Bücher α und β zu widerlegen, und zwar in Form eines Gespräches zwischen einem Philologen und einem Juristen, die übrigens nicht im Gegensatze zu einander stehen, sondern eigentlich beide bemüht sind, sich von dem überwältigenden Eindruck der scharfen Dialektik des großen Forschers zu befreien. Naucks Arbeit zeigt — was man nicht allzu häufig findet — wie sich Verehrung und Bewunderung für den Meister mit Selbständigkeit und Vertrauen zum eigenen Urteil vereinigen lassen. Auch die dialogische Einkleidung ist, zumal in der ersten Hälfte, geschickt und flott durchgeführt, so daß sie der Auffassung dessen, was der Verf. vortragen will, wirklich zu Hülfe kommt. — Die versuchte Widerlegung geht teils von allgemeinen Erwägungen, teils von Beurteilung einzelner Stellen aus. Prinzipiell wird daran Anstoß genommen, daß Kirchhoff die Verständnislosigkeit in der Aneinanderreihung der von Athene-Mentes gegebenen Ratschläge (α 269—305) eigentlich nur um einen Platz weiter schiebt, indem er annimmt, sie sei dadurch entstanden, daß ein Nachdichter den in β erzählten thatsächlichen Verlauf vorfand und nach ihm gedankenlos die Anweisungen bildete, ohne sie innerlich zu einander in Beziehung zu setzen. Nauck meint, es sei nicht nachgewiesen, daß die Verkehrtheit als Folge der Entlehnung notwendig habe eintreten müssen. Das ist freilich wahr; aber sehr viel eher begreifen kann man sie doch bei dem, dem der Gang der Ereignisse und Verhandlungen in β etwas Gegebenes war, als bei dem, der diesen Gang selbst erfunden hat. Unter den Einzelheiten, die dafür

sprechen sollen, daß α vor β gedichtet sei, ist eine von wirklicher Bedeutung, Telemachs Gebet am Strande, β 262 ff., das auf den Besuch eines Gottes am Tage vorher zurückweist, und das Kirchhoff um seiner Theorie willen auszuscheiden und auf Rechnung des Bearbeiters zu setzen genötigt ist. Dem hat schon Wilamowitz (Hom. Unters. 10) mit Recht widersprochen. Das Gebet ist an diesem Platze gar nicht zu entbehren und ist seinem Inhalte nach vortrefflich, den umgebenden Partien in β durchaus gleichwertig. Hier ist in der That eine Schwierigkeit, aber doch keine so große, daß an ihr Kirchhoffs ganze Hypothese scheitern müßte. Man kann entweder mit Wilamowitz (S. 21) annehmen, daß dem β ursprünglich eine kürzere Einleitung, den Besuch der Athene enthaltend, vorausgegangen sei, die der Verfasser von α weggeschnitten habe, um seine ausführlichere, der Exposition des ganzen Epos dienende an die Stelle zu setzen. Oder man kann sich zu der Auffassung entschließen, die ich für die wahrscheinlichere halte (vgl. Grundfr. S. 309), daß β zuerst ganz ohne Einleitung gedichtet gewesen sei, daß sein Verfasser nur ungefähr die Situation der Odyssee als Hintergrund vorausgesetzt und den Hörer gleich mitten in die Handlung eingeführt habe; durch die Worte κλῦθί μευ, ὃ χθιζὸς θεὸς ἤλυθες ἡμέτερον δῶ hätte dieser Dichter auf einen Zusammenhang hingedeutet, der in Ausführung nirgends existierte, und diese Andeutung hätte dann ein Späterer benutzt, um die Erzählung des Götterbesuches in α zu erfinden.

Wenn ich sonach glaube, daß Kirchhoffs Erklärung der in α vorhandenen Anstöße durch Nauck doch nicht wesentlich erschüttert ist, so scheint mir vollends der im zweiten Teile des Gespräches gegebene Versuch einer eigenen Erklärung mißlungen zu sein. Die Worte μῦθον πέφραδε πᾶσι, α 273, sollen für sich stehen, die nachfolgenden einzelnen Anweisungen sollen nicht den Inhalt der vor den Achäern zu haltenden Rede ausmachen, sondern ebenfalls für sich stehen und dem Zwecke dienen, durch Bezeichnung einer Reihe von Entschlüssen und Thaten, die dem Telemach nacheinander gelingen müßten, seinen Mut zu steigern und — vielleicht — ihn so auf diejenige Verdrängung der Freier, die schließlich die einzig mögliche bleiben werde, nämlich ihre Tötung, vorzubereiten. Die psychologischen Entwickelungen, durch die so versucht wird, in Athenens Rede in α Plan und Sinn zu bringen, sind künstlich und nicht überzeugend, so daß man schließlich doch ohne rechte Befriedigung von der Lektüre der Nauckschen Arbeit scheidet. Sie ist trotzdem lesenswert um der vielfachen Anregung willen, die sie zu prinzipiellem Nachdenken und zu empfänglicher Einzelinterpretation giebt.

6. H. Düntzer, Der Apologos der Odyssee. Philol. 50 (1891) S. 659—688.

Nach Kirchhoffs Ansicht stand der Bericht, den Odysseus bei Alkinoos über seine Irrfahrten giebt, ursprünglich unmittelbar hinter der Frage der Arete, am Ende von η, zu diesem Bericht aber gehörten noch nicht die Bücher κμ, die vielmehr vom Standpunkte des Dichters aus, also in dritter Person, von Odysseus handelten und erst nachträglich in die Ich-Form übertragen und mit ιλ verschmolzen wurden. Diese Hypothese hat Rothe im J. 1882 (im Programm des Französ. Gymnasiums in Berlin) in Einzelheiten zu modifizieren, der Hauptsache nach aber neu zu begründen unternommen. Gegen seine Beweisführung richtet sich Düntzer; und er hat gewiß recht, daß die äußeren Unterschiede der Vortragsweise, die man zwischen ιλ und κμ gefunden hat, von Kirchhoff und Rothe übertrieben worden sind. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, sich ganz in die Seele eines anderen zu versetzen und aus ihr heraus zu sprechen, so kann man sich nicht darüber wundern, daß ein frühester Versuch dieser Art nicht sogleich vollkommen gelungen ist, daß also Homer seinen Helden manche Dinge erzählen läßt, die dieser eigentlich nicht wissen konnte. Was die Verschiedenartigkeit des Stoffes zwischen den beiden von Kirchhoff gesonderten Partien betrifft, so läßt Düntzer diese einigermaßen gelten, macht aber (S. 669) treffend darauf aufmerksam, daß, wenn die Sagen, die in einem Buche erzählt werden, älter sind als die in einem anderen, daraus noch nicht geschlossen werden dürfe, daß jenes auch der Abfassung nach das ältere sei. — Im Anschluß an Rothe werden noch Köchly, Niese, Wilamowitz mit ihrer Behandlung der Bücher ι—μ von Düntzer besprochen. Seine Einwendungen sind auch hier in der Regel berechtigt; seine eigenen Aufstellungen aber leiden durchweg unter der Neigung, Schwierigkeiten, die nicht wegzudeuten sind, durch Annahme von Interpolationen zu erledigen. Kirchhoffs Forderung, gegen die sich der Verfasser im Anfang (S. 660) verwahrt, „der Beweis einer Interpolation werde nur dann wissenschaftlich vollendet, wenn die Veranlassung zu derselben nachgewiesen sei“, wird doch aufrecht erhalten werden müssen.

7. C. Rothe, Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage. Leipzig (Fock) 1890. (Zuerst in der „Festschrift zur Feier des 200 jährigen Bestehens des Französ. Gymnasiums in Berlin“ S. 123—168.)

8. E. Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer. I. Beabsichtigte Wiederholungen. Progr. der Ritter-Akademie zu Liegnitz, 1891.

Rothe ist ein Schüler von Kirchhoff, ist aber, indem er die von diesem übernommene Methode mit prüfendem Sinn anwandte, zu ernsten Bedenken dagegen und allmählich zu einer sehr skeptischen Ansicht

von der Möglichkeit einer kritischen Analyse der homerischen Gedichte gelangt. Wenn einzelne Wendungen oder ganze Verse und Versgruppen zweimal innerhalb der Dichtung vorkommen, so hatte man sich gewöhnt anzunehmen, daß die eine Stelle auf Nachahmung der anderen beruhen müsse, und suchte festzustellen, auf welcher Seite das Original sei. Rothe hat nun aber beobachtet und belegt dies mit Beispielen, daß nicht selten ein Gedanke, der in zwiefachem Zusammenhange vorkommt, in einer Beziehung an der ersten Stelle passend und an der zweiten unpassend erscheint, in einer anderen Beziehung umgekehrt. Die Beweisführung ist im einzelnen mehrfach anfechtbar (worüber Genaueres in meiner Rezension, Berl. philol. Wochenschr. 1891 Sp. 1637 ff.), in dem Hauptergebnis aber trifft sie das Richtige. Auch in den ältesten Teilen der erhaltenen Epen sind schon Darstellungsmittel verwendet, die von den Verfassern dieser Teile nicht mehr unmittelbar und lebendig verstanden wurden; wir können uns also gar nicht wundern, auch in einer altertümlichen Partie Züge zu finden, die nicht für den Zusammenhang, in dem wir sie jetzt lesen, zuerst geschaffen worden sind. Und wo sich wörtliche oder fast wörtliche Übereinstimmung zwischen zwei Stellen findet, da braucht nicht eine der andern nachgeahmt zu sein; sondern die Übereinstimmung kann dadurch entstanden sein, daß die Verfasser beider Stellen aus dem überkommenen Sprach- und Gedankenschatze der epischen Poesie ein fertiges Stück sich zu nutze machten, wobei es sehr wohl möglich war, daß dann und wann gerade dem jüngeren Sänger die Einfügung des angeeigneten Verses oder Satzes besser glückte. So scheint es z. B. mit der Götterreise zu den Äthiopen zu stehen, die α 22 geschickt verwertet, A 423 f. ohne rechte Motivierung, Ψ 206 als bedeutungsloser Zierat angebracht ist.

Rothe, der übrigens (S. 132) in diesem Einzelpunkte anders urteilt, hat das entschiedene Verdienst, das Gesamtverhältnis klar gestellt und bestimmt ausgesprochen zu haben. Aber er geht zu weit mit seiner Meinung, daß nun die Wiederholungen aus dem Beweismaterial für die Altersbestimmung der einzelnen Lieder ganz auszuscheiden hätten. Wenn sich bei genauester Prüfung für irgend ein Buch herausstellen sollte, daß die Zahl der Parallelstellen, die in ihm durch den Zusammenhang besser befestigt sind als da, wo sie sonst vorkommen, besonders groß ist, während in einem anderen Buche die überwiegende Menge der Parallelstellen, die es bietet, den bestimmten Eindruck nachträglicher Verwendung macht, so müssen wir nach wie vor das eine Buch für relativ alt, das andere für relativ jung halten.

Denselben Einspruch gegen Rothe erhebt Pfudel (S. 7), dessen eigene Untersuchung sich, soweit sie bis jetzt vorliegt, mit denjenigen Fällen beschäftigt, wo der Dichter absichtlich und mit Bewußtsein etwas

früher Dagewesenes wiederholt. Dies geschieht z. B., wenn eine Person einen ihr erteilten Befehl ausführt oder einen erhaltenen Auftrag ausrichtet, oder wenn eine angekündigte Handlung ausgeführt wird. Der Verf. findet, daß sich „in der Verwendung der beabsichtigten Wiederholungen im großen und ganzen weder zwischen Ilias und Odyssee noch zwischen den einzelnen Teilen der beiden Epen ein durchgreifender Unterschied zeigt". Er konstatiert ferner, „daß die Nachbildung in vielen Fällen hinsichtlich des Ausdruckes weniger korrekt ist als das Original", und glaubt endlich als sichere Regel erkannt zu haben, daß die Ausführung an der wiederholenden Stelle kürzer ist als an der wiederholten. Die beiden gewonnenen Sätze sollen später als Kriterium dienen, um da, wo es sich bei Vergleichung zweier Stellen nicht um bewußte und beabsichtigte Wiederholung handeln kann, zu entscheiden, welche von beiden größeren Anspruch habe als ursprünglich zu gelten. Diesen wichtigeren und interessanteren Teil der Untersuchung hat Pfudel noch nicht ausgeführt. Im voraus erscheinen die Merkmale, nach denen sie geführt werden soll, nicht ganz sicher. Wenn z. B. in der Δολώνεια Verkehrtes vorkommt, wie φύξιν βουλεύουσι μετὰ σφίσιν (398) mit bezug auf eine zweite Person, oder Seltsames, wie der Übergang aus direkter in indirekte Rede, ἅσσα τε μητιάουσι (409), so läßt sich doch der Gedanke kaum abweisen, daß dies mit dem eigentümlichen Charakter dieses sehr späten Gesanges zusammenhängt. Auch daß bei verschiedener Ausführlichkeit zweier sonst übereinstimmenden Stellen die knappere die Wiederholung sein müsse, gilt nicht ausnahmslos. Etwas nähere Begründung meiner Bedenken findet man wieder in der vorher angeführten Rezension, in der die Abhandlungen von Rothe und Pfudel zusammengefaßt waren.

9. M. Goldschmidt, Gentagelserne i de Homeriske Digte. Kopenhagen (Gyldendalske Boghandels Forlag) 1900. Inaugural-Dissertation. 261 S.

Der Verf. beschreibt in ausführlicher und eingehender Darstellung die verschiedenen Arten von Wiederholung, die es bei Homer giebt. Er hat den Stoff in 7 Gruppen geteilt, die sich aber gegenseitig nicht scharf ausschließen. Kapitel III, „Formeln", bietet im wesentlichen eine Materialsammlung. Nicht ganz selbständig ist Kapitel V: „Wirkliche Wiederholungen, wo dasselbe zweimal erzählt oder geschildert wird." Hierhin rechnet der Verf. z. B. (S. 201 ff.) die beiden Odyssee-Stellen, die vom Verbergen der Waffen handeln, π 281 ff. und τ 4 ff. Er stimmt Kirchhoff darin bei, daß die Fassung der Gedanken in τ die jüngere sei, hält aber diese gedrängtere Fassung nicht für das Werk eines Bearbeiters, sondern schreibt sie demselben Dichter zu, von dem

die Verse in π herrühren. Ebenso sei die Genealogie des Medon O 333—336 zwar offenbar wiederholt nach N 694—697, aber es sei kein Zweifel, „daß beide beibehalten und als gleich gut angesehen werden müssen" (S. 208); der Dichter habe recht wohl sich veranlaßt sehen können, die Persönlichkeit eines minder bekannten Helden zum zweiten Male erklärend einzuführen.

Das Beispiel aus π τ hätte vielleicht ebensogut in Kapitel I gepaßt, das von „bewußten und berechneten Wiederholungen" handelt und solche in 9 Gruppen vorführt; denn eine von diesen hat die Überschrift: „Ankündigung und darauf folgende Ausführung einer Handlung oder Rede", und von dieser Art ist doch eigentlich auch das Verhältnis zwischen den Stellen in π und τ. Der Stoff des ersten Kapitels ist derselbe, den Pfudel in seinem Programm bearbeitet hat; Goldschmidt verweist kurz auf die Untersuchung seines Vorgängers, ohne im einzelnen darauf einzugehen. — Dieses Kapitel zeigt nun aber bedenkliche Verwandtschaft mit Kapitel IV, „Wiederholung als mehr oder weniger bewußte Wiederbenutzung früher gebrauchter Verse", und mit III. Wenn entweder dieselbe Person in einer ähnlichen Situation wie früher noch einmal auftritt, oder eine ähnliche Begebenheit bei verschiedenen Personen wiederkehrt (S. 149. 154), und beidemal der Dichter mit mehr oder weniger Bewußtsein Verse wieder benutzt, deren er sich an der früheren Stelle bedient hat, so ist das doch eben eine „bewußte Wiederholung". Die Beispiele ferner, die hier gesammelt sind — Beschreibung des Auftretens einzelner Personen, Schilderung von Kampfscenen, von Verwundungen u. s. w. — zeigen alle eine Hinneigung zum Formelhaften, berühren sich also mit dem Inhalt des dritten Kapitels.

Dasselbe Verhältnis nicht hinreichend scharfer Scheidung besteht zwischen II, „Unbewußte Wiederholungen, Anklang", und VII, „Reminiscenzen". Der Verf. versucht zwar zu definieren (S. 230): für das, was er „Anklang" (dän. *Genklang*) nennt, sei die Übereinstimmung in der Form charakteristisch, während diese bei den Reminiscenzen „nicht immer oder jedenfalls nicht im selben Umfange beobachtet werde, hier vielmehr die Gleichartigkeit des Gedankeninhalts das sei, worauf es ankomme". Aber solche Abgrenzung mit „nicht immer" und „nicht so sehr" ist nicht viel anders als gar keine. Abgesehen von dieser Unklarheit scheint mir gerade in dem sehr umfangreichen Kapitel II das Hauptverdienst des Buches zu liegen. Hier wird nachgewiesen und anschaulich gemacht, wie die Übereinstimmung oder Verwandtschaft eines Gegenstandes mit einem früher behandelten den Dichter unwillkürlich in das Geleise des einmal gebrauchten Ausdruckes zurückführen konnte. So erklärt sich, um nur ein paar Beispiele anzuführen, der

Anklang von χ 41 an 33, von ε 360 an 342, von Δ 82 f. an 15 f., von E 168 f. an Δ 88 f. Goldschmidt hat Material dieser Art in reicher Fülle vorgelegt und erörtert. Zum Schluß wirft er die Frage auf, inwiefern untereinander die Gesänge von Ilias und Odyssee durch Häufigkeit von Anklängen enger verbunden seien, und konstatiert solche Zusammengehörigkeit für A B, für Γ und Δ, N und Ξ, für O und Π, für I und T, für δ und ε, für ξ ο (S. 99). Mehr Gewicht legt er selbst auf den allgemeinen Satz: es sei „unumstößlich bewiesen, daß derselbe Dichter oft sich wiederholt" (S. 100).

Von dieser Erkenntnis macht der Verf. Gebrauch, um in Kap. VI den Umfang von „Entlehnungen und Nachahmungen" möglichst einzuschränken (S. 214—229). Daß die Grenze zwischen diesen und den Erscheinungen des „Anklanges" fließend ist, verhehlt er sich selbst nicht; und so wird man über die Art, wie er sie in den einzelnen Fällen gezogen hat, streiten können. Seinen Hauptzweck aber hat er, hier wie im ganzen, erreicht, mit Nachdruck zur Vorsicht in der Annahme von Eingriffen eines Überarbeiters zu mahnen, und hat durch manche neuen Gesichtspunkte die schon von anderen unternommene Arbeit gefördert, beobachtete Anstöße so viel als möglich nicht durch Athetese wegzuschaffen, sondern durch eindringendes Verständnis aus der Natur der homerischen Dichtung zu erklären.

10. Cauer, Über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart. Rhein. Mus. 47 (1892) S. 74—113.

11. Derselbe, Grundfragen der Homerkritik (1895), S. 245—277.

Der zuerst genannte Aufsatz sucht, von sprachlichen Erscheinungen ausgehend, zu zeigen, daß bei Homer die Fähigkeit, eine einmal angenommene Beziehung oder ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis der Gedanken festzuhalten, noch nicht so ausgebildet gewesen ist wie bei Dichtern und Schriftstellern neuerer Zeit. Aus der Beobachtung dieser dem naiven Dichter natürlichen Schwäche wird dann die Warnung abgeleitet, da, wo in seiner Darstellung die „logische Perspektive" verletzt erscheint, nicht sogleich anzunehmen, daß ein ursprünglich klarer Zusammenhang durch gewaltsamen Eingriff oder Überarbeitung gestört worden sei. — Diese Gedanken sind in dem Kapitel des Buches, das „Homerische Komposition" überschrieben ist, zum Teil wiederholt, aber auch vielfach ergänzt und weitergeführt.

12. C. Rothe, Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage. Berlin 1894. Programm des Französ. Gymnasiums.

In ähnlichem Sinne wie in meinem Aufsatz „über eine Schwäche der homerischen Denkart", auf den der Verf. mehrfach bezug nimmt,

wird hier gezeigt, wie manche Unebenheiten und Widersprüche im Epos, aus denen man scharfe kritische Folgerungen gezogen hat, sich auf natürliche Weise erklären. Zum Teil beruhen sie auf einer Unachtsamkeit des Dichters, der nicht genau unterscheidet, was er als bekannt voraussetzen dürfe, was nicht, und der die handelnden Personen gelegentlich etwas erwähnen läßt, wovon sie eigentlich nichts wissen können. Andere Anstöße sind dadurch entstanden, daß der Dichter die Kunstgriffe noch nicht kannte, durch die sich bei gleichzeitigen Ereignissen, die doch natürlich nur nacheinander erzählt werden können, deutlich machen läßt, daß sie sich in der Zeit nebeneinander zugetragen haben. Eine weitere Quelle scheinbarer Inkonsequenz liegt in etwas, das in Wahrheit einen Vorzug der homerischen wie jeder echten Poesie ausmacht, in dem tiefen Verständnis für das Leben der menschlichen Seele, aus der bei wechselnder Situation und Stimmung naturgemäß auch ungleiche Gedanken und Entschlüsse hervorkommen. Besonders häufig endlich ist es, daß der Erzähler, indem er eine spätere Wendung der Ereignisse vorbereiten will, seine Personen etwas sagen oder thun läßt, was sich von ihrem eigenen Standpunkt aus nicht ganz verstehen läßt, wo, wie Lessing einmal sagt, der Dichter den Kopf durch die Tapete steckt und sich mit seinen Absichten bemerkbar macht. Für die beiden letzten Arten führt Rothe auch aus moderner Poesie gut gewählte Beispiele an

Allen diesen Ausführungen kann ich zustimmen, nicht aber der doppelten Wendung die der Verfasser nun im Schluß-Kapitel nimmt. Einmal geht er auch hier, wie vorher bei den Wiederholungen, in seinem Mißtrauen gegen die wissenschaftliche Kritik zu weit und meint bewiesen zu haben, daß nicht nur die Gestalt und das Schicksal des Patroklos zu den ältesten Bestandteilen unserer Ilias gehören — worin er gewiß recht hat —, sondern daß es auch eine „Ilias ohne die Gesandtschaft an Achilleus und ohne die Schilderung der Vorgänge, die jetzt in B—H enthalten sind, nie gegeben“ habe (S. 35); wozu es denn allerdings stimmt, daß er gelegentlich von Homer als „dem Dichter“ spricht, den „wir uns ziemlich spät, gegen das Ende des lebendigen epischen Gesanges, denken müssen“ (S. 10). Auf der andern Seite hält er — für die Odyssee — manche gerade der kühnsten von den durch die Kompositionskritik begründeten, fast durchweg aus der Beobachtung von Widersprüchen abgeleiteten Hypothesen immer noch fest, so die Ansicht von Kirchhoff, daß der Gang der Handlung in η Spuren einer nachträglichen Umformung aufweise, und die von Wilamowitz, daß der Bericht, den der Bettler τ 275—280 der Königin von den Irrfahrten des Odysseus giebt, Ausdruck einer älteren Version sei, nach welcher der Held von Thrinakia aus unmittelbar zu den Phäaken gekommen

wäre (S. 34). Der erste Fehler rührt daher, daß es immer schwer ist, Anschauungen, die man als wohlbegründete ihrer Zeit übernommen und lange gehegt hat, ganz aufzugeben, zumal wenn sie durch die Autorität namhafter Forscher gestützt werden. Der Grund des anderen Irrtums liegt tiefer. Eine richtige Vorstellung zu gewinnen von der Länge der Zeit, durch die hin das Epos erwachsen ist, wie von der allmählichen Art dieses Anwachsens, ist überhaupt bloß mit den Mitteln einer Kritik, die den Kompositionsfugen nachgeht, nicht möglich. Hier müssen ergänzend hinzutreten oder, richtiger gesagt, erst die eigentliche Grundlage schaffen ein Studium des sprachlichen Charakters der epischen Poesie, der, wenn auch ohne scharfe Abgrenzung, doch deutlich den Bestand einer sehr mannigfaltigen Abstufung zeigt, und eine vergleichende Betrachtung der von den Dichtern vorausgesetzten Kulturverhältnisse, die in etwas breiteren Zügen dasselbe Bild ergeben. Von dieser Seite her wird es mehr und mehr auch gelingen, Merkmale zu finden, um zu entscheiden, welche Widersprüche mit einer Einheit des Verfassers sich vertragen, welche nicht, wodurch dann Inkonsequenzen wie die soeben angedeuteten von Rothe sicherer vermeidbar werden würden.

13. A. Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum u. s. w. VII (1901) S. 1—22, 81—112, 185—213.

Auf grund von Beispielen aus den verschiedensten Litteraturgebieten erörtert der Verf. im Zusammenhange die Prinzipien der sogenannten höheren Kritik. Das gute Recht von Untersuchungen, die, über die Feststellung des ursprünglichen Textes hinausgehend, den Autor bei seiner Arbeit beobachten und die Entstehung eines Litteraturwerkes erkennen wollen, verteidigt er gegen die anspruchsvolle Resignation, zu der sich von jeher Blaß (S. 200), neuerdings auch, in bezug auf Platon, Gomperz bekannt hat (S. 92. 185 f.). Richtig hebt er hervor, daß oft auch verfehlte Hypothesen doch durch die Zweifel, zu denen sie anregten, und durch die Widerlegung, die sie herausforderten, zu tieferem Verständnis des behandelten Werkes geführt haben (S. 103). Auf der anderen Seite ist Gercke kein blinder Anhänger der herkömmlichen Methode. Nicht nur ihre Übertreibungen will er einschränken, indem er nach Kirchhoffs Vorgang fordert, daß überall da, wo eine Störung des ursprünglichen Zusammenhangs behauptet wird, zugleich ein verständlicher Grund angegeben werde, der den Interpolator oder Überarbeiter zu seinem Eingriffe veranlaßt haben könne (S. 105); sondern er zeigt an einer Reihe von Beispielen (S. 3 ff.), wie auch begründete Einwände gegen die logische Geschlossenheit eines

Textes doch unter Umständen dazu verführen können, den Autor zu korrigieren, anstatt die Überlieferung. Werke, die bei Lebzeiten ihres Verfassers mehrmals herausgegeben worden sind, oder an denen er Jahre hindurch gearbeitet hat, werden naturgemäß Spuren hiervon tragen; der Schriftsteller kann den Plan während der Ausarbeitung geändert, er kann nachträglich sich selber „interpoliert“ haben (S. 81 ff. 4. 6). Die genaue Kenntnis, die wir jetzt von der allmählichen Entstehung von Schillers Don Carlos (s. besonders S. 85 ff.), von Goethes Faust (gutes Beispiel S. 106) haben, mahnt zur Vorsicht auch solchen Werken gegenüber, für die der Forschung ein ähnliches Material nicht zu Gebote steht. Gercke wendet diese Betrachtungsweise wiederholt und erfolgreich auf Platons Buch vom Staate an, weiß sie aber auch für Homer nutzbar zu machen: „Wie der Marquis Posa jetzt den Don Carlos ganz in Schatten stellt, so haben die Irrfahrten des Odysseus und der Freiermord die Bedeutung der Hadesfahrt getrübt, der Kampf um Ilios den Raub der Helena überwuchert“ (S. 13). In einem Kapitel, das „die Fortschritte der Philologie“ überschrieben ist, wird gezeigt, wie die Wissenschaft mehr und mehr davon abgekommen ist, einfach „echt“ und „unecht“ einander entgegenzusetzen, und jetzt vorsichtiger darauf ausgeht, relative Unterschiede des Alters und aus ihnen eine Stufenfolge des Werdens zu erkennen (S. 111).

Alle diese Gedanken sind zwar nicht neu, aber noch nicht so allgemein durchgedrungen, daß es der Mühe unwert gewesen wäre sie im Anschluß an das hier vorgelegte Material noch einmal auszusprechen. Der gesunden Grundanschauung entspricht eine sachgemäße Beurteilung mancher einzelnen Fälle. Die allzu geistreiche Vermutung, daß in der Erzählung vom Freiermorde zwei verschiedene Darstellungen kontaminiert seien, lehnt der Verf. ab (S. 108). Auch den Glauben an die Kirchhoffsche Hypothese, daß die Erzählung in κμ erst nachträglich aus dritter in erste Person umgesetzt worden sei, hält er nicht unerschüttert fest (S. 98). Wenn er sie trotzdem durch Bemängelung des τοῖσιν in μ 394 (τοῖσιν δ' αὐτίκ' ἔπειτα θεοὶ τέραα προὔφαινον) neu stützen möchte, so meint er selber das nur als Versuch, der sich übrigens leicht erledigt: Odysseus sagt nicht ἡμῖν, weil er andeuten will, daß er die Verantwortung für das Geschehene nicht mit übernehme. Richtig würdigt Gercke die Thatsache, daß der Zorn des Achilleus in den Büchern B—H und die Gesandtschaft an ihn in den späteren Gesängen gelegentlich erwähnt wird: man erkenne darin das Bemühen, die Einheit der Situation, die in Wirklichkeit verlassen war, doch scheinbar zu wahren (S. 188); solche Erwähnungen seien wie Klammern, die ein später eingefügtes Stück im Zusammenhange des Ganzen befestigen sollen. Der Abschnitt über „Verklammerung“ — die in α und bei

dem Motiv der Verwandlung des Odysseus zu vollständiger Nachdichtung geworden sei — gehört zu den gelungensten Teilen der ganzen Abhandlung. Besonders treffend S. 190: „Die Verklammerung geht aus dem entgegengesetzten psychologischen Motive hervor, tritt dem Auge des Kritikers aber in denselben Formen entgegen wie die unmittelbar aus gestörter Einheit entstandenen Anstöße.“

Bei aller Anerkennung für die als Prinzip gewonnene Einsicht, die der Verf. entwickelt, muß gesagt werden, daß er sie doch nicht mit rechter Entschlossenheit zu verwerten vermocht hat. Er glaubt z. B. nach wie vor mit Niese und Wilamowitz, daß die Scene zwischen Odysseus und Penelope in τ ursprünglich zu einer Erkennung des Helden durch seine Gattin habe führen sollen (S. 19 f.). Doch das kann man begreifen; die scheinbare Entdeckung war gar zu glänzend, auch mich hat sie lange gefangen gehalten. Schwerer wiegen andere Fälle, in denen Gercke ganz mit der alten Zuversicht, die er selber als eine überwundene darstellt, aus kleinen Anstößen oder irgendwie auffallenden Zügen weittragende, die Komposition eines Werkes stark berührende Folgerungen zieht. Wenn in „Kabale und Liebe“ das Gespräch zwischen Lady Milford und Ferdinand (II 3) mit der Drohung schließt: „Wehren Sie sich, so gut Sie können; ich lasse alle Minen springen,“ ohne daß nachher irgend etwas Nennenswertes unternommen wird, so soll man daraus noch einen ursprünglich anderen Grundplan der Dichtung er- [illegible] men, wonach die Lady einen größeren Anteil an den Kabalen hatte (S. 15). Aber so lange dafür jeder weitere Anhalt fehlt, ist es doch viel natürlicher anzunehmen, daß der jugendliche Dichter einfach einen wirksamen Scenenschluß haben wollte und sich durch die Sorge, daß man ihn beim Wort nehmen werde, nicht stören ließ. Das wäre denn eins der Beispiele von bewußtem Widerspruch, deren Vorhandensein Gercke (S. 198) nicht zugeben will. Daß die Ankündigung der Sibylle an Äneas, der Abstieg zum Avernus sei leicht, die Rückkehr schwierig (VI 125 ff.), durch den Verlauf der Wanderung nicht bestätigt wird, hat er richtig beobachtet; auch daß Äneas zum Schluß etwas plötzlich und gar zu kurzer Hand durch die elfenbeinerne Pforte zur Oberwelt entlassen wird. Aber wenn er nun darin den Rest einer älteren Konzeption entdecken will, nach welcher die Traumpforte noch bei Vergil eine bedeutende Stelle einnehmen und der Rückweg durch Hindernisse [illegible] sollte (S. 15), so heißt das doch, es mit dem Dichter gar zu streng nehmen und seine Versprechungen nach dem Maßstabe geschäftlicher Rechtschaffenheit beurteilen. Die schönen Worte der Sibylle *Facilis descensus Averno etc.* sind poetische Umschreibung des schlichten Gedankens: „Sterben kann man jederzeit; aber ins Leben zurückzukehren gelingt nur wenigen.“ Und daß ein Erzähler das, was er sorg-

fältig angesponnen und weitergeführt hat, zuletzt, um nicht alle Fäden noch einmal aufnehmen zu müssen, kurz abbricht, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, beinahe in jedem größeren Roman zu beobachten.

Aus Homer gehört hierher das schon erwähnte τοῖσιν μ 394; ferner Gerckes Beurteilung der Phäakengeschichten. Er findet einen Widerspruch zwischen Athenens anfänglicher Mahnung an Odysseus μηδέ τι θυμῷ τάρβει (η 50 f.) und der Thatsache, daß er nachher gar keine Gefahren zu bestehen hat, zwischen der Art, wie die Göttin sowohl als Nausikaa den Einfluß der Königin schildern, und dem doch nur geringen Anteil, den sie später an der Fürsorge für den Gast nimmt. Aber der Rat, ohne Ängstlichkeit in den Kreis der Fürsten zu treten, ist der Situation des landfremden Mannes durchaus angemessen; und die Hervorhebung des Ansehens, das die Frau im Königshause der Phäaken genießt, hat im Plane des Dichters den verständlichen Zweck, auf das Bild hoher gesellschaftlicher Kultur vorzubereiten, das gezeichnet werden soll, und in dem doch auch wirklich Arete von Anfang an bis zuletzt einen wichtigen Platz einnimmt (η 233 ff. λ 335 ff. ν 57 ff.). Für die Vorstellung, daß in einer früheren Gestalt der Sage Arete „ein furchtbares, übermenschliches Wesen“, der Aufenthalt bei den Phäaken voll von Schrecknissen gewesen sei, fehlt jeder Anhalt. — An der Verbindung zwischen A und B ist schon vielfach Anstoß genommen worden; aber daß der Traum, den Zeus dem Agamemnon sendet, deshalb nicht hierher passe, weil darin die Hoffnung auf Sieg erregt wird, und daß die Bemerkung B 38 ff. νήπιος, οὐδὲ τὰ ᾔδει ἅ ῥα Ζεὺς μήδετο ἔργα κτλ. das „Auskunftsmittel eines kurzsichtigen Redaktors sei“, hat wohl vor Gercke (S. 186 f.) noch niemand behauptet. An sich wäre das ja kein Schade; aber wie soll denn der Traum den König zum Angriffe verleiten, wenn er ihm nicht frohe Hoffnung macht? Noch gewaltsamer wird eine Äußerung Achills in T gepreßt, um etwas Neues über die Pläne der Götter zu ergeben. Beim Versöhnungsopfer sagt er betend (T 270 ff.): „Vater Zeus, du schickst den Menschen Unheil; denn niemals wäre es zum Streit zwischen mir und dem Atriden gekommen, wenn es nicht dein Wille gewesen wäre, daß viele Achäer den Tod fänden.“ Kann etwas natürlicher sein? Wie vorher Agamemnon (T 86 f.) so macht jetzt sein Gegner den höchsten Gott für das Geschehene verantwortlich, um so die eigene Schuld zu verringern, die Aussöhnung zu erleichtern. Gercke aber meint (S. 109; ähnlich wie Friedr. Hanssen, oben II 14), hier werde thatsächlich eine Διὸς βουλή vorausgesetzt, die dem Buche A, ja der ganzen Ilias widerspreche und in der „das Rudiment einer älteren und roheren Sagengestaltung erhalten sei, die dem erhaltenen Anfange der Kyprien verwandt war.“

Überblickt man die angeführten Beispiele, so versteht man leicht, wie der Verf. dazu gekommen ist, andere deswegen zu tadeln, weil „sie sich zu sehr von den Dichtern hereinreden lassen und ihnen einen Teil der kritischen Verpflichtung der Erklärung zuschieben“ (S. 197). Darin liegt gerade die Quelle seiner eigenen Irrtümer, daß er auf diese unerläßliche Betrachtung, vom Standpunkte des Dichters aus, nicht eingegangen ist. Auch die weitere Frage lehnt er ab, ob sich nicht im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ein Wandel vollzogen habe in der Denkweise der Menschen und in der Fähigkeit, ein Zusammenhängendes aufzufassen und darzustellen. Er wiederholt nur die bekannten Versicherungen, daß die „Gesetze und Formen des menschlichen Denkens nicht subjektiver, sondern objektiver Natur“ seien und „in Werken aller Zeiten gleichmäßig“ wirkten (S. 204. 206). Aber jene Frage gehört zu denen, die, wenn sie einmal aufgeworfen sind, nicht wieder zur Ruhe kommen, und deren Bedeutung dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß es nicht auf den ersten Schlag gelingt sie vollkommen zu beantworten. Was Gercke gegen meine eigenen Untersuchungen auf diesem Gebiete einwendet, kommt im wesentlichen auf die Konstatierung der Thatsache hinaus, daß ich nicht zu einem einfachen und überall anwendbaren Merkmal gekommen bin, nach dem sich berechtigte und unberechtigte Verstöße gegen die logische Gedankenfolge sicher unterscheiden ließen. Das wäre aber auch ein ganz unverhoffter Erfolg gewesen, und vielleicht nicht einmal ein erwünschter; denn der Wert philologischer Kritik beruht gerade darin, daß sie die Subjektivität des Beurteilers herausfordert, und zwar um so mehr, je reicheren und tieferen Problemen sie gewidmet wird. Andrerseits fehlt es doch nicht an einem festen Anhalt für die Untersuchung, sobald wir nur für den Dichter dasselbe Recht gelten lassen, das auf den Interpolator auch Gercke anwendet: wie wir an dessen Eingreifen nur glauben, wo wir einen Anlaß erkennen der ihn dazu bestimmt haben kann, so sollen wir auch, wo uns im Texte ein Anstoß begegnet, doch immer dann glauben, daß er vom Dichter selbst herrühre, wenn wir imstande sind, aus technischen Rücksichten oder aus einer psychologisch verständlichen Ablenkung das Auffallende zu erklären.

14. Th. Zielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos. Erster Teil, mit 12 Abbildungen und 3 Tafeln. Leipzig (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) 1901. 45 S. [Sonderabdruck aus dem Philologus, Suppl.-Bd. VIII, 3.]

Eine ausgezeichnete Arbeit, die hoffentlich starken Einfluß auf den weiteren Gang der Forschung ausüben wird. Den Ausgangspunkt bildet die Thatsache, daß mehrere gleichzeitige Handlungen, wie sie

für unser Schauen unvereinbar sind, so auch vom Dichter nicht als solche dargestellt werden können. Die Frage ist: wie hilft er sich, wenn der Stoff parallele Handlungen enthält? Homer hat dafür mehrere technische Mittel, die der Verf. theoretisch erläutert und zugleich durch eine sinnreiche Art graphischer Darstellung anschaulich macht. An die Spitze stellt er mit gutem Grunde ein Diagramm zu Γ, demjenigen Gesange der Ilias, in dem die Kunst, auf verschiedenen Schauplätzen die Handlung vorwärts zu führen und ihre getrennten Zweige ineinander zu leiten, vorzugsweise bewunderungswürdig hervortritt. Anderwärts, wo sich besondere Schwierigkeiten einstellten, ist dem Dichter die Lösung der Aufgabe minder gut gelungen. Im Anfang von O will Zeus durch Iris und Apollon Botschaften ausrichten lassen. Nachdem sein Auftrag an Iris mitgeteilt ist, erzählt Homer zunächst, wie dieser ausgeführt wird und was er für Wirkung thut (168—219), dann erst wird berichtet, was der Göttervater dem zweiten Boten zu sagen hat; den Übergang aber bildet die Wendung: καὶ τότ' Ἀπόλλωνα προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς. Es klingt so, als habe er zu Apollon zu sprechen erst begonnen, nachdem Iris das Schlachtfeld erreicht, den Befehl es zu verlassen an Poseidon gebracht und dieser ihn befolgt hatte; aber das ist nur aus Versehen so geraten, weil der Dichter den Kunstgriff nicht kannte, mit einem „Inzwischen hatte . . .“ in die Vergangenheit zurückzugehen. Dinge, die er nacheinander erzählt, werden ihm unwillkürlich zu solchen, die nacheinander geschehen seien.

Dasselbe Verhältnis glaubt Zielinski nun anderwärts im großen wiederzufinden. Von der selbsterzeugten, im Grunde verkehrten Vorstellung werde die Phantasie des Dichters so sehr gefangen genommen, daß er sich gedrängt fühle, die zeitliche Aufeinanderfolge, die er eigentlich gar nicht beabsichtigt hatte, ausdrücklich hervorzuheben und durch bestimmte Angaben zu fixieren. Thetis' Bittgang zum Olymp erfolge nach der ursprünglichen Meinung des Dichters gleichzeitig mit der Rückführung der Chryseïs durch Odysseus; es sei ihm aber unmöglich gewesen, beides nebeneinander zu erzählen. In dieser Bedrängnis habe er sich für den Bericht über die Fahrt nach Chryse dadurch Raum geschafft, daß er den Gang der Göttin um ein paar Tage hinausschob; nur zu diesem Zwecke sei die Abwesenheit der Götter erfunden worden. — Ganz ebenso sei es in der Odyssee ergangen. Athenens Besuch bei Telemach und die Sendung des Hermes zu Kalypso seien „im Keime“ als gleichzeitig gedacht; um sie nacheinander, wie es doch nicht anders möglich war, erzählen zu können, habe Homer sie zeitlich getrennt, und sei dadurch genötigt gewesen den zweiten Götterrat in ε einzuschieben.

Wenn man sich einmal entschließt, die Dinge von dieser Seite her zu betrachten, so sieht man plötzlich helles Licht auf eine Fülle

sonst dunkler Beziehungen fallen. Daß dabei manche einzelne Stelle auch falsch beleuchtet wird, läßt sich im voraus vermuten Mit der Folgerung z. B., die der Verf. aus dem ursprünglich gedachten Zeitverhältnis der Fahrt des Odysseus in A zieht — daß sein Auftreten B 169 ff. als das des soeben Zurückgekehrten zu verstehen sei — kann ich mich noch nicht befreunden; dazu würde denn doch gehören, daß dem Dichter das nur „im Keim" Gedachte noch lebhaft und wirksam im Bewußtsein geblieben wäre, nachdem schon die dazwischen erwachsene Wucherung den Zusammenhang gesprengt gehabt hätte. Aber viel stärker als solche Bedenken ist doch die Freude über den glücklichen Bund von Scharfsinn und Witz, der hier eine neue, fruchtbare Betrachtungsweise geschaffen hat. Deren Bedeutung für die eigentliche homerische Frage will der Verf. im nächsten Teile seiner Untersuchungen erörtern; bis dahin muß naturgemäß mit einem genauer präcisierten Urteil gewartet werden.

IV. Ästhetische Betrachtungsweise.

1. E. Gladstone, Landmarks of Homeric Study. London (Macmillan and Co.) 1890. 160 S. Mk. 3,00.

Die Schrift hat vorwiegend psychologisches Interesse: zu sehen, wie in dem Geiste eines modernen Staatsmannes von der Bedeutung Gladstones Homer sich spiegelt. Vieles hat der Verf. treffend, wenn auch nicht neu beobachtet: den einheitlichen Stil der beiden Epen, ihren Wert als nationales Einigungsmittel, den durchdachten und systematischen Charakter der homerischen Theologie. Den Schlüssen freilich, die er aus seinen Beobachtungen zieht, wird niemand, der mit der eigentlichen Forschung auf diesem Gebiete in Fühlung lebt, beistimmen können. Gladstone vermag sich den thatsächlichen Bestand der überlieferten Gedichte nur so zu erklären, daß sie das Werk eines und desselben großen Dichters seien. Kein einziger Gesang finde sich in Ilias und Odyssee, der nicht zum Plan des ganzen Epos beitrüge. So sei z. B. die Doloneia als Teil der Ilias unentbehrlich, um dem Odysseus denjenigen Anteil an der Handlung zu geben, den seine Größe und besonders seine Vielseitigkeit verlange. Für die feineren Verschiedenheiten des Stiles gerade zwischen K und den übrigen Teilen des Epos oder zwischen Θ und Λ hat der Verf. kein Auge.

2. G. Haebler, Fünf Vorträge über Ilias und Odyssee. Leipzig (A. G. Liebeskind) 1896. 82 S.

Der erste Vortrag giebt eine Übersicht über die Handlung der beiden Epen, der zweite sucht den Dichter und seine Darstellungsweise zu charakterisieren, der dritte schildert die homerischen Götter und die bei Homer herrschenden religiösen und sittlichen Vorstellungen, der vierte zeichnet „Männer- und Frauengestalten aus Ilias und Odyssee", der fünfte im besonderen die drei großen Helden Odysseus, Achill, Hektor. — Der Verf. macht nirgends den Anspruch, wissenschaftliche Probleme zu fördern, berichtet auch nicht von ihrer Bearbeitung durch andre; der einzige Vertreter der Homerkritik, den er im zweiten Vortrag erwähnt, ist Wolf. Trotzdem verrät er eine freiere und gesundere Auffassung vom Wesen der homerischen Poesie, als mancher andere durch viel Gelehrsamkeit erworben hat. Besonders lesenswert sind die Ausführungen darüber, daß unsere Freude an der schönen Dichtung nicht gestört zu werden braucht, wenn wir sie uns als das vereinigte Werk vieler vorstellen. Haebler meint nicht übel, es liege sogar eine gewisse Beruhigung darin, wenn wir nicht anzunehmen brauchen, daß Priamos' Fahrt zu Achilleus von demselben Dichter besungen sei, wie das nächtliche Abenteuer von Diomedes und Odysseus, daß die Klagen an der Leiche Hektors einen Ursprung hätten mit so mancher Roheit und Grausamkeit, die in der Handlung der Ilias vorkomme. — Das Buch ist willkommen zu heißen als ein wohlgemeinter und nicht ungeschickter Versuch, in den Kreisen der Nicht-Gelehrten wieder Leser und Freunde für Homer zu gewinnen.

3. G. Sortais, Ilios et Iliade. Paris (Émile Bouillon) 1892. XV, 417 S.

Das erste Kapitel giebt einen kurzen Überblick über die Resultate der Schliemannschen Ausgrabungen, das vierte behandelt die homerische Götterwelt, das fünfte bis siebente versuchen eine Charakteristik des homerischen Stiles. Den Hauptinhalt des Buches machen die beiden dazwischen stehenden Kapitel aus (p. 35—296). II giebt eine Analyse des Ganges der Handlung, wie er in dem überlieferten Texte sich darstellt; III versucht eine Rekonstruktion des ursprünglichen Gedichtes. Der Verf. ist auf die deutsche Schule in der Homerforschung, wie er mit kühner Zusammenfassung sagt, nicht gut zu sprechen, nimmt auch von unseren Arbeiten wenig Notiz. Er meint, der Versuch, die einzelnen Schichten im Epos voneinander zu lösen, jedem der vielen Dichter, die daran mitgearbeitet haben, seinen Anteil zuzuweisen, sei ein aussichtsloses Unternehmen; es heiße auf beweglichem Sande mit peinlicher Sorgfalt heute ein Gebäude aufführen, das morgen der kleinste Hauch der Kritik umstürzen werde. Was er aber selber statt dessen versucht, um den ursprünglichen Kern der Ilias zu umgrenzen, beruht

vollends auf reiner Subjektivität. Die Teile des ältesten Epos sind seiner Meinung nach folgende: Der Streit der Fürsten und Zeus' Eidschwur (A). Die Niederlage der Achäer (Λ). Die Gesandtschaft (I). Die Patroklie (O. Π). Achills Trauer (Σ 1—242). Die Versöhnung (T 1—275). Hektors Abschied von Andromache (Z 313 ff.). Hektors Fall (Φ 525 ff. X). Die Auslösung des Leichnams (Ω).

Im einzelnen enthält das Buch viel feine und treffende Gedanken. Der Vergleich der Ilias mit der in mannigfachen Stilarten aufgeführten Kathedrale von Canterbury (p. 92), die der Verf. vor Augen hatte während er sein Buch schrieb, beweist allein schon, daß ihm die Erkenntnis von dem allmählichen Anwachsen des Epos zu einer lebendigen Anschauung geworden ist. So möchten wir glauben, daß seine Darstellung zwar nicht geeignet ist zu überzeugen, aber sehr wohl imstande zum Genuß zu führen.

4. S. Spitzer, Die stilistische Abwechslung in Homers Ilias und Odyssee. Zeitschr. für die österreich. Gymnasien 48 (1897) S. 481—487.

Während die stereotypen Ausdrücke und Wendungen, in denen Homer sich wiederholt, oft behandelt worden sind, wird hier einmal der Versuch gemacht, zu sehen, ob nicht auch ein bewußtes Streben nach Abwechslung im Gebrauch synonymer Verba, Epitheta, Eigennamen sich beobachten lasse. Der Verf. teilt eine Reihe von Proben mit, für die man ein solches Streben zugeben muß. Wir wünschten, daß diese Untersuchung weiter fortgesetzt und vertieft würde; sie verspricht, indem sie das Wesen des homerischen Stiles von einer neuen, bisher kaum beachteten Seite zeigt, auch für die Aufgaben der höheren Kritik einen Beitrag zu liefern. Bekanntlich hat z. B. Lachmann in Γ daran Anstoß genommen, daß in der Teichoskopie die Fragen Agamemnons jedesmal in etwas anderer Form eingeleitet werden; die darauf gegründeten Bedenken gegen Echtheit werden um so mehr verstummen müssen, wenn sich zeigt, daß eine solche Bemühung um Variation dem Dichter auch sonst nicht fremd ist.

5. H. Grimm: Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang. Berlin (Hertz) 1890. 288 S.

6. Derselbe, Dasselbe. Zehnter bis letzter Gesang. Ebenda 1895. 405 S.

„Mit der Homerforschung stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang," so beginnt der Verf. die Vorrede des ersten Teiles. Aber was er gewollt hat, das allgemein Menschliche in der uralten Dichtung hervorheben, modernen Lesern zeigen, daß sie, um Homer zu

verstehen, sich „nie zu sagen brauchen: das waren Griechen, die aus nationaler Gesinnung so handelten, oder das geschah in weit entlegener, anders denkender Zeit“, sondern, daß „wir selber heutigen Tages so empfinden und handeln würden, wie die Menschen Homers thaten“ (I S. 48) — eben dies ist ja doch auch das letzte und eigentliche Ziel aller philologischen Arbeit.

Grimm behandelt den Text teils in erläuternder Paraphrase, teils in Übersetzung. Die Form der letzteren ist eigenartig. „Die hergebrachten, tönenden Adjektiva sind ausgelassen und breite Sätze oft zusammengezogen worden. Ich habe mich bemüht, so modern als möglich zu sein. (I S. 3.) — Ich habe nicht übersetzt, sondern nur, was mir von Homers Versen in den Gedanken hattete, rein hingestellt; jedes Wort, dem nicht ein volles deutsches Wort entsprach, ward übergangen“ (II S. 139 f.): so spricht der Autor selber seine Grundsätze aus. Die Sprache bewegt sich in freien, kurzen daktylischen Versen, die an den behaglichen Fluß der Hexameter nicht mehr erinnern. Nimmt man hinzu, daß an nicht ganz wenigen Stellen ausdrückliche Mißverständnisse, zumal in bezug auf den feineren Zusammenhang der Gedanken, vorliegen, so wird man der Übersetzung, die hier geboten ist, keinen allzu großen Wert beimessen können.

Anders steht es mit der freien eignen Darstellung des Ganges der Ereignisse, die den weitaus meisten Raum einnimmt und nur hier und da von Übersetzungsproben unterbrochen wird. Die Beleuchtung, in die Homers Bilder und Gedanken hier gerückt werden, ist ja eine einseitige, modern geistreiche; aber eben dadurch tritt mancher Zug nun plastisch hervor, der sonst unbeachtet blieb, gerade wie es zuweilen lohnend ist, eine anmutige Landschaft durch ein gefärbtes Glas zu betrachten. Originell und für die anschauliche Vorstellung wirksam ist (I S. 30 ff.) der Vergleich zwischen den homerischen Göttern und einer adligen Gesellschaft nach Art der in „Kabale und Liebe“ dargestellten. Meisterhaft sind manche Situationen gedeutet, die uns der Dichter ausmalend oder entwickelnd und steigernd vorführt. In bezug auf Achill wirft der Verf. die Frage auf, wie es komme, daß er weniger mit individuellen Zügen ausgestattet sei als manche viel weniger wichtigen Personen, und beantwortet sie mit einer feinsinnigen, durch den Ausblick in andere Gebiete der Litteratur vertieften Betrachtung (II S. 15 ff.). Der Charakter und das Schicksal des Hauptthelden sind mit lebendigem Verständnis erfaßt: „Wir sagen uns, was das Los derjenigen sei, die der Himmel durch außerordentliche Gaben über die andern erhöhte: Einsamkeit und Undank“ (I S. 261). Fein und dabei durchaus glaubhaft ist auch Helena gezeichnet (I S. 83. 90 ff.). Nur hätten da, wo sie von neuem durch Aphrodite bethört wird, nicht beide als ein Paar von

Schwestern dargestellt werden dürfen, die „wie Kriemhild und Brunhilde, wie Elisabeth und Maria einander zu überbieten suchen“; daß Helena „Tochter des Zeus“ genannt wird, ist doch bei Homer bloß ein konventioneller Zug der Sage, kein lebendiges Stück der erzählten Handlung. Und daran leidet nun Grimms Erklärung überhaupt, daß er allzu frei, ja willkürlich die eigne Phantasie schalten läßt und mit wahrem Raffinement versteckte Beziehungen und berechnete Wirkungen aufspürt, die dem schlichten Sinne des Dichters ganz fremd waren. Daß (in I) die Geschenke, welche Agamemnon dem beleidigten Achill bietet, karg bemessen seien, deshalb auch die Rede des Herrschers von Nestor, der vorher zur Versöhnung gemahnt hat, kühl aufgenommen werde, ist im Texte mit keinem Wort angedeutet, sondern vom Ausleger willkürlich hereingetragen; und unter dieser falschen Beleuchtung leidet das ganze Bild, das wir von der Bittgesandtschaft, ihren Ursachen und Wirkungen bekommen. Hektors zwar verblendete, aber von Vaterlandsliebe und Kampflust erfüllte Rede, in der er den von Polydamas vorgeschlagenen Rückzug in die Stadt verwirft (Σ 285 ff.), soll durch geschäftsmännische, wirtschaftliche Rücksichten bestimmt sein (II S. 229. 289 f.). Dergleichen Verschiebungen und beinahe Verzerrungen kommen mehrfach vor.

Das Schlimmste ist, daß der Verf. bei der ästhetischen Beurteilung nicht stehen bleibt, sondern von ihr aus, entgegen seinem ausgesprochenen Plane, die Frage nach Echt und Unecht zu entscheiden unternimmt. Von T und Y hat er „das Gefühl, als fehle von alten Zeiten her einiges, und sei anderes die Lücken zu füllen zugesetzt worden“, eine Anschauung, die dann auch ins einzelne ausgeführt wird (II S. 241 ff.). Im ganzen ist die zweite Hälfte der Dichtung mit mehr Zurückhaltung behandelt als die erste, in der mit dem überlieferten Bestande böse umgesprungen wird. Weil Odysseus (B 169 ff.) nach dem ungünstigen Verlauf der Volksversammlung verzweifelt dasteht, so meint Grimm (I S. 45), daß er es gewesen sein müsse, „auf dessen Autorität hin Agamemnon dem Volke den Traum anders erzählte, als er ihn empfangen hatte, so daß der große Fehlschlag Odysseus zur Last fiel“, und daß Verse verloren seien, in denen dies erzählt war. Den siebenten Gesang hält er für „das Werk eines rhetorisch begabten Homerkundigen, der vorhandene Fragmente vielleicht zusammenzufügen hatte“ (I S. 205). Dafür seien gerade hier wertvolle echte Stücke verloren gegangen, deren Inhalt sogar mit ziemlicher Bestimmtheit angegeben wird. Erst am Ende des Gesanges, etwa von 345 an, „scheinen die Teile der ersten Dichtung reicher zusammenzustehen. Das Begraben der Toten klingt schon homerischer, der Bau der Mauer dagegen enthält vielleicht schon kein fremdes Wort mehr“ (S. 207).

Es wäre leicht, über diese und ähnliche Urteile, deren Verkehrheit in die Augen springt, zu spotten; und es wäre nicht einmal ungerecht. Wenn Grimm den Schiffskatalog, die Κόλος μάχη, die Auslösung Hektors als Glieder in dem ursprünglichen Plane „des Dichters“ ansieht und zu deuten sucht, so ist er auf seinem Standpunkte ganz im Recht; er wollte ja die Dichtung als Ganzes, wie sie nun einmal ist, hinnehmen und mit schlichtem Sinn sich zurechtlegen, wie der arme Mann im Tockenburg es mit Shakespeare gemacht hat. Aber dann hätte er diesem Vorsatz auch treu bleiben, nicht den Philologen, deren Arbeitsweise er geringschätzig ablehnt, ins Handwerk pfuschen sollen. Und doch liegt gerade darin, daß er dies gethan hat, ein wertvolles Zugeständnis. Denn indem er wider seinen Wunsch und sein Versprechen, rein durch die Macht des Stoffes, dazu geführt wurde, über die Entstehungsweise der Ilias, über das relative Alter ihrer Gesänge Vermutungen aufzustellen, hat er aufs unmittelbarste bewiesen, daß liebevolle Würdigung der poetischen Schönheit und kritische Analyse der überlieferten Gestalt des Epos nicht zwei getrennte noch trennbare Thätigkeiten sind, ja, daß die eine von ihnen nicht ernsthaft geübt werden kann, ohne von selbst in die andere überzugehen.

7. E. Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Paderborn (F. Schöningh) 1889. III, 344 S. — Zweite Auflage, ebenda 1901. XII, 346 S.

Der Verf. ist von dem praktischen Wunsche ausgegangen, diejenigen Stücke der Ilias auszusondern, die sicher echt wären und durch deren Darbietung man der lernenden Jugend „das Edelste in geschlossener Form bieten“ würde. Der Standpunkt der Betrachtung ist demnach und dem Titel entsprechend überwiegend der ästhetische. Zwar wird auch von dem Verfahren Gebrauch gemacht, Motive und Formeln zu verfolgen, die mit abnehmendem Verständnis von einer Stelle zur anderen übertragen sind; aber diese Methode, die Kammer in einer früheren Untersuchung für einen Teil der Dichtung durchgeführt hatte, tritt in dem hier vorliegenden Buche mit Absicht zurück gegen die ästhetische Würdigung. Daß dabei zu feinerer psychologischer und vor allem künstlerischer Auffassung manches Wertvolle beigetragen wird, konnte man erwarten und wird man bestätigt finden. Im besonderen sei z. B. auf die geschmackvolle Beurteilung von Σ, auf die eindringende Deutung der Hauptscene in Ω verwiesen, wo der Grund von Achills Reizbarkeit 560 ff. einleuchtend dargelegt ist. In beiden Fällen und in vielen ähnlichen mag man sich an den feinsinnigen Ausführungen des Verf.s erfreuen, ohne darum seiner kritischen Grundansicht beizustimmen; er hält sowohl Σ als Ω dem Kerne nach für

Teile des ursprünglichen Epos, für Stücke von dem Werke „des“ Verfassers unserer Ilias, wobei er nur für Ω das leise Zugeständnis macht, daß „der Dichter in höherem Alter, in dem sein Blick für das Unglück der Menschen, aber auch für die Hülfe der Götter in reicherer Erfahrung geschärft, sein Herz milder, gottergebener geworden war, diesen Gesang hinzugedichtet“ habe (²341).

Fast noch mehr als diese Grundanschauung von dem einen Dichter trennt den Standpunkt Kammers von dem meinigen der Sinn, den er dem Gegensatze von „echt“ und „unecht“ beilegt: was nicht „echt“ ist, das erklärt er für das Werk eines Nachdichters, also für unecht und im Grunde verwerflich. Von der geistlosen und gedankenlosen Art, wie die Nachdichter das Geschäft getrieben haben, wird am Schluß des einleitenden Teiles (²102—120) eine lebhafte Beschreibung gegeben; und gewiß entsprechen viele einzelne Züge in diesem Bilde der Wirklichkeit. Aber keineswegs paßt es als Ganzes auf alle diejenigen Dichter, die an unserer Ilias in der Weise mitgearbeitet haben, daß sie einen bereits vorgefundenen Bestand erweiterten und umbildeten. Kammer selbst macht für einige von den „selbständigen Einlagen“ der ersten Hälfte eine Ausnahme (S. 120). Als solche betrachtet er Γ, Η, Μ, natürlich auch Κ, ferner den größten Teil von Δ, von Ε. Von dieser gewiß richtigen Erkenntnis, daß ein Lied — wie Γ — recht jung und zugleich sehr schön sein kann, ist freilich noch ein weiter Weg bis zu der Ansicht, die, selbst ein Ergebnis jahrelanger Studien, nun für diesen Jahresbericht die Grundlage bildet: daß es überhaupt nicht angeht, nach einem einfachen Entweder—Oder das Echte vom Unechten zu scheiden, daß vielmehr innerhalb der langen Periode, in der das Epos erwachsen ist, eine unendlich mannigfaltig abgestufte Folge von Unterschieden des Alters und des Wertes besteht. Der, welcher die Ἕκτορος λύτρα dem älteren Bestande hinzufügte, war im Einzelausdruck so unselbständig und stellenweise gedankenlos wie nur irgend einer, und doch ein großer Dichter, auch wie nur irgend ein anderer.

Auch wer so die Theorie des Verf.s nicht anerkennen kann, wird sich doch mit ihm freuen, daß das noch nicht erstorbene Interesse für Homer eine neue Auflage des „Kommentars“ nötig gemacht hat. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von der vorigen, wenn auch der Kundige auf Schritt und Tritt bemerkt, wie die inzwischen hinzugekommene Litteratur berücksichtigt ist. Ausdrücklich wird (S. 86 ff.) Rohde besprochen, leider in durchaus ablehnendem Sinne.

8. A. Bougot, Etude sur l'Iliade d'Homère. Invention, composition, exécution. Paris (Hachette et Cie.) 1888. VII, 579 p.

„Nous devons beaucoup à la critique allemande; elle nous a appris, en bien des cas, à mieux voir les arbres de la forêt; quant à la forêt,

nous croyons qu'en général elle ne la voit pas ou la voit mal!" Dieser Satz aus der Vorrede charakterisiert in aller Kürze das ganze Buch und den Standpunkt des Verfassers, nach seiner Stärke wie nach seiner Schwäche. Von der gelehrten Forschung, nicht bloß der deutschen, hält er sich fern und giebt eigentlich nur im Schlußwort einige nähere Andeutungen über sein Verhältnis zu ihr. Dabei wird es ihm natürlich nicht schwer, nachzuweisen, daß weder die sprachliche Analyse des Textes noch das Aufsuchen von Wiederholungen und Widersprüchen bisher zu völlig sicheren und reinlichen Resultaten geführt hat; man muß ihm zugeben, daß die Ansichten darüber, welchen Anteil die Schrift an der ältesten Überlieferung und Fortpflanzung des Epos gehabt habe, noch immer geteilt sind; auch darin hat er recht, daß es ebenso schwierig ist das Vorhandensein von Interpolationen im Prinzip zu bestreiten wie im einzelnen sie sicher abzugrenzen. Aber aus dem allen folgt doch nicht, daß es verlorene Mühe ist und gewesen ist, auf solche Fragen eine Antwort zu suchen, daß nach den bezeichneten Richtungen hin gar kein Fortschritt gemacht, bei der durch die Hoffnung auf Erfolg belebten Durcharbeitung des Stoffes gar keine tiefere Einsicht genommen worden ist! Doch wir wollen mit dem Verf. nicht rechten. Wenn er den Wert der kritischen Einzelforschung zu gering anschlägt, so ist es andererseits auch wahr, daß deren Vertreter das Element des Gemeinsamen und Einheitlichen in der Ilias oft nicht genug beachtet und, indem sie unablässig auf kritische Betrachtung des Details das Auge eingestellt hielten, sich den Blick für das Ganze ein wenig abgestumpft haben. Bougot erinnert gut daran (p. 572), daß die Sammlungen aus dem Heldengesang anderer Völker, wie z. B. die Kalewala, in viel höherem Grade lose aneinandergereiht sind und viel weniger planmäßigen Zusammenhang zeigen als die Ilias, die eben hierdurch auf den schöpferischen Geist eines persönlichen Urhebers hinweise. Auch die Art wie ein solcher — in vorlitterarischer Zeit — geschaffen haben kann und wohl muß, wird treffend charakterisiert (p. 565): „Ne composant pas pour des lecteurs, mais pour des auditeurs, il n'est pas obligé de surveiller anxieusement son inspiration; il s'enchante lui-même de ses propres inventions; il est successivement sous le charme de tous les sujets qu'il rencontre et qu'il traite; quoi d'étonnant s'il ne se rappelle que d'une façon générale ce qu'il a déjà dit, s'il le modifie quelque peu, s'il nous suppose mieux renseignés que nous ne le sommes, ou s'il nous renseigne à l'occasion, chemin faisant, un peu trop tôt ou un peu trop tard?"

Reichlich drei Viertel des Bandes umfaßt der erste Teil, der — überschrieben „l'invention" — den Stoff der Ilias schildert. Das erste Kapitel handelt von der Götter- und Heldensage und sucht zu zeigen wie der Dichter frei damit schaltet, überlieferte Vorstellungen umbildet

und erweitert, wie es im Verlauf seiner Erzählung dem künstlerischen Bedürfnis entspricht; so habe er über Briseis, die in A nur kurz angeführt wird, nach und nach Genaueres, vermutlich aus eigner Erfindung, hinzugefügt, um sie bemitleidenswerter zu machen (p. 30). Als Ausgangspunkt der Sage vom troischem Kriege erschließt der Verf. ein doppeltes geschichtliches Faktum: in alter Zeit müsse ein Kampf zwischen Völkern Kleinasiens und einem griechischen Heere stattgefunden haben, und die gesamten Streitkräfte Griechenlands müßten zu einer gemeinsamen Unternehmung verbunden gewesen sein (p. 45. 46). Mehr kritischen Sinn als diese letzte Annahme zeigt im zweiten Kapitel die Besprechung des Kriegstheaters: Homer zeige eine allgemeine Kenntnis der Örtlichkeit, schildere sie aber nicht so genau, daß es möglich wäre die einzelnen Punkte, von denen er spricht, mit solchen der Wirklichkeit zu identifizieren. — Das umfangreiche 3. Kapitel („La bataille") begleitet den Dichter durch die Scenen des Kampfes und sucht sie in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigenart zu würdigen. Aus den oft feinen Beobachtungen, die er gemacht hat, kritische Folgerungen zu ziehen, liegt dem Verf. fern. So empfindet er die Besonderheit des Mauerkampfes (p. 149), den auffallenden, modern-ritterlichen Ausgang des Zweikampfes zwischen Hektor und Aias in H (p 95): aber das sind ihm alles gewollte Wirkungen, die der Dichter durch seine Kunst des Individualisierens hervorbringt. Den poetischen Absichten weiß er auch bei den Versammlungen und Beratungen nachzuspüren, denen Kapitel IV gewidmet ist. Die Feinheit des Verstehens wird dabei stellenweise etwas zu weit getrieben, z. B. wenn wir in A heraushören sollen, daß schon vorher die Menge gegen Agamemnon gemurrt, Achill eben deshalb, um sich populär zu machen, das Heer zusammenberufen habe (p. 170). Zwischen dem Rate der Fürsten in Ξ und dem in I stellt Bougot einen Vergleich an, der wieder seine Grundanschauung recht deutlich hervortreten läßt: er konstatiert Übereinstimmung und Unterschiede und rühmt die Erfindsamkeit des Dichters, der bei einem schon früher von ihm behandelten Gegenstande die Gefahr, eintönig zu werden, vermieden habe (p. 202). Kapitel V behandelt die episodischen Scenen; das empfängliche Verständnis, womit sie analysiert werden, bewährt sich besonders bei denen des dritten und sechsten Gesanges, von deren ruhiger Würdigung die deutsche Wissenschaft durch einseitig kritische Tendenz einigermaßen abgekommen ist. — Die beiden folgenden Kapitel bilden zusammen ein Ganzes; sie wollen eine Anschauung davon geben, was wir aus der Ilias über solche Gebiete erfahren, die dem Kriege an sich fern liegen. Eine Darstellung friedlichen Menschenlebens enthält der Schild des Achilleus, für den der Verf. den Anschluß an die Vorlage eines Werkes der bildenden Kunst ablehnt: bei den Scenen der

belagerten Stadt habe der Erzähler die Grenzen der bildenden Kunst vergessen. Er erzähle so, daß man allerdings sagen könnte, die Komposition eines Künstlers sei von ihm ungeschickt ausgelegt; aber alle Anstöße und Undeutlichkeiten erklärten sich aufs beste, wenn man voraussetze, daß der Dichter die Geschichten selbst erfunden und in Gedanken auf zwei eng verbundene Scenen verteilt habe, wobei ihm nur das nicht ganz gelungen sei, die Voraussetzungen, die ihm vorschwebten, auch dem Hörer vollständig mitzuteilen (p. 313). Das zweite der beiden Kapitel zeigt uns Homer als Kenner und treuen Beobachter der Natur. — Für das letzte (p. 8) endlich bilden „der Olymp und die Götter“ das Thema. Die Beziehungen der Olympier untereinander, ihre Beratungen und Kämpfe, die Mannigfaltigkeit des Auftretens in ihrem Verkehr mit den Menschen schildert der Verf. geschickt und lebendig, auch hier ohne daran zu denken, daß diese Mannigfaltigkeit ein Niederschlag von der allmählichen Entstehung des Epos sein könnte. Sehr gut erklärt er den psychologischen Grund der poetischen Darstellung, daß die Götter auf Schritt und Tritt in das Treiben der Menschen eingreifen: er liege in dem Glauben des Volkes, daß alle unerwarteten Ereignisse durch göttliches Wirken herbeigeführt seien; dieser Glaube, der nach einer Äußerung wie Z 108 bei den Griechen der homerischen Zeit lebendig gewesen sei, habe den Dichter zur Erfindung solcher Züge geleitet (p 438).

Der zweite Hauptteil (p. 447—527) handelt von der Komposition, die Bougot durchaus als eine wohlüberlegte und einheitliche zu erkennen glaubt. Aus dem Plane, den Zorn des Peliden zu besingen, ergaben sich zwei Hauptscenen: Streit und Versöhnung; daß der letzteren ein vergeblicher Versuch dazu vorausging, war nicht notwendig, aber lag nahe und erhöhte die poetische Wirkung. An die so fixierten drei Punkte mußten sich drei Kampfgruppen anschließen: die eine vor der Bitte um Verzeihung, eine zweite, die zum Wiedereintritt des Achilleus führte, endlich eine dritte, in der Hektor fiel. Daß die erste wieder in zwei zerlegt wurde, war nötig, weil ein einziger, ob auch unglücklicher Schlachttag nicht ausgereicht haben würde, den Atriden zur Demütigung vor seinem Gegner zu bringen. — In dieser Weise wird die Anlage des Gedichtes im großen und im kleinen gewissermaßen synthetisch abgeleitet; die Perioden des langen dritten Kampftages erscheinen danach beabsichtigt und gut geordnet (p. 453). Auch für die Doloneia weiß der Verf. einen vorbedachten Platz im Plane des Ganzen zu begründen (p. 463); nur den Schiffskatalog hält auch er für später zugesetzt (p. 459). — So fremdartig uns solche Betrachtungsweise berührt, so ist es doch heilsam ihr einmal nachzugehen. Unsere Augen haben sich zu sehr davon entwöhnt, den überlieferten Aufbau der Ilias

als etwas Gegebenes anzusehen und das Element des Planvollen, das doch auch in ihm stark hervortritt, zu erkennen; wer Bougots Ausführungen gelesen hat, wird unwillkürlich wieder mehr darauf achten. Bei den Kampf- und Gesprächscenen in Γ und Δ wird immer wieder hervorgehoben, daß sie der Voraussetzung, es sei das zehnte Kriegsjahr, nicht entsprechen; man muß dem Verf. zugeben, daß ein Dichter, der in geschlossenem Rahmen ein Gemälde des gesamten Kriegs geben wollte, zwar kühn, aber gar nicht ungeschickt verfahren ist, wenn er die Herausforderung des Paris erfand und sich durch die Vorbereitungen zum Zweikampf die Gelegenheit verschaffte, die Hauptpersonen des griechischen Heeres dem Könige der Troer und damit dem Zuhörer vorzuführen (p. 456). Auch die mißlingende πεῖρα in B, Hektors Gang in die Stadt in Z werden von dem eingenommenen Standpunkte aus einleuchtend motiviert (p. 484. 485). Daß Hektor in einem Augenblicke das Schlachtfeld verläßt, wo seine Anwesenheit besonders unentbehrlich erscheint, das sei allerdings, sagt Bougot, ein Fehler, aber „un défaut heureux, puisqu'il est racheté avec éclat, puisqu'il amène des scènes d'une beauté incomparable.“ Ich glaube in der That, daß man aufhören muß, gerade hier das Messer einzusetzen. Andrerseits geht auch der Verf. in seinem Bestreben, guten Sinn und inneren Zusammenhang zu finden, vielfach zu weit; den sprunghaften Gang des Gefechts in Θ hätte er nicht versuchen sollen zu rechtfertigen (p. 487).

Der letzte, recht kurze Teil (p. 529—561) soll hauptsächlich Homers Sprache und Stil würdigen. Über die Dialektmischung wird nicht unverständig geurteilt (p. 557). Wertvoll ist die Schilderung des Reichtums der dichterischen Sprache und der Besonnenheit, womit Homer ihn verwerte; oft gelinge es ihm, einen Gedanken dadurch besonders wirksam zu machen, daß ein einzelnes, wohlbekanntes Wort darin auf etwas ungewohnte Art angewendet werde, wie A 410 ἐπαύρωνται, Γ 160 πῆμα (p. 546). Treffend wird ferner daran erinnert, wie Homer auch da, wo er sich wiederholt, doch dadurch, daß er kleine Abweichungen anbringt, immer neu die Darstellung zu beleben weiß (p. 548. 549). Die Wirkung der formelhaften Ausdrücke ist richtig empfunden; und hier wird die Frage wenigstens aufgeworfen, ob Homer sie geschaffen oder vorgefunden habe (p. 553). Auf die Beantwortung verzichtet der Verf. mit Recht; sie ist nicht möglich von seiner Grundansicht aus, deren — allerdings freiwillige — Beschränktheit an dieser Stelle mehr als anderwärts fühlbar wird. Wer den Bestand stereotyper Wendungen für eine Eigentümlichkeit der frühesten Periode kunstmäßiger Poesie erklärt (p. 552), also nicht sieht, daß das Formelhafte und Konventionelle doch eben eine lange Entwickelung voraussetzt,

in der es erst geworden sein muß, der hält sich jedenfalls das historische Verständnis der homerischen Dichtung verschlossen.

Doch ich möchte nicht mit solchem Widerspruch von dem schönen und anregenden Buche des französischen Gelehrten scheiden. Er tritt mit einem ähnlichen Programm auf wie in Deutschland Hermann Grimm, führt es aber mit viel mehr Bescheidenheit durch, indem er gar nicht daran denkt, wissenschaftliche Kritik durch ästhetische Werturteile zu ersetzen. Die dichterische Schöpfung, die der eine zu meistern unternimmt, bemüht sich der andere mit williger Unterordnung unter das Gegebene zu verstehen; und dabei hat er die Empfänglichkeit des Nachempfindens zu einer Kunst ausgebildet, die überall erfreut und von der wir auch da lernen können, wo sie uns nicht überzeugt.

9. Placido Cesareo, Il Subbiettivismo nei Poemi d'Omero. Ricerche critiche. Palermo (Alberto Reber) 1898. 196 S.

Das Buch enthält die Durchführung eines richtigen und, wie der Verf. mit Grund hervorhebt, noch nicht genügend anerkannten Gedankens, der Beobachtung nämlich, daß auch die homerischen Gedichte, bei aller Gegenständlichkeit ihres Inhalts und so sehr überall der Autor hinter sein Werk zurücktritt, doch deutliche Spuren von der Subjektivität des Dichters tragen. Der italienische Gelehrte erörtert den Begriff „Subjektivismus“ zuerst allgemein nach seinen zwei Seiten, der des Stoffes und der des sprachlichen Ausdruckes, und weist dann beide Arten reichlich bei Homer nach. Die Arbeit zeigt genaue Vertrautheit mit den Gedichten selbst wie mit der neueren wissenschaftlichen Litteratur darüber. Für den Zweck unseres Jahresberichtes ist am wichtigsten das letzte (7.) Kapitel, das „den Subjektivismus in Beziehung zu den homerischen Fragen“ behandelt. Der Verf. gebraucht hier mit Absicht den Plural, weil er von der Vielheit der Probleme, in welche die sogenannte homerische Frage sich aufgelöst hat, eine deutliche Vorstellung besitzt und geben will. Er zeigt, wie die direkten, äußeren Kriterien zur Lösung der Probleme versagt haben, so daß man dazu hat kommen müssen, die Gedichte selber nach inneren Merkmalen zu analysieren. Auch daß auf diesem Wege bereits Resultate gewonnen worden sind, daß man z. B. kulturhistorisch getrennte Schichten unterscheiden kann, erkennt er an. Aber er vermißt in der bisherigen Homerforschung eine ausreichende Würdigung derjenigen Züge, in denen sich die subjektive Denk- und Redeweise verschiedener Dichterpersönlichkeiten verrate. Was er selbst in dieser Beziehung bietet, ist nun freilich auch nichts Fertiges. Er hat treffend erkannt, daß Vorzüge und Schwächen nicht überall nach demselben Gesetze verteilt sind, daß einige der wirksamsten und in der poetischen Darstellung frischesten Gesänge an

stilistischen und metrischen Anstößen leiden, während andere, glatt ausgearbeitete, im Gedanken und in dem Gange der Handlung matt erscheinen, und giebt von hier aus (S. 190 f.) eine summarische Schätzung der Hauptpartien des Epos; eine genauere Abgrenzung auf grund des beobachteten Unterschiedes der dichterischen Individualitäten hat er nicht versucht. Aber das kann nur gebilligt werden. Für solche Aufgabe sind die ästhetischen Merkmale in der That zu schwach, zu sehr selber der Subjektivität des Forschers unterworfen. Sie können nur den Blick schärfen für verstecktere Züge, für feinere Verschiedenheiten im Charakter der Darstellung, und können so den Boden bereiten helfen, auf dem nachher von anderen Seiten her und mit anderen Mitteln scharfe Linien gezogen werden.

Eine etwas eingehendere Anzeige des anregenden Buches hat Hermann Kluge gegeben, Neue philol. Rundschau 1899, S. 337—340.

10. P. Welzel, Betrachtungen über Homers Odyssee als Kunstwerk. Erster Teil. Progr. des Kgl. kathol. St. Matthias-Gymnasiums zu Breslau. 1901.

Der Verf. giebt eine reflektierende Paraphrase der Bücher α—ζ. Des Anteiles, den die ästhetische Betrachtungsweise an der Lösung von Fragen der höheren Kritik nehmen könnte, ist er sich bewußt (S. V f.), macht aber selber nicht den Versuch Folgerungen dieser Art zu ziehen.

11. Cauer, Homer als Charakteristiker. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum u. s. w. V (1900) S. 597—610.

Der Aufsatz sucht zu zeigen, wie Homer die Fähigkeit, fein zu charakterisieren — Alter und Geschlecht, Stand, einzelne Situationen, ganze Menschen — in höherem Grade besessen hat, als man gewöhnlich annimmt; und zwar trete diese Fähigkeit in den jüngeren Partien des Epos stärker hervor als in den älteren. Zum Schluß wird diese Beobachtung mit der scheinbar entgegengesetzten, daß die schöpferische Kraft des Ausdrucks allmählich nachläßt, zusammengenommen, und der Weg angedeutet, auf dem eine Lösung solches Widerspruches gefunden werden kann.

12. A. Roemer, Homerische Gestalten und Gestaltungen. Sonderabdruck aus einer Festschrift der Universität Erlangen. Erlangen und Leipzig (A. Deichert) 1901. 20 S.

Der Verf. knüpft an eine von Aristoteles angeregte Frage an, ob Homers schöpferische Kraft der Darstellung mehr auf genialer Inspiration oder auf Kunstverstand beruhe, und giebt für beides eine Reihe geschmackvoll ausgewählter und mit frischem Sinn erläuterter Beispiele. Nur selten fühlt man sich zum Widerspruch herausgefordert,

wie z. B. bei der Bemerkung zu A 301—303: „so scheidet er von uns groß und ungebrochen — als Held.“ Mir erscheint umgekehrt das, was hier Achilleus sagt, recht menschlich: indem einer nachgiebt, beruhigt er das eigene Selbstgefühl durch eine Drohung, die er für den Fall hinzufügt, daß der andere noch weiter gehen sollte. Vortrefflich ist die — für mich wenigstens — neue Deutung von A 528 ff.: der Dichter lasse deshalb den Gott seine Zusage durch eine stumme Gebärde geben, weil er eine programmmäßige Enthüllung der Art und Weise, wie Achill geehrt werden soll, vermeiden wolle. — Besonderer Beachtung wert ist eine Anmerkung (S. 12), in der darauf hingewiesen wird, daß bei Eustathius Auszüge aus einem ausgezeichneten alten „ästhetischen Kommentar zur Odyssee“ vorzuliegen schienen, dessen Absicht gewesen sei, „die Erfindungen und Erzählungen des Dichters nach Möglichkeit gegen die Einsprüche des νοῦς zu sichern.“

V. Sprachliche und metrische Analyse.

1. Cauer, Grundfragen der Homerkritik (1895) S. 98—130.

Im ersten Teile dieses Kapitels wird der Thatbestand der Dialektmischung beschrieben, und genauer untersucht welche Erscheinungen als sichere Spuren des Äolischen anzusehen sind. Der zweite Teil behandelt dann, von einer Kritik der Fickschen Hypothese ausgehend, die Frage, wie die Mischung entstanden sei, und weiter, unter welchen Umständen der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen haben könne.

2. O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung im älteren griechischen Epos. Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Upsala V, 16. Stockholm 1897. 74 S.

Der Verf. knüpft an W. Schulzes ‘Quaestiones epicae’ an und zeigt, wie in diesem ausgezeichneten Buche nicht genug mit der Möglichkeit gerechnet ist, daß „die einzelnen Sänger und ‘Bearbeiter’, deren Erzeugnisse in unsere Ilias und Odyssee Aufnahme gefunden, in der Behandlung der Dehnungslicenzen teils freiere, teils strengere Observanzen befolgten“. Aus Danielssons Untersuchungen ergiebt sich, daß es thatsächlich so gewesen ist, daß also auch in dieser Beziehung der sprachliche Zustand der homerischen Gedichte ein Bild ihrer allmählichen, zeitlich und — worauf mit Recht hingewiesen wird — örtlich über ein weites Gebiet ausgedehnten Entstehung bietet. Außer dieser allgemeinen Einsicht kommt für die Fragen der höheren Kritik besonders die eigenartige Behandlung der sogenannten zerdehnten Formen

in betracht, die der Verf. S. 64 ff. giebt, auf die einzugehen ich hoffentlich an anderer Stelle Gelegenheit haben werde.

3. A. Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma. Indogerm. Forschungen 9 (1898) S. 294—342.

Für die Geschichte der homerischen Poesie ist die Frage von großer Bedeutung, ob das Digamma bei Homer ein Äolismus und also eine der Erscheinungen ist, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen, oder ob es bei den Ioniern zu der Zeit, wo sie die Pflege des epischen Gesanges übernahmen, noch lebendig war. Der Verf. bestreitet, im Gegensatz u. a. zu meinen Ausführungen, das erstere, behauptet aber auch das zweite nicht. Er erkennt an, daß der Spirant in dem „Gesamthomer“ der Alten keine Rolle mehr als lebender Laut gespielt, daß also „das Zeichen F in unsern Homerausgaben keinen Sinn hat“ (S. 326). Ja noch mehr, es ist ihm sicher, daß „auch für die ältesten ionischen Dichter das F kein lebender Laut mehr war“ (S. 324). Trotzdem meint er „auch dem ionischen Dialekte Kleinasiens Digamma in noch nachweisbarer Zeit“ zuschreiben zu können, auf grund folgender chronologischen Erwägung: „da nach 700 für das kleinasiatische Ionisch Fortleben des F ausgeschlossen ist, da weiter aber die epische Sprache für ihre älteste Zeit F voraussetzt, so sind wir wohl berechtigt, für das kleinasiatische Ionisch den Schwund des F rund auf 800 v. Chr. zu setzen“ (S. 325). Aber über die Frage, ob innerhalb der älteren epischen Sprache F ionisch oder äolisch sei, wird ja gerade gestritten; zur Entscheidung kann doch die Thatsache selber, die erklärt werden soll, nichts helfen. — Ebensowenig Erfolg hat Thumbs Bemühung, für irgend einen anderen Teil des ionischen Sprachgebietes ein Beispiel eines wirklich erhaltenen Vau nachzuweisen. Er sucht einen ionischen [F]ι[φ]ικαρτίδης — statt [E]ὐ[θ]υκαρτίδης —, auf den doch selbst Blaß bald verzichtet hat, wieder glaubhaft zu machen und bespricht aufs neue die bekannten Beispiele des F aus Inschriften chalkidischen Alphabetes[1]), bei denen er selber zugeben muß, daß die so geschriebenen Namen teils „nicht reinionisch“ sind, teils doch „für das Fortleben des F nicht zu viel beweisen“ (S 323). Wie viel denn etwa? Vermutlich nicht mehr als die Schreibung ἀFυτοῦ auf Naxos, die zwar das Zeichen F enthält, aber durch den eigentümlichen Gebrauch, den sie davon macht, gerade zeigt, daß für die ursprüngliche Art der Verwendung kein Anlaß mehr war. Auch dies erkennt der Verf. ausdrücklich an, sträubt sich jedoch gegen den unausweichlichen Schluß, daß bis jetzt

[1]) Vergl. hierzu meine Anzeige von Kretschmer, Die griech. Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht, Wochenschr. für klass. Philol. 1895 S. 1164 f.

kein einziges sicheres Zeugnis für ein gesprochenes ionisches Vau bekannt ist, der Schwund dieses Lautes also, so weit wir urteilen können, zu den grundlegenden Merkmalen der ionischen Gesamtmundart gehört. Wenn es einer Bestätigung hierfür noch bedurft hätte, so ist sie durch den hier vorliegenden mißlungenen Versuch, das Gegenteil zu beweisen, erbracht worden.

4. F. Solmsen, Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre. Straßburg 1901. IX, 322 S

Die Untersuchungen des Verf.s berühren natürlich vielfach das Gebiet unseres Jahresberichtes; doch kann auf Einzelheiten hier nicht eingegangen werden. Ganz richtig ist die Grundanschauung von dem allmählichen Anwachsen des Epos und den verschiedenen sprachlichen Niederschlägen, die davon zurückgeblieben sind Auch die Selbstbescheidung kann — zumal gegenüber der allzu großen Zuversicht anderer — nur gebilligt werden, daß es innerhalb eines Buches wie Π nicht möglich sei die verschiedenen Schichten mit Bestimmtheit herauszulösen (S. 160); das wird in der That nur da angehen, wo eine größere, auch sachlich fest in sich zusammenhängende Partie einen einheitlichen sprachlichen Charakter trägt. Bemerkenswert ist des Verf.s Ansicht, daß die ältere, unkontrahierte Form des Namens Ὠρίων zwar Χ 29 (ὅν τε κύν' Ὠαρίωνος ἐπίκλησιν καλέουσιν) hergestellt werden dürfe, daß aber an so jungen Stellen wie λ 310. 572 die jüngere Form Ὠρίωνα schon vom Dichter gebraucht zu sein scheine, da sich der Name in dieser Gestalt bereits auf einer milesischen Inschrift des 7. Jahrhunderts finde (S. 54). Wenn Solmsen sich bei dieser Gelegenheit gegen Naucks Bemühung, überall die altertümlichen, unkontrahierten Formen herzustellen, ausspricht, so hat er in der Sache gewiß recht. Nur hätten er wie Brugmann (Indog. Forschgen. IX [1898] S. 171 f.) hervorheben sollen, daß wir die richtigere Erkenntnis vom Wesen der homerischen Sprache zum guten Teil eben dem entschlossenen Vorgehen von Nauck verdanken, dessen Irrtum, wie jeder fruchtbare Irrtum, durch konsequente Durchführung sich selbst widerlegt hat.

Dem Digamma ist der ganze zweite Hauptabschnitt des Buches gewidmet. Daß es „in der Epoche der Gesamtredaktion von Ilias und Odyssee auf ionischem Boden bereits verloren gegangen war", erkennt Solmsen (S. 171) an; für seine Herkunft bei Homer verweist er leider zustimmend auf die ganz unklare Behandlung des Gegenstandes durch Thumb. Wertvoller ist, was er selber hinzufügt. Einmal (S. 174) die Genetivform ΑγασιλεϜο, d. i. Ἀγασιλῆϝω, auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142) in chalkidischem Alphabet geschrieben, die sich den übrigen halb dorischen halb ionischen Namensaufschriften, deren bei der Besprechung von Thumbs Arbeit gedacht

wurde, anreiht; Solmsen erinnert selber daran, daß in dem ἐποίησεν derselben Inschrift das F fehlt, und bringt den anderwärts überlieferten Namen eines 'Αγασίλαος Κορκυραῖος bei. Sodann meint er (S. 193) nachgewiesen zu haben, „daß der Schiffskatalog die Wirkungen des Digamma, soweit sie sich in der homerischen Sprache überhaupt zu erkennen geben, mit voller Gewissenhaftigkeit wahrt". Dieser Nachweis steht Rhein. Mus. 53 (1898) S. 146 ff. Er wird aber dadurch beeinträchtigt, daß eine Anzahl von Ausnahmen bleiben, die teils durch entschuldigende Erklärung, teils durch Emendation erledigt werden müssen; auch fehlt zur Beurteilung der angestellten Statistik die Angabe des vollen Materials und des entsprechenden aus einigen anderen Gesängen. Vielleicht entschließt sich der Verf., dies noch in einer besonderen Abhandlung vorzulegen. Sollte sich dabei wirklich herausstellen, daß B in bezug auf das F nicht anders steht als die ältesten Teile der Ilias, so würde man daraus umgekehrt folgern müssen, daß auch in den ältesten Teilen, als sie so wie sie jetzt vorliegen gedichtet wurden, das Vau kein lebendiger Laut mehr war. Solmsen hätte den Fehler in seiner Schlußfolgerung daran bemerken können, daß sie ihn dazu bringt, den Schiffskatalog, den er „mindestens ins 7. Jahrhundert" setzt, doch zugleich „nicht zu den jüngsten Stücken der homerischen Poesie" zu rechnen (Rh. Mus. 148). Also soll gar im 7. Jahrhundert ionisches F noch gesprochen worden sein? und welcher Zeit gehören denn die wirklich jüngsten Stücke an?

Sehr dankenswert ist, was im Anschluß an Wilh. Schulze über die metrische Dehnung von ο zu οι (οἰέτεας, οἶες, γελοίιον, ἠγνοίησεν, πνοιή u. a.) ausgeführt wird (S. 125 f.). Dieser Lautwandel kann nicht von den Sängern selbst vollzogen sein, die gar keine Ursache hatten statt eines länger ausgehaltenen ο ein οι zu sprechen, sondern er beruht auf nachträglicher, halbgelehrter Überlegung von Leuten, die ein ο im geschriebenen Texte vorfanden, wo der Vers einen langen Vokal forderte, und nun nach dem Muster von στοιά στοά, ποιεῖν ποεῖν u. ä. den Diphthongen οι für die allgemein berechtigte Länge zu ο hielten und einsetzten. Daraus aber folgt in der That, daß von der Zeit der lebendigen Pflege des epischen Gesanges bis zu der späteren, wo der Text metrisch durchgearbeitet und reguliert wurde, keine ununterbrochene Überlieferung reicht, sondern daß es dazwischen eine Periode gegeben hat, in der man nur Texte mit unmetrischen Schreibungen hatte und doch daran keinen Anstoß nahm. Dies letzte ist auch, meine ich, nicht wunderbar: die Niederschrift war noch nicht Hauptquelle für die Bekanntschaft mit den alten Gedichten, sondern nur eine Stütze für das Gedächtnis, deren man sich bediente, ohne Wort für Wort und gar Silbe für Silbe Gesprochenes und Geschriebenes zu vergleichen.

5. A. Fick, Das Lied vom Zorne Achills. Bezzenbergers Beiträge 21 (1896). S. 1—81.

6. Derselbe, Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899). S. 1—93.

7. Derselbe, Die Erbreiterung der Menis. Die Einlegung des „Oitos" in die Menis. Ebenda 26 (1900). S. 1—29.

Die Befriedigung, die Fick darüber empfindet, daß der berechtigte Kern seiner Theorie mehr und mehr zur Anerkennung gelangt sei, ist ihm von Herzen zu gönnen. Und wenn er selber die Hoffnung ausspricht. daß sich seine Ansichten auf ihrem weiteren Entwickelungsgange „von den Schlacken eines subjektiven Ursprungs reinigen" werden, so kann man dem nur zustimmen. Leider aber thut er selbst gar nichts, um diese Reinigung, die doch längst begonnen hat, sich zu nutze zu machen: ja er häuft immer neue Schlacken dazu, die das, was der Erhaltung und Fortführung wert ist, mehr noch als früher verdecken und gar zu ersticken drohen. Daß die Umwandlung der epischen Sprache aus einer naturwüchsigen äolischen Mundart in einen künstlichen ionisch-epischen Mischdialekt sich nicht mit einem Schlage sondern langsam und allmählich vollzogen habe, will Fick auch jetzt nicht anerkennen, sondern versichert aufs neue, daß in einem bestimmten Zeitpunkt (um 550 v. Chr.) die Übertragung stattgefunden habe; bei dieser Gelegenheit seien alle diejenigen äolischen Formen, für die es metrisch gleichwertige ionische nicht gab, stehen geblieben, alle anderen ionisiert worden. Der Beweis hierfür sollte bekanntlich in der Beobachtung liegen, daß die Partien, bei denen die Rückübertragung ins Äolische glatt aufgehe, sich mit denen decken, die auch sonst von der höheren Kritik als die ursprünglichen und echten erkannt seien, während umgekehrt die von der Kritik angefochtenen Stücke „von festsitzenden Ionismen wimmeln". Ich habe früher gezeigt[1]), daß die Beobachtung falsch, die ganze Untersuchung im höchsten Grade unexakt geführt war. Darauf geht Fick jetzt nicht mehr ein: er betrachtet seinen Beweis als gelungen und läßt sich durch die festsitzenden, d. h. nur durch Textkorrektur entfernbaren Ionismen in den auch von ihm für „echt" gehaltenen Abschnitten nicht stören. Auf der anderen Seite ist er selbst geschäftig, das, was er früher als Beweis gegeben hatte, umzustoßen. Denn indem er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzt, als in seiner Ausgabe der Ilias (1886) geschehen war, giebt er doch zu verstehen,

---

[1]) Für die Odyssee in den der Zeitschr. f. Gymnasialwesen beigegebenen Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin X (1884) S. 290 ff.; für die Ilias in der Berliner philolog. Wochenschrift 1887 No. 17—19.

daß die sprachliche Analyse des Epos zu einer klaren und sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hat.

Hierzu kommt ein weiterer Streich, den der Verf. gegen seine eigene Hypothese führt. Von der zweitältesten Schicht, durch welche das ursprüngliche Μῆνις-Lied (von 1936 Versen) zum ersten Male, und zwar auf 3872 Verse, erweitert worden sein soll, muß er selbst (24 S. 18 f.) zugeben, daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthielt: den Gebrauch von ἐς neben εἰς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(F)ο ε(F)ω. Er sieht hierin „eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias.“ Erklärt ist mit diesem Ausdruck nichts, nur die Thatsache der Mischung konstatiert, und zwar schon für diejenige Gestalt des Epos, die der vollständigen Übertragung ins Ionische voranging. Also hat Fick selber unwillkürlich zugestanden, daß die Mischung äolischer und ionischer Formen nicht erst durch jene Übertragung entstanden ist. Damit ist eigentlich seine ganze Theorie aufgehoben.

Dem allen zum Trotz halte ich auch jetzt daran fest, daß der Grundgedanke seiner Hypothese glücklich und fruchtbar war und es noch mehr werden könnte. Wenn man den ganzen Text der homerischen Gesänge möglichst Wort für Wort ins Äolische übersetzte, aber vorurteilslos, nirgends mit dem Wunsche, daß es an der einen Stelle besser als an der anderen gelinge möge, so würde man einmal manche versteckte Äolismen unter der ionischen Hülle wieder zum Vorschein bringen, zweitens aber in der Verteilung ionischer Formen, wie sie nach der Übertragung sich darstellt, einen Maßstab für das relative Alter derjenigen Partien und Versgruppen haben, die sich durch größere oder geringere Dichtigkeit der Ionismen voneinander abheben. In der ersten Beziehung hat Fick auch schon viel Gutes gefunden und giebt jetzt (21 S. 3 f.) einen kleinen Nachtrag an Reimen und Klangspielen, die erst in der äolischen Gestalt der Worte hervortreten. Auf das zweite hat er leider jetzt noch mehr als früher verzichtet. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine 1936+1936 echten und halbechten Verse abdruckt, ist nicht das Resultat einer sprachlichen Analyse, sondern ist im großen in der Absicht erfolgt, nichts „Wesentliches“ wegzulassen und nichts „Unwesentliches“ aufzunehmen; warum dies als wesentlich, jenes als unwesentlich angesehen worden ist, wird nicht erklärt, darüber soll der Leser selbst urteilen (21 S. 20). Im kleinen aber ist für Streichung einzelner, inhaltlich und sprachlich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke (an Stelle unseres P, 21 S. 61 und 24 S. 2. 46) die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte, die älteste Μῆνις wie ihre erste „Erweiterung“, in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11

war. — Erwähnt sei noch, daß Fick an seiner früheren Ansicht festhält, Ω gehöre zu der noch im wesentlichen äolisch gedichteten ersten Erweiterung, während er die ganze Reihe Γ—Ι einer jüngeren Stufe, auf der bereits die gemischte Mundart herrschte, zuweist. —

Der letzte der oben bezeichneten Aufsätze behandelt die dritte und vierte der Schichten, in die der Verfasser die Ilias zerlegt hat: die „Erbreiterung" (hauptsächlich N, Ξ und P) und die durch die Hand eines Späteren eingefügte „alte herrliche Dichtung von Ilios' Geschick" (B—Θ, Λ 1—77), deren Sprache sich noch als äolisch herausstelle, wenn man das „minderwertige Füllwerk des Einlegers" beseitige. Zu der Beurteilung dieser Stücke brachte Fick die Beziehung auf die Zahl 11 schon als etwas Fertiges mit. Er hatte erkannt, daß die „Urmenis" aus vier Hauptstücken zu 517, 451, 451, 517 Versen, die erweiterte Menis aus vier Stücken zu 1034, 902, 902, 1034 Versen bestanden hat, und erwartete nun in dem „erbreiterten" Werke die Zahlen 2068, 1804, 1804, 2068 zu finden. Bei genauerer Prüfung ergab sich ihm „eine so große, im Fortgange der Arbeit immer wachsende Leichtigkeit, das Überlieferte in den beschriebenen Rahmen einzuspannen", daß er „die Hypothese als erwiesen ansehen mußte" (26 S. 2). Zu den 7744 Versen der erbreiterten Menis hat dann der Einleger des Oitos noch einmal die Hälfte, 3872 Verse, hinzugefügt. Der Nachweis im einzelnen gelingt dadurch, daß in Menge Verse und Versgruppen ausgeworfen, gelegentlich auch Verse zur Ergänzung eingeschoben werden (so hinter Λ 659 der Vers, der 827 auf den gleichen Satz folgt), und daß, wo beide Mittel nicht ausreichen, wo Verse, welche „die Einwirkung einer jüngeren Hand zeigen", doch im Zusammenhang nicht entbehrt werden können wie B 360—368 und 803—806, angenommen wird, es habe „bloß eine Umgestaltung einer gleichen Zahl von Versen stattgefunden". Bedenkt man, wie lose und läßlich in Homers Redeweise Thatsachen und Gedanken aneinandergereiht sind, so wird man sich nicht wundern, daß es mit reichlicher Anwendung jener Hilfsmittel möglich ist, das ganze Gedicht in einen „Rahmen einzuspannen", der durch mannigfaltige Multiplikation einer und derselben Grundzahl bestimmt wird; aber eine kritische Verständigung mit solchem Verfahren ist nicht mehr möglich.

8. C. Robert, Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von F. Bechtel. Berlin (Weidmann) 1901. 591 S.

Die Behandlung, die der homerischen Sprache in diesem Buche zu teil geworden ist, zeigt keinen Fortschritt gegen Fick, dessen Hypothese vielmehr in ihrer ganzen Starrheit wieder aufgenommen ist. So sind denn auch die Fehler der Beweisführung die alten: durch Konjektur und Athetese wird der Text so zurechtgemacht, daß er scheinbar

die — aus anderen Gründen beliebte — Zerlegung in ältere und jüngere Schichten bestätigt. Für die Begründung dieses Urteils darf ich auf meine Rezension des Buches verweisen, die oben II, 21 angeführt ist.

9. H. Usener, Altgriechischer Versbau. Ein Versuch vergleichender Metrik. Bonn 1887. 127 S.

Dieses geistreiche und anregende Buch kann hier natürlich nur insoweit gewürdigt werden, als es auf Homer bezug nimmt. Der Verf. sucht bekanntlich im Anschluß an Theodor Bergk nachzuweisen, daß die meisten Versformen der indogermanischen Völker als Grundform eine Kurzzeile von 4 Hebungen voraussetzen, die sich volkstümlich noch vielfach, auch im Deutschen, erhalten hat. In dieser Zeile wurden nur die Hebungen gerechnet; Zahl und Anordnung der Senkungen waren beliebig. Aus dem Verse von 4 Hebungen wurde durch „Verwitterung des Auslautes“ ein solcher von 3 Hebungen, der immer noch mannigfaltige Formen zuließ; jedoch sonderten sie sich nach einem Grundmerkmal in zwei Gruppen, indem ein Vers entweder mit einer Hebung oder mit einem Auftakte begann. Aus der Vereinigung von zwei solchen Kurzversen ist dann bei den Griechen diejenige Langzeile erwachsen, die als „Hexameter“ festen Bestand und dauernde Geltung gewonnen hat.

Die beiden ersten Kapitel (bis S. 42) wollen zeigen, daß in homerischen und inschriftlichen Hexametern die zwei Glieder noch vielfach als selbständige Verse empfunden worden seien. Aber die prosodischen Anstöße im dritten Fuße, auf die Usener seinen Beweis gründet, sind viel eher für späte und vulgäre Abweichungen von der korrekten Form, als für Reste eines altertümlichen metrischen Bewußtseins zu nehmen. Die (auf S. 24 gesammelten) Beispiele, in denen πρός nach der trochäischen Cäsur des dritten Fußes steht, πρ also keine Position bildet, sollen Spuren davon sein, daß die beiden Vershälften einst selbständige Verse gewesen waren; doch dieselbe Vernachlässigung der Position ist auch an anderer Versstelle häufig, in der Formel ἔπεα πτερόεντα προσηύδα. Dort hilft sich der Verf. damit, daß ποτηύδα zu schreiben sei; aber warum sollen wir dann nicht ebensogut im dritten Fuße ποτ einsetzen? z. B. Χ 7 αὐτὰρ Πηλεΐωνα ποτηύδα Φοῖβος Ἀπόλλων, oder Χ 37, 90, λ 17? An derselben Inkonsequenz leidet Useners Behandlung des F: wenn es in der Cäsur des dritten Fußes nicht beachtet erscheint, so soll es als Zeugnis für ursprüngliche Selbständigkeit der Vershälften dienen; wo es aber — nicht minder häufig — an anderen Stellen des Verses ebenso vernachlässigt ist, da wird nichts Ähnliches daraus gefolgert. Auf diesen inneren Widerspruch der auf den ersten Blick bestechenden Beweisführung hat kürzlich Felix Solmsen gebührend hingewiesen (Untersuchungen zur griechischen Laut-

und Verslehre S. 158 ff.). Zu den von ihm erhobenen Bedenken kommt aber noch ein weiteres von prinzipieller Bedeutung hinzu.

Usener will seine Folgerungen nur aus solchen Fällen ziehen, die in den wirklich alten Partien der Dichtung vorkommen (S. 15), begründet aber nirgends sein Urteil über das Alter, sondern setzt z. B. den ersten Gesang, die Glaukos-Episode und die Begegnung von Hektor und Andromache in Z einfach als altertümlich voraus. Auf diese Weise ist dem Teile seiner Argumentation, der sich auf Homer gründen sollte, im voraus der feste Boden entzogen. Trotzdem verdient die dadurch angeregte Betrachtungsweise ernste Aufmerksamkeit. Der Verf. spottet zwar über den Gedanken, daß es etwa seine Absicht wäre „den Wiederherstellungsversuchen eines vermeintlichen wahren Homertextes einen neuen Weg zu zeigen“; in Wahrheit könnte aber gerade dies das Verdienst seines Buches werden. So sehr wir uns dagegen sträuben müssen, daß dieselben prosodischen Anstöße das eine Mal durch Korrektur beseitigt, ein anderes Mal — in einem aus irgend welchem sonstigen Grunde als alt angenommenen Stücke — wie Reste einer vorhomerischen Metrik verwertet werden, so dankbar würden wir sein, wenn man solche Anstöße durch das ganze Epos hin vorurteilslos feststellen und sorgfältig sammeln, und dann die größere oder geringere Dichtigkeit, mit der sie sich verbreitet zeigen, als neues, neben anderen selbständiges Merkmal für das relative Alter der einzelnen Teile verwenden wollte.

10. H. Kluge, Zur Entstehungsgeschichte der Ilias. Köthen (Otto Schulze) 1888. VIII, 220 S.

Der Verf. glaubt, daß der ursprüngliche Rhythmus des epischen Verses nicht daktylisch, sondern spondeisch gewesen sei; das älteste Prinzip der Versbildung sei weder das der Quantität noch das der Beobachtung des Wortaccents, sondern lediglich das der Silbenzählung gewesen. Daktylen seien anfangs nur an den Stellen eingedrungen, wo die kürzeren rhythmischen Reihen (teils 2 mit 3 Füßen, teils 3 mit 2 Füßen), aus denen der Hexameter zusammengewachsen sei, aneinanderstießen; erst später hätten sie sich, immer beliebter werdend, auch über die anderen Versstellen verbreitet. — Hiergegen ist zunächst einzuwenden, daß es einen „spondeischen Rhythmus“ nie gegeben haben kann; denn aller Rhythmus beruht auf Abwechselung, die eben den Spondeen fehlt. In der Annahme, daß der Hexameter durch Zusammenfügung kleinerer metrischen Gebilde entstanden sei, stimmt Kluge mit Usener überein, auf den er (S. 14) ausdrücklich bezug nimmt, und mit dem er leider auch den Fehler gemeinsam hat, daß er die metrische und sprachliche Gestalt des Textes, den er seiner Untersuchung zu grunde legt, nicht vorher prüft und feststellt, sondern einfach so nimmt, wie sie

überliefert ist; die Arbeiten und Ausgaben von Bekker[2], Nauck, Fick u. ä. existieren für ihn nicht. So hat die Zählung von Daktylen und Spondeen, die er vornimmt, keine kritische Gewähr; der Grundsatz, daß ein Vers und eine inhaltlich verbundene Gruppe von Versen um so altertümlicher sei, je mehr Spondeen darin vorkommen, ist ohne Halt; danach kann man ermessen, wie sehr es derjenigen Zerlegung der Ilias, die Kluge nach Maßgabe seiner Statistik durchführt und die den zweiten Teil seines Buches ausmacht, an objektiver Wahrscheinlichkeit fehlt. Daß sie auch durch sich selber und unmittelbar den Eindruck des Unwahrscheinlichen macht, habe ich in einer eingehenderen Rezension (Wochenschr. f. klass. Philol. 1889 S. 1417—1424) zu zeigen gesucht.

An derselben Stelle ist auch angedeutet, auf welchem Wege der im Grunde ja vortreffliche Plan, den Kluge und Usener gar zu kurzer Hand zu verwirklichen unternommen haben, einem greifbaren Ziele zugeführt werden könnte. Man müßte an die Arbeiten von Isidor Hilberg anknüpfen (vor allen: Das Prinzip der Silbenwägung und die daraus entspringenden Gesetze der Endsilben in der griechischen Poesie. Wien 1879), der durch fleißige, wenn auch ebenfalls kritisch noch nicht hinreichend sicher gestellte Beobachtung gefunden hat, daß die Wortbetonung, die in der römischen Metrik eine so große Rolle spielt, auch für den Bau der alten griechischen Verse keineswegs gleichgiltig war, sondern nach etwas verwickelten, aber doch in der Hauptsache noch erkennbaren Gesetzen berücksichtigt wurde. Diese Gesetze gilt es klar zu machen; und dann wird sich beurteilen lassen, welche Verse und etwa welche größeren Partien bei Homer metrisch altertümlicher sind als andere.

11. C. Hoerenz, De vetustiore versus heroici forma in Homeri carminibus inventa. Progr. der XII. Städt. Realschule zu Berlin, 1901.

Nach einem kurzen Bericht über frühere Versuche, die Entstehung des Hexameters aufzuklären, verweilt der Verf. bei Useners Hypothese, die er annimmt und darlegt, ohne wesentlich Neues hinzuzufügen. Den Widerspruch in bezug auf die Position von πρός hat er allerdings bemerkt und vermeidet ihn. Er will diejenigen Fälle ihrer Vernachlässigung, die sich anderswo als in der Cäsur des dritten Fußes finden, gewissermaßen aus falscher Analogie erklären: Verbindungen wie ὣς οἳ μὲν τοιαῦτα | πρὸς ἀλλήλους ἀγόρευον seien rechtmäßig als Spuren des Zusammenwachsens aus zwei früher selbständigen metrischen Reihen; man habe sie dann, als der Vers nur noch wie ein Ganzes empfunden wurde, dahin mißverstanden, daß hier der Anlaut von πρός die vorhergehende Silbe nicht verlängere, habe hierin eine Eigentümlichkeit von πρό, πρός gesehen, und diese nun in großem Umfange auch an anderen

Versstellen zur Geltung gebracht (S. 21). Die Erklärung ist ganz scharfsinnig ausgedacht, bleibt aber doch so lange höchst bedenklich, als nicht noch andere Beispiele gerade solches Fortwucherns metrischer Gewohnheiten festgestellt sind. Was das Digamma betrifft, so kommt Hoerenz gar nicht auf den Gedanken, daß die Fälle seiner Vernachlässigung im dritten Fuße, in denen er sichere Reste eines altertümlichen Versbaues sieht, an sich ebenso wohl etwas recht Junges, nämlich Anzeichen für das zunehmende Verschwinden des Lautes aus der Sängersprache, sein können. Unter diesen Umständen entbehrt das Verzeichnis von (rund 350) Versen der „älteren Form“, das zum Schluß gegeben wird und das sonst eine sehr wertvolle Gabe und eine erwünschte Grundlage für Untersuchungen auch der Komposition sein würde, aller kritischen Gewähr. Schon die äußere Thatsache hätte den Verf. stutzig machen sollen, daß sich seine „altertümlichen“ Verse auf Ilias und Odyssee absolut gleichmäßig verteilen, also, da die Odyssee erheblich kürzer ist, in ihr häufiger sind als in dem älteren Epos.

VI. Historische und geographische Beziehungen.

1. R. Wagner, Der Entwickelungsgang der griechischen Heldensage. Progr. Dresden 1896. 42 S. in 4.

Der Verf. verfolgt die Entwickelung und allmähliche Umgestaltung der griechischen Heldensage von der ältesten Zeit bis auf die der Alexandriner und Römer. Die Fragen, die sich in diesem Zusammenhange für Homer ergeben, werden richtig gestellt: ob kurze Angaben über Herkunft und Schicksale einzelner Helden „frei erdichtet sind, um die Eintönigkeit der Aufzählung zu unterbrechen“, oder ob sie auf „wirkliche Lokalsagen“ zurückgehen (S. IX); und, falls solche Angabe zusammentrifft mit genauerer Darstellung in einem der kyklischen Epen: ob die „Homerstelle erst den Anlaß zur dichterischen Ausführung der in ihr angedeuteten Sage gegeben hat, oder ob der Dichter nur an eine aus andern Quellen wohlbekannte Sagenwendung erinnern wollte“. Jeder einzelne Fall erfordert seine besondere Würdigung, wovon der Verf. einige Beispiele andeutet. Genauer verfolgt er die nach und nach erfolgte Umbildung der Geschichte von Agamemnons Ermordung, von der wir in der glücklichen Lage sind vier zum Teil recht eingehende Berichte in der Odyssee selbst zu besitzen. — Daß Wagner sich mit seiner Betrachtung innerhalb der Grenzen hält, die durch den überlieferten Bestand der beiden Epen gegeben sind, und auf vorhomerische Kom-

binationen verzichtet, ist in dem Rahmen, den er für seine Gesamtskizze gewählt hat, gewiß richtig. Nur die Thatsache durfte auch hier nicht unbeachtet bleiben, daß die eigentliche Heimat der epischen Poesie bei den Griechen Thessalien ist; denn davon finden sich, besonders in der Ilias, noch greifbarste Spuren in Fülle, und der Zusammenhang der troischen Sage mit der wirklichen Geschichte des nordwestlichen Kleinasiens kann erst von hier aus recht verstanden werden.

2. H. D. Müller, Historisch-mythologische Untersuchungen. 1. Pelasger und Hellenen. 2. Die Sage vom trojanischen Kriege und die homerische Dichtung. Göttingen 1892. IV, 134 S.

Als Kern der Odysseus-Sage glaubt Müller (S. 46 ff.) einen religiös-symbolischen Mythus zu erkennen, der dem äolischen Stamme angehörte, und in welchem der Held — ebenso wie Herakles — eine „heroische Metamorphose des Sonnengottes" war. Die ursprünglichen Bestandteile in den Erlebnissen des Odysseus zeigen nach des Verf.s Ansicht einen auffallenden Parallelismus mit der Herakles-Sage. Erst ionische Sänger haben ihn zum Seefahrer gemacht, ihm den Poseidon, neben Helios, zum Feinde gegeben, in dem Dasein der Phäaken ein „märchenhaft ausgeschmücktes Abbild ionischen Lebens" gezeichnet und in dem Kampf gegen die Freier, der „von Haus aus nur eine religiös-symbolische Bedeutung hatte", eine „gewissermaßen politische Tendenz" durchgeführt. Zu den Ioniern aber ist die Gestalt des Odysseus dadurch gekommen, daß ein Bruchteil des äolischen Stammes nach der Insel Samos wanderte; eben hier hat die Sage „im wesentlichen ihre vorliegende Gestalt erhalten".

Wichtiger als diese Hypothese ist die im zweiten Aufsatz enthaltene ausführliche Analyse der troischen Sage, weil sich darin in größerer Menge und Stärke als dort auch solche Gedanken finden, die geeignet sind noch bei anderen als ihrem Urheber Beifall zu gewinnen. Die Hauptsätze sind folgende.

Die Eroberung und Zerstörung der Stadt Troja ist der ältesten Sage fremd und beruht auf späterer dichterischer Erfindung; die Hindeutungen darauf, die in der Ilias vorkommen, „rühren wohl nur von späteren Dichtern und Rhapsoden her, denen schon Dichtungen wie die Ἰλίου πέρσις bekannt waren" (S. 69). Die Grundlage der Sage bilden bestimmte historische Ereignisse, nämlich die Kämpfe, die von achäisch-äolischen Kolonisten mit den alten unhellenischen Einwohnern um den Besitz der Landschaft Troas geführt worden sind (S. 72). Dabei ist es nach den Gesetzen des historischen Mythus wohl zu erklären, daß aus der Auswanderung ein bloßer Kriegszug geworden ist, von dem die Helden in ihre Heimat zurückkehren wollen (S. 74). Der Kern der

Dichtung bestand in sechs Akten (S. 76): Helenas Raub; Auszug der achäisch-äolischen Helden Agamemnon, Menelaos, Patroklos und Achilleus zum Kampfe (beides war ursprünglich mit erzählt); Besiegung des Paris durch Menelaos im Zweikampfe; Zweikampf des Patroklos mit Hektor, wobei jener fällt; Zweikampf des Achilleus mit Hektor, wobei Hektor fällt; Bestattung des Patroklos und Leichenspiele. Das Buch Ψ ist, obschon in seiner jetzigen Gestalt und Ausdehnung „wohl nicht" ursprünglich, doch dem Inhalte nach uralt (S. 80). Daß Patroklos sowohl als Hektor in der Rüstung des Achilleus kämpfen und fallen, ist ein alter mythischer Zug: beide sind eigentlich unter sich und mit Achilleus identisch, dieser tötet also gewissermaßen sich selbst (S. 84). Er ist eine „heroische Metamorphose des achäischen Stammgottes" Zeus; seine anfänglichen Erfolge und sein schließliches Wüten gegen sich selber stellen das Entstehen und das durch den Sonnenbrand im Sommer bewirkte Vergehen der Vegetation dar (S. 82). — Ausgangspunkt für die Entstehung der Dichtung muß ein in der Troas regelmäßig gefeiertes Zeus-Fest gewesen sein, das „die Bedeutung einer Leichenfeier des bei Eintritt des θέρος seinem unterweltlichen Gegner unterliegenden und von ihm vernichteten Gottes hatte" (S. 87). Durch den verheerenden Einfall der Kimmerier in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts wurde die Kraft der Äolier gebrochen, die Blüte ihrer Kultur geknickt; das Zeus-Fest mit seinen Wettkämpfen verschwand (S. 90 f.). Den Sang vom trojanischen Kriege aber trugen die achäisch-äolischen Sänger zu ihren ionischen Nachbarn hinüber, bei denen sie Aufnahme fanden (S. 91). Im Vortrage vor einem ionischen Publikum kam es von selber, daß sich in die Sprache ionische Eigentümlichkeiten einmischten; und das geschah noch mehr, als auf dem neuen Boden neue Sängerschulen entstanden, deren Mitglieder Ionier waren (S. 93). „Aber auch der Inhalt der Dichtung veränderte sich dem veränderten Publikum gegenüber": ionische Helden wie Nestor und Odysseus wurden in die Erzählung aufgenommen (S. 94 f.). Als Vertreter der dorischen Kolonien in Kleinasien kam der Herrscher von Argos, Diomedes, in den erweiterten Kreis herein, von Cypern her die Brüder Aias und Teukros (S. 96 f.). Der Rahmen des Epos aber blieb einstweilen noch der alte: „nach wie vor bildete die Entführung der Helena den ersten Akt der Handlung und der Auszug der Helden aus dem Mutterlande zur Wiedergewinnung der Entführten den zweiten; die Erweiterungen durch Zutritt neuer Helden und ihrer Kämpfe fanden, ohne den Zusammenhang wesentlich zu beeinträchtigen, ihren Platz zwischen dem Zweikampfe des Menelaos mit Paris und dem Kampfe des Patroklos mit Hektor" (S. 98). Das Gedicht war noch im eigentlichen Sinne eine Ilias; der Streit der Könige, Achills Zorn, Thetis' Gang zu Zeus, dessen Zusage

dem Gekränkten Sühne zu verschaffen: diese ganze Kette von Ereignissen, von der in unserer Ilias die Handlung zusammengehalten wird, fehlte noch. „Es läge sehr nahe, die [nachher erfolgte] Umgestaltung als das Werk eines einzigen hochbegabten Dichters anzusehen; allein von der Existenz eines solchen Dichtergenies ist nicht nur keine Kunde von historischem Werte auf uns gekommen, sondern es muß auch für sehr unwahrscheinlich gelten, daß in einer so frühen Zeit eine einzelne Persönlichkeit so weit über das geistige Niveau ihrer Zeitgenossen sich hätte erheben können, um im stande zu sein die überlieferte Dichtung in so eingreifender Weise umzugestalten" (S. 102). Der neue Plan muß also auf anderem Wege hereingekommen sein.

Schon Fick hat auf den starken Anteil hingewiesen, welchen die Insel Cypern an der Pflege der epischen Poesie gehabt hat, wovon eine besonders deutliche Spur in dem Auftreten der Göttin Κύπρις in E vorliegt (S. 111. 107). Von Cypern aus sind, wie Müller genauer ausführt, Aias und Teukros, ursprünglich ein Repräsentant des troischen Volkes, in den Personenkreis des Epos eingetreten; daß sie Brüder sind, ist ein poetischer Ausdruck für das freundliche Verhältnis, das in dem kyprischen Salamis zwischen achäischen und teukrischen oder troischen Bevölkerungselementen, die sich hier gemischt hatten, bestand (S. 117 f.). In demselben Sinne ist es zu verstehen, daß der Zweikampf zwischen Aias und Hektor resultatlos verläuft und beide wie Freunde voneinander scheiden (S. 120). Die offenbare Sympathie, mit der durchweg Hektor geschildert ist, das starke Hervortreten des Äneas in E und Υ beruhen auf dem Wunsche der kyprischen Sänger, „auch dem Stammesgefühl des teukrischen Volkselementes eine gewisse Befriedigung zu gewähren" (S. 121). Nachdem nun aber einmal Äneas als Sohn der kyprischen Göttin eingeführt war, wollte man auch auf griechischer Seite einen Helden von göttlicher Herkunft haben; deshalb wurde Thetis erfunden (S. 123 f. 100 f.). Und sie gab durch ihre Mittelstellung zwischen Göttern und Menschen die Möglichkeit, das ganze Epos nach jenem neuen Plane umzugestalten. Der eigentliche Grund aber zu diesem Plane lag in der Erwägung, daß, da doch Achills Freund Patroklos durch Hektor fällt, erklärt werden mußte, wie es kam, daß Achilleus nicht da war um ihm beizustehen; auch ließen sich die neu hinzugetretenen Helden Diomedes, Aias u. a. mit ihren Thaten leichter einfügen, wenn der Pelide für einige Zeit vom Kampfe ferngehalten wurde (S. 124 f.). Von hier aus gelangt der Verf. zu dem Schlusse, daß in den Büchern Γ—Η, „wenn auch nicht in der alten Form und nicht ohne mancherlei Veränderungen und Zusätze, ein Stück der alten Ilias sich erhalten hat, die noch nichts von dem Zorne des Achilleus und der Verheißung des Zeus wußte" (S. 126). — Die Um-

wandlung dieser früheren Ilias in eine Achilleïs ist ausgegangen von „kyprischen und speziell salaminischen Sängern", an der Ausführung beteiligt haben sich aber auch die ionischen Sänger, die in ihrem Berufe thätig blieben auch nachdem sie das Epos nach Cypern gebracht hatten (S. 128). Ihnen wird die Rolle verdankt, die Odysseus in der Ilias spielt, die durchaus nach dem durch die Odyssee schon gegebenen Muster gebildet ist (S. 129 ff.). Wie endlich „die kyprisch-salaminische Redaktion der Ilias auch auf dem Festlande zur Allgemeingiltigkeit durchdringen konnte", erklärt sich daraus, daß Solon den Vortrag der homerischen Gedichte bei den Panathenäen geordnet hat; dabei mag er diejenige Form der Dichtung zu grunde gelegt haben, die er bei einem Besuche auf Cypern kennen und nach ihrem hohen poetischen Werte würdigen gelernt hatte (S. 134).

Die Arbeit, deren Inhalt hier skizziert wurde, bringt ein eigenartiges Gemisch aus fruchtbaren Gedanken und völlig phantastischen Vorstellungen. Auf die letzteren gehe ich nicht ein. Wenn es je eine Periode gegeben haben sollte, in der Odysseus ein Sonnengott war, Achill Patroklos und Hektor ein einziges Wesen, so liegt sie jedenfalls so weit jenseits der Anfänge homerischer Poesie, daß für deren Erklärung und Analyse von dort nichts mehr geholt werden kann. Dagegen möchte ich versuchen diejenigen Stellen in dem Gebäude der Müllerschen Hypothesen hervorzuheben, an welche die weitere Forschung widersprechend oder bestätigend anknüpfen könnte.

Mit Recht hat er darauf hingewiesen, daß der Gedanke an die künftige Zerstörung der Stadt zwar gelegentlich in der Ilias auftaucht, aber keinen wesentlichen Zug in dem Stoffe dieses ältesten Epos ausmacht. Das historische Ereignis, das zur Entstehung der Sage den Anstoß gab, braucht also nicht notwendig die Einnahme einer großen Stadt gewesen zu sein; es genügt, an die Kämpfe zu denken, die um den Besitz der Nordwestecke von Kleinasien zwischen den älteren Bewohnern und den äolischen Eroberern geführt worden sein müssen. Dabei ist aber wesentlich, daß die Einwanderer aus ihrer thessalischen Heimat eine ausgebildete Sangeskunst und eine fest geprägte poetische Sprache bereits mitbrachten; denn nur in Thessalien kann der Olymp zum Göttersitz geworden, nur dort kann sich der Gebrauch entwickelt haben, die Götter schlechtweg als Olympier zu bezeichnen. Indem der Verf. dies nicht erkannte (S. 89), hat er sich eins der wichtigsten Merkmale zur Beurteilung, was bei Homer alt und ursprünglich sei, entgehen lassen. Unter den Teilen, die er seinerseits als die ältesten ansetzt, sind nicht wenige (Γ—Η und Ψ), die jedenfalls in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu den jüngsten gehören, von denen er dies sogar selber zugiebt. Nun ist es im Prinzip ja wahr, was er im Eingang sagt (S. 71):

„es können solche Stücke, welche in ihrer vorliegenden Fassung jüngeren Ursprungs sind, sehr wohl ihrer (stofflichen) Grundlage nach zu den ältesten gehören, und umgekehrt.“ Aber daß es im einzelnen Falle so sei, müßte doch immer erst wahrscheinlich gemacht werden, eben aus dem stofflichen Charakter der fraglichen Partie heraus. Dies wird jedoch von Müller gar nicht versucht; und es dürfte auch schwer gelingen für Gesänge, in denen eiserne Waffen und Geräte vorkommen (Δ, H, Ψ), wirklich bestehende Tempel erwähnt werden (E, Z, H) und die Kunst des Schreibens bekannt ist (Z, H), oder wo das Eingreifen der Gottheit, einst ein feines Kunstmittel, so vergröbert ist wie in der Dienstleistung der Athene, die dem Tydiden die vom Wagen gefallene Peitsche aufhebt (Ψ). — Richtigere Anschauungen hat der Verf. von der Art, wie neue Personen und Ereignisse dem anfänglichen Bestande hinzugewachsen sind. Daß Diomedes den argivischen Kolonien in Kleinasien seinen Platz im Epos verdanke, daß die Sage von dem Telamonier Aias und seinem Bruder Teukros in dem kyprischen Salamis lebendig gewesen und von hier aus in den troischen Sagenkreis eingedrungen sei: das sind Gedanken, die jedenfalls eingehendere Prüfung verdienen. Sehr gut ist das Einwirken der Odyssee auf die Ilias geschildert (S. 130 f.). Was freilich damit zusammenhängt, die Vorstellung von der gemeinsamen Arbeit, in der achäische, teukrische und ionische Sänger die jetzige Gestalt der Dichtung zu stande gebracht hätten, ist aus bloßen Möglichkeiten gar zu zuversichtlich konstruiert. Achills Zorn soll erfunden sein, um zu erklären, warum sein Freund ohne ihn kämpft und fällt. Aber woher wissen wir denn, daß der Tod des Patroklos zu dem ältesten Bestande der Handlung gehört? Der Verf. hat es gleich zu Anfang behauptet, doch nicht bewiesen. So zweifelhaft übrigens hier seine Kombinationen im einzelnen sind, so lassen sie doch eine Hauptthatsache mit willkommener Deutlichkeit hervortreten: daß der eigentlich schöpferische Gedanke, der aus einer Fülle von Sagen und Gesängen gerade unsere Ilias als ein bleibendes Werk von fortzeugender Kraft heraushob, der war, um den Zorn des Peliden die mannigfaltigsten Ereignisse zu gruppieren. Dabei mag wohl der Wunsch mitgewirkt haben, durch vorübergehende Fernhaltung des Haupthelden Spielraum für andere zu gewinnen. Die ganze Idee aber war in ihrer Einfachheit zugleich und Freiebigkeit etwas so Großes, daß sie nicht durch das Zusammenwirken einer Schar von Sängern mittlerer Begabung entstanden, sondern nur im Kopfe eines einzelnen genialen Dichters erwacht sein kann. Dies, was er bestreiten will, anschaulich gemacht zu haben, ist gerade auch ein Verdienst der Müllerschen Darstellung.

3. H. Usener, Der Stoff des griechischen Epos Wien (Carl Gerolds Sohn) 1897. 63 S. (Aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philos.-histor., Bd. 137.)

Die kleine Schrift bringt nicht ganz das, was der Titel zu versprechen scheint: sie legt nicht den Stoff des Epos dar, sondern erörtert die Methode, nach der er zu analysieren sei. Daß drei Elemente in ihm verschmelzen sind — uralte Göttermythen, geschichtliche Erinnerung und freie dichterische Erfindung — das dürfte kaum jemand bestreiten; die Frage ist, in welcher Weise sie sich verbunden haben. Man könnte meinen, daß der Verf. das erste Element überschätze, wenn man seine einleitenden Abschnitte liest und die Forderung, die er damit aufs neue begründen will: „die Gestalten der troischen und überhaupt der altgriechischen Heldensage so lange als Stammesheroen und ursprüngliche Götter zu betrachten, als nicht das Gegenteil, die Geschichtlichkeit des Namens, wahrscheinlich gemacht sei" (S. 13). Aber nachher warnt er selbst: man solle nicht meinen, „darum, weil der Name eines Helden mythische Bedeutung besitze, alles, was er thut und leidet, aus altem Mythus ‚ableiten' zu können" (S. 21). Nach Useners Ansicht bilden mythische Vorstellungen, die halb verstanden oder gar nicht mehr verstanden fortleben, gewissermaßen den dunkeln Mutterboden, aus dem die Sage ihre Nahrung zieht, in den aber erst ein geschichtliches Ereignis oder ein schöpferischer Gedanke des Dichters den Keim legt, der sich zu poetischer Gestalt entwickeln kann. An drei Beispielen zeigt er in geistreicher Ausführung, wie Namen von ursprünglich mythischer Bedeutung zu Mittelpunkten frei erfundener Erzählungen gemacht worden seien, in denen nur der Wissende noch, nicht der Dichter selbst, einen Nachhall der alten Sage empfinde (S. 26. 33. 40): Kalesios, den zusammen mit seinem Herrn Axylos der Tydide tötet (Z 12 ff.), war eigentlich der Gott der Unterwelt, der alle „einladet" und bei sich aufnimmt; Adrastos (der „nicht entrinnende") und sein Bruder Amphios (B 828 ff.), die auf troischer Seite kämpfen und getötet werden (der eine Z 37 ff., der andere E 612 ff., beide noch einmal Λ 328 ff.) tragen die Namen des bekannten argivischen Heldenpaares — denn Ἄμφιος ist aus Ἀμφιάραος verkürzt —, aber ihre Personen und ihr Schicksal sind zu den alten Namen neu erfunden; Thersites endlich, lakonisch Θηρίτας, ist ein alter Wintergott, der zu dem Sommergott Achilleus in natürlichem und unversöhnlichem Gegensatze steht (vgl. B 220), ohne daß der Sänger, der die Episode in B gedichtet hat, etwas hiervon wußte.

Man wird gern zugeben, daß Entwickelungen wie die hier von Usener angenommen möglich sind, wenn auch gerade in dem letzten

Beispiel die Reihe der Verschiebungen und Vertretungen, die vorausgesetzt werden, etwas gar zu groß ist. Für die Homerkritik ergiebt sich von dieser Seite her jedenfalls kein unmittelbarer Gewinn. Sie fragt, wie das Epos entstanden ist, nicht, wie die Namen und Begriffe entstanden sind die ihm zur Voraussetzung dienen. Vielleicht aber würde die Sagenforschung, deren gewiß interessante Aufgabe dieses Problem ist, auch ihrerseits gut thun, nicht sogleich am jenseitigen Ende einzusetzen, nicht die ganze lange Periode des Lebens und Wachsens der Dichtung zu überspringen, sondern sie Schritt für Schritt zu durchmessen, zunächst Ilias und Odyssee in ihre erkennbaren Bestandteile zu zerlegen und sich so jenem fernen Ziel allmählich zu nähern. Dabei müßte allerdings der Grundsatz geändert werden: nicht *Quisque praesumitur deus donec probetur contrarium*, sondern umgekehrt: keine Gestalt der Dichtung wird für eine alte Gottheit gehalten, so lange nicht nachgewiesen ist, daß sie zu den frühesten, nicht anderswoher ableitbaren Elementen der Sage gehört.

Daß erst bei solcher Untersuchung der eigentliche Stoff des Epos zum Vorschein kommen würde, erkennt im Grunde auch Usener an. Er schildert einleuchtend, wie er sich den Übergang historischer Thatsachen in die Form der Sage denkt: „Statt die Helden der geschichtlichen Erinnerung mythisch zu verklären, sind ohne weiteres an deren Stelle die als Heroen verehrten Ahnen der am Kampfe beteiligten Stämme und Geschlechter geschoben worden" (S. 14). Also bilden die Hauptmasse dessen, was in Ilias und Odyssee erzählt wird, echt menschliche Thaten, die nur durch dichterische Phantasie Personen beigelegt worden sind, deren Namen, damals schon nicht mehr verstanden, früher zur Bezeichnung göttlicher Wesen gedient hatten. Und wir dürfen und müssen weiter fragen: wo und wann und durch wen sind die Thaten gethan worden, die den Geist des Volkes so bis in die Tiefe erregten, daß solche Umbildung erfolgen konnte? Der Verf. antwortet klar und bestimmt: „Für die Griechen sind dies die Wanderungs- und Eroberungszüge achäisch-äolischer Stämme gewesen, deren Ergebnis der Fall Trojas und die Ansiedlung in der Troas, Äolis und auf den vorliegenden Inseln war" (S. 21). Im Gegensatze zu der übertriebenen Skepsis, die heutzutage gerade in diesem Punkte geübt wird, verdient dieses zuversichtliche Urteil besonderen Dank.

4. F. Dümmler, Hektor. Zweiter Anhang zu Studniczkas „Kyrene". (Leipzig 1890), S. 194—205.

Von den Böoterfürsten, die B 494 f. genannt sind, wird Leïtos P 601 durch Hektor verwundet, Arkesilaos O 329 von ihm getötet. Dümmler meint, daß auch die Tötung des Prothoënor durch Polydamas

Ξ 450 eigentlich dem Hektor gehöre und erst nachträglich, als man seinen Zwillingsbruder Polydamas erfunden hatte und mit einigen Thaten auszustatten wünschte, auf diesen übertragen worden sei. Diese Vermutung schwebt ganz in der Luft. Aber auch für das, was sicher über Hektor berichtet wird, lohnt es weiter auf E 707 ff. Bezug zu nehmen, wo unter den von Hektor Erschlagenen Oresbios aus Hyle am Kopais-See hervorgehoben wird. Dümmler verbindet diese Angaben mit der durch Pausanias (IX 18, 5) erhaltenen Kunde, daß die Thebaner das Grab eines Hektor besaßen, dem sie heroische Ehren erwiesen, und gewinnt aus allem die Ansicht (S. 198): „Hektor ist in ältester Sage Herrscher über eine griechische Bevölkerung in Theben, welches er gegen die aus Thessalien eindringenden Böoter lange erfolgreich verteidigt, wobei er aber doch schließlich, wie das Grab wahrscheinlich macht, seinen Tod findet.“

Man könnte nun denken, die Erinnerung an diesen Helden, der die feindliche Stadt verteidigt hatte, sei von den böotisch-äolischen Eroberern des nordwestlichen Kleinasiens unmittelbar dorthin mitgebracht und im Liede auf den Kampf um Ilios übertragen worden. Dies ist aber nicht die Meinung des Verf.s. Er konstruiert einen Umweg über Chios, wo Hektor als siegreicher Heros der ältesten, aus Euböa und der Kephisos-Landschaft eingewanderten griechischen Bevölkerung gefeiert worden sei; von dort hätte man ihn, übrigens nicht erst in der ionischen Epoche des epischen Gesanges (S. 203), in die troische Sage übernommen und hier zum Vorkämpfer der den Griechen gegenüberstehenden Völker gemacht; eine Folge dieser Verschiebung in der Sage sei dann gewesen, daß er fallen mußte. — Diese Hypothese gründet sich auf ein Exzerpt aus Ion von Chios (bei Pausanias VII, 4), das, wie Dümmler selbst sagt, in starker Verwirrung ist und erst mehrfacher Korrektur und Umdeutung bedarf, um dem angedeuteten Entwickelungsgange zu entsprechen. Schwerlich wird jemand dadurch überzeugt werden.

Auch Dümmlers Hauptgedanke, Hektor aus Theben abzuleiten, bezeichnet einstweilen nur eine Möglichkeit; aber diese ist wichtig und wertvoll. Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß wir eine hohe Entwickelungstufe des epischen Gesanges schon im nördlichen Griechenland voraussetzen müssen. Für die Frage, welchen Inhalt er dort gehabt habe, gaben einen Anhalt die von Bethe aufgezeigten Spuren der ältesten Ödipus-Dichtung, wenn er auch selbst nicht geneigt schien sie in diesem Sinne zu verwerten (Thebanische Heldenlieder [1891] S. 145. 176 f.). Einen weiteren Beitrag liefert nun die Hektor-Hypothese, indem sie anschaulich macht, wie in der Ilias außer dem Wortschatz, besonders an stehenden Beiwörtern und formelhaften Wen-

dungen, auch stoffliche Elemente enthalten sein können, die, ohne daß man es auf den ersten Blick erkennt, ihren Ursprung im Mutterlande und vor der Zeit der äolischen Kolonisation haben.

5. E. Bethe, Homer und die Heldensage. Die Sage vom troischen Kriege. Mit einer Kartenskizze. Neue Jahrbb. f. d. klass. Altertum u. s. w. VII (1901) S. 657—676.

Ausgesprochenermaßen in der Richtung von Dümmlers Arbeit bewegt sich der anregende und zugleich ergebnisreiche Vortrag, den Bethe auf der Straßburger Philologen-Versammlung gehalten hat und der nun gedruckt vorliegt. Er geht aus von der Frage: „welche geschichtlichen Ereignisse liegen der Sage vom troischen Kriege zu grunde?" und konstatiert zunächst ganz richtig, auf E. Meyers Beweisführung gestützt: nicht die äolische Kolonisation der Troas; denn die ist nicht älter als das 7. oder 8. Jahrh. v. Chr. Der Verf. geht aber weiter und sucht zu zeigen, daß auch die Kämpfe, die — erheblich früher — um den Besitz von Lesbos und Tenedos von den Äolern geführt worden sind, kein grundlegendes Element in der troischen Sage bilden. „Erinnerungen an sie," sagt er (S. 668), „in Sagen niedergeschlagen, finden sich zwar in ihr; aber, gering an Zahl und für sie bedeutungslos, stellen sie sich als nachträgliche An- und Einfügungen dar an ihre älteren und bereits gefesteten Stämme." Dieser Beweis scheint mir nicht völlig gelungen. Um nur eines hervorzuheben: Bethe charakterisiert, an die von Fick und Wilamowitz gefundene Etymologie von Βρισηΐς anknüpfend, durchaus treffend die Stellung, welche das „Mädchen von Bresa (auf Lesbos)" in Sage und Dichtung hat. Sie ist keine leibhafte Gestalt der Sage, sie hat ja nicht einmal einen eigenen Namen, sondern ist von einem Dichter erfunden, um ein Motiv in der Handlung, die er erzählen wollte, auszumachen. Dies sei der Schöpfer unserer μῆνις gewesen, meint Bethe, und es sei klar, daß er in Lesbos und für Lesbier gedichtet habe: „denn nur hier konnte dieser Ort und diese Ortssage bekannt sein" (S. 666 f.). Wenn das eine richtig ist, so ist es das andere gewiß nicht. Ein lesbischer Dichter würde doch wohl gewußt haben, was Βρισηΐς bedeutete; der Sänger der μῆνις aber wußte das nicht mehr, sondern hielt das Wort für einen Personennamen, und hat das entsprechende Χρυσηΐς entweder ebenso falsch gedeutet oder mißverständlich nachgebildet. Daraus ergiebt sich einmal ein neuer Grund für die Ansicht, daß der Verfasser der μῆνις ein Ionier war, sodann aber die Thatsache, daß es schon längere Zeit hindurch äolische Lieder und Sagen, in denen „die Briseerin" eine Rolle spielte, gegeben haben muß, ehe ein Dichter auf den Gedanken kam sie so zu verwenden wie in der μῆνις geschehen ist. Und somit greift der Anteil,

den Lesbos und die auf der Insel geführten Kämpfe an der Heldensage haben, doch tiefer und ist weniger accessorisch, als Bethe annimmt.

Höchst verdienstlich ist nun aber, wie er das, was er in Kleinasien nicht findet, anderwärts aufsucht. Er erneuert Otfried Müllers Methode der Forschung und stellt den Grundsatz auf, daß Personen der Sage da zu Hause sind, wo sie Gräber und Kultstätten haben, wo es Örtlichkeiten giebt, deren Namen mit den ihrigen oder mit denen ihrer nahen Verwandten, Genossen, Feinde zusammenstimmen (S. 659. 661). Auf diese Weise hat der Verf. eine Reihe ausgezeichneter Resultate schon jetzt festgelegt. Der Heraklide Tlepolemos von Rhodos (B 653 ff.) unterliegt E 627 ff. dem Lykier Sarpedon; wie kommen beide nach Ilios? Daheim waren sie Nachbarn; und ihr Kampf gehört eigentlich in den Zusammenhang der Versuche, welche die Rhodier gemacht haben, im gegenüberliegenden Lykien Besitz zu erwerben. Bethe hat gewiß recht, daß „dieser Sang gedichtet ist zum Preise lykischer Fürsten und in ihren Hallen gesungen, ursprünglich ganz ohne Beziehung zu Troja und ohne Gedanken an den troischen Krieg“ (S. 669). Ebenso ist der Kampf zwischen Idomeneus und Phästos E 43—47 der „letzte Rest eines altkretischen Heldenliedes“; denn wenn auch das lydische Τάρνη als Heimat des Phästos genannt wird, so ist er doch offenbar in seinem Ursprunge der Eponym der gleichnamigen kretischen Stadt. — Plutarch hat (Thes. 34) aus der Ἀτθίς des Istros die Notiz erhalten: Ἀλέξανδρον τὸν ἐν Θεσσαλίᾳ Πάριν ὑπ' Ἀχιλλέως καὶ Πατρόκλου μάχῃ κρατηθῆναι παρὰ τὸν Σπερχειόν. Der Verf. verbindet hiermit die Beobachtung, daß „in der Ilias Alexandros-Paris, von Menelaos und Diomedes abgesehen, fast nur mit Thessalern kämpft“, und die Nachricht, daß er schließlich dem Herrn von Thaumakie in Südthessalien, Philoktetes, erliegt (Apollodor III 12, 6): und gelangt so zu dem Schluß, daß die drei — Achill, Philoktet, Alexandros — in Thessalien „in nächster Nachbarschaft saßen, und darum in dauerndem Kampf und erbitterter Todfeindschaft“ (S. 670). Er macht es ferner wahrscheinlich, daß Theben, Andromaches Heimatstadt die Achill zerstörte, ursprünglich das phthiotische (Strab. IX 431) gewesen sei. In dieser Umgebung findet denn Hektor als Held des böotischen Theben, wie ihn Dümmler erkannt hat, seinen natürlichen Platz; auch über die Beziehung zwischen den beiden gleichnamigen Städten, und den Grund warum in der Sage Hektor mit beiden verbunden sei, äußert Bethe eine Vermutung (S. 672). Gesichert erscheint der Hauptgedanke, den er begründen wollte: daß ein erheblicher Teil der kriegerischen Scenen, die in der jetzigen Dichtung vor Ilios spielen, aus dem Mutterlande dorthin verlegt sind und ursprünglich Kämpfe waren, die „von Nachbar wider Nachbar um ein Stückchen Erde“ geführt wurden.

Man möchte meinen, daß es von hier aus ganz natürlich erscheinen müsse, auch Agamemnon im nördlichen Griechenland zu suchen, wohin er durch seinen Streit mit Achill, seine Ausfahrt von Aulis und durch die ursprüngliche Bedeutung von Ἄργος gewiesen wird. Bethe hält aber für ihn wie für Menelaos an der peleponnesischen Heimat fest, obwohl eine lebendige Anschauung oder auch nur eine deutliche Vorstellung von dieser in der Ilias fehlt. Was er als Gründe anführt, sind nur Nachrichten über Kultstätten, die es für die Atriden und Helena in Lakonien gegeben habe. Hier zeigt sich das Gefährliche dieser an sich so berechtigten und ergiebigen Folgerungsweise. Der Verf. spricht bei anderer Gelegenheit — Hektors Grab in der Troas — selbst von der Möglichkeit, die er freilich auch dort nicht gelten läßt, daß es sich um „eine leere, aus dem Epos abgeleitete Fiktion“ handle (S. 676). Diese Erklärung müssen wir doch wohl überall da annehmen, wo der Notiz, daß ein Kultus eines Heros hier oder da bestanden habe, gewichtigere Zeugnisse gegenüberstehen, die denselben Helden in eine andere Gegend versetzen.

Noch in einer allgemeineren Frage kann ich Bethe nicht zustimmen, obwohl hier das, was uns trennt, vielleicht nur in einer verschiedenen Formulierung des Gedankens liegt. Er meint, den eigentlichen „Stoff“ (S. 662) der troischen Sage gefunden zu haben, während ich sagen würde: es waren stoffliche Elemente, die in die Sage von dem Kampf um Ilios mit aufgegangen sind. Sie lassen uns ahnen und hoffentlich immer deutlicher erkennen, wovon die Lieder handelten, die bei den Äolern in Thessalien und dann in der Periode ihres allmählichen Überganges nach Kleinasien gesungen worden sind; aber das umfassende Bild, in das später diese halbverblaßten Einzelzüge eingefügt wurden, ist doch noch etwas anderes, Selbständiges. Der Verf. beschreibt das Verhältnis so (S. 675): „die zeitlich und örtlich, zum Teil weit, getrennten Einzelsagen von den Heldenkämpfen, im Mutterlande entstanden und in den Grundzügen bereits fest geformt, konnten in Kleinasien neu belebt und durch neue Erfahrungen bereichert, aber- und abermals umgedichtet und um einen Mittelpunkt gesammelt und durch ihn verbunden werden, was dann wieder zurückwirkte auf die Detailbehandlung — aber ein organisches Ganze konnte nicht mehr erwachsen.“ Ich glaube nicht, daß in diesen Sätzen der Eindruck, den die Ilias-Dichtung mit ihrem immerhin buntscheckigen Inhalt auch einem kritisch bewaffneten Auge macht, richtig bezeichnet ist. Doch wenn er es wäre, so bleibt immer noch die Frage, die der Straßburger Vortrag unberührt ließ: wo und wie und wann denn der Rahmen entstanden sei, der sich geeignet erwiesen hat alle jene Einzelsagen und einzelnen Züge zu umspannen. Bethe deutet jetzt, zum Schluß, eine Antwort an. Es sei

bekannt, daß sich auf Lesbos Stämme zusammengefunden haben, „die über fast ganz Griechenland verstreut gewesen waren. Von Thessalien, Böotien," heißt es weiter, „und dem Peloponnes aus ist Lesbos besiedelt worden.[1]) Deshalb fließen hier die in der Gegend um den Spercheios und die in Lakedämon entsprungenen Sagen zusammen. Mit ihnen irgendwie verknüpft wird auch wohl schon der Name der Troer, der wenigstens in Attika nachgewiesen ist, herübergekommen sein. Aber zum einigenden Mittelpunkte dürfte Troja doch wohl deshalb geworden sein, weil die Lesbier im gegenüberliegenden Festlande Troer und die mächtige Stadt Troja wirklich vorfanden." — Das ist im grunde eben die Ansicht, zu der auch ich mich bekenne, die Bethe zu Anfang seines Aufsatzes abgelehnt hatte: daß die, lange vor der wirklichen Kolonisation der Troas unternommenen, vergeblichen Versuche der äolischen Bewohner von Lesbos, sich in der gegenüberliegenden Landschaft festzusetzen, den Anlaß zu der Sage von der Belagerung der mächtigen Stadt und von ihrem hartnäckigen Widerstande gebildet haben. Der Verf. hat diese Ansicht nicht widerlegt, wohl aber ihr durch seine schöne Untersuchung eine lebendigere Gestalt und reicheren Inhalt gegeben.

6. E. Schwartz, Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie. Straßburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Straßburg (Karl J. Trübner) 1901. S. 23—28.

Der Aufsatz enthält einen bemerkenswerten Versuch, die Unklarheiten aufzulösen, mit denen die Erzählung von Agamemnons Heimkehr und Ermordung in γ und δ behaftet ist. Daraus, daß der König Malea umfahren wollte (δ 514), folgert Schwartz, daß er eigentlich in Sparta zu Hause gewesen sei, und findet eine Bestätigung dafür in der von Aristarch verteidigten Lesart ἂψ ἀπ' Ἀθηναίης γ 307: die Athena Alea, die in Tegea verehrt wurde, „von wo ja die Spartaner

[1]) Der Verf. begründet dies durch eine Verweisung auf Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II § 151 f. Aber dort wird nur zweifelnd vermutet, daß Peloponnesier an der Besiedelung beteiligt gewesen seien; „vielleicht" weise darauf „die Rezeption der aus dem Peloponnes stammenden troischen Sage, des Helenamythus, der in Arkadien heimischen Odysseussage" u. s. w. hin. — Also ein Anteil des Peloponnes an der Besiedelung von Lesbos ist erst aus dem Epos, und fast nur aus ihm, erschlossen; er darf nicht wie etwas Sicheres nun benutzt werden, um eben die auffallende Thatsache zu erklären, daß im äolischen Epos als Teilnehmer eines nordgriechischen Eroberungszuges und in engster Verbindung mit thessalischen und böotischen Helden solche erscheinen, deren Heimat — dem Namen nach — der Peloponnes ist.

die Gebeine Orests holten", habe „den Sohn Agamemnons beschützt, ehe der delphische Apoll und die Amphiktionen an ihre Stelle traten". Für Menelaos, der nun in Sparta nicht bleiben kann, vermutet der Verf. einen Wohnsitz in der messenischen Ebene, was zu der Schilderung von Telemachs Reise besser passen würde, und zwar an der Küste, weil γ 323 an die Möglichkeit gedacht werde den Platz von Pylos aus zu Schiffe zu erreichen. Weiter ergiebt sich die Notwendigkeit, an den Stellen, die von Telemachs Reiseplan handeln, die Erwähnung von Sparta, und folglich auch von Pylos, für nachträglich eingesetzt zu halten, und anzunehmen daß er in der ursprünglicheren Dichtung nur unbestimmt die Absicht einer Erkundigungsfahrt ἔνθα καὶ ἔνθα (β 213) ausgesprochen habe.

Die ganze Hypothese ist scharfsinnig und in sich konsequent. Bedenken gegen sie werden dadurch erweckt, daß sie uns nötigt eine starke Verwirrung des überlieferten Berichtes nicht nur an solchen Stellen vorauszusetzen, wo offenbar etwas nicht in Ordnung ist, sondern auch da, wo alles glatt abläuft, wie bei Telemachs Ankündigungen seiner Reise. Ferner: daß Agamemnon mit Argolis und Mykene ursprünglich nichts zu thun hat, ist auch meine Ansicht; wenn nun aber Sparta seine eigentliche Heimat ist, wie kommt er in die Ilias, in der doch von alters her nur thessalische Helden einen Platz haben? Sollte er in den Strom der Sage, der in unserer Ilias fixiert ist, erst nachträglich eingeführt sein, in ionischer Zeit? Oder haben die ionischen Sänger den alten thessalischen Fürsten nach Lakedämon versetzt? Das sind Fragen, die sich aufdrängen, sobald man die von Schwartz vorgetragene Vermutung in ein Gesamtbild von dem Entwickelungsgang der Heldensage einzuordnen versucht, durch deren künftige Beantwortung daher auch das Urteil über diese Vermutung mit bestimmt werden muß.

7. J. van Leeuwen J. f., Homerica, XX: de equo Troiano. Mnemos. N. S. XXIX (1901) p. 121—140.

Ein geistreicher und anregender Aufsatz, der den Gedanken durchführt, die Geschichte vom hölzernen Pferde sei späte Erfindung, veranlaßt durch mißverständliche Deutung eines alten bildlichen Ausdruckes. Wie ein Nachdichter die Stellen, wo ein Gott seiner schnellen Bewegung nach mit einem Vogel verglichen wird, plump aufgefaßt und nun seinerseits von einer wirklichen Verwandlung erzählt habe, so hätten die Fortsetzer des Epos den Vergleich des Kriegschiffes, das den Eroberer durch die von Poseidon gezogene Schranke hindurch nach Ilios gebracht habe, mit einem Pferde (ἁλὸς ἵπποι δ 708, ausgeführter ν 81 ff.) grobsinnlich gedeutet und weiter gebildet, indem sie ein hölzernes Pferd

einführten, das durch die von Poseidon erbaute Mauer (p. 130) hindurch in die Stadt eindrang; auch das Adjektiv δουράτεος lasse noch die Beziehung zum Schiffbau erkennen. — Daß es sich hier nur um Möglichkeiten handelt, ist klar; aber sie sind mit glücklichem Verständnis für das Leben der Dichtung ersonnen. Gar zu kühn ist die Behauptung (p. 129), daß die ursprüngliche Sage nur von einem Schiff gewußt habe, mit dem der Zug gegen Ilios unternommen worden sei.

8. H. Kluge, Die topographischen Angaben der Ilias und die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Hissarlik. Fleckeisens Jahrbücher 153 (1896) S. 17—32.

Auf grund der Forschungen und Veröffentlichungen von Dörpfeld vergleicht Kluge alle Angaben, die Homer über die Örtlichkeit macht, mit den Verhältnissen der Wirklichkeit und konstatiert, „daß alle jene Angaben der Ilias sich ganz vorzüglich ohne jeden Zwang in die Situation einpassen lassen, welche die Aufdeckung der sechsten Stadt auf Hissarlik ergeben hat“. Danach unterliegt es für ihn keinem Zweifel, daß „die sechste Stadt und ihre Umgebung der Schauplatz dessen gewesen ist, was die Ilias von Troja erzählt, und daß dem Dichter eine genaue Einzelkenntnis der Lage dieser Stadt zu Gebote gestanden hat“. Ein solches Ergebnis müßte natürlich die größte Bedeutung haben auch für die Frage nach Zeit und Art der Entstehung des Epos. Aber der Verf. ist, wie in seiner früheren Arbeit über homerische Kämpfe (vgl. in diesem Bericht VII), allzu vertrauensvoll im Anerkennen von Übereinstimmung und Bestätigung. Eine Untersuchung wie die hier von ihm unternommene könnte überhaupt nur an Ort und Stelle, in genauer und wiederholter Betrachtung der Ruinen und der Landschaft erfolgreich durchgeführt werden.

9. P. Habel, Heinrich Schliemann und Ernst Bötticher. Fleckeisens Jahrbb. 141 (1890) S. 563—567.

Der Verf. berichtet über einen Besuch, den Bötticher auf Schliemanns Einladung im Dezember 1889 der Ruinenstätte von Troja gemacht hat, und der dazu dienen sollte — aber freilich nicht dazu geführt hat — ihn von der Falschheit seiner Ansicht zu überzeugen, daß „die sogenannte Burg von Hissarlik eine prähistorische, terrassenförmig aufgeschichtete Feuernekropole sei“.

10. A. Ludwig, Über das Schwanken der lokalen Darstellungen in der Ilias. Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag (Fr. Rivnáč) 1898. 20 S.

Verf. sucht wieder einmal zu beweisen, daß nicht Hissarlik, sondern Bunarbaschi der Platz derjenigen Stadt gewesen sei, deren Eroberung

und Zerstörung den Anlaß zu der Entstehung der trojanischen Sage gegeben hat. Der Nachweis, in dem einzelne gute Bemerkungen vorkommen, mußte doch in der Hauptsache mißlingen. Gezeigt wird nur, was wir ja längst wissen, daß die Dichter der Ilias keine klare Vorstellung von den einzelnen Örtlichkeiten gehabt haben. Das Bild, das man sich auf grund der Angaben im Epos von dem Schauplatz machen müßte, bleibt gleich widerspruchsvoll, ob nun Hissarlik oder Bunarbaschi als Sitz des Priamos angenommen wird; die Entscheidung konnte nur, ohne Rücksicht auf die Einzelheiten der Sage, der Boden selbst geben.

11. F. J. Engel, Zum Rechte der Schutzflehenden bei Homer. Passau (Ablaßmeyer und Penninger) 1899. 76 S. [Münchener Inaugural-Dissertation.]

Der letzte Abschnitt dieser Schrift (S. 43—73) erörtert den „geographisch-historischen Hintergrund“ des Piratenabenteuers in ξ. Der Verf. weist nach, daß gerade in der jüngsten Periode der homerischen Dichtung, als die Odyssee zum Abschluß kam, Verkehr zwischen Griechenland und Ägypten so gut wie gar nicht bestand (S. 60), eine Entfremdung, der erst Psammetich I. ein Ende machte; in dessen Zeit aber das Ereignis oder die Ereignisse hinabzurücken, in denen irgendwie der Ursprung jener Erzählung liegen muß, ist nicht wohl möglich. In früheren Jahrhunderten dagegen, in der mykenischen Periode, scheinen Anwohner des ägäischen Meeres auf Raubzügen öfter nach Ägypten gekommen zu sein (S. 66 f.). Vorausgesetzt, daß die von dem Verf. angenommenen Beziehungen zutreffen — Eduard Meyer, Gesch. d. Altert. I S. 313 und II S. 78 urteilte allerdings anders —, so würde sich ergeben, daß die thatsächlichen Verhältnisse, von denen sich in dem Berichte des Bettlers in ξ eine Erinnerung erhalten hat, etwa der Zeit um 1200 v. Chr. angehören.

12. V. Bérard, Les Phéniciens et les poèmes homériques. Revue de l'histoire des réligions 39 (1899) p. 173—228, 419—460.

Der Verf. wendet sich gegen die von Beloch in seiner Griechischen Geschichte (S. 73. 74) und in einem besonderen Aufsatz über „die Phoeniker am aegaeischen Meer“ (Rhein. Mus. 49 [1894] S. 111—132) vertretene Ansicht, daß der Zeit, in der die Griechen das ägäische Meer befuhren, nicht eine Periode phönizischer Seeherrschaft in demselben Gebiete vorangegangen sei. Die Beweisführung des französischen Gelehrten gründet sich vorzugsweise auf die Gegenüberstellung von Doppelnamen griechischer Inseln, von denen der eine ein phönizisches Wort, der andere die griechische Übersetzung desselben sei. Diese Nachweisungen zu prüfen bin ich nicht in der Lage. Wenn der Verf. ferner in dem häufigen Vorkommen der Siebenzahl bei Homer (nicht blos für

Zeitangaben) eine Beziehung auf die phönizische Woche und also einen Rest uralter semitischer Kultur in der griechischen Inselwelt erkennen will, so wird dies schon dadurch bedenklich, weil er ohne weiteres auch jedes Beispiel, in dem die Sechs als runde Zahl benutzt wird, seinem Beweismaterial zurechnet. Viele Deutungen fallen handgreiflich ins Phantastische. Bérard ist nicht nur überzeugt, daß Korkyra Scheria ist, Skylla und Charybdis die Meerenge von Messina, die Insel des Helios das Vorgebirge Πέλωρος bedeutet (S. 439 f.), sondern er macht auch die Insel der Καλυψώ zu einer Übersetzung von *I-spania*, „Insel der unterirdischen Schätze“. Trotz alledem und trotz der etwas störenden Breite der Ausführungen liest man manches darin mit Vergnügen und mit Nutzen. Neuere Reisebeschreibungen und amtliche Instruktionen für die Seefahrt auf dem Mittelmeer sind herangezogen, um die Stellen, an denen bei Homer Phönizier auftreten, — besonders eingehend die Erzählung des Eumäos in ο, deren Schauplatz Συρίη mit Syra gleichgesetzt wird, — durch Vergleichung zu prüfen und aufzuklären; und daraus ergiebt sich jedenfalls soviel, daß diese homerischen Nachrichten auf einer sehr bestimmten und deutlichen Anschauung von Landesnatur und Wetter und von dem Treiben phönizischer Seeleute in diesen Gegenden beruhen müssen. Die Frage bleibt eben nur, welcher Zeit die Zustände angehören, die sich hier in der lebendigen Auffassung griechischer Erzähler, immerhin doch erst in jüngeren Partien des Epos, niedergeschlagen haben.

13. V. Bérard, Topologie et Toponymie antiques. Revue archéologique III 36 (1900) p. 345—391 und III 37 (1900) p. 15—124, 262—299, 422—452.

Der erste Artikel ist dem Nachweis gewidmet, daß nicht Pylos in Messenien sondern der gleichnamige Ort südlich von der Alpheios-Mündung, dessen Lage der Verf. genau zu bestimmen sucht, der Sitz von Nestors Herrschaft gewesen sei. Man muß zugeben, daß dies sowohl zu Nestors Erzählung von Kriegen mit Arkadern und Eleern (Η 133 ff., Λ 670 ff.) als auch zu den Angaben über Telemachs Reise besser paßt als die bisherige Annahme. Das homerische Pherä identifiziert Bérard mit dem Aliphera der historischen Zeit, das seitwärts vom Alpheios eine gute deutsche Meile südlich von Heräa lag. Die Fahrt von Pylos dorthin und umgekehrt würde wirklich, wie in γ und ο vorausgesetzt ist, nur einen halben Tag in Anspruch nehmen; und von dort aus mit guten Pferden und leichtem Wagen Sparta fahrend zu erreichen, scheint wenigstens nicht, wie von Navarin aus, ganz unmöglich. Bedenklich bleibt doch, daß der Verf. auch bei seiner Hypothese es vorzieht anzunehmen (p. 369), daß den Küstenbewohnern und

so auch dem Dichter der Weg von Pherä nach Sparta nicht aus eigener Anschauung bekannt war. Im übrigen wäre es ja sehr erfreulich und würde zu anderen Angaben der Odyssee, über Örtlichkeiten und Verhältnisse im Ägäischen Meere, sehr gut stimmen, wenn sich herausstellen sollte, daß auch der Bericht über Telemachs Reise auf Vorstellungen beruht, die der Wirklichkeit entsprechen.

Die drei folgenden Artikel haben die gemeinsame Überschrift *Les Phéniciens et l'Odyssée* und bringen zum Teil eine Wiederholung dessen, was der Verf. vorher in der *Revue de l'histoire des réligions* ausgeführt hatte, gehen dann aber weiter in Handhabung der Methode, durch Deutung von Namen, besonders von Doppelnamen, Spuren alter phönizischer Ansiedlungen zu finden. Eine Hauptstelle hierfür sind Megara und Salamis. Mit Homer haben alle diese Untersuchungen nur losen Zusammenhang, abgesehen von der Partie (p. 81—124), die den Nachweis führen soll, daß die kleine Küsteninsel Peregil auf der afrikanischen Seite der Straße von Gibraltar die Insel der Kalypso, und daß der Name *I-spania* (Insel der unterirdischen, verborgenen Schätze) später von ihr auf die gegenüberliegende europäische Küste übertragen worden sei.

14. J. Partsch, Kephallenia und Ithaka. Petermanns Mitteilungen, 98. Ergänzungsheft (1890) S. 54 ff.

15. R. Menge, Homer und das Ithaka der Wirklichkeit. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 45 (1891) S. 52 ff.

16. Derselbe: Ithaka, nach eigener Anschauung geschildert. Mit 3 Holzschnitten und 1 Karte. Gütersloh (C. Bertelsmann) 1891. III, 35 S. [Heft 11 der Gymnasial Bibliothek.]

Im Gegensatze zu der starken Skepsis Herchers sind die beiden hier genannten Gelehrten, unabhängig voneinander und gleichzeitig, dafür eingetreten, daß die homerischen Angaben der Wirklichkeit genau entsprechen, und haben mit Erfolg unternommen die örtlichen Voraussetzungen für die Handlung der Odyssee zu schildern und die einzelnen benannten Punkte (Stadt, Hafen des Phorkys, Schweinehof, Rabenfelsen, kleine Insel Asteris) an bestimmten Stellen nachzuweisen. — Neuerdings hat Dörpfeld öffentlich die Meinung ausgesprochen, daß vielmehr Leukas die Insel sei, die Homer mit seinem „Ithaka" meine. Eine wissenschaftliche Begründung hierfür, mit der sich die Kritik auseinandersetzen könnte, hat er bisher noch nicht gegeben.

17. G. Busolt: Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäroneia. Band I: Bis zur Begründung des peloponnesischen Bundes. Zweite, vermehrte und völlig umgearbeitete Auflage. Gotha (Andreas Perthes) 1893. XVI, 716 S.

In den ersten Abschnitten dieses Bandes wird die ganze historische Seite der homerischen Frage eingehend gewürdigt, mit erschöpfender Sachkenntnis und besonnenem Urteil. Dem Plane des Werkes nach liegt das Schwergewicht in der Darlegung des Standes der Debatte, in der Angabe und kritischen Beleuchtung der gelehrten Litteratur. Über die Kultur der mykenischen Periode und die Beziehungen, in denen sie zu räumlich und zeitlich von ihr getrennten Gebieten stand, wird man sich kaum irgendwo besser als hier (S. 1—126) orientieren können. Zwischen aller Fülle von gelehrtem Material fehlt es auch nicht an eigenen Gedanken. Besonders hervorzuheben ist da die anspruchslose Anmerkung auf S. 223, ein ἕρμαιον ersten Ranges: „Die ältesten Sänger haben vermutlich [bei dem Namen Ἄργος] das thessalische Argos, die fruchtbare Ebene der Pelasgiotis im Auge gehabt. Auf diese passen am besten die Beiworte πολύπυρον und ἱππόβοτον; πολυδίψιον, charakteristisch für das peloponnesische Argos, kommt erst in einem jüngeren Gesange (Δ 171) vor". Busolt ist der erste gewesen, der dies ausgesprochen hat. Beloch, der ein wenig später doch ganz selbständig damit hervortrat, hat vor allem die historischen Konsequenzen aus dem neuen Gedanken gezogen; von der Tragweite, die derselbe für das Verständnis und die Analyse der homerischen Epen hat, habe ich dann (Grundfragen S. 152—162) eine Darstellung gegeben. Man hat dieser den Vorwurf der Übertreibung gemacht und dagegen Busolts Vorsicht gerühmt; doch damit geschieht weder dem einen noch dem anderen recht. Entweder die Vermutung ist falsch — dann hätte sie lieber gar nicht ausgesprochen werden sollen; oder sie ist richtig — dann drängt sie uns eine Reihe von Fragen auf: an welchen Stellen liegt der ältere, an welchen der jüngere Sinn von Ἄργος zu grunde? wie verteilen sich diese Stellen über das Epos? wann, d. h. auf welcher Stufe der Entwickelung des Heldengesanges hat der Übergang von der früheren Auffassung zur späteren stattgefunden? und wie war es möglich, daß ein solches Mißverständnis aufkam und durchdrang? All diese Fragen habe ich zu beantworten gesucht. Kann ein anderer die Antwort richtiger geben, um so besser; die Fragen selbst aber, daß sie da sind und Aufklärung heischen, soll niemand abstreiten.

18. Ed. Meyer: Geschichte des Altertums. Zweiter Band: Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege. Stuttgart (J. G. Cotta) 1893. XVI, 880 S.

Die erste Hälfte dieses Bandes beschäftigt sich naturgemäß vielfach, empfangend und gebend, mit der homerischen Forschung. Der Verf. hat das unbestreitbare Verdienst, wiederholt und kräftig auf die grundlegende Bedeutung hingewiesen zu haben, die Thessalien für die

Entwickelung des griechischen Epos hat (S. 197. 394. 400); meines Wissens ist das von keinem früher mit ähnlichem Verständnis und Nachdruck geschehen, abgesehen von dem in Deutschland zu wenig beachteten Buche des Engländers Geddes (The problem of the Homeric poems. London 1878). Allerdings macht Ed. Meyer von der gewonnenen Einsicht nun doch nicht den rechten Gebrauch. Er verschließt sein Auge der Erkenntnis, daß die Besiedelung des westlichen Kleinasiens — zwar nicht der Troas, wie er bereits im J. 1877 nachgewiesen hat, aber anderer Teile — durch die aus Böotien und Thessalien gekommenen Äoler, und die Kämpfe, die von diesen Einwanderern geführt werden mußten, eben die Ereignisse sind, auf deren Erinnerung die Sage vom troischen Kriege beruht. [Vgl. oben VI 5 die Besprechung der Studie von Bethe.] Statt dessen denkt er sich „als historischen Kern der Sage die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr . . . durch den König von Mykene und seine Mannen" (S. 207). Was ihn zu dieser kühnen Annahme führt, ist der Glaube, daß die troische Sage aus dem Peloponnes stamme (S. 235); und dies wieder glaubt er deshalb, weil sich dort Kultstätten der Atriden und der Helena finden (S. 186. 205), von denen er es für selbstverständlich hält, daß sie nicht durch das Epos angeregt sondern älter seien als jenes. Thatsächlich führt die peloponnesische Heimat der Helden in der Ilias, wenn man nur einmal näher zusieht, ein ganz schattenhaftes Dasein; Agamemnon ist kein „spartanischer Gott" sondern ein thessalischer Fürst — worüber ich die vorhergehende Besprechung von Busolts Griechischer Geschichte zu vergleichen bitte.

Muß sonach leider gesagt werden, daß durch Ed. Meyer das Verständnis der Ilias nicht eigentlich gefördert ist, so hat er etwas Entsprechendes für die Odyssee gar nicht versucht, sondern schließt sich hier eng an Wilamowitz an, dessen Theorie er nur darin ergänzt und freilich übertreibt, daß er die ursprüngliche Göttlichkeit des Odysseus stärker betont und weiter ausführt. Genaueres über, d. h. gegen, diese Ansicht findet man im vorliegenden Berichte unter VII, 12—15.

Noch in einem anderen wichtigen Punkte ist der Verf. nicht zum Vorteil durch denselben Gelehrten beeinflußt: er verwirft (S. 390) nach dessen Urteil die Überlieferung, daß unter Peisistratos die homerischen Gedichte gesammelt und aufgeschrieben worden seien, und bemerkt nicht, daß gerade durch die von glücklichem Spürsinn geleiteten Untersuchungen von Wilamowitz Material zu Tage gefördert worden ist, durch das jene Überlieferung fester als je gestützt wird (vgl. Grundfragen S. 82—97). — Ganz selbständig ist Meyer in dem, was er über das Verhältnis der homerischen Kultur zur mykenischen sagt; aber hier hält es schwer, seine eigentliche Meinung zu erkennen. Das eine Mal

(S. 167) hebt er den Unterschied hervor zwischen den Schilderungen der homerischen Epen und den Zuständen der mykenischen Zeit, von denen sie etwa so weit abstünden wie der Ritterstaat des Nibelungenliedes von dem germanischen Staate der Völkerwanderung; er nimmt also an, daß die Dichter des Epos ihre eigene Zeit, nicht eine frühere geschildert haben. An einer anderen Stelle aber (S. 403) sagt er, daß die Sänger sorgfältig alles, wovon sie wußten oder zu wissen glaubten daß es modern sei, ferngehalten hätten. Thatsächlich finden sich ja im Epos Kulturanschauungen von sehr verschiedenem Alter miteinander vermischt; die Frage aber, wie diese Mischung entstanden sei, kann natürlich nur von dem richtig beantwortet werden, der sie sich deutlich vorgelegt hat. Auch in diesem Punkte haben Busolt (I^2 114) und Beloch tiefer geblickt.

19. J. Beloch: Griechische Geschichte. Erster Band: Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg. Straßburg (K. J. Trübner) 1893. XII, 637 S.

Auf knappem Raume, in flotter, nicht viel mit gelehrtem Apparat belasteter Darstellung sagt der Verf. ungewöhnlich viel Treffendes und zu fruchtbarem Nachdenken Anregendes über Homer. Von dem Verhältnis der im Epos geschilderten Kultur zu der Wirklichkeit derjenigen Perioden, durch die hindurch es erwuchs, hat er eine klare und richtige Vorstellung (S. 79 ff.), wie denn er es gewesen ist, der zuerst an einem wichtigen Beispiel, dem Gebrauch der Metalle Erz und Eisen, die Abstufung der Kulturschichten nachgewiesen hat. Besonnen urteilt er über die Stellung des Mythus zur Dichtung: auch wo er, wie bei Odysseus, den Ursprung eines Helden von dort herleitet, verkennt er doch nicht den weiten Abstand zwischen jenem Ursprung und den uns überlieferten Liedern, und konstatiert daß „schon die Dichter des Epos für die wahre Bedeutung der Mythen das Verständnis verloren hatten“ (S. 101). Weit entfernt ist er von der Übertreibung, jede Gestalt der Sage, *donec probetur contrarium*, für eine frühere Gottheit zu halten, rechnet vielmehr umgekehrt mit der Möglichkeit, „daß unter den zahllosen Heroen, die in den verschiedenen Teilen der griechischen Welt verehrt wurden, so mancher sei, der wirklich dereinst in Fleisch und Bein auf Erden gewandelt“ habe (S. 121).

Nicht ganz auf der gleichen Höhe stehen des Verf.s Ansichten über die Komposition der beiden Epen selbst. In bezug auf die Odyssee hält er — oder hielt vor 9 Jahren — manches für bewiesen, was allerdings von scharfsinnigen Forschern geistreich begründet war, aber vor näherer Prüfung und einer mehr psychologischen Betrachtung der Thätigkeit des Dichters nicht standgehalten hat: daß die Erzählung in

χμ anfänglich in dritter Person abgefaßt gewesen, daß dem Freiermord in der ältesten Version die Erkennung des Odysseus durch Penelope vorangegangen sei (S. 139). Zu dem „ältesten Kern" der Ilias rechnet er die μῆνις (S. 132), und in den Schilderungen des ersten Kampftages (B—H) sieht er ein Fragment eines früher selbständigen Epos, das den Fall von Ilios schilderte (S. 137). Beides ist nicht richtig. Mehr und mehr und von verschiedenen Seiten her hat sich ergeben, daß der Plan, um den Streit der Könige die ganze Fülle mannigfaltiger Ereignisse zu gruppieren, erst einer relativ späten, der ionischen Periode des Epos angehört; und der Inhalt von B—H ist so ausgeführt und zum guten Teil wohl so erfunden, daß er diesen Rahmen geradezu voraussetzt. [Über den letzten Punkt vgl. die treffenden Worte von Erhardt, unten VIII, 6.] Vielleicht würde Beloch selber, wenn er dem heutigen Stande der Forschung gegenüber sein Urteil zu bilden hätte, über diese Dinge anders urteilen. Von der sprachlichen Analyse des Epos hat er bisher nur flüchtig Notiz genommen; er sagt auch hier (S. 144) Verständiges, scheint aber von dem Thatbestande der Dialektmischung und damit von der äolischen Entwickelungstufe des Heldengesanges keine recht anschauliche Vorstellung zu haben.

Sie würde vortrefflich zu den historischen Ansichten passen, in deren Herausarbeitung das Hauptverdienst dieser Kapitel seines Buches liegt. Unbeirrt durch scheinbare Gegengründe leitet er die troische Sage ab aus der „Erinnerung an die langen Kämpfe, welche die griechischen Ansiedler mit den Urbewohnern des Landes um den Besitz der Küste zu führen hatten" (S. 143; vgl. was ich oben [VI, 5] gegen Bethe ausgeführt habe). Er findet sodann, daß „die Schichtung der griechischen Stämme von Süden nach Norden in Asien genau ihrer Schichtung an der Westküste des ägäischen Meeres entspricht", und gewinnt daraus die sichere Vermutung, daß Lesbos und die äolischen Städte auf dem asiatischen Festlande wirklich, wie die Tradition wolle, vom nördlichen Teil der griechischen Ostküste aus besiedelt worden seien (S. 155). Nimmt man diesen Satz mit dem vorigen zusammen, so springt von selbst der Gedanke hervor, von dem soeben in der Besprechung von Busolt die Rede war: daß auch Agamemnon ein Nordgrieche, daß die Argeier, die er gegen Ilios führte, in dem thessalischen Argos zu Hause gewesen sein müssen (S. 157). Es ist bekannt, welchen entschlossenen Gebrauch Beloch von dieser Erkenntnis macht, um die dorische Wanderung aus der griechischen Geschichte zu streichen. Vielleicht geht er darin zu weit. Der Vergleich mit den Zuständen des Epos braucht doch nicht der einzige Grund zu sein, auf dem die „Hypothese" einer solchen Wanderung beruht; es ist möglich, ja wahrscheinlich — worauf mich mein Bruder Friedrich hinweist — daß in historischer Zeit die

politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Peloponnes der Art waren, daß sie sich nur durch Annahme eines in früherer Zeit erfolgten gewaltsamen Besitzwechsels erklären ließen. Wie dem nun sei, für Homer ergeben sich aus der Aufdeckung des Irrtums, der die Atriden in den Peloponnes gebracht hat, die wichtigsten Konsequenzen, die zusammen mit den neuesten Forschungen, von denen Bethes Straßburger Vortrag eine Probe gegeben hat, weiteren wertvollen Aufschluß versprechen.

VII. Kulturstufen im Epos; religiöse Entwickelung.

1. J. H. Holwerda jr., Homer Ilias Z 168, H 175. Rhein. Mus. 55 (1900) S. 476—479.

Eustathios zu H 176 erklärt die σήματα, die Prötos dem Bellerophontes mitgab, als hieroglyphische Zeichen. Dies findet der Verf. dadurch bestätigt, daß sie λυγρά genannt werden; denn das könne nicht auf den Inhalt gehen, der schon durch θυμοφθόρα angedeutet sei, sondern müsse den Sinn haben, daß man den Zeichen ihre tödliche Bedeutung sogleich ansah. Der Beweis ist nicht zwingend, aber die Annahme hieroglyphischer Schrift an sich hier wohl möglich. Sie wird unterstützt durch die Schriftzeichen auf Siegelsteinen der mykenischen Periode, die Evans im J. 1894 veröffentlicht hat, und auf die sich Holwerda mit Recht beruft. Auch seine Vermutung, daß die Zeichen, mit denen die Helden in H ihre Lose kenntlich machen, von verwandter Art, also eine Art von Wappenzeichen gewesen seien, verdient Beifall. Der Schlußsatz, daß demnach solche Schriftzeichen bei den homerischen Griechen in Gebrauch gewesen seien, hätte nur näher bestimmt werden sollen durch eine Äußerung darüber, was der Verf. unter „homerischen Griechen“ verstehe: die, von denen Homer erzählt, oder die, in deren Mitte er sang?

2. L. Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte. Leipzig (Duncker u. Humblot) 1894. CXIII, 546 S.

Der Verf. ist als Geschichtsforscher an das Epos herangetreten. Seine eigentliche Absicht war, „Homer als Quelle historischer Forschung“ zu behandeln und insbesondere „die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des homerischen Zeitalters“ darzustellen. Um hierfür eine sichere Grundlage zu gewinnen, fand er es notwendig sich mit der ganzen homerischen Frage selbständig auseinanderzusetzen. Das war

gewiß richtig; und würde um so willkommener gewesen sein, wenn er die Betrachtungsweise und die Problemstellung des Historikers zu dieser vorbereitenden Aufgabe mitgebracht, und unternommen hätte, unbekümmert um Widersprüche und Kompositionsfugen, größere und kleinere Partien des Epos so gegeneinander abzustufen, wie es sich nach der Verschiedenheit der in ihnen geltenden geschichtlichen Voraussetzungen ergeben würde. Leider hat er das nicht gethan; seine Analyse der Ilias ist im Prinzip von früheren, die andere Gelehrte gegeben haben, nicht sehr verschieden. Ihr Verhältnis zur Geschichtsforschung denkt sich Erhardt (S. XCVI) anscheinend so, daß Zustände und Anschauungen, die in den durch die Kompositionskritik als alt erkannten Teilen herrschen, für altertümlich, solche, die den als jünger nachgewiesenen Partien angehören, für jünger erklärt werden. Sollte dies wirklich seine Meinung sein, so müßte dagegen entschieden Einspruch erhoben werden. Daß litterarische Kritik der Lachmann-Kirchhoffschen Richtung allein nicht imstande ist das homerische Problem zu lösen, hat der Erfolg gezeigt; historische Analyse ist eine der Methoden, die ihr wirksame Hülfe bringen können. Aber sie kann es nur dann, wenn sie selbständig vorgeht, wenn sie zwar die allgemeine Anschauung, daß es sich um Sonderung zeitlich abgestufter Schichten handle, von der Schwesterwissenschaft übernimmt, die Abgrenzung aber und Anordnung der Schichten nach ihren eigenen Merkmalen vollzieht. Zum Vergleichen und gegenseitigen Prüfen kommt nachher die Zeit, wenn jede auf ihrem eigenen Wege dem Ziele so nahe gekommen ist, als sie vermag.

Genaueres über Erhardts Buch bringt Abschnitt VIII dieses Berichtes.

3. R. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart. München (C. H. Beck) 1895. V, 406 S.

Aus diesem inhaltreichen Sammelbande kommen für Homer unmittelbar drei Aufsätze in betracht. No. IV, „Die Feldgemeinschaft bei Homer“, ist bestimmt die Ansicht zu widerlegen, daß in der Entstehungszeit des Epos in Griechenland noch allgemein Viehwirtschaft und Allmendenbesitz geherrscht hätten. Die Beweisführung ist in ihrer negativen Absicht gelungen und führt so zu der weiteren Aufgabe, die noch ungelöst bleibt, die Anzeichen von einem Entwickelungsgange des Wirtschaftslebens, die im Epos vermengt erscheinen, zu ordnen, der Zeit nach abzustufen und so von einer neuen Seite her etwas zur Geschichte der Dichtung selbst beizutragen. — No. V, „Aus dem hellenischen Mittelalter“, zeigt, wie dicht schon in homerischer Zeit die Bevölkerung von Griechenland, wie weit fortgeschritten die Ausnutzung des Bodens war. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang der Ausdruck

von Pöhlmanns Überzeugung, im Gegensatze zu Eduard Meyer, daß die homerische Kultur in ihren Grundlagen die der mykenischen Periode sei (S. 174 f.). — Am ergiebigsten für unsere Zwecke ist der dritte Aufsatz, „Zur geschichtlichen Beurteilung Homers". Der Verf. geht hier von einer Kritik des Erhardtschen Werkes aus, findet die darin vertretene Ansicht von der Entstehung des Epos allzu antiindividualistisch (S. 84 f.), erkennt aber die von Erhardt bezeichnete — freilich nachher nicht ernstlich angegriffene — Aufgabe als bedeutend an, den Inhalt der Dichtung kulturgeschichtlich zu analysieren. Orientierung darüber, in welchem Sinne dies geschehen müßte, ist der eigentliche Zweck der Abhandlung. Die darin hervortretenden Grundanschauungen verdienen durchaus Beifall, manches einzelne ist besonders dankenswert. So die Warnung vor mythischen Deutungen; für das uns vorliegende Epos sei der Zusammenhang mit dem Mythus bereits völlig aus dem Bewußtsein entschwunden, so daß die Stellung Achills im Mythus für den dichterischen Aufbau der Handlung in der Ilias nicht mehr in betracht kommen könne (S. 93). Mit Müllenhoff ist der Verf. geneigt anzunehmen, daß „die ursprüngliche Sage vom Troerkrieg noch nichts über die Einnahme der Stadt enthielt" (S. 94). Eine entschiedene Stellungnahme vermißt man hier wie in anderen Fällen; Pöhlmanns Ausführungen wirken mehr anregend als eigentlich klärend.

In einem wichtigen Punkte tritt er allerdings sehr bestimmt auf (S. 72 ff.), in dem Widerspruche gegen Nieses Ansicht, daß die Sänger nicht nur die Fortpflanzer, sondern von Anfang an die Träger der Sage gewesen seien, daß es eine Sage ohne Dichtung überall nicht gegeben habe. Niese ist wegen dieser Behauptung viel angegriffen, auch wohl verspottet worden. Und doch glaube ich, daß ein Hauptverdienst seiner homerischen Untersuchungen gerade in ihr liegt, und daß sie sich mehr und mehr durchsetzen wird. Man muß nur einmal versuchen sich die Sache anschaulich vorzustellen. In welcher Form soll denn die Sage existiert haben? Will man glauben, daß in vorhomerischer Zeit die Menschen fähig gewesen seien längere Erzählungen in prosaischer Rede zu geben, anzuhören, zu behalten? Dies würde bedeuten, daß in der Entwickelung des menschlichen Geisteslebens Prosa älter sei als Poesie, eine Ansicht, die seit Herder als überwunden gilt und die, wenn sie wirklich wieder aufgenommen werden sollte, die Pflicht des Beweises oder wenigstens eines Versuches, sie plausibel zu machen, auf ihrer Seite haben würde. [Vgl. unten S. 126.]

4. C. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka, im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig 1890. XII, 371 S.

Das letzte Kapitel dieses Buches (S. 349—364) ist der Aufgabe gewidmet, auf grund der vorher mitgeteilten und erläuterten Denkmäler die griechische Heldenzeit historisch zu betrachten. Der Verf. geht davon aus, daß Schliemanns Ausgrabungen „an all den Stätten, welche bei Homer als die Mittelpunkte großer Macht und Herrscherpracht erscheinen, auch wirklich jedesmal eine solche hervorragende Macht und Pracht festgestellt haben". Er führt dann die einzelnen Übereinstimmungen an — die festumschirmten Burgen, den Metallreichtum, die eingelegte Arbeit auf Dolchklingen und Bechern — und gelangt zu dem Schluß, daß „Homer mit seinen Achäern die Träger der mykenischen Kultur gemeint hat". Dies ist inzwischen wohl allgemein angenommen. Schuchhardt weist aber auch schon auf die Thatsache hin, daß die homerischen Epen durch ihre allmähliche Entstehung der Niederschlag einer jahrhundertelangen Entwickelung sind, und deutet die Aufgabe an, die hieraus der Wissenschaft erwächst, die Stufen dieser Entwickelung eben aus den Spuren, die sie in den Gedichten zurückgelassen hat, wieder zu erkennen. — Eigentümlich und genauerer Prüfung wert ist der Gedanke (S. 361 f.), daß den geschichtlichen Kern der troischen Sage nicht die Eroberung der Nordwestecke Kleinasiens durch nordgriechische Einwanderer, sondern ein Kampf zur Abschaffung der Seeräuberei bilde, den die mykenischen Griechen gemeinsam und siegreich geführt und durch den sie die Ausbreitung ihrer Kultur im ganzen Inselmeere gesichert hätten.

Zum Schluß bemerkt der Verf. (S. 363), es sei unwahrscheinlich, daß erst in dem unruhigen Getriebe der nach Kleinasien Ausgewanderten die Anfänge der homerischen Dichtung entstanden sein sollten; vielmehr müsse man annehmen, daß die Herüberkommenden aus den Stätten monarchischer Pracht und hoch entwickelter bildender Kunst auch die Übung des Heldengesanges schon mitgebracht hätten. Die Vermutung ist in diesem Zusammenhang um so höher zu schätzen, als Schuchhardt nicht gewußt zu haben scheint, daß in dem Zustande der homerischen Sprache und in den vielfachen Beziehungen des Epos zu Thessalien zwingende Gründe für die gleiche Annahme liegen.

5. W. Helbig, Eiserne Gegenstände an drei Stellen des homerischen Epos. Hermes 32 (1897) S. 86—91.

Helbig verteidigt gegen eine Bemerkung in meinen „Grundfragen" seine Ansicht, daß Δ 123, wo eine eiserne Pfeilspitze, und Σ 34, wo ein Messer aus Eisen erwähnt wird, „spätere Einschiebsel" seien. Überzeugt hat er mich auch diesmal nicht. Der Vers Δ 123 trägt sehr dazu bei, die Schilderung des Bogenspannens anschaulich zu machen; und wenn Aristarch mit Rücksicht auf das darin vorkommende *σίδηρος* weiter unten (139) *ὀιστός* für *χαλκός* einsetzte, so sieht man daraus nur,

daß für ihn die Echtheit von 123 außer Zweifel stand. Der kleine Widerspruch in bezug auf das Material braucht uns nicht zu stören; dergleichen kann bei einem späteren Dichter, der mit überliefertem Wort- und Formelschatz hantiert, leicht vorkommen. So heißt Λ 32 ein Schild ἀσπὶς ἀμφιβρότη, der nachher wie ein kleiner Kreisschild beschrieben wird (vgl. Reichel, Waffen, 56). Σ 34 ist schwer verständlich; das ist aber doch kein Grund ihn auszustreichen. — Helbig fügt jetzt noch eine dritte Stelle hinzu, Λ 485, wo ein eisernes Beil in einem Gleichnis erwähnt wird, das auch durch seine Ausführung einen der späteren Dichter verraten soll. Angenommen, dies Urteil träfe zu, so würde das gerade zu meiner Ansicht stimmen, daß Eisen nur in den jüngeren Partien des Epos vorkomme, in diesen aber ganz berechtigt sei; denn hier macht auch Helbig nicht den Vorschlag, durch Streichung eines einzelnen Verses das Auffällige zu beseitigen. [Über Eisen vgl. noch unten S. 127.]

6. H. Kluge, Vorhomerische Abbildungen homerischer Kampfscenen. Fleckeisens Jahrbücher 145 (1892) S. 369—385.

7. Derselbe, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias. Ebenda 147 (1893) S. 81—94.

8. Derselbe, Der Schild des Achilleus und die mykenischen Funde. Ebenda 149 (1894) S. 81—90.

Alle drei Aufsätze gehen darauf aus, homerische Schilderungen mit dem zu vergleichen, was wir heute über die wirklichen Zustände griechischer Vorzeit wissen, und kommen zu der richtigen Grundanschauung, daß in der Ilias nicht eine einheitliche Kultur dargestellt ist, sondern daß in ihr verschiedene Formen der Bewaffnung, verschiedene Verfahrungsarten der Technik vorausgesetzt werden, die im Leben selber nebeneinander nicht bestanden haben können. Im einzelnen erheben sich gegen die Aufstellungen des Verfs. mancherlei Bedenken.

In fünf Fällen sollen Kampfscenen, die auf Werken mykenischer Skulptur der Kleinkunst dargestellt sind, so genau mit bestimmten teils Kampfberichten teils Gleichnissen der Ilias zusammentreffen, daß eine unmittelbare Beziehung zwischen beiden unabweisbar sei; und zwar sei der Zusammenhang der, daß die Bildwerke dem Dichter bekannt waren und auf seine Phantasie anregend gewirkt haben. Aber einmal sind die Übereinstimmungen nicht so groß, wie der Verf. zu sehen meint; und dann wäre wenigstens in dem einen Beispiel (Δ 517 ff. neben dem Siegelringe in Schliemanns „Mykenä" No. 334, bei Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, S. 252) das Verhältnis viel eher so zu verstehen und wird im Grunde auch von Kluge so verstanden, daß der Goldarbeiter den von Homer erzählten Vorgang abzubilden versucht und gemäß den Hülfsmitteln und Schranken seiner Kunst zusammengedrängt

hätte. Überhaupt aber vermag ich durchweg nur eine allgemeine Ähnlichkeit der Situation und der Ausstattung anzuerkennen, die immerhin wichtig genug ist, um Homer durch Denkmäler der Wirklichkeit zu illustrieren und für manche Einzelzüge in seiner Erzählung die Aufmerksamkeit zu schärfen. — Der zweite Aufsatz ist ein Vorläufer des Buches von Reichel und gelangt schon zu einem ganz ähnlichen Resultat (147, S. 94): „Wo der Dichter bewußt und absichtlich Helden und deren Bewaffnung beschreibt, schweben ihm Krieger vor, die als Schutzwaffen Brustpanzer, Helm mit Nacken- und Wangenschirmen, Beinschienen und Schild tragen; diese Vorstellung durchzieht das ganze Epos. Aber neben diesen Kriegern wandeln, dem Dichter selbst unsichtbar, gespenstergleich Gestalten der Vorzeit, ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und bloßen Schenkeln; um die Hüften schlingt sich, durch einen umgeschnallten Riemen gehalten, der Chiton, zusammengerollt und in die Höhe gerafft; das Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur die Hirnschale schützt; als einziger wirksamer Schutz des Leibes dient der lange, fast den ganzen Körper deckende Schild.“ Das ist in der Hauptsache richtig, und ist jedenfalls vortrefflich beobachtet. Aber nun stellt der Verf. ohne weiteres die Frage: „wie haben sich diese Gestalten eingedrängt in die Scharen der erzgepanzerten Männer?“ — und beantwortet sie dahin, daß der Dichter sie unbewußt und „unerkannt mitten in seine Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt“ habe. Danach wäre also innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene, die Spuren der älteren etwas vom Dichter selbst Eingefügtes. Unglaublich, vor allem deshalb, weil man dann eine Unterbrechung in dem Entwickelungsgang der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhielten, aus denen die ionischen Sänger nur dies und das herübernahmen. Viel natürlicher doch die umgekehrte Auffassung, der, wie wir gleich sehen werden, Reichel näher kommt, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unmerklich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen, und daß erst in den spätesten Stücken des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist.

Die dritte Abhandlung geht wieder von einer guten Beobachtung aus, in der der Verf. mit Helbig zusammengetroffen ist, daß Homer für einzelne der Bilder auf dem Schilde des Achilleus unverkennbar die Schmelztechnik im Sinne hat, während andere entschieden den Eindruck machen, daß er sie sich in getriebener Arbeit hergestellt denke. Kluge findet nun, daß die ersteren sich zugleich im poetischen Berichte durch

den Ton ruhiger Beschreibung von der Gruppe der übrigen, bei denen viel lebhaftere Schilderung herrsche, abheben (S. 83). Daraus schließt er, daß hier verschiedene Dichter thätig gewesen, und daß in eine ursprünglich kürzere und schlichtere Schildbeschreibung erst von späterer Hand die bewegteren Scenen (Festzüge in der ersten Stadt, Kampf bei der zweiten u. a.) eingefügt seien. Beispielsweise würden in dem Abschnitt von der Rinderherde die ersten Verse (Σ 573—578), die das friedliche Bild der zur Weide ziehenden Tiere enthalten, der früheren Schicht angehören, die folgenden aber (579—586), in denen der Überfall eines Stieres durch zwei Löwen erzählt wird, von dem späteren Dichter stammen, der den mehr zuständlichen Schilderungen, die er vorfand, die lebendige Darstellung ungewöhnlicher Vorgänge gegenüberstellen wollte. — Diese Trennung hat doch sehr wenig Wahrscheinliches. Der Unterschied im Tone erklärt sich vollkommen aus der Verschiedenheit des Gegenstandes; und daß ein und derselbe Dichter erst eine Situation, dann ein aus ihr hervorgehendes oder in sie eintretendes Ereignis vorführt, ist durchaus natürlich.

9. W. Reichel, Über homerische Waffen, archäologische Untersuchungen. Wien (Alfred Hölder) 1894. 152 S. in 8.[1]) (Heft XI der von Benndorf und Bormann herausgegebenen Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien.)

Der Verfasser hat es unternommen, aus den Denkmälern der mykenischen Kunst die „Bewaffnung der epischen Zeit" darzustellen, d. h. derjenigen Epoche (S. 23), „aus der und für die die epischen Gesänge in ihrem Kerne entstanden sind, nicht der ganzen Zeit in der die Dichtung noch im Flusse war". Indem er seine Untersuchung entschlossen durchführte und vor den Folgerungen, zu denen die Monumente nötigten, nicht zurückschreckte, hat er für die kritische Analyse des Epos selbst eine Reihe von Anhaltspunkten gegeben, die durch Festigkeit wertvoll und so gut wie neu sind. Nur in dem zweiten der vorher besprochenen Aufsätze von Kluge war schon dieselbe Betrachtung durchgeführt und das gleiche Altersmerkmal abgeleitet worden. Auf den Unterschied in der Art, wie beide Gelehrte es anwenden, ist dort schon hingewiesen: der eine nimmt den jüngeren, der andere den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner kritischen Analyse. Reichel folgert so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein; und das trifft für die Schilde in der Dolonie (K 152. 513) ohne weiteres zu, für den des

[1]) Nach Reichels Tode ist, Ende 1901, eine äußerlich um 20 Seiten vermehrte neue Auflage erschienen, die hier noch nicht berücksichtigt werden konnte.

Agamemnon in Λ (32—40) muß es nun angenommen werden (Reichel S. 55 f.). Das Gleiche gilt von den Metallharnischen, die der ursprünglichen homerischen Ausrüstung fremd, also, wo sie bei Homer erscheinen, nachträglich eingedrungen sind. Für den homerischen Helm nimmt der Verf. einen einzigen Typus an, die Form einer runden Kappe aus Leder oder Metall, die nur den Oberkopf bedeckte, oben mit einem Roßhaarbusch geschmückt war und durch ein Sturmband unter dem Kinn festgehalten wurde.

Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; in der Hauptsache hat Reichel das Richtige getroffen. Nur ist auch bei ihm die Vorstellung von dem ununterbrochenen Fortwachsen des Epos noch nicht zu voller Anschaulichkeit gelangt. Er bezeichnet die jüngeren Partien, die sich nach seiner Methode erkennen lassen, als „Interpolationen"; aber in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, „die Dichtung noch im Flusse war", gab es noch keine Interpolation. Man kann spätere Schichten von früheren sondern; doch soll man anerkennen, daß beide innerhalb der homerischen Poesie gleichberechtigt sind. Sonst würden wir in diesem Falle gar dazu kommen, notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für „interpoliert" zu erklären. Reichel (S. 40) hat diese Scene nicht richtig beurteilt, indem er X 324 f. auf mykenische Bewaffnung deutet. Und so hat sich auch sonst für ihn der Gedanke, daß das Jüngere „unecht" sei, mehrfach störend erwiesen, da durch den Wunsch, das Echte und Altertümliche in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt wurde. Ein sehr begreiflicher Fehler bei einer ersten Entdeckung, deren Verdienst eher erhöht als verringert erscheint, wenn sie anderen Anlaß gegeben hat sie berichtigend weiterzuführen.

10. **Robert**, Studien zur Ilias. 1901.

Der Verf. hat Reichels Resultate angenommen und hier und da modifiziert. Mit Recht in betreff der Beinschienen, von denen er (S. 44 ff.) nachweist, daß sie bei Homer, so weit das Material überhaupt angegeben ist, als metallene vorausgesetzt werden. Dagegen scheint mir der Versuch, für den Helm ebenso wie für den Schild bestimmte, sich zeitlich klar voneinander abhebende Typen zu erkennen, nicht gelungen zu sein (S. 47 ff.). Beim Schilde hat Robert die Betrachtung dadurch in dankenswerter Weise erweitert, daß er aus der Art der Handhabung, der Form der Parade neue Merkmale herleitet; im einzelnen weicht er darin von seinem Vorgänger ab, daß er das Beiwort πάντοσ' ἐίση für unvereinbar mit der langen, mykenischen Form hält und deshalb, wo diese durch andere Merkmale gesichert ist, annimmt, in der

Überlieferung sei πάντοσ' ἐΐση fälschlich für ein ursprüngliches τερμιόεσσα oder ὀμφαλόεσσα „substituiert“ (S. 5). Zu solcher Annahme liegt doch wohl keine Nötigung vor. Richtig ist ja, daß die Bezeichnung „nach allen Seiten gleichmäßig“ auf einen runden Schild besser paßt als auf einen länglichen. Daß aber Leute, die den runden überhaupt noch nicht kannten, gar nicht auf den Gedanken hätten kommen können, den länglichen so zu bezeichnen und damit die sorgfältige, gleichmäßige Arbeit zu rühmen, wird man doch kaum behaupten können. Roberts Bereitwilligkeit, die Überlieferung, da wo etwas in ihr nicht recht stimmen will, zu korrigieren, macht sich leider nicht bloß an dieser Stelle geltend, sondern durchweg in seiner Untersuchung, die dadurch allen festen Boden verloren hat. Nur ein wertvolles Resultat hat er festgestellt: daß von T an ionische Bewaffnung herrscht. Er folgert hieraus, daß der echte, altertümliche Schluß der Ilias verloren sei; vielmehr zeigt sich hier besonders deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man bisher meist angenommen hat, sondern daß der Plan dazu schon der ionischen Periode der epischen Poesie angehört. Genauer ausgeführt sind diese Gedanken in dem oben II 21 erwähnten Aufsatze „Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias“.

11. E. Rohde: Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Freiburg i. B. und Leipzig 1894 (die erste Hälfte schon 1890 ausgegeben). VII, 711 S. — Zweite verbesserte Auflage 1898. VII, 329 und III, 436 S.

Nach der in Ilias und Odyssee herrschenden Anschauung sind die ψυχαί, d. h. die körperlosen Abbilder der aus dem Leben geschiedenen Menschen, sämtlich in den Hades gebannt, dem sie zueilen sobald das Leben den Körper verläßt. Hier führen sie ein schattenhaftes Dasein, „bewußtlos oder höchstens in dämmerndem Halbbewußtsein, mit halber, zirpender Stimme begabt, schwach, gleichgültig“, ohne an dem Leben der Oberwelt noch irgend welchen Anteil zu nehmen und ohne darauf einzuwirken. Man braucht sich nicht vor ihnen zu fürchten, man hat also auch keine Ursache ihnen Verehrung zu erweisen und Opfer darzubringen. Wenn sich trotzdem bei Homer Beispiele eines Kultus der Toten finden, so können diese nur verstanden werden als Überreste einer älteren religiösen Anschauung, nach welcher jene körperlosen Doppelgänger der menschlichen Leiber nach dem Tode nicht machtlos sind, nicht alle an einem Orte vereinigt werden, sondern in der Nähe ihres Grabes verweilen und von hier aus die noch Lebenden heimsuchen und schädigen können; aus dem Wunsche, sie milde zu stimmen und ihre gespenstische Thätigkeit abzuwehren, sind die ältesten Bräuche der

Bestattung und die Totenopfer hervorgegangen. Während der Glaube sich änderte, konnten Ceremonien und Formeln fortbestehen; die Erinnerung daran konnte, so lange sie nicht ganz erloschen war, vom Dichter für seine Zwecke neu belebt werden (vgl. Rohde I² 18 Anm. 3). Das bedeutendste Rudiment dieser Art ist bei Homer die Leichenfeier des Patroklos. Die Opferung von Tieren und Menschen, die Spende von Öl und Wein, auch die Veranstaltung der Wettspiele am Grabe setzt voraus, daß der Verstorbene von dem allen einen Genuß hat. Um diese Voraussetzung einem Hörerkreise, der sonst nichts davon weiß, annehmbar zu machen, läßt der Dichter von Ψ die Seele des Patroklos dem Freunde im Traum erscheinen und erklären, wie es komme daß sie noch nicht im Hades zur Ruhe gelangt sei (Ψ 72 ff. vgl. 103 ff.). Weitere *survivals* alten Seelenkultes erkennt Rohde (I² 22 ff.) auch in den Vorgängen der gewöhnlichen Totenbestattung, in der Mitverbrennung der Waffen des Elpenor, in dem Leichenschmause, in der Vorstellung (I² 64 f.), daß die Meineidigen unter der Erde von den Erinyen bestraft werden, endlich in der Sitte, den in der Fremde Gefallenen beim Abschied dreimal zu rufen (ι 65 f.), wobei die Annahme zu grunde liegt, daß er dann mitkommen und daheim sein „leeres Grabmal“ bewohnen werde (I² 65 f.).

Mit dem älteren Glauben steht es in Einklang, daß man die Toten unversehrt bestattet, ihre Gräber möglichst prächtig ausstattet und ihnen einen Teil ihres irdischen Besitzes mitgiebt; das Verbrennen des Leibes hingegen ist geeignet die Vorstellung zu unterstützen, daß die Seele des Gestorbenen eingegangen sei „in eine unerreichbare Welt der Unsichtbarkeit“, aus der sie nicht zurückkehren, von der aus sie nicht mehr wirken kann. Nun war die Beisetzung in mykenischer Zeit herrschender Gebrauch, bei Homer ist es die Verbrennung. Daraus folgert Rohde (S. 30), daß die Absicht, eine „gänzliche Verbannung der Seele in den Hades zu erreichen, der Entstehungsgrund des Leichenverbrennens“ gewesen sei. Den Umschwung der Anschauungen aber, der darin zum Ausdruck kam, bringt er (S. 41) in ursächlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Umwälzung der Verhältnisse und Zustände des griechischen Volkes, die in der Zeit der großen Wanderungen stattgefunden hat. Der Stamm, der nach dieser Periode in Kleinasien die Vorherrschaft hatte und zugleich als Träger der homerischen Poesie dastand, war der ionische. Ihm muß also eine Denkweise eigen gewesen sein, zu der die „Freiheit von ängstlichem Wahn“, die heitere Sinnlichkeit und Greifbarkeit der Göttergestalten, der durchaus „rationelle“ Charakter der homerischen Religion stimmte (S. 37 f. 40). Und das trifft wirklich zu; ist es doch der ionische Stamm gewesen, der, hell denkend und durchaus weltlich gerichtet, „in späteren Jahr-

hunderten die Naturwissenschaft und Philosophie 'erfand', wie man hier einmal sagen darf" (S. 44). — Während Rohde diese Vorbedingungen, die im Charakter und der Geistesart des Volkes gelegen waren, eingehend würdigt, glaubt er doch, daß die Gestaltung solcher Elemente zu dem Bilde der homerischen Götterwelt das Werk eines einzigen großen Dichters sei. Von ihm angeordnet sei die deutlich erkennbare Parallele zwischen dem „Olymp als Versammlungsort aller im Lichte waltenden Götter" und dem „Reiche des Hades, das alle unsichtbaren Geister, die aus dem Leben geschieden sind, umfaßt" (S. 39 f.); er habe durch die Gewalt seines Geistes die Richtung und den Sinn angegeben für die weitere Entwickelung der epischen Poesie, die darin bestand, daß „ein fester Verband von Meistern und Schülern" das Werk des ersten Schöpfers „bewahrte, verbreitete, fortführte und nachahmte" (S. 38).

Einer dieser Fortsetzer war der Verfasser der Nekyia. Rohde betrachtet es als gesichert, daß sie „im Zusammenhang der Odyssee ursprünglich nicht vorhanden war". Den „Kern des Gedichts" bilden die „Gespräche des Odysseus mit seiner Mutter und mit den alten Kriegsgefährten"; das Heroinen-Verzeichnis, die Erscheinungen im Erebos sind spätere Zuthat. Den Helden, „der nun schon so lange fern von den Reichen der thätigen Menschheit einsam umirrt, in geistige Verbindung mit den Kreisen der Wirklichkeit zu bringen, zu denen seine Gedanken streben, in denen er einst selbst wirksam gewesen ist und bald wieder kraftvoll thätig sein wird": dies war der Zweck des Dichters (I^2 51). Um ihn zu erreichen, hat er sich zweier Hülfsmittel bedient: die Befragung des Teiresias — die an sich unnötig ist, weil nachher Kirke dieselbe Auskunft ausführlicher erteilt, — bietet den Vorwand, um den Odysseus in die Unterwelt hinabzuführen; und durch die Erfindung des Bluttrinkens der Schatten ist bewirkt, daß innerhalb der homerischen Anschauung von dem bewußtlosen, teilnahmlosen Dasein der εἴδωλα doch ein Verkehr des lebenden Menschen mit den Verstorbenen irgendwie denkbar erscheint. Die Elemente zu dieser Fiktion hat der Dichter sei es aus älterer Sagendichtung (S. 54) sei es aus irgendwo in Griechenland erhaltenen altertümlichen Formen der Beschwörung (S. 57) genommen. Was er daraus gemacht hat, ist ihm nur Mittel zum Zweck, das er deshalb fallen läßt sobald es seinen Dienst gethan hat. So wird das Bluttrinken nur im Anfang beschrieben, bei Teiresias und Antikleia, zuletzt noch erwähnt bei Agamemnon (λ 390); es immer aufs neue hervorzuheben würde pedantisch gewesen sein. Vollends hat daran nicht gedacht der Verfasser der zweiten Nekyia, in ω, der übrigens den Sinn und Zweck der ursprünglichen in λ, „die Abenteuer des Odysseus in den lebendigen Zusammenhang aller von

Troja ausgehenden Abenteuer“ einzureihen, „richtig erfaßt hat und (freilich sehr ungeschickt) zu fördern versucht“ (S. 52). — Eine wirkliche Inkonsequenz innerhalb der Hades-Dichtung des λ liegt nur darin, daß Odysseus dem Teiresias und allen Toten für den Fall, daß er glücklich nach Hause komme, ein Opfer gelobt (κ 521 ff. λ 29 ff.). Denn dies hat einen Sinn bloß unter der Voraussetzung, daß die Seelen nicht in den Hades gebannt sind, sondern „den Opfernden sich nahen, am Opfer sich laben können so gut wie die Götter“. Zusammen mit Ω 592 ff. deutet dieser Zug darauf hin, daß „auch zu der Zeit der Herrschaft des homerischen Glaubens an völlige Nichtigkeit der für ewig abgeschiedenen Seelen die Darbringung von Totenopfern lange nach der Bestattung (wenigstens außerordentlicher, wenn auch nicht regelmäßig wiederholter) nicht ganz in Vergessenheit geraten war“ (I² 58 f.).

So weit Rohdes Gedanken. Was etwa an Einwendungen dagegen und Bedenken geltend zu machen ist, wird sich am besten an die Besprechung der Aufsätze anschließen lassen, in denen er sich mit Eduard Meyers und meiner Kritik auseinandersetzt, deren erster an die Behandlung des Gegenstandes im zweiten Bande von Meyers Geschichte des Altertums (1893) anknüpft. Dabei werden zugleich seine Ausführungen über die jüngeren Partien der Nekyia und seine Gesamtanschauung vom Wesen der homerischen Poesie berührt werden.

12. E. Rohde, Paralipomena. Rhein. Mus. 50 (1895) S. 1—30 (hier in betracht kommend 22 ff.).

13. P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik (1895) S. 205—220.

14. E. Meyer, Der Ursprung des Odysseusmythus. Mit einem Anhang über Totendienst und Heroenkult. Hermes 30 (1895) S. 241—288.

15. Rohde, Nekyia. Rhein. Mus. 50 (1895) S. 600—635.

Eduard Meyer findet „keine tiefe Kluft zwischen der homerischen Anschauung von der Wesenlosigkeit der Geister im Totenreich und dem Glauben der mykenischen Zeit“ (Herm. 30, 277). Grabbauten und Totenkult seien kein Beweis dafür, daß man die Seelen der Verstorbenen wie Gespenster gefürchtet habe; nur Freude habe man ihnen bereiten, ihnen eine erträgliche Existenz verschaffen, nicht sich vor ihnen schützen wollen. Immer sich selbst hätten die regierenden Herrscher, im alten Griechenland so gut wie in Ägypten, die monumentalen Gräber errichtet, um nach dem Tode eine würdige Ruhestätte zu haben (S. 279). Überhaupt sei der Vergleich mit Ägypten lehrreich: dort habe ein peinlich geordneter, höchst kostspieliger Totenkult gleichzeitig bestanden mit dem Glauben, daß „der Tote an sich ein kraft- und freudloses Wesen sei, das eine jammervolle, von Schrecknissen aller Art bedrohte

Existenz führen würde, wenn es nicht gelänge ihn durch Zauberformeln dagegen zu sichern, durch Opfer zu erquicken" (S. 276). Allgemein warnt Eduard Meyer (S. 281 f.) vor der vergleichenden Ethnologie, zumal auf religionsgeschichtlichem Gebiete, weil sie die Gefahr enthalte, dass „einzelne Seiten der religiösen Anschauungen der Naturvölker einseitig herausgehoben und falsch systematisiert" werden. — Dem gegenüber behält doch Rhode recht (Rh. Mus. 50 S. 25 f.), daß die Vergleichung mit den Sitten eines hoch entwickelten Kulturvolkes wie des ägyptischen nicht geeignet ist Aufschluß darüber zu geben, aus was für Anschauungen der mykenische Seelenkult entsprungen sei. „Verständigerweise," so fügt er überzeugend hinzu, „benutzt man zu Vergleichungen und darauf gebauten Analogieschlüssen nur die Glaubensmeinungen und Kultsitten solcher Völkerschaften, die in den Anfängen religiöser Entwickelung hängen geblieben sind, und aus dem Glauben und Brauch civilisierter Völker nur die auch in ihnen nirgends fehlenden Überreste eines primitiven, wurzelhaft ursprünglichen Religionszustandes."

Bleibt somit die Grundlage von Rohdes Unterscheidung des älteren und des jüngeren Seelenglaubens bei Homer unerschüttert, so ist im besonderen seine Analyse der Nekyia durch die genauere Ausführung in dem zweiten der vorgenannten Aufsätze noch wesentlich befestigt worden. Er erinnert daran (S. 608), was mir bei Abfassung meiner „Grundfragen" nicht hätte entgehen sollen, daß λ 390 die Lesart ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν gesichert ist, weil das Scholion, das auf eine andere bezug nimmt, in Wahrheit zu Vers 615 gehört. Damit fällt der äußere Grund weg, die Gespräche mit Agamemnon und Achill von dem mit der Mutter zu trennen; in ihrem inneren Charakter aber sind sie wirklich gleich, feinere Unterschiede durch die Eigenart der Personen bestimmt (S. 605—611). Ob es unter diesen Umständen notwendig ist, das Intermezzo bei den Phäaken (λ 333—384) als nachträglich eingeschoben anzusehen (S. 623 f.), ob es nicht doch von dem Urheber dieser ältesten Gesprächscenen mit erfunden sein könnte, möchte ich noch unentschieden lassen. Überzeugt hat mich Rohde auch davon, daß Teiresias mit seinem Orakel nur eingeführt ist, um einen Anlaß zu bieten, der den Odysseus in die Unterwelt bringt, und zwar eingefügt in einer Zeit, als in dem Ganzen der Odysseuslieder die Prophezeiung der Kirke schon vorhanden war (S. 601—603). — In bezug auf den Frauenkatalog (λ 225—327) will Rohde die von Wilamowitz begründete Ansicht, daß darin Κύπρια und Νόστοι benutzt seien, nicht gelten lassen (S. 621 f.); die Quellen dieses Stückes, sagt er, „liegen in älterer epischer Dichtung, aber nicht in den ausgebildeten Gedichten des Cyclus oder des Corpus Hesiodeum". Hier scheint mir Meyers Widerspruch (Herm. 30 S. 251) einigermaßen begründet. So wenig die Bestimmtheit berechtigt ist, mit

der Wilamowitz und er behaupten, daß hier gerade diese abgeschlossenen Epen, deren Titel auf uns gekommen sind, benutzt seien, so wenig hat Rohde bewiesen daß dies nicht geschehen sei. Wichtig ist das, worin beide übereinstimmen: daß hier Absenker von denjenigen Zweigen der epischen Poesie zu erkennen sind, deren reife Früchte im Kyklos und bei Hesiod vorliegen. — Die Erscheinungen im Erebos hält auch Rohde für interpoliert, lehnt aber für die drei Büßer den von Wilamowitz behaupteten „orphischen" Charakter ab (50 S. 627 ff.), hierin mit Milchhoefer zusammentreffend, der in seinem Aufsatz „Orphisch-Unterweltliches" (Philol. 53 [1894] S. 393 ff.) jener Hypothese auch ihren archäologischen Anhalt entzogen hat. Rohde weist namentlich darauf hin, daß in dem, was der Dichter von Tityos, Tantalos und Sisyphos erzählt, ein ethisch-religiöses Element, eine Beziehung auf ein „allgemeingültiges Sittengesetz, dessen Verletzung noch im Jenseits bestraft werde", nicht enthalten sei.

Ein paar dunkle Punkte bleiben doch noch in dem Bilde, das er von der allmählichen Entstehung des Buches λ giebt: was Antikleia von den Zuständen auf Ithaka erzählt, paßt nicht aufs beste zu der in unserer Odyssee herrschenden Situation; und in der Rede des Teiresias sind die Verse, in denen über eine spätere Versöhnung des Meergottes Vorschriften gegeben werden (λ 121—137), als Interpolation, wofür sie Rohde halten muß (Rh. Mus. 620 f.), deshalb schwer zu erklären, weil niemand zu sagen weiß, was zu einer solchen Interpolation Anlaß gegeben haben könne. Mit Einspruch und Bedenken an diesen Stellen hat Ed. Meyer wieder recht (Herm. 247. 255 f.), nicht aber mit der Art, wie er nun selber gerade von dem dunkelsten Punkte aus den ganzen Aufbau nicht bloß der Nekyia sondern der Odyssee überhaupt aufzuhellen unternimmt. In dem Berichte der Antikleia sieht er die Spur einer älteren Gestalt der Odysseus-Dichtung, in der es Bedrängnis durch die Freier und Freiermord noch nicht gab (Herm. 256 f.). Und die Anweisung des Teiresias, daß der heimgekehrte Held zu Bewohnern des Binnenlandes gehen und dort dem Poseidon opfern solle, bringt er (S. 263) in Verbindung mit der Überlieferung, daß an zwei Stellen in Arkadien, also in einem von der See gänzlich abgeschiedenen Lande, Poseidon verehrt worden sei und daß gerade Odysseus seinen Kultus eingeführt, die Heiligtümer in Pheneos und auf dem Berge Boreion bei Asea gegründet habe. Diese Nachrichten sind bei Pausanias erhalten und zuerst von Svoronos dahin verwertet worden, daß Arkadien das Land sei, das Odysseus nach Tötung der Freier aufgesucht habe[1]).

[1]) Jean N. Svoronos, Ulysse chez les Arcadiens et la Télégonie d'Eugammon, à propos des types monétaires de la ville de Mantinée (Gazette archéol. XIII [1888] p. 257—280; s. besonders p. 276).

Meyer modifiziert diese Ansicht, indem er den Besuch in Arkadien vor die Heimkehr nach Ithaka verlegt (S. 257); dann aber läßt er auch diese Version, wie sie in dem alten Nekyia-Epos gewesen sei, nicht als ursprüngliche bestehen, sondern geht noch weiter zurück zu der Annahme, daß Arkadien, wohin ja auch Penelope als Mutter des Gottes Pan (Herodot II 145) gehöre, die eigentliche Heimat des Helden sei (Herm. 264 ff.). „Odysseus“ sei im Grunde nur ein Beiname des Poseidon, dieser ein Naturgott, der alljährlich in die Gewalt der Todesmächte gerät und wieder befreit wird. Ein Ausdruck hierfür sei die Hadesfahrt, ein anderer der Aufenthalt bei der Zauberin Kirke; nach einer dritten Version halte ihn Kalypso, die Verhüllerin — „eine Variante der Totenkönigin“ — sieben Jahre lang gefangen; und zum vierten Male kehre derselbe Mythus wieder in der Vorstellung, daß „Odysseus zu den Phäaken, den 'grauen Männern' entrückt ist, die ihn in geheimnisvoller Fahrt schlafend in die Heimat zurückführen“ (vgl. S. 273).

Die Hypothese, daß es früher einmal eine Form von Odyssee ohne Freiermord doch mit Nekyia gegeben habe, hängt mit den Entdeckungen zusammen, die Niese, Wilamowitz und Seeck gemacht zu haben glauben, und für deren Widerlegung es hier genügt auf Grundfr. 300 ff. zu verweisen. Dort ist auch (S. 298 f.) gezeigt, wie Antikleias Beschreibung der Verhältnisse auf Ithaka, die uns auf den ersten Blick befremdet, sich aus poetischer Absicht wohl erklären läßt; eine Ergänzung dazu bietet Rhode (Rh. Mus. 613). Mag die Deutung noch nicht vollkommen gelungen sein, jedenfalls steht dieser Abschnitt nicht, wie Meyer behauptet, „im schärfsten Widerspruch zu der gesamten übrigen Odyssee“. — Über den „Sommergott“ Odysseus, den Meyer ebenfalls von Wilamowitz übernommen hat, ist von Rhode bitter gespottet worden; das will ich nicht wiederholen, nur die wichtigsten sachlichen Bedenken andeuten. Bei den arkadischen Spuren eines durch Odysseus begründeten Poseidon-Kultes müßte man doch vor allem untersuchen, wie alt sie sind. Den Gedanken, daß solcher Kult erst unter dem Einflusse des auch uns bekannten Epos entstanden sei, lehnt Meyer (S. 264) ohne Beweis ab. Die von Svoronos mitgeteilten Münzen von Mantinea zeigen den Helden mit dem Ruder auf der Schulter; in der hier zu grunde liegenden Vorstellung war also Poseidon schon der Meergott: als solcher ist er demnach in Arkadien eingeführt, nicht als einheimischer Naturgott bewahrt. Die Entstehung dieses Typus setzt Svoronos (p. 279) in Übereinstimmung mit Weil in die Zeit des Wiederaufbaus der Stadt Mantinea, 370 v. Chr. Wäre es nicht denkbar, daß die Arkader, in einer Zeit wo ihre Macht und ihr Wohlstand durch Epaminondas' Erfolge emporstieg, sich wenigstens in der Idee einen

Anteil am Meere sichern wollten, von dem abgeschnitten zu sein sie als schweren Nachteil erkannt hatten? Mir scheint solche Entwickelung glaublicher zu sein als die von Meyer angenommene, bei der man nicht sieht und auch von ihm keinerlei Aufklärung darüber erhält, wie der ländliche Naturgott aufs Wasser gekommen und zum Herrscher des Meeres geworden sein soll. — Sollten aber wirklich die kühnen Kombinationen über die ursprüngliche Natur und Heimat des Odysseus das Richtige treffen, so würde sich daraus für die Analyse unseres Epos doch gar nichts ergeben. Meyer selbst weist darauf hin, „wie fern auch schon alte Odysseusgedichte den Wurzeln der Sage stehen" (Herm. 265; ähnlich 271). Was hilft es für das Verständnis des Nibelungenliedes, wenn man sich vorstellt, Hagen sei der Winter, der in Siegfried die sonnige Jahreszeit vernichte? So liegt auch zwischen Homer und den alten Naturmythen der Griechen ein weiter Zwischenraum, voll reicher Entwickelung und mannigfaltiger Umbildung, der uns mahnen sollte, daß wir nicht die schattenhaften Züge eines vermuteten Mythus unmittelbar als Merkmale benutzen, um danach Schichten und Fugen im Epos zu erkennen.

Trotz alledem enthält auch hier der Irrtum ein Moment der Wahrheit. Es ist doch kaum zu glauben, was Rhodes Meinung zu sein scheint, daß Odysseus' Besuch im Hades gleich zuerst bloß zu dem Zwecke erfunden worden sei, ihn mit verstorbenen Freunden Gespräche von durchaus oberweltlichem Inhalt führen zu lassen. Dieser Nekyia müssen ältere Hades-Dichtungen vorausgegangen sein, die den Helden mit den finsteren Mächten selber in Berührung brachten; und eine Erinnerung daran mag in der Befragung des Teiresias wie in dem Versprechen eines daheim zu bringenden Totenopfers enthalten sein. Rohde sieht es so an, als habe der Dichter hier selbst aus einem zu seiner Zeit noch bestehenden Brauche geschöpft (Psyche [2] 58 f.; vgl. oben S. 106). Aber wozu sollte er etwas eingefügt haben, was für seine Darstellung gar keine Bedeutung hatte? Viel eher kann man seine Absicht verstehen, wenn man annimmt, daß dieser Zug ihm schon in poetischer Gestaltung vorlag und gewissermaßen zur Ausstattung eines Hades-Besuches gehörte, so daß er bei einer Neudichtung unwillkürlich festgehalten wurde. Dasselbe gilt von der Befragung des Sehers, die für einen ernsteren Zweck erfunden sein und wiederholt ihm gedient haben muß, ehe ein Erzähler auf den Gedanken kommen konnte, sie als Vorwand zu benutzen, um Odysseus mit Mutter und Freunden noch einmal zusammenzubringen. Und daß er hierzu überhaupt den Plan faßte, läßt sich wohl nur so erklären, daß die Vorstellung von dem unterirdischen Reiche, weil sie öfter in Gedichten beschrieben worden war, etwas von ihrem unheimlichen Charakter verloren hatte. Auf gleiche Weise zu

beurteilen ist die an sich immerhin auffallende Erscheinung, daß Beispiele der „Repristination" eines älteren Glaubenszustandes (vgl. Rh. Mus. 50, 610) sich gerade in zwei so jungen Gesängen der Ilias wie Ψ und Ω (592 ff.) finden. Auch hier kann der Dichter das, was er bietet, nicht aus der Welt die ihn umgab, er muß es aus älterer Poesie genommen haben.

Ähnlich wie der Erfinder der Totengespräche des Odysseus zu älteren Hades-Gedichten, steht Homer, wie ihn Rohde sich denkt, zu derjenigen epischen Poesie, die es vor ihm gab; und auch hier verdient dieses Verhältnis deutlicher anerkannt und stärker hervorgehoben zu werden, als von dem Verfasser der „Psyche" geschehen ist (I^2 13. 54). Er macht den Dichter, der den Plan für Ilias und Odyssee vorgezeichnet habe, zu einem Ionier (I^2 38 f.); mit vollem Rechte. Denn ionisch ist doch der Hauptcharakter des Epos, wie sich aus fortgesetzter Durchforschung des Dialektes, des Kulturstandes, der Sagengeschichte immer bestimmter ergiebt. Dieser Dichter muß dann aber alles das schon vorgefunden haben, was äolische Sänger geschaffen hatten: den Versbau und die ausgebildete Sprache, eine Fülle nicht nur von Formeln und stehenden Beiwörtern, sondern auch von ausgeführten Bildern, lebendige Schilderungen von Vorgängen in der Natur, von Zuständen und Handlungen der Menschen, und in dem Gewande dieser vollendeten Kunst bereits die Geschichte bestimmter Helden und Heldengeschlechter; auch die olympische Götterwelt war ihm etwas Gegebenes. Andrerseits ist nun sein eigenes Werk später durch viele Zusätze und Eindichtungen — wie eben unsere Nekyia — erweitert worden, die dann selber aufs neue mannigfaltige Erweiterung und Umbildung erfuhren. Was bleibt nun in der Mitte bestehen? Immer noch genug, um einen schöpferischen Geist zu ahnen und zu bewundern, aber sicher nicht so viel, daß wir sagen könnten: hier haben wir ihn selbst, Homer.

16. W. Helbig, Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen. Sitzungsber. der philos.-philol. und histor. Klasse der Kgl. Bayer. Akad. der Wissenschaften. 1900, S. 199—279.

Der Verf. sucht die Wandlungen, die das Verfahren der Totenbestattung bei den Griechen durchgemacht hat, in der Weise zu erkennen und anschaulich zu machen, daß er die homerischen Nachrichten aus den Gräberfunden und diese wieder aus jenen erklärt. Bei so sachgemäßem Vorgehen kann es natürlich an Ergebnissen nicht fehlen, die sich im wesentlichen als weitere und genauere Ausführung dessen, was Erwin Rhode gefunden hat, darstellen. Zum ersten Mal, scheint es, ist hier der Gedanke ausgesprochen, daß in der Gewohnheit, mit den Toten zusammen Krüge mit Honig zu verbrennen, eine Erinnerung

an den älteren Gebrauch erhalten sei, nach welchem die beigesetzten Leichen durch Umhüllung mit Honig gegen Luft und Feuchtigkeit und damit gegen Verwesung geschützt wurden (S. 222. 224). Nicht ganz beistimmen kann ich auch hier der Art, wie Helbig ältere und jüngere Elemente bei Homer auf Äoler und Ionier verteilt. Im Epos herrscht Verbrennung, durch die man die Seelen der Toten von jeder Einwirkung auf die Lebenden abzuschließen und als wesenlose Schatten in den Hades zu bannen meint. Wenn sich damit vermischt Züge des früheren Gebrauches der Beisetzung und des ihm zu grunde liegenden Glaubens an eine fortwirkende Macht der Toten finden, so liegt es doch am nächsten, die ältere, ernstere Anschauung dem äolischen Stamme, die jüngere, der ungestörten Lebensfreude dienende, dem ionischen zuzuweisen. Der Verf. thut das aber nicht, sondern meint, daß der Übergang von der einen zur anderen schon bei den Äolern und in der äolischen Periode epischer Poesie stattgefunden habe (S. 254). Dies hängt damit zusammen, daß er innerhalb unserer Ilias noch auslösbare Stücke äolischer Dichtung zu erkennen glaubt und ihnen den ersten Teil von Ψ zurechnet, wo die Bestattung des Patroklos und das Traumgespräch des Verstorbenen mit Achill erzählt wird (S. 228). Daraus ergiebt sich nun aber eine Schwierigkeit für die wichtigen Verse Ψ 99—107, in denen der alte Glaube, daß die Abgeschiedenen in greifbarer Gestalt auf die Oberwelt zurückkehren können, ausdrücklich und mit erkennbar belehrender Absicht des Dichters abgelehnt wird. Helbig, der richtig erkannt hat, daß diese Verse nur einen Ionier zum Verfasser haben können, ist genötigt sie als Interpolation auszuwerfen und an ihrem Platze einen anderen Verlauf der Scene durch Vermutung herzustellen (S. 233). Auch hier ordnet und begreift sich alles viel einfacher, wenn wir auf die Hoffnung verzichten, noch ganze, in sich abgeschlossene Stücke äolischer Poesie aus dem Texte der Ilias auszusondern, vielmehr annehmen, daß auch diejenigen Partien, in denen die ältesten Gebräuche und Anschauungen zu Tage liegen, doch schon von Ioniern gedichtet sind. Ein solcher hat in Ψ feierliche Begehungen und Ehrungen des Toten beschrieben, die auf dem Boden eines älteren, ihm fremden Glaubens erwachsen, aber nicht mit diesem Glauben zugleich verlassen worden waren, sondern, wovon Helbig andere Beispiele genug anführt, noch fortgeübt — und wohl auch in Liedern beschrieben — wurden, ohne daß man ihren Sinn recht verstand. In der Erzählung dieses Ioniers sind nun ältere und jüngere Züge ganz naturgemäß, nicht durch Interpolation, vermischt; und wir können uns nicht wundern, wenn seine eigene, moderne und freisinnige Theorie, über die er uns aufklärt, zu den überlieferten finsteren Gebräuchen, die er schildert, nicht ganz stimmt.

17. Fehleisen, Zur Odyssee. Progr. Schwäbisch-Hall 1894. 14 S. in 4.

Der Verf. glaubt, daß in λ „die Scenen mit Teiresias, mit der Mutter und den troischen Helden gleichwertige ursprüngliche Bestandteile sind, daß das Bluttrinken, das in der Teiresias- und Antikleiascene eine Rolle spielt, erst später hereingekommen ist, und daß das Blut lediglich einen Teil des Opfers bildet wie der Honig, Wein u. a.“ Der Begründung dieser Ansicht ist die vorliegende Arbeit gewidmet, und dabei werden natürlich Elemente der Rohdeschen Forschung vielfach verwertet. Doch mit einem wichtigen Unterschiede. Nach Rohde ist die Annahme, daß die Bewußtlosigkeit der Schatten durch das Trinken frischen Blutes unterbrochen werden könne, eine Fiktion eben des Dichters, der den Odysseus in der Unterwelt mit seiner Mutter und mit den alten Kriegsgefährten in Verkehr bringen wollte; aber nicht eine frei geschaffene Fiktion, sondern eine solche, in der Überreste uralten Volksglaubens erneuert wurden. Fehleisen dagegen glaubt, daß jene Vorstellung dem ursprünglichen Gedichte fremd gewesen, erst in dem späteren Heroinen-Katalog (225 ff.) zu Tage getreten und „von dort aus zu Unrecht in die Scene mit Teiresias, der Mutter und Agamemnon übertragen worden“ sei (S. 5). Echt und altertümlich sei nur so viel, daß die Seelen, „so lange sie in der Nähe des [blutenden] Opfers weilen“, sich davon erquickt fühlen und volles Bewußtsein und Stimme wieder erhalten; nicht das Trinken des Blutes, sondern die Nähe desselben (daher αἵματος ἄσσον ἴμεν κ 537. λ 50. 89) sei das Entscheidende. — Kein glücklicher Versuch, durch Abschwächung zu vermitteln. Jedes Opfer beruht doch auf der Anschauung, daß das Geopferte dem Empfänger einen unmittelbaren sinnlichen Genuß bereite. Sollte also wirklich — wozu die bestimmten Erwähnungen λ 96. 98. 153 erst weggestrichen werden müssen — innerhalb der homerischen Nekyia die ältere Vorstellung die sein, daß die bloße Nähe des Blutes belebend wirke, so würde diese Vorstellung ja nur erklärbar sein als Überrest einer noch älteren, in welcher das wirkliche Trinken des Blutes seinen Platz noch behauptete. Und da wäre es doch höchst seltsam, wenn der späte Dichter des Heroinen-Kataloges, indem er (nach Fehleisen) einen in der echten Nekyia überlieferten milderen Zug vergröberte, es so getroffen hätte, daß er, ohne es zu wissen, die uralte sinnliche Anschauung, die darin in verblaßter Gestalt erhalten war, wieder zu voller Frische erweckte.

18. H. Haas (Pfarrer in Tokio), Der Zug zum Monotheismus in den homerischen Epen und in den Dichtungen des Hesiod, Pindar und Äschylus. Archiv für Religionswissenschaft III (1900) S. 52—78.

Der größte Teil dieses ersten Artikels beschäftigt sich mit Homer. Der Verf. zeigt, wie in dem Hervortreten von Gruppen bevorzugter Götter (αἲ γάρ, Ζεῦ τε πάτερ καὶ Ἀθηναίη καὶ Ἄπολλον), in Zeus' Machtstellung und verwandtschaftlichen Beziehungen, in dem Wirken der Μοῖρα sich Ansätze zu monotheistischen Vorstellungen verraten. Bei Hesiod glaubt er einen Fortschritt nach dieser Seite hin zu erkennen, während er auf die Behandlung der Aufgabe, die uns hier vorzugsweise interessieren würde, in den Schichten der homerischen Epen selber — nach Rohdes Vorgang — eine Entwickelung des religiösen Denkens zu entdecken, ausdrücklich verzichtet.

19. W. Schwarz, Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin (Oswald Seehagen) 1894. 52 S.

Die interessante kleine Schrift bespricht eine Reihe von Einzelheiten, die man zunächst geneigt ist als zufällige Züge einer individuell ausgestaltenden dichterischen Phantasie anzusehen, die hier aber im Zusammenhang verwandter Vorkommnisse bei anderen Völkern als Reste eines älteren nationalen Glaubens erscheinen. Für lebendigere Erfassung dessen, was Homer schildert, wird dabei manches, wenn auch natürlich von problematischer Art, gewonnen, so die Zurückführung der Nekyia auf eine Art von prähistorischem Vampyrglauben. Die kritische Analyse des Epos aber vermag von dem allen keinen Gebrauch zu machen, weil, wie der Verf. selbst hervorhebt (S. 4), die äußere Gestalt der Götter bei Homer schon fertig ist, also nicht erst während der Entwickelungszeit der epischen Poesie zum Abschluß kommt.

20. B. Diederich, Quomodo dei in Homeri Odyssea cum hominibus commercium faciant. Diss. inaug. Kiel 1894. 87 S.

In dieser durch mich angeregten Dissertation ist der Versuch gemacht, in der verschiedenen Art des Auftretens der Götter unter Menschen eine Entwickelung vom Ursprünglichen zu Übertragenem und Nachgemachtem zu erkennen und so wieder ein neues Merkmal für das Alter der verschiedenen Partien zu gewinnen. Der Verf. hat den Erfolg seiner Arbeit dadurch beeinträchtigt, daß er — ebenso wie Erhardt beim Aufsuchen historischer Abstufung, Robert bei der Feststellung von Kulturschichten und sprachlichen Schichten, und wie mancher andere bei ähnlichen Aufgaben — die Untersuchung nicht streng für sich gehalten, sondern in sie Argumente, die von der Betrachtung des Inhaltes und von der Kompositionskritik hergenommen waren, von Anfang an eingemischt hat.

Voraussetzung bei diesem ganzen Vorgehen war die durch Vergleichung mit Vergil gewonnene Ansicht (Grundfr. S. 222 ff.), daß das

Erscheinen der Götter in einer bestimmten menschlichen Gestalt auch innerhalb des griechischen Epos das Echte und Alte sei und daß erst, nachdem bei den Dichtern die Gewohnheit befestigt war Götter mit Menschen verkehren zu lassen, einer und der andere von ihnen, dessen Phantasie minder lebhaft und auf das Anschauliche gerichtet war, darauf habe geraten können, einen Gott unter Menschen auftreten zu lassen, ohne daß dem Hörer gesagt wurde wie er ihn sich vorstellen solle. Seitdem ist dieser Punkt von anderen in stark abweichendem, ja in entgegengesetztem Sinne erörtert worden. Polak — in der weiterhin (VIII, 8) zu besprechenden Abhandlung S. 380 — giebt zu, daß in der freien Handhabung der Götterwelt bei Homer sich der leichte Sinn des ionischen Stammes verraten möge, meint aber, daß „das ganz unverhüllte Verkehren der Gottheit mit den begnadigten Sterblichen, beinahe auf dem Fuße von Gleichheit, gerade ein Zeichen von primitiver Anschauung" sei. Ähnlich äußert sich Robert, Studien zur Ilias, S. 353, indem er es für die Urilias charakteristisch findet, daß „der persönliche Verkehr der Götter mit den Menschen als etwas ganz Gewöhnliches und Natürliches aufgefaßt" werde. In dieselbe Richtung scheint ein Gedanke von Wilamowitz zu weisen, in seiner Einleitung zur Orestie (Griech. Tragödien II [1901] S. 16): „die homerische Poesie hat den Göttern die menschliche Gestalt und demgemäß wenigstens menschliches Fühlen gegeben, während in den tieferen Schichten des ionischen Volkes und im ganzen Mutterlande von Hellas die Ungestalt und Tiergestalt sich noch lange behauptete". Nicht ganz deutlich wird hier, was unter „homerischer Poesie" verstanden werden soll. Dem Wortlaut und dem Zusammenhang nach die der Ionier, deren Werke wir besitzen: der Sache nach aber kann Wilamowitz dies nicht wohl gemeint haben, da ja die „Olympier" und ihr Reich in Thessalien zu Hause, also ein Erzeugnis äolischer Phantasie sind. Die ganze Frage ist einer erneuten, eindringenden und weiter zurückgreifenden Untersuchung wert.

VIII. Werke zusammenfassender Art.

1. G. Strickland, La questione omerica. Turino-Palermo (Clausen) 1893. 106 S.

Das Buch ist mir nicht zugänglich gewesen. So viel sich aus einer deutschen Rezension entnehmen läßt, enthält es im wesentlichen eine knappe Geschichte der homerischen Probleme, deren Lösbarkeit der Verf. sehr skeptisch zu beurteilen scheint.

2. R. C. Jebb: Homer. Eine Einführung in die Ilias und Odyssee. Autorisierte Übersetzung nach der dritten Auflage des Originals von Emma Schlesinger. Berlin 1893 (S. Calvary & Co.). XV, 255 S.

Das nützliche Buch verdiente es, durch eine deutsche Übersetzung allgemeiner zugänglich gemacht zu werden. Seine Stärke beruht in der geschmackvollen Betrachtung des Epos selbst, zu dessen empfänglicher Lektüre es anregen kann. Dagegen ist die Art, wie die eigentlich wissenschaftlichen Probleme charakterisiert werden, etwas altmodisch und nicht herzhaft zugreifend. Auch hat der Verf. es unterlassen die Entwickelung der homerischen Wissenschaft bis auf die Zeit, in der er schrieb, vollständig zu begleiten. Wenn in der dritten Auflage eines Werkes, dessen erste 1887 erschien, die Untersuchungen von Wilamowitz noch nicht berücksichtigt worden sind, so thut das der Sicherheit der Orientierung, die doch gegeben werden sollte, natürlich Abbruch.

3. W. Leaf, A Companion to the Iliad. London (Macmillan) 1892. XII, 411 S.

Der scharfsinnige Kritiker und verständnisvolle Erklärer der Ilias giebt hier eine zusammenhängende Darstellung seiner Ansicht von dem allmählichen Wachstum des Epos. Er schließt seine Ausführungen an die einzelnen Bücher an und bespricht ohne viel gelehrten Ballast die wichtigsten Aporien und ihre Lösung, so daß die Lektüre des Buches zur Einführung, zwar nicht in die gelehrte Litteratur über Homer aber wohl in eine ruhige Erwägung der Probleme selber, entschieden empfohlen werden kann. Leafs Grundansicht ist am meisten der von Niese verwandt: daß aus einem nicht sehr umfangreichen Kern sich nach und nach immer neue Zweige entwickelt haben, besonders dadurch, daß vorhandene Andeutungen den Anlaß gaben neue Teile der Handlung zu erfinden. Den Grundstock muß, auch nach Leaf, der Inhalt der Gesänge A, Λ, Π, X gebildet haben. Sehr einleuchtend zeigt er, wie sowohl die Πρεσβεία als die Ὁπλοποιία nachträglich hinzugedichtet worden sind und, obwohl der Versuch gemacht wurde sie in einen ursächlichen Zusammenhang einzufügen, doch durch ihr Dazwischentreten Anstöße und Unebenheiten hervorgebracht haben, die man, aus Pietät für das Überlieferte, nicht beseitigen mochte. — Als ersten Anlaß zur Entstehung der troischen Sage denkt sich der Verf., ähnlich wie Eduard Meyer, einen großen Seezug, den die Achäer unter Führung des Herrschers von Mykene nach der Nordwestecke von Kleinasien thatsächlich unternommen hätten, etwa zwischen 1100 und 1050 v. Chr.

4. M. Croiset, Histoire de la littérature grecque. Tome premier (Paris 1887) p. 53—425.

Der Verfasser hält diejenigen Stücke der Ilias für die ältesten, in denen sich, wenn man von allem Beiwerk absieht, der Hauptgang der Handlung darstellt: A, Λ, Π, X. Die neun Gesänge B—K waren ursprünglich selbständig, aber auch unter sich nach Zeit und Art der Entstehung verschieden (p. 120). Die Πρεσβεία zeigt so viel innere Verwandtschaft mit dem Liede vom Streit der Könige, daß sie — als ein Gedicht für sich — von dem Verfasser des A geschaffen zu sein scheint (p. 138). Die Begegnung zwischen Hektor und Andromache war von dem, der sie gedichtet hatte, als Abschied gemeint, fand aber, als das Ganze geordnet wurde, keinen entsprechenden Platz und gab so zur Erfindung von Hektors Gang in die Stadt Anlaß, durch den sie in den Lauf der Ereignisse eingefügt ist (p. 132. 133). Späteren Ursprungs ist das Stück Γ 1 — Δ 421, in ihm wieder nachträgliche Einlagen die Teichoskopie und die Ἐπιπώλησις (p. 127). Die Aristie des Diomedes ist eines der ältesten Lieder, war aber zuerst nicht für den Platz gedichtet den sie jetzt einnimmt (p. 129. 210). Der zweite große Einzelkampf in H, der den Charakter der Nachahmung trägt, ist erfunden und nicht geschickt erfunden, um dem Tage, den der Ordner für die Thaten des Diomedes angenommen hatte, irgend welchen Abschluß zu geben (p. 134). In ähnlicher Weise ist Θ nur gemacht, um die viel ältere Πρεσβεία im Zusammenhange des Ganzen vorzubereiten (p. 135. 212). In Λ beginnt mit 597 jüngere Dichtung. Die folgenden Gesänge M—Ω, teils fortsetzenden teils vorbereitenden Inhaltes, sind nach Alter und poetischem Wert verschieden (p. 143). Die Patroklie setzt O 592 ein; sie hängt mit Λ wie mit X gut zusammen, scheint übrigens erst nach der Erzählung von Hektors Tod gedichtet zu sein, doch vielleicht von demselben Verfasser (p. 152; ihr Verhältnis zu I wird nicht recht klar). Auf der andern Seite bilden die Bücher Σ—Ω eine durch den Inhalt verbundene Gruppe, brauchen aber nicht gemeinsame Herkunft zu haben (p. 153). Die Aristie des Menelaos — lang, verwirrt und eintönig — ist spät gemacht, und für die Stelle an der sie jetzt steht.

Auf etwas andere Art ist die Odyssee erwachsen. Der Keim lag in ιλ und in der Erfindung, daß der Held seine Irrfahrten selbst erzählt; diese Erfindung beruht auf der Voraussetzung, daß ältere Dichtungen über die Rückkehr der Helden von Ilios existierten und daß darin ein letzter Aufenthalt des Odysseus bei den Phäaken bereits erwähnt war (p. 336. 337). Der Verfasser von Κυκλώπεια und Νέκυια hat dann später, weil er mit seinem Werk Erfolg hatte, die vorbereitenden Gesänge ε—η, die schönste Partie der ganzen Odyssee, hinzugedichtet (p. 338). Auch einzelne Stücke in ϑ scheinen ihm zu gehören,

während die Hauptmasse dieses Buches jüngeren Ursprunges ist (p. 286. 287). Was er geschaffen hatte, war noch nicht eigentlich ein Gedicht, aber eine Gruppe innerlich verbundener Lieder (p. 339). Die Erzählungen in κ und μ tragen einen merkbar späteren Charakter (p. 289. 295) und sind durch die Argonauten-Sage beeinflußt (p. 297); übrigens sind auch sie, um an ihrer jetzigen Stelle eingeschoben zu werden, sogleich in erster Person gedichtet[1]). Ein Fortsetzer, der seinen Plan in Athenens Gespräch mit Odysseus (ν 300 ff.) zu erkennen giebt (p. 301), hat die Bücher ν, ξ, π, ρ, τ—ψ gedichtet, obschon vielleicht nicht sogleich in dieser Reihenfolge (p. 340. 341). Diese große Partie hat im einzelnen mehrfache Erweiterung erfahren, wie denn besonders alle Episoden von σ nachträglich hinzugefügt sind (p. 342). Einem noch späteren und an poetischer Kraft zurückstehenden Dichter gehören α—δ und der Schlußgesang an (p. 344). Daß die Telemachie niemals als selbständiges Epos bestanden haben kann, geht schon aus dem völligen Mangel an wirklicher Handlung, der in ihr herrscht, hervor (p. 329).

Der Wert dessen, was Croiset über Homer geschrieben hat, beruht nicht in der hier skizzierten Entstehungsgeschichte der Epen. In der scharfsinnigen Aufspürung von Beziehungen und Widersprüchen sind ihm deutsche Forscher überlegen, deren Arbeiten er übrigens, so weit sie vor 1884 liegen, kennt und zu benutzen weiß. Seine Stärke liegt in sinnvoller Gesamtbetrachtung und in der feinen Würdigung stilistischer Eigenart. Die Kunst der Erzählung und Beschreibung, wie sie in Ilias und Odyssee keineswegs ganz übereinstimmend sich bethätigt, die Bedeutung der Gleichnisse (p. 233. 234), die Charakteristik der einzelnen Personen, göttlicher wie menschlicher, wird lebendig geschildert und mit Verständnis beurteilt. Hier und da hätte der Verf. auf seinem eigenen Wege noch etwas weiter kommen können. Diomedes ist nicht bloß der jugendlich ungestüme Kämpfer (p. 245), sondern zugleich der bescheidene und doch des treffenden Wortes mächtige Sprecher; als eine eigentümliche Gestalt tritt, wenn man die zerstreuten Erwähnungen zusammenfaßt, auch Meriones hervor. In der Odyssee sind außer den beiden Führern der Freier noch Amphinomos und Ktesippos ganz individuell gezeichnet. Über die Unschlüssigkeit der Penelope wundert sich der Verf. und fragt (p. 377), warum sie nicht ein für allemal die Bewerber abweise. Die Lösung ist doch einfach genug: Odysseus hat ihr beim Abschied anbefohlen, sich wieder zu verheiraten wenn Telemach erwachsen und er dann noch nicht zurückgekehrt sei (σ 269 ff.); that-

[1]) Kirchhoffs entgegenstehende Ansicht lehnt Croiset mit guter Begründung ab: l'hypothèse est bien inutile, puisqu'elle ne supprimerait qu'une seule invraisemblance dans un récit, où l'invraisemblable abonde.

sächlich ist durch diese Verpflichtung, die sie dem Sohne gegenüber hat, ihre Lage viel trauriger, als wenn es ihr freistünde ihrem Herzen zu folgen und keine neue Ehe einzugehen. — Daß in der Odyssee so viel weniger Vergleiche als in der Ilias vorkommen, erklärt Croiset aus dem ganzen ruhigen, heiteren, gleichmäßigen Stil der jüngeren Dichtung, die den Hörer mehr unterhalten als zur Begeisterung fortreißen wolle: „la comparaison était une manière brillante d'idéaliser les choses, qui ne répondait plus au goût nouveau" (p. 356). Überhaupt enthalten die Abschnitte, die eine Parallele zwischen beiden Epen ziehen, viel Gutes. Überraschend, aber doch wohl richtig, ist der Gedanke, daß die Einheit der Ilias eine straffere sei als die der Odyssee (p. 349). Der Verfasser kommt dazu durch seine Theorie von der verschiedenen Entstehung beider: für die eine blieb immer, so sehr sie anwuchs, der Plan bestehen, den ein Dichter und zwar der früheste entworfen hatte; die andere ist aus der Thätigkeit von drei Hauptdichtern allmählich zusammengewachsen und ist nun nach einem Plan geordnet, der selber erst während dieser Entwickelung entstanden ist. Aber auch wer diese Ansicht nicht teilt, wird zugeben müssen, daß sie für einen wesentlichen Unterschied im Aufbau den Blick schärft: in der Ilias, wo eine leidenschaftliche Situation schnell ihre gewaltsamen Wirkungen hervorbringt, ist die Handlung in wenige Tage zusammengedrängt, während sich die der Odyssee in behaglichem Verlauf über eine sechsmal so lange Zeit ausbreitet (p. 350). — Eine sehr interessante und ohne weiteres einleuchtende Beobachtung hat Croiset in betreff der Sprache gemacht: abstrakte Substantiva auf -ίη, -σύνη und -τύς hat die Ilias 39, die Odyssee 81; und auch diejenigen Abstrakta, die beiden gemeinsam sind, zeigen in der Odyssee einen weiter fortgeschrittenen Gebrauch (p. 389. 390).

Die Frage nach der Entstehung des epischen Dialektes wird (p. 260—263) richtiger beurteilt als von den meisten derer, die sich in Deutschland während der letzten Jahre darüber geäußert haben. Dies hängt mit der eigentümlichen, herzhaften und ins Innere dringenden Grundanschauung zusammen, die der Verfasser von der Vorgeschichte unserer Epen hat, und durch die zugleich aufs glücklichste die beiden scheinbar miteinander streitenden Beobachtungen gedeutet werden, die sich bei der Lektüre immer wieder aufdrängen: unverkennbar beabsichtigter Zusammemhang im großen wie im kleinen und daneben eine Fülle großer und kleiner Widersprüche. Unser Befremden über diesen Thatbestand rührt daher, daß wir gewohnt sind den bewußten und beabsichtigten Zusammenhang uns wie den eines Buches zu denken, das nach einem vorgefaßten Plane ausgearbeitet ist. So gab es für Kirchhoff und die welche ihm gefolgt sind gar keinen Zweifel, daß die

gesonderten Bestandteile, deren Zusammenschluß in der Odyssee er nachwies, selber Dichtungen gewesen seien, die Anfang Mitte und Ende hatten. Wenn nun verlangt wird, daß wir uns statt dessen Gruppen von Liedern vorstellen, die zwar der festen Umrahmung und der lückenlosen Übergänge entbehrten, aber durch Gemeinsamkeit des Inhaltes verbunden waren und ungefähr auch den Stufen einer fortlaufenden Handlung entsprachen — so empfinden wir dies zunächst wie eine Aufforderung zur Unklarheit. Aber das ist dann keine unklare Vorstellung, sondern die Vorstellung von etwas Unklarem, das doch wohl wirklich existiert hat in einer Zeit, die noch keine geschriebene Litteratur kannte. Was Croiset von dem Hauptstück in Z annimmt, ist prinzipiell sehr wohl möglich: daß eine Episode unter irgend einer Voraussetzung gedichtet war, die unausgesprochen ihren Hintergrund bildete, daß sie dann aber bei der abschließenden Redaktion einen Platz gefunden hat, der jener Voraussetzung nicht ganz entsprach. Jedenfalls wird auf diese Weise die Begegnung zwischen Hektor und Andromache richtiger beurteilt, als wenn man von ihr aus eine ältere Gestalt der Ilias konstruiert, in welcher diese Scene einen letzten Abschied bedeutet und unmittelbar vor dem Kampfe gestanden hätte, in dem Hektor fallen sollte.

Im einzelnen sind des Verf.s Aufstellungen natürlich vielfach angreifbar; seine Gesamtansicht aber (am bestimmtesten ausgesprochen p. 94. 95. 99) verdient den Tadel nicht, den Rothe dagegen gerichtet hat (Jahresberichte 16 [1890] p. 128). Daß der Niesesche Gedanke — wie ein Sänger durch einzelne frei erfundene Züge, die auf ein seitwärts- oder zurückliegendes Ereignis hindeuten, die Darstellung belebt, und diese scheinbaren Anspielungen dann erst für einen anderen Anlaß werden jenes Ereignis selber auszudichten — daß dies auf Croiset (p. 206) Einfluß geübt hat, gereicht ihm nicht zum Vorwurf. Er seinerseits hebt besonders hervor, daß der Beifall, den irgend ein neues Lied fand, den Verfasser oft dazu gebracht haben mag, selber den Gegenstand weiter auszuführen, von dem Helden den er seinen Zuhörern lieb gemacht hatte noch mehr zu erzählen (p. 94. 116. 338). Auf einleuchtende Art verwertet Croiset das Auftreten des Demodokos in ϑ, um einen Zustand der Poesie anschaulich zu machen, wo noch kein abgerundetes Epos besteht und doch der Zusammenhang eines ganzen Sagenkreises den Hörenden ausreichend bekannt ist, so daß der Sänger — ἔνθεν ἢ ἔνθεν ἑλών — ein einzelnes Stück daraus vortragen und dabei sicher sein kann sofort verstanden zu werden (p. 95. 96).

Wie von der Vorgeschichte der epischen Poesie so hat der Verf. auch von derjenigen Periode, die ihren Abschluß bildete, richtigere Vorstellungen als sie zur Zeit in Deutschland herrschen. Zwar geht

er in der Datierung zu tief herab (p. 423. 424) und macht überhaupt (p. 392—406) zu ausgedehnten und vertrauensvollen Gebrauch von den biographischen und litterarhistorischen Notizen, die über die Person Homers und über die Homeriden erhalten sind; aber dies schützt ihn andererseits gegen das unkritische Mißtrauen, womit bei uns die Redaktion des Peisistratos eigentlich doch bloß deshalb verworfen wird, weil sie überliefert ist. Dabei ist es mir eine besondere Freude, daß er den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, in derselben Weise wie von mir vorgeschlagen wurde aufhebt (p. 416. 417; vgl. Grdfr. S. 97): Solon ordnete an, daß die Vorträge der Rhapsoden die richtige Reihenfolge innehalten sollten; dies erwies sich aber als unausführbar, so lange diese Reihenfolge nur in der allgemeinen Vorstellung von dem Gang der Ereignisse enthalten und nicht irgendwie festgelegt war; daher der Plan des Peisistratos, ein geschriebenes Corpus herstellen zu lassen.

5. W. Christ, Geschichte der griechischen Litteratur. 2. Auflage, 1890.

In §§ 17—41 wird, auf 39 Seiten, eine knappe Darstellung der homerischen Frage und ihrer Entwickelung gegeben, von dem vermittelnden Standpunkt aus, der aus früheren und speziell dem Epos gewidmeten Arbeiten des Verf.s bekannt ist. Mit Recht hebt er hervor, daß sowohl der Grundplan der Ilias als auch in der Odyssee der Gedanke, den Helden seine Irrfahrten selbst erzählen zu lassen, nur von einem Manne ausgegangen sein könne. Von der Möglichkeit, daß der Dichter selber sein Werk durch nachträgliche Einschiebungen erweitert und so hier und da die Durchsichtigkeit des Planes gestört habe, — die im Prinzip natürlich nicht bestritten werden kann — macht Christ vielleicht etwas zu reichlichen Gebrauch, um vorhandene Anstöße zu erklären. Was die Zeit betrifft, so setzt er die Entstehung der Ilias um 850—800, die der Odyssee um 820—770; das könnte aber in bezug auf beide wohl nur als untere Grenze zugegeben werden.

6. L. Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte. Leipzig (Duncker und Humblot) 1894. CXIII, 546 S.

Des inhaltreichen und anregenden Buches wurde schon an zwei früheren Stellen gedacht (II 6 und VII 2); hier soll etwas näher darauf eingegangen werden.

Das Wertvollste darin ist die ausführliche, gut geschriebene Einleitung, die den Standpunkt, von dem aus nachher die Ilias betrachtet werden soll, festzustellen sucht. Den Anfang macht eine kurze Kritik früherer Arbeiten, wobei namentlich Wolf die verdiente Anerkennung

findet. Gegen Lachmann ist der Verf. nicht gerecht. Als Durchgangsstadium war die Liedertheorie doch unentbehrlich und von nachhaltigster Wirkung; auch Erhardt steht im Aufspüren, Formulieren, Verwerten der einzelnen Beweisstücke viel mehr unter Lachmanns Einfluß, als er selber glaubt. Andererseits muß man zugeben, daß sich Lachmanns Gesamtansicht vom Wesen der Volkspoesie nicht behauptet hat, daß neben und zum Teil vor ihm andere, wie besonders Jacob Grimm, davon eine richtigere Vorstellung hatten. An diese älteren Gedanken, die dann durch Steinthal weitergebildet sind, knüpft Erhardt an und sucht, im Hauptteil seiner Einleitung, eine lebendige Anschauung davon zu geben, wie die älteste Dichtung im Volke sich entwickelt hat. Außer dem deutschen werden dabei das altfranzösische, finnische und esthnische Epos zur Erläuterung herangezogen. Hauptsächlich zwei Punkte sucht der Verf. klar zu machen: einmal, daß nicht bestimmte, einzelne Individuen als Schöpfer und Träger der Volkspoesie zu denken sind, und daß demgemäß die Erzählung in ihren einzelnen Teilen dasjenige Maß von Übereinstimmung und gegenseitiger Bezugnahme gar nicht aufweisen kann, das ein berechnend und überlegt schaffender Dichter seinen Werken geben würde; und sodann, daß trotz dieser Art der Entstehung, und obwohl das Epos im Geiste des Volkes beinahe ebenso unbewußt lebt und webt wie die Sprache selber, doch eine umfassende, in den Grundzügen feste Einheit eines poetischen Planes sehr wohl sich bilden kann.

Man hat diese Ausführungen dadurch zu entkräften, ja ins Lächerliche zu ziehen versucht, daß man Erhardt vorwarf, er verkenne den persönlichen Ursprung, den alle poetischen Gedanken haben müßten, und schreibe dem „Volke“ eine mystische Fähigkeit zu, gemeinsam zu wirken. Damit ist dem feinsinnigen Gelehrten bitter unrecht geschehen. Natürlich weiß auch er, daß das Volk eine Schar von Menschen ist, deren jeder mit seinem eignen Kopfe denkt und mit seiner Zunge spricht. Seine Absicht war nur — und der Widerspruch, den er gefunden hat, zeigt, eine wie notwendige Absicht — uns zu mahnen, daß wir versuchen müssen eine Zeit uns vorzustellen, wo Köpfe und Zungen der einzelnen Menschen sehr viel weniger verschieden waren als heute, wo der Anteil, den mehrere Zusammenlebende an einem geistigen Erzeugnis hatten, noch nicht gesondert werden konnte, wo das Individuum sich aus der Masse noch nicht so weit gelöst hatte, daß einer persönliches geistiges Eigentum hätte in Anspruch nehmen können. Auch die Sprache selber ist ja geheimnisvoll entstanden, als Gesamterzeugnis des Volksgeistes, und doch zugleich natürlich, als eine von den und den wirklich lebenden Menschen gesprochene, die zu ihr doch ein völlig anderes Verhältnis hatten als etwa Ennius zu der seinigen, oder als irgend ein moderner Gesetzgeber auf diesem Gebiete.

Darin freilich hat Erhardt nicht recht, daß er meint, innerhalb unserer Ilias ließen sich noch Stücke erkennen und abgrenzen, die jener frühesten Periode des Volksgesanges angehörten. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil die epische Kunst mit ihrem Schatze von Worten und Bildern, von Anschauungen und Redewendungen erwachsen ist bei den Äolern, während die ältesten erkennbaren Bestandteile der auf uns gekommenen Epen bereits in der Mischsprache verfaßt sind, die durch den Übergang des Heldengesangs in den Besitz und die Pflege des ionischen Stammes allmählich entstanden ist. Generationen, vielleicht Jahrhunderte liegen zwischen jener ersten schöpferischen Zeit und derjenigen Periode, in der die unserer Ilias zu grunde gelegte Idee — eine Fülle von Ereignissen in längerer Entwickelung um den Zwist und die Aussöhnung der Könige zu gruppieren — ersonnen wurde. Damals war die Zeugungskraft der Sprache schon im Nachlassen, das konventionelle Element nahm in ihr einen breiten Raum ein, manches einzelne wurde von den Dichtern selber, die ja Ionier waren, nicht mehr vollkommen verstanden; andererseits gab ihnen der sichere Besitz einer traditionellen Kunstübung und die Herrschaft über einen allezeit geläufigen Schatz von Formeln und Redewendungen so viel Freiheit der Bewegung, daß es ihnen möglich wurde ein größeres Ganzes im Geiste zu erfassen und durchzuführen. Erhardt hat sich den Einblick in diese Verhältnisse und den Ausblick in die ferne Vergangenheit, die an dem Erschaffen eines epischen Stiles mitgearbeitet hat, dadurch erschwert, daß er — auf die Autorität von Arthur Ludwich hin — das Problem der Dialektmischung bei Homer nicht als Problem anerkennt (S. LXXXVIII); und doch ist es nur von hier aus möglich den Gesichtspunkt zu gewinnen, unter dem auch die übrigen Hauptfragen zunächst einmal richtig gestellt werden können.

Der Verf. nennt die Zeit, in welcher der durch die Idee der Menis bestimmte Rahmen der Ilias entstanden sei, „die erste große Blüteperiode des griechischen Epos“ (S. 505). Vielmehr war es, wenn denn doch gezählt werden soll, mindestens schon die zweite, von jener früheren auch dadurch verschieden, daß nun die persönliche Begabung, die Individualität des erfindenden, mit Überlegung aufbauenden Dichters mehr hervortrat. Dadurch, daß er diesen Unterschied nicht beachtet, leidet Erhardts Darstellung wirklich an einer gewissen Unklarheit. Einmal bezeichnet er „als eigentlichen Schöpfer des Epos das ganze griechische Volk“ (S. CI); dann wieder spricht er so, als habe es doch nicht so sehr im Munde und in den Gedanken des Volkes gelebt als in denen „berufsmäßiger Sänger“ (S. CV), ja, er bekennt geradezu: „man könnte geneigt sein, statt mit dem Ausdruck Volksepos die homerischen Gedichte lieber als Sängerpoesie oder traditionelle Poesie zu bezeichnen.“

Die Unklarheit verschwindet, sobald man erkannt hat — wozu ein Vergleich mit der nationalen Poesie der Serben und mancher türkischen Stämme, die noch jetzt im Fluß ist, helfen kann, — daß „Volkspoesie" und „Sängerpoesie" nicht zwei mögliche Ausdrücke für dieselbe Sache sind, sondern daß damit zwei aufeinander folgende Stufen der Entwickelung bezeichnet werden.

Vermöge der Grundanschauungen, die bisher skizziert wurden, ist Erhardt bei seiner Analyse der Ilias duldsamer als die meisten seiner Vorgänger in der Zulassung von Widersprüchen und Unebenheiten; aber auch er geht noch zu weit in der Zuversicht, mit der er hier und da aus Anstößen oder Anklängen einen ursprünglichen Zusammenhang wiederherstellen zu können meint. Dahin gehört seine Behandlung der Volksversammlung in B, die einst den Eingang zur Erzählung von der Bittgesandtschaft an Achill gebildet haben soll. Diese letztere selbst wird von Erhardt (S. 142) nicht anders als von anderen um des Duals willen (I 182 ff.) zerschnitten, ohne daß übrigens nachher diese Ansicht konsequent festgehalten würde (S. 143 f.). Von den Anstößen, die man in Γ gefunden hat, heißt es zuerst ganz richtig (S. 44): „sie alle ergeben sich erst aus genauerer kritischer Erwägung, sind aber nicht derartig, daß sie die Hörer beim Vortrag des einzelnen Gesanges in alter Zeit ernstlich hätten stören müssen." Nachher aber wird doch das Verhalten des Priamos und seiner Genossen auf der Stadtmauer streng Lachmannisch untersucht und daraus der Schluß gezogen, daß „die Mauerschau eine nachträgliche Eindichtung" sei (S. 46). Treffend urteilt der Verf. über die ganze Partie Γ—H: „Hier ist mitnichten ein bewußter Gegensatz zur Menis vorhanden; vielmehr fügen sich auch diese Gesänge, insofern als sie Achills Fernbleiben zur Voraussetzung nehmen, dem Hauptmotiv der Ilias unter, nur daß sie eben eine selbständigere, episodische Wendung nehmen" (S. 177). Ebenso verdient auch das Gesamtbild, das zum Schluß (S. 504 f.) von dem ursprünglichen Bestande und gegenseitigen Verhältnis der durch den Plan der μῆνις zusammengehaltenen Gesänge entworfen wird, prinzipielle Billigung. Erhardt ist frei von dem Irrtum, nur zwei Möglichkeiten zuzulassen: eine Reihe ganz selbständiger Einzellieder oder eine lückenlos geschlossene Komposition. Vielmehr hat er erkannt, daß der Zustand, der der abschließenden Redaktion der Ilias vorausging, schon ein mittlerer war: Einzellieder, aber mit gemeinsamen Voraussetzungen; zusammenhängende Handlung, aber nur in Gedanken bestehend, nicht von Anfang bis zu Ende erzählt; eine Reihe von Erzählungen, aber in der manche Glieder fehlten, andere streckenweise parallel gingen. — Man sieht leicht, wie diese Auffassung mit der von Croiset viel Verwandtes hat.

7. Cauer, Grundfragen der Homerkritik. Leipzig (S. Hirzel) 1895. 322 S.

Das Buch behandelt im ersten Teile Fragen der Textkritik und der Sprachwissenschaft, im zweiten die Analyse des Inhaltes der Epen. Die Absicht ist überall, zu zeigen, wie die Forschungen der letzten Jahrzehnte, mehr als es den einzelnen Mitarbeitern bewußt zu sein pflegt, einem gemeinsamen, immer klarer erkannten Ziele zustreben. Dabei wird besonders hervorgehoben, wie die anscheinend getrennten Zweige der Untersuchung ineinander greifen, und versucht, durch Abgrenzung der gewonnenen Resultate und Prüfung der konkurrierenden Methoden die neuen Aufgaben festzustellen, die zunächst Bearbeitung fordern und Gewinn versprechen. — Die in diesem Buch entwickelte Grundanschauung ist eben die, auf welcher nach Anordnung und Einzelausführung der vorliegende Bericht beruht. Hier und da, wo es geboten schien, ist auf die dort gegebene prinzipielle Begründung verwiesen worden.

8. H. J. Polak, De jongste Gedaanteverwisseling der Homerische Kwestie. Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afdeeling Letterkunde, derde Reeks, twalfde Deel. (Amsterdam 1896.) S. 343–428.

Der Verf. will zeigen, durch welche verschiedenen Gestalten hindurch sich das homerische Problem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entwickelt hat, und giebt zu diesem Zwecke eine kurze Charakteristik und kritische Würdigung der Arbeiten von Kirchhoff, Niese, Wilamowitz, Seeck, Erhardt, Cauer. Auf grund genauer Kenntnis des ganzen Gebietes weiß er die Ansichten, über die er berichtet, treffend darzustellen und als Kritiker nicht nur die schwachen, sondern vor allem die wesentlichen Punkte herauszufinden. Sein eigner Standpunkt ist (S. 382) nicht ultra-konservativ; doch überwiegt in seiner Beurteilung die Freude an den negativen Resultaten, welche die deutschen Gelehrten insofern gewonnen haben, als jeder einzelne einen Teil der Hypothesen seines Vorgängers widerlegte. Mit Genugthuung konstatiert er (S. 386 f.), daß von den Hauptsätzen der Kirchhoffschen Theorie heute kein einziger mehr unangefochten stehe. Angenommen, dies wäre so, würde daraus nicht, gerade zu Kirchhoffs Ruhme, folgen, daß die von ihm angeregte Frage und Frageweise überaus fruchtbar gewesen ist? Am wenigsten will Polak von Niese wissen (S. 353 ff.), ist aber in einem einzelnen Fall nahe daran ihm ein wichtiges Zugeständnis zu machen. Er spottet nämlich (S. 384) über die Zuversicht, mit der Seeck aus ϑ 74 ff. schließen wollte, daß es eine besondere Ilias ge-

geben habe, in der Achill und Odysseus statt Achill und Agamemnon die streitenden Hauptpersonen waren. Wenn durch jene Verse, wie auch ich glaube, nicht bewiesen wird, daß eine solche Dichtung wirklich existiert habe, so enthalten sie einen Zuwachs der Sage, der doch wohl auf freier Erfindung des Odyssee-Dichters an dieser Stelle beruht; und daß durch freie, improvisierende Erfindung der Dichter die Sage weitergewachsen sei, ist gerade Nieses Grundanschauung.

Polak sträubt sich gegen diese Anschauung und verlangt seinerseits ausdrücklich (S. 382), daß diese zwei Aufgaben scharf auseinander gehalten werden: Analyse der Dichtung, in der man die Teile zu erkennen sucht aus denen sie zusammengesetzt ist, und Analyse der Sage mit Aufsuchen der Entwickelungsstufen, durch die hindurch sie sich gebildet hat. Aber in welcher Form soll denn die Sage gelebt haben, wenn nicht in der der Dichtung? Soll man annehmen, daß eine prosaische Überlieferung neben der poetischen her oder gar ihr vorausgegangen sei? Das ist ganz undenkbar; dazu würde eine Reife der Sprache gehören, wie sie ohne Hülfe des Schriftgebrauches unmöglich erreicht sein konnte. Poesie ist doch im Vergleich zur Prosa die ältere Redeform (vgl. in diesem Berichte S. 97). — Nur zu einem Teile, freilich einem recht wichtigen, ist die von Polak geforderte Scheidung durchführbar und in der That dringend zu empfehlen. Er bekennt sich zu der Überzeugung (S. 384), daß die mythologischen und natursymbolischen Vorstellungen, auf denen die Heldensage in ihren Grundzügen möglicherweise beruht, sich sämtlich schon im wesentlichen umgesetzt hatten in und verschmolzen waren mit anderen und diesmal rein irdischen Sagen, lange vor oder mindestens schon während der äolischen Periode des Epos. Das ist vollkommen richtig: die Mythenforschung, so interessant sie an sich sein mag, muß von der philologischen Arbeit, den Aufbau und das allmähliche Wachstum des griechischen Epos zu erkennen, streng gesondert werden.

Das positive Element in den Gedanken des Verf.s tritt nicht ebenso deutlich hervor wie seine Ablehnung der Ansichten anderer. Er spottet über die Überlieferung von der Redaktion durch Peisistratos (S. 371. 403 ff.), sagt aber nicht, auf welche Weise denn er sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat. Den Versuch, die Dichtung in Teile zu zerlegen aus denen sie entstanden sei, will er für die Odyssee gar nicht gelten lassen (S. 386), eher für die Ilias. Hier geht er sogar im einzelnen ziemlich weit, wenn er z. B. (S. 385) zugiebt, daß Hektors Abschied von Andromache in seiner gegenwärtigen Umgebung das Werk einer nachträglichen Erweiterung sein müsse; die Scene ist ja von Homer gar nicht als „Abschied" gedacht, sondern als Begegnung, die in den Zusammenhang des durchweg von Zartgefühl erfüllten Gesanges Z aufs

beste paßt. Als entscheidendes Merkmal will Polak überall die in dem Bau des Gedichtes sich offenbarende „Absicht des Dichters“ angesehen wissen (S. 385. 387). Gewiß, die müssen mir aufsuchen; aber mit einiger Aussicht auf Erfolg kann es doch nur da geschehen, wo wir mit einer erkennbaren dichterischen Individualität zu thun haben. Und das wird bei Werken, die aus den Erzeugnissen von Generationen allmählich zusammengewachsen sind, wohl hier und da der Fall sein, doch schwerlich die Regel bilden.

Eben dieser kollektive Ursprung aber von Ilias und Odyssee ist etwas, womit der Verf. nicht Ernst machen zu wollen scheint. Allerdings spricht er wiederholt von „Dichtern“ im Plural, z. B. da wo er die Ansicht bekämpft, daß das Vorkommen eiserner Waffen oder Geräte in einer Partie des Epos ein Zeichen für deren relativ jungen Ursprung sei. Seiner Meinung nach (S. 423) war Kupfer das traditionelle und konventionelle Metall, Eisen für dieselben Gegenstände das zur Zeit der Dichter selbst gebrauchte, dessen Erwähnung sich manchmal durch Zufall einschlich, wo eigentlich Kupfer hätte genannt werden sollen. Mehr behaupte ich auch nicht. Aber lebten denn „die Dichter“ alle zu gleicher Zeit? Polak scheidet doch selber eine äolische und eine ionische Periode des Epos. War für alle Zeitstufen innerhalb dieser beiden Perioden Eisen gleich sehr das gebräuchliche Metall? lag für alle die Versuchung gleich nahe, es an Stelle des in der poetischen Sprache noch herrschenden Kupfers einzusetzen? Und dieses selber muß doch zu etwas „Traditionellem“ irgend wie einmal erst geworden sein. Wie kann man sich das geschehen denken? Doch wohl nur so, daß in der frühesten Zeit, als auf thessalischem Boden der epische Sprach- und Vorstellungschatz sich bildete, eben noch nicht Eisen sondern Kupfer in Gebrauch war. Wenn der Verf. alle diese Fragen ungethan läßt, so rührt dies daher, daß für ihn die Annahme mehrerer Dichter und einer allmählichen Entstehung des Epos ein Zugeständnis ist, das seine philologische Gewissenhaftigkeit gemacht hat, aber noch keine lebendige Anschauung in der seine Gedanken sich bewegen. Aus demselben Grunde bekämpft er zum Schluß lebhaft, was Erhardt und ich im Anschluß an Steinthal über den Charakter der homerischen Dichtung als einer „Volkspoesie“ gesagt haben. Der Ausdruck trifft allerdings die Sache nicht recht, vor allem läßt er einen Unterschied unberücksichtigt, der hier der Zeit nach gemacht werden muß (vgl. oben S. 124). Nicht alle im Volk haben an der Erzeugung und Fortpflanzung eines Epos mitgearbeitet, sondern nur die Sänger, die durch Verwandtschaft oder Schule verbunden waren. An dem kollektiven Charakter der Poesie wird jedoch dadurch nichts geändert. Gewiß hat es auch unter jenen Verhältnissen „geniale Individuen“ gegeben; aber was sie geschaffen haben, ist in das Werk

der Gesamtheit aufgegangen. Es ist eine anregende und schöne Aufgabe, in den uns erhaltenen Epen Spuren dichterischer Eigenart, die auf eine dahinterstehende Persönlichkeit schließen lassen, aufzusuchen; aber das sind, soweit heute unsere Erkenntnis reicht, in der Regel nur einzelne Züge, die sich von dem gemeinsamen Grundton abheben. Der Plan der Haupthandlung in der Ilias ist ein Werk persönlicher Erfindung; aber wie viel jüngere Zuthat ist nachher in ihn verwoben, wie viel älterer, längst auch geformter Stoff in ihm verarbeitet!

IX. Zur Geschichte der homerischen Wissenschaft.

1. E. Hiller, Homer als Kollektivname. Rhein. Mus. 42 (1887) S. 321—361.

2. L. Kjellberg, De cyclo epico quaestiones selectae. Inaugural-Dissertation, Upsala 1890. 40 S.

Richard Volkmann hatte in einem Programm von Jauer 1884 (Über Homer als Dichter des epischen Cyclus und die angeblichen Homeridenschulen des Altertums) die Ansicht bekämpft, daß in der klassischen Zeit der griechischen Litteratur Homer als Verfasser auch der kyklischen Epen gegolten habe, daß damals nur vereinzelte Bedenken hiergegen laut geworden seien und erst seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. als Ergebnis alexandrinischer Wissenschaft sich der Brauch befestigt habe, den Namen Homer auf Ilias und Odyssee zu beschränken. Volkmann war durch sorgfältige Prüfung der für diese Hypothese angeführten Zeugnisse zu der Überzeugung gekommen (S. 13): „wenn die alexandrinischen Kritiker dem Homer alle anderen Gedichte außer Ilias und Odyssee absprachen, so fixierten sie mit diesem Urteil nur die schon jahrhundertelang unter den gebildeten Griechen herrschende Meinung“. Gleichzeitig hatte aber jene Ansicht eine neue und glänzende Vertretung durch Wilamowitz gefunden (Homer. Untersuchungen, Kap. 4 des zweiten Teiles, 1884). Dagegen wendet sich Hiller, um in eingehender Nachprüfung zu zeigen, wie weder aus des Pausanias Nachricht über Kallinos noch aus Pindar noch aus Herodot noch irgend sonst woher sich beweisen lasse, daß „die in Rede stehende Anschauung über Homer jemals die verbreitete und herrschende gewesen“ sei. Das Wort des Äschylos, das man ebenfalls dafür geltend gemacht hat, τὰς αὑτοῦ τραγῳδίας τεμάχη εἶναι τῶν Ὁμήρου μεγάλων δείπνων, deutet er ansprechend so, daß die Tragödien als „Bestandteile einer großen Bewirtung, deren Urheber Homer ist“, bezeichnet würden (S. 334); keineswegs sei daraus zu schließen, daß Äschylos gemeint habe, der Stoff zu allen seinen Tragödien sei in Homers Dichtungen enthalten. Die Entstehung der ganzen falschen Ansicht erklärt sich Hiller so, daß die Recitatoren

der kyklischen Epen diese für Dichtungen Homers ausgegeben hätten, um den Gesängen die sie vortrugen ein höheres Ansehen zu verleihen (S. 358). Dabei habe sicher „niemals ein Rhapsode den Homer für den Dichter dieser sämtlichen Epen ausgegeben; ein Rhapsode, der die Thebaïs vorzutragen und für homerisch auszugeben pflegte", habe „anderen Epen, die von einem Rivalen im Agon vorgetragen wurden, diesen Ruhm gewiß streitig gemacht" (S. 359).

Die erste der beiden Abhandlungen, aus denen die Dissertation von Kjellberg besteht (S. 1—25), enthält eine Kritik der Arbeiten von Volkmann und Hiller und schließt mit dem Satze: „Udalrici de Wilamowitz sententiam me defendisse satis superque glorior." Die Verteidigung ist aber wenig glücklich, im einzelnen wie in der Gesamtanschauung. Der Verf. meint z. B. (p. 22 sq.): wenn die kyklischen Epen nicht allgemein für Werke Homers gehalten worden wären, so sei nicht zu verstehen, wie die Namen ihrer wirklichen Verfasser so fast ganz hätten in Vergessenheit geraten können, in einer Zeit da doch die Dichtungen eines Archilochos, Alkman, Stesichoros mit aller Bestimmtheit als solche anerkannt geblieben wären. Die Antwort liegt nahe genug: weil jene Dichtungen mit Ilias und Odyssee gar keine Ähnlichkeit hatten, während die kyklischen Epen derselben Gattung angehörten und sehr leicht von denen, die sie in Umlauf brachten, dem Homer zugeschoben werden konnten. Aber davon will Kjellberg nichts wissen: „haud veri est simile rhapsodos illos tantam ineptiam admisisse, ut maximo et clarissimo poetae, cuius opera in omnium vigerent animis et memoria, mediocria quaedam poemata attribuerent" (p. 24). In der Abschätzung dieser 'ineptia' und dieser 'verisimilitudo' liegt die letzte Entscheidung der gesamten Frage. — Der schwedische Gelehrte hat übrigens zu Anfang seiner Untersuchung selber die Stelle aus Aristoteles (Poet. p. 1459a, 30) hervorgehoben, aus der man sehe, daß schon dieser die Epen von der Art der Kyprien und der kleinen Ilias dem Homer abgesprochen hat.

3. H. H. Howorth, The Cyclic Poems and the Homeric Question, Part I. Archaeological Journal of the Royal Archaeol. Institute of Great Britain and Ireland 57 (1900) p. 10—39.

Der Verf. führt im Anschluß an Wilamowitz den Nachweis, daß die Zuteilung der einzelnen kyklischen Epen an bestimmte Dichter weder große äußere noch vollends innere Gewähr hat. Er stimmt auch in der Annahme dem deutschen Gelehrten bei, daß im 5. Jhdt. v. Chr. die kleine Ilias, die Thebaïs, die Kyprien u. s. w. von urteilsfähigen Männern einfach für „homerisch", d. h. für Werke Homers, gehalten worden seien. Wenn Wilamowitz von einzelnen Stücken in Ilias und

Odyssee glaubt, daß sie jünger seien als gewisse kyklische Dichtungen, so geht Howorth weiter und behauptet, daß unsere beiden großen Epen auch als Ganze jünger seien als das älteste der kyklischen (p. 37). Den Grund findet er darin, daß in ihnen viele Anspielungen und Hindeutungen vorkommen, die bei den Hörern die Bekanntschaft mit der kyklischen Poesie und ihrem Inhalt voraussetzen. — Die ganze These des Verf.s, aus der er „einige wichtige Folgerungen“ erst in einem späteren Artikel ziehen will, steht und fällt mit der Ansicht, die er nicht weiter begründet sondern als allgemein zugestanden annimmt (p. 31 f.), daß Ilias und Odyssee ihre eigentliche und ursprüngliche Heimat in Kleinasien haben. Vielmehr muß die epische Poesie schon in hohem Grade ausgebildet gewesen sein, also doch auch schon einen beträchtlichen Inhalt gehabt haben, ehe die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinüberzogen; und es wäre ja wunderbar, wenn von diesem Inhalte gar nichts in den unserer beiden großen Epen aufgegangen wäre. Eben jetzt sind Untersuchungen im Gange, die diesen alten Resten nachspüren: Bethes Straßburger Vortrag bewegte sich ganz in dieser Richtung. Je mehr sich dabei herausstellen wird, daß innerhalb von Ilias und Odyssee die Erinnerung an altländische Verhältnisse und die Erzählung von Ereignissen, die sich dort zugetragen haben, auf alter, aus der Heimat mit übers Meer genommener Tradition beruht, desto weniger wird es nötig sein solche Bestandteile aus jüngeren litterarischen Quellen, wie den kyklischen Epen, abzuleiten. Vielleicht ist inzwischen der Verf. selbst zu dieser Anschauung gelangt; die Frage, mit der er seinen Aufsatz schließt, läßt es fast vermuten.

4. H. Düntzer, Dieuchidas und Dikaiarchos. Fleckeisens Jahrbb. 141 (1890) S. 553—562.

Düntzer erhebt eine Reihe von Bedenken gegen die Behandlung, welche die bekannten Worte des Diogenes von Laërte über Peisistratos' und Solons Verdienste um Homer bei Wilamowitz (Hom. Unters. 240 ff.) gefunden haben. Namentlich zeigt er, wie das, was Wilamowitz über Zeitalter und litterarische Stellung des Dieuchidas ausgeführt hat, einer festen Begründung entbehrt; es sei sehr wohl möglich, daß Dieuchidas erst ums Jahr 300 geschrieben habe, nachdem Salamis den Athenern durch Kasandros wieder genommen war; demnach brauche auch das Verhältnis zwischen diesem Schriftsteller und Dikäarchos nicht so zu sein, wie Wilamowitz annehme, sondern könne auch umgekehrt sein, so daß Dieuchidas aus Dikäarchos geschöpft habe. Dies letzte ist nun auch nicht mehr als eine Möglichkeit; jener negative Nachweis aber scheint mir gelungen. — Im Zusammenhang hiermit tritt Düntzer aufs neue für die von der jetzt herrschenden Mode bestrittene Glaubwürdigkeit des Berichts über die Sammlung des Peisistratos ein.

5. K. Tümpel, Ἀλκίνου ἀπόλογος. Philol. 52 (1893) S. 523—533.

Der Verfasser hat alle Stellen gesammelt, an denen der Ausdruck Ἀλκίνου ἀπόλογος in der alten Litteratur, zum Teil sprichwörtlich, vorkommt. Er weist im einzelnen nach, in welchem Sinne das Wort gebraucht wurde, und macht dabei namentlich auf die wenig beachtete Thatsache aufmerksam, daß die Beziehung auf den Bericht des Odysseus (ι—μ) zwar schon im Altertum überwiegt, aber nicht die allein herrschende ist, daß vielmehr gelegentlich auch die Partie, die von Alkinoos handelt (θ oder ζ—θ) Ἀλκίνου ἀπόλογος genannt wird.

6. W. Peters, Zur Geschichte der Wolfschen Prolegomena zu Homer. Mitteilungen aus ungedruckten Briefen von Friedrich August Wolf an Karl August Böttiger. Progr. Frankfurt a. M. (Kgl. Gymn.) 1890. 48 S. in 4.

Eine wertvolle Publikation, welche in die Gedankenwelt, aus der Wolfs epochemachende Schrift erwachsen ist, einen unmittelbaren Einblick gewährt und zugleich ein lebendiges Bild von der Aufnahme giebt, die sein Werk bei einem so teilnehmenden und zum Urteil berufenen Kreise wie dem der Großen in Weimar fand. Der Herausgeber hat auch die Briefe Böttigers an Wolf benutzt und teilt aus ihnen mit, was den Wolfschen zur Erläuterung dienen kann; ebenso giebt er am Schluß Böttigers Niederschriften über eine Reihe von Gesprächen, die er mit Goethe, Herder, Wieland über Wolfs Ideen gehabt hat. Das Nachwort bringt eine eingehende und gerechte Würdigung des peinlichen Verhältnisses zwischen Wolf und Herder; in der Aufhellung dieses Verhältnisses liegt ein Hauptverdienst der Petersschen Schrift.

7. Ilg, Über die homerische Kritik seit F. A. Wolf. I. Teil: Die Wolf-Lachmannsche Richtung. Progr. des Kgl. Württemb. Gymnasiums in Ravensburg, 1891.

Der Verf. giebt einen Bericht über die Untersuchungen von Wolf und Lachmann und einigen anderen, die sich unmittelbar an die beiden großen Führer angeschlossen haben, und zeigt unschwer, daß dadurch noch keine „objektiven“ Resultate erzielt worden sind. Eingehend erörtert er den Begriff des Einzelliedes und sein Verhältnis zum großen Epos. Die Kritik, die er an den Arbeiten der Forscher übt, ist überall nur negativ; es fehlt der Versuch, an Stelle von Theorien, die heutzutage jeder als überwunden kennt, positiv eine bessere Erklärung der beobachteten Thatsachen zu setzen. Vielleicht aber war dies die Absicht für den zweiten Teil, der eine vermittelnde Richtung in der Homerkritik schildern sollte, jedoch bisher nicht erschienen ist.

Bericht über die griechischen Philosophen vor Sokrates für die Jahre 1876–1897.

Von

Prof. Dr. Franz Lortzing
in Wilmersdorf bei Berlin.

Fortsetzung und Schluß von Bd. LXXXXVI (1898 I)
S. 156—276.

Nachtrag zum ersten Teile.

Im ersten Teile dieses Berichtes S. 232 f. habe ich die Besprechung des unter No. 76 angeführten Buches von Erwin Rhode, Psyche, verschoben, bis ich die im Jahre 1898 erschienene zweite Auflage eingesehen hätte. Ich trage nunmehr den Bericht über die auf die Vorsokratiker bezüglichen Abschnitte des jetzt in 2 Bände zerlegten Werkes nach:

Erwin Rhode, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 2. verb. Aufl. Freiburg i/B. 1898.

Die Änderungen und Zusätze der zweiten Auflage lassen den wesentlichen Inhalt der in der ersten entwickelten Ansichten des Verfassers unberührt und erstrecken sich nur auf Einzelheiten der Untersuchung, die zum Teil jetzt in die beiden Bänden anhangsweise beigefügten umfangreicheren Anmerkungen verwiesen worden sind. Ich werde der folgenden Besprechung die erste Auflage, die mir zur Hand ist, zu grunde legen und auf die wichtigsten Änderungen der neuen Auflage an den betreffenden Stellen hinweisen. — S. 320 ff. wird aus der „absurden Fabel“ von Zamolxis bei Herodot 4, 95 geschlossen, daß die Griechen die pythagoreische Lehre von der Seelenwanderung oder der „Wiederkehr“ der Seelen in Thrakien wiedergefunden haben. Die schwierige Frage nach dem thatsächlichen Ursprung der griechischen Seelenwanderungslehre wird S. 426 ff. dahin beantwortet, daß sie aus Ägypten, wie die neuere Forschung ergiebt, nicht abgeleitet werden darf, wohl aber eine der Vorstellungen gewesen sein kann, die mit dem

Dionysoskult die Orphiker aus Thrakien übernommen haben, wenn sie nicht etwa unabhängig von fremder Überlieferung auf griechischem Boden erwachsen ist. Über die sprachlichen Bezeichnungen für Seelenwanderung wird S. 428[1, 2] bemerkt, der älteste und feierlichste Name sei παλιγγενεσία, neben dem auch μετενσωμάτωσις nicht ungewöhnlich sei, während μετεμψύχωσις bei den Griechen am seltensten vorkomme. — S. 397 ff. wird das Verhältnis des Pythagoreertums zu den Orphikern erörtert. Für die Ansicht, daß Pythagoras orphische Gemeinden in Kroton und Metapont bereits vorgefunden habe und in ihren Gedankenkreis eingetreten sei, nicht, wie Herodot es sich vorstellt, die Orphiker ihre Gedanken erst dem Pythagoras und dessen Schülern verdanken, sprechen zwei Umstände: in den Trümmern der orphischen Gedichte findet sich außer geringfügigen Spuren nichts, was den Orphikern aus pythagoreischer Quelle zugeflossen sein müßte, und die beiden Richtungen gemeinsame, ihnen wahrscheinlich gleichermaßen aus dem altthrakischen Dionysoskult zugeflossenen Theologumena stehen in der orphischen Fassung diesem Urquell näher. Daß freilich Herod. 2, 89 die Ὀρφικά und Βακχικά von den Αἰγύπτια und Πυθαγόρεια ableitet, hält R. mit Gomperz im Gegensatze zu Zeller für unzweifelhaft. In der 2. Aufl. wird II 107, 1 die inzwischen von Maaß, Orpheus 1895 S. 165 vorgetragene Erklärung dieser Stelle, wonach die Worte ἐοῦσι δὲ Αἰγυπτίοισι nur mit Βακχικοῖσι, nicht mit Ὀρφικοῖσι zu verbinden wären, zurückgewiesen; Herodot denke nicht daran, die Ὀρφικά und Βακχικά als generisch verschieden hinzustellen, sondern Βακχικά bezeichne das Genus und Ὀρφικά die Species („die Ὀρφικά und überhaupt die Βακχικά"); die Hinzufügung der Πυθαγόρεια solle nur darauf hinweisen, durch wessen Vermittelung das Ägyptische in den Ὀρφικά noch besonders befestigt worden sei; daß Herodot Pythagoras zu den Schülern der Ägypter rechne, habe er 2, 123 verständlich genug angedeutet. — S. 406 ff. Anm. 2 nimmt R. im Anschluß an Gruppe Jahrb. f. Philol. Suppl.-Bd. 17, 689 ff. und im Gegensatze zu Lobeck und O. Kern an, daß das von den Neuplatonikern benutzte Gedicht keinesfalls ein Werk des 6. Jahrhunderts sei und daß Platon in Wahrheit die Rhapsodien nicht gekannt habe. Diese Auffassung hält er II 241 f. auch den inzwischen, besonders von Gomperz Gr. D. I 430 f. erhobenen Einwendungen gegenüber aufrecht. Soweit daher wirklich eine Übereinstimmung in Inhalt oder Form zwischen den Rhapsodien und Pherekydes, Heraklit, Parmenides, Empedokles stattfinde, sei der Dichter der Rhapsodien, der ältere orphische Überlieferung äußerlich zusammenfaßte, der Schuldner, nicht der Gläubiger. Diese Behauptung scheint über das Ziel hinauszuschießen: wenn der orphische Dichter ältere orphische Theologeme zusammenstellt und andererseits, wie R. S. 409[1],

2 und 412[1], 3 selbst annimmt, Philosophen wie Anaximander und Heraklit gelegentlich gleichfalls solche Lehren vor Augen gehabt haben, so kann eine Übereinstimmung des Inhalts zwischen Aussprüchen der Philisophen und Versen der Rhapsodien auch aus der ältesten Orphik als gemeinsamer Quelle für beide Teile erklärt werden, und nur wenn die Übereinstimmung sich zugleich auf die Form erstreckt, wird man diese aus jenen ableiten dürfen. Wir kommen auf diese Frage später zurück. — S. 431 ff.: Die ionischen Philosophen verstanden unter Psyche nicht ein Geisterwesen, einen Doppelgänger des Menschen wie die Theologen, sondern die mit allem Dasein verschmolzene Lebenskraft, soweit sie sich in geschlossenen Einzelwesen darstellt, eine zusammenfassende Benennung jener Kräfte des Sinnens, Strebens, Wollens, besonders des θυμός, die nach homerisch-volkstümlicher Anschauung ganz dem Bereiche des sichtbaren Menschen und seines Leibes zufallen (vgl. 433[1], 1). Die Psyche verliert hier ihre unterscheidende Eigentümlichkeit, die sie von allen übrigen Dingen und Wesenheiten der Welt absondert und unvergleichbar macht. Von der Unsterblichkeit der Seele im Sinne der Mystik können daher diese Philosophen nicht geredet haben. Dasselbe gilt von Heraklit (S. 437 ff.). Ihm fällt die „Seele“ mit dem bildenden Feuer zusammen; sie ist es, die sich selbst den Körper baut; sie stirbt schon im Leben fortwährend, um immer wieder neu aufzuleben. Wenn die Seele nicht mehr ersetzen kann, was bei der Umwandlung der Stoffe ihr an Lebensfeuer entzogen wird, dann erleidet sie den Tod; vgl. S. 440[1], 1, wo auf Heraklitische Gedanken bei Plutarch de Eἰ c. 18 und Platon Symp. 207 D. ff. aufmerksam gemacht wird, und II S. 149 Anm. die zusätzliche Bemerkung über die Ähnlichkeit der Lehre Heraklits mit der Jainalehre. Die Frage nach einer individuellen Unsterblichkeit oder auch nur Fortdauer der Einzelseelen, etwa in der Form der Seelenwanderung, hat für Her. kaum einen Sinn: daß er seiner Grundvorstellung zum Trotz die populäre Annahme zugelassen habe, ist nicht glaublich. — S. 442[1] ff. 2 sucht R. gegen Zeller und Pfleiderer nachzuweisen, daß die späteren Berichte Heraklits Lehre fälschen, und daß aus den Fragmenten, auf die man sich gewöhnlich bezieht, auch aus Fr. 37 für die gegnerische Auffassung nichts folgt; vgl. hierzu den Zusatz II 150[2], 2: aus Fr. 67 oder Fr. 44 mit Gomperz eine Lehre vom Aufsteigen einzelner hoher Menschen zu Göttern herauszulesen, sei unthunlich. R. stimmt in diesem Punkte, wie sich später zeigen wird, völlig mit Patin überein, dessen Untersuchungen er auffallenderweise nirgends erwähnt. — S. 447 ff. werden die Eleaten behandelt. Über angebliche physikalische Annahmen Zenons S. 448, 2. Daß dem Parmenides als Physiologen die Seele keine eigene Substanz sondern nur ein Ergebnis materieller Mischung ist, betrachtet R. als

feststehend; wenn nach Simplicius ad. phys. 39, 21 D. die weltregierende Gottheit die Seelen „bald aus dem Sichtbaren ins Unsichtbare, bald umgekehrt“ sende, so rede hier Parm. offenbar als Anhänger der orphisch-pythagoreischen Theosophie [vgl. Diels Parm. 109 f.], wie denn überhaupt der pythagoreische Einfluß auf Parm. wesentlich ethischer Art gewesen zu sein scheint. Mit der letzteren Behauptung steht nicht recht im Einklange die bald darauf (S. 450[1], 3) folgende Bemerkung: Die Konstruktion des Weltgebäudes nach Pythagoras' Darstellung sei schon dem Parm. bekannt und werde in einzelnen Punkten von ihm nachgeahmt (vgl. Tannery, sc. hell. 255 ff.). — S. 450 ff.: Die Weisheit des Pythagoras hatte vornehmlich in der von den Orphikern übernommenen Seelenlehre ihre Wurzeln. Die Ableitung der Unsterblichkeit und Göttlichkeit der Seele aus ihrer Herkunft von der Weltseele, wie sie mehrfach als pythagoreische Lehre hingestellt wird, zeigt zwar stoische Färbung, kann sich aber ihrem thatsächlichen Gehalte nach doch wohl auf altpythagoreische Lehre zurückleiten (?). Über die pythagoreische Fabel von den Sonnenstäubchen, die „ewig in zitternder Bewegung schwebende Seelen“ seien oder solche einschlössen, s. S. 453, 5; über die Vorstellung des Alkmaion, wonach die Seele ἔοικε τοῖς ἀθανάτοις s. S. 452 mit dem Zusatz II 161; über die Erklärung des Ausdrucks ἐν φρουρᾷ bei Platon Phaed. 62 B s. S. 453, 1 und den Zusatz II 161 f., 2 gegen Espinas' Deutung (s. u.). S. 454 ff. wird über die ziemlich frühe Entstehung der Sagen von den Vorgeburten und der Hadesfahrt des Pythag. ausführlich gehandelt und dabei, zum Teil abweichend von der früher (Rhein. Mus. 26, 558) ausgesprochenen Ansicht des Verf. und im Gegensatze zu Diels der Zusammenhang beider Sagen und ihre gleichzeitige Erwähnung bei Herakleides Pont. geleugnet. Vgl. Diels Parm. S. 15 und Rohdes Entgegnung II 420[2], 1. S. 457, 4 wendet sich Verf. gegen Krisches Meinung, der die Vorschriften über Enthaltung von Speisen mit Berufung auf das Zeugnis des Aristoxenos erst den entarteten Pythagoreern nach Zerstörung des Bundes zugestehen will [ähnlich urteilt übrigens Cobet, Collect. crit. 361 ff.]: alles weise darauf hin, daß das Wirksame in dem von Pythag. begründeten Sektenwesen in den religiösen und mystisch-doktrinären Elementen wurzelte, wozu namentlich das gehöre, was als pythagoreische Askese geschildert werde; das Zeugnis des Aristoxenos gelte nur für die pythagoreischen Gelehrten, mit denen er verkehrte, nicht für Pyth. selbst, wie denn auch das, was derselbe von pythagoreischer Moral, meist in völlig rationalistischem Sinne, berichte, kaum geschichtlichen Wert habe. S. 458 ff., 3: Die Vorstellung, daß der Kreis der Geburten nirgends zu durchbrechen sei, kann nicht als pythagoreisch, auch nicht als neupythagoreisch gelten, wie es denn überhaupt eine griechische Seelen-

wanderungslehre ohne die Verheißung an die ὅσιοι oder die φιλόσοφοι, daß sie aus dem Kreise der Geburten ausscheiden können, nie gegeben zu haben scheint. S. 459 ff.: Seine Glaubenssätze hat Pyth. nicht aus griechischer Wissenschaft, aber auch nicht aus der Fremde. Seine Seelenlehre giebt im wesentlichen nur die Phantasmen alter volkstümlicher Psychologie wieder, in der umgestaltenden Ausführung, die sie durch Theologen und Reinigungspriester, zuletzt durch die Orphiker erfahren hatte. Die Überlieferung macht ihn daher mit Recht zum Schüler des Pherekydes, der zuerst die Metempsychose gelehrt haben soll. S. 462 ff: Unzweifelhaft (?) hat schon Pyth. den Grund auch zu der pythagoreischen Wissenschaft gelegt, und die Lehre vom Bau des Weltalls, auch wohl die Zahlenlehre mindestens in den ersten Zügen seinen Anhängern vorgezeichnet. Dann bewegten sich die beiden Richtungen, die mystisch-religiöse und die wissenschaftliche, lange nur in loser Fühlung nebeneinander, bis sich nach dem Zusammenbruch des Bundes die letztere zu einem ansehnlichen System auswuchs. Die pythagoreische Wissenschaft zog jetzt die Seele aus der Vereinzelung und der gegensätzlichen Stellung zur Natur, und Philolaos bestimmte sie als die Harmonie der zum Körper vereinigten entgegengesetzten Bestandteile (Simmias konnte die im Phaidon vorgetragene Lehre nur von Philolaos haben). Da eine solche Seele im Tode verschwinden muß, so liegt der Widerspruch zwischen dieser Vorstellung und der altpythagoreischen Lehre auf der Hand. Vielleicht gingen die beiden Vorstellungen von Anfang an neben einander her, wie denn alte und nicht unglaubwürdige Überlieferungen von verschiedenen Klassen der Anhänger des Pyth. reden (Akusmatiker und Mathematiker, Pythagoreer und Pythagoristen). Wenn derselbe Philolaos auch von der Seele als einem selbständigen und unvergänglichen Wesen redet, so ist dies vielleicht so zu erklären, daß er innerhalb der Seele verschiedene Teile unterschied (ein Ansatz dazu in dem Bruchstück Theol. arthm. S. 20 f.), wie ja nach Poseidonios auch schon Pyth. die Teilung der Seele gelehrt haben soll (?) und Alkmaion φρονεῖν und αἰσθάνεσθαι deutlich unterschied. — S. 465 ff.: die parodistische Geschichte vom Sprung des Empedokles in den Krater des Ätna setzt das Vorhandensein einer ernstlich gemeinten Entrückungssage voraus, die gleich nach Empedokles' Tode entstanden sein muß. Der Vorstellung des Empedokles selbst von dem bewußten Weiterleben der vom Leibe befreiten Seele entsprachen solche Sagen wenig. Von den in neuester Zeit gemachten Versuchen, die Theologie des Emp. mit seiner Physik in Einklang zu bringen, hält sich R. fern und scheidet scharf zwischen den nüchternen Bestrebungen des Naturforschers und der irrationalen Spekulation des Theologen. Wenn Emp. sinnliche Wahrnehmung und Denkkraft von einander trennt, so

ist ihm doch der „Geist“ nur ein die einzelnen Sinnesthätigkeiten zusammenfassendes Vermögen, das wie die Wahrnehmung an die Elemente und den Körper gebunden ist. Nennt man die Summe solcher geistigen Kräfte Seele (E. selbst braucht in den erhaltenen Versen ψυχή nirgends), so muß man die „Seele“ in Verfolgung der Gedankengänge des Philosophen für vergänglich halten. Wenn auf der anderen Seite Emp. von Dämonen redet, die zur Strafe ihrer Frevel durch die Gestalten der Menschen, Tiere und selbst Pflanzen wandern müssen, so ist dies nichts als die Psyche des Volksmundes und der Theologen, und Emp. wiederholt nur in deutlicherer Fassung und unter Ausdehnung auf die Pflanzen, was die Anhänger der Metempsychose von den Schicksalen der „Psyche“ berichteten. Den unlösbaren Widerspruch, der sich hieraus ergiebt, darf man nicht durch Beiseitesetzung eines Teils der Aussagen des Philosophen noch durch begütigende Auslegung beseitigen. Im Sinne des Emp. besteht kein solcher Widerspruch, da sich die verschiedenen Aussagen auf ganz verschiedene Gegenstände beziehen. Die seelischen Kräfte des Empfindens, Wahrnehmens und Denkens sind ganz an die Elemente, im Menschen an den Leib und dessen Organe gebunden, während der Seelendämon nicht aus den Elementen erzeugt noch ewig an sie gefesselt ist. Allerdings besteht zwischen den Seelendämonen und der Welt der Elemente, wenn auch kein inneres und notwendiges Band, so doch ein gewisser Parallelismus der Bestimmung und des Schicksals. Giebt es indes keine Welt mehr, so wird, bis sich eine solche aufs neue bildet, auch kein Seelendämon mehr an die Einzelorganismen einer Welt gefesselt sein können. Es scheinen daher auch die Götter und Dämonen und demnach auch die in der Welt als „Seelen“ eingeschlossenen Geister nach E. kein ewiges Leben zu haben, sondern nur μακραίωνες zu sein. Vgl. S. 480, 1. Es sei noch hingewiesen auf die Anmerkungen S. 471, 1 und 472, 2 über den ἄτης λειμών v. 21 und 16 Mull. und den ἀτερπὴς χῶρος v. 17 f., mit denen Emp. die Erde, nicht den Hades meint (vgl. den Zusatz II 178[2], 1, wo diese Deutung gegen Maaß Orpheus 113 verteidigt und hinzugefügt wird, Emp. sei der erste, der den irdischen Aufenthalt als eine wahre Hölle und mit den Plagen und Schrecken des alten Hades erfüllt darstelle), und S. 472, 1 über die Schilderung des goldenen Zeitalters, die Emp. wahrscheinlich nicht in den Φυσικά, sondern in den Καθαρμοί gegeben habe. — S. 481 ff. Nach Demokrit ist die Seele das, was den aus eigener Kraft nicht bewegbaren Körpermassen die Bewegung verleiht. Die runden und glatten Feuer- und Seelenatome, zwischen je zwei anderen Atomen eingeschaltet, teilen diesen ihre Bewegung mit. Von diesen gleichmäßig durch den Leib verteilten Seelenatomen geht nicht nur die Bewegung des Körpers, sondern auch, freilich in unfaßbarer Weise, die

ebenfalls auf Bewegung beruhende Wahrnehmung und das Denken dieses Körpers aus. Zum ersten Mal in der Geschichte des griechischen Denkens ist hier die Unsterblichkeit der Seele ausdrücklich geleugnet. S. 483, 2: Aus der demokritischen Annahme der Erhaltung eines Lebensrestes für eine kurze Zeit nach dem Tode bildete man später die sicherlich falsche Behauptung, daß überhaupt τὰ νεκρὰ τῶν σωμάτων αἰσθάνεται; vgl. den Einspruch gegen diese Vergröberung der Demokriteer bei Cicero Tusc. I 82. Das Kapitel von den ἀναβιώσεις scheint Dem. in der Schrift περὶ τῶν ἐν Ἅιδου behandelt zu haben. Im Anschluß hieran spricht R. über die Echtheit dieser Schrift und der uns überlieferten ethischen Fragmente Demokrits und wiederholt seine schon früher (s. u.) geäußerte, höchst einseitige Auffassung, nach der diese Fragmente sämtlich, mit verschwindenden Ausnahmen, „gefälschte Fabrikarbeit sehr geringer Art“ sind. Hierbei bezeichnet er Wendungen wie μυθοπλαστέοντες Fr. 92 N. als eine spätgriechische Wucherung; vgl. II 191² f. Anm. die nähere, gegen v. Wilamowitz (s. Bericht I No. 125) gerichtete Ausführung. — S. 484 ff.: Anaxagoras setzt als erster entschiedener und bewußter Dualist der unendlichen Menge der „Samen“ eine Kraft gegenüber, die er offenbar aus ihnen nicht abzuleiten wußte und sich nach Analogie des menschlichen Denkvermögens vorstellte. Während Demokrit, von der unorganischen Natur ausgehend, auf die Annahme einer mechanischen Gesetzmäßigkeit auch der organischen Natur geführt wurde, faßte Anaxag. gleich anfangs die organische Natur und deren höchste Entwickelung, das Menschentum, ins Auge und übertrug daher den Begriff des bewußten Zweckes (?) auf die gesamte Natur, auch die unorganische (?). Der „Geist“ wird von ihm mit solchen Beiwörtern beschrieben, daß man das Bestreben, ihn von allem Materiellen verschieden, selbst materiell und unkörperlich zu denken, nicht verkennen kann. Er ist zugleich Denkvermögen und Willenskraft. Dieser die Welt nicht schaffende, aber planvoll leitende (?) Geist kann nur als eine fast persönlich vorgestellte, außerweltliche Gotteskraft gedacht werden, die von außen — magisch, nicht mechanisch — sie beherrscht. Aber dieser Jenseitige ist zugleich ein völlig (?) Diesseitiger. In der beseelten Welt ist er stets in gleicher Beschaffenheit, aber in verschiedenen Mengen anwesend, ja er bildet wohl das, was man die Seele eines Lebewesens nennt. Wie man sich eine Vereinigung so entgegengesetzter Eigenschaften des Geistes vorzustellen habe, bleibt undeutlich; sicherlich aber konnte bei dieser Auffassung von der Fortdauer für sich bestehender Wesen nicht die Rede sein. — S. 538 f., 1 bekämpft R. Welckers Versuch, die meisten der im Axiochos enthaltenen Betrachtungen über die ἀθανασία τῆς ψυχῆς, den Zug der Seele nach dem αἰθήρ, ja sogar die platonisierende Phantasie über das Los der Abgeschiedenen dem

Prodikos zuzuschreiben. Nicht einmal das, was ihm dort ausdrücklich zugeschrieben wird, die Ausführung über die Mühsale auf allen Altersstufen, und der Ausspruch über den Tod 369 B, darf als authentisch betrachtet werden. Dieser Ausspruch ist offenbar einem Kernspruche Epikurs entlehnt, und jene Ausführung deckt sich verdächtigerweise mit Teles p. 38 Hense. — Schließlich sei noch kurz erwähnt, daß R. auch die psychologischen Anschauungen der großen Dichter des 5. Jahrhunderts erörtert, so die des Pindar, bei dem sich zwei entgegengesetzte Vorstellungen von Wesen, Herkunft und Bestimmung der Seele finden, eine volkstümliche und eine theologische, aus orphisch-pythagoreischen Doktrinen geschöpfte, die des Äschylos, Sophokles und Euripides. Auf die ausführlichen und lehrreichen Erörterungen über die philosophischen Bestandteile in den Dramen des letzteren kann hier nicht näher eingegangen werden. R. zeigt, daß sich wohl hier und dort bei Eurip. Anklänge oder Anlehnungen an philosophische Lehren wie die des Anaxagoras und des Diogenes aus Apollonia finden, aber doch fast nirgends an eine einfache Poetisierung ihrer Lehre zu denken ist. Die Unsterblichkeitslehre des Dichters faßt R. dahin zusammen: Im Tode wird, nach der Trennung von den irdischen Elementen, der Geist, das Pneuma (über πνεῦμα als Bezeichnung für ψυχή vgl. S. 550[1], 2 und II, 259[2], 3) des Menschen zwar „nicht leben", in dem Sinne, wie er in dem Sonderdasein des Einzelmenschen gelebt hat, aber er wird „unsterbliches Bewußtsein behalten", indem er in den unsterblichen Äther eingeht, mit dem Alllebendigen und Allvernünftigen sich verschmilzt (vgl. Hel. 1013 ff.). „Keiner der Physiologen, denen die gleiche Vorstellung einer die unpersönliche Unsterblichkeit ausschließenden Unvergänglichkeit des im Menschen lebendigen Allgemeinen vorschwebte, hat seine Meinung so bestimmt ausgesprochen wie dieser philosophische Laie." Auf der Höhe dieser pantheistischen Erhabenheit hat sich Eurip. freilich nicht erhalten: an vielen Stellen redet er so, als ob wir vom Tode nichts wissen könnten; vielleicht sei er ein völliges Versinken in das Nichts. — Alle diese Ausführungen Rohdes beruhen auf völliger Vertrautheit mit den Quellen und der neueren und neusten Litteratur; sie bieten in ihrer Gesamtheit einen höchst wertvollen, an Bedeutung die entsprechenden Abschnitte bei Siebeck (s. Bericht I S. 231 f.) weit überragenden Beitrag zur Entwickelung der Seelenlehre in der ältesten Philosophie und enthalten im einzelnen eine Fülle neuer und treffender Bemerkungen; auch da, wo R. offenbar geirrt hat oder zu unsicheren und zweifelhaften Ergebnissen gelangt ist, sind sie stets interessant und fast durchweg beachtenswert. Ich habe ihnen daher einen verhältnismäßig großen Raum gegönnt, zumal da die sonst erschienen Besprechungen des Buches, auch die der 2. Aufl., von denen ich die von

A. Milchhöfer Berl. Ph. Wschr. 1898, 744 ff. und von Stengel Wschr. f. kl. Ph. 1898, 729 ff. nenne, die auf die älteren Philosophen bezüglichen Untersuchungen nur flüchtig streifen. Nur Willmann Archiv VIII S. 290 ff. faßt, aber auch nur ganz knapp, die Hauptergebnisse dieser Untersuchungen zusammen. Im speziellen Teile werde ich öfters Gelegenheit haben, auf einzelne Punkte dieses Berichtes zurückzuweisen.

Außerdem sind zum ersten Teile des Berichtes nachzutragen:

130. E. Zeller, Über die Benutzung der aristotelischen Metaphysik in den Schriften der älteren Pythagoreer. S.-Ber. d. Berl. Akad. 1877. S. 145—167.

Hier ist bereits vor dem Erscheinen der Dielsschen Doxographie der Nachweis geführt worden, daß Theophrast, wie in den metaphysischen Aporien, so auch in den φυσικαὶ δόξαι dem ganzen Gedanken der Schrift nach und auch im einzelnen an Aristoteles' Metaphysik angeknüpft hat.

131. H. Diels, Über das physikalische System des Straton. S.-B. Berl. Ak. 1893. S. 101—127.

D. ergänzt hier S. 2 f. seine Ausführungen in den Doxographi über die Vetusta placita (s. Bericht I 162 f.), indem er sie als posidonianische Ἀρέσκοντα, d. h. als Sammlung eines Posidonianeers bezeichnet. Diesem Stadium der Tradition der philosophischen δόξαι entsprechen auf medizinischer Seite die Ἀρέσκοντα des Alexander Philalethes (s. Ber. I 176). Die nächste Stufe bilden dann unter Trajan die philosophischen Ἀρέσκοντα des Aëtios und auf medizinischer Seite die doxographischen Exzerpte des Soranos. — S. 16, 2 wird die Doxogr. 126 vorgetragene Vermutung, daß Phaidros die gemeinsame Quelle des Cicero und Philodem sei (s. Ber. I 160), durch eine weitere, an Cic. ad Att. XIII 39, 2 anknüpfende Kombination gestützt. Die chronologischen Bedenken, die ich I 164 gegen diese Annahme erhoben habe, werden aber dadurch nicht beseitigt. — Auf die vorsokratische Philosophie bezieht sich die Bemerkung S. 13 f. über die Bedeutung des Magneten für die Porentheorie des Empedokles und Demokrit und für die Lehre des Diogenes Apoll. von der ἕλξις τῆς ἰκμάδος.

132. E. Zeller, Über die richtige Auffassung einiger aristotelischen Citate. S.-B. d. Berl. Ak. 1888. S. 1333—1340.

Aristoteles citierte meist aus dem Gedächtnis und vermischte dabei das Citierte leicht mit seinem eigenen Gedankengange. Daraus haben sich Mißverständnisse ergeben. Zum Beweise dienen u. a. das Citat aus Heraklit (fr. 105 Byw.) Eth. II 2 S. 1105a 7, und der vielbesprochene Bericht über Anaxagoras Metaph. A 3 S. 984a 11, wo nach Z. zu erklären ist: „Anaxag. behauptet von allen gleichteiligen Körpern,

was nach Empedokles (?) nur von den Elementen wie Feuer oder Wasser gilt."

*133. Th. Gomperz, Griechische Philosophen vor Platos Zeit. Progr. der volkstümlichen Universitätskurse in Wien Winter 1897/98. 1. Abt.

*134. S. N. Trubetzkoj, Die Lehre vom λόγος in der alten Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der Entwickelung des Idealismus. Woprosy filos. i. psichol. 1897 I/III.

135. J. Cohn, Geschichte des Unendlichkeitsproblems im abendländischen Denken bis Kant. Leipzig 1896, Engelmann.

S. 13—17 wird ganz kurz von der Postulierung des Unendlichen in der Naturphilosophie von Anaximander bis Demokrit, dann S. 18—29 etwas ausführlicher von dem Unendlichen als Problem bei den Pythagoreern, Zenon, Platon und Aristoteles gehandelt. Mit der Entdeckung des Irrationalen, die dem Pythagoras zugeschrieben wird, war eine Inkongruenz zwischen Zahl und geometrischer Größe aufgedeckt. Diese Entdeckung widersprach aufs schärfste der pythagoreischen Anschauung, daß die Linie als eine Summe diskontinuierlicher Punkte aufzufassen sei. Sie regte Zenon zu seinen Betrachtungen an, durch die er die Lehre des Parmenides zu stützen suchte. Hierbei wendet sich C. gegen Tannerys Behauptung (s. Ber. I 256), Zenon habe seine Beweise nicht gegen die Vielheit, sondern nur gegen die Zusammensetzung des Stetigen aus diskreten Punkten gerichtet. Quellenmäßige Beweise bringe Tannery nicht vor, und Aristoteles' Darstellung spreche geradezu dagegen. Daß auch Demokrit sich mit dem Problem des Stetigen beschäftigt habe, zeigt der Titel „über irrationale Linien und dichte Dinge (so übersetzt C. ναστῶν!)" und fr. var. arg. 1 Mull. Diese Annahme, mit der sich C. an Cantor (s. Ber. I 246) anschließt, ist eine sehr zweifelhafte Vermutung. Wenn sich Dem. wirklich mit dem Problem beschäftigt hat, so hat er doch schwerlich eine Lösung gefunden; sonst würde Aristoteles, der Demokrits grundlegende Ansichten ziemlich ausführlich wiedergiebt (Verf. leugnet dies unbegreiflicherweise), es sicher erwähnt haben. — In dem Abschnitt S. 29—35 „Zahlenmystik und Unendlichkeit" wird u. a. die Unklarheit und Vieldeutigkeit des ἄπειρον bei den Pythagoreern dargelegt.

136. J. Walter, die Geschichte der Ästhetik im Altertum, ihrer begrifflichen Entstehung nach dargestellt. Leipzig 1893, Reisland.

In dem Abschnitt über die Vorsokratiker (S. 102—119) behandelt W.: 1. die Pythagoreer, die zwar keine spezifisch ästhetischen Begriffe aufgestellt zu haben scheinen, aber mit dem Grundbegriffe ihrer gesamten Weltansicht, der „Harmonie", einen bedeutenden Einfluß auf

die Ästhetik ausgeübt haben; 2. Heraklit und Empedokles, die gleichfalls das Ästhetische nicht gesondert betrachtet, aber durch eigentümliche Verwertung der pythagoreischen „Harmonie“ (bei Heraklit hat sie eine umfassendere Bedeutung und zerfällt selbst wieder in eine sichtbare und unsichtbare, Emped. setzt die „ernstblickende Harmonie“ seiner Liebe gleich) eine tiefere Auffassung des Schönen vorbereitet haben; 3. Demokrit, der zuerst unter den Philosophen eine Abhandlung über ästhetische Gegenstände verfaßt zu haben scheint, in welcher jedoch unter dem Einfluß der sophistischen Unterrichtspraxis (?) das Technische ganz in den Vordergrund trat und schwerlich etwas enthalten war, was nach einer Theorie der Schönheit aussah. — Bei dieser Betrachtung der vorsokratischen Ästhetik kommt nicht viel heraus. Es fehlt an jeder eingehenden Prüfung und Sichtung der Überlieferung, und die Erklärung der Fragmente ist oft willkürlich und verfehlt.

137. K. Sittl, Geschichte der griechischen Litteratur bis auf Alexander den Großen. I. Teil. München 1884. II. Teil. München 1886.

Im ersten Teil werden S. 350—357 die Anfänge der Prosa (Pherekydes, Anaximander, Anaximenes, Heraklit), im zweiten S. 14—32 Protagoras, Prodikos und Hippias, S. 33—35 die älteren Prunkredner (Gorgias, Polos, Alkidamas, Lykophron), S. 271—273 die von den Sophisten zu unterscheidenden ἐριστικοί und ἀντιλογικοί, deren Anfänge bei den Eleaten (Zenon, Melissos) zu suchen sind, endlich S. 475—489 unter dem Titel „Fachlitteratur“ (?) Anaxagoras, Archelaos, Diogenes, Leukipp, Demokrit und einige andere behandelt. Diese Abschnitte enthalten neben manchem Brauchbaren eine Anzahl sehr bedenklicher, ja zum Teil unzweifelhaft falscher Behauptungen. S. nimmt vielfach einen sehr subjektiven und unkritischen Standpunkt ein. So wird es S. 352 f. als wahrscheinlich bezeichnet, daß Anaximenes' Schrift der Anaximanders vorausgegangen sei, weil sonst, wenn die Nachrichten der Alten glaubwürdig seien, Anaximenes' Philosophie als ein Rückschritt zu bezeichnen wäre (!). Nach I 355 soll Heraklit, weil er die Poesie und die Redekunst verachtete, auf die Form nicht den geringsten Wert gelegt haben (!). Nach II 26 ff. soll in Prodikos' ὧραι auch der Abschnitt „über die Natur des Menschen“ (hat Prodikos wirklich darüber geschrieben?) einbegriffen gewesen sein. Der Einfluß, den Prodikos durch seine Synonymik und überhaupt als Stilist auf die attische Prosalitteratur in der Zeit des peloponnesischen Krieges ausgeübt haben soll, dürfte doch wohl stark überschätzt sein. Über die Echtheit der ethischen Fragmente Demokrits urteilt S., ähnlich wie Rohde (s. u.), in sehr radikalem Sinne. Die acht moralischen Schriften, deren Titel überliefert sind,

verwirft er gänzlich mit der Begründung, daß Aristoteles von ihnen nichts wisse. Was müßte man da nicht alles für unecht erklären! Auch das ionische Buch Alkmaions soll eine Fälschung gewesen sein. — Beachtenswert sind die Anseinandersetzungen über die Chronologie des Protagoras.

138. E. Egger bespricht im Journal des Savants 1879 S. 314—324; 400—411; 517—526 die Mullachschen Fragmenta phil. gr. Er bemängelt die prinziplose Anordnung der Bruchstücke bei M., schließt aber doch mit einer Eloge, die man bei der längst erkannten Unzulänglichkeit des Mullachschen Werkes nur insofern gelten lassen kann, als es bisher die einzige Gesamtausgabe der Fragmente geblieben ist. Der zweite Artikel enthält einzelne Proben einer französischen Übersetzung von Fragmenten des Orpheus, Empedokles, Heraklit, Anaxagoras und Demokrit mit einigen meist wertlosen Anmerkungen. Im dritten Artikel werden hauptsächlich die Fragmente des Archytas behandelt, über deren Echtheit E. ein auf der vermittelnden Ansicht Chaignets beruhendes Urteil fällt.

139. P. Couvreur, Quelques additions aux Fragm. phil. gr. de Müllach (so!). Revue de philol. XVII (1893) S. 108.

Einen bei Proklos in Crat. schol. 60 (p. 36 Boiss.) dem Parmenides zugeschriebenen Ausspruch über die höchste Gottheit hält C. für authentisch, wenn auch nicht in der Form. Vielleicht habe Parm. geschrieben: Οὔτε γὰρ οὔνοματ᾽ οὔτ᾽ αὐτοῦ γ᾽ ἐστὶν λόγος οὐδείς. Aber in dem Lehrgedicht des Parm. ist, das darf man mit völliger Sicherheit behaupten, für einen derartigen Gedanken nirgends eine Stelle gewesen. Proklos muß daher die Worte zu Unrecht dem Parm. beigelegt haben. (s. u. zu No. 380.)

Bevor wir zum speziellen Teile übergehen, soll an dieser Stelle noch berichtet werden über:

5. Schriften, die von dem Ursprung der griechischen Philosophie, von ihren Beziehungen zu den Lehren orientalischer Völker sowie zur Orphik handeln.

Hierbei werden auch die Untersuchungen über die orphischen Theogonien und die sich mit den Lehren der ältesten griechischen Philosophie eng berührende Theogonie des Pherekydes zu berücksichtigen sein.

Auf die Meinung der Griechen über den Ursprung ihrer Philosophie bezieht sich:

140. Fr. Schäfer, Quid Graeci de origine philosophiae a barbaris ducenda existimaverint, secundum Laertii Diogenis prooemium exponitur. Diss. inaug. Lipsiae 1877.

Diese Abhandlung wendet sich gegen Zellers Ansicht, die Meinung, daß die griechische Philosophie aus dem Orient stamme, habe sich erst seit dem Aufkommen des Neupythagoreismus verbreitet. Zu diesem Zwecke untersucht Verf. das Proömium des Laertios §§ 1—2 und 6—11 auf die daselbst citierten Quellen hin. Das Ergebnis faßt er am Schluß dahin zusammen, daß es eine frühzeitig aufgekommene und bereits unter den alexandrinischen Gelehrten verbreitete Annahme gewesen sei, τὸ τῆς φιλοσοφίας ἀπὸ βαρβάρων ἄρξαι. In Wahrheit ist es ihm in keiner Weise gelungen, Zeller zu widerlegen. Dieser hat nur behauptet, die Herleitung der ganzen griechischen Philosophie aus dem Orient sei jüngeren Datums; er leugnet gar nicht, daß einzelne Lehren auch schon früher auf orientalischen Ursprung zurückgeführt wurden. Vor allem mußte zwischen eigentlich philosophischen Lehrsätzen und rein religiösen Anschauungen unterschieden werden. Daß die Griechen frühzeitig persische und ägyptische Religionslehren und Sitten kennen gelernt haben, beweist gar nichts. Auch hätte die bei Laert. § 3—5 entwickelte gegenteilige Auffassung, nach der die griechische Philosophie einheimischen Ursprungs war, mit in betracht gezogen werden sollen. Auch im einzelnen ließe sich manches gegen die vom Verf. aufgestellten Behauptungen einwenden.

Von größerer Bedeutung ist die Frage, ob und in welchem Umfange in Wirklichkeit die ältesten philosophischen Systeme der Griechen unter der direkten Einwirkung orientalischer Lehren entstanden sind. Diese Frage ist in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders von Röth und Gladisch eingehend erörtert und von beiden in dem Sinne beantwortet worden, daß eine solche Einwirkung und zwar im weitesten Umfange stattgefunden habe. Aber während jener die ältere griechische Spekulation vorwiegend aus ägyptischen Glaubenslehren ableitete, trat Gladisch in einer Reihe von Einzelschriften den Nachweis an, daß sich in fünf der bedeutendsten vorsokratischen Systeme die Weltansicht der fünf orientalischen Hauptvölker wiederholt habe, und zwar im pythagoreischen die chinesische, im eleatischen die indische, im heraklitischen die persische, im empedokleischen die ägyptische, im anaxagoreischen die jüdische. Nachdem Zeller in seiner Ph. der Gr. (s. I^5 19 ff.) die Haltlosigkeit dieser beiden, sich gegenseitig aufhebenden Hypothesen nachgewiesen und den im wesentlichen autochthonen Charakter der griechischen Philosophie betont hatte, verstummten, in Deutschland wenigstens, für längere Zeit die Stimmen solcher, die die Anfänge griechischer Weisheit im Orient suchten, fast gänzlich. Insbesondere kann die Herleitung der pythagoreischen Seelenwanderungslehre aus Ägypten als abgethan gelten, seitdem sich durch das Totenbuch und andere ägyptische Funde das Vorhandensein

einer derartigen Lehre bei den Ägyptern als ganz unwahrscheinlich herausgestellt hat (s. Duncker, Gesch. d. Altert. I[4] S. 64, v. Schröder, Pythagoras und die Inder, Tannery, science hellène 74 f.). Völlig freilich ist dieses Orientgespenst auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht zur Ruhe gekommen, wie z. B. Teichmüller u. a. heraklitische Lehren auf ägyptischen oder eranischen Ursprung zurückgeführt haben, und in neuester Zeit scheint es wieder stark zu spuken. Um von der ganz unwissenschaftlichen und rückständigen Auffassung von Willmann (s. Ber. I 222) zu schweigen, hat vor einigen Jahren Mabilleau im Anschluß an ältere französische Gelehrte (vgl. auch v. Eckstein, Über die Grundlagen der indischen Philosophie und deren Zusammenhang mit den Philosophemen der westlichen Völker (Indische Studien II S. 369 ff.) einen ähnlichen Weg betreten (s. Ber. I 212 f.); aber sein Ziel ist ein ganz anderes als das von Röth und Gladisch. Ägypten hat seinen Platz mit Indien vertauscht. Er leitet die vorsokratischen Systeme, besonders das atomistische, das in den Untersuchungen jener beiden keine Stelle gefunden hatte, aus der indischen Philosophie, namentlich der des Kanada, ab; mit welch geringem Erfolg, habe ich a. a. O. angedeutet. Ein Jahrzehnt früher hatte bereits v. Schröder die Lehre des Pythagoras aus indischer Quelle entstehen lassen. Indem ich mich nun zur Besprechung der auf diese Fragen bezüglichen neuerschienenen Schriften wende, bemerke ich im voraus, daß mir bei meiner geringen Bekanntschaft mit ägyptologischer und indologischer Forschung manche Veröffentlichungen auf diesem Gebiete, in denen die griechische Philosophie mit berücksichtigt worden ist, entgangen sein mögen. Den Vortritt lasse ich Gladisch, der nach längerem Schweigen gegen Ende seines Lebens noch in zwei Abhandlungen zur vorsokratischen Philosophie das Wort ergriffen hat. Die erste von diesen ist bereits Ber. I 265 besprochen worden. In der zweiten:

141. A. Gladisch, Die ägyptische Entstellung des Pythagoras. Philol. 39 (1880) S. 113—130

wiederholt er die schon in der Schrift „Empedokles und die Ägypter" Leipzig 1858 von ihm aufgestellte Behauptung, daß sich die Lehre von der Seelenwanderung zuerst bei Empedokles finde, aber bereits bei Herodot II 81 irrtümlicherweise auf Pythagoras übertragen worden sei. Er sucht diese wunderliche Ansicht mit den früher von ihm beigebrachten sowie mit neuen Gründen zu stützen, ohne sie dadurch glaubwürdiger zu machen. Herodot II 123 soll sich überhaupt nicht auf Pythagoras, sondern auf Empedokles beziehen; aber wenn man dies auch für οἱ δὲ ὕστερον zugeben wollte — und wir werden später sehen, daß auch andere hier an Emp. gedacht haben — so bleiben doch noch οἱ

μὲν πρότερον übrig, unter denen man niemand anders als Pythag. und vielleicht noch Pherekydes verstehen kann. Aristoteles d .an. I 3 fin. wird als ein Zeugnis dafür angeführt, daß die Metempsychose nicht altpythagoreisch sei, weil Aristoteles dort von Πυθαγορικοὶ μῦθοι rede, während er sonst immer die Form Πυθαγόρειοι gebrauche; nur die Πυθαγόρειοι seien die eigentlichen Pythagoreer, die Πυθαγορικοί und Πυθαγορισταί dagegen die Empedokleer (gab es denn solche?) und zwar jene die Exoteriker, diese die Esoteriker. Das sind Phantastereien. Ganz willkürlich und unmethodisch endlich ist die Art, wie G. das Hauptzeugnis für die Seelenwanderungslehre des Pyth., die bekannten Verse des Xenophanes bei Laert. VIII 36, dadurch beiseite schiebt, daß er diese Verse einfach für unecht erklärt. — Die gleichfalls aus der früheren Schrift herübergenommene Behauptung, daß bei Emp. die philosophische Lehre mit den religiösen Vorstellungen im besten Einklange stehe und alles auf Ägypten weise, während von der unbestritten echten Lehre des Pyth. in Ägypten keine Spur zu finden sei, ist nur in ihrem zweiten Teile richtig und auch nur deshalb, weil die unzweifelhaft pythagoreische Seelenlehre eben in Ägypten kein Analogon findet; in ihrem ersten Teile dagegen ist sie völlig verfehlt. Ebenso gilt dies von der hier gleichfalls von neuem zum besten gegebenen Ableitung des Pythagoreismus aus China, mit dem die Gemeinschaft durch die hyperboreische (!) Überlieferung des apollinischen Kultus vermittelt sein soll.

Von der bei Gladisch wie bei Röth herrschenden Neigung, durch unklare Vermischung religiöser und philosophischer Vorstellungen und durch gewaltsame Umdeutung orientalischer Mythen und griechischer Philosopheme einen Zusammenhang zwischen beiden herzustellen, hält sich

142. L. v. Schröder, Pythagoras und die Inder. Eine Untersuchung über Herkunft und Abstammung der pythagoreischen Lehren. Leipzig 1884

zu seinem Vorteil fern. Er sucht vielmehr durch eine rein empirische, auf jede phantastische Konstruktion verzichtende Vergleichung den indischen Ursprung der Lehre zu erweisen. Hierbei stützt er sich auf eine, wie es scheint, gründliche Kenntnis der altindischen Litteratur und hält sich in bezug auf den samischen Weisen im wesentlichen an die maßgebenden Darstellungen von Zeller und Cantor. Da seine Schlußfolgerungen so auf einer anscheinend soliden Grundlage ruhen und überdies die einzelnen Argumente mit großem Geschick zusammengestellt sind, so fühlt man sich bei der ersten, schnellen Lektüre geneigt, dem Verf. beizustimmen. Sieht man jedoch genauer zu, so wird man gewahr, daß die Beweisführung vielfach von unerwiesenen oder

unwahrscheinlichen Voraussetzungen ausgeht. Verf. betrachtet es als feststehend, daß die Lehre von der Seelenwanderung sich weder bei den Ägyptern, die in der That, wie bemerkt, diese nicht gekannt zu haben scheinen, noch bei irgend einem anderen Volke mit einiger Sicherheit nachweisen läßt, außer bei den Indern, bei denen sie sich in der Zeit Buddhas vollständig ausgebildet vorfindet und zwar genau in derselben Form und Bedeutung wie bei Pyth. Da sie sich nun bei den Indern im Zusammenhange mit der Lehre vom Alleinen naturgemäß entwickelt hat, bei den Griechen dagegen als etwas Fremdartiges erscheint, das aus den sonstigen Anschauungen dieses Volkes nicht zu erklären ist, so glaubt sich v. Schr. zu dem Schlusse berechtigt, daß Pyth. diese Lehre von den Indern erhalten haben müsse. In dieser Argumentation ist der eine Satz unbestreitbar, daß die indische Seelenwanderungslehre eine auffallende Ähnlichkeit mit der des Pyth. zeigt. Daß dagegen diese Lehre bei Pyth. als etwas ganz Neues aufgetreten sei, steht keineswegs fest. Die Meinung Zellers, die in der letzten Zeit wieder sehr in Aufnahme gekommen ist, daß die Lehre bereits in dem orphischen Geheimkultus vorbereitet war, ist nicht so unhaltbar, wie Verf. glauben machen will. Aber auch, wenn man ihm dies zugiebt, so ist nicht abzusehen, warum wir einem so hervorragenden und originellen Denker wie Pyth. (v. Schr. hält ihn freilich mit Heraklit für einen bloßen Verarbeiter fremder Weisheit!) nicht zutrauen dürfen, daß er durch tieferes Nachdenken über den Zustand nach dem Tode auf eine Anschauung gekommen sei, die doch auch in Indien als eine Neuerung gegenüber der herrschenden Spekulation der Brahmanen erscheint. Die Möglichkeit läßt sich freilich nicht geradezu leugnen, daß auf irgend einem Wege die Lehre von Indien nach Griechenland gelangt sei; aber bei dem Dunkel, das bislang noch über der Chronologie der Anfänge des Buddhismus schwebt, wäre auch der umgekehrte Weg aus Griechenland nach Indien nicht ausgeschlossen. Immer aber könnte eine solche Übertragung nur mittelbar vor sich gegangen sein; an einen Aufenthalt des Pyth. in Indien, von dem die späteren Griechen fabeln und den auch v. Schr. für möglich hält, darf man nach allem, was wir von den Beziehungen zwischen diesem Lande und Griechenland wissen, nicht denken. Die ganze Hypothese von dem indischen Ursprung der Seelenwanderungslehre des Pyth. hat indessen dadurch einen starken Stoß erlitten, daß die zahlreichen sonstigen Entlehnungen dieses Philosophen aus Indien, die v. Schr. nachgewiesen zu haben glaubt, so besonders auf dem Gebiete der Mathematik (pythagoreischer Lehrsatz), der Zahlenlehre und Zahlensymbolik, der Speiseverbote und sonstiger eigentümlicher Vorschriften, wie z. B. der vielberufenen: πρὸς ἥλιον τετραμμένον μὴ ὀμιχεῖν, die jedoch, was v. Schr. übersehen hat, bereits bei Hesiod

Opp. 727 steht, nach dem Urteile der besten Kenner der griechischen Philosophie wie der indischen Litteratur bei näherer Betrachtung in nichts zerfließen. So ist es unerweislich, daß eine der pythagoreischen verwandte Zahlenlehre bereits zu Pythagoras' Zeiten in Indien ausgebildet gewesen sei; v. Schr. selbst schließt dies nur aus einer ganz unsicheren Etymologie der Sâmkhyalehre des Kapila. Wenn er andererseits in dem von ihm behaupteten, von A. Weber bestrittenen Vorkommen der Theorie von den 5 Elementen in der Sâmkhyalehre einen Beweis für seine These erblickt, so wird dieser schon durch den Umstand hinfällig, daß eine solche Lehre dem Stifter der pythagoreischen Lehre wahrscheinlich noch gar nicht zugesprochen werden darf. Überhaupt hätte bei der ganzen Untersuchung das Eigentum des Pyth. von dem seiner Nachfolger viel schärfer gesichtet werden müssen, als dies Verf. gethan hat. Vgl. R. Garbe, D. Litt.-Z. 1884, 1371 f., A. W(eber), Litt. C.-Bl. 1884, 1563 ff., H. v. Kleist, Ph. Rsch. 1885, 790 ff., J. Walter, Jahrb. f. Philos. (1886), 273 ff., Lortzing, B. Ph. Wschr. 1885, 981 ff. S. auch O. Gruppe, Die griechischen Kulte I 661 ff. 673 ff.

143. A. Weber, Die Griechen in Indien. S.-B. der Berl. Ak. 1890. II. S. 901—933.

144. R. Garbe, Über den Zusammenhang der indischen Philosophie mit der griechischen. Philos. Mon.-H. 29 (1895) S. 513—530.

*145. Goblet d'Alviella, Ce que l'Inde doit à la Grèce. Des influences classiques dans la civilisation de l'Inde. Paris 1897.

Weber verhält sich im wesentlichen den Schröderschen Ergebnissen gegenüber ablehnend. Gegen die Behauptung, Pyth. habe seinen mathematischen Lehrsatz aus Indien entlehnt, wo er sich bereits in den bis in ein hohes Altertum hinaufreichenden Çulvasutras (Meßschnurregeln) finde, bemerkt er, es sei fraglich, ob die genannte Schrift vor Pyth. zu setzen sei; auch beruhten die dort entdeckten Regeln zwar auf alter praktischer Übung, aber darum brauchten deren Träger nicht im Besitze der Vorstellungen gewesen zu sein, die man später aus ihrer Praxis gezogen und in die Form bestimmter Regeln gebracht habe. Vgl. Zeller 482, 3. Auch die Seelenwanderungslehre des Pyth. aus dem Buddhismus abzuleiten, ist nach W. bedenklich, und zwar aus den oben (zu No. 142) angeführten chronologischen Gründen. Selbst wenn Buddha ein Zeitgenosse des Pyth. war, so waren mindestens mehrere Jahrzehnte nötig, damit die Lehre von Indien aus nach Griechenland dringen konnte. Die Metempsychose liegt dem menschlichen Geiste so nahe, daß sie von verschiedenen Völkern in verschiedenen Teilen der Erde selbständig aufgestellt werden konnte: wir finden sie auch bei den

Ägyptern (?) und Kelten. Hervorzuheben ist noch die Bemerkung Webers, wo zwischen der altgriechischen Philosophie und der indischen eine auf Entlehnung hinweisende Übereinstimmung stattfinde, habe man stets an Entlehnung aus Griechenland zu denken. — Auf einem wesentlich anderen Standpunkte steht Garbe. Nachdem er auf Analogien mit der indischen Gedankenwelt bei Thales, Anaximander, Heraklit, Empedokles und Demokrit hingewiesen hat, erklärt er es für zweifelhaft, ob solche Übereinstimmungen auf wirklicher Beeinflussung der Griechen durch die Inder beruhen oder bei beiden Völkern selbständig entstanden seien, neigt sich aber doch der ersteren Annahme zu. Die historische Möglichkeit eines indischen, durch Persien vermittelten Einflusses sei unbedingt zuzugeben, und durch die Nachrichten über Reisen griechischer Philosophen in orientalische Länder [in Wahrheit steht die Wertlosigkeit dieser spätgriechischen Fabeln bei allen kompetenten Forschern fest] werde die Wahrscheinlichkeit (also doch mehr als bloße Möglichkeit?) noch erhöht. Bei Pyth. hält es G. für ganz sicher, daß seine Lehre von Indien abhängig sei. Einzelne Übereinstimmungen würden nichts beweisen, wohl aber die Masse solcher und zwar selbst in geringfügigen und wunderlichen Dingen, wie dies v. Schr. in gründlicher und umfassender Weise nachgewiesen habe. Darauf ist zu erwidern, daß eine noch so große Masse von Argumenten leicht wiegt, wenn jedes einzelne ohne Beweiskraft ist. Wie wenig beweiskräftig aber die einzelnen Schröderschen Argumente sind, ist bereits oben bemerkt worden. Darin hat auch nach Garbes Meinung v. Schr. gefehlt, daß er die pythagoreische Grundanschauung von der Zahl aus einer angeblich älteren Form der Sâmkhyalehre ableite; wir besitzen nicht den mindesten Anhaltspunkt dafür, daß es einmal ein anderes Sâmkhyasystem als das uns vorliegende gegeben habe. Weiterhin werden dann von G. die indischen Elemente im Gnosticismus und Neuplatonismus besprochen und die Vermutung A. Webers (Ind. Studien IX 173 ff.), daß die indische Vorstellung von der vâc (Stimme, Rede, Wort) auf die im Neuplatonismus auftretende und von da in das Johannesevangelium übergegangene Logosidee von Einfluß gewesen sei, dahin erweitert, daß schon 500 Jahre früher Heraklit seinen Logosbegriff aus Indien entlehnt habe. Diese sonderbare Behauptung zu begründen, hat G. keinen Versuch gemacht. — An der Schrift von Goblet, in der auch die Philosophie der Griechen näher besprochen zu sein scheint, lobt F. Justi, B. Ph. Wschr. 1898 S. 912 f. gediegenes Wissen und besonnenes Urteil.

Zu berichten ist an dieser Stelle ferner über zwei Abhandlungen, die gewisse Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen den Anschauungen beider Völker behandeln.

146. H. Oldenberg, Die Religion des Veda und der Buddhismus. Eine religionsgeschichtliche Studie. Deutsche Rundschau 22 (1898) S. 193—225.

147. E. Windisch, Über den Sitz der denkenden Seele, besonders bei den Griechen und Indern, und eine Etymologie von griech. πραπίδες. Ber. d. Sächs. Ges. d. W. Ph.-h. Kl. B. 43 (1891) S. 155—203.

In Oldenbergs Studie wird S. 211 ff. dargelegt, daß die beherrschenden Stimmungen und mehr noch die begriffsmäßigen Formulierungen, in denen das Denken und Leben der buddhistischen Mönche sich vollzieht, auf griechischem Boden ihr etwa gleichzeitiges Gegenbild finden. Es erhebt sich in Indien wie in Griechenland eine Welt geistiger Bildungen, die hoch über alles Alte hinausstrebt. Es bildet sich im besonders scharfen Gegensatze zum großen Haufen der Nichterleuchteten der Typus halb religiöser, halb philosophischer Heroen oder Virtuosen. Zu gleicher Zeit nimmt auch der Inhalt des Glaubens und Denkens ein neues Aussehen an. Das Denken richtet sich immer mehr auf das eigentliche Seelenwesen; es bildet sich die Lehre von der Seelenwanderung aus. Das Ziel ist die Lösung von dieser Wanderung, das Eingehen in die Welt des Ewigen, deren nur der Denker teilhaftig wird. In diesen Gedankenkreis gehören die symbolischen Darstellungen der orphischen Dichtung — so bedeutet der von Titanen zerfleischte Dionysos die dem Unheil der Zerstückelung preisgegebene selige Einheit alles Seins —, ferner Anaximanders Lehre vom Dasein aller Dinge als einer Schuld, Heraklits Strom des Werdens und Vergehens, der im Buddhismus wiederkehrt. Das Gespräch eines Heiligen mit dem Griechenfürsten Menandros (Milinda), der gegen 100 v. Chr. im Nordwesten Indiens herrschte, vergleicht ganz charakteristisch das Leben der Persönlichkeit mit einer Flamme. Dem Kreise oder Rade, unter dem sich die Orphiker die Seelenwanderung vorstellen, entspricht bei den Buddhisten das Rad der Existenzen, der Kreislauf der Geburten. Auch die Verknüpfung des Seelenwanderungsglaubens mit den Ideen der moralischen Wiedervergeltung findet sich im Buddhismus wieder, ebenso die Erinnerung besonders erleuchteter Männer an frühere Verkörperungen (Pythagoras, Empedokles) in den Wiedergeburten des Buddha, endlich auch das Ziel der Erlösung vom Elend des Werdens (Orphiker, Platon) im Nirwana. Mit Unrecht hat man, so schließt O. diese Betrachtung, aus den in die Augen fallenden Ähnlichkeiten geradezu auf Übertragung von Indien nach dem Westen geschlossen; die Gleichartigkeit der geschichtlichen Ursachen hüben und drüben genügt, diese

Ähnlichkeiten zu erklären. — Einen speziellen Beitrag zur Geschichte der Psychologie bei Griechen und Indern liefert die auch linguistisch wertvolle Abhandlung von Windisch. Wie in den ältesten germanischen Quellen, so ist auch bei den Indern, sowohl bei den vedischen Dichtern wie auch in der brahmanischen Philosophie und in der einheimischen Medizin nicht das Haupt, sondern das Herz der Sitz der denkenden Seele. Dieselbe Anschauung herrschte auch bei den Griechen von Homer an. Auch unter den griechischen Philosophen blieben die meisten dieser Auffassung treu, so Parmenides, Aristoteles, Epikur, dem auch Lukrez folgt, die Stoiker. Daneben wurde jedoch schon frühzeitig die denkende Thätigkeit in den Kopf und das Gehirn verlegt. Dieser Teil des Körpers ist vielleicht auf der ganzen Erde zuerst von griechischen Philosophen und Ärzten in seiner Bedeutung für das Denken und die ganze Führung des Menschen erkannt worden. Von den älteren Philosophen haben Pythagoras (?), Alkmaion und Demokrit diese Ansicht vertreten. Auch dem Hippokrates sowie späteren Medizinern wird bei Aëtios diese Lehre zugeschrieben. Platon weist dem obersten seiner drei Seelenteile den Kopf als Sitz zu. Die Thatsache, daß Aristoteles, dem sich die Stoiker hierin völlig anschlossen, nichts vom Kopf als Sitz der Seele wissen will, spricht dafür, daß bis dahin noch keine durchschlagenden Gründe für diese Ansicht geltend gemacht worden waren, auch von den Ärzten nicht. Galen, der im allgemeinen auf Platons Standpunkt stand, hat von den Gelehrten des späteren Altertums am meisten zur Ausbreitung der Lehre vom Gehirn als Sitz des Denkens im Mittelalter und bei den neueren Völkern beigetragen. Während demnach die bei den Indern ganz allgemein herrschende Anschauung, daß das Gehirn ohne besondere Bedeutung für die geistige Thätigkeit des gesunden Menschen sei, auch in Griechenland überwog, betrachtete man das Gehirn frühzeitig als Sitz gewisser Krankheiten. Das kranke Gehirn wird schon in den Vedas erwähnt. In Hippokrates' Schule wurden die Geisteskrankheiten auf die Störung des normalen Zustandes des Gehirns zurückgeführt. Diese Erkenntnis war, wie aus Stellen des Aristophanes und Plautus (cerebrosus = verrückt) hervorgeht, schon früh bei den Griechen und Römern volkstümlich geworden. — Auf die weiteren lehrreichen Ausführungen über die Auffassung der Seele als Hauch und die daran geknüpften sprachlichen Bemerkungen über Atem, Seele, Geist und ihre Sippen bei den verschiedenen indogermanischen Völkern sowie über die Wandlungen der Lehre vom manas und atman bei den Indern, endlich über die Etymologie und Bedeutung von φρένες und πραπίδες kann hier nur hingewiesen werden.

Als ein später Adept der bei uns durch Röth und Gladisch vertretenen Richtung erweist sich:

148. A. Chiappelli, Su alcuni frammenti di Eraclito. Memoria letta all' Accad. di Scienze morali e politiche della Soc. Reale di Napoli. 1887. 39 S.

Er zweifelt nicht daran, daß die ältesten griechischen Philosophen aus den religiösen Anschauungen wie aus den physischen und astronomischen Erkenntnissen der Völker Westasiens und Ägyptens teils unmittelbar, teils mittelbar durch die griechischen Mysterien Nahrung gezogen haben. In bezug auf Heraklit ist er der Meinung, daß sich Teichmüller (s. u.) zu ausschließlich an die Übereinstimmungen mit der ägyptischen Religion hält, und spricht sich dahin aus, daß der Ephesier sich nicht an bestimmte religiöse Lehren gebunden, sondern aus den verschiedenen Religionen das ihm Gemäße ausgelesen habe, wobei er es nicht an einer Kritik der einzelnen religiösen Auffassungen fehlen ließ. Eine solche Kritik übte er namentlich an den Überlieferungen der ägyptischen Priester, die er in Ephesus mit andern religiösen Kulten vergleichen konnte (?), und schloß sich dabei vornehmlich an die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Perser an. Dies sucht Ch. aus einer Anzahl heraklitischer Bruchstücke nachzuweisen, die er indes in sehr unkritischer und willkürlicher Weise verwertet. So nimmt er mit Teichmüller an, daß in Fr. 85: νεκύες κοπρίων ἐκβλητότεροι die ägyptische Einbalsamierung und Mumifizierung der Leichen bekämpft werde, sieht aber zugleich darin eine Verurteilung auch des griechischen Totenkultus und vermutet, daß Heraklit dazu durch die religiöse Anschauung Zarathustras und die den Griechen früh bekannt gewordene Bestattungsart der Perser veranlaßt worden sei; es sei sehr wahrscheinlich, daß er diesen von den Magiern festgehaltenen Gebrauch gegen die auch bei den Persern mehr und mehr eindringende ägyptische Sitte verteidigt habe. Zum Beweise hierfür beruft sich Ch. auf den wertlosesten Anekdotenkram bei Diog. Laert., wodurch seine durch kein glaubhaftes Zeugnis bestätigte Vermutung sicher nicht annehmbarer wird. Übrigens würde mit der in diesem Bruchstück unzweifelhaft ausgedrückten Verachtung des Leichnams, die Ch. freilich merkwürdigerweise darin nicht erkennen will, die Lehre von der Auferstehung der Leiber, wenn sie wirklich heraklitisch sein sollte (s. u.), im vollen Widerspruche stehen. Nach Ch. ist dem Ephesier diese Lehre und zwar gleichfalls aus der Religion Zarathustras bekannt gewesen, und er hat sie jedenfalls (?) in dem dunkelen Fr. 123, wenn auch vielleicht nur in einem poetischen und symbolischen Sinne (?), verwendet. Eine Bekämpfung ägyptischen Glaubens und eine Hinneigung zum persischen findet Ch. auch in Fr. 126. Die in seiner ersten Hälfte sich aussprechende offene Feindschaft gegen den Bilderdienst habe ihr Analogon bei den Persern, und die zweite Hälfte richte sich wahrscheinlich gegen

die Ägypter, die zwar mit Heraklit den Aufstieg der Seelen und ihre Wandlung in Götter annahmen, aber abweichend von ihm den Abstieg, die Rückwandlung der Götter in Menschen, verwarfen. Auf die angebliche Polemik in Fr. 76 gegen die Ansicht der Ägypter von der Vorzüglichkeit ihres Landes und der Wertlosigkeit des griechischen Bodens brauchen wir um so weniger einzugehen, als jenes Fr. in dieser Fassung (οὐ γῇ) schwerlich heraklitisch ist. Die Willkürlichkeit, mit der in allen diesen Fällen ohne die Spur eines Beweises Beziehungen Heraklits zu den Persern und Ägyptern behauptet werden, liegt für jeden Kundigen zu Tage. Was Ch. aus den Aussprüchen des „Dunklen“ herauszulesen vermag, zeigt vielleicht am krassesten die Deutung der Worte οὔτε ἀνθρώπων Fr. 20, mit denen die Heroen oder die jüngeren Götter wie Herakles oder Dionysos gemeint sein sollen (!). Wohleinverstanden dagegen kann man mit der Schlußbemerkung sein, daß Heraklit sich mit Anaximander auseinandersetzt und im schärfsten Widerspruch gegen dessen bekanntes Fragment von der Ungerechtigkeit, deren sich die Dinge durch ihre Aussonderung aus dem ἄπειρον schuldig machen, in dem ewigen Prozesse des Werdens vielmehr Gerechtigkeit und vernünftiges Gesetz erblickt hat.

Nicht übergehen dürfen wir in diesem Zusammenhange:

149. O. Gruppe. Die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen. B. I. Leipzig 1887.

Diese auf den umfassendsten Forschungen aufgebaute und die aufgeworfenen Probleme geistvoll und anregend behandelnde Arbeit beschränkt sich keineswegs, wie man aus dem Titel vermuten könnte, auf die griechische Religion und Mythologie in ihrem Verhältnisse zum Orient, sondern geht auch auf die Frage nach dem Ursprunge der griechischen Philosophie ein und gelangt dabei zu Ergebnissen, die, wie man sich auch zu ihnen stellen mag, doch den unleugbaren Vorzug vor den Hypothesen eines Röth, Gladisch und auch v. Schröders haben, daß es sich nach der Ansicht des Verf. um keine unmittelbare Entstehung griechischer Philosopheme aus orientlischer Urweisheit, sondern nur um eine durch die Übertragung religiöser Anschauungen aus dem Orient nach Griechenland vermittelte Einwirkung dieser Anschauungen auf die Entwickelung der philosophischen Systeme handelt. Nach der Formulierung, die G. seiner Auffassung S. 694 im Anschluß an eine Besprechung der Schröderschen Schrift (s. o. S. 148) giebt, liegt die Erklärung für die mannigfaltige Übereinstimmung zwischen griechischer und orientalischer Weisheit darin, daß die religiösen Ideen des Orients zunächst in ihrer orientalischen Form nach Griechenland verpflanzt wurden, daß aber ihre Entwickelung in Griechenland, weil diese Verpflanzung eine

fortlaufende war, nur ein Widerspiel ihrer Entwickelung im Orient ist und folglich den Eindruck eines naturgemäßen organischen Fortschrittes machen muß. Die griechische Philosophie hat die scheinbar kleine, in Wahrheit große Neuerung gemacht, diese Idee von ihrer religiösen Hülle zu befreien. Diels in seiner Besprechung der Schrift (Arch. II 88 ff.) faßt das konkrete Hauptresultat der Untersuchung kurz und treffend dahin zusammen: die Anfänge der griechischen Philosophie sind durch die orphischen Gedichte und diese wiederum durch orientalische Originalgedichte beeinflußt. Damit ist die anscheinend einfache Frage in zwei scharf von einander zu scheidende Fragen aufgelöst, ein Verfahren, das prinzipiell zu billigen und der Lösung des Problems sicherlich förderlicher ist als jene unkritische Vermengung beider Gesichtspunkte bei den Vorgängern Gruppes. Wenn daher Diels a. a. O. von „orientalischen Phantasmagorien" spricht, die das Auge umgaukeln, und „die Schatten von Creuzer, Röth und Gladisch" aus den „wunderlichen Fratzen paradiesischer Urweisheit" ihrem jungen Adepten freundlich zuwinken sieht (vgl. auch Diels Arch. II 658 f. gegen Gruppes Verteidigung seines Standpunktes in einer Beilage zu den N. Jahrb. f. Phil. 137 (1888) S. 1 f.), so kann man einen solchen Eindruck doch allenfalls nur aus den freilich den Hauptbestandteil des Buches bildenden Untersuchungen über das Verhältnis der religiösen Ideen der Griechen zu denen des Orients empfangen; in den hier allein in betracht kommenden Erörterungen dagegen über das Verhältnis der ältesten Philosophie der Griechen zu der religiösen, insbesondere der theogonischen Dichtung ihres eigenen Volkes haben nach dem soeben bezeichneten Standpunkte des Verfassers „orientalische Phantasmagorien" überhaupt keinen Platz. In der That verfährt denn auch G. auf diesem Gebiete durchaus nicht unwissenschaftlich, und was er z. B. über die verschiedenen orphischen Theogonien in ihrer Beziehung zur Philosophie hier (und in einer speziellen, später zu besprechenden Abhandlung) ausführt, läßt weder wissenschaftliche Methode noch gründliche Gelehrsamkeit vermissen. Ob freilich seine Auffassung das Richtige trifft, darüber werden die Ansichten in einer so schwierigen und von verschiedenen Seiten sehr verschieden beantworteten Frage auseinander gehen. Ich gestehe offen, daß ich diese Materie zu wenig beherrsche, um ein entscheidendes Urteil zu fällen, und beschränke mich daher darauf, über das Wichtige kurz zu berichten. In Kap. II § 45 ff. bespricht G. eingehend die religiöse Litteratur der Griechen, zunächst die Hymnenpoesie, dann die Theogonie Hesiods, die er aus einer Fülle theogonischer und genealogischer Gedichte etwa in der Zeit Perianders hergestellt sein läßt, und schließlich die orphischen Theogonien. In der homerischen Διὸς ἀπάτη sieht er eine Travestie einer alten orphischen

Theogonie, die er mit der von Platon und Aristoteles benutzten gleichsetzt, und für eine Übersetzung einer phönikischen Urtheogonie hält. (Gegen diese Rekonstruktions- und Ableitungsversuche erklärt sich Diels a. a. O.) Von den drei jüngeren orphischen Theogonien, die Damaskios beschreibt, der von Eudemos gelesenen, der rhapsodischen und der Theologie nach Hieronymos und Hellanikos ist die dritte mit der des Athenagoras, die zweite mit der von den Neuplatonikern citierten identisch. Der Grundgedanke der rhapsodischen Theogonie ist wie der der Theogonie des Musaios (Laert. prooem. 3): ἐξ ἑνὸς τὰ πάντα γίνεσθαι καὶ εἰς ταὐτὸν ἀναλύεσθαι. Von der intelligiblen Welt der Neuplatoniker weiß sie noch nichts, dagegen kommt sie in der Verwertung der Götternamen für die philosophische Terminologie mit Heraklit und Demokrit überein. Auch sonst glaubt G. vielfache Übereinstimmungen zwischen der orphischen Theogonie und den älteren Philosophen, besonders Heraklit, zu sehen. So haben die orphischen Darstellungen von der Emanation der Welt aus Phanes, von der Entstehung der Sonne, die die Orphiker Dionysos nannten, weil sie sich die von Feuer erfüllte Flüssigkeit als einen „feurigen Weintrank“ vorstellten (?), von der Geburt des Zagreus aus der Kore und seiner Zerreißung durch die Titanen, vom „Rauschtrank der Seelen“ (Macrob. Somn. Scip. I 12) in der Lehre des Ephesiers ihr Gegenstück. Diese Parallelen sind nicht so zu erklären, daß man die Orphiker zu Schülern Heraklits macht; sie sind vielmehr seine Vorgänger. In dem Fortschritt des menschlichen Denkens vom Mythos zum Logos bezeichnen sie die frühere, Heraklit die spätere Stufe. Die Ideen der Orphiker führen konsequent zu der Erkenntnis der Anfangslosigkeit der Welt; aber diese Konsequenz hat erst Heraklit gezogen. Ebenso waren auch Empedokles und Pythagoras von der orphischen Lehre abhängig, deren Existenz im 6. Jahrhundert auch durch das System des Pherekydes bewiesen wird. Die Nichterwähnung dieser Litteratur bei Platon ist kein Gegenbeweis und ebensowenig ihre angebliche Beeinflussung durch den Stoicismus, die G. leugnet, Hauptbeweis aber die Übereinstimmung der orphischen Lehre mit der phönizischen Theogonie, sowie mit der ägyptischen Religion. Auch die Lehre von der Seelenwanderung und vom Eingehen in das Alleine (Dionysos = Hades, σῶμα σῆμα), sowie die Zurückführung der Weltschöpfung auf die Liebe und den Haß bei Heraklit (?) und Empedokles finden sich in den orientalischen Religionen wieder. Das Ergebnis aus alle dem ist, daß die Vorstellungen der Orphiker im 6. Jahrhundert in der gesamten kultivierten Welt verbreitet waren. — Der wichtigste Teil dieser Erörterungen ist das, was G. über die Beschaffenheit und die Beziehungen der rhapsodischen Theogonie ausführt. Er entwickelt hier zwei fruchtbare Gedanken, in denen, wie wir

sehen werden, O. Kern trotz der sonstigen Verschiedenheit der beiden Standpunkte mit ihm zusammentrifft, und die er selbst in der bereits erwähnten besonderen Schrift (s. u.) noch näher dargelegt und ergänzt hat: 1. Die Urform der rhapsodischen Theogonie gehört dem 6. Jahrhundert an; 2. die älteren griechischen Denker haben von dieser früheren orphischen Litteratur bedeutsame Einwirkungen erfahren. Die erste dieser Annahmen hält auch Diels a. a. O. für wahrscheinlich, während er die zweite nur in sehr beschränktem Maße gelten lassen will: es sei möglich, daß Heraklit und andere gleichzeitige Philosophen durch einzelne Wendungen und Gedanken orphischer Gedichte angeregt worden seien, aber der Quellpunkt heraklitischer Spekulation sei nicht darin zu finden; was G. als heraklitisch bei den Orphikern ansehe, liege der ganzen hylozoistischen Anschauung der Zeit zu grunde und nähere sich teilweise mehr dem Pantheismus des Xenophanes. Jedenfalls sei große Vorsicht bei Benutzung der Orphik nötig, da die Möglichkeit späterer Interpolationen sehr nahe liege. Dieser Beurteilung wird man im großen und ganzen zustimmen können. — Auf die sehr bedenkliche Erklärung des Heraklitfragments 127 bei G. werde ich in anderem Zusammenhange eingehen.

*150. P. Jenson, die Kosmologie der Babylonier. Straßburg 1890.

*151. P. d'Ercole, L'origine indiana del Pitagorismo secondo L. v. Schröder. Riv. ital. di filosofia. Nov.—Dez. 1891.

In No. 150 wird nach dem Berichte von E. Wellmann Arch. V (1891) S. 93 f. die Ähnlichkeit der babylonischen Kosmologie mit griechischen Vorstellungen erörtert. No. 151 bringt nach A. Chiapelli Arch. VII (1894) S. 554 f. neue Argumente gegen die Schrödersche Hypothese.

Die aus dem späteren Altertum stammende, in Italien seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts immer von neuem wiederholte Behauptung, Pythagoras' Philosophie sei italischen, insonderheit etruskischen Ursprungs, ist neuerdings beleuchtet worden von:

152. L. Ferri, Sguardo retrospettivo alle opinioni degl' Italiani intorno alle origini del Pitagorismo. Atti della R. Acc. dei Lincei 1890, ser. IV. Rendiconti vol. VI, 1º semestre S. 532—547.

Nach einer wohl erschöpfenden Aufzählung der italienischen Litteratur über diesen Gegenstand wird dargethan, daß die älteren Zeugnisse von einer italischen Herkunft der pythogoreischen Lehre nichts wissen und der hellenische Charakter dieser Lehre betont; doch seien orientalische Einflüsse nicht ganz zu leugnen. Zuerst scheint Aristoxenos den tyrrhenischen Ursprung des Pythagoras behauptet zu haben (?) in den vier ersten Jahrhunderten n. Chr. wucherte dann die Legende

weiter. Das Ergebnis ist: Pyth. ist kein Italiker, sondern ein Grieche, wenn auch seine Familie vielleicht tyrrhenischen (?) Ursprungs ist. In Deutschland ist diese Streitfrage längst erledigt, und zwar, wenn man von dem einschränkenden Zusatz über die Vorfahren absieht, im Sinne Ferris (s. Zeller 485 ff., 3). Nachdem sich um die gleiche Zeit wie dieser auch Ferrari, La scuola e la filosofia pitagorische (s. u.) auf denselben Standpunkt gestellt hat, ist sie hoffentlich auch in Italien, wo sie an einem eingewurzelten patriotischen Vorurteile immer neue Nahrung gefunden hat, endlich zur Ruhe gekommen. Vgl. Chiappelli Arch. VII (1894) S. 552 ff. — Daß der Name des Pyth. frühzeitig bei den Römern bekannt wurde und sie seine Schule und Lehre in Ehren hielten, sucht, wie ich aus Ferris Schrift ersehe, A. Chiappelli, Sopra alcuni frammenti delle XII tavole nelle loro relationi con Eraclito e Pitagora (Archivio Giuridico 1885, Heft 1 u. 2) darzulegen. Aus einer anderweitigen Mitteilung über den Inhalt dieser Abhandlung ergiebt sich, daß Ch. in bezug auf Heraklit der Meinung ist, die in Fr. 85 ausgesprochene Anschauung sei durch Hermodors Vermittelung in die Decemviralgesetzgebung eingedrungen.

Wir schließen hieran eine Besprechung der auf die orphische Litteratur, insbesondere das Verhältnis der älteren griechischen Philosophen zur Orphik bezüglichen Schriften.

153. O. Kern, De Orphei Epimenidis Pherecydis theogoniis quaestiones criticae. Berolini 1888.

154. O. Kern, Empedokles und die Orphiker. Arch. f. G. d. Philos. I (1888) S. 498—508.

155. O. Kern, Zu Parmenides. Ebd. III (1890) S. 173—176.

156. F. Susemihl, De Theogoniae Orphicae forma antiquissima. Ind. schol. aest. Greifswald 1890.

157. O. Gruppe, die rhapsodische Theogonie und ihre Bedeutung innerhalb der orphischen Litteratur. N. Jahrb. f. Ph. 17 (1890), Suppl.-Bd. S. 687—747.

158. A. Dieterich, Nekyia. Beiträge zur Erklärung der neutestamentlichen Petrusapokalypse. Leipzig 1893.

159. F. Dümmler, Zur orphischen Kosmologie. Arch. f. G. d. Philos. VII (1894) S. 148—153.

160. E. Maaß, Orpheus. Untersuchungen zur griechischen, römischen, altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion. München 1893.

Aus dem reichen Inhalte der Untersuchungen Kerns (No. 153) können wir hier nur die wichtigsten Punkte anführen. Im 1. Kap. sucht K. die Ansicht Lobecks, daß die sogen. rhapsodische Theogonie

bereits im 6. Jahrhundert bekannt war, gegen P. Schuster, de veteris Orphicae theogoniae indole atque origine, Leipzig 1869, zu verteidigen, wobei er vornehmlich den Eingang des Gedichtes in betracht zieht. Als charakteristische Gestalten dieser Theogonie erkennen wir: 1. Chronos, Äther und Chaos als gleichzeitige Prinzipien der Dinge; 2. das von Chronos gebildete Weltei, zu dessen Erklärung wir, da das Ei noch in vier griechischen Fabeln vorkommt, nicht zu den Indern oder Ägyptern unsere Zuflucht zu nehmen brauchen; 3. den aus dem Ei entspringenden Phanes Πρωτογόνος, den die meisten Gelehrten für eine jüngere Erfindung gehalten haben, weil sie seinen Namen Ἠρικαπαῖος nur aus der ägyptischen oder einer semitischen Sprache ableiten zu können glaubten und die Erzählung von seiner Verschluckung ihnen jüngeren Ursprungs zu sein schien. Diels hat, wie K. mitteilt, in seinen Vorlesungen den Namen davon abgeleitet, daß er von Zeus in der Frühe verschluckt worden sei. Von besonderer Bedeutung ist, daß Phanes mit seiner Tochter, der Nacht, die ganze Welt erzeugt hat. Einen so hervorragenden Platz hat die Nacht zuerst bei den Orphikern erhalten. — Des weitern legt K. dar, daß die Theogonie des Hieronymos nicht, wie Schuster glaubte, älter als die orphische, sondern erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstanden ist. Daraus folgt, daß es die Gestalt des Phanes und mit ihr zugleich Rhapsodien schon vorher gegeben hat. Aber auch Platon hat sie bereits gekannt, wie aus mehreren, zum Teil schon von Lobeck benutzten Stellen hervorgeht. Auch bei Aristophanes Vögel 692 ff. findet sich Orphisches, und bei Pindar sowie bei den Pythagoreern hat Lübbert*) deutliche Spuren orphischer Weisheit entdeckt. Auch bei Xenophanes, Heraklit, Anoxagoras zeigen sich solche Anklänge. Das Ergebnis ist: die orphische Rhapsodie existierte im Ausgange des 6. Jahrhunderts und war überall in Griechenland verbreitet. Dagegen steht die Annahme Schusters von zwei anderen orphischen Theogonien, der angeblich Eudemischen und einer bei Apollonius Argonaut. I 494 ff. benutzten, die viel älter sein sollen als die rhapsodische, auf schwachen Füßen. — Dieser „gelehrten, scharfsinnigen und originellen Beweisführung" (Diels) haben die meisten Beurteiler zugestimmt. Vgl. Gomperz D. L.-Z. 1888, 974, Ludwich B. Ph. Wschr. 1889, 557, Crusius L. C.-Bl. 1889, 615, Diels Arch. II 656 ff. Ablehnend dagegen hat sich Zeller S. 89 f. verhalten, der seine frühere Ansicht, daß Platon

*) Commentatio de Pindaro dogmatis de migratione animarum cultore. Ind. schol. hib. Bonn 1887. Da ich die wertvolle Schrift leider nicht habe erhalten können, verweise ich auf Diels Arch. II (1887) S. 93 f., nach dem L. die Eschatologie der Pythagoreer und Orphiker anziehend und überzeugend dargestellt hat.

nd Aristoteles die rhapsodische Theogonie nicht gekannt haben und iese unter stoischen Einflüssen nicht vor Anfang des 3. Jahrhunderts . Chr. entstanden sei, durch K. nicht widerlegt glaubt. Ich maße ir kein Urteil über diese schwierige Frage an, deren Erörterung auch ach Kern von Gruppe (s. u.) wieder aufgenommen worden ist. Eine chwäche der Beweisführung Kerns scheint mir darin zu liegen, daß er le Hinweisungen auf orphische Gedichte und Entlehnungen aus solchen, e sich bei Platon und anderen älteren Philosophen finden, auch wenn e keine spezifisch der rhapsodischen Theogonie angehörenden Lehren treffen, für das hohe Alter geltend macht. Es kann im 6. Jahrundert sehr wohl ein orphisches Gedicht gegeben haben, und dieses ann von älteren Philosophen benutzt worden sein, ohne daß es mit r rhapsodischen Theogonie identisch zu sein braucht. Was aber ese Benutzung selbst betrifft, so ist es doch sehr fraglich, ob sie in m Umfange angenommen werden darf, wie dies K. in der vorliegenn Abhandlung und weiterhin in No. 154 und 155 zu erweisen gesucht it. Diels hat die Mahnung zur Vorsicht bei der Auffindung solcher ntlehnungen, die er, wie erwähnt, in der Besprechung der Schrift o. 149 ausgesprochen hatte, auch Kern gegenüber (Parmenides 11 id sonst) wiederholt; vgl. auch, was oben zu Rohdes von Kern völlig weichenden Auffassung (Psyche[1] 397 f.) bemerkt worden ist. — Über s 2. Kap.: de Epimenides theogoniis beschränke ich mich auf folgende irze Angabe. K. hält es für wahrscheinlich, daß Epim. von seinen iden Prinzipien die Luft aus dem Buche des Anaximenes und die acht ebenso wie das Ei aus der orphischen Theogonie nahm. Danach nn Epim. nicht Zeitgenosse Solons gewesen sein, sondern muß kurz r den Perserkriegen gelebt haben, was ja auch Platon in der beinnten Stelle der Gesetze berichtet. Dieser ganzen Argumentation gt die Überzeugung von der Echtheit der im Altertum dem Epimedes zugeschriebenen Theogonie zu grunde. Inzwischen hat nun aber iels, Über Epimenides von Kreta (S.-B. d. Berl. Ak. d. W. XXI 891], Ph.-H. Kl. S. 388 ff.) scharf zwischen dem historischen und m „litterarischen" Epimenides geschieden und nachgewiesen, daß atons Zeitbestimmung sich aus den Angaben der Orakel gebildet hat, e unter Epimenides' Namen umliefen und wahrscheinlich, wenigstens ilweise, auf die von Onomakritos gebildete „litterarische Kommission" r Peisistratiden zurückzuführen sind. Diesem Ergebnis wird man it Zeller S. 87 f. (vgl. auch Rohde Psyche 380[1] ff.) zustimmen müssen. s verliert damit die Epimenideische Theogonie jede Bedeutung für e Entwickelung der wissenschaftlichen Kosmogonie. — Den Inhalt n c. III: De Pherecydis pentemycho werden wir in anderem Zummenhange berücksichtigen.

Eine Ergänzung zu Kerns Untersuchungen über die orphische Theogonie bilden, wie gesagt, dessen Abhandlungen No. 154 und 155. In der ersten wird zunächst als Zweck des empedokleischen Lehrgedichtes eine Vermittelung zwischen Parmenides und Heraklit bezeichnet. Von pythagoreischem Einflusse dagegen findet sich keine Spur bei Emp., abgesehen von der unerheblichen Lehre über die glasartigen Körper der Sonne und des Mondes und von der Metempsychose, die man aber gar nicht auf Pythagoras zurückzuführen braucht, da die Pythagoreer die Anregung dazu erst aus den orphischen Gedichten und Mysterien hatten und der Ausspruch des Emp. v. 383 ff. Stein im Inhalt genau mit Orpheus 222 f. Abel übereinstimmt, während uns kein Zeugnis vorliegt, daß die Wanderung der Menschen durch Tierleiber altpythagoreische Lehre sei; denn die bekannten Verse des Xenophanes werden doch nur auf die Autorität des Laertios hin [vielmehr seiner Quelle!] auf Pythagoras bezogen. Ebenso findet, was wir von dem Fortleben der Frommen und der Sünder bei Emp. v. 153 und 227 f. lesen, sein Analogon in der orphischen Lehre. Auch in anderen Teilen des empedokleischen Systems lassen sich Spuren dieser Lehre nachweisen, so z. B. in der eigentümlichen Auseinandersetzung v. 224 ff. über die Entstehung der Menschen (auch in der Beseelung der Pflanzen scheint nach Aristot. d. an. 410b 27 Orpheus dem Emp. vorangegangen zu sein), in der Vergleichung der Welt mit einem Ei, in dem ἀνάγκης ῥῆμα (so Bernays statt χρῆμα) v. 369. Auch in der Elementenlehre hat dem Emp. (v. 78) vermutlich Orpheus 123, 10 vorgeschwebt. Wenn auch der Orphiker kein Element im Sinne des Emp. kannte, so ist es doch bedeutsam, daß dieselben Urstoffe, aus denen sich die empedokleische Welt zusammensetzt, im Körper des allumfassenden Zeus als erste Gruppe der in ihm befindlichen Dinge vorhanden sind. Die phanteistische Weltanschauung v. 344 ff. endlich, die fast im Widerspruche mit dem System des Emp. steht, hat er schwerlich aus Xenophanes, sondern unmittelbar aus dem Zeushymnos genommen (?) K. zieht aus alle dem den Schluß, daß auf Emp. außer der sophistischen Rhetorik nichts so eingehend gewirkt hat wie die kosmogonische Dichtung seiner Zeit, und daß außer den Stoikern kein Philosoph so viel Anregung aus der rhapsodischen Theogonie empfangen hat wie er. Aber auch viele andere, wie Xenophanes und Heraklit, haben aus dieser Quelle geschöpft. Für Parmenides sucht K. dies in No. 155 zu erweisen. Nachdem er schon in der Schrift de theog. S. 52 nach einer Hinweisung von Diels bemerkt hatte, daß die Δίκη πολύποινος bei Parm. 1, 14 Diels aus einem orphischen Werke (125 Ab.) entlehnt sei, fügt er hier noch andere Beispiele für die Abhängigkeit desselben Philosophen von der Orphik hinzu. Die δώματα νυκτός 1, 9 stammen aus Orph. 109 f. Auch der Vater der Nacht, Eros, 13, 1 geht auf Orph. 71 zurück

Wie der orphische Phanes, so ist auch der Eros des Parm. als mannweibliche Gottheit vorzustellen: aus der Mischung des Lichtes und des Dunkels d. i. des männlichen und des weiblichen Elementes, die durch die δαίμων ἣ πάντα κυβερνᾷ (12, 3) hergestellt wird, geht Eros hervor, wie in der orphischen Theogonie Chronos das Chaos und den Äther mischt. Wenn in Parmenides' Δόξα Licht und Dunkel dem Seienden, das begrenzt ist, und dem Nichtseienden der Ἀλήθεια entsprechen, so bietet die Orphik auch hier Parallelen. — Diels Parmenides S. 11 hält den sicheren Ertrag solcher Vergleichungen zwischen Parm. und der Orphik für gering, da wir nur weniges aus der alten Orphik besitzen und dieses wenige nicht sehr zuverlässig ist. Von der δίκη πολύποινος giebt er zu, daß sie aus der Orphik stammen möge; dagegen bestreitet er es von den δώματα Νυκτός, deren Vorbild er vielmehr bei Hesiod Theog. 744 findet. Auch die weiteren Ausführungen Kerns scheinen ihm nicht beweisend. Parm. habe sicherlich noch von manchen Seiten, so z. B. vom Pythagoreismus, Einfluß erfahren. Der Einfluß der orphischen Litteratur sei nur der für uns faßbarste. — Von demselben Gesichtspunkte aus wird man auch den von Kern entdeckten empedokleischen Entlehnungen aus der Orphik einiges Mißtrauen entgegenbringen müssen; doch ist hier die Zahl der Parallelstellen so groß und die Fassung bei Emp. oft bis in Einzelheiten der orphischen so ähnlich, daß eine direkte Beziehung zwischen beiden hier viel wahrscheinlicher ist als bei Parm. Nur fragt sich in jedem einzelnen Falle, ob das uns als orphisch Überlieferte wirklich alt ist und ob nicht umgekehrt manches aus Emp. in die orphische Theogonie übergegangen sein könnte.

Einen Beitrag zu diesen Fragen liefert auch Susemihl. Er ist mit Kern der Ansicht, daß die orphischen Dichtungen ins 6. Jahrhundert zu setzen seien, weicht aber in der Bestimmung des Inhalts der ältesten orphischen Theogonie teilweise von jenem ab, vor allem darin, daß er annimmt, am Anfange aller Dinge habe hier die Nacht gestanden: sie habe aus sich das Weltei erzeugt, aus dem dann Himmel, Erde und Phanes hervorbrachen. Diese alte, vielleicht mit dem ἱερὸς λόγος des Pythagoreers Kerkops zusammenfallende Dichtung hätten Platon, Aristoteles und Eudemos vor Augen, wenn sie von Orpheus redeten; sie sei später für die rhapsodische Theogonie benutzt worden. Dem Verfasser der Theologie nach Hieronymos hätten sowohl die ältere wie die rhapsodische Theogonie vorgelegen. Was die Entlehnungen der Vorsokratiker aus der ursprünglichen Dichtung betrifft, so bestreitet S. eine solche Entlehnung für Xenophanes Fr. 1 K. und für Heraklit Fr. 127. Unsicher sei es auch, ob Parmenides 1, 14 Orph. 125 nachgeahmt habe; vielleicht sei es umgekehrt, vielleicht bestände auch, da die ganze Ähnlichkeit auf das Attribut πολύποινος beschränkt sei, keinerlei Ab-

hängigkeitsverhältnis zwischen beiden Stellen. Daß Empedokles vieles Orphische aufgenommen habe, giebt er Kern zu, zweifelt aber, ob alles aus der orphischen Theogonie und nicht manches, z. B. das auf die Seelenwanderung Bezügliche, aus andern orphischen Schriften stamme.

Nach Gruppes Darlegung (No. 157), die der Auffassung Kerns in mehreren wesentlichen Punkten entgegentritt, findet sich bei Platon nicht nur keine Spur von Benutzung der Rhapsodien, sondern im Gegenteil war die orphische Litteratur, die Platon vorlag, im einzelnen wie im ganzen von der in dem neuplatonischen Kreise kursierenden verschieden. Selbst die Mythen der rhapsodischen Theogonie und der jüngeren orphischen Litteratur überhaupt sind, soweit sie nicht frühzeitig Gemeingut wurden, Platon unbekannt. Kerns Versuch, die verschiedenen anderen Rhapsodien sowie die orphischen Hymnen als gefälscht oder als interpoliert zu erweisen und so die rhapsodische Theogonie als das einzige orphische Werk der älteren Zeit hinzustellen, wird zurückgewiesen; sie war vielmehr nur eine von vielen Erscheinungen orphischer Weisheit, eine Zusammenstellung von Mythen aller Schichten der altorphischen Dichtung, die keine nachweislichen Spuren jüngeren Ursprungs trägt, aber auch von keinem der großen philosophischen Systeme einen nennenswerten Einfluß erfahren hat. Ihre Entstehungszeit ist nicht näher zu bestimmen. Die eudemische Theogonie ist keine Erfindung des Eudemos, auch nicht ein verstümmeltes Exemplar der rhapsodischen; die nach Hieronymus genannte steht, weit entfernt, eine alexandrinische Fälschung zu sein, vielmehr ungefähr auf derselben Stufe der Mythenbildung wie die rhapsodische. — Über Parmenides und Heraklit bemerkt Gr.: Die von Parm. verwertete mythologische Vorstellung von der Δίκη ist vielleicht mit der von Platon Ges. 765 E benutzten identisch, dagegen von der in den Rhapsodien vorgetragenen ganz verschieden. Bei Parm. scheint wie bei Platon die Dike den Helios geleitet zu haben (?). Die Vorlage des Parm. war mutmaßlich ein dem älteren orphischen Kreise angehöriges Werk. Auch Heraklit scheint den älteren Mythos von der Dike des Helios gekannt zu haben; aber bei ihm (Fr. 29) erscheint sie nicht mehr als Dienerin, sondern als Richterin des Helios. — Dem Hauptergebnisse der Abhandlung stimmt rückhaltlos zu Sittl B. Ph. Wschr. 1891, 911 ff. Vgl. auch Häberlin, Wsch. f. kl. Ph. 1891, 567 ff. Dagegen urteilt Zeller S. 100, 1: Gr. habe zwar den späteren Ursprung der rhapsodischen Theogonie und Platons Unbekanntschaft mit ihr überzeugend nachgewiesen; aber die Meinung, daß die darin enthaltenen Lehren und Mythen alle noch aus der Zeit vor dem Ende des 6. Jahrhunderts stammen, entbehre nicht nur jeder haltbaren Begründung, sondern würde uns auch zu der höchst unwahrscheinlichen Annahme nötigen, daß in der orphischen Überlieferung neben der Lehre

die allgemein als orphisch anerkannt und in orphischen Gedichten niedergelegt war, eine zweite, mit ihr unvereinbare hergegangen sei, von der weder Platon noch Aristoteles etwas gewußt oder erwähnt hätten. In der That scheint damit ein schwacher Punkt der Gruppischen Beweisführung bezeichnet zu sein.

Dieterich giebt zunächst Text und Überlieferung der neuen Apokalypse von Akhmim und weist nach, daß der Text zur Petrusapokalypse gehört. Dann behandelt er in 5 Abschnitten: 1. den griechischen Volksglauben vom Totenreich; 2. die Mysterienlehre über Seligkeit und Unseligkeit, insbesondere die altorphische Kultur und ihre eschatologischen Lehren; 3. den Inhalt orphisch-pythagoreischer Hadesbücher, wobei u. a. über eschatologische Lehren und Mythen bei Empedokles, Pindar und Platon gehandelt wird; 4. Sünden und Strafen im Hades; 5. die jüdische Apokalyptik. Wie schon diese Inhaltsangabe erkennen läßt, beschäftigt sich das Buch vielfach auch mit der vorsokratischen Philosophie. S. 74, 5 behauptet D., daß vor dem 6. Jahrhundert keine orphische Litteratur nachzuweisen sei. Auch sei die Einwirkung einer solchen auf die alten Philosophen ganz problematisch. Die Erwähnung des Orpheus bei Heraklit sei nichts als eine Konjektur Cobets. Bei der Art unserer Zeugnisse sei Entlehnung der Orphiker aus Heraklit viel wahrscheinlicher. — S. 84 ff.: Der pythagoreische Bund bezweckte ursprünglich in der Hauptsache nur Rettung der Seelen, Befreiung aus diesem Leibe und Bewahrung vor den Strafen des Jenseits. Dies ergiebt sich aus den drei in den Gräbern zu Thurioi gefundenen Goldtäfelchen, die offenbar einen pythagoreisch-orphischen Hymnos enthalten (vgl. Dieterich de hymnis Orphicis, Marburg 1891, S. 30 ff.). Hier steht die Seelenwanderungslehre im Mittelpunkte. S. 108 f. weist Verf. auf die Übereinstimmung der hauptsächlichsten Lehren dieser Täfelchen mit Empedokles hin, dessen Zusammenhang mit der orphisch-pythagoreischen Mysterienlehre nicht bezweifelt werden kann. S. 109 ff. wird dargelegt, daß die wenigen, uns erhaltenen eschatologischen Stellen bei Empedokles und Pindar zu Platons Angaben bis ins kleinste stimmen; ὧραι z. B. bezeichnet bei Emp. die Jahreszeiten, deren es in vorattischer Zeit stets nur drei gab; 30 000 Horen sind also bei ihm gleich 10 000 Jahren wie bei Platon. — S. 125 ff.: Wie Platon, so müssen auch Emped. und Pindar ein Buch über eine Hadesfahrt vor Augen gehabt haben; auch die Verse der unteritalischen Täfelchen sind Trümmer eines solchen. Neben der Hadesfahrt des Orpheus gab es früher eine Hadesfahrt des Pythagoras, die Herakleides Pont. und Hieronymos von Rhodos benutzt haben. Herakleides' Buch περὶ τῶν καθ' Ἅιδου enthielt vermutlich ebenso wie ähnliche Schriften des Protagoras, Demokrit und Antisthenes eine Bekämpfung oder Ver-

spottung der Hadesmythologie (?). Eine Hadesfahrt Epicharms hat Ennius übersetzt. Auch Vergil hat direkt aus einer orphisch-pythagoreischen Katabasis geschöpft. — S. 207: Gegen die brutalen Vergeltungslehren der Pythagoreer protestiert Protagoras in Platons Prot. 324 B.

Dümmler nimmt mit O. Kern an, daß Empedokles seine vier Elemente bereits in der orphischen Theogonie vorgefunden habe. Da diese vier Elemente nur eine einfache Summierung der einzelnen ἀρχαί der Monisten waren, so lag dieser Schritt, wie D. meint, für den Orphiker, der nicht Monist war, sehr nahe. Dagegen ist einzuwenden, daß die ältesten Philosophen nur Wasser, Luft oder Feuer als Prinzipien setzten, die Erde dagegen nirgends eine solche Verwendung gefunden hat; von einer einfachen Summierung kann also keine Rede sein. In dem orphischen Fr. 123 Ab., in dem die vier Elemente vorkommen, erblickt D. auch sonst noch unzweifelhafte Kriterien der Altertümlichkeit. Die Schilderung des Zeus nach Verschlingung des Phanes ist die Beschreibung eines der anaximandrischen Rückkehr ins ἄπειρον oder (?) dem heraklitischen Weltbrand oder (?) dem Sphairos des Empedokles entsprechenden Weltzustandes, nur in mythologischer Umhüllung: die Teile der sichtbaren Welt sind Glieder des vielgestaltigen Zeus. Eine so phantastische Konzeption ist in hellenistischer Zeit unbegreiflich; sie gehört vielmehr der Entstehungszeit des philosophischen Pantheismus an, der sich bei den Milesiern vorbereitet und bei Heraklit vollzieht; sie bildet eine Reaktion gegen diese Denkweise, ein Kompromiß zwischen Hylozoismus und Volksreligion. Direkt gegen diese Darstellung des Zeus richtet sich, wie das nachdrückliche anaphorische οὖλος zeigt, Xenophanes fr. 2 K. Während bei den Orphikern die einzelnen Sinne und Seelenvermögen auf verschiedene Glieder verteilt waren, ist der Gott des Xenoph. der runde Kosmos ohne menschliche Glieder überall gleich göttlich. Doch bleibt Xenoph. noch in den Banden seines Vorgängers befangen, indem er seinem unpersönlichen Gotte menschliche Sinne, wenn auch ohne die dazu gehörigen Organe, läßt. In der Polemik gegen den anthropomorphen Kosmos schließt sich dem Xenoph. Empedokles v. 344 ff. an; aber er thut einen beträchtlichen Schritt über jenen hinaus: sein Gott hat keine Sinne mehr; er ist eine ἱερὰ φρή[n] die mit schnellen Gedanken die ganze Welt durcheilt. In diesen Versen liegt, mag sie auch Emp. von einem bestimmten Gotte wie Apollon gesagt haben, doch eine entschiedene Verwerfung der anthropopathischen wie der polytheistischen (?) Vorstellungen. Emp. spricht hier sowohl monotheistisch nach Art des Xenophanes als pantheistisch nach Art Heraklits. [Aber Xenophanes' Weltanschauung war nicht minder pantheistisch als die Heraklits.] So vollzieht sich ein allmähliches Fortschreit

in der Entmenschlichung und Entstofflichung des Gottesbegriffes. Jene ist bei Heraklit bereits vollzogen, diese geht langsamer vor sich. Die ἱερὰ φρήν des Emp., die D. mit der Φιλότης gleichsetzt (?), ist in der Periode des Sphairos in schwer auszudeutender Weise mit dem Stoffgemenge verbunden. Anaxagoras macht endlich den vom Stoff getrennten Νοῦς zum Weltordner, aber nicht ohne Unklarheit zu vermeiden. Daß der Νοῦς den Dingen beigemischt ist, erinnert an die Φιλότης des Emp., seine weltordnende Thätigkeit an den orphischen Demiurgos. Der orphische Versuch, zwischen Pantheismus und Volksglauben zu vermitteln, fällt hiernach spätestens ins 6. Jahrhundert. — Diese Konstruktion Dümmlers hat wie viele Hypothesen dieses scharfsinnigen und geistvollen Gelehrten (vgl. Ber. I 273 f.) auf den ersten Blick etwas sehr Bestechendes; geht man aber der Sache auf den Grund, so zerfließt sie zu einem Luftgebilde. Die Deutung der ἱερὰ φρήν des Emp. ist haltlos; sie geht von der willkürlichen Voraussetzung aus, daß Empedokles' Theologie im engen Zusammenhange mit seiner Physik stand (s. Zeller 875 ff. und das oben zu Rhodes Psyche Bemerkte). Vor allem aber leidet seine ganze Argumentation an der petitio principii, daß die orphischen Fragmente in ihrer überlieferten Fassung durchweg älteren Ursprungs seien.

In dem Werke von Maaß werden die in unsern Bericht fallenden Fragen an mehreren Stellen erörtert. Die gegen Rohdes Psyche 471, 2 gerichtete Deutung des ἄτης λειμών bei Emp. haben wir bereits oben erwähnt. S. 162 ff. sucht M. nachzuweisen, daß in der ursprünglichen Fassung der orphischen Lehre Dionysos keinen Platz hatte, daß vielmehr orphische und dionysische Religion im scharfen Gegensatze standen. Zur Begründung seiner Ansicht giebt er dem gegen sie sprechenden Zeugnis Herodots (II 81) eine eigentümliche Deutung, die Rohde Psyche II² 107, 1 (s. o.) mit triftigen Gründen zurückgewiesen hat. Damit verliert m. E. diese Auffassung ihre wichtigste Stütze; zugleich aber auch das, was M. im Anschluß daran über die Stellung der Pythagoreer und Heraklits zu jenen beiden Kulten bemerkt. Für die Annahme, daß die Pythagoreer, deren Zusammenhang mit der alten Orphik ja so ziemlich feststeht (vgl. O. Kern „die böotischen Kabiren“ Hermes 29 S. 8), die Dienste des Dionysos und der großen Göttermutter verabscheuten, bleibt jetzt nur noch das späte Zeugnis des Phintis bei Stob. III 61 a H. Man kann ja zugeben, daß die bei ihnen vorherrschenden Begriffe der Harmonie und des Maßes mit dem orgiastischen Dionysoskult in Widerspruch stehen; aber die Verehrung des Dionysos hatte an manchen Stätten in Griechenland, so besonders in Eleusis, auch reinere und mildere Züge, und Dionysos hat doch auch in der orphischen Theogonie eine bedeutsame Rolle gespielt. Orphisches und Bakchisches sind eben

frühzeitig mit einander verschmolzen. Jedenfalls fehlt jede Beglaubigung dafür, daß die Pythagoreer nur das eine aufgenommen, das andere aber bekämpft hätten. Daß auf der andern Seite Heraklit ein Verächter des Dionysoskultes war, ist nicht zu bezweifeln; wenn aber M. hinzufügt, er habe Orphisches nicht verschmäht, so ist er dafür den Beweis schuldig geblieben. Wir werden vielmehr in ihm im Gegensatze zu Pythagoras einen entschiedenen Gegner gleichermaßen der orphischen wie der dionysischen Religionsgebräuche sehen dürfen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er an gewisse einen mehr philosophischen Charakter tragende Vorstellungen der orphischen Gedichte, soweit ihm solche vorlagen, angeknüpft hat, wie dies M. mit andern für Fr. 29 annimmt. Vgl. auch O. Kern Hermes 29 S. 5 ff., wo der Gedanke, den König der Götter ein spielendes Kind zu nennen (Herakl. fr. 79), auf orphischen Ursprung zurückgeführt wird. Aber an eine tiefere Einwirkung der Orphik auf Heraklit ist schon deshalb nicht zu denken, weil ihm die Metempsychose völlig fremd ist. Dagegen ist eine nähere Beziehung des Emped. zur orphischen Litteratur wahrscheinlich, und M. hat vielleicht nicht unrecht, wenn er die „Katharmen“ geradezu als ein orphisches Gedicht bezeichnet. — S. 217 ff., 1 findet M. das älteste Zeugnis für die Verbreitung der Orphiker über das ionische Kulturgebiet bei Xenophanes fr. 27 K. (= 10 Hiller), wo die Beziehung auf die dionysischen Mysterien durch den Ausdruck βάκχοι gesichert sei. Diese Bemerkung steht im Widerspruche zu der scharfen Unterscheidung des Verf. zwischen orphischem und dionysischem Kultus. Ebendort wird erwähnt, daß Freudenthal im Jahresber. des jüdisch-theologischen Seminars, Breslau 1886 S. 1 ff. (die Schrift ist mir nicht zugänglich gewesen) über Beziehungen zwischen der Theologie des Xenophanes und der orphischen Religion auf grund von Platon Soph. 242 D eine sonderbare Vermutung aufgestellt hat, die M. wohl mit Recht zurückweist.

*161. Lenormant, La cosmogonie de Phérécyde de Syros. Acad. des Inscr. 24 mars 1880. S. Revue crit. 1880 S. 284.

162. H. Diels, Zu Pherekydes von Syros. Arch. f. G. d. Ph. I (1887) S. 11—15.

163. Chiappelli, Sulla Teogonia di Ferecide di Syros. Rendiconti della R. Accad. dei Lincei, ser. IV, vol. V, 1. sem. Roma 1889 S. 130—242.

*164. Σπηλιωτόπουλος, Περὶ Φερεκύδου τοῦ Συρίου καὶ τῆς θεογονίας αὐτοῦ. Ἐν Ἀθήναις 1890. 73 S. 8. Auch deutsch erschienen unter dem Titel: Spiliotupulos, Über Pherekydes den Syrer und seine Theogonie. Dissert. Erlangen 1891.

165. H. Diels, Zur Pentemychos des Pherekydes. S.-B. d. Berl. Ak. d. W. XI (1897) S. 144—156.

166. H. Weil, Un nouveau fragment de Phérécyde de Syros. Rev. des études grecques X (1897) S. 1—9.

In No. 162 bespricht Diels eine bei Laert. I 119 aufbewahrte Stelle aus der Πεντέμυχος und verbessert den Wortlaut der Vulgata nach der Überlieferung der besten Handschriften so: Χθονίῃ δὲ ὄνομα ἐγένετο Γῆ, ἐπειδὴ αὐτῇ Ζὰς (vulgo Ζεὺς) <γῆν>γέρας διδοῖ. Wir haben hier keine phantastische Namenspielerei, wie man früher geglaubt hat, sondern eine nüchterne physikalische Spekulation in mythischer Einkleidung, die sich auf die alte, bereits bei Homer O 187 ff. ausgebildete Vorstellung von der Verteilung der Welt unter die obersten Gottheiten stützt. Daß Ph. unter dem Einflusse der gleichzeitigen Physik stand, beweist der bei Laert. vorhergehende Satz: Ζὰς μὲν καὶ Χρόνος ἦσαν ἀεὶ καὶ Χθονίη (so verbessert D. im Anschluß an H. Weil).*) Hierbei hat man aber nicht an Thales, sondern an Anaximander zu denken. Auf diesen weist, abgesehen von den immerhin unsicheren Ansätzen der Chronographen (die Akme des Ph. um 540), die Vergleichung der Erde mit einem geflügelten Baum, über dem Zeus sein buntes, mit dem Lande und dem Meere besticktes Gewand ausbreitet; denn A. hat die Erde zuerst freischwebend in den Mittelpunkt des Sphärensystems gesetzt und ihr die Gestalt einer cylinderförmigen Säule [richtiger: einer Trommel] gegeben. Durch Anaximanders Vorgang ist Ph. vermutlich auch bewogen worden, seine kosmologischen Gedanken nicht in der hergebrachten poetischen Form, sondern in Prosa vorzutragen. Vgl. meine Besprechung B. Ph. Wschr. 1888, 755 f., in der ich die Herstellung und Erklärung der Diogenesstelle als sicher, die Vermutung der Abhängigkeit des Ph. von A. dagegen als nicht ganz zweifellos bezeichnet habe.

O. Kern hat im 3. Kap. seines unter No. 153 besprochenen Buches zunächst die Fragmente des Ph., 12 an Zahl, gesammelt. In der darauf folgenden Erörterung pflichtet er der Ansicht von Diels bei, daß Pherekydes' Πεντέμυχος (so lautete der Titel, nicht ἑπτάμυχος wie bei Suidas) nach Anaximanders Schrift περὶ φύσεως verfaßt worden sei: Zeus bedeute bei Ph. den Äther, nicht die Sonne. Zeus als Eros und als welterzeugende, alles bildende Kraft hat sein Gegenstück bei Hesiod theog. 120 ff. und in der Lehre der Orphiker. Zu dem φᾶρος bei Ph. vergleicht K. das Gewebe der Proserpina bei den Orphikern und den

*) D. bezieht sich hier wahrscheinlich auf einen kurzen Beitrag zu Ph., den Weil in der Rev. de philol. II (1878) S. 84 veröffentlicht hat und den ich auch bei Kern citiert gefunden habe.

Titel eines orphischen Gedichtes Πέπλος: zu dem Χρόνος (nicht Κρόνος), der alle Elemente aus dem Samen des Zeus (in dem Berichte des Damaskios ist nach K. statt ἐκ τοῦ γόνου ἑαυτοῦ zu lesen: αὐτοῦ scil. Διός) erzeugt, Orph. 53 Ab. Der Kampf des Chronos mit Ophioneus kann nicht auf einen Kampf des Zeus mit den Titanen gedeutet werden, da es Götter vor Zeus bei Ph. nicht gab. Mit der Χθονίη, die sich bei Empedokles v. 393 und bei Musaios wiederfindet, ist Demeter gemeint. Die Darstellung des Ph. wird S. 102 kurz so zusammengefaßt: Zeus, Chronos und Chthonie sind die Prinzipien aller Dinge. Aus dem Samen des in Eros verwandelten Zeus bildet Chronos Feuer, Wind und Wasser; nach Besiegung des Ophioneus wird Chronos von Zeus mit einem Kranze geschmückt, der Chthonie aber giebt Zeus die Erde, weshalb sie selbst Erde (Γῆ) genannt wird. Für die schwierige Deutung der fünf Schlüfte ist nach K. teilweise Aischylos' Prometheus zu benutzen, wenn auch Bergk Littgesch. II 426 zu weit geht, der den Hauptinhalt der Theologie des Ph. bei jenem wiederfindet. Bei dem fünften μυχός, der die Luft (πνεῦμα = ἀέρα) umfaßt zu haben scheint, hat vielleicht die Lehre des Anaximenes auf Ph. eingewirkt (?).

Einen anderen Standpunkt nimmt Chiappelli ein. Er hält die Ansicht von Diels, daß sich Ph. an Anaximander angeschlossen habe, für wenig wahrscheinlich. Indem er die Berührungspunkte zwischen der Kosmologie des Ph. und der orphischen und hesiodischen Theogonie untersucht, bestimmt er auf diesem Wege die einzelnen Momente des kosmologischen Prozesses bei Ph. sowie seine Beziehungen zu der Weltauffassung des Thales und zu gewissen Annahmen der älteren Pythagoreer. Vgl. die Selbstanzeige Arch. V, 452 f. Auf die einzelnen Aufstellungen kann ich hier nicht eingehen; sie sind meist hübsch ersonnen, aber sehr zweifelhaft.

Die Abhandlung von Spiliotopulos fördert nach Wellmann (Arch. V S. 93) nichts Neues von Bedeutung zu Tage.

Die zweite Abhandlung von Diels ist ebenso wie die von Weil durch folgende Publikation veranlaßt worden: Greek Papyri. Ser. II. New classical fragments and other greek and latin Papyri ed. by R. Grenfell and A. Hunt. Oxford 1897, in der unter anderen wertvollen Funden auch ein in einem handgroßen Stücke des 3. oder 4. Jahrhunderts gefundes Bruchstück der Pentemychos mitgeteilt wird. Diels stellt den von ihm ergänzten Text voran. Die Echtheit des Bruchstückes wird nicht nur durch Fr. 4 Kern festgestellt, sondern auch durch den in ihm herrschenden Märchenton der alten Novelle und den ursprünglichen Hauch ältester ionischer Prosa, den wir hier verspüren, sicher verbürgt. Offenbar wird uns ein ἱερὸς γάμος geschildert; aber wer sind die Hauptpersonen? Diels weist nach, daß man nicht mit Grenfell, der

fälschlich den in Wahrheit aus der Theogonie des Atheners Pherekydes stammenden Bericht des Eratosthenes zum Ausgangspunkt nimmt, an den argivischen γάμος des Zeus und der Hera denken darf. Die Erde, die nach Fr. 1 K. Ζᾶς (so accentuiert jetzt D. im Anschluß an Kretschmer bei Kern de theog. 93) der Χθονίη als γέρας verehrt, ist identisch mit dem die Erde darstellenden φᾶρος, das in dem neuen Bruchstück Zeus der Χθονίη (so ist ohne Zweifel der ausgefallene Name der νύμφη zu ergänzen) überreicht. Auch über dieses Pharos erhalten wir nun die richtige Aufklärung. Während man früher annehmen mußte, Zas schaffe mit dem Gewand auch sofort die darauf dargestellte Γῆ, und die Eiche bilde das Erdgerüste, über das die bunte Oberfläche der Erde wie ein Gewand gezogen sei, haben wir jetzt statt eines grotesken Schöpfungsaktes eine zierliche Hochzeitsfeier, die nur andeutend auf die Kosmologie hinweist. Man hat bei dem Pharos an den der Athene bei den Panathenäen dargebrachten, am Maste des heiligen Schiffes aufgespannten Peplos zu denken. Für die Beflügelung der Eiche (ὑπόπτερος δρῦς) weiß D. auch jetzt noch keine andere Erklärung, als daß die Erde damit nach Anaximanders Vorgange als im Weltenraum frei schwebend aufgefaßt werden soll. Der das Geschenk überreichende Gatte aber ist Zeus, der das Gewand mit dem Erdbilde der jungen Gattin als Morgengabe darbringt, nicht Χρόνος und noch weniger Κρόνος, wie Zeller bei Ph. statt Χρόνος liest. In dem Berichte des Damaskios, Chronos habe aus dem Samen des Zeus (D. liest mit Kern αὐτοῦ, s. o.) Feuer, Luft und Wasser erzeugt, steckt ein ungewöhnlicher Zeugungsakt, keine regelrechte Geburt. Die fünf Schlüfte beziehen sich auf die fünf elementaren Urprinzipien; Zas und Chthonie stellen ihre beiden Pole, Äther und Erde, dar; zwischen ihnen stehen die drei aus dem γόνος hervorgegangenen Elemente. Zas und Chthonie sind ewige Potenzen, die drei anderen fallen in die Sphäre des Chronos, d. i. der zeitlichen Entstehung. Mit der geheimnisvollen Zeugung der ephemeren Elemente aus dem Samen des Zeus vergleicht D. Anaximanders ἔκκρισις des θερμόν und ψυχρόν aus dem ἄπειρον, die dieser nach Dox. 579, 13 auch als γόνος (vgl. den Ausdruck γόνιμον) aufgefaßt zu haben scheint. Auch die Rolle, die der die Erde umfließende Okeanos bei Ph. spielt, erinnert an das πρῶτον ὑγρόν bei A. Ph. muß sich über die Bedeutung des Urwassers, vielleicht mit deutlicher Polemik gegen Thales, ausgelassen haben; nur so erklärt sich, weshalb ihn Aristoteles bei Laert. II 46 einen Nebenbuhler des Thales nennt. Da der ἱερὸς γάμος in späteren Kapiteln erzählt wird, so kann er sich nicht auf die elementaren Vorgänge der Weltschöpfung beziehen; das heilige Beilager kann keinen anderen Sinn haben als die Schöpfung von Berg und Thal, Wald und Flur und die Bevölkerung der Erde mit Geschöpfen aus der

Vereinigung des Himmels und der Erde. Schließlich bemerkt D., daß das Bruchstück nicht in die Anfänge der ionischen Prosa gesetzt werden dürfe; man müsse es in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts rücken und es, wie D. schon früher annahm, als einen Versuch auffassen, den modernen Inhalt der ionischen Physik und die moderne Form der ionischen Prosa mit dem mythischen Inhalte und der poetischen Form der bisherigen kosmologischen Dichtung zu vereinigen.

Zu einem wesentlich anderen Ergebnisse wird Weil, dessen Abhandlung, abgesehen von einer Nachschrift, ohne Kenntnis der Dielsschen geschrieben ist, durch die Betrachtung des Grenfellschen Fundes geführt. Er sieht mit Grenfell in der Erzählung des Bruchstückes die Hochzeit des Zeus und der Hera und erklärt auch in der Nachschrift, er sei durch Diels nicht überzeugt worden, daß es sich um Zeus und Chthonie handele. Daß sich unter den Stickereien auf dem Pharos auch, wie wir bei Clem. Al. lesen und wie Diels in unserem Bruchstücke ergänzt, τὰ Ὠγηνοῦ (= Ὠκεανοῦ) δώματα befunden haben, hält er für unwahrscheinlich; er möchte bei Clem. δάσματα (= διαμερίσματα nach Hesychios) verbessern und versteht darunter den Acheloos und die anderen aus dem Okeanos entspringenden Flüsse (?). Dagegen trifft er darin mit Diels zusammen, daß er bei dem Gewande an den Peplos der Athene denkt. — Für den unbefangenen Beurteiler kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in den strittigen Punkten Diels, nicht Weil das Richtige getroffen hat. Auch für den Zusammenhang zwischen Ph. und Anaximander hat D. jetzt auf grund des Grenfellschen Fundes neue, sehr beachtenswerte Argumente beigebracht. Doch scheint mir J. Bidez in der Rezension der Dielsschen Abhandlung Rev. crit. 43 (1897), 501 ff. doch zu weit zu geben, wenn er auch in diesem Punkte D. unbedingt zustimmt. Eine solche Gewißheit ist in so schwierigen Fragen, wie die nach den gegenseitigen inneren Beziehungen der ältesten Denker ist, bei der Dürftigkeit des uns zu Gebote stehenden Materials und damit der Vergleichungspunkte denn doch nicht zu erreichen.

II. Besonderer Teil.

Die einzelnen Schulen und Philosophen.

A. Die milesische Schule.

1. Thales.

167. H. Diels, Thales ein Semite? Arch. f. G. d. Ph. II (1889) S. 165—170.

168. O. Immisch, Zu Thales' Abkunft. Arch. II (1889) S. 515.

169. Ed. Meyer, Herodot über die Ionier. Philol. 48 (1889) S. 268 ff.

*170. P. Tannery, Thalès de Milet, ce qu'il a emprunté de l'Égypte. (Extr. de la Rev. philos. Mars 1880.) 20 S. gr. 8.

171. A. Döring, Thales. Zschr. f. Philos. 109 (1896) S. 179—195.

172. H. Diels, Seneca und Lucan. Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1885. Berlin 1886.

173. E. Thomas, Über Bruchstücke der griechischen Philosophie bei dem Philosophen L. Annaeus Seneca. Arch. IV (1891) S. 557—573.

Diels (No. 167) widerlegt die Ansicht P. Schusters, der in den Acta soc. phil. Lips. IV (1875) S. 328 ff. in dem bei Laertios stehenden Namen des Vaters des Thales Ἐξαμυούλου eine phönikische, an Samuel anklingende Form erblickt hatte, durch den Hinweis auf die gute handschriftliche Überlieferung Ἐξαμίου und zeigt, daß dies eine karische Bildung ist. Da somit Thales' Vater einen karischen Namen hatte, die Karier aber durch die neuere Sprachforschung als ein arischer Stamm erkannt sind und überdies die karische Kultur früh und vollständig in der griechischen untergegangen ist, so kann von einer semitischen Abkunft des Thales trotz Herodot I 170 keine Rede mehr sein. Herodot mochte diese Genealogie für wahrscheinlich halten, weil das Geschlecht des Thales, die Theliden, seit alter Zeit mit den Kadmeern in Verbindung gesetzt wurden, die Herodot selbst (I 146) in Ionien einwandern läßt. Auch schien den Zeitgenossen die übernatürliche Weisheit des Thales nur aus dem Orient stammen zu können. Eine Herabsetzung des Thales beabsichtigte Herodot mit seiner Notiz sicher nicht. — Zur weiteren Bekräftigung dieser Argumentation dient eine von Immisch (No. 168) angeführte Stelle des Athenäus 174 f.: εἰ μὴ ἄρα καὶ ἡ Καρία Φοινίκη ἐκαλεῖτο, ὡς παρὰ Κορίννῃ καὶ Βακχυλίδῃ ἔστιν εὑρεῖν, aus der sich schließen läßt, daß die aus Böotien kommenden Ansiedler in Karien ihre heimischen kadmeischen Erinnerungen an den neugewonnenen karischen Boden anknüpften. — Auch E. Meyer stimmt Diels im wesentlichen bei; nur sucht ihm dieser in Herodots Angabe zu viel, wenn er meint, Herodot und seine Zeitgenossen hätten in Thales' Lehren orientalische Einflüsse erkannt und deshalb um so eher an seine phönikische Abstammung geglaubt. Die Angabe bei Laert. I 22: ἐπολιτογραφήθη δὲ ἐν Μιλήτῳ, ὅτε ἦλθε σὺν Νείλεῳ ἐκπεσόντι Φοινίκης muß in der Quelle des Laert. so gelautet haben: „Thales' Geschlecht stammt von einem Ahnherrn, der mit Kadmos Phönizien verlassen hatte; ein Nachkomme desselben nahm mit Neilus an der ionischen Wanderung teil und gewann das milesische Bürgerrecht.“ Ähnlich auch Immisch.

Die Abhandlung von Tannery habe ich nicht gelesen; ebensowenig wie seine weiterhin anzuführenden anderen Monographien über die Mehrzahl der vorsokratischen Philosophen, die Tannery in derselben Zeitschrift veröffentlicht hat. Ich durfte mir diese Mühe ersparen, da der hauptsächliche Inhalt aller dieser Abhandlungen in das zusammenfassende Werk Tannerys „Pour l'histoire de la science hellène" (vgl. Ber. I S. 254 ff.) aufgenommen worden ist. Der Vollständigkeit halber aber führe ich wenigstens ihre Titel an. In dem auf Thales bezüglichen Abschnitte des größeren Werkes wird Thales seiner philosophischen Bedeutung so gut wie völlig beraubt; wie er sich seine geometrischen und astronomischen Kenntnisse aus Ägypten geholt hat, so steht er auch mit seiner Kosmologie auf dem Boden der damals in Ägypten herrschenden Anschauungen. Das ist im Grunde nichts als eine neue, aber kaum verbesserte Auflage der alten Methode der Röth und Gladisch. Daß das so gewonnene Weltbild des Thales mit dem, was uns über diesen als glaubhaft überliefert wird, durchaus nicht in Einklang zu bringen ist, hat Zeller 195, 3 gezeigt.

Aus diesen Höhen luftiger Hypothesen führt uns Döring auf den festen Boden nüchterner und besonnener Prüfung der Tradition zurück. Er will nachweisen, daß Th. kein krasser Materialist, sondern Hylozoist oder besser Hylopsychist ist, indem er nicht das Wasser schlechthin zum Prinzip gemacht, sondern es als beseelt, als Träger aller Kräfte des Werdens in der unorganischen wie in der organischen Welt aufgefaßt hat. Die Quelle für die materialistische Deutung dieses Prinzips sucht D. in der Schrift des Hippon, der unzweifelhaft Materialist war, da er die Seele geradezu für Wasser erklärte. Hippon hat wahrscheinlich den Schein zu erwecken gesucht, als ob seine Lehrsätze und Argumente bereits von Th. selbst aufgestellt worden seien, und es ist ihm dies auch bei Theophrast gelungen, der Th. und Hippon als gleichwertig zusammenstellt und ihnen beiden vier Beweise beilegt. Da drei dieser Beweise von Aristoteles, wenn auch nur mit einem ἴσως und λέγεται, auf Th. zurückgeführt werden und einer von ihnen, der vom Samen, nach demselben Aristoteles auf Hippon zurückgeht, so hat vermutlich auch Aristoteles diese drei dem Hippon entlehnt, der sie als von Th. stammend angeführt hatte. Nur war Aristoteles kritischer als Theophrast. Daß die Angabe Theophrasts nicht aus Aristoteles, sondern direkt aus Hippon geschöpft war, beweist der Umstand, daß bei Theophr. auch der vierte von Aristoteles nicht angeführte Beweis vom Absterben des Auftrocknenden, der auch in Menons Iatrica dem Hippon beigelegt wird (s. Ber. I 177), hinzugefügt ist. Es finden sich aber bei Aristoteles auch Spuren einer andern, mit der materialistischen Auffassung der Lehre im Widerspruch stehenden Überlieferung; s. de an. I 5, 411a 7

(πάντα πλήρη θεῶν) und ebd. 2, 405a 19 (Beseeltheit des Magneten). Vgl. zu der zweiten Stelle die ausführlichere, von Aristoteles unabhängige Mitteilung bei Laert. I 24, wo aus der Äußerung des Th. nicht, wie bei Aristoteles, die bewegende Kraft der Seele, sondern die Beseeltheit des Unbeseelten gefolgert wird. Für das Vorhandensein einer hylopsychischen Auffassung spricht auch, daß für Thales' Nachfolger eine dem Stoffe selbst innewohnende Bewegungs- und Umwandlungstendenz hinreichend bezeugt ist. [Aber das beweist doch nicht notwendig, daß auch ihr Vorgänger Thales schon diese Auffassung gehabt hat.] Die Zeugnisse der Späteren teilt D. in vier Gruppen und erörtert das Verhältnis jeder einzelnen zu Aristoteles und Theophrast. Am wichtigsten sind die Nachrichten des Aëtios. Die Fassung der Gründe für das Wasser als Urstoff, die wir bei ihm (I 3, 1, Doxogr. 276) finden, besonders das sogenannte Wasserziehen der Sonne, stammt wahrscheinlich aus Hippon, aber nicht durch Theophrasts Vermittelung; dadurch wird eine neue Quelle für die Lehre Hippons eröffnet. Neue Spuren der hylopsychistischen Überlieferung bieten auch die Angaben des Aëtios über die Beseeltheit der Pflanzen und die Erwähnung des Bernsteins bei Laertios. — Der hauptsächliche Wert dieser Arbeit besteht darin, daß die Zeugnisse schärfer als bisher geschieden und für die Lehre Hippons neue Anhaltspunkte gewonnen werden, während über die Lehre des Thales kaum etwas Neues zu Tage gefördert wird. Ein Irrtum ist es, wenn D. den hypothetischen Charakter der Mitteilung über den Magneten in der zweiten der beiden Stellen aus Aristot. d. an. bestreitet, da ἔοικε sich dort nicht auf den Ausspruch des Th. selbst, sondern auf die Deutung dieses Ausspruches beziehe. Er hat dabei die Wendungen ἐξ ὧν ἀπομνημονεύουσι und εἴπερ — ἔφη übersehen. Eine wichtige Frage hat D. nicht berührt: Woher mag wohl Aristoteles die psychologischen Aussprüche des Th. haben? etwa auch aus Hippon?

Die beiden Abhandlungen No. 172 und 173 gehören insofern hierher, als sie sich auf die bei Seneca nat. quaest. IV 2, 17 ff. mitgeteilten Ansichten des Thales, der die Frage zuerst unter den Griechen erörtert hat, sowie des Diogenes und Anaxagoras über die Ursache der Steigungen des Nils beziehen. Diels macht es S. 8 f. wahrscheinlich, daß Seneca hier wie in großen Teilen seiner Quaestiones (s. Doxogr. 19 u. 225 ff. sowie unsern Ber. I 163) aus Poseidonios und zwar vermutlich durch Vermittelung des Asklepiodot geschöpft hat. Der Hauptzweck der Dielsschen Untersuchung ist der Nachweis, daß Lucan in der Episode über die Geheimnisse des Nils die nat. qu. seines Oheims vor Augen gehabt hat. Am Schluß werden auf grund neuer Kollationen von Handschriften der Text von Pharsal. X 294—331 und der von Seneca nat. qu. IV 1, 2 herausgegeben. — Thomas knüpft im

ersten Abschnitt seiner Abhandlung an eine Bemerkung bei Diels S. 12, 2 über Seneca IV 2, 22 an, wo die Ansicht des Th. wiedergegeben wird. Er zeigt, daß das von D. beanstandete inconcessus zwar kühn, aber nicht unlateinisch ist, wenn man es im Sinne von is cui non conceditur oder concessum est auffaßt. So gewinnt er eine sehr annehmbare Erklärung der Stelle.

2. Anaximander.

174. Fr. Lütze, Über das ἄπειρον Anaximanders. Ein Beitrag zur richtigen Auffassung desselben als materialen Prinzipes. Diss. Leipzig 1878.

*175. P. Tannery, Anaximandri: l'infini, l'évolution et l'entropie. Rev. philos. Mai 1882. Vgl. Sc. hell. c. 4.

176. J. Neuhäuser, Anaximander Milesius sive vetustissima quaedam rerum universitatis conceptio restituta. Bonnae 1883.

177. P. Natorp, Über das Prinzip der Kosmologie Anaximanders. Mit Bezug auf J. Neuhäuser, Anaximander Milesius etc. Phil. Mon.-H. 70 (1884) S. 367—398.

178. G. Spicker, De dicto quodam Anaximandri philosophi disputatio. Ind. lect. Münster W. 1883/84. 6 S.

179. C. Bäumker, Vermeintliche aristotelische Zeugnisse über Anaximanders ἄπειρον. N. Jahrb. f. kl. Ph. 131 (1885) S. 827—832.

180. Th. Ziegler, Ein Wort von Anaximander. Arch. f. G. d. Ph. I (1887) S. 16—27.

*181. M. Karinski, Die Unendlichkeit bei Anaximander (russisch). Journ. d. russ. Minist. d. Volksaufkl. 1890. April S. 314—378. Mai S. 74—119. Juni S. 223—263.

*182. N. M. Butler, Anaximander on the Prolongation of Infancy in Men. A note on the history of the theory of Evolution. Class. Studies in honour of H. Drisler. New York und London 1894. S. 8—10.

183. P. Tannery, Une nouvelle hypothèse sur Anaximandre. Arch. f. G. d. Ph. VIII (1895) S. 443—448.

184. H. Diels, Über Anaximanders Kosmos. Arch. f. G. d. Ph. X (1897) S. 228—237.

Die tiefsinnige Welterklärung Anaximanders ist in der Berichtszeit Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen, durch die manche Einzelheiten seines Weltbildes näher bestimmt und gegenüber früheren falschen Auffassungen richtig gestellt worden sind, die Erkenntnis seines metaphysischen Prinzips aber über das, was Schleiermacher und Zeller

als wahrscheinliche Ansicht des A. hingestellt hatten, hinaus kaum gefördert worden ist.

Zunächst ist zu erwähnen, daß G. Teichmüller zu seinen 1874 erschienenen „Studien zur Geschichte der Begriffe“, in denen er S. 1—70 und S. 545—588 über A. gehandelt hatte (s. Susemihl, Jahresber. II III, 1 S. 273 ff.), im 2. Hefte seiner „Neuen Studien zur Geschichte der Begriffe“ 1878 (wir werden dies Werk unter Heraklit näher besprechen) im § 2 noch einige Erläuterungen hinzugefügt hat, die sich besonders auf zwei einzelne Punkte seiner früheren Ausführungen beziehen, und zwar: 1. auf seine, wie wir sehen werden, im wesentlichen das Richtige treffende Erklärung der Gestirnräder des A. und die Auffassung der ἁψίς als des mit Feuer gefüllten Radkranzes, die er gegen Angriffe von Walter und Mohr verteidigt; 2. auf seine verfehlte Konjektur ἐχίνῳ λιτῷ für κίονι λίθῳ bei Hippolyt. Dox. 559, 24, die er aufrecht erhält und noch verkehrter als früher deutet.

In der Mehrzahl der angeführten Werke über A. handelt es sich in erster Linie um die Auffassung des ἄπειρον. Die verschiedenen Ansichten, die über diese Frage aufgestellt worden sind, lassen sich mit Burnet (s. Bericht I N. 106 S. 52 ff.) auf folgende drei Hauptthesen zurückführen (eine vierte, die kaum noch irgendwelche Vertreter finden dürfte, übergehe ich). Das ἄπειρον ist: 1. eine Mischung aller Dinge (Ritter); 2. etwas zwar nicht Unkörperliches wie Aristoteles' Materie, aber Qualitätsloses oder genauer seiner Qualität nach Unbestimmtes (Schleiermacher, Zeller); 3. ein Mittleres zwischen den Elementen oder zwischen zweien der Elemente (so fast alle Kommentatoren des Aristot., von Neueren Lütze und Neuhäuser). Mit dieser Frage ist neuerdings eine zweite verknüpft worden, die nämlich, ob das ἄπειρον nach der hergebrachten Annahme als etwas seiner räumlichen Ausdehnung nach Unendliches oder mit Teichmüller und Tannery als etwas nach außen hin Begrenztes, aber in sich selbst Unbegrenztes oder, da das eine das andere nicht ausschließt, zugleich als beides aufzufassen sei.

Lütze giebt im Eingange seiner Abhandlung eine die einschlägige Litteratur fast vollständig umfassende Übersicht der historischen Entwickelung der Streitfrage von den Kommentatoren des Aristot. an bis in die neueste Zeit und geht dann zur Prüfung der in betracht kommenden Aristotelesstellen über, zunächst der Metaphysikstelle 1069^{b} 15—23. Wäre diese in ihrer überlieferten Fassung authentisch, so müßte sich A., was nach Lützes Meinung Büsgen, „Über das ἄπειρον Anaximanders“, Wiesbaden 1867, nachgewiesen hat, Zeller dagegen bestreitet, den Urstoff als ein eigentliches μῖγμα vorgestellt haben. Um diese Konsequenz zu vermeiden und zugleich Aristot. von vermeintlichen Widersprüchen zu befreien, nimmt er 1069^{b} 20 eine Vertauschung der beiden Namen

Ἀναξαγόρου und Ἀναξιμάνδρου an und hält folgende Fassung für die ursprüngliche: καὶ τοῦτ' ἔστι τὸ Ἀναξιμάνδρου ἓν καὶ Ἐμπεδοκλέους μῖγμα καὶ Ἀναξαγόρου; dadurch sieht er sich genötigt, die Worte βέλτιον γὰρ ἦ ὁμοῦ πάντα als Randglosse aus dem Texte zu entfernen. Diese gewaltsame Änderung, der Natorp (No. 177) S. 371, 1 zustimmt, nur daß er die gestrichenen Worte stehen läßt und auf seltsame Weise erklärt, hat Zeller 205, 1 mit Recht unter Berufung auf Aristot. phys. I 4, 187ᵃ 20 zurückgewiesen. Ebenso unannehmbar wie diese Textänderung ist die Erklärung der Physikstelle 187ᵃ 12 ff. (s. Zeller 203, 2) und geradezu unbegreiflich die grammatisch völlig unmögliche Deutung der Theophraststelle (Dox. 479, 2 ff.), wo ἐκεῖνος auf Theophr. selbst, statt auf Anaxagoras oder, was grammatisch zulässig wäre, aber sachlich zu den größten Unklarheiten und Widersprüchen führen würde, auf Anaximander bezogen wird (s. Zeller 206, 2). Wenn Verf. endlich versucht, andere Stellen des Aristot. auf A. zu beziehen und so bereits dem Stagiriten die Ansicht der Kommentatoren (die zuerst von Schleiermacher hervorgehobenen Widersprüche in der Auffassung des Simplikios bemüht er sich vergebens zu beseitigen) aufzubürden, das ἄπειρον sei ein konkreter Stoff neben oder zwischen den bekannten Elementen, so ist auch dieser Versuch in der Hauptsache als mißglückt zu bezeichnen (s. Zeller 210 ff.). Allerdings muß man zugeben, daß an einzelnen dieser Stellen unzweifelhaft, an anderen und gerade an solchen, wo auch von einem μεταξύ oder μέσον die Rede ist, z. B. de gen. c. 5 in., wahrscheinlich zugleich auf A. hingedeutet wird; aber an keiner dieser Stellen ist man gezwungen, eben jene Lehre von μεταξύ auf diesen Philosophen zu beziehen und so Aristot. mit sich selbst und mit Theophrast in offenbaren Widerspruch zu setzen (s. Zeller I 213 ff.) oder gar, was uns L. zumutet, zu glauben, Aristot. habe das ἄπειρον bald als ein zwischen Luft und Feuer, bald als ein zwischen Wasser und Luft, bald als ein zwischen Wasser und Feuer in der Mitte Stehendes bezeichnet. Bei einer so verkehrten Behandlung der Zeugnisse muß man von vornherein das Endergebnis der Untersuchung mit dem größten Mißtrauen betrachten. L. faßt es am Schlusse dahin zusammen: das ἄπειρον des A. ist ein reales, materiales Eins, das sich ihm in formaler Hinsicht als eine unendliche einförmige Masse darstellte und das er in materieller Hinsicht als eine Art Mittleres zwischen Wasser und Luft sich vorgestellt haben mag (?), aus welchem das Wasser selbst, sei es durch Verdichtung (?) oder Ausscheidung, entstanden ist. Sonderlich klar und bestimmt ist das nicht ausgedrückt. Auch befindet sich Verf. im Irrtum, wenn er es für möglich hält, daß A. die Gegensätze aus seinem Prinzip durch Verdichtung und Verdünnung habe hervorgehen lassen; denn nichts ist durch Aristot. sichere

bezeugt, als daß nach A. dies nur auf dem Wege der Ausscheidung geschah. — Vgl. die Rezension von Diels Jen. L.-Z. 1878, 406 ff.

Die Arbeit von Neuhäuser kommt ungefähr auf dasselbe Ergebnis hinaus, wie die Lützes, ist aber dadurch wertvoller, daß sie die sämtlichen Zeugnisse des Aristot. und seiner Ausleger und zwar viel gründlicher und scharfsinniger behandelt. Schade nur, daß seine Gründlichkeit in „scholastischen Formalismus und ermüdende Weitschweifigkeit der Darstellung" (Zeller), sein Scharfsinn oft in Haarspalterei ausartet. Im merkwürdigen Gegensatz zu seiner sonstigen Genauigkeit steht, wie schon Zeller in seiner Besprechung D. L.-Z. IV 1499 ff. bemerkt hat, daß er mehrere wichtige Schriften Neuerer nicht berücksichtigt und von Zellers großem Werke nur die dritte Auflage, nicht die damals längst erschienene vierte, benutzt hat. Noch auffälliger ist, daß er weder die Doxographi von Diels noch den 1. Teil von dessen Ausgabe des Simplic. ad phys. nennt, während er doch an verschiedenen Stellen eine Bekanntschaft mit beiden Werken deutlich verrät, ja S. 363 ff. Diels' ingeniöse Erklärung des αὐλὸς πρηστῆρος (s. Ber. I 164 f) als eigene Erfindung vorträgt. — Daß Neuhäusers Ausführungen über das ἄπειρον verfehlt sind, hat Zeller a. a. O. und an mehreren Stellen seiner Phil. d. Gr. überzeugend nachgewiesen. Gleich im Anfange seiner Untersuchung bemüht er sich vergeblich zu bestreiten, daß nach Simplikios A. sein ἄπειρον ἀρχή genannt habe, und ihm den doch wahrscheinlich erst von Aristot. gebrauchten Ausdruck ὑποκείμενον unterzuschieben, wie er denn auch dem A. eine dialektische Gewandtheit zutraut, die wir bei einem so altertümlichen Philosophen noch nicht suchen dürfen. Er bestimmt dann das ἄπειρον als ein räumlich Unbegrenztes und als einen einfachen Körper, der also keine Mischung darstellt. So weit steht er durchaus im Einklange mit Schleiermacher und Zeller, die außer den genannten Eigenschaften dem ἄπειρον keine bestimmte zuschreiben. Im weiteren Verlaufe der Untersuchung aber stellt er sich ganz auf die Seite Lützes, indem er wie dieser dem Aristot. die unerweisliche Ansicht beilegt, daß das ἄπειρον ein von den Elementen Verschiedenes, neben oder zwischen ihnen Stehendes sei (als Hauptbeweis dient ihm die Stelle Aristot. Phys. 187a 12, die er sich mit einem großen Aufwand von Scharfsinn zurechtlegt); ja er geht noch einen Schritt weiter und führt eben diese Ansicht in der Form, wie sie uns bei Simpl. und Philoponos entgegentritt, auf Theophrast zurück, von dem doch ganz sicher die Bestimmung des ἄπειρον als einer ἀόριστος φύσις überliefert ist. Daß das Prinzip des A. seine besonderen und zwar sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften besessen habe, folgert er auch aus gewissen bei Aristot. von ihm gebrauchten Ausdrücken wie σῶμα αἰσθητόν und χωριστόν, die in ihrer Allgemeinheit gar nichts be-

weisen. Näher bezeichnet er es dann als ein Mittleres zwischen den zwei Elementen des A., die sich zu den vier Elementen des Aristot. so verhalten, daß sie ebensogut mit der Luft und dem Feuer wie mit der Luft und dem Wasser verglichen werden können. Er setzt somit die beiden Gegensätze des Warmen und Kalten, die sich nach A. durch Ausscheidung aus dem ἄπειρον erst bilden, als bereits in jenem vorhandene, sinnlich wahrnehmbare Bestandteile und glaubt der Wahrheit nahe zu kommen, wenn er das Prinzip definiert als eine körperliche Substanz, die überall von mildem und sanftem Lichte durchströmt ist, eine mäßige und milde Temperatur und einen mittleren Grad von Dichtigkeit (?) habe. Aber noch mehr, A. soll seine körperliche Substanz zugleich auch als Seele und Geist aufgefaßt haben. Alle diese Eigenschaften sind aus unseren Quellen durchaus nicht zu belegen; man müßte denn für die letztgenannte die ganz vereinzelte Notiz bei Theodoret (Dox. 387 zu Aët. IV 3,2), A. habe die Seele luftartig genannt, als Beweis gelten lassen. Hier hat der sonst so nüchterne Verfasser einmal seiner Phantasie die Zügel schießen lassen. — In der Beschreibung des Prozesses der Ausscheidung und weiterhin der Weltbildung hat sich N. enger an die Überlieferung angeschlossen, die er großenteils auch richtig auslegt. Insbesondere ist ihm darin beizustimmen, daß er eine wunderliche Hypothese Teichmüllers, die sich Tannery sc. hell. 88 ff. angeeignet hat, entschieden zurückweist. Teichmüller hatte die ewige und ursprüngliche Bewegung des ἄπειρον als Kreisbewegung bezeichnet, und das ἄπειρον selbst war ihm als eine unermeßliche gasartige Kugel erschienen, die von aller Ewigkeit her sich um ihre Achse dreht. N. wendet dagegen mit Recht ein, daß Teichmüllers Argumente sich auf kein Zeugnis der Alten stützen; die natürliche Bewegung sei nach der Ansicht des Altertums auch gar nicht die Kreisbewegung, sondern die gerade Bewegung der Körper nach unten. Dagegen kann ich den Nachweis für die im Gegensatze zu Teichmüller und Zeller (S. 234 ff.) verfochtene Ansicht, daß A. unzählige Welten nicht nur nach einander, sondern auch neben einander angenommen habe, nicht für erbracht halten. Wenig zutreffend erscheint auch Neuhäusers Darstellung der Kosmologie des Parmenides.

Gegen Neuhäusers Annahme eines μεταξύ erklärt sich auch Natorp. Maßgebend kann für uns, wie er ausführt, von den Aristotelesstellen nur die Phys. I 4 sein, die einzige, wo Aristot. den A. ausdrücklich nennt. Diesem deutlichen Zeugnisse und dem mit ihm übereinstimmenden des Theophrast gegenüber kommen die Kommentatoren nicht in betracht, zumal da sie sich, auch Simpl. u. Philop., auf die sich Neuhäuser besonders stützt, der gröblichsten Inkonsequenzen schuldig machen. Von einer älteren, auf Theophrast zurückgehenden Tradition,

aus der die Späteren ihre Annahme eines μεταξύ geschöpft hätten, ist keine Spur zu entdecken; vielmehr haben sich alle dem Alexander Aphr. angeschlossen. Daneben findet sich allerdings noch eine abweichende Ansicht, die der um mehrere Jahrhunderte ältere Nikolaos sowie Porphyrios vertraten (s. besonders Simpl. phys. 149, 11 ff.), welche das μεταξύ (fälschlich) auf Diogenes Apoll. bezogen und von A. meinten, er habe das ἄπειρον unbestimmt gelassen. Derselben Überlieferung folgen Laert. II 1 und Aët. I 3, 3. Sie weicht nur insofern von Theophrast ab, als nach ihr A. die Qualität des Urstoffes überhaupt nicht bestimmt, nach Theophrast dagegen als eine unbestimmte bezeichnet hat. Dem Buchstaben nach mag jene Tradition recht haben, aber den Gedanken des A. wird wohl Theophrast besser begriffen haben, wenn er sein Prinzip, freilich in aristotelischer Formel, als φύσιν ἀόριστον κατ' εἶδος καὶ κατὰ μέγεθος kennzeichnet. Vgl. Zeller S. 216.

Auf demselben Standpunkt steht in betreff des μεταξύ auch Bäumker, der gleichfalls besonders auf Aristot. Phys. I 4 hinweist, wo A. deutlich der Klasse von Physikern, die ein bestimmtes Element oder ein Mittelding als Prinzip setzen, gegenübergestellt wird. B. wirft dann weiter die Frage auf, wer wohl der Vertreter der Annahme eines Mitteldings gewesen sein möge. Nach Simpl. 151, 31 D. und nach Aristot. d. gen. 332a 3 könnte man vielleicht an Diogenes denken, wie dies schon Schleichermacher gethan hat; aber Aristot. Metaph. 984a 5, wo Diogenes ausdrücklich mit Anaximenes gleichgestellt wird, spricht entschieden dagegen. Diogenes hat eben noch nicht die Konsequenz seines Gedankens gezogen; dies konnte aber leicht einer der zahlreichen jüngeren naturphilosophischen Dilettanten thun. Auch hat vielleicht Aristot. nur das entwickelt, was aus den Voraussetzungen eines seiner Vorgänger unausgesprochen folgte; daher auch sein Schwanken bald zwischen Wasser und Luft, bald zwischen Luft und Feuer. — Der negative Teil dieser Beweisführung ist unanfechtbar, und die Ansicht, die dem A. das Mittelding zuschreibt, kann nunmehr als endgültig beseitigt betrachtet werden. Das positive Ergebnis dagegen ist gering. Die Frage nach dem Urheber des μεταξύ wird sich mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln schwerlich beantworten lassen. Aristot. schwankt nicht nur in seinen Angaben, sondern er scheint sich auch zu widersprechen, wenn er Phys. III 5, 204a 26 ff. das Mittlere zwischen Luft und Feuer geradezu ausschließt, während er Phys. I 4, 187a 13 ff. dieses allein nennt, ohne das zwischen Wasser und Luft überhaupt zu erwähnen.

Mit der Deutung des bekannten Bruchstückes Anaximanders, des einzigen, das wir von ihm besitzen, beschäftigen sich die Abhandlungen No. 178 und 180. Hierbei ist zu bemerken, daß in dem Text des

Simpl. ad phys., der das Fragment aus Theophrast anführt, das in der Aldina ausgelassene ἀλλήλοις nach der handschriftlichen Überlieferung von Diels in seiner Ausgabe (S. 24, 20) und schon früher in den Doxogr. 476, 10 eingesetzt worden ist. Der authentische Wortlaut ist nunmehr folgender: διδόναι γὰρ αὐτὰ δίκην καὶ τίσιν ἀλλήλοις τῆς ἀδικίας κατὰ τὴν τοῦ χρόνου τάξιν. Damit sind alle früheren Erörterungen über diesen Ausspruch, soweit ihnen der verstümmelte Text der Aldina zu grunde lag, hinfällig geworden. Die Dinge büßen nicht für eine Schuld, die sie durch ihre Sonderexistenz an dem ἄπειρον begangen haben, sondern für das Unrecht, das sie bei ihrem Heraustreten aus dem Unendlichen sich gegenseitig zufügen, indem eines das andere verdrängt oder zu verdrängen sucht. — Spicker, der das ἀλλήλοις noch unberücksichtigt läßt, wendet sich gegen die Auffassung von Schwegler und Zeller, wie sie von letzterem in den früheren Auflagen formuliert war. Er selbst versteht unter der ἀδικία nicht die Ungerechtigkeit im eigentlichen, sondern Ungleichmäßigkeit (inaequabilitas) im übertragenen Sinn. Im ἄπειρον selbst ist alles im Gleichgewicht; mit dem Entstehen der Einzeldinge wird dieses gestört, indem dem Unbegrenzten das Begrenzte, wie das Kalte und Warme, entgegengesetzt wird. Dadurch nun, daß die einander entgegengesetzten Dinge aufgehoben werden und in das Unendliche zurückkehren, wird auch die Ungleichmäßigkeit aufgehoben und ἄπειρον und πέρας sind wieder dasselbe. Abgesehen davon, daß ἀδικία nicht Ungleichmäßigkeit heißen kann und daß der tiefsinnige Ausspruch auf diese Weise seiner sittlichen Bedeutung, auf die die ganze Fassung des Fragmentes deutlich hinweist, völlig entkleidet wird, ist Spickers Erklärung schon deshalb abzuweisen, weil wir dann dem ἄπειρον aequabilitas und inaequabilitas zugleich zuschreiben müßten — denn es ist ja die Ursache der Ungleichmäßigkeit der Dinge — und damit uns eben der Verletzung des principium contradictionis schuldig machen würden, die Sp. in der gegnerischen Auffassung des Wesens der ἀδικία entdeckt haben will.

Ziegler wiederlegt zunächst die Erklärung Neuhäusers S. 355 ff., der das echt scholastische Kunststück fertig kriegt, ἀλλήλοις im Texte zwar zu acceptieren, aber es nicht, was allein möglich ist, auf das Verhältnis der Einzeldinge zu einander, sondern auf das zwischen ihnen und dem ἄπειρον zu beziehen. Z. selbst dagegen wirft das Wort in ganz unmethodischer Weise wieder aus dem Text hinaus und setzt dann an die Stelle der gangbaren „tief spekulativen“ Auffassung des Gedankens, die als gnostisch-romantisch und durchaus ungriechisch verworfen wird, eine ethisch-religiöse Deutung, nach der A. gelehrt haben soll, daß die Welt um der menschlichen Ungerechtigkeit willen untergehen müsse. Diese Vorstellung habe A. nicht etwa aus der jüdisch-babylonischen

Flutsage, sondern aus Il. Π 384 ff. geschöpft. Diese Erklärung ist nicht nur sprachlich unzulässig (es würde bei ἀδικίας ein unentbehrlicher Zusatz wie τῶν ἀνθρώπων fehlen), sondern auch sachlich verfehlt. Sie würde, wie Zeller 229, 2 bemerkt, den schiefen Sinn ergeben, daß die Dinge nicht etwa, wie in den Flutsagen, als Mittel zur Bestrafung der Menschheit dienen, sondern daß sie selbst für die Ungerechtigkeit der Menschen, also für eine fremde Schuld bestraft werden sollen. Auch widerspricht eine solche theologisch-ethische Auffassung physischer Vorgänge allem, was wir sonst von der Anschauungsweise der ältesten Naturphilosophen wissen. Es verliert ferner der Ausspruch dadurch seine Bedeutung für das System des A., da, wie Z. selbst zugiebt, nach dem Vorbilde Homers nur an eine Zerstörung der sublunarischen Welt durch Wasser, nicht aber an ein Aufgehen in das ἄπειρον gedacht werden kann. Als mißglückt muß auch der Vorschlag bezeichnet werden, das ganz untadlige κατὰ τὸ χρεών in κατακεχρημένα (= verbraucht, abgenutzt) zu verwandeln und dieses mit dem folgenden Satze zu verbinden; der Gedanke des A. würde dadurch mit einem inneren Widerspruche behaftet werden, wie ich in meiner Besprechung der Abhandlung (Arch. I S. 756 f.) dargelegt habe.

Tannery (No. 183), geht von der Behauptung Burnets „Early greek philosophy“ S. 78 (vgl. S. 240) aus, A., wie die ältesten Philosophen überhaupt, habe das Wort ἀήρ im homerischen Sinne (= Nebel, Dunst) gebraucht, und erst Empedokles habe entdeckt, daß das, was wir Luft nennen, körperlich und nicht identisch mit dem leeren Raume sei, dessen Existenz er rundweg leugnete; diese das scheinbar Leere erfüllende Luft habe er αἰθήρ, nie ἀήρ genannt, das bei ihm nur einmal und zwar als dicke Luft oder Nebel vorkomme. T. giebt zu, daß zur Zeit des Emped. die landläufige Bedeutung von ἀήρ noch dieselbe gewesen sein möge wie bei Homer, glaubt aber bereits bei Anaximenes eine Erweiterung dieser Bedeutung zu erkennen. Er schließt aus Hippolyt. 7, 2 (Dox. 560, 16), daß Anaximenes zwar in erster Linie unter ἀήρ die dunkle Luft verstand, aber zugleich die Existenz einer gleichartigen und gleichnamigen Substanz im scheinbar Leeren anerkannte. Aët. I 3, 4 scheint ihm ferner zu beweisen (?), daß die Anwendung des Wortes ἀήρ für die unsichtbare Luft zur Zeit des Anaximenes noch neu war, sowie daß dieser als Synonym für ἀήρ den Ausdruck πνεῦμα gebraucht habe, wenn nicht überhaupt für das echte πνεῦμα bei Anaximenes überall die Doxographen ἀήρ eingesetzt haben. Diese unsichtbare Luft des Anaximenes ist nun nach T. nichts anderes als das ἄπειρον des Anaximander, der es nicht gewagt hatte, dieses als ἀήρ zu bezeichnen, weil dies Wort zu seiner Zeit nur die dunkle Luft bezeichnete. Diese Vermutung stützt sich zwar, wie T. zugiebt,

auf keine bestimmte Textstelle; aber mit ihrer Hülfe läßt sich das Ganze der Lehre des A. ohne Schwierigkeit (?) erklären und ein unerwarteter Zusammenhang zwischen Anaximander, Anaximenes und den ersten Pythagoreern herstellen. Weil dem A. das ἄπειρον etwas durch die Sinne nicht Erfaßbares war, so konnte es ihm unter keiner der bekannten Formen erscheinen. Die Durchsichtigkeit der die feurigen Gestirnringe umhüllenden Luft ist nur relativ, da man ja die himmlischen Feuer nicht außerhalb der Öffnungen sehen kann. Von hier zur weiteren Spezifizierung des ἄπειρον selbst als Luft war für Anaximenes nur ein Schritt. So konnte sich Anaximander als Prinzip eine vollkommen konkrete Substanz vorstellen, ohne ihr irgend eine bestimmte Form zu geben. Diese Hypothese über das ἄπειρον ist wohl vereinbar mit der Eigenschaft der räumlichen Unbegrenztheit, obwohl kein hinreichender Grund zu der Annahme vorliegt, daß A. diese Eigenschaft besonders betont habe. Die ihm zugeschriebene Begründung für die Unendlichkeit seines Prinzips: ἵνα μὴ ἐπιλείπῃ ἡ γένεσις würde jedenfalls eine besondere Geistesschwäche beweisen (?). Er konnte seine Substanz ἄπειρον nennen, entweder weil, wenn sie Grenzen hatte, diese Grenzen nicht erkannt werden konnten, oder weil er ihr Volumen für unbestimmt und für fähig sich zu verdichten oder su verdünnen hielt, um die Erzeugung zu ermöglichen (?). Die zweite Auffassung scheint Anaximenes entwickelt zu haben, während die Pythagoreer vielleicht zur ersten neigten. Beide aber haben die bei A. herrschende Verwirrung des Leeren und des ἄπειρον nicht zu beseitigen vermocht. Dies geschah erst durch die Eleaten. — Diese ganze Deduktion beruht auf einer Reihe von geistvollen und ansprechenden Vermutungen, die aber größtenteils in der Überlieferung keine Stütze finden, ja die von T. vorgetragene Auffassung des ἄπειρον bei A. steht geradezu in Widerspruch mit den zuverlässigsten Zeugnissen, was nach unseren früheren Ausführungen keines Beweises mehr bedarf.

Diels entwickelt im Eingange die zuerst von Teichmüller erkannte und seitdem durch seine eigene Erklärung des αὐλὸς πρηστῆρος noch genauer bestimmte und berichtigte Ansicht des A. über die Beschaffenheit der Gestirne. Danach wird die konstante Kreisbewegung der Sonne durch einen großen rotierenden Radkranz begrenzt, der aus krystallisierter, durchsichtiger Luft oder Duft (ἀήρ) gebildet ist. An der inneren Seite wird durch ein Loch des Randes wie durch ein Mundstück eines Blasebalges (αὐλός) Feuerluft (πρηστήρ) hinausgetrieben, die durch die vom Meere aufsteigenden Schwaden unterhalten wird. Ähnlich ist der tiefer befindliche Mondkranz beschaffen. Durch gänzliche oder teilweise Verstopfung der Radöffnungen entstehen die Sonnen- und Mondfinsternisse sowie die Mondphasen. Der niedrigste Kreis ist

der der Fixsterne (und Planeten, soweit A. von diesen überhaupt gesprochen hat), die aber nach Aët. II 15, 5 nicht jeder seinen Ring, sondern zusammen ihre σφαῖρα hatten, die als unteres festes, aber durchsichtiges Gewölbe Himmel und Erde schied. Daß A. zu dieser Anschauung, aus der sich dann die geozentrische Sphärentheorie herausgebildet hat, durch seine mathematischen Studien gekommen sei, ist wahrscheinlich; aber die Distanzenzahlen seiner Himmelsringe lassen sich auf diese Weise nicht erklären. D. bestimmt nun im Anschluß an Neuhäuser S. 396 ff., Tannery S. 91 ff. und Burnet S. 70 diese Abstände, wie sie sich aus der Vergleichung von Aët. II 20, 1; 21, 1 und 25, 1 ergeben, folgendermaßen (zur Veranschaulichung ist am Schluß eine Zeichnung beigefügt): Der Durchmesser des inneren Sonnenreifes ist gleich 27, der des äußeren gleich 28 Erddurchmessern; der des inneren Mondreifes gleich 18, der des äußeren gleich 19 Erddurchmessern; für die Sphäre der Fixsterne (und Planeten?) ist diesen Zahlen entsprechend ein harmonischer Abstand von 9 Erddurchmessern anzunehmen. Die Breite jedes dieser Ringe ist also gleich einem Erdradius. Die Angabe bei Hippolyt. Dox. 560, 4, der Durchmesser des Sonnenringes sei 27 mal größer als der des Mondes, hält D. für irrtümlich. [Ich bemerke hier beiläufig, daß Zeller S. 224, 1 auf grund dieser Stelle herausrechnet, daß der Sonnenring 513 mal so groß als die Erde sei. Der Berechnung Zellers liegt der Fehler zu grunde, daß er die Zahlen des A. auf den Umfang der Gestirnringe statt auf ihre Durchmesser bezieht.] Diese ganze Zahlenspekulation ist nun, wie D. ausführt, eine dichterische Veranschaulichung, deren Ursprung in der voranaximandrischen Kosmologie liegt (vgl. Il. Θ 16 und Hesiod Theog. 722). Hier spielt die Neunzahl, eine Verstärkung der uralten heiligen Dreizahl, eine große Rolle. Die Verehrung dieser Zahl findet sich bei allen Ariern; Finnen und Tataren haben sie diesen entnommen. Vgl. das finnische Epos und die Himmel- und Höllenfahrt der Schamanen bei Radloff „Aus Sibirien“ II 3 ff., wo der Kosmos in 3×9 Schichten geteilt erscheint. Daraus darf man aber nicht etwa auf uralte Beziehungen zwischen A. und den Zauberern am Altai schließen. In dem Jahrhundert der Mystik, dem 6. v. Ch., konnten solche kosmologischen Phantasien auch bei den Griechen selbständig ausgebildet werden. Anaximanders Himmelskarte ist genau so aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzt wie seine Erdkarte (s. Berger, Gesch. d. Erdkunde I 85). Auch sein ἄπειρον ist ein urpoetischer Gedanke. — Diese Herleitung der Distanzentheorie aus mystischer Zahlenweisheit ist ein sehr beachtenswerter Versuch, den rätselhaften Ursprung der Zahlen des A. aufzuklären. Es könnte ja freilich befremdlich erscheinen, einen Forscher, der einen so tiefen Blick in das Wesen der Dinge gethan und sich über

die vulgären Anschauungen so hoch erhoben hat wie A., hier auf dem Pfade eines geheimnisvollen Zahlenkultus zu finden; aber wenn man bedenkt, welchen Einfluß die Zahlenmystik nicht nur auf die Pythagoreer, sondern auch auf viele andere Philosophen, selbst der neueren Zeit gehabt hat (vgl. Gomperz, Gr. D. 87 f., wo gleichfalls die Heiligkeit der Dreizahl betont wird,*) so wird man die Hypothese von D. nicht für so unwahrscheinlich halten.

Zum Text der Fragmente. Über die Ergänzung ἀλλήλοις in dem einzigen zusammenhängenden Fragmente des A. ist oben berichtet worden. Von einzelnen Ausdrücken, die bei den Doxographen erhalten sind, hat Diels Dox. 218 bei Hippolyt. 613 (Dox. 559, 24): τὸ δὲ σχῆμα αὐτῆς (sc. τῆς γῆς) ὑγρὸν στρογγύλον, κίονι λίθῳ παραπλήσιον nach Röpers Emendation γυρόν für ὑγρόν in den Text gesetzt und dazu bemerkt, στρογγύλον bezeichne den runden Umfang, γυρόν die gekrümmte Oberfläche. Für die Worte κίονι λίθῳ, die, wie die Parallelstelle bei Aët. III 10, 2 (λίθῳ κίονι) beweist, eine alte Verunstaltung des Textes darstellt, hat nach mehreren Heilungsversuchen von Röper, Teichmüller und Diels (Dox. 219) Zeller S. 226, 4 κυλίνδρῳ vorgeschlagen (vgl. κυλινδροειδῆ bei Plut. Strom. Dox. 579, 12) und damit wohl das Richtige getroffen.

3. Anaximenes.

*185. P. Tannery, Anaximène et l'unité de substance. Rev. philos. 1883 No. 6. Vgl. sc. hell. c. 6.

186. P. Tannery, Un fragment d'Anaximène dans Olympiodore le chimiste. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 314—321.

187. A. Chiappelli, Zu Pythagoras und Anaximenes. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 582—594.

Tannery (No. 186) glaubt in dem von Berthelot und Ruelle (Collection des anciens Alchimistes grecs, Paris 1888 S. 81 ff.) veröffentlichten alchymistischen Traktat des Olympiodor ein neues Fragment des A. entdeckt zu haben. Dieser Olympiodor, den T. für den alexandrinischen Neuplatoniker aus dem 6. Jahrhundert hält, giebt dort eine Doxographie über die verschiedenen Arten, wie sich die ältesten Philosophen die ἀρχή vorgestellt haben. Hier heißt es von A.: λέγει γὰρ οὕτως· ἐγγύς ἐστιν ὁ ἀὴρ τοῦ ἀσωμάτου· καὶ ὅτι κατ' ἔκροιαν τούτου γινόμεθα, ἀνάγκη αὐτὸν καὶ ἄπειρον εἶναι καὶ πλούσιον διὰ τὸ μηδέποτε ἐκλείπειν. Nur die beiden gesperrt gedruckten Sätze, so nimmt

*) Ich verweise hier auch auf die mir nicht bekannt gewordene Programmabhandlung von Th. Neidhardt, Über die Zahlensymbolik der Griechen und Römer I. Fürth 1895.

T. an, will Olympiodor dem A. zuweisen; das übrige ist sein eigenes Raisonnement, wobei er das von Anaximander Überlieferte auf A. überträgt. Der erste Satz erscheint seiner Grundlage nach authentisch, der Form nach verdächtig (ἀσώματος vielleicht nur als Synonym für ψυχή gebraucht), der zweite umgekehrt mehr seinem Inhalte als dem Ausdrucke nach bedenklich (ἔκροια nicht im neuplatonischen Sinne als Emanation zu fassen, sondern metaphorisch: „nous naissons suivant le flux de l'air"). Hiergegen erklären sich sowohl Chiappelli (No. 187) S. 594, 44, wie auch Zeller 241, 2 aus sprachlichen wie inhaltlichen Gründen. In der That kann der erste Satz wegen des ἀσώματον weder dem A. noch irgend einem Philosophen vor Anaxagoras und Demokrit beigelegt werden, und im zweiten scheint ebenso wie in der hinzugefügten Folgerung A. mit Anaximander, dessen Lehre freilich sehr entstellt wiedergegeben wird (Chiappelli vermutet ἔκκρισιν statt ἔκροιαν), verwechselt zu werden.

Chiappelli (No. 187) sucht zu erweisen, daß, wie ohne Zweifel Pythagoras von Anaximander beeinflußt worden ist, so umgekehrt, der Pythagoreismus auf Anaximenes eingewirkt hat. Dem außerweltlichen ἄπειρον πνεῦμα, dessen Ausatmung in den Kosmos die Pythagoreer und wahrscheinlich schon Pythagoras selbst gelehrt haben, entspricht das περιέχον des A., das er nach dem authentischen (?) Fragment bei Aët. I 3, 4 nicht nur ἀήρ, sondern auch πνεῦμα genannt hat. Die Verwandtschaft wird noch größer, wenn wir bei A. nicht mit Teichmüller und Tannery sc. hell. 147 eine ursprüngliche Drehung, sondern nach Analogie der atmosphärischen Luft ein Hin- und Herwogen des Urstoffes annehmen. Auch zeigt das angeführte Fragment, daß die Anschauung des A. aus demselben anthropomorphischen Motive (der Makrokosmos Nachahmung des Mikrokosmos) hervorgeht wie die pythagoreische Lehre. Ebenso scheint A. auch die Annahme, daß der Mond durch die Erde beleuchtet werde, und die Zurückführung der großen Zahl von Mondfinsternissen auf unsichtbare Weltkörper zwischen Mond und Sonne den Pythagoreern entnommen zu haben. Zu beachten ist endlich auch, daß A. in jenem Fragment dasselbe Wort κόσμος gebraucht, das nach einer nicht ganz unglaubwürdigen Überlieferung Pythagoras zuerst auf das Weltgebäude angewendet haben soll. Daß A. die Ausatmungslehre des Pyth. annahm, wird um so begreiflicher, wenn wir diese Lehre schon in die jüngeren Jahre des Samiers verlegen (?). Nur durch eine solche Einwirkung des Pyth. auf A. ist die Kluft, die diesen von Anaximander trennt, zu erklären. — Die Haltlosigkeit dieser ganzen Beweisführung hat Zeller 248, 1 und 253, 2 dargethan. Vor allem schwebt die Hypothese, daß A. sein περιέχον dem Pyth. entlehnt habe, völlig in der Luft, da sich gerade die für den Pythagoreismus bezeichnende Lehre

vom Atmen der Welt bei ihm nicht findet. Auch die Lehre von der Beleuchtung des Mondes durch die Sonne kann er nicht bei den Pythagoreern gefunden haben, da er nach dem zuverlässigen Zeugnis des Eudemos (Fr. 94) diese Entdeckung zuerst gemacht hat; also müssen sie die Pythagoreer umgekehrt von ihm übernommen haben. Dasselbe ist auch in den andern Fällen, wo A. wirklich mit den Pythagoreern übereinstimmt, wahrscheinlich, zumal da die chronologischen Verhältnisse eine Abhängigkeit des A. von Pyth. oder gar seinen Nachfolgern als unmöglich erscheinen lassen. Ch. freilich scheut sich nicht, die auf die beste Überlieferung sich stützende Datierung des A. über den Haufen zu werfen und diesen beträchtlich später anzusetzen (vgl. Ber. I 199). Ein schwacher Punkt in der Argumentation des Verf. ist es auch, daß er alles, was von den Pythagoreern überliefert wird, auf den Stifter der Schule überträgt und ebensowenig zwischen älteren und neueren Pythagoreern unterscheidet. Die Einatmungslehre mag ja vielleicht auf Pyth. selbst zurückgehen, aber bewiesen wird das weder durch das Zeugnis des Aristot., der ja stets nur von den Pythagoreern, nicht von Pyth. redet, noch durch Laert. IX 19 (angebliche Polemik des Xenophanes gegen Pyth.) noch vollends durch die Bestreitung des Leeren bei Parmenides. Auch die Spuren einer Kritik der pythagoreischen Lehre bei Heraklit (Fr. 52 und 99) sind äußerst unsicher. Unbegreiflich ist, wie Ch. aus den Versen des Hermesianax bei Athenaios herauslesen kann, daß dort dem Pyth. die sphärische Form des Alls und der umschließenden Luft beigelegt wird.

Zu verweisen ist hier auch auf Zellers Beurteilung gewisser Annahmen Teichmüllers, der in seinen „Studien zur Geschichte der Begriffe“ S. 71 ff. über A. gehandelt hat, und Tannerys. So wendet sich Zeller S. 240, 3 gegen die Behauptung des letzteren, daß A. der Luft ebenso wie Anaximander keine unbegrenzte Ausdehnung gegeben habe, eine Behauptung, die sich auf eine Stelle der pseudoplutarchischen Stromateis (Dox. 579, 22) stützt, wo indes Z. das verkehrte γένει längst durch μεγέθει ersetzt hat; ferner S. 242, 4 gegen die ewige Wirbelbewegung, die jene beiden für A. wie für Anaximander annehmen, und S. 248, 4 gegen die Teichmüllersche Ansicht von der Bewegung der Gestirne um die Erde bei A.; doch scheint mir hier die Deutung Zellers zu gekünstelt und die Teichmüllers, die die anschauliche Vergleichung der um unsern Kopf sich drehenden Mütze bei Hippolyt. 1, 7 für sich hat, wahrscheinlicher zu sein.

Zum Text der Fragmente. Im Wortlaut scheint uns kein Fragment des A. überliefert zu sein. Das einzige, das man als ein solches ansehen könnte, steht bei Aët. I 3, 4, wo Bernardakis die betreffenden Worte mit Anführungszeichen versehen hat: οἷον „ἡ ψυχή“

ησίν „ἡ ἡμετέρα ἀὴρ οὖσα συγκρατεῖ ἡμᾶς“, καὶ ὅλον τὸν κόσμον πνεῦμα αὶ ἀὴρ περιέχει. Doch ist es zweifelhaft, ob wir hier wirklich die igenen Worte des A. vor uns haben. Der Schluß kann sicherlich nicht ls wörtliches Citat gelten, und Chiappelli (s. o. zu No. 188) durfte ch für den Gebrauch von κόσμος bei A. nicht auf diese Stelle erufen.

C. Die Pythagoreer.

1. Zur Kritik der Quellen.

188. E. Zeller, Über die ältesten Zeugnisse zur Geschichte des Pythagoras. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 14. Nov. 1889. S. 983—996.

189. H. Diels, Ein gefälschtes Pythagorasbuch. Arch. f. G. d. Ph. III (1890) S. 451—472.

190. J. R. W. Anton, De origine libelli „Περὶ ψυχᾶς κόσμω καὶ φύσιος“ inscripto qui vulgo Timaeo Locro tribuitur. P. I fasc. I et II. (I Erfurt 1883, Villaret, II Naumburg 1891, Schirmer). VI, 659 S. gr. 8.

191. H. Jülg, Neupythagoreische Studien. Wien 1892, Konegen. 30 S. 8.

192. K. Prächter, Metopos, Theages und Archytas bei Stobaeus flor. I, 64, 67 ff. Philol. 50 (1891) S. 49—57.

193. K. Prächter, Krantor und Ps.-Archytas. Arch. f. G. d. Phil. X (1887) S. 186—190.

194. Th. Gärtner, Neopythagoreorum de beata vita et virtute doctrina eiusque fontes. Diss. Lipsiensis. Zittau 1877. 30 S. 8.

195. A. Matthaei, De dialecto Pythagoreorum. Diss. Göttingen 1878. 48 S. 8.

196. C. G. Cobet, Collectanea critica: Lugd. Bat. 1878. Darin enthalten:

a) Observationes criticae et palaeographicae ad Iamblichi vitam Pythagorae. S. 305—449. [Vgl. Mnemosyne V (1877) S. 337—384.] Dazu: Spicilegium lectionum codicis Florentini. S. 476—482.

b) Diogenis Laertii vita Pythagorae. S. 449—460.

c) Pseudopythagorae τὰ χρυσᾶ ἔπη. S. 460—469.

197. Iamblichi de vita Pythagorica liber ad fidem codicis Florentini rec. A. Nauck. Accedit epimetrum de Pythagorae aureo carmine. Petropoli et Lipsiae 1884, Eggers und Voss. LXXXV, 367 S. gr. 8.

198. Porphyrii philosophi Platonici opuscula selecta. Iterum recognovit A. Nauck. Lipsiae 1886, Teubner.

Zeller stellt an die Spitze seiner Untersuchung das älteste Zeugnis über Pythagoras, das seines Zeitgenossen Xenophanes bei Laert. VIII 36. Die Echtheit dieses Zeugnisses darf nicht mit O. Kern (s. zu No. 154) angezweifelt werden, da Laert. auch den Anfang der Elegie des Xenophanes mitteilt und diese daher seinem Gewährsmann in ihrem Zusammenhange vorgelegen haben muß, so daß er erkennen konnte, von wem Xenoph. redet. Die erste ausdrückliche Erwähnung des P. findet sich bei Heraklit Fr. 16 und 17. Das zweite dieser Fragmente erklärt Z. abweichend von Gomperz (s. u.) so: „P. hat mehr als irgend ein anderer Erkundigungen (ἱστορίη hier = Nachfrage bei anderen im Gegensatze zu dem Selbsterdachten, ἑωυτοῦ σοφίην) eingezogen und das, was ihm so zugekommen ist, für eigene Weisheit ausgegeben, die aber in Wahrheit nichts ist als Vielwisserei und schlechte Künste.“ Der letztere Ausdruck geht entweder auf die unehrliche Aneignung fremder Gedanken oder auf die mystischen Geheimdienste der Pythagoreer, deren dogmatische Grundlage die Lehre von der Metempsychose war. Heraklit als leidenschaftlicher Gegner des Mysterienwesens sah darin nur „schlechte Künste“ (vgl. Fr. 124) und verkannte den ethischen Wert jener pythagoreischen Lehre. In der Streichung der Worte ἐκλεξάμενος ταύτας τὰς συγγραφάς stimmt Z. mit Schleiermacher und Gomperz überein; wenn nicht etwa ἐκλεξάμενος ταῦτα zu schreiben sei. Bergk Gr. Littg. I 399 and II 437 meint fälschlicherweise, Heraklit habe sogar eine ganz bestimmte Schrift als von P. benutzt bezeichnet, indem er Laert. VIII 6 ein Fragment Heraklits annimmt; im handschriftlichen Text des Laert. steht Ἡρακλείδης, wofür Cobet Ἡράκλειτος gesetzt hat; diese Änderung ist aber zu verwerfen und vielmehr statt φυσικός zu schreiben: Ποντικός. — Wenn Timaios die Verse des Empedokles bei Laert. VIII 54 auf P. bezog — andere deuteten sie auf Parmenides — so verdient dies Zeugnis wenig Glauben; sie gehörten vielleicht jener Schilderung des goldenen Zeitalters an, die Emp. in den καθαρμοί gab; hier mochte er einen Propheten eingeführt haben, der das mit der Verletzung des Tierlebens eintretende Verderben vieler Generationen vorher ankündigte. — Das an Telauges gerichtete Gedicht des Empedokles (Laert. VIII 43) war gewiß ebenso unecht wie der Brief des Telauges an Emp. (ib. 55 u. 74). Zuverlässiger ist das Zeugnis des Ion bei Laert. I 120 und d

is den Τριαγμοί desselben überlieferte bei Laert. VIII 8 (s. Zeller Ph. Gr. I 760, 1). Wenn jedoch Ion in dem letzteren P. beschuldigt, dem Orpheus Schriften untergeschoben zu haben, so ist er schwerlich einer glaubwürdigen Überlieferung gefolgt. Der Seelenwanderung wird hier so wenig wie bei Herodot IV 93 ff. ausdrücklich gedacht. Letztere Stelle beweist nur neben den Äußerungen Heraklits und Ions, daß der Ruhm des P. vor der Mitte und um die Mitte des . Jahrhunderts auch unter den kleinasiatischen Griechen verbreitet war, besonders durch seine Lehre von einem seligen Fortleben der Guten nach dem Tode. Dagegen ist Herodot II 123, wo von der Metempsychose die Rede ist, unzweifelhaft auf P. zu beziehen. Wenn aber auch Herod. diesen Glauben von den Ägyptern zu den Griechen gelangen läßt, so ist doch aus dieser Stelle nicht zu schließen, daß dem Pythagoras diese Lehre aus Ägypten zugekommen sei. Auch aus Herod. II 81 folgt für eine Verbindung des P. mit Ägypten nichts. Diese Stelle ist nicht so zu erklären, daß die Orphiker Ägypter und Pythagoreer seien, sondern es ist zu konstruieren: „mit den sogenannten Orphikern und Bakchikern, die aber in Wahrheit Ägypter sind, und mit den Pythagoreern"; höchstens könnte man das „und" im Sinne der Unterscheidung fassen: „die Orphiker sind ein Gemisch aus Ägyptern und Pythagoreern", oder, wie Z. Ph. d. Gr. I 305, 1 dies klarer ausdrückt: „Ihre Lehren und Gebräuche stammen teils aus Ägypten, teils (in ihren jüngeren Bestandteilen) aus dem Pythagoreismus." Daraus würde aber für den Zusammenhang des P. mit Ägypten nichts folgen. [S. jedoch die oben angeführte Auffassung der Stelle bei Rohde Psyche 397 ff.] Die Orphiker, deren Religion Herodot II 49 selbst auf Melampus zurückführt, waren viel älter als P., und die Metempsychose haben nicht sie von P., sondern dieser von ihnen entlehnt (vgl. Ph. d. Gr. I 58 ff. und 449 ff.). Herodot kennt die Lehre des P. von der Unsterblichkeit und den Wanderungen der Seele; er weiß, daß die Pythagoreer eine den Orphikern verwandte Kultgemeinschaft bildeten und in einem Gebrauche bei der Beerdigung mit diesen und mit den Ägyptern übereinkamen; aber von einer ägyptischen Reise des P. schweigt er, vermutlich, weil er nichts davon weiß. Vgl. Ph. d. Gr. I 305 ff. — Philolaos war für Platon und Aristoteles eine Hauptquelle, für Aristot. vielleicht die Hauptquelle. Über diesen Punkt urteilen andere, z. B. Tannery, wie wir sehen werden, anders.

Diels vermutet, daß in dem soeben besprochenen Fragment Heraklits bei Laert. VIII 6 ταύτας τὰς συγγραφάς aus ταῦτα, das er mit Zeller für das Ursprüngliche hält,*) erweitert worden sei, um ein altes

*) In seiner jüngst erschienenen Ausgabe der Heraklitischen Frag-

Zeugnis für die Schriftstellerei des P. herauszuschlagen. Der Ausdruck μόνον οὐχὶ κέκραγε καί φησι bei Laert. rührt von einem im aufgeregten Tone die Echtheit der Schriften des P. verfechtenden Fanatiker her, der diese Schriften auch gleich verzeichnet hat: „παιδευτικόν, πολιτικόν, φυσικόν“ und den Anfang des φυσικόν, auf welchen sich jenes Fragment Heraklits beziehen soll, als Probe giebt. Von diesem Verfahren, aus den Schmähungen Heraklits echte Schriften des P. zu rekonstruieren, finden sich auch sonst Spuren; so in der Rhetorik Philodems: κατὰ τὸν Ἡράκλειτον κοπίδων ἐστὶν ἀρχηγός, „er ist ein Anführer der Rabulistik“. Diese Worte bezogen einige auf P. selbst, und Timaios Schol. Eur. 134 (= Fr. 138 B.) nahm P. dagegen in Schutz, indem er Gorgias als den ersten bezeichnete, der wirklich κοπίδες d. i. rhetorische Handbücher (das Wort bedeutet eigentlich Hackmesser, dann Kniffe, mit denen der gelehrte Rhetor den harmlosen Gegner niederschlägt) verfaßt habe. Die späteren Schriftsteller griffen nun, um diesen Vorwurf von P. abzuschütteln, zu dem Mittel der apologetischen Fälschung und stellten die wahren κοπίδες des P. in einer gewiß von Tugend und Harmlosigkeit triefenden Schrift zur Schau. Titel und Anfang dieser Schrift sind bei Laert. VIII 8 erhalten, wo zu schreiben ist: καὶ τὰς Κοπίδας (st. Σκοπιάδας), οὗ ἡ ἀρχή· μὴ ἀναδίδου (st. ἀναιαίδευ, ein „scheußlicher Hyperionismus“, wie D. bemerkt) μηδενί, „teile niemand mit“, etwa συμβουλίην, d. h. „treibe keine Advokatenpraxis“ [eine, wie mir scheint, sehr unsichere Ergänzung]. Die Fälschung der Κοπίδες ist jedenfalls nach Timaios, aber wohl noch in die alexandrinische Zeit zu setzen. Auch den drei Pythagorasbüchern liegt ein apologetischer Zweck zu grunde, der nämlich, die von Heraklit verunglimpfte Polymathie des P. im Lichte erhabenster Tugendlehre strahlen zu lassen und außerdem eine künstliche Beziehung zwischen einem polemischen Worte Heraklits und einer ad hoc gefälschten Pythagorasschrift herzustellen. Letzteres ist freilich ungeschickt genug ausgeführt. In thörichter Nachahmung des berühmten Eides im Anfange des älteren pythagoreischen Gedichtes auf die Zahl (wahrscheinlich ist dies der Ἱερός λόγος oder Περὶ θεῶν), der auch von dem „sehr späten“ Fälscher der χρυσᾶ ἔπη aufgenommen worden ist, glaubte der Fälscher mit einem feierlichen Schwur beginnen zu müssen, wobei er aber nach einer bekannten pythagoreischen Vorschrift die Götternamen vermeidet. v. Wilamowitz „Eurip. Herakles“ I 28 (s. Bericht I 274 f.) sieht mit Unrecht in unserem Pythagorasbuche ein in altpythagoreischen Kreisen verfaßtes „Evangelium“, das bereits dem Euripides vorgelegen habe

mente, die im nächsten Jahresbericht zu besprechen sein wird, neigt er sich mehr der Annahme zu, daß das ganze Fr. gefälscht sei.

Poseidonios, der die betreffenden Verse (Fr. 642 N.) erhalten hat, führte nicht P., sondern Anaxagoras als Gewährsmann an. Die Pythagoreersprüche des Aristoxenos, die nach Wilamowitz schon Euripides gekannt haben soll, gehen schwerlich auf das Urevangelium zurück. Wenn Wilamowitz ferner den ionischen Dialekt der Reste bei Laert., der schon zur Zeit des Archytas undenkbar gewesen wäre, für seine Ansicht anführt, so hat er nicht bedacht, daß man gerade, wenn man echte Schriften des P. produzieren wollte, sich des ionischen Dialektes bedienen mußte, da Philolaos und Archytas die ersten Pythagoreer waren, die im dorischen Dialekte schrieben. Der Fälscher hat seine drei Teile wohl absichtlich den drei Büchern des Philolaos, nur in anderer Reihenfolge, gegenüber gestellt. — Bei Laert. finden sich außerdem noch umfangreiche doxographische Exzerpte, vornehmlich aus Alexander Polyhistor, die ausdrücklich auf die Pythagorasbücher zurückgeführt werden, so VIII 9 und 10 zwei wörtliche Citate aus dem παιδευτικόν. In dem zweiten Citat geht die Vergleichung der vier Lebensalter mit den Jahreszeiten, die auch noch bei einer Anzahl anderer Schriftsteller vorkommt, auf den alten Ἱερὸς λόγος zurück. Diese Anregung des Ἱερὸς λόγος ist in dem Kreise des Xenophilos weitergeführt, von Aristoxenos in den Ἀποφάσεις systematisch verarbeitet und so einerseits dem Okelos (so, nicht Okellos, schreibt Diels), Varro und Ovid, andererseits dem Alexander Polyhistor übermittelt worden, aus dem Diodor, Lukian und Laertios direkt oder indirekt schöpfen. Auch bei Laert. VIII 14 findet sich ein ungeschickt eingestreutes Citat aus dem Pythagorasbuche, aus dem sich ergiebt, daß der Fälscher auch Herakleides Περὶ τῶν ἐν Ἅιδου benutzt hat, wo P. selbstredend eingeführt war, und der Inhalt von §§ 22—24 scheint gänzlich diesem Buche entlehnt zu sein. Wenn sich nachweisen ließe, daß auch §§ 25—33 (aus Alexander Polyh.) auf das Pythagorasbuch zurückgehen, so würde die Fälschung etwa im Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr. aus den Kreisen jener jüdischen Fälscherbande hervorgegangen sein, die bei Alexander so viele Spuren hinterlassen hat; aber da sich dies nicht nachweisen läßt, so ergiebt sich mit Sicherheit nur, daß der Fälscher im 3. oder 2. Jahrhundert lebte.

An der Unechtheit der unter dem Namen des Pythagoreers Timaios überlieferten Schrift „über die Weltseele“ und an ihrer Abhängigkeit von Platons Timaios herrscht, seitdem schon Tennemann vor mehr als 100 Jahren dies klar erwiesen hat, kein Zweifel mehr. Es bedurfte daher kaum noch einer so breit angelegten und mühseligen Untersuchung über diesen Gegenstand, wie sie Anton angestellt hat. Doch hat die höchst fleißige, gelehrte und gründliche Arbeit immerhin den Gewinn gebracht, daß nunmehr die Unechtheit nach allen Richtungen hin, aus äußeren wie inneren Gründen bis zur vollen Evidenz

feststeht. Das Werk kann nicht vor dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. erschienen sein. Es geht überall nach Inhalt und Sprache auf den platonischen Timaios zurück. Die inhaltlichen Abweichungen von Platon sind nie aus der vorplatonischen, speziell der pythagoreischen Philosophie, sondern stets aus späteren Systemen wie denen der Peripatetiker, Stoiker, des Philon u. a. zu erklären. Dazu kommen eine Menge Worte und Wendungen, die sich bei Platon und überhaupt in der älteren attischen Prosa nicht finden, dagegen in der späteren Gräcität nachweisen lassen. — Von Einzelheiten der Beweisführung sind hier einige anzuführen, die sich auf die Vergleichung der Lehren des Ps.-Timaios mit den Anschauungen älterer Philosophen beziehen. — S. 81: die Bezeichnung δημιουργός für die Gottheit stammt nicht von Platon, sondern entweder von Sokrates (s. Xenophon Mem. I 4, 7) oder von Euripides (Stob. flor. III 39, 1 Mein.) beziehentlich dessen Lehrmeister Anaxagoras (?). — S. 115 f.: Wenn die Lehre von der Weltseele wirklich, wie Böckh annahm und Rohr de Philolai Pythagorei fragm. π. ψυχῆς Lips. 1874 gegen Zeller bewiesen zu haben glaubt, den Pythagoreern, insbesondere dem Philolaos zuzuschreiben sein sollte, so hat doch jedenfalls die Weltseele des Philolaos ihren Ausgang vom Centralfeuer, nicht, wie die Platons und des Ps.-Timaios aus der Mitte der Erde genommen. — S. 265 f.: Wenn die Fragmente der Schrift des Demokrit Περὶ ἀνθρώπου φύσιος, wie ten Brink und Zeller annehmen, echt sind, so ist Demokrit, nicht Platon der Urheber der Dreiteilung der Seele und der Verteilung der Seelenkräfte auf Gehirn, Herz und Leber; pythagoreisch ist sie trotz der Nachrichten Späterer sicher nicht. — Weniger sicher als das Hauptergebnis erscheinen die übrigens bedenklich zwischen verschiedenen Möglichkeiten schwankenden Vermutungen des Verfassers über Zeit und Ort der Entstehung des Buches sowie über die Sekte, der der Verfasser angehört: er hält ihn für einen eklektisch philosophierenden Arzt aus der Schule der Pneumatiker. Kühn ist es, aus dem mehrmaligen Vorkommen des auch sonst in den pythagoreischen Schriften häufig gebrauchten Wortes σκᾶνος für „Leib“, weil dieses sich zuerst bei dem seinem Geschlechte nach aus Teos stammenden Demokrit und auch später vorwiegend bei solchen findet, die in Kleinasien geboren waren, auf asiatische Abkunft des Verfassers zu schließen. Übrigens bemerke ich, daß σκῆνος in der Bedeutung von σκηνή auch in der teischen Inschrift No. 3071, 4 v. 2 p. 668 Boeckh vorkommt.

In No. 191 wird die schon längst erkannte Thatsache (s. Zeller 291) bestätigt, daß die Schrift des angeblichen Okellos eine Fälschung ist die den Schein erregen wollte, ein echtes Werk des Pythagoreers dieses Namens zu sein. Jülg, der eine Ausgabe der Schrift vorbereitet, zeigt

daß der richtige Titel der Schrift wahrscheinlich nicht Περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως, sondern Π. τ. τ. π. γενεσέως lautet. Die Absicht des Fälschers war offenbar, den platonischen Timaios mit seiner Schrift in künstlichen Zusammenhang zu bringen. Okellos sollte für die pythagoreische Quelle Platons gelten. Die Schrift diente also, wie J. hinzufügt, demselben Zwecke wie die des Philolaos (?) und des Lokrers Timaios. Das Lob, das dem Ps.-Okellos Mullach und bis zu einem gewissen Grade auch Zeller erteilen, ist unverdient; es gebührt nur seinen Quellen. Zu diesen gehören außer Platons Timaios eleatische Philosophen, besonders Melissos, Aristot. d. gen. und Aristoxenos' Πυθ. ἀποφάσεις. Okellos hat mit Ps.-Philolaos und Ps.-Philon π. ἀφθαρσίας κόσμου eine gemeinsame Quelle benutzt.

Die beiden Abhandlungen von Prächter sind deshalb hier zu erwähnen, weil sie zu dem allgemein anerkannten neupythagoreischen Ursprung der dorischen Pythagoreerfragmente bei Stob. — nur die unter Philolaos' und Archytas' Namen erhaltenen bilden teilweise eine Ausnahme — neue Beweise liefern. In No. 192 stützt P. die Annahme, daß jene Fragmente im 1. oder 2. nachchristlichen Jahrhundert entstanden sind, in bezug auf die in der Überschrift genannten Bruchstücke durch den Nachweis, daß wir es, wie in den übrigen Pythagoreerfragmenten, so auch hier vorwiegend mit peripatetischer Lehre zu thun haben, wenn es auch nicht an Spuren platonischer und stoischer Doktrin fehlt, und daß die fraglichen Fragmente auffallende Übereinstimmungen mit Areios Didymos' Abriß der peripatetischen Ethik zeigen. — In No. 193 wird aus einer Vergleichung des Ps.-Archytas bei Stob. flor. 1, 106 Hense mit Plutarch cons. ad Apollon. c. 3 und Cicero Tusc. III 12 nachgewiesen, daß die Lehre von der μετριοπάθεια bei Archytas wie bei Plutarch auf Krantor περὶ πένθους zurückgeht, aber durch Vermittelung einer späteren peripatetischen Darstellung.

Gärtner legt dar, daß die Ansichten der Neupythagoreer über die Glückseligkeit und die Tugend wesentlich aus Aristot. und Platon geschöpft sind. Wenn er S. 14 einfach feststellt, daß Hipparch π. εὐθυμίας bei Stob. flor. 108, 81 Mein. in seiner Auffassung der Glückseligkeit bedeutend von den übrigen Neupythagoreern abweicht, so ist dazu zu bemerken, daß Hipparch eben andere Quellen als die übrigen benutzt hat, darunter auch Demokrit, wie ich in meiner Abhandlung „Über die ethischen Fragmente Demokrits“ S. 29 nachgewiesen habe.

Matthaei, der seiner Untersuchung Ps.-Timaios π. ψυχᾶς κόσμω, die καθολικοὶ λόγοι des Archytas, die anonymen ἠθικαὶ διαλέξεις (auf letztere werden wir später näher eingehen), sowie die bei Porphyrios, Stobaios und Simplikios aufbewahrten Fragmente zu grunde legt, sucht

zunächst gegen K. F. Hermann nachzuweisen, daß die Unsicherheit und die Widersprüche im Gebrauche der Doris, die diese Schriften erkennen lassen, nicht aus der Unkenntnis und Willkür der Verfasser zu erklären sind, sondern auf Rechnung der Abschreiber kommen. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß jene Schriftsteller die strenge Doris, wie wir sie bei Pythagoras (?) und seinen Schülern voraussetzen müssen, erstrebt, wenn auch nicht immer erreicht haben, und daß die aus anderen Gründen angenommene Unechtheit der meisten pythagoreischen Schriften durch den Dialekt bestätigt wird. Gegen O. F. Gruppe, „Über die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer", Berlin 1840, der die meisten pythagoreischen Schriften auf einen Autor zurückführen will, bemerkt Verf., daß diese Meinung schon deshalb unwahrscheinlich ist, weil viele Formen, die sich bei einigen Pythagoreern des Stob. finden, bei anderen desselben Sammlers nicht vorkommen. Die ἠθικαὶ διαλέξεις, die Gruppe mit den anderen Schriften zusammenwirft, unterscheiden sich von ihnen dadurch, das sie keine Äolismen, wohl aber viele Ionismen enthalten. Verdächtig sind die Fragmente des Philolaos und besonders der erste Teil des Abschnittes π. ψυχῆς bei Stob. ecl. I 20, 2 (vgl. Zeller 371, 3). In den musischen Bruchstücken des Archytas begegnen nur wenige anstößige Formen; wenn wir diese den Abschreibern auf die Rechnung setzen, so hat niemand eine reinere und ältere Doris geschrieben als Archytas (s. über die Echtheit dieser Fragmente des Archytas auch Zeller III b, 106, 1).

Die Vitae des Pythagoras von Iamblichos, Porphyrios und Laertios sind als Zeugnisse für den echten Pythagoreismus im ganzen nur von geringem Werte und jedenfalls nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Da aber manches in ihnen auf ältere und bessere Quellen zurückgeht, so müssen wir hier über die auf jene Quellen bezüglichen Schriften von Cobet und Nauck berichten.

Aus Cobets Abhandlung No. 196a lasse ich hier die für unsere Zwecke weniger in betracht kommenden handschriftlichen Mitteilungen aus dem cod. Florent. des Iamblichos, die übrigens durch Nauck vielfach berichtigt worden sind, und seine Vorschläge zur Verbesserung des Textes*) beiseite und begnüge mich, auf das Wichtigste aus seinen reichhaltigen Bemerkungen zur Kritik und Analyse der Quellen des Iambl. hinzuweisen. C. stimmt der von Meiners, Gesch. d. Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom,

---

*) Zur Textkritik der Vita des Iambl. vgl. außerdem: E. Rohde, Zu Jamblichus de vita Pythagorica, Rhein. Mus. 34 (1879) S. 260 ff.; H. v. Herwerden, Ad Iamblichi de vita Pyth. librum, ebd. 40 (1885) S. 444 ff.; W. R. Paton, Ad Iambl. d. v. P. librum, Philol. 51 (1892) S. 182 ff.

I 273 ff., gegebenen Analyse in der Hauptsache bei, glaubt aber die längeren Exzerpte, die jener annimmt, noch in kleinere Teilchen zerlegen zu müssen. Am glaubwürdigsten erscheinen ihm von den Quellen des Iambl. Aristoxenos und Dikäarch, während dem Nikomachos und Apollonios nicht viel zu trauen sei; der abgeschmackteste von allen aber sei Antonius Diogenes ἐν τοῖς ὑπὲρ Θούλην. Von derartigen Autoren stammen die lächerlichen Erzählungen von der Unterhaltung des P. mit einem Ochsen, seiner Luftreise, seinem Gespräche mit Abaris u. s. w. Außer den von C. Müller gesammelten Fragmenten des Aristoxenos (vgl. über diese Cobet, coll. crit. S. 469 ff.) finden sich bei Iambl. noch manche namenlose Exzerpte aus Aristoxenos. So stammen aus ihm und zwar zum großen Teil aus seinen ἀποφάσεις §§ 195—203, 209—213 (vgl. Nauck im Kommentar S. 147 f.), 229—240 (vgl. Nauck ebd. S. 159), 248—251 (vgl. Nauck S. 173). Zwischen diese Exzerpte aus Aristoxenos sind jedoch manche geringwertige aus anderen Quellen eingeschoben, während umgekehrt auch innerhalb solcher Abschnitte, die anderen Schriftstellern entnommen sind, Aristoxenisches mit unterläuft. Auf einen solchen Ursprung weisen z. B. häufig eigentümliche Ausdrücke der Pythagoreer, meist altdorische Wörter, wie ἐχεμυθία, ἐστώ, ἀειεστώ, πεδαρτᾶν, ἐνδεδάσθαι u. a. hin, die Pythagoras selbst gebraucht hatte [aber P. war ein Ionier und sprach sicherlich ionisch], und die zum größten Teil durch Aristoxenos überliefert worden sind. In vielen Punkten trifft C. hierbei mit den scharfsinnigen Untersuchungen E. Rohdes im Rhein. Mus. 26 S. 584 ff. und 27 S. 23 ff. zusammen, die mehrere Jahre vor den Collectanea erschienen waren. Hätte C. nicht seiner Gewohnheit gemäß den deutschen Gelehrten ignoriert, so würde er über das Verhältnis der einzelnen Quellen zu einander und über die Art, wie Iambl. seine Quellen ausgeschrieben hat, ein richtigeres Urteil gewonnen haben. So glaubt er, daß Iambl. neben Nikomachos und Apollonios auch Aristoxenos selbst zur Hand hatte und z. B. in der Erzählung über Damon und Phintias § 233 Nikom. wörtlich ausgeschrieben, dann § 234 Aristox. zur Hand genommen habe und schließlich (§ 237) wieder zu Nikom. zurückgekehrt sei, während Rohde erkannt hat (s. Nauck S. LIV, 2), daß Iambl. so wenig wie Porphyr. § 59 Aristox. direkt benutzte, sondern beide dessen Bericht bei Nikom. vorfanden. Überhaupt hat Rohde klar nachgewiesen, daß Iambl. vornehmlich nur zwei Hauptquellen hatte, die Vita des Nikomachos von Gerasa und die des Apollonios von Tyana, von denen die letztere allerlei Wunder und Ammenmärchen erzählte und erdichtete, die erstere sich treuer an ihre Quelle hielt (vgl. Nauck S. LIII ff.). Was C. dagegen von dem Verhältnis des Iambl. zu Porphyr. sagt, daß jener an zahlreichen Stellen, wo er mit diesem wörtlich übereinstimmt, ihn nicht

benutzt hat, sondern beide einer Quelle, wahrscheinlich Nikomachos, gefolgt sind (womit freilich im Widerspruch steht, daß Iambl. an mehreren derartigen Stellen, so an der eben erwähnten § 233 ff., direkt den Aristox. zu Rate gezogen habe), so hat er hierin das Rechte getroffen, das aber Rohde bereits vor ihm gefunden und viel ausführlicher nachgewiesen hatte. Mit nicht größerem Rechte als den Aristoxenos macht C. auch den Dikäarch zum unmittelbaren Gewährsmann des Iambl. — Für die Erkenntnis der altpythagoreischen Gebräuche sind manche Bemerkungen Cobets von Bedeutung. So betont er S. 361 ff. die freilich vor ihm auch schon von Krische u. a. (s. Zeller 318, 5) erkannte Unrichtigkeit der Fabeln vom pythagoreischen Verbote des Bohnen- und des Fleischessens, die durch Aristox. bezeugt wird. Dieser, der in Großgriechenland geboren worden war und alle damals noch lebenden Pythagoreer kennen gelernt und von ihnen die besten von Hand zu Hand überlieferten Nachrichten über P. hatte, ist ein vollgültiger und zuverlässiger Zeuge; die Erdichtungen der Späteren rühren, wie C. vermutet, von dem eitlen Thoren Diodoros von Aspendos und den neumodischen Pythagoreern her, obwohl auch bei den Älteren, wie bei Herakleides Pont., schon fabelhafte Erdichtungen vorkommen. S. jedoch über die Bedeutung der Zeugnisse des Aristox. die abweichende Auffassung Rohdes Psyche 457, 4. Die Chronologie des Diodoros bestimmt C. S. 448 ff. (vgl. Spicilegium S. 481 f.) dahin, daß er in der Diadochenzeit gelebt habe — S. 350 wird bemerkt, daß die Pythagoreer erst nach der Zeit dieses Diodor Πυθαγορισταί genannt wurden, wodurch die Fabeleien von Röth und Gladisch (s. o. zu No. 7 und Zeller 316, 9) widerlegt werden. — S. 355 wird eine neue Ansicht über die ἱστορίη, die Pyth. nach Heraklit fr. 17 geübt haben soll (s. o. zu No. 188), vorgetragen, die aber trotz der Zustimmung Tannerys (s. u.) als eine wunderliche Verirrung bezeichnet werden muß. Aus den Worten bei Iambl. § 89: ἐκαλεῖτο δὲ ἡ γεωμετρία πρὸς Πυθαγόρου schließt er nämlich, daß Heraklit von P. behaupte, er habe am meisten von allen sich mit der Geometrie beschäftigt.

Nauck (No. 197) bemerkt in der Vorrede im Anschlusse an die durch Rohdes und Cobets Quellenanalyse gewonnenen Ergebnisse noch folgendes: Iambl. ist ein ganz unkritischer Kompilator; er verfährt so mechanisch, daß er bisweilen über dieselbe Sache verschiedene Zeugnisse beibringt, gar nicht oder noch nicht Erwähntes als von ihm erwähnt bezeichnet u. dgl. m. Aber er hat uns die trefflichsten und ältesten Zeugnisse aufbewahrt, so besonders eine ziemlich bedeutende Anzahl aristoxenischer, ebenso mehrere des Timaios. Für diesen hätte ebenso wie für Aristoxenos (vgl. Cobet No. 196a) Iambl. in den Müllerschen Fr. Hist. gr. noch öfter zu Rate gezogen werden sollen; merkwürdig

ist namentlich eine Übereinstimmung zwischen Iambl. und Tim. bei dem Scholiasten zu Platon p. 319 Bekk., durch den eine Konjektur Rohdes bestätigt wird. — Die Gestaltung des Textes, die hauptsächlich auf dem von Rohde neu verglichenen cod. Flor. beruht, hat durch seine Ausgabe eine bedeutende Förderung erfahren, und der sorgfältige kritische Kommentar enthält auch manchen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Pyth. und seiner Schule. Vgl. auch Nauck, Scholia in Iamblichi de vita Pythagorea librum ex codice Florentino edita. Mélanges gréco-romains IV S. 509 ff.

Aus den Bemerkungen Cobets zu Laertios' Vita Pythagorae (No. 196b) sei hier auf folgendes hingewiesen. L. hält auch das Allerthörichtste für wahr; so § 14, daß P. zuerst Maß und Gewicht eingeführt habe. Ganz unsinnig ist auch, was § 34 über die Bohnen und was § 40 f. nach Hermippos berichtet wird. Am ausführlichsten bespricht C. den Bericht über den Tod des P. § 39 f. Er vermutet § 39 statt τούτου: τοῦ <Κρωτωνια>τοῦ oder τοῦ <ἀθλη>τοῦ und nimmt § 40 zwischen τοῦ Κρωτωνιατοῦ und εἰς Μεταπόντιον eine größere Lücke an.

Über das aureum carmen führt Cobet (No. 496c) aus, daß aus gewissen poetischen Sentenzen der Pythagoreer, deren Dichtung nicht viel besser als die des Laert. war, die χρυσᾶ ἔπη hervorgegangen seien. Diese bildeten eine ungeordnete Zusammenstoppelung von Versen verschiedenen Alters und Stiles. Die erste Spur findet sich bei Chrysipp, weitere nach langem Zwischenraume bei Plutarch, Galen, Porphyrios und Stobaios, der viele Verse aus einem von unseren Handschriften nicht abweichenden Codex genommen hat. C. stellt dann aus dem Gedichte eine Anzahl fehlerhafter Formen und Ausdrücke zusammen und weist auf verschiedene Abgeschmacktheiten des Gedankens und kindische Vorstellungen hin. Unpythagoreisch ist die Lehre, die v. 70 f. vorausgesetzt wird, daß die Seelen der Verstorbenen in den Himmel einziehen und zu unsterblichen Göttern werden. Über den Dialekt urteilt C., daß der Sammler verkehrterweise dorische mit ionischen Formen vermischt habe. P. selbst habe wahrscheinlich ionisch geschrieben [vielmehr gesprochen], die italischen Pythagoreer dagegen dorisch.

Genauer geht auf die Entstehung und Beschaffenheit des Gedichtes Nauck in dem Epimetrum zu No. 197 S. 199—242 ein. Er hatte bereits 1873 in den Mélanges gréco-romains III 546 ff. seine Meinung über die späte Entstehung des Gedichtes begründet und die Zustimmung von Th. Gomperz (Rhein. Mus. 32 S. 475) gefunden, während andere, wie Zeller (in der 4. Aufl. des 1. Bandes) und Cobet, seine Ausführungen unbeachtet ließen. Hier giebt er nun zunächst den Text nach zwei neu verglichenen Handschriften S und M unter Mitbenutzung der von V. Puntoni, Postille sopra gli aurei versi dei Pitagorici (Studi di

filos. greca I 2 S. 181 ff.) mitgeteilten Lesarten von zehn Florentiner Handschriften und unterwirft dann das Gedicht ähnlich wie Cobet und vielfach mit ihm übereinstimmend einer Prüfung nach Form und Inhalt. Er macht auf einzelne metrische Fehler aufmerksam, stellt eine Anzahl unerhörter oder dem älteren Sprachgebrauche fremder Formen zusammen und bezeichnet die ganze Schreibweise als verkehrt (kindische und leere Vorschriften, häufige Wiederholungen derselben Sentenz, keine Ordnung und kein Plan). Weiter führt er die Stellen, wo Verse des Gedichtes citiert werden, vollständig an, wobei er den schon früher bekannten nicht wenige von ihm selbst gefundene hinzufügt. Hierbei zeigt sich, daß weder der älteste dieser Autoren, Chrysipp, noch irgend einer vor Iambl., der die χρυσᾶ ἔπη häufig anführt, die Sammlung kennen, auch Porphyrios nicht. Daraus schließt N., daß das Gedicht zwischen der Zeit des Porph. und der des Iambl., d. h. im 4. Jahrhundert n. Chr. fabriziert worden ist. An vielen Stellen erweist sich der Verfasser des Gedichtes als Plagiarius, am ungeschicktesten v. 47 f., wo er in dem bekannten Eide der Pythagoreer (hier schlägt N. S. 230 ἁμετέρᾳ φύτλᾳ st. ψυχᾷ und in den Addenda ἁμερίᾳ φύτλᾳ vor) die dorischen Formen beibehält, während sonst das Gedicht ionisch geschrieben ist, und außerdem P. abgeschmackterweise bei sich selbst schwören läßt. — Es folgt eine Zusammenstellung und Prüfung der angeblich von Pyth. oder Pythagoreern herrührenden Verse, aus der sich ergiebt, daß die meisten dieser Verse anderen, zum Teil sehr alten Autoren, z. B. Empedokles, Orpheus, angehören. Die Schol. Ven. Il. *N* 589 angeführten Verse, die N. früher auf pythagoreischen Ursprung zurückführte, enthalten, wie er jetzt erkannt hat, einen heraklitischen Gedanken und stammen vielleicht aus Skythinos. Alle diese Citate beweisen keineswegs, daß P. oder die Pythagoreer der Dichtkunst obgelegen haben; vielleicht ist überhaupt kein Vers irgend eines Pythagoreers aus alter Zeit auf uns gekommen. Aber in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wurden den Pythagoreern gewisse an Alter und Wert sehr verschiedene Verse zugeschrieben. Solche hat unser Fälscher aufgenommen und dazu noch einige recht fade und abgeschmackte hinzugefügt. — Zeller nimmt in der 5. Aufl. S. 294, 4 von Naucks Untersuchung Kenntnis und stimmt ihm im wesentlichen bei mit der Bemerkung, daß dadurch sein eigenes, schon in der 2. Aufl. ausgesprochenes Urteil über die Wertlosigkeit des „goldenen Gedichtes“ vollauf bestätigt werde. Er erklärt sich jedoch gegen einzelne Ausführungen Naucks, wie die über die widersinnige Verwendung des pythagoreischen Eides, und hält vor allem den Beweis nicht für erbracht, daß das Gedicht erst zur Zeit des Iambl. entstanden sei; er möchte es lieber dem 1. vorchristl. Jahrhundert zuweisen. Aber ist es für diese Zeit nicht doch gar zu stümperhaft und abgeschmackt?

Auch um den Text des Porphyrios hat sich Nauck (No. 198) verdient gemacht. Nachdem er bereits 1860 bei Teubner drei Werke dieses Philosophen, die Vita Pythagorae mit den übrigen Bruchstücken aus der φιλόσοφος ἱστορία, die Bücher de abstinentia und den Brief an Marcella hatte erscheinen lassen, ist in der zweiten Ausgabe noch die Schrift de antro Nympharum hinzugekommen. Der Text der Vit. Pyth. hat in der neuen Rezension hauptsächlich durch Benutzung der von V. Rose im Hermes V 362 ff. herausgegebenen Bywaterschen Kollation des Bodleianus, aus dem alle uns bekannten Handschriften abgeleitet sind, sowie der brieflich von Bywater an N. mitgeteilten Ergänzungen zu dieser Kollation ein neues und besseres Aussehen erhalten. S. X f. verweist N. in betreff der von Porph. in seiner Vita benutzten Quellen auf Rohde, Rhein. Mus. 26. 874 ff., „der griech. Roman" S. 254 ff. und E. Maaß, De biogr. Gr. S. 95 und giebt ebd. Anm. 4 eine Übersicht der Stellen, an denen Porph. mit Iambl. übereinstimmt.

2. Zum Leben des Pythagoras und zur Geschichte des pythagoreischen Bundes.

199. A. Riecke, Pythagoras. Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland. Der studierenden Jugend gewidmet. Leipzig und Berlin 1883, Spamer (N. Jugend- und Hausbibl. V. Serie).

200. Vita di Pitagora scrita da Bernardino Baldi, tratto dall' autografo, ed annotata da Enrico Narducci. Roma 1888. IV, 112 S. 4.

*201. M. Bobber, Pitagora, i suoi tempi e il suo istituto Turin 1887. 64 S. 16.

*202. A. Zlamal, Pythagoras und seine Schule (ungarisch). Progr. Karlsburg 1890.

*203. R. Taverni, Di Pitagora educatore. Discorso. Roma 1883.

204. L'Istituto Pitagorico. Nota di S. Cognetti de Martiis. Torino 1889, Löscher. 41 S. gr. 8. Vgl. *Derselbe, Pitagora, vita, dottrina e scuola. Atti dell' Accad. di Torino, XXIV 2. 3 S. 208 ff.

Das Buch von Riecke ist ein völlig unkritisches Geschreibsel über das Leben des P. und seine Schule, die etwa nach Art eines heutigen Gymnasiums geschildert wird. Eingestreut sind Exkurse über das griechische Haus, griechische Gastmähler u. s. w., die in eine Biographie des P. ebensowenig gehören wie ein großer Teil der 50 dem Text beigegebenen Illustrationen. Auch der hinzugefügte Abschnitt über die Entwickelung der Philosophie bis auf P. ist ganz wertlos. Die

„studierende Jugend“, der das Buch gewidmet ist, mag Verf. nun die der Universitäten oder die der Gymnasien meinen, kann nur vor der Benutzung gewarnt werden.

Die Schrift von Baldi stammt aus einer von diesem eigenhändig geschriebenen, im Besitze des D. Baldassere Buoncompagni befindlichen Handschrift, aus der Narducci schon früher eine Anzahl bisher unedierter Baldischer Vitae italischer Mathematiker veröffentlicht hatte. Das Werk ist, soweit ich nach flüchtiger Durchsicht urteilen kann, als eine gelehrte und für die damalige Zeit (16. Jahrhundert) achtbare Leistung zu bezeichnen. Sie enthält eine genaue, quellenmäßige Darstellung der Lebensverhältnisse des P. sowie der Vorschriften, der Lehre und der Entdeckungen des Meisters und seiner Schüler auf philosophischem, mathematischem, astronomischem Gebiete u. s. w. Von irgend einer historischen Kritik, von einer Unterscheidung der älteren und jüngeren Pythagoreer, von einer Sichtung und Schätzung der Quellen ist, wie nicht anders zu erwarten war, keine Rede.

Cognetti schildert das Leben und die Reisen des P. sowie den pythagoreischen Bund ohne jede Prüfung der Überlieferung; alle Nachrichten des Porphyr. und Iambl. werden unbesehen als authentisch angenommen. In der Darstellung des pythagoreischen Systems werden die „goldene Verse“ mit Mullach Fr. ph. Gr. I 413 auf Lysis oder Aston (!) zurückgeführt und gläubig als Quelle der pythagoreischen Sittenlehre benutzt. Mit L. v. Schröder zweifelt Verf. nicht an dem indischen Ursprung der Seelenwanderungslehre und anderer Teile des pythagoreischen Systems, nur daß er neben Buddha und P. als dritten im Bunde Lao Tseu und seinen Taoismus nennt. Alle drei sind ihm die Verkünder des Wortes von der physischen, psychischen und sozialen Einheit, aber mit dem Unterschiede, daß der Indier mehr asketisch, der Chinese mehr metaphysisch, der Samier mehr politisch ist (!). Eine Reise des P. nach Indien dünkt C. wahrscheinlicher als das Erscheinen brahmanischer Missionäre in Griechenland oder als eine Übertragung der indischen Lehren auf dem Wege durch Persien. Das genügt wohl zur Kennzeichnung seines Standpunktes.

Über die Abhandlung von Unger, Zur Geschichte der Pythagoreer ist bereits oben (I 198) berichtet worden.

3. Zur Lehre des Pythagoras und der Pythagoreer.

205. P. Sobczyk, Das pythagoreische System in seinen Grundgedanken. Diss. Breslau 1878. 42 S.

206. W. Bauer, Der ältere Pythagoreismus. Eine kritische Studie. Berner Studien zu Philosophie und ihrer Geschichte. B. VIII. Bern 1897, Steiger. VIII, 232 S. gr. 8.

207. A. Döring, Wandlungen in der pythagoreischen Lehre. Arch. f. G. d. Ph. V (1892) S. 503—531.

208. M. Offner, Die pythagoreische Lehre vom Leeren. Sonderabdr. aus: Abhandlungen aus dem Gebiete der klass. Altertumswiss., W. v. Christ dargebracht. München 1891, Beck. 11 S. gr. 8.

209. A. Freiherr v. Thimus, Die harmonische Symbolik des Altertums. II. Abs.: Der technisch-harmonikale und theosophisch-kosmogonische Inhalt der kabbalistischen Buchstabensymbole des althebräischen Büchleins Jezirah. — Die pythagoreisch-platonische Lehre vom Werden des Alls und der Bildung der Weltseele in ihren Beziehungen zur semitisch-hebräischen wie chamitisch-altägyptischen Weisheitslehre und zur heiligen Überlieferung der Urzeit. Köln 1876, Du Mont-Schauberg. VII, 420 S. und 11 Tafeln. 4.

210. P. Tannery, Sur le secret dans l'école de Pythagore. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 28—36.

211. P. Tannery, Une opinion faussement attribuée à Pythagore. Ebd. IV (1890) S. 1—11.

212. W. R. Ridgeway, What led Pythagoras to the doctrine, that the world was built of numbers? Class. Review X (1896) S. 92—95.

*213. H. Pernot, Table de Pythagore. Mélusine 1896 S. 122. Nachträge dazu von H. Zimmer, ebd. S. 167 ff.

214. C. v. Jan, Die Harmonie der Sphären. Philol. 52 (1894) S. 13—38.

*215. Musici scriptores ed. C. Janus, Leipzig 1895.

216. J. Dupuis, Sur le serment des Pythagoriciens. Rev. d. études grecques VII (1894) S. 146—150.

217. C. Hölk, De acusmatis sive symbolis Pythagoricis. Diss. Kiliae 1894, H. Fiencke. 69 S.

218. A. Espinas, Du sens du mot φρουρά, Phédon p. 62 B. Arch. f. G. d. Ph. VIII (1895) S. 449—454.

219. R. Hirzel, Pythagoreisches in Platons Gorgias. Commentt. philol. in hon. Th. Mommseni. Berol. 1877 S. 11—22.

220. A Schmekel, De Ovidiana Pythagoreae doctrinae adumbratione. Diss. Greifswald 1885. 89 S.

221. E. Norden, Vergilstudien. Hermes 28 (1893) S. 360—406.

Sobczyk will im Anschluß an die Notizen des Aristoteles und im strengen Hinblick auf den Inhalt der mathematischen Studien der

älteren Pythagoreer eine kurze genetische Entwickelung der Grundgedanken des älteren Pythagoreismus geben. Die Pythagoreer faßten das Weltall als ein gegebenes, abgegrenztes Ganzes, als Eins, das sie zugleich als Zehnzahl dachten. Jede Einheit der kosmischen Zehnzahl konnte wieder als Zehnzahl vorgestellt werden, eine Teilung, die fortgesetzt werden kann, bis man zu den letzten unmittelbaren Einheiten gelangt. Denkt man sich von der so entstandenen untersten Reihe aufwärts bis zu der obersten Dekade des Kosmos alle 1, alle 2 u. s. f. in besondere Rubriken gebracht, so erhält man 10 Sphären, die Einsphäre, Zweisphäre u. s. w. So erklärt sich, daß unter einen Zahlbegriff viele voneinander ganz verschiedene Dinge fallen. Jede Sphäre aber läßt sich als die letzte einheitliche Zusammenfassungsform aller unter ihre Wesensbestimmung fallenden Dinge denken. Alles unter den Begriff der Zahl 2 Fallende z. B. gehört demgemäß in die Region der Erde. Da aber die Erde nicht ein in sich völlig abgesonderter Teil der Welt ist, sondern ein in das Ganze eingreifendes Glied, ebenso wie die Zahl 2 in der Dekade, so werden die in ihre Region sonst gehörenden Dinge ebenfalls in die Region der andern Weltkörper folgen, und ebenso verhält es sich mit den andern Weltkörpern oder Weltzahlen, so daß wir es allerwärts nur mit zusammengesetzten Größen zu thun haben. So erklärt S. die schwierige Stelle Metaph. I 8, 990 a 18, ohne ihren Text irgendwie zu ändern, und versucht zugleich aus dieser Stelle ein pythagoreisches Fragment zu gewinnen. Mit Recht bezeichnet Zeller S. 392 und 395 sowohl diesen Versuch wie auch die ganze Konstruktion Sobczyks als unhaltbar; sie ist schön ausgedacht, aber den Beweis, daß dies wirklich pythagoreische Auffassung sei, ist S. schuldig geblieben. Auch weiterhin bewegt er sich vielfach in Kombinationen, die, soweit sie nicht auf ganz unpythagoreischen Gedanken beruhen, mindestens in unserer Überlieferung keine Stütze finden. Vor allem mutet er den Pythagoreern ein viel zu abstraktes Denken zu. So war ihnen nach seiner Meinung das ἄπειρον ursprünglich nur die Eigenschaft einer mathematischen Größe, beliebig vermehrt oder vermindert werden zu können, ohne daß sie sich ihrem Wesen nach änderte. Diese Eigenschaft haben nicht nur der Zahl- und Ausdehnungsbegriff, sondern auch der des Leeren, der Zeit u. s. w. mit einander gemein. Jede dieser ὕλαι oder κατηγορίαι τοῦ ὄντος (!), zu denen die Pythagoreer auch die vier Grundstoffe (?) gerechnet haben sollen, stellt sich als ein unter dem Verhältnis des ἄπειρον und des πέρας Angeschautes dar, zunächst als Eins, dessen weitere dekadische Teilung so weit ausgeführt werden kann, bis auch das Vermindertwerden seine Grenze erreicht. Die erste Einheit nach der Seite des μικρόν und die letzte nach der des μέγα sind die Grenzwerte, innerhalb deren sich die ganze

Mannigfaltigkeit der Zwischenwerte bewegt (!). — Eigentümlich ist die Auffassung des Verf. von dem κενὸν ὃ διορίζει τὰς φύσεις bei Aristot. Phys. 213 b 22. Er erblickt darin die leere Anschauung (!) im Unterschiede zu der vollen Anschauung der einen oder mehrerer Einheiten; diese leere Anschauung aber könne dadurch wieder zur vollen werden, daß man von Einzelanschauungen an sich absehend ihr Zwischen und ihr Außerhalb betrachtet; dann finde das Leere seine Grenze an den Einzelanschauungen (!). Das ist eine wunderliche Art, die ja allerdings sehr auffallende und mit der sonstigen Auffassung der Pythagoreer vom πέρας und ἄπειρον schwer zu vereinbarende Notiz des Aristot. zu erklären. — Auch in den folgenden Abschnitten über „die spekulative Begründung und Anwendung der Zahlen- und Harmonielehre“ und über „die Behandlung der Planimetrie und Stereometrie“ findet sich vieles Willkürliche und Abstruse. So leitet S. z. B. aus der Definition der Seele als Harmonie die Seelenwanderungslehre ab. Über seine verfehlte Deutung des Gnomon, in dem er nicht, wie allgemein angenommen wird, die ungerade, sondern die gerade Zahl sieht, s. Zeller S. 532 Anm.

Die „kritische Studie“ Bauers ist in Wahrheit ein Muster von Kritiklosigkeit. Für die Stellung des Verf. zur heutigen Quellenforschung ist charakteristisch, daß er von Diels' Doxographi keine Ahnung hat und den Text des Stobaeus nur in der alten Heerenschen Ausgabe kennt. Seine Unkenntnis der griechischen Sprache, wie sie namentlich in der Behandlung des angeblich philolaischen Bruchstückes π. ψυχᾶς bei Stob. I 20, 2 hervortritt, ist geradezu erstaunlich; bringt er es doch u. a. fertig (S. 108, 3), in den Text durch Konjektur an Stelle des untadligen ἄχρι die von ihm erfundene Präposition ἄρχι (= ἀπό „von — her“) zu setzen. Diesem Standpunkt seiner Kenntnisse entspricht denn auch der Inhalt seiner übrigens mit ermüdender Weitschweifigkeit und unter endlosen Wiederholungen vorgetragenen Ausführungen. Das Buch muß als völlig wertlos bezeichnet werden. Von den drei Hauptabschnitten, in die es zerfällt, kann der dritte, der über die pythagoreische Ethik handelt, von vornherein nicht die geringste Bedeutung beanspruchen, da er die wichtigsten Fragen ganz beiseite läßt oder kaum streift. Etwas genauer geht Verf. in den beiden ersten Abschnitten auf die Metaphysik und Kosmologie ein, aber auch hier, ohne irgend einen Nutzen für die Wissenschaft. Was er insbesondere über das Verhältnis des Aristoteles zu Philolaos und die Stellung dieses innerhalb des Pythagoreismus sagt — Phil. soll eine der Zahlenlehre voraufgegangene Stufe des Pythagoreismus darstellen — ist entweder ganz unhaltbar oder, soweit ein Körnchen Wahrheit darin steckt, wie, wenn er den von Zeller angenommenen direkten Zusammenhang zwischen Aristot. und Philol. leugnet, schief formuliert und stark übertrieben.

Verfehlt ist auch der Versuch, das erwähnte Bruchstück des Philol. zwar nicht in seinem ganzen Umfange, aber doch in seinem mittleren Teile zu retten. Der unerfreuliche Eindruck des Buches wird noch gesteigert durch den selbstbewußten Ton, den Verf. einem Mann wie Zeller gegenüber anschlägt und der ihm am allerwenigsten zukommt. Näheres s. in meiner Besprechung Berl. Ph. Wschr. 1898, 11 ff. Vgl. auch Döring, L. C.-Bl. 1897, 1251 f. und Diels, D. L.-Z. 1899, 96 f. Letzterer macht zu der berühmten ὁλκὰς τᾶς σφαίρας bei Philol. (Stob. I 1, 3 S. 18, 7 W.) auf das von ihm in den Menonia aufgefundene Bruchstück dieses Philosophen (vgl. Bericht I 176 f.) aufmerksam, wo die sich auf den Mikrokosmos beziehenden Worte τῇ ἐπεισάκτῳ τοῦ πνεύματος ὁλκῇ die Übertragung der ὁλκή, deren richtige Bedeutung B., wenn auch sehr unklar, angedeutet hat, auf den Makrokosmos verständlich machen.

Ein anderer Geist spricht aus Dörings Abhandlung. Auf grund genauer Durchforschung und sorgfältig abwägender Kritik des Quellenmaterials sucht Verf. die schwierige Frage nach den verschiedenen Wandlungen, die die pythagoreische Lehre im Laufe der Zeiten durchgemacht hat, zu beantworten. Er geht von der Thatsache aus, daß der ursprüngliche Pythagoreismus kein wissenschaftliches System, sondern eine auf Seelenrettung abzweckende Ordenslehre war, die man als düsteren Fanatismus bezeichnen muß. Mit dieser Grundrichtung aber war von Anfang an [also doch auch als etwas ursprünglich im Pythagoreismus Liegendes!] ein starkes und mannigfaltiges wissenschaftliches Streben verbunden, das sich mehr und mehr von jenem düsteren Urgrunde loslöste und zum Teil in vollen Gegensatz zu jener mystischen Weltanschauung trat. Dieser Dualismus zeigt sich schon bei dem Stifter der Schule, der beide Richtungen wahrscheinlich dadurch in inneren Zusammenhang brachte, daß ihm die wissenschaftliche Thätigkeit als ein seelisch-diätetisches Reinigungsmittel galt (?). Weiterhin hat dann die Verweltlichung des Ordensgeistes durch Verselbständigung des wissenschaftlichen Interesses immer weitere Fortschritte gemacht. D. glaubt in dieser Entwickelung drei Stufen unterscheiden zu können: 1. fortschreitende wissenschaftliche Forschung ohne Notwendigkeit eines Bruches mit den ursprünglichen Interessen, Wandlungen der kosmogonischen Theorie; 2. Untergrabung der Seelenwanderungslehre, Verneinung der Unsterblichkeit; 3. die Seelenwanderung als höchste Angelegenheit des Ordenslebens fällt weg, die wissenschaftliche Forschung rückt aus einem Mittel zum Zweck zur höheren Würde eines Selbstzweckes vor. — Im Abschn. I: „Wandlungen der kosmogonischen Theorie“ nimmt D. nicht, wie gewöhnlich das durch Aristot. benutzte Weltbild, das anerkanntermaßen nicht das älteste ist, zum Ausgangspunkt, sondern ver-

sucht den Wandlungsprozeß in streng genetischer Abfolge zu rekonstrurieren. — Was zunächst die mutmaßliche Abhängigkeit des P. selbst von seinen Vorgängern betrifft, so ist die Übereinstimmung mit Anaximander zwar nicht unmöglich, aber unsicher, die mit Anaximenes dagegen in bezug auf die Lehre vom Atmen der Welt sicher bezeugt; daß dabei nicht mit Chiappelli an eine Einwirkung des P. auf Anaximenes zu denken, sondern das umgekehrte Verhältnis anzunehmen sei, ergiebt sich schon aus den chronologischen Beziehungen beider (s. o. zu No. 187). Aber auch in der Auffassung von der Gestalt der Erde wird sich P. dem Anaximenes angeschlossen haben. Die Entdeckung der Kugelform und die ohne diese nicht denkbare Übertragung der Zoneneinteilung vom Himmel auf die Erde ist wahrscheinlich dem Parmenides zuzuschreiben. Da P. auch die Fünfzahl der Planeten noch nicht gekannt hat, so kann er auch nicht der Urheber der Lehre von der Sphärenharmonie sein, die Aristoteles ihm [vielmehr den Pythagoreern] beilegt. In der Ausbildung der Zahlenlehre und der Betonung der Zehnzahl lag dann weiterhin ein Antrieb zur Ausgestaltung des von aller Empirie losgelösten dekadischen Weltsystems mit seiner Lehre vom Centralfeuer sowie der Annahme einer Gegenerde und der Umdrehung der Erde um diese. Aus dieser Entwickelung ergaben sich nun mehrfache Verschiedenheiten, ja Widersprüche der Weltauffassung. Während bei Aristot. d. cael. 293a 27 ff. das Motiv der Zehnzahl gar nicht hervortritt, sondern augenscheinlich die Wichtigkeit des Feuers betont wird, finden wir dieses Metaph. 886a 6 ff. überhaupt nicht erwähnt. Will man auch letztere Stelle, an der die Pythagoreer nicht genannt werden, auf sie beziehen, so hätten wir hier die früheste Spur des harmonistischen Strebens, zwei verschiedene Theorien — nach der einen ist die Mitte, nach der anderen die Peripherie das Wertvollste — in Einklang zu bringen. Ähnliche Widersprüche treten uns nach der doxographischen Überlieferung auch bei Philolaos entgegen. In den zahlreichen Angaben des Aëtios, die man bisher als einheitliches Ganzes angesehen hat, sind dreierlei Auffassungen ineinander gearbeitet: 1. die geozentrische (Einteilung des Alls in Olymp, Kosmos, Uranos; die Vollkommenheit nach der Peripherie zunehmend), die wahrscheinlich unphilolaisch ist und mit der Sphärenharmonie zusammenhängt. Ihnen gegenüber steht die pyrozentrische (Centralfeuer, Zehnzahl der Sphären, die Sonne nicht selbstleuchtend), die wieder zerfällt in 2. eine konsequente Auffassung (sämtliche leuchtende Körper spiegelartig, die einzige Lichtquelle das Centralfeuer) und 3. eine inkonsequent-harmonistische (Theorie von den beiden πείρατα, die Sonne bald als Sammellinse, bald als Spiegel betrachtet). Welche von den beiden philolaisch ist, läßt sich nicht ausmachen. In den auf das dekadische System folgenden

Wandlungen suchte man verschiedene Anstöße zu beseitigen (Hiketas, Ekphantos u. s. w.) — Im Abschnitt II: „Die Seele und ihr Schicksal“ legt D. dar, wie das wissenschaftliche Grundprinzip, daß alles Zahl und Harmonie ist, in seiner Anwendung auf die Seele zur Leugnung der Unsterblichkeit und damit zur Beseitigung der Grundvoraussetzung der Ordenslehre führte. Philolaos wird seit Boeckh allgemein, aber mit Unrecht als Vertreter der alten Unsterblichkeitslehre angesehen. Aus den Stellen bei Clem. Al. und Theodoret geht dies ebensowenig wie aus Platons Gorg. 493 A ff. hervor. Dagegen stimmt die echt pythagoreische Vergleichung der Seele mit der Harmonie der Lyra (Phädon 85 E ff.) genau mit der authentischen Definition des Philolaos bei Nikomachos (Boeckh 60 f.). Zwischen dieser durch Simmias vertretenen Ansicht von der Seele als einer bloßen Funktion und der alten Seelenwanderungslehre bildet eine Mittelstufe die von Kebes im Phädon 87 vorgetragene Theorie von den verschiedenen Körpern, die die Seele wie Gewänder nacheinander abtragen kann, bis sie endlich selbst dem Untergange anheimfällt. Jene dem Simmias in den Mund gelegte Anschauung ist wahrscheinlich (?) die des Philolaos. Sie tritt auch, obwohl in sehr abgeblaßter Gestalt, bei Aristoxenos und in ähnlicher Form bei Dikäarch hervor. Danach sind Boeckhs Kombinationen hinfällig, und Philol. hat vielmehr das wissenschaftliche Prinzip konsequent auf die Seelenlehre angewandt. [Aber irgend ein sicheres Zeugnis hierfür hat D. nicht beigebracht.] — Im Abschnitt III: „Die Lehre vom höchsten Gut“ endlich zeigt D., daß in die durch die Beseitigung der Unsterblichkeitslehre leer gewordene Stelle das wissenschaftliche Streben einrückte. Er beruft sich hierfür namentlich auf Herakleid. Pont. bei Clem. strom. II 21, wo aus Theodoret gr. aff. cur. XI 8 zu verbessern ist: Πυθαγόρης τελεωτάτην τῶν ἀριθμῶν ἐπιστήμην ἔσχατον ὑπέλαβεν ἀγαθόν. In dieser Notiz sieht er mit Heinze eine spätere Erfindung, wie ihm denn überhaupt die betreffenden Abschnitte der beiden Kirchenväter der Rest einer alten ethischen Doxographie zu sein scheinen. — Dörings Untersuchung enthält eine Menge originaler und anregender Gedanken, die sicherlich die volle Beachtung der Mitforscher verdienen, aber auch der sorgfältigsten Nachprüfung bedürfen, wie ich sie hier schon des Raumes wegen nicht vornehmen kann. Daß manche Annahme nicht sicher genug begründet ist, habe ich oben gelegentlich angedeutet. Über eines der wichtigsten Ergebnisse, nach dem durch die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis das religiöse Element der Schule zersetzt und schließlich völlig zerstört worden wäre, sei nur so viel bemerkt. Wenn noch ein Empedokles mit seiner rein mechanischen Weltauffassung die pythagoreische Seelenwanderungslehre vereinen und sie sogar an Schroffheit überbieten konnte, so ist nicht abzusehen, weshalb bei

den gleichzeitigen Pythagoreern und auch bei dem etwas jüngeren Philolaos nicht ein Gleiches denkbar sein soll. Hat doch auch noch später Platon bei seinen pythagoreischen Freunden in Unteritalien sicher nicht nur die Zahlenlehre, sondern neben ihr auch den Unsterblichkeitsglauben und das Dogma von der Seelenwanderung in voller Geltung gefunden.

Offner sucht die Widersprüche, die sich aus Aristot. Phys. 213b 22ff. im Vergleiche zu anderen Stellen, besonders Metaph. 1091 a 13, über die pythagoreische Auffassung vom Leeren und seinem Verhältnis zur Grenze und dem Unbegrenzten ergeben (s. Zeller 385 f. und 436 f.), auszugleichen. Der Einwendung Zellers gegen die Gleichsetzung des κενόν mit dem ἄπειρον, das Leere könne doch nicht auf die Seite des Begrenzenden und das, was dadurch getrennt werde, auf die entgegengesetzte gestellt werden, begegnet er mit der Bemerkung, daß das Leere, auch wenn es begrenzend wirke und insofern nach einer Seite hin als begrenzt erscheine, doch nach der anderen Seite in das Unendliche hinaus, dem es entstammt, keine Begrenzung erfahre und somit bei Betonung des Zusammenhanges zwischen außer- und innerweltlichem Leeren immerhin als Unbegrenztes bezeichnet werden könne; es solle eben nur das Leere, das als Teil des gesamten Leeren in das Weltall eintritt, begrenzend wirken, worauf auch der Zusatz ὃ διορίζει zu τὸ κενόν in der Physikstelle hinweise. Das ist eine sehr schillernde Deutung, die in keiner Weise geeignet ist, die Schwierigkeit zu beseitigen. Das κενόν in der Physikstelle ist nicht nur das von außen Begrenzende, sondern das die Dinge durch sein Eindringen von einander Scheidende und somit die einzelnen φύσεις Begrenzende und Gestaltende. Diese Auffassung widerspricht aber geradezu der in der Metaphysikstelle und auch sonst bezeugten Lehre der Pythagoreer, daß das ἕν oder das Feuer in der Mitte des Kosmos das πέρας oder περαῖνον ist, das immer die nächstliegenden Teile des ἄπειρον an sich zieht und begrenzt. Wenn Verf. ferner das ἄπειρον zwar als räumliche Substantialität, aber dennoch als völlig unkörperlich bezeichnet und sein Wesen in die reine Ausdehnung als solche setzt, so traut er den älteren Pythagoreern eine viel zu große Abstraktion und Subtilität des Denkens zu. Auch ist es schwer zu begreifen, wie aus einem solchen immateriell gedachten ἄπειρον nicht nur das Leere, sondern auch das πνεῦμα d. h. etwas Luftartiges in die Welt eintreten kann. Man wird im Gegenteil annehmen müssen, das den Pythagoreern das κενόν wie das ἄπειρον nicht als absolut leer, wie es O. für möglich hält, sondern als mit unsichtbarer Luft erfüllt gelten. Verfehlt scheint auch die Übersetzung, die O. von den Worten καὶ τὸ κενόν, ὃ διορίζει giebt: „und zwar (?) das (?) Leere, welches trennt“. Das Richtige hat schon Prantl „Aristoteles' Physik“ S. 179.

Wes Geistes Kind das dickleibige Buch der Freiherrn v. Thimus ist, zeigt schon der Titel zur Genüge. Wir hätten es auch unter den Schriften über den orientalischen Ursprung der griechischen Philosophie anführen können, wohin es seiner ganzen Tendenz nach gehört. Vom Standpunkt der Wissenschaft ist dieses Simmelsammelsurium von wunderlichen Phantasmen überhaupt nicht einzuschätzen. Der Inhalt des platonischen Timaios ist nach der Überzeugung des Verf. einer der semitischen wie altägyptischen Überlieferung nächstverwandten Schrift des Pythagoreers dieses Namens entnommen (!). An einer anderen Stelle wird vermutet, daß die von Platon benutzte Quelle eine Bearbeitung des in Babylon dem P. bekannt gewordenen Buches Jezirah gewesen sei (!). Das Märchen vom Centralfeuer ist von den Pythagoreern nur für die φαύλοι (so accentuiert Verf. stets!) in derisorischer Absicht erfunden worden; in Wahrheit kannten sie das ganze kopernikanische System (!); das Centralfeuer z. B. ist eigentlich die Sonne. Auch den Verfassern der kanonischen Bücher des A. T. und des Buches Jezirah ist diese Lehre bekannt gewesen; sie wurde in den hebräischen Prophetenschulen überliefert (!), u. dergl. mehr. Wie es mit den Sprachkenntnissen des Verf. steht, zeigt u. a. die Übersetzung von ἀρχὴ δέ τοι ἥμισυ παντός: „Anfang aber des Alls (!) ist Eins geteilt durch Zwei", und der Schlußworte des Timaios, die auch das Motto des Buches bilden: „Und so sei fürwahr es nunmehr auch ausgesprochen, daß das Teloszeichen (!) über dem Symbol des Alls (das Pfeilenkreuz über dem Kreuzbuchstaben Taw) das Schöpferwort für uns in sich birgt."

Tannery will in No. 210 (die Abhandlung ist im wesentlichen eine Wiederholung der in Bericht I No. 94 chap. VI erwähnten) wahrscheinlich machen, daß das Geheimnis der Pythagoreer sich lediglich auf die mathematischen Entdeckungen des Meisters bezogen habe. Die unbefugte Veröffentlichung solcher Lehren, die noch bei Lebzeiten des P. von seiten der sogen. Akusmatiker und zwar allem Anschein nach von seiten des Gründers dieser Sekte, Hippasos, erfolgt sei, habe den Unwillen des Meisters und seiner Anhänger, der sogen. Mathematiker, erregt und so eine Spaltung innerhalb der Schule selbst hervorgerufen, die dann in ihrer weiteren Entwickelung einen politischen Charakter angenommen habe. Auch habe erst jene Veröffentlichung die Getreuen veranlaßt, die Geheimhaltung der Lehre für verbindlich zu erklären, bis sie etwa um die Mitte des 5. Jahrhunderts, um sich Geldmittel zu verschaffen, die Arbeiten des P. in Form eines Buches unter dem Titel γεωμετρία πρὸς Πυθαγόρου (?) bekannt gemacht hätten. — Über die Unsicherheit der Kombinationen Tannerys, die sich hauptsächlich auf Iambl. V. P. 88 f. gründen, s. Zeller 330, 2 und Burnet 93, 29. Vgl. auch meine Besprechung Arch. VIII 757 f.

In der zweiten Abhandlung (No. 211) geht Tannery von der Behauptung des Eudemos bei Simpl. de cael. 471, 2 ff. Heib. aus, Anaximander habe zuerst über die Entfernungen der Planeten nachgedacht, während die Frage ihrer Ordnung zuerst von P. aufgeworfen wurde. Den scheinbar hierin liegenden Widerspruch sucht T. so zu lösen. Anaximander setzt die Sterne d. i. die fünf Planeten [wahrscheinlicher die Fixsterne, s. o. Diels No. 184] in einer das Neunfache des Erdradius betragenden Entfernung, den Mond in einer 18fachen, die Sonne in einer 27fachen an. Die Pythagoreer dagegen, vielleicht schon der Meister selbst, unterschieden die einzelnen Planeten und ordneten sie nach ihrer Entfernung von der Erde so: Mond, Sonne, Venus, Merkur, Mars, Juppiter, Saturn. Kein hinreichend altes Zeugnis indessen spricht davon, daß sie die Abstände der einzelnen Planeten näher bestimmt hätten; ja Eudemos scheint dagegen zu sprechen. Plinius N. H. II, 19 sagt allerdings, P. habe die Entfernung des Mondes von der Erde auf 126000 Stadien angegeben und für die Sonne die doppelte, für die Sterne die dreifache Entfernung angenommen, also in demselben Verhältnis 1 : 2 : 3 wie Anaximander, nur mit Verkehrung der Positionen. Diese offenbar aus Sulpicius Gallus geschöpfte Notiz hat aber wenig Wert. Eine gleich darauf bei Plin. (II 20) folgende, die sich auch bei Censorinus d. d. nat. 13 findet und bei beiden aus Varro stammt, läßt P. seine Lehre von der Sphärenharmonie auf die Bestimmung der relativen Abstände der Planeten von der Erde anwenden und außerdem den absoluten Abstand des Mondes berechnen. Nun ist aber die Lehre von der Sphärenharmonie dem P. und auch noch dem Philolaos fremd; sie scheint nicht vor Archytas, dem Lehrer des Eudoxos, ausgebildet worden zu sein, wenn sie auch vielleicht aus einer älteren Anschauung geflossen ist, nach der die vier mathematischen Wissenschaften Schwestern sind und ihre Gesetze zugleich das Weltall regieren. Diese Harmonielehre mußte die Pythagoreer des 4. Jahrhunderts dazu führen, die Entfernungen der Planeten nach harmonischen Zahlenverhältnissen zu bestimmen; aber weiter sind sie nicht gegangen und haben sich ebenso wie auch Platon jeder genaueren Bestimmung der Planeten enthalten. Die Berechnung der Distanz des Mondes von der Erde auf 126 000 Stadien, die zuerst Varro zu der Vergleichung des Planetensystems mit den Saiten der Lyra hinzugefügt zu haben scheint, ist nachhipparchisch und daher frühestens an das Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. zu setzen. — Die weiteren lehrreichen Ausführungen über die verschiedenen von Späteren den Pythagoreern zugeschriebenen Tonleitern und ihre Anwendung auf das Planetensystem müssen wir hier übergehen. Vgl. dazu Zeller 430 ff. Anm. 2.

Eine originelle, aber sehr gewagte Vermutung über den Ursprung

der Zahlenlehre des P. spricht Ridgeway aus. Indem er es, ohne jedoch zwingende Gründe dafür beizubringen, als wahrscheinlich hinstellt, daß die kosmischen Theorien in den beiden Platostellen Tim. 58—61C und Phädon 108D—111C auf pythagoreischer Grundlage beruhen, schließt er aus der ersten, daß nach P. die Welt aus geometrischen festen Gebilden (geometrical solids) besteht (vgl. Platons ἐπίπεδοι und στερεοὶ ἀριθμοί), und aus der zweiten, daß P. durch die Beobachtung der mathematischen Gestalt natürlicher Krystalle, insbesondere der Edelsteine wie Jaspis und Smaragd, die in Platons mythischer Darstellung als Überreste der glänzenden und reinen Steine einer herrlicheren, von uns nicht gesehenen Erde geschildert werden, zu der Meinung geführt wurde, die Welt sei aus Zahlen aufgebaut. Damit sei zugleich der Schlüssel dafür gegeben, was P. unter „Nachahmung der Zahlen" (Aristot. Metaph. 987b 11) verstanden habe. Bestätigt werde diese Annahme durch die Notiz bei Laert. VIII 1, daß der Vater des P. ein Steinschneider gewesen sei (?). Vielleicht habe P. sogar ursprünglich dasselbe Geschäft betrieben. In Ägypten habe er dann seine krystallographischen Kenntnisse mit denen der ägyptischen Geometrie kombiniert und so die Welt erkannt als aufgebaut aus einer Reihe materieller Körper, die geometrische Körper nachahmen; er habe also einen materiellen Ursprung der Welt mit dem formalen geometrischen Element verbunden. Daher (?) komme der Zweifel des Aristot., ob die pythagoreische ἀρχή materiell oder formal sei. Schließlich zeigt R., daß P. Krystalle in Pyramiden-, Kubus- und Dodekaederform gekannt haben kann, während das Eikosihedron (s. Platons Tim.) nicht in der Natur vorkommt. Auch für die Zahl 24, auf die die Pythagoreer großen Wert legten, gab es ein Prototyp in der Natur. — Diese Hypothese ist ein geistreicher Einfall, veranlaßt durch eine gelegentliche Bemerkung in einer phantastischen kosmologischen Konstruktion Platons, von der aber durchaus nicht feststeht, daß sie auf die Pythagoreer oder gar auf P. selbst zurückgeht.

In v. Jans Abhandlung (No. 214) wird der Ursprung der Lehre von der Sphärenharmonie erheblich früher gesetzt als von Tannery. Die Übertragung musikalischer Gesetze auf das Weltall beruht nach ihm nur auf einem Analogieschluß, wie denn überhaupt die Analogie in der pythagoreischen Philosophie eine bedeutende Rolle spielte. Das beweist die Harmonik des Ptolemaios, der eine Reihe unfruchtbarer Analogien zwischen dieser Wissenschaft und anderen, weniger leicht zu erforschenden, wie Psychologie und Astronomie, aufsucht. Auch die Gelehrten, die die Sphärenharmonie zuerst gelehrt haben, sind von solchen Vergleichungen ausgegangen (s. zu No. 211). Neben dem bei Nikomachos Harm. c. 3 S. 6 f. überlieferten alten System existierte

noch ein älteres, in dem Merkur und Venus die Hypermese und Mese, nicht, wie später, die Paramese und Paranete bildeten. Daß P. diese Harmonie zuerst aufgestellt hat, ist wahrscheinlich. Allerdings hat er die Identität des Morgen- und Abendsternes noch nicht gekannt (s. Diels Dox. 492, 7 Anm.); aber es konnten doch schon im 6. Jahrhundert auch in Griechenland die sieben Saiten der Leier mit einer gleichen Zahl von Planeten in Beziehung gesetzt werden, weil der Merkur hier erst spät erkannt und möglicherweise früher durch den Zwilling des Morgensterns ersetzt wurde. Dem P. lag jedenfalls die Parallele der Himmelskörper mit der von ihm trefflich behandelten Akustik sehr nahe. Wäre ein anderer der Vater dieses Gedankens gewesen, so würden wohl Aristot., Theophrast und Nikomachos diesen namhaft machen [aber wenn sie ihn nun nicht kannten?]; statt dessen hören wir immer nur von P. [aber Aristot. nennt stets nur die Pythagoreer]. Ein Instrument mit acht Saiten aber hat P. schwerlich in Aufnahme gebracht; die Einführung der achten Zithersaite stammt von Lasos oder Simonides. Daher wird P. auch das kosmische System noch nicht über die Siebenzahl der Planeten erweitert haben. Diejenigen Pythagoreer, die die Erde sich um das Centralfeuer drehen ließen, fügten dann noch einen neunten Ton in der Skala der Weltharmonie hinzu. — Die alten Pythagoreer stellten sich den Raum von der Erde bis zum Himmelsgewölbe wie eine gerade Linie oder ausgespannte Saite vor, deren Teile einen um so tieferen Ton ergeben, je länger sie angenommen werden; spätere Gelehrte dagegen ließen die entfernteren Sterne, weil sie sich schneller bewegen, höhere Töne erzeugen. — Das zweite Sphärensystem mit neun Tönen hat schwerlich Archimedes noch auch Aratos erfunden, sondern ein früherer Astronom. Das dritte und letzte ist das des Ptolemaios. — Auch in seinen Musici scriptores, die mir nicht zur Hand sind, hat v. Jan nach der Rezension von E. Graf (Berl. Ph. Wschr. 1896, 197) in einem Exkurse über die Pythagoreer gehandelt.

Dupuis sucht darzuthun, daß die Tetraktys in dem Eide der Pythagoreer (carm. aur. 47 f.) mit Ausschluß jedes anderen Quaternariums die Progression 1, 2, 3, 4 ist. So löst sich auch das Rätsel bei Platon Rep. VIII S. 546 B f., wo gleichfalls diese Tetraktys gemeint ist. Die Späteren haben noch eine ganze Reihe von Quaternarien hinzugefügt, die man dann statt jener einen Progression als Tetraktys angesehen hat. Solcher Quaternarien nimmt Theon elf an.

Hölk liefert in seiner sehr sorgfältigen und gelehrten Dissertation einen wertvollen Beitrag zur Frage der Überlieferung der pythagoreischen ἀκούσματα. Wenn er freilich im Eingange aus den ältesten Zeugnissen des Platon, Aristot. und Aristoxenos über P. den Schluß zieht, daß es nur einen βίος Πυθαγόρειος gab und die Lehre des P. sich nicht

auf Physik oder Ethik bezog, sondern nur gewisse religiöse, abergläubische Dogmen und Reinigungsgesetze enthielt, und wenn er demgemäß den samischen Weisen nicht den Philosophen, sondern den Religionsstiftern zuzählt, so stellt er sich damit, ähnlich wie Windelband (s. Bericht I 218), auf einen allzu einseitigen Standpunkt. Richtig bemerkt er, daß die von den Schülern des P. überlieferten ἀκούσματα mit der Zahlenlehre und der Weltkonstruktion nichts zu thun hatten, sondern sich auf Seelenwanderung und Unsterblichkeit, auf Opfergebräuche und Bestattung bezogen. Ob wir uns aber in dem Streite der Akusmatiker und Mathematiker, wie es Hölk thut, auf die Seite jener stellen und die Lehre dieser dem P. selbst absprechen müssen, ist doch sehr zweifelhaft. Im Gegensatze zu Zeller, der S. 329 die Unterscheidung dieser beiden Klassen auf die Neupythagoreer zurückführt, nimmt H. mit Rohde (Rh. Mus. 26, 560) an, daß damit ein wirklich unter den alten Pythagoreern bestehender Unterschied bezeichnet wird, der mit der auf P. selbst (?) zurückgehenden Unterscheidung zwischen Esoterikern und Exoterikern zusammenfällt. Nach Iamblichos V. P. 88. waren die Akusmatiker (ἀκούοντες) Novizen, denen der Meister die ἀκούσματα nackt, ohne Begründung mitteilte, die Mathematiker (μανθάνοντες) solche, denen dieselben Akusmata durch Gründe bewiesen wurden. Später dagegen beschäftigten sich die Mathematiker mit speziellen mathematischen Forschungen, während die Akusmata Gemeingut der ganzen Schule waren. Erst nach dem Untergange des pythagoreischen Bundes trat die volle Scheidung im späteren Sinne ein. Der die Akusmatiker verteidigenden Darstellung gegenüber leiteten die Mathematiker die Vorherrschaft ihrer Richtung von P. selbst ab, indem sie sich auf Heraklits Autorität beriefen. Während dieser in Wahrheit unter der ἱστορίη des P. seine religiöse Lehre verstand (fr. 17 vgl. mit 124), sahen die Mathematiker in der ἱστορία die Mathematik (s. Tannery No. 210, gegen dessen Deutung sich H. jedoch wendet), eine Auffassung, die vielleicht auf ein gefälschtes Pythagorasbuch zurückging (s. Diels No. 189). Dieser nach Aristot., aber vor der Zeit der Neupythagoreer gemachten Unterscheidung gegenüber müssen wir an der auf Aristot. selbst sich stützenden Tradition über die Akusmata festhalten. Aus Nikom. b. Iambl. 86 f. ergiebt sich, daß P. selbst alle Akusmata begründete, später aber die ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen war und neue Begründungen (εἰκοτολογίαι) erfunden wurden. Der Meister hatte sich nur der Bezeichnung ἀκούσματα bedient, und man darf daher nicht mit Göttling zwischen ἀκούσματα und σύμβολα einen ursprünglichen Unterschied in der Bedeutung annehmen. Σύμβολα wurden die Aussprüche erst später und nur insofern genannt, als sie als Zeichen einer gewissen geheimen Weisheit galten, die durch künstliche Interpretation aus ihnen

herausgeschält wurde. Dies scheint zuerst Philolaos gethan zu haben, ebenso aber auch seine Gegner, die Gewährsmänner des Aristoxenos, die die pythagoreische Lehre nicht auf Götterkultus und religiöse Vorschriften beschränkten, sondern aus dem philosophischen Begriffe der ἁρμονία ableiteten. In einer solchen Lehre mußten die ἀκούσματα entweder entfernt oder im Sinne der pythagoreischen Philosophie umgedeutet werden, — Hieran schließt Verf. eine sehr genaue und scharfsinnige Untersuchung über die verschiedenen Sammlungen der pythagoreischen Akusmata, die im Altertum vorhanden waren. Die älteste war die des Historikers Anaximander aus Milet, der in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts blühte und eine Συμβόλων Πυθαγορείων ἐξήγησις im ionischen Dialekte schrieb. Es folgte Aristoteles, dessen Beschreibung der σύμβολα wahrscheinlich kein besonderes Werk, sondern nur einen Teil des Buches π. τῶν Πυθαγορείων bildete, das, wenn es, wie V. Rose und Rohde gegen Zeller annehmen, nicht von Aristot. selbst herrührt, wenigstens einem Peripatetiker aus der Zeit des Aristot. (?) zugeschrieben werden muß. Die daraus erhaltenen Fragmente teilt H. in: 1. solche, die ausdrücklich dem Aristot. beigelegt werden; 2. solche, die ihm zwar nicht ausdrücklich zugeschrieben werden, aber unzweifelhaft zuzuschreiben sind; zu ihnen gehört der völlig auf Aristot. zurückgehende Abschnitt Iambl. 82—86; 3. solche, die von Rose oder Rohde fälschlich auf Aristot. bezogen werden. Aus den Fragmenten der ersten und zweiten Klasse ersieht man, daß Aristot. nicht nur Akusmata, sondern auch Symbola behandelte und die verschiedenen überlieferten Begründungen ohne eigene Zuthat hinzufügte, sowie daß er neben der überwiegenden Zahl religiöser Vorschriften auch ethische dem P. beilegte. Eine dritte Sammlung war die, welche im 1. Jahrhundert v. Chr. unter dem Titel π. Πυθαγορείων συμβόλων dem zu Alexanders des Großen lebenden Arzte Androkydes untergeschoben wurde und im ionischen Dialekte abgefaßt war. Diese Sammlung behandelte außer den pythagoreischen auch andere symbolische Aussprüche und berührte auch die Seelenwanderung. Ps.-Androkydes hat den Symbolen einen tieferen, besonders einen ethischen Sinn untergelegt; er gehörte zu den späteren Eikotologen. Weiterhin bespricht H. die von Plutarch Qu. symp. 8, 7 angeführten Symbole, die weder aus Favorinus (Maaß) noch aus Alexander Polyh. (Freudenthal und Zeller), überhaupt nicht aus einer schriftlichen Quelle, sondern aus wirklich gehaltenen mündlichen Gesprächen geflossen sind. Plutarch verfährt in der Erklärung ebenso wie Androkydes, aber gelehrter und scharfsinniger. Ihn hat Clem. Al. strom. V 5 kompiliert und einige allbekannte Symbole hinzugefügt. Den Schluß bildet Iamblichos, der im letzten Kapitel des Protrept. die Symbola behandelt hat. Seine Quelle ist nicht zu ermitteln. Seine

Erklärung ist so willkürlich und borniert, daß sie wohl von ihm selbst erfunden sein wird. — Den Ergebnissen der Quellenkritik Hölks wird man im allgemeinen beipflichten müssen; weniger sicher sind die voraufgehenden Ausführungen. Vor allem hätte Verf. nicht ohne weiteres alle aus guter Quelle stammenden Aussprüche auf P. selbst zurückführen sollen. Wir sind bei der Beschaffenheit unserer Überlieferung völlig außer stande auszumachen, ob sie von dem Meister selbst oder aus seiner Schule herrühren. Dasselbe gilt auch von der Einteilung der Schüler in Akusmatiker und Mathematiker.

Nach der überzeugenden Darlegung von Espinas ist in der Phädonstelle φρουρά nicht mit „Posten" (so Cicero Cato mai. 73, der diese Stelle mit Apologie 28 D verwechselt) noch mit „Gefängnis" zu übersetzen, sondern wie die Vergleichung mit Politikos 217 E, Kritias 109 B, Tim. 24 D und Philol. fr. 16 Mull. zeigt, als „heilige Umfriedigung", „Gehege des göttlichen Hirten" zu fassen, wo die Herde, die κτήματα θεῶν (Platon Phaedon 62 C und sonst öfter), zu ihrem Wohle eingeschlossen ist. Es herrscht hier die alte Auffassung, nach der die Tiere den Menschen dienten und nützten und der Hirt daher für seine Tiere wie für seine Sklaven der Beschützer und Wohlthäter ist, dem zu entfliehen undenkbar und zugleich unklug wäre. Diese Vergleichung der Menschen mit Sklaven und Tieren, die der Gottheit gehören, hatte für Platon nichts Demütigendes (vgl. Phaedr. 274 A und Phaedon 85 B). Die Hirtenkunst ist das Symbol der Staatskunst des Sokrates. Da Platon in der Phädonstelle das Symbol auf Philolaos zurückführt, so dürfen wir annehmen, daß dieser Gedankenkreis, zum Teil wenigstens, seinen Ursprung im Pythagoreismus hat. Gegen die letzte Bemerkung ließe sich einwenden, daß aus dem Zusammenhang der Phädonstelle nicht mit Sicherheit eine Beziehung der fraglichen Worte auf den vorher (69 E) genannten Philolaos zu erschließen ist; aber das angeführte Fragment des Philolaos: ὥρπερ ἐν φρουρᾷ πάντα ὑπὸ τοῦ θεοῦ περιειλῆφθαι macht das allerdings wahrscheinlich.

Hirzel behandelt die Stelle Platon Gorg. 492 E—494 C. Bei dem τις μυθολογῶν κομψὸς ἀνήρ ist weder an Empedokles noch Philolaos noch Sophron zu denken. Wahrscheinlich war er Platon überhaupt nicht bekannt; Σικελός τις ἢ Ἰταλικός mochte er ihn nennen, weil die Pythagoreer ihre Freude an Bildern und Gleichnissen hatten. Daß dieser Italer oder Sikuler nicht mit dem vorher erwähnten τις τῶν σοφῶν identisch ist (Boeckh), hat Schuster Rhein. Mus. 29, 590 ff. nachgewiesen. Derselbe aber irrt, wenn er in jenem σοφός Heraklit zu sehen glaubt. Dagegen spricht schon ὁ πρὸς ἐμὲ λέγων, der mit dem σοφός zusammenfallen muß. Platon konnte doch nicht wohl den Sokrates mit Heraklit in Verkehr setzen. Wir müssen vielmehr an einen Pythagoreer

denken, wie ja auch der von Platon dem Weisen in den Mund gelegte Gedanke σῶμα-σῆμα von Clem. strom. III 518 P. dem Philolaos zugeschrieben wird. Ob aber Platon uns gerade an Philolaos, dessen geistiges Eigentum allerdings die Auslegung des Mythos vom πίθος und die ihm voraufgeschickten Gedanken zu sein scheinen, denken lassen wollte, ist fraglich, da eine persönliche Beziehung zwischen Sokrates und Philolaos nicht stattgefunden zu haben scheint. Vielleicht hat Pl. dem Leser frei lassen wollen, auch an einen anderen Pythagoreer wie Kebes oder Simmias zu denken. Das 491 D ff. sich an den Mythos anschließende Gleichnis aber gehört nicht etwa dem Philolaos, sondern dem Sokrates selbst, wie schon der Scholiast erkannt hat. Die Worte ἐκ τοῦ αὐτοῦ γυμνασίου 493 D hält H. für gleichbedeutend mit ἐκ τῆς αὐτῆς παλαίστρας und glaubt, Sokrates wolle damit nur die Gleichartigkeit der beiden Bilder bezeichnen. Hervorzuheben ist noch, daß H. in ἀναπείθεσθαι 493 A eine Anspielung auf die Etymologie von πίθος erblickt und die darauf folgenden Ausdrücke πιθανόν und πιστικόν so faßt, daß der erste „den, der sich leicht überreden läßt“ bezeichnet, der zweite ungewöhnlich im Sinne von πιστός gebraucht ist. Vgl. zu diesen Ausführungen die im ganzen damit übereinstimmenden Zellers 450, 4.

Die eingehende und gediegene Untersuchung Schmekels weist als Hauptquelle der von Ovid in den Metamorphosen und in den Fasten gegebenen Darstellung der pythagoreischen Lehre Varro nach, der hinwiederum aus Nigidius Figulus, Alexander Polyh., Okellos, Ps.-Archytas und Poseidonios geschöpft hat. Die Lehre vom goldenen Zeitalter (vgl. dazu auch E. Graf, Ad aureae aetatis fabulam symbola, Leipziger Studien VIII 1 S. 1 ff.) ist wahrscheinlich schon in der Quelle Varros mit der von der Seelenwanderung und dem Fleischverbot verbunden gewesen. Da nun das Verbot des Fleischgenusses wegen der Seelenwanderung erst von den späteren Pythagoreern erfunden worden ist, so muß von diesen auch erst die Beschreibung des goldenen Zeitalters herrühren. Näheres s. bei H. Magnus Jahresber. des philolog. Vereins zu Berlin XV S. 164 f. und B. Ehwald Fortschr. B. 43 (1885) S. 165 ff., die beide im großen und ganzen den Ergebnissen der Untersuchung zustimmen. Auf die Frage, ob und inwieweit die von Ovid dem P. beigelegten Lehren altpythagoreischen Ursprungs sind, oder auf welche älteren Philosophen sie sonst zurückgehen (über die verschiedenen Auffassungen von der Entwickelung des Menschengeschlechtes und die Lehre vom goldenen Zeitalter s. Norden No. 86 Ber. I 238), läßt sich Sch. nicht ein.

Norden legt dar, daß die Nekyia Vergils ihrem Inhalte nach im wesentlichen einer pythagoreisch-orphischen Unterweltsbeschreibung entnommen ist; diese war aber im letzten Teile mit stoischen Lehren

verquickt; sie stammte also aus der Zeit, in der die Neupythagoreer eine Anlehnung an die Stoiker suchten und fanden. Die Hauptzüge scheint Vergil bei einem gelehrten alexandrinischen Dichter vorgefunden zu haben. Vgl. Dieterich Nekyia Lpz. 1893 S. 150 ff.

4. Über einzelne Philosophen, die zur pythagoreischen Schule gehörten oder mit ihr in näherer Beziehung standen.

a) Philolaos.

222. P. Tannery, Sur un fragment de Philolaos. Arch. f. G. d. Ph. II (1889) S. 379—386.

T. bespricht einige Stellen bei Proklos in Eucl., nach denen Philolaos den Winkel des Dreiecks vier Göttern, Kronos, Hades, Ares, Dionysos, den des Quadrats drei Göttinnen, Rhea, Demeter, Hestia, und die des Zwölfecks dem Zeus zugewiesen hatte. Auffallend ist hierbei, daß nach der Versicherung des Proklos die vier Götter des Dreiecks die vier Elemente vorstellen. Wir finden diese Ideenverbindungen in der astrologisch-chemischen Überlieferung des Mittelalters wieder, die in letzter Linie bis auf die Chaldäer zurückzugehen scheint. Man kombinierte die zwölf Zeichen des Tierkreises unter sich und konstruierte vier verschiedene Dreiecke, deren jedem ein Element zugeteilt wurde. Ebenso lassen sich auch drei Vierecke, zwei Sechsecke und ein Zwölfeck bilden. Daß man diesen Ideengang zugleich mit der Kenntnis der Zeichen des Zodiakos wohl dem Ph. zuschreiben darf und Proklos sich nicht durch einen Fälscher täuschen ließ, beweist Plutarch d. Js. c. 30. Mit Zeller nimmt T. an, daß Proklos bei Ph. nichts gelesen hat, was die Kombination zwischen den vier Göttern und den vier Elementen rechtfertigen könnte. Aber auf der anderen Seite führt die Vergleichung mit dem astronomischen Mythos des platonischen Phaidros zu der Vermutung, daß die Gottheiten des Ph., Hestia eingeschlossen, die Planeten seines Systems sind. Fügt man zu den acht von Proklos genannten Gottheiten für die hexagonale Gruppierung die beiden von Plutarch erwähnten, Aphrodite und Hera, hinzu, so wird die Zahl 10 voll, nämlich Hestia, die Erde, die Gegenerde und die sieben Planeten. Ungelöst aber bleiben bisher noch die beiden für die Erkenntnis einer astralen Bedeutung der philolaischen Gottheiten wichtigen Fragen: Welches ist der wahre Ursprung der von den Griechen den Planeten zugeteilten Götternamen? Und wann haben diese Namen die hellenischen Φαίνων, Φαέθων, Πυρόεις, Φωσφόρος und Στίλβων ersetzt? Vgl. Zeller 393, 1.

Zum Texte der Fragmente des Ph. verweise ich auf Wachsmuths Ausgabe des Stob. B. I. Konjekturen, die Beachtung ver-

dienten, sind seit dem Erscheinen dieser Ausgabe m. W. nicht veröffentlicht worden. Über ein von Diels entdecktes Fragment vgl. Bericht I 176 f.

b) Alkmaion.

223. K. Hirzel, Zur Philosophie des Alkmäon. Herm. XI (1876) S. 240—246.

224. J. Sander, Alkmäon von Kroton. Progr. Wittenberg 1893. 32 S. 4.

225. J. Wachtler, De Alcmaeone Crotoniata. Lipsiae 1896, Teubner. 104 S. 8.

Hirzel führt aus, daß sich Platon Phaedon 96 B wahrscheinlich auf A. bezieht, der die αἰσθήσεις an das Gehirn knüpft und aus diesen durch μνήμη und δόξα die ἐπιστήμη ableitet. Auch die von Aristot. analyt. post. 100 a 3 entwickelte ähnliche Theorie scheint demnach ihren Ursprung in dieser Lehre des A. zu haben. — Diese Vermutung hält Zeller 490 Anm. für annehmbar; doch sei es nicht sicher, ob Platon die von ihm besprochene Ansicht ganz genau wiedergegeben habe; so könne die Ableitung der ἐπιστήμη aus dem ἠρεμεῖν, die bei Aristot. wiederholt wird, Platons eigene Zuthat sein. Daß ἠρεμεῖν in der That kein Ausdruck des A. gewesen sein kann, zeigt Wachtler (No. 225). Mir scheint H. und mit ihm Sander (No. 224) auch darin zu weit zu gehen, daß sie auch die Ableitung von μνήμη, δόξα und ἐπιστήμη auf A. selbst zurückführen. Dieser hat nach Theophrast nur von den αἰσθήσεις gesprochen.

Die genauere Kenntnis der Lehre des A. war bis vor kurzem für die weiteren Kreise der Fachgenossen dadurch erschwert, daß in Mullachs Ph. Gr. II 114 die Bruchstücke dieses philosophischen Arztes in einer völlig unzulänglichen und willkürlichen Auswahl, in der z. B. die theophrastischen Zeugnisse überhaupt fehlten, zusammengestellt waren, obwohl bereits 1831 Philippson, Ὕλη ἀνθρωπίνη, diese Fragmente eingehend behandelt und 1832 Unna, De Alcmaeone Crotoniata, eine ziemlich vollständige und sorgfältige Zusammenstellung gegeben hatte. Der Umstand, daß die ganze Auflage des Unnaschen Buches beim Hamburger Brande vernichtet wurde und daher sehr selten geworden war, veranlaßte Sander, die Bruchstücke von neuem zu sammeln, wobei er indes fast keinen neuen Fund hinzuzufügen hatte. Voraufgeschickt hat er eine Untersuchung über die Lebensverhältnisse des A. Aus Aristot. Metaph. 968 a 27 würde sich ergeben, daß A. ein jüngerer Zeitgenosse des Pythagoras war, wenn die Worte καὶ γὰρ ἐγένετο τὴν ἡλικίαν Ἀλκμαίων ἐπὶ γέροντι Πυθαγόρᾳ authentisch wären. S. hält sie

jedoch mit Brandis und Zeller 488, 3 für ein Glossem. Auch die bei Laert. VIII 83 überlieferte Widmung der Schrift des A. an drei Pythagoreer läßt, da deren Altersverhältnisse uns unbekannt sind, nicht ersehen, ob er jünger oder älter als Pyth. war. Aristot. scheint ihn sich allerdings jünger als die ältesten Pythagoreer vorzustellen, und dies ist das Wahrscheinlichere. Nach einer kurzen Würdigung der Quellen folgt dann die Sammlung der Fragmente — es sind bei S. im ganzen 27 —, an die Erörterungen über die Lehre des A. geknüpft werden. Eins der wichtigsten ist die angeführte Stelle des Aristot. Wenn dieser die Gegensatzpaare des A. als ἀρχαὶ τῶν ὄντων bezeichnet, so legt er nach Sanders Meinung in dessen Worte zu viel hinein. Es handelt sich bei A. nicht um Gegensätze im philosophischen Sinne. A. war kein Pythagoreer, und seine Gegensätze haben nichts mit denen dieser Schule gemein. Bei den Pythagoreern sind es solche, die wirklich im ganzen weiten Kosmos herrschen, bei A. solche, wie sie sich dem Beobachter gerade ergeben, die man sehen, schmecken oder fühlen kann, oder im Unterschiede zu den absoluten Gegensätzen jener ganz relative Begriffe wie groß und klein. Dort ein ausgebildetes System, gegründet auf die durch Spekulation erfaßten Grundeigenschaften der Zahlen, hier eine „untheoretische und unsystematische“ Reihe von Gegensätzen, die aus der Beobachtung der menschlichen Natur hervorgehen und sich insgesamt auf den menschlichen Körper beziehen. Um zu solchem rein empirischen Wissen zu gelangen, brauchte der Arzt nicht bei den Philosophen in die Schule zu gehen. Damit ist die erste Alternative des Aristot. ausgeschlossen. Auch die zweite, daß die Pythagoreer ihre Gegensatzlehre von A. haben, ist bei der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Gegensatzpaare nicht wahrscheinlich. Aristot. hat sich also geirrt: beide Lehren sind vollständig unabhängig von einander. — Diese Auffassung macht sich von vornherein dadurch verdächtig, daß sie den besten und verläßlichsten Kenner der ältesten Systeme, über den hinaus wie bei der Rekonstruktion dieser nur selten vorzudringen imstande sind, des Irrtums bezichtigt. Aber auch davon abgesehen, läßt sich gegen den Standpunkt des Verf. manches einwenden. Einzelne Gegensatzpaare des A. wie ὑγρὸν ξηρόν, ψυχρὸν θερμόν sind sicherlich nicht ursprünglich medizinischer, sondern echt kosmologischer Natur, und wenn sie auch nicht von den Pythagoreern stammen können, so hat sie A. doch ohne Zweifel in der ionischen Philosophie (s. z. B. Anaximander) vorgefunden. Andere beziehen sich auf die verschiedenen Arten der Wahrnehmung und sind in ihrem Grundcharakter gleichfalls nicht medizinisch, sondern psychologisch. Μέγα und μικρόν aber als quantitative Bestimmungen erinnern an die pythagoreische Zahlen- und Raumlehre, und ἀγαθόν und κακόν, die S. willkürlich auf das „Gesunde und Schäd-

liche“ beschränkt, sind ethische Kategorien, die sich in der pythagoreischen Gegensatztafel wiederfinden. So wird man doch wohl sagen müssen, daß A. eine Anzahl allgemeinerer, teils metaphysischer, teils psychologischer und ethischer Bestimmungen aus der gleichzeitigen Philosophie übernommen und dann in engerer Anwendung auf das medizinische Gebiet übertragen hat. Weiteres hierüber bei der Besprechung des Wachtlerschen Buches, in dem überhaupt manche Ansichten Sanders berichtigt worden sind. Ich erwähne von diesen hier noch folgende. Aus Aëtios II 16, 2. 3; 22, 4 und 29, 3 ergiebt sich nach S. keineswegs, daß A. von den Pythagoreern seine Astronomie überkommen hat (Zeller 489). Es findet sich bei ihm keine Spur pythagoreischer Himmelskunde, wohl aber eine gewisse Übereinstimmung mit Anaximenes und Heraklit, von denen er vielleicht gelernt hat. — Nach Aristot. d. an. 405a 29 ff. hat A. aus der immerwährenden Bewegung der Seele ihre Unsterblichkeit gefolgert. S. jedoch Wachtler (No. 225). — Aristot. Probl. 916a 23 deutet S. unter Zustimmung Wachtlers so: Die Bewegung der Himmelskörper führt diese am Ende ihrer Kreisbahn zum Ausgangspunkt zurück; das kann der menschliche Körper nicht: darum muß er untergehen. — Zu Theophrast d. sens. 507, 3 Diels nimmt S. mit andern an, die πόροι des A. seien die Nerven, die also A., nicht Aristot., zuerst gefunden habe, und zwar durch eigene Sektionen. A. ist demnach der Vater der Anatomie und Psychologie (Philippson). — Das ethische Fragment bei Clem. strom. VI 2, 16 hält S. mit Recht für sehr zweifelhaft; vielleicht habe eine Verwechselung mit Alkman stattgefunden. Wachtler vermutet, daß die betreffenden Verse aus einer Tragödie über Alkmaion, den Sohn des Amphiaraos, stammen. — Vgl. die Rezension von Löschhorn, Wschr. f. kl. Ph. X 734 ff.

Von hervorragender Bedeutung ist die gründliche und scharfsinnige Untersuchung Wachtlers. Im 1. Teile, der von dem Zeitalter, dem Leben und der Schrift Alkmaions handelt, glaubt er im Gegensatze zu Sander bei Aristot. Metaph. 986 a 22 den Zusatz καὶ γὰρ ἐγένετο — Πυθαγόρᾳ in cod. E dem Aristot. nicht absprechen zu dürfen. Er ist sicher älter als die Neupythagoreer und war vermutlich schon den Alexandrinern bekannt, die das Buch des A. noch in Händen hatten. Er ist aber auch, wie W. nachweist, für den Sinn der Stelle unentbehrlich. Daß Aristot. die Zeitbestimmung aus der Schrift des A. selbst entnommen hat, beweist die Widmung an drei der ältesten Pythagoreer (s. zu No. 124). Um nun die Bedeutung der Worte ἐγένετο τὴν ἡλικίαν näher zu bestimmen, hat W. die Stellen gesammelt, wo ἐγένετο im chronologischen Sinne vorkommt und hat abweichend von Rohde (s. Bericht I 196) gefunden, daß in 28 von 40 Fällen ἐγένετο = vixit gebraucht ist.

Daß es auch hier diesen Sinn hat, beweist der Zusatz τὴν ἡλικίαν, wozu noch vielleicht mit Diels νέος zu ergänzen ist. Die Worte besagen also, daß A. zur Zeit des Greisenalters des Pyth., also nach 510 jung gewesen ist. — A. war zu Kroton geboren, lebte dort wahrscheinlich als Arzt und war mit medizinischen, besonders anatomischen Studien beschäftigt. Ob er aber die Sezierkunst erfunden hat, ist zweifelhaft, da Chalkid. Tim. 279 Wr. vielleicht nur von der durch ihn ausgeführten Sektion des Auges, nicht von Sektionen überhaupt redet. Geschrieben hat er wahrscheinlich nur ein Buch. Ganz irrtümlich ist die Vermutung Sittls (s. zu No. 137), daß dieses Buch eine neupythagoreische Fälschung gewesen sei. Aristot. und Theophrast haben es offenbar vor Augen gehabt. Vermutlich hat es noch dem Kallimachos vorgelegen, auf dessen πίνακες wohl durch Vermittelung des Demetrios Magnes der bei Laert. VIII 83 erhaltene Anfang zurückgeht (ebenso der Anfang des philolaischen Buches ebd. 85). Eingehend behandelt W. die Frage, in welchem Dialekt A. geschrieben hat. Die Anfangsworte bei Laert. zeigen ionische und dorische Formen gemischt. Bei näherem Zusehen aber stellt sich heraus, daß die ionischen Formen entschieden überwiegen: ihrer sind, die bei Aët. 424 a 30 wahrscheinlich als Glosse erhaltene Form θορῆς mit eingerechnet, vier gegen eine dorische. Aus diesem Verhältnis in Verbindung mit dem Umstande, daß nach Iambl. V. P. 241 die meisten Pythagoreer sich ihres heimischen Dialektes bedienten, die krotoniatische Schule aber kurz vor der Zeit des A. von knidischen Ärzten gegründet worden war, die ohne Zweifel ionisch schrieben, schließt W., daß A. wie die meisten älteren Prosaiker ionisch geschrieben hat. — Der 2. Abschn. enthält die Sammlung der Fragmente. Die 27 Sanderschen Fragmente reduziert W. durch Zusammenlegung mehrerer auf 23, ergänzt sie aber zugleich durch eine Anzahl neuer Parallelstellen. Aus den trefflichen Erläuterungen heben wir folgende hervor. Zu Fr. 2 — Theophrast d. sens. 506, 19 erklärt er die Behauptung Philippsons, A. habe zuerst zwischen der Vernunft und den Sinnen unterschieden, für zweifelhaft, da der dem A. ungefähr gleichzeitige Heraklit bereits so unterschieden hat; sicher aber hat A. zuerst nach dieser Norm die Menschen von den übrigen lebenden Wesen getrennt (anders Empedokles v. 231). Wie sich indes der Mensch durch die Vernunft vor den Tieren auszeichnet, so wird er hinwiederum von den Göttern weit übertroffen. Daher bleibt sich A., auch wenn er in der Erforschung der verborgenen Gründe der Dinge zu Vermutungen seine Zuflucht nimmt, der Ungewißheit dieser Vermutungen bewußt und verschmäht leere Erdichtungen da, wo eine Bestätigung durch die Sinne unmöglich ist (vgl. Fr. 1 und 17). Dazu stimmt aufs beste, daß er gelehrt zu haben scheint, alle Wissenschaft stamme aus der sinnlichen

Wahrnehmung (s. zu No. 223). — Zu Fr. 8 = Theophr. 507, 3 weist W. die Ansicht Sanders zurück, der mit Windelband, Gomperz (S. 120) u. a. annimmt, die πόροι des A. seien unsere Nerven. Schwerlich hat A. außer den durch Sektion leicht zu erkennenden Augennerven die dünnen Nervenfäden der andern Sinne gekannt. Die Poren der Ohren und der Nase sind ihm keine Nerven, sodern Gänge für das Gehör und den Geruch, die er sich zum Gehirn verlängert dachte, wie er dies bei den Kanälen der Augen sah. — Dem in Fr. 9 = Aristot. d. an. 405 a 29 enthaltenen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele liegt nicht, wie die meisten Erklärer mit Simpl. annehmen, die Argumentation Platons Phaedr. 245 C zu grunde. Bei A. haben wir einen rohen Analogieschluß: die Seele ist durch ihre ewige Bewegung den Gestirnen ähnlich, also gleicht sie ihnen auch in allen übrigen Eigenschaften und somit auch in der Unsterblichkeit. Platon dagegen gelangt auf dem Wege eines strengen Schlusses durch die Mittelbegriffe ἀεικίνητον und αὐτοκίνητον zu dem gleichen Ergebnis. Mit dieser Unterscheidung der beiden Beweisführungen hat, wie mir scheint, W. das Richtige getroffen; die von Sander (s. u.) dagegen erhobenen Einwendungen wenigstens wollen wenig besagen. Ebenso verdient Sander Zustimmung, wenn er der Behauptung Rohdes (Psyche 469, 1), die Seele sei nach A. unkörperlich, mit Gomperz S. 121 f. entgegentritt. — Zu Fr. 10 = Aristot. d. an. 405 a 32 zeigt A., daß in der Parallelstelle Laert. VIII 83 hinter ἔφη δὲ — ἥλιον aus dem Vorhergehenden die Worte: καὶ τὴν σελήνην καὶ ὅλον τὸν οὐρανὸν [so schreibt er mit Zeller 490, 1 für καθόλον ταύτην] ἔχειν ἀίδιον φύσιν zu setzen seien. Im Gegensatze zu Zeller, der 489, 3 dem A. die um das Centralfeuer kreisende Erde beilegt, glaubt er, A. habe die Erde in die Mitte des Kosmos gesetzt. Auffällig sei, daß A. abweichend von allen andern dem Monde eine andere Gestalt gab als der Sonne (vgl. Aët. II 22, 4 mit 29, 3); denn Zeller a. a. O. lasse ihn mit Unrecht beiden Gestirnen die gleiche nachenförmige Gestalt zuteilen; πλατύς und σκαφοειδής hätten die Alten unterschieden (s. Aët. II 22, 4 und 5). — Zu Fr. 21 = Aristot. Metaph. 986 a 22 wendet sich W. gegen Sanders Meinung, Aristot. habe hier ein Versehen begangen, indem er τὰ ὄντα mit τὰ ἀνθρώπινα verwechselt habe; ersteren Ausdruck gebraucht Aristot. nur, weil er hier A. mit den Pythagoreern zusammenfaßt; sicher hat jener nur von τὰ ἀνθρώπινα geredet. Aber seine Gegensatzpaare sind weder mit Sander nur auf den menschlichen Körper, noch mit Philippson bloß auf die Seele, sondern vielmehr auf alle menschlichen Dinge zu beziehen. Aus Fr. 22, zu dem Fr. 21 wahrscheinlich einen Teil der Einleitung bildete, erkennt man, daß A. die Gegensatzlehre so gefaßt hat, daß jedes Ding die Gegensätze mit einander vermischt umfasse. A. muß nach Aristot. sorgfältig von den

Pythagoreern unterschieden werden; er hat die Gegensatzlehre überhaupt nur deshalb aufgestellt, um durch sie seine spezielle Lehre von den Krankheiten und dem Körper zu stützen. — Fr. 22 = Aët. V. 30, 1 sind die Ausdrücke ἰσονομία und μοναρχία wahrscheinlich auf A. selbst zurückzuführen, da sie bei andern Medizinern nicht vorkommen. Die hier entwickelte Lehre des A. ist die Grundlehre der griechischen Medizin geworden, als deren Vater A. anzusehen ist; nur daß die Späteren in manchen Punkten abgewichen sind. A. weiß noch nichts von den vier Elementen und ebensowenig von den vier Hauptsäften und von der μετάστασις der Säfte. — Zellers Vermutung (vgl. Rettig, Platos Sympos., Halle 1876), Symp. 186 C f. gehe auf A. zurück, erscheint W. annehmbar. Sicher liegt dieser Stelle alte medizinische Weisheit zu grunde. — Im 3. Abschnitt, der über das Verhältnis des A. zu den übrigen griechischen Ärzten und Philosophen handelt, zeigt W., daß Sander unrecht hat, jede Beziehung der Lehre zwischen A. und den Pythagoreern zu leugnen (s. zu No. 224). A. berührt sich nicht nur in der Gegensatzlehre mit ihnen, sondern auch in der Isonomie (= Harmonie) sowie in der Lehre, daß alles Menschliche unvollkommen sei im Gegensatze zum Göttlichen, und in der Annahme von der Unsterblichkeit der Seele. Dagegen hat man irrtümlicherweise Spuren Heraklits bei A. entdecken wollen, und auch zu Parmenides hat er keine erkennbare Beziehung. Übrigens ist er nicht eigentlich zur Schule des Pyth. zu rechnen, da sich von der Zahlenlehre bei ihm keine Spur findet, und es höchst zweifelhaft ist, ob er die Seelenwanderung gelehrt hat. — Die Auseinandersetzungen über die Weiterbildung der Lehre des A. von der Entstehung der Krankheiten bei den späteren Hippokratikern müssen wir hier übergehen und erwähnen nur noch kurz, daß W. einen Einfluß des A. auf Anaxagoras in der Erkenntnistheorie und der Embryologie, auf Demokrit und Empedokles in der Porenlehre und auf den letztgenannten auch sonst in manchen Einzelheiten, besonders aber in der ganzen Methode nachzuweisen sucht. S. jedoch, was in bezug auf Emped. in Susemihls Rezension der Schrift (B. Ph. Wschr. 1897, 833 ff.) dagegen eingewendet wird. Vgl. auch B—r (Brieger?) L. C.-Bl. 1897, 210; E. Wellmann, D. L.-Z. 1898, 1114 ff. und Sander, Wschr. f. kl. Ph. 1899, 23 ff.

Zum Text der Fragmente des Alkmaeon. Das einzige im Wortlaut erhaltene Fragment bei Laert. VIII 83 = Fr. 1 W. lautet nach Wachtlers Herstellung: Ἀλκμαίων [W. zeigt daß Cobet coll. crit. 365 zu Unrecht die Form Ἀλκμάων allein gelten lassen will] Κροτωνιήτης τάδ' ἔλεξε, Πειρίθου (st. Πειριθόου in Cobets Ausgabe) υἱός, Βροντίνῳ καὶ Βαθύλλῳ· „Περὶ τῶν ἀθηήτων [so W. statt des in der Cobetschen Ausg. eingeklammerten περὶ τῶν θνητῶν, im An-

schluß an Bernays, der nach einer Mitteilung von Diels ἀθεήτων vermutet hatte] σαφήνειαν μὲν θεοὶ ἔχουσι (st. ἔχοντι) · ὡς δ' ἀνθρώποις [dafür Gomperz Gr. D. 138 ἄνθρωπον] τεκμαίρεσθαι“ καὶ τὰ ἑξῆς. Den von Laertius und wohl schon von Kallimachos (s. o.) ausgelassenen Schluß will Gomperz so ergänzt wissen: ἔχει που ὧδε. W. dagegen etwa so: ἔξεστιν ἐκ τῶν αἰσθάνονται, ὧδε ἐγὼ ἐρέω. Cobet a. a. O. stellt außerdem, vielleicht mit Recht, die Worte Πειρίθου (so!) — Βαθύλλῳ zwischen Ἀλκμαίων und Κροτωνιήτης.

c) Hiketas und Ekphantos.

226. P. Tannery: Pseudonymes antiques. Rev. d. études gr. X (1897) S. 127—137.

*227. Derselbe, Sur Ecphante de Syracuse. Séance de l'assoc. p. l'encouragement d. études gr. du 7. janvier 1897.

228. Derselbe, Ecphante de Syracuse. Arch. f. G. d. Ph. XI (1898) S. 263—269.

O. Voss, De Heraclit Pontici vita et scriptis, Rostock 1896 S. 64 hat die Vermutung ausgesprochen, Ekph. und ebenso Hik. seien nur Personen in einem der Dialoge des Herakleides gewesen. Den gleichen Gedanken sucht Tannery in No. 226 zu begründen und fügt als Dritten noch Leukipp hinzu, der vielleicht von Demokrit fingiert worden sei. Auf die letzte Hypothese wird in dem Abschnitt über die Atomistik einzugehen sein. In betreff des H. und E. geht T. davon aus, daß sie zuerst von Theophrast erwähnt werden, während sie bei Aristot. ebensowenig genannt werden wie bei den Biographen und in der pythagoreischen Legende. Doch glaubt T. bei Aristot. d. cael. II c. 13 S. 293 a 201 in den Worten οἱ περὶ τὴν Ἰταλίαν καλούμενοι δὲ Πυθαγόρειοι eine Hinweisung auf Hiketas zu erblicken. Philolaos, dessen Werk Aristot. nicht kannte (?), kann damit nicht gemeint sein. Die in demselben Kapitel von Aristot. hinzugefügte Bemerkung, daß die Lehre vom Centralfeuer von vielen andern angenommen worden sei, weil dem Feuer die τιμιωτάτη χώρα gebühre, zielt auf eine Meinung, die nach Plutarch Qu. Plat. VIII 1 (vgl. Numa c. 11) Theophrast dem alt gewordenen Platon beilegte. Während T. früher (Rev. philos. XII 164 ff.) im Anschluß an Schiaparelli diese Meinung wirklich dem Platon zugeschrieben hat, bestreitet er jetzt, daß dieser irgendwelche Kenntnis von der Lehre des Philol. vom Centralfeuer hatte, da er sie sonst in der Republik im Mythos vom Er. und im Tim. erwähnt haben würde. Die Zeugnisse des Aristot. und Plutarch erklären sich dagegen aufs beste, wenn man annimmt, daß in einem Dialoge als Unterredner Platon und ein angeblicher Pythagoreer, der das System des Philol. entwickelte, aufgetreten

sind. Theophrast hat später diesen Dialog als wahrheitsgemäß aufgefaßt (?) oder die Quelle aus der er schöpfte, nicht hinreichend bezeichnet. Der Verfasser dieses Dialogs war wahrscheinlich (?) Herakleides Pont., dessen Buch περὶ τῶν Πυθαγορείων sicherlich (?) eine der Hauptquellen des Aristot. war. Der in diesem Dialoge dem Pythagoreer gegebene Name mußte (?) Hiketas von Syrakus sein, dem nicht, wie man nach Cicero Luc. 123 angenommen hat, von Theophr. die Lehre von der Achsendrehung der Erde, sondern nach Laert. VIII 85 und Aët. 376 a 10 [s. jedoch über diese Stellen Zeller 422,2] die des Philol. vom Centralfeuer und von der Gegenerde zugesprochen wurde. Vielleicht dachte Herakleides dabei an den Hiketas von Syrakus, der ein Freund Dions war und von Timoleon getötet wurde. — Ebenso wie hiernach den Pythagoreer Hiketas, so hält T. auch Ekphantos für eine erdichtete Persönlichkeit. Da das, was die Doxographen von der eigentümlichen Lehre des E. berichten, vielfach mit der des Herakleides übereinstimmt, so darf man vermuten, daß Herakl. diese Lehre dem E. als Unterredner in einem Dialoge, vielleicht dem περὶ τῶν ἐν οὐρανῷ, in den Mund gelegt hat. Die Doxographen haben dann bald Herakl. und E., bald einen von beiden allein citiert. Ob ein Ekph. wirklich existiert hat, ist ebenso gleichgültig wie die Existenz eines Timaios.

Seine Ansicht über Ekphantes führt T. noch näher in der Abhandlung No. 228 aus, die ich, obwohl sie aus dem Jahre 1898 stammt, diesen Bericht eingefügt habe, da sie sich vermutlich mit der unter No. 227 angeführten deckt. Von der Persönlichkeit des Pythagoreers E. wissen wir nichts. Laertios und Iamblichos übergehen ihn, ebenso kennen ihn Simpl. de caelo und Proklos de Tim. nicht, die vielmehr als Urheber der Lehre von der Achsenbewegung der Erde Herakleides nennen, und wo bei Aëtios diese Lehre erwähnt wird, steht Herakleides stets an erster, E. an zweiter Stelle. Gegen Schiaparelli, der ihn zum Schüler des Herakleides, also zum Zeitgenossen Theophrasts macht, ist einzuwenden, daß damals die pythagoreische Schule erloschen war und sein angeblicher Lehrer Herakl. nie zu dieser Schule gerechnet worden ist. Wollte man aber annehmen, E. habe zu den bei Laert. V 86 erwähnten Pythagoreern gehört, die Herakleides, etwa vor Platon, gehört hatte, so begreift man ebenso wie bei Boeckhs Vermutung, er sei ein Schüler des Hiketas und Zeitgenosse des Archytas und Platon, nicht die Abwesenheit jeder biographischen Notiz über einen nicht unbedeutenden Philosophen, der mit dem Kreise Platons, vielleicht mit Platon selbst, in Beziehung stand. Selbst wenn man voraussetzt, daß sich Herakleides die Ansichten des E. angeeignet hat, so kann doch von diesem kein Buch vorhanden gewesen sein, und Theophrast hat ihn nur durch Herakleides gekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war also

E. nur ein erdichteter oder geliehener Name für Herakleides, wie Timaios für Platon. Vielleicht war der Name Ἔκφαντος darauf berechnet, eine „enthüllte“ Lehre zu bezeichnen. — Den Schluß der Abhandlung bildet eine Vergleichung der angeblichen Lehren des E. bei Hippolyt und Aëtius mit denen, die Herakleides beigelegt werden. Leider giebt T. hierbei die einzelnen Dogmen nur in französischer Übersetzung, ohne den griechischen Text zu citieren, so daß es an einigen, offenbar verderbten Stellen unklar bleibt, welcher Lesart er folgt. Wie er z. B. bei Hippolyt 566, 12 zu der Übersetzung gelangt ist: „ce que va dire E., sera seulement l'exposition de son opinion“, verstehe ich nicht; überliefert ist ὁρίζει δὲ ὡς νομίζει; s. jedoch die kritische Anmerkung bei Diels. — Die in diesen beiden Abhandlungen entwickelte Hypothese ist scharfsinnig ersonnen und hat manches Ansprechende; aber im ganzen ruht sie doch, wie hier nicht näher ausgeführt werden kann, auf zu unsicherm Grunde, als daß man mit T. den Schritt wagen dürfte, jene beiden Pythagoreer aus dem Bereiche der Wirklichkeit in den der litterarischen Erdichtung zu verweisen.

d) Epicharmos.

Über ein Fragment dieses kaum der pythagoreischen Schule zuzurechnenden, jedenfalls nur lose mit ihr zusammenhängenden Dichters (über die Entstehung der unter seinem Namen im Altertum verbreiteten Sprüche s. das in Bericht I 275 aus dem „Herakles“ v. Wilamowitz-Möllendorffs Angeführte) handelt

229. E. Hiller, Zu Epicharmos. N. Jahrb. f. Ph. 135 (1887) S. 202—206.

Für das am vollständigsten bei Clem. strom. IV 7, 45 erhaltene Bruchstück führt Lorenz Epicharm S. 257 außerdem noch vier Gewährsmänner an. H. weist nach, daß von diesen Orion aus Theodoret, dieser aber wiederum aus Clemens geschöpft hat, sowie, daß das Citat in Cramers Anecdota und das bei Arsenios ebenfalls aus Theodoret stammen. Das Fragment könnte etwa nach H. die Reste von zwei Tetrametern enthalten.

. . . . . . αὕτα γὰρ ἀνθρώπων φύσις,
. . . . . ἀσκοί <τ' ἀνα> πεφυσιαμένοι

(oder διαπεφυσιαμένοι oder ἐνιπεφυσιαμένοι). In bezug auf den Sinn der Worte kommt H. zu keinem Ergebnis. An Pythagoreisches erinnern sie jedenfalls nicht; eher könnte man in ihnen einen Anklang an heraklitische Wendungen finden. (Auf das Verhältnis des E. zu Heraklit werden wir weiter unten gelegentlich zu sprechen kommen.) Eine Anspielung auf dieses Fragment findet Knaack coniectanea (1883) S. 1

(vgl. Wachsmuths Ausgabe S. 144) und vor ihm schon Bergk comm. Epicharm. p. III bei Timon fr. 34.

Einen bei Plutarch profect. in virt. c. 2 S. 75 E erhaltenen, von Nauck zweifelnd unter die Tragikerfragmente (adesp. 278[1]) eingereihten Vers: πρὸς στάθμη πέτρον τίθεσθαι, μή τι πρὸς πέτρῳ στάθμην möchte Gomperz Beitr. III (s. Ber. I 276) S. 571 f. dem E. zuschreiben; er erklärt ihn so: „unser Denken muß sich nach den Dingen richten, da die Dinge sich nicht nach unserm Denken richten können." — Ebd. S. 568f. sucht Gomperz auch ein auf Xenophanes bezügliches Fr. Epicharms (s. Aristot. Metaph. 1010 a 5 und dazu Zeller 497,2) zu gewinnen.

Bemerkt sei hier noch, daß den aus dem Index schol. Halens. Sommer 1868 in Bergks kleinen philolog. Schr., herausg. von Peppmüller, Halle 1886 S. 263 ff. wieder abgedruckten Emendationes Epicharmeae I in dem Neudruck eine Randbemerkung Bergks zu Laert. III 10 (Epich. fr. B 40 Lor.) hinzugefügt ist, nach der hinter v. 6 eine Lücke oder der Anfang eines neuen Gedichtes anzunehmen ist.

e) Diodoros von Aspendos.

230. P. Tannery, Sur Diodore d'Aspende. Arch. f. G. d. Ph. IX (1896) S. 176—182.

Diodor lebte wahrscheinlich in der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts [Cobet in No. 196 a setzt ihn später an] auf Sizilien. Er war ein Hauptvertreter des damaligen Pythagoreismus und zugleich durch wunderliche Kleidung und volkstümliche Predigten ein Vorläufer des späteren Kynismus.

D. Die Eleaten.

1. Zur Kritik der Quellen.

231. P. Natorp, Aristoteles und die Eleaten. Philos. Mon.-H. 26 (1890) S. 1—16 und 147—169.

232. P. Hoffmann, Note sur Pseudo-Aristote de Xenoph. Zen. Gorg. chap. 3. Rev. de l'instr. publ. en Belgique 27 (1884) S. 21—24.

233. Aristotelis qu. f. de plantis, de mirabilibus, mechanica, de lineis insecabilibus, ventorum situs et nomina, de Melisso Xenophane Gorgia ed. O. Apelt. Lips. 1888, Teubner.

Natorp neigt sich der in neuester Zeit öfter ausgesprochenen Meinung zu, daß die Kritik des Aristot. und folglich auch (?) seine ganze Auffassung fremder Philosopheme sich gar zu engherzig von dogmatischen Voraussetzungen seines eigenen Denkens habe leiten lassen. In der vorliegenden Untersuchung beschränkt er sich auf die Kritik

der eleatischen Philosophie, wie sie in Phys. I 184 b 25—187 a 11 enthalten ist. Gleich der Anfang der Stelle läßt erkennen, daß die Eleaten seinem naturwissenschaftlichen Interesse nichts boten und damit für ihn schon so gut wie gerichtet waren; ja 185 a 5 versteigt er sich so weit, ihre These mit solchen auf gleiche Stufe zu stellen, die, wie die These Heraklits, nur „des Wortes halber“ und nicht in ernster Absicht aufgestellt worden sind. In seiner Beurteilung des eleatischen ὄν geht er ohne weiteres von seinem System der Kategorien aus. Er verkennt das echte Motiv des Einheitsgedankens der Eleaten, die die Einheit des Begriffes forderten, und bezieht immer wieder auf die erscheinende Vielheit, was vielmehr von einem aller Erscheinung schlechthin gegenüberstehenden Sein behauptet wurde. Die eleatische Lehre leugnet nicht die Vielheit des Seienden in der Erscheinung (?), sie bestreitet nur, daß das Erscheinende so, wie es erscheint, auch wahrhaft sei. Bei A. dagegen wird auf das Zeugnis der sinnlichen Wahrnehmung hin die φύσις vorausgesetzt und ein ernster Konflikt zwischen dem durch die Sinne gegebenen und dem Einheitsgesetz des Verstandes nicht empfunden. Bei dieser Grundverschiedenheit der beiderseitigen Anschauungen mußte er in seiner Polemik gegen das ὄν und das ἕν der Eleaten einseitig und ungerecht werden. Wenn er ihnen z. B. vorwirft, daß sie ihrem ἕν die beiden nach seiner Auffassung entgegengesetzten Prädikate des συνεχές und ἀδιαίρετον beilegten, so ist dagegen einzuwenden, daß jene mit diesen Bestimmungen nicht dieselben Begriffe verbanden wie A. Sie dachten sich ebensowenig eine kontinuierliche, mithin unendlich teilbare Raum- und Zeitgröße wie einen isolierten, absolut unteilbaren Raum- und Zeitpunkt, sondern ein allgegenwärtiges Hier und ein ewiges Jetzt, d. h. ein Sein, das über alle endlichen Relationen des Raumes und der Zeit hinausliegt, gleichwohl aber und eben darum eine ungebrochene Einheit, eine absolute Totalität darstellen sollte. Damit ist die ganze Argumentation des A. hinfällig und ebenso die Anwendung seiner Kritik auf die entgegengesetzte These des Parmenides und Melissos. Parm. hat sich schwerlich eine begrenzte Ausdehnung gedacht [trotz der Vergleichung seines ὄν mit einer Kugel?]. Sagt doch auch A. selbst (Metaph. 986 b 18) im Widerspruche gegen seine Kritik in der Physik, P. habe das Eine dem Begriffe nach verstanden. Freilich faßt er diese Begriffseinheit wieder sehr oberflächlich und verwechselt sie mit der Einerleiheit der Wortbedeutung, während sie im eleatischen Sinne vielmehr die Einheit des Gesetzes in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ist (?). Ein solches Mißverstehen ist nur dadurch einigermaßen begreiflich, daß man sich erinnert, wie der Mangel eines genauen begrifflichen Ausdruckes bei den Eleaten dem A. anstößig sein mußte und wie die eleatischen Sätze schon vor A.

von falsch verstehenden Nachfolgern wie Gorgias, Lykophron, Menedemos verkannt und in offenbaren Unsinn verkehrt worden waren. — In der nun folgenden ausführlichen Erörterung über die Kritik der verschiedenen Argumente des Melissos und Parmenides sucht N. den auch durch die Interpretationsversuche von Brandis, Prantl, Laas u. a. vielfach noch nicht aufgeklärten Beweisgang des A. festzustellen und dann bei jedem einzelnen Punkte die Einseitigkeit und Befangenheit des Kritikers darzuthun. Was Melissos anbelangt, so trifft Aristoteles' Kritik der Folgerung vom Nichtgewordenen auf räumlich Unendliches vom formal-logischen Standpunkte für den Fall nicht zu, daß B nicht ein beliebiges Prädikat von A, sondern ein nur ihm und keinem andern Subjekt zukommendes ist. Aber auch in materieller Hinsicht ist sie verfehlt, insofern sie von der specifisch aristotelischen Ansicht ausgeht, daß auch endliche Körper unvergänglich sein können, während Mel., wie vor ihm Anaximander und nach ihm Gorgias, voraussetzt, nur das Unendliche könne ungeworden sein. A. hat die Großartigkeit der Konzeption eines schrankenlosen Seins verkannt, weil es ihm um die Rettung seines endlichen Universums zu thun war. Wenn er ferner bestreitet, daß aus der Einheit des Seienden auch die Unmöglichkeit einer qualitativen Veränderung folge, so könnte Mel. erwidern, daß solche Veränderung ebensogut ein Neuentstehen und Vergehen bedeute wie eine quantitative Veränderung. Übrigens leugnen die ἀλλοίωσις fast alle Philosophen nach Parm., so Empedokles, Anaxagoras, die Atomiker. Sie alle fertigt A. kurz ab, indem er Dogma gegen Dogma setzt. Auch die drei gegen die Einheit des Parmenideischen ὄν gerichteten Argumente treffen nicht den Kernpunkt der gegnerischen Auffassung, den transcendenten Begriff des Ansichseins. Besonders das dritte Argument beruht auf einer Vertauschung dieses Ansichseins mit dem aristotelischen Wesensbegriffe und des Nichtseins der Eleaten mit einer beliebigen negativen Aussage. Das zweite Argument übt allerdings eine in gewissem Sinne berechtigte Kritik an dem ὄν des Parm. A. weist nach, daß diesem, wenn es als substantiell Seiendes gedacht und ihm als solchem die Einheit schlechthin zugesprochen wird, überhaupt kein angebbarer realer Gegenstand mehr entspricht und somit die einzige Deutung, nach der sich der eleatische Satz etwa der Form nach aufrecht erhalten ließe, sachlich unmöglich ist. Aber der Fehler, dessen sich die Eleaten schuldig machen, steckt nicht in der Vernachlässigung der logischen Grundsätze, wie A. annimmt, sondern in der fehlenden Einsicht in die Bedeutung des empirischen Faktors der Erkenntnis. A. dagegen geht darin fehl, daß er das logische Element der Erkenntnis nicht rein herauslöst, sondern von vornherein mit Empirischem vermengt. Er verkennt auch hier gründlich das ursprüng-

lich kritische Motiv der eleatischen Lehre und erscheint sogar neben ihr bedenklich unkritisch. Viel richtiger als A. hat Simplicius, dem ja auch als Neuplatoniker die eleatische „Transcendenzlehre" höchst sympathisch sein mußte, den eigentlichen Gehalt dieser Lehre erfaßt, die er freimütig gegen A. in Schutz nimmt. — Diesen Erörterungen liegt ja unzweifelhaft der richtige Gedanke zu grunde, daß A. den älteren Systemen nicht als objektiver Berichterstatter gegenübersteht und sie nicht rein historisch aus ihrem eigenen Wesen heraus beurteilt, sondern überall den Maßstab seiner eigenen philosophischen Auffassung an sie legt. Man muß daher da, wo er frühere Philosophen erwähnt, stets sorgfältig unterscheiden, ob er bloß historisch berichtet oder subjektive Kritik übt. Aber, wie in diesem Berichte bereits gelegentlich bemerkt worden ist, A. bleibt doch immer unsere wichtigste und zuverlässigste Quelle, auf die durch Vermittelung Theophrasts auch die ganze spätere Doxographie zurückgeht. Ihn ohne die zwingendsten, auf anderweitige vollgültige Zeugnisse sich stützenden Gründe grober Mißverständnisse und falscher Auffassung der Lehren seiner Vorgänger zu bezichtigen und gar den Simplicius gegen ihn auszuspielen, der in neuplatonischen Anschauungen befangen und zu einer sachgemäßen Beurteilung der wahren Bedeutung seiner Vorgänger viel weniger imstande war als A., ist doch ein sehr bedenkliches Verfahren, das sich nicht mit den Grundsätzen einer vorsichtigen Kritik verträgt. Dazu kommt, daß die eigene Auffassung der eleatischen Lehre, die N. an die Stelle der aristotelischen setzt, stark subjektiv gefärbt erscheint und mehrfach mit der Überlieferung nicht im Einklange steht. Schon Susemihl hat in seiner Besprechung der Abhandlung (Fortschr. XIX, 1, B. 67, 82 ff.) treffend bemerkt, daß, wenn A. den eleatischen Gedanken unhistorisch vergröbert, N. ihn unhistorisch verfeinert, und daß die Zuverlässigkeit des A. doch wohl größer sein dürfte als die Natorps. Wenn N. behauptet, daß Parm. sein ὄν als ein rein transcendentales aufgefaßt habe, dem nichts Sinnliches anhafte, und daß er, wie später Platon und noch entschiedener die Neuplatoniker, zwischen den νοητά und den αἰσθητά einen schroffen Unterschied gemacht habe, so ist er den Beweis dafür schuldig geblieben. Andere Forscher wie Zeller und besonders Bäumker (s. u.) betonen im Gegensatze zu ihm in der Konzeption des Seienden bei Parm. neben aller Abstraktion des Denkens scharf das sinnlich-körperliche Element und mit vollem Rechte. N. beruft sich für seine Auffassung namentlich auf Parm. 8, 43 D. Aber den Ausdruck ἐναλίγκιον hier so zu pressen, daß die Bezeichnung des Seins als einer kugelförmigen, den Raum erfüllenden Masse lediglich im bildlichen Sinne gebraucht erscheint, halte ich für unzulässig. Es giebt hinreichende Beweise dafür, daß das ὄν des P. keineswegs, wie N. behauptet, nur

in einer negativen Beziehung zum Raume und zur Zeit steht, d. h. doch mit andern Worten, daß ihm Raum und Zeit ein Nichtseiendes waren, sondern daß er sich sein Seiendes in der That als ein den Raum erfüllendes, kugelförmiges vorgestellt hat. Legt er ihm doch ausdrücklich eine Reihe positiver räumlicher Bestimmungen bei wie ξυνεχές, οὖλον, πείρατα, πάντοθεν ἶσον (8, 49, ohne Hinzufügung eines ἐναλίγκιον!), πᾶν ἔμπλεον ἐόντος. Ebensowenig wird man eine Leugnung der Zeit bei P. annehmen dürfen. Auch bei Mel. hat schwerlich, wie N. meint, die Grenzenlosigkeit den rein negativen Sinn, daß das eine Seiende nicht durch Grenzen des Raumes, der Zeit oder der Zahl eingeschränkt ist. Vgl. Zeller 514, 1 über die Bedeutung von ἄπειρον und πεπεράνθαι. Derartige Abstraktionen sind dem noch ungeübten Denken jener alten Philosophen überhaupt fremd. A. war demnach wohlberechtigt, die eleatische Lehre auch unter dem Gesichtspunkte solcher Bestimmungen zu beurteilen, die aus der Erfahrung genommen sind, und that ihr damit keine Gewalt an. Noch weniger ist zu verstehen, wie N. ihm zum Vorwurfe machen kann, daß er die Eleaten, die doch selbst auf logisch-dialektischem Wege ihre Sätze beweisen wollten, mit den gleichen Waffen bekämpft. Daß er hierbei ihre Lehre vom Standpunkte seiner eigenen philosophischen Anschauung beleuchtet, ist, wie gesagt, nicht zu bestreiten, und für die Feststellung dessen, was sie thatsächlich gelehrt haben, sorgfältig zu beachten. Ein solcher Fall liegt z. B. Metaph. 986 b 18 vor, wo A. sagt, Parm. scheine das begriffliche (κατὰ τὸν λόγον) ἕν, Mel. das stoffliche (κατὰ τὴν ὕλην) erfaßt zu haben (ἅπτεσθαι). Gerade weil A. hier seine Ausdrücke so vorsichtig gewählt hat, durfte N. am allerwenigsten diese Stelle als Zeugnis dafür benutzen, daß Parm. selbst sein ὄν als ein rein begriffliches aufgefaßt habe.

Über die Schrift de Mel. Xen. Gorg. (daß diese Reihenfolge und nicht die früher übliche und noch im Titel von No. 232 festgehaltene die richtige ist, steht jetzt fest) sind während der Berichtszeit, abgesehen von zwei unter Xenophanes und Melissos zu besprechenden Abhandlungen F. Kerns und Apelts, keine eingehenderen Untersuchungen angestellt worden. Die Erörterungen Zellers über die Bedeutung der Schrift als Quelle für die Erkenntnis der eleatischen Philosophie haben daher in der neuesten Auflage der Phil. d. Gr. nur einige, meist unerhebliche Zusätze erhalten. Den wichtigsten Beitrag hat Diels Doxogr. 109 ff. geliefert. Daß er aus sachlichen wie sprachlichen Gründen den mit besonderem Nachdrucke von F. Kern behaupteten theophrastischen Ursprung bestreitet, ist bereits Ber. I 160 bemerkt worden. Die Annahme, daß Theophrast der Verfasser sei, erscheint hiernach ausgeschlossen. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, in welcher Zeit etwa die Schrift entstanden sein mag. Diels hat Dox. 113 aus dem Zeugnis des auf

Hermippos zurückgehenden Verzeichnisses der aristotelischen Schriften bei Laert. V 25 sowie aus einzelnen ein unverfälscht peripatetisches Gepräge tragenden Ausdrücken geschlossen, daß sie nicht später als in das 3. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden dürfe. Diese Meinung hält er jetzt in der Vorrede (S. 10 ff.) seiner Ausgabe der Schrift (Berlin 1900) nicht mehr aufrecht, sondern sucht es wahrscheinlich zu machen, daß sie etwa dem 1. Jahrhundert v. Chr. zuzuweisen sei. Näheres hierüber wird der nächste Jahresbericht zu bringen haben. — Eine sonderbare Vermutung hat Bergk Gr. Litt.-Gesch. II 419, 24 über den mittleren Abschnitt des Werkes ausgesprochen: dieser beziehe sich nicht auf Xenophanes, sondern auf das System eines jüngeren unbekannten eleatischen Philosophen und erweitere so unsere Kenntnis der Forschungen dieser Schule.

Hoffmann macht zu zwei Stellen, 977a 32 und 27 Verbesserungsvorschläge, die weder Apelt noch Diels in ihren Ausgaben erwähnen. Daß sie Diels überhaupt unbekannt geblieben sind, geht daraus hervor, daß er Z. 32 dieselbe Lesung wie H. nach eigener Vermutung in den Text gesetzt hat. Die Stelle lautet nunmehr: ἴσων δὲ ὄντων οὐκ ἂν
ος
ἔχειν (sc. θεούς) θεοῦ φύσιν (φύσιμ R in ras., φύσιν L) δεῖν εἶναι κράτιστον (Bergk [s. u.] streicht δεῖν). Durch diese, wie es scheint, sichere Verbesserung ist die Bonitzsche, von Apelt gebilligte Annahme einer Lücke hinfällig geworden.

Einige wenige Beiträge zur Textgestaltung finden sich auch in Bergks Kl. philol. Schr. II, wo sie Peppmüller S. 107 Anm. zu der aus einer Universitätsschrift (Marburg 1843) wieder abgedruckten Abhandlung de Aristotelis libello de Xen. Zen. Gorg. nach Randbemerkungen Bergks zu der Mullachschen Ausgabe der pseudoaristotelischen Schrift mitteilt. Bei Apelt und Diels sind auch diese Konjekturen unerwähnt geblieben. Eine von ihnen (zu 977b 3): καὶ <ὅμοιον καὶ> σφαιροειδῆ hat Diels als Vermutung Wendlands bezeichnet und in den Text aufgenommen.

In Apelts Ausgabe ist auf grund einer neuen Kollation der besten Handschrift, des Lipsiensis, der Text unserer Schrift, verglichen mit dem bei Bekker und Mullach, in stark veränderter und vielfach verbesserter Gestalt erschienen. Daß A. indessen oft nicht das Richtige im Lips. gelesen hat, bemerkt Diels in der neuen Ausgabe S. 4. Vgl. die Rezensionen von E. Richter D. L.-Z. 1889, 123 ff., Wohlrab L. C.-Bl. 1889, 1236 f. und B. Kübler Berl. Ph. Wschr. 1890, 1361 ff.

2. Zur Lehre der Eleaten.

Als einzige gesonderte Untersuchung über die eleatische Schule in ihrer Gesamtheit ist zu verzeichnen:

234. S. Ferrari, Gli Eleati. Roma 1892. 4. 92 S. (Sonderabdruck aus Mem. della R. Accad. dei Lincei. Ser. 4a vol. X part. 1a S. 53—144).

Nach einer gedrängten, aber sehr klaren Übersicht über die Quellen, die Entwickelung und Bedeutung der eleatischen Schule, wobei Tannerys von der Mehrzahl der Forscher abweichende Meinung (s. Ber. I 255 f.) kurz zusammengefaßt wird, wendet sich F. der Betrachtung der einzelnen Eleaten zu. In der Streitfrage, ob Xenophanes Monotheist gewesen sei, stellt er sich ganz auf die Seite Freudenthals (s. u.). Sehr eingehend erörtert er dann die noch verwickeltere Frage, ob H. sein All kugelförmig und begrenzt oder unbegrenzt genannt hat. Nach einer Zusammenstellung der verschiedenen, zum Teil einander scharf entgegengesetzten Lösungen von Zeller, Diels, Ritter, Überweg, Bertini (La filosofia greca prima di Socrate 103 f.*), Tannery und Chiappelli weist er zunächst die Annahme von Diels Doxogr. 109 ff., Theophrast habe das Sein des X. begrenzt genannt, habe sich aber selbst durch die vorgefaßte Meinung, die Lehre des X. müsse irgendwie die des Parm. in sich enthalten, täuschen lassen, als allzu kühn und unsicher zurück. Ganz ablehnend verhält er sich gegen Tannery, der die Zeugnisse und Thatsachen vergewaltigt habe zu gunsten seiner unbewiesenen Voraussetzung, nach der X. von der Unendlichkeit der Welt ausgegangen sein soll, um seinen Vorgängern ein neues Weltbild entgegenzusetzen. Er selbst ist der Meinung, X. könne sehr wohl bald von der Kugelförmigkeit, bald von der Unbegrenztheit gesprochen haben, je nach dem Gedankenzusammenhange, vielleicht auch in verschiedenen Werken. So mochte er die Gottheit unbegrenzt nennen, da nichts vorhanden sei, was sie begrenzen könne, dagegen die Welt kugelförmig und daher in gewissem Sinne begrenzt. Doch verkennt Verf. nicht, daß hiermit Fr. 12 K. im Widerspruche steht, und kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß sich X., wie schon Aristot. bemerkte, nicht klar über diesen Punkt ausgesprochen habe. Aber damit ist der Widerspruch nicht beseitigt, sondern nur verschleiert. Wenn X. nach der Aussage mehrerer Zeugen, darunter Ps.-Arist. d. Mel. und Simplicius, von denen der letztere vielleicht auf Theophrast zurückgeht, sein ἕν kugelförmig genannt hat, so verträgt sich damit nicht die Unbegrenztheit, die in Fr. 12, wenigstens nach der gewöhnlichen, auch von F. angenommenen Auslegung (über eine andere weiter unten), deutlich ausgesprochen wird. Hier kann man nicht mehr von Unklarheit

*) Die Existenz dieser Schrift ist mir erst durch Ferrari bekannt geworden. Zugänglich ist sie mir nicht gewesen. Sie gehört in die Reihe der Ber. I 254 besprochenen Werke.

reden; es stehen sich vielmehr zwei miteinander unvereinbare Auffassungen schroff gegenüber. Allerdings bezweifelt F. später in einer Darstellung der Kosmologie des X., ob die Nachricht von der Kugelförmigkeit und Begrenztheit des Alls der Wahrheit entspreche; wenn sie nicht geradezu erfunden sei, so habe sich X. vielleicht nur metaphorisch oder in einem poetischen Bilde ausgedrückt. Dieser Zweifel gründet sich darauf, daß sich die Kugelgestalt mit dem von F. im Anschluß an Chiappelli vorausgesetzten Weltbilde des X. nicht vereinen läßt. Ob aber dieses Weltbild in der That das des X. ist, muß bei der Dürftigkeit und Unklarheit der Berichte dahingestellt bleiben. Überhaupt sind, wie F. zugesteht, fast alle Nachrichten über die physikalischen Lehren des Kolophoniers unsicher und zweifelhaft. Auch die verschiedenartigen Versuche, den in den Fragmenten erkennbaren Gegensatz zwischen dogmatischer Zuversicht und einer gewissen Art von Skepticismus auszugleichen, sind dem Verf., wie mir scheint, nicht geglückt; wir müssen uns damit begnügen, daß die Fragmente diese doppelte Tendenz zeigen, die wir nicht erklären können. — In dem Abschnitt über Parmenides spricht sich F. für die Glaubwürdigkeit der chronologischen Angaben in Platons Parm. aus und setzt demgemäß abweichend von Apollodor (s. Ber. I 200) die Geburt des P. etwa in 514 und läßt sein Werk mit Überweg gegen 470 entstanden sein. In bezug auf die Auffassung des parmenideischen Seins schließt er sich völlig an Bäumker (s. u.) und Tannery an. Dieses Sein ist nicht ein metaphysischer, sondern ein physischer Begriff, der von der sinnlichen Anschauung ausgeht; es ist etwas Körperliches, die Substanz des Universums in seiner Totalität. Wäre es immateriell, so würde aus Fr. 8, 37 ff. D. die absolute Nichtexistenz der Welt folgen, was im Widerspruch mit den Vorstellungen seiner Zeit und vielen anderen Stellen seines Gedichtes stände. Die physischen Attribute des Seins haben nicht etwa nur symbolische Bedeutung, sondern gelten im strengen und positiven Sinne. Ebenso falsch ist aber auch die Meinung, daß nach P. die Welt ewig und unveränderlich sei. Man darf weder das innere und absolute Sein mit den Erscheinungen verwechseln noch es allzusehr von ihnen trennen, indem man seine Räumlichkeit leugnet. Die Stellung des P. ist eine mittlere zwischen diesen beiden Auffassungen. Er leugnet das Nichtsein nur im Verhältnis zum Sein, nicht verwirft er es absolut; sonst hätte er nicht selbst eine Kosmogonie entwerfen können. Seine ganze Δόξα ist zwar hypothetisch, aber diese hypothetische Darlegung ist darum nicht ohne Wert; nicht zum Spaße entwickelt er die „Meinungen der Sterblichen". Er will nicht die Welt der Erscheinungen überhaupt beseitigen, sondern schließt sie nur aus dem Gebiete des vernünftigen Wissens aus. Von den notwendigen Wahrheiten

unterscheidet er die mehr wahrscheinlichen Vermutungen, die darum noch nicht falsch zu sein brauchen (ähnlich Tannery). — Diese Ausführungen enthalten ja manches Richtige — dazu gehört u. a. auch die Bekämpfung der Ansicht von Zeller [schärfer noch Diels], daß P. in der Δόξα nicht seine Überzeugung, sondern die Meinungen anderer Philosophen vorträgt; die Meinungen sind die der Sterblichen überhaupt, von denen sich P. selbst nicht ausnimmt —; aber im Grunde ist doch die Auffassung Ferraris nichts als ein schwächliches Kompromiß, das, wie sich später zeigen wird, die Ontologie der Eleaten in ihrem innersten Kern zerstört und mit bestimmten Aussprüchen des Gedichtes in Widerspruch steht. — In bezug auf die beiden Gegensätze des Lichtes und der Finsternis nimmt F. mit Tannery an, daß jenes nicht mit dem Sein, diese nicht mit dem Nichtsein zu identifizieren sei; die gegenteilige Auffassung beruhe auf einem Missverständnis des Aristot. und Theophrast (?); die Einführung der alles leitenden Göttin im Mittelpunkte wäre überflüssig, wenn nur das eine Prinzip des Seienden wäre und also nach heraklitischer Art das Feuer alles hervorbrächte und umwandelte. Er ist ferner der Meinung, daß P. von den Pythagoreern manche kosmologischen Lehren übernommen hat, so z. B. die von der Kugelgestalt, von den fünf Zonen der Erde und von der Identität des Morgen- und Abendsternes [aber ob die älteren Pythagoreer oder gar Pythagoras, wie Verf. behauptet, diese Lehren bereits aufgestellt haben, ist mehr als zweifelhaft], während er ihre Grundthese, die Gegensatzlehre, bekämpft und sich mit seinem Monismus gegen ihren Dualismus wendet. Ebenso stellt er ohne Zweifel dem heraklitischen Werden seine Unbeweglichkeit entgegen, und Zeller irrt, wenn er jede Polemik des P. gegen den Ephesier bestreitet. — Über die Erkenntnistheorie des P. bemerkt F. zutreffend, daß dem Eleaten die Vernunft und die Sinne, wenn er sie auch einander gegenüberstellt, doch gleichen Ursprungs und Charakters sind; was denke, sei immer die körperliche Natur; einen Unterschied zwischen αἴσθησις und φρόνησις gebe er nicht an, obwohl die Entgegensetzung von Wahrheit und Meinung einen solchen voraussetze. Die extreme Auffassung Tannerys, der jede Kontinuität zwischen P. und Xenophanes leugnet, weist F. mit vollem Rechte zurück. Das göttliche Eine des einen und das Sein des anderen hängen eng miteinander zusammen, nur daß P. nicht von religiösen Gefühlen geleitet wurde, sondern die Natur erforschte. Beide legen ihrem Prinzip gewisse Attribute gemeinsam bei, und beide bedienen sich gleicher Beweggründe. — Als Anhang ist diesem Abschnitt eine Inhaltsangabe des platonischen Parm. beigefügt, dessen Dialektik sich, wie F. richtig ausführt, von der Dogmatik des P. völlig entfernt. — In dem Abschnitte über Zenon bemerkt F. zunächst, daß von den

vier bei Suidas angeführten Werken sich drei auf das von Platon und Aristot. sicher bezeugte σύγγραμμα zurückführen lassen, das vierte dagegen: Ἐξηγήσεις Ἐμπεδοκλέους schwerlich von Z. verfaßt sei. Anders urteilt Diels (s. u.). Unter den Argumenten gegen die Vielheit und die Bewegung ist von besonderer Bedeutung das von dem Sandhaufen, in dem die Trüglichkeit der sinnlichen Wahrnehmung nachgewiesen wird. Wenn auch die Meinung des Simplicius, daß dieses Argument gegen den bekannten Satz des Protagoras gerichtet sei, historisch unsicher ist, so zeigt sich doch hier der Gegensatz der von jenen beiden Philosophen vertretenen Richtungen: Prot. verwechselte die Sinneserscheinung mit der realen Ursache; bei Z. führt der Nachweis des Sinnentruges von selbst dazu, daß die Wahrheit nur dem Denken zugeschrieben werden darf. In der Betonung des hohen Wertes der Zenonischen Beweise und in der Darlegung des innersten Motives ihrer Polemik stellt sich F. vollkommen auf die Seite Tannerys (s. Ber. I 256). Z. habe lediglich nachweisen wollen, daß die pythagoreische Auffassung der Dinge als Zahlen d. h. der Körper als einer Summe von Punkten zu unlösbaren Schwierigkeiten führe und es mithin keine Vielheit gebe. Die zweite Reihe der Beweise richte sich nicht gegen die Bewegung an sich, sondern gegen die Möglichkeit einer Bewegung unter Voraussetzung der Vielheit. Diese Hypothese jedoch ohne Einschränkung gelten zu lassen, muß dem Verf. bedenklich erschienen sein; wenigstens schwächt er sie durch die Bemerkung ab, sie schließe nicht aus, daß andere und vielleicht Z. selbst später [also doch wohl in einer zweiten Schrift?] diese Beweise auch gegen die ionischen Physiker und Heraklit gewendet hätten und daß sich Z. ihrer bedient habe, um indirekt auch die Unbeweglichkeit des Seins zu stützen. Ich kann darin nur einen mißglückten Versuch sehen, die neue Auffassung mit der älteren, auf Aristot. zurückgehenden zu vereinigen. — Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den Beweisgründen des Melissos. Die schwierige Frage, wie die in einem Fragmente dieses Philosophen enthaltene Behauptung, das Sein sei unkörperlich, mit der sonst von ihm vorausgesetzten Räumlichkeit in Einklang zu bringen sei, sucht F. im Anschluß an Chiappelli durch die Annahme zu lösen, daß M. ähnlich wie Arist. zwischen Stofflichkeit und Körperlichkeit (ὕλη und σῶμα) unterschieden und die Substanz zwar als stofflich, aber nicht als körperlich bezeichnet habe, während Parm. das Sein nur insoweit ins Auge faßte, als es denkbar ist, ohne seine Körperlichkeit zu bejahen oder zu verneinen. Danach hätte M. einen Schritt weiter zum Idealismus hin gethan. Hiergegen ist einzuwenden, daß wir eine solche Feinheit der begrifflichen Unterscheidung, für die es in der vorsokratischen Philosophie kein Beispiel giebt, am allerwenigsten bei einem Philosophen suchen dürfen, den Arist. μικρὸν

ἀγροικότερος nennt. Auch wäre es doch höchst sonderbar, wenn M. in dem bezeichneten Fr. (12) den Ausdruck σῶμα gebraucht haben sollte, um damit etwas von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ganz Verschiedenes zu bezeichnen. Des weiteren zeigt F., daß sich M. außer in den Beweisen für die Räumlichkeit des Seins [F. vergißt hier die von M. im Gegensatze zu Parm. angenommene Unbegrenztheit zu erwähnen] nicht von seinen eleatischen Vorgängern entfernte; nur fügte er noch in Fr. 17 den Beweis für den inneren Widerspruch der Sinnenerkenntnis hinzu. Endlich weist er noch hin auf die Beeinflussung der Argumentation des M. durch Leukipp, auf den er mit seiner Leugnung des Leeren angespielt zu haben scheint, und durch Heraklit, zu dem er durch die Hinzufügung der neuen Negation: „nichts Seiendes kann seine Beschaffenheit ändern" in scharfen Gegensatz trat. — Am Schlusse faßt F. das Hauptergebnis seiner Abhandlung so zusammen: Es vollzieht sich von Xenophanes zu Melissos ein allmählicher Fortschritt zum Idealismus. Die eleatische Lehre ist ihrem Inhalte nach realistisch, aber in bezug auf ihr dialektisches Verfahren idealistisch. Die Erkenntnistheorie war nicht ihr Ausgangspunkt, aber ihre Konsequenz. Indem die Eleaten das Dogma von der Beharrung der Substanz ausbildeten, deuteten sie damit zugleich den Gegensatz der Phänomena und Noumena an. So sind sie die Vorläufer der Sophisten, des Sokrates, Platon und Aristoteles, ebenso aber auch des Empedokles, Anaxagoras und der Atomiker geworden und haben auch auf die Megariker und Skeptiker eingewirkt. Auch auf die Pythagoreer übten sie in dem Sinne Einfluß, daß diese anfingen, die mathematischen Begriffe von jedem stofflichen Elemente zu befreien.

3. Xenophanes.

235. Sillographorum graecorum reliquiae, recognovit et enarravit C. Wachsmuth. Praecedit commentatio de Timone Phliasio ceterisque sillographis. Lips. 1885, Teubner. (Corpusc. poësis epicae graecae ludibundae fasc. II.)

236. Anthologia lyrica sive lyricorum graecorum praeter Pindarum reliquiae potiores. Post Th. Bergkium [*ed. III 1883] quartum edidit *E. Hiller. Lips. 1890, Teubner. Exemplar emendavit atque novis Solonis aliorumque fragmentis auxit O. Crusius. Ib. 1897.

237. F. Kern, Zu den Quellen für die Philosophie des Xenophanes. Progr. des Stadtgymn. zu Stettin 1877. 10 S. 4.

238. O. Crusius, Ein Lehrgedicht des Plutarch. Rh. Mus. 39 (1884) S. 581 ff.

239. F. Dümmler, Zu Athenaios IV p. 174 f. Rh. Mus. 42 (1887) S. 139 f.

240. O. Immisch, Zu griechischen Dichtern. Philol. 49 (1891) S. 208—212.

*241. J. Thill, Xénophane de Colophon. Luxembourg 1888. Vgl. Tannery, Arch. f. G. d. Ph. V (1891) S. 139 ff.

*242. Εὐαγγελίδης, Περὶ Ξενοφάνους. In: Ξενοφάνης, σύγγραμμα περιοδικόν τοῦ συλλόγου τῶν Μικρασιατῶν „Ἀνατολῆς“. 1896. H. 1—3 S. 5 ff.

243. J. Freudenthal, Über die Theologie des Xen. Breslau 1886, Köbner. 48 S. gr. 8.

244. E. Zeller, Ἡγεμονία und δεσποτεία bei Xen. Arch. II (1888) S. 1—4.

245. J. Freudenthal, Zur Lehre des Xen. Ebd. S. 322—347.

*246. S. Fimiani, Alcune considerazioni sulla teoria della conoscenza in Senofane. Riv. ital. di Filosofia II (1888) S. 293 ff. Vgl. Chiappelli, Arch. V, 425 ff.

*247. A. Chiappelli, Sopra una opinione fisica di Senofane. Rendiconti dell' Accad. dei Lincei ser. IV vol. VI fasc. 4 S. 89—95.

248. H. Berger, Untersuchungen über das kosmische System des Xen. Ber. d. sächs. G. d. Wiss. 23. April 1894 S. 15—63.

249. H. Diels, Über Xen. Arch. X (1897) S. 530—535.

Wir beginnen mit der Besprechung der beiden Fragmentensammlungen der Lyriker und der Sillographen, in die die Bruchstücke des X. vollständig oder teilweise aufgenommen sind. Beiseite lassen wir die 4. Ausgabe der „Lyrici poetae Gr.“ von Bergk, vol. II, Lips. 1882, Teubner, und die 4 Auflage der „Anthologie aus den Lyrikern der Griechen“ von E. Buchholz, B. 1, Leipzig 1886, Teubner, die nur die elegischen und iambischen Fragmente enthalten. Über Bergks Ausgabe hat E. Hiller Fortschr. 34 (1883) S. 249 f. und über die Buchholzsche Sammlung derselbe Fortschr. 54 (1888) S. 137 sowie J. Sitzler Berl. Ph. Wschr. 1887 S. 357 ff. berichtet. An der erstgenannten Stelle bespricht Hiller auch *A. Franco, Un elegia di Senofane con la versione e il commento, Padova 1882,*) und *W. Clemm, Zu den griechischen Elegikern, N. Jahrb. f. Ph. 127 (1883) S. 1 ff. — Hingewiesen sei hier auch auf Gomperz, Beiträge III S. 568 f., wo zu fr. 3 B. (= 20 K. = 3 H.) v. 6 statt ἀσκητοῖσ' ὀδμήν vermutet wird: ἀσκητοῖσι κόμην, und auf v. Wilamowitz, Parerga Herm. 14 (1879) S. 162 ff., wo einige Verbesserungsvorschläge zu Fr. 21 K. = 1 H. gemacht werden; der

*) Von demselben Verf. ist veröffentlicht worden: *Un frammento di Senofane, recato in versi italiani, Mantova 1881. Ist diese Schrift vielleicht identisch mit der obigen?

wichtigste unter ihnen ist der zu v. 18: μὴ πάνυ γυραλέος statt γηραλέος, der wohl verdient hätte, von Hiller-Crusius aufgenommen zu werden.

Wachsmuth hat in seiner Ausgabe der Sillographen, aus der bereits im Ber. I 183 der Abschnitt über die handschriftliche Überlieferung des Laertius erwähnt worden ist, die von ihm 1859 veröffentlichte Schrift de Timone Phliasio wesentlich ergänzt und verbessert. S. E. Hiller D. L.-Z 1886, 472 ff., Cr(usius) L. C.-Bl. 1887, 279 f. und M. Heinze Fortschr. 50 S. 89. — In der den Fragmenten vorausgeschickten Untersuchung wird über X. auf S. 55—64 gehandelt. Aus sechs sicheren Zeugnissen, von denen eins der wichtigsten bei Laert. IX 18 steht (W. schlägt hier vor, in den Worten γέγραφε δὲ ἐν ἔπεσι καὶ ἐλεγείας καὶ ἰάμβους καθ' Ἡσιόδου zu lesen: καὶ ἐλεγείοις oder besser noch: καὶ <δι'> ἐλεγείας), ergiebt sich, daß X. in seinem hexametrischen Gedichte die Dichter und Philosophen hauptsächlich wegen ihrer verkehrten Auffassung der Götter verspottet hat. Dieses von X. selbst mit keiner Überschrift versehene Gedicht haben einige Grammatiker, offenbar wegen seiner Ähnlichkeit mit den Sillen Timons, als σίλλοι, andere als ἰαμβοί, wieder andere als παρῳδίαι bezeichnet. In betreff der letztgenannten Bezeichnung ist W. nicht im Zweifel, daß das unter diesem Titel bei Athenaios II, 54 E angeführte Fr. 3 W. (17 K. = 1 H.) den Sillen des X. entnommen ist; wie die erhaltenen Verse den vv. 19. 20 der 1. Elegie (21 K. = 1 H.) entsprechen, so haben vermutlich auch die darauf folgenden Verse den vv. 21. 22 derselben Elegie entsprochen und enthielten somit einen Tadel derer, die über die Götter unwürdige Fabeln erzählt haben. Fest steht auch aus Laert. a. a. O. und anderen Zeugnissen sowie einzelnen Fragmenten, daß X. in den sogenannten Sillen die Philosophen Thales, Pythagoras und Epimenides (?) und die Dichter Homer und Hesiod angegriffen hat. Hiller a. a. O. stimmt dem in bezug auf die Verspottung von Dichtern in einem sillenmäßigen Gedichte bei, bezweifelt aber, ob sich die Angriffe des X. auch gegen Philosophen richteten. Wenn W. auf die „σίλλοι“ auch die Bemerkung bei Laert. a. a. O.: καθάψασθαι καὶ Ἐπιμενίδου bezieht und dabei an die Theogonie des Epimenides denkt, so wird dagegen mit Recht von Hiller eingewendet, daß das Gedicht, das den Namen des Epimenides trug, nicht so alt war, daß es dem X. bekannt sein konnte; auch konnte Epimenides in einem hexametrischen Gedichte nicht mit Namen genannt werden. Auch die Vermutung Wachsmuths, daß X. in den „Sillen“ homerische Verse parodisch angewandt habe, erscheint H. als unsicher, da von einer solchen Anwendung in den erhaltenen Bruchstücken nichts zu spüren ist. — W. wendet sich dann gegen v. Wilamowitz, der im Commentariolum grammat. II (Ind. schol. Gryphiswald. 1880/81) S. 7 in Fr. 5 K. = 30 H. ein neues Bei-

spiel von Iamben, die heroischen Versen beigemischt sind, zu finden glaubte und sich dabei auf eine ähnliche Mischung im Anfange des Margites beruft, der gleichfalls von einem kolophonischen Dichter herrührte. W. bemerkt hierzu, daß im Margites ebenso wie in den Versen des Karneades bei Laert. IV 63 auf mehrere Hexameter ein iambischer Senar folge, die umgekehrte Reihenfolge dagegen nirgends nachweisbar sei und eine solche Spielerei sich nicht mit dem würdevollen Ernste des X. vertrage. Auch stamme das Wort γεννᾶσθαι im 1. Verse schwerlich von X. selbst; vielleicht habe Clemens Al., der das Fr. anführt, hier den Inhalt mehrerer Verse zusammengezogen, und es sei etwa zu schreiben: „ἀλλὰ (st. ἀλλ' οἱ) βροτοὶ δοκέουσι“ γεννᾶσθαι θεούς, | τὴν σφετέρην δ' ἐσθῆτα u. s. w. Vgl. auch Sitzler Fortschr. 75 (1893) S. 127, der aber zu weit geht, wenn er Hiller tadelt, daß er die Verse in die Sammlung der Fragmente aufgenommen habe, da sie mit X. kaum etwas zu thun hätten. Auf W. durfte er sich hierfür nicht berufen, der sie nur aus der Reihe der Sillen gestrichen, nicht aber dem X. überhaupt abgesprochen hat. Zu erwähnen ist an dieser Stelle, daß Freudenthal in der Abh. No. 243 S. 34 im Gegensatz zu W. mit Karsten und Brandis annimmt, X. habe überhaupt keine Sillen verfaßt. — Was die Sammlung der Fragmente bei W. betrifft, so weist natürlich der Text in der neuen Ausgabe, verglichen mit der früheren, vielfache Veränderungen auf.*) In den auf die vorsokratischen Philosophen bezüglichen Fragmenten Timons sind folgende Neuerungen bemerkenswert. Fr. 3 (über Parmenides) v. 2 ἀπὸ φαντασίης ἀπάτης (früher ἐπὶ φαντασίης ἀπάτας). Fr. 5 (über Zenon) ist jetzt am Schlusse mit Meineke γιγνόμενον hinzugefügt. Fr. 29 (über Heraklit) nach Nauck ἐπικοκκαστής (früher ἔνι κοκκυστής nach den Hss). Fr. 40 (über Xenophanes) v. 2 nach Fabricius ἐκτὸς ἀπ' ἀνθρώπων (früher ὃς τὸν ἀπάνθρωπον, Bergk opp. II 78 ἓν τὸν ἀπάνθρωπον); v. 3 ist die Lücke jetzt unausgefüllt geblieben: im Kommentar schlägt W. statt des früheren τ' ἀπαθῆ vor: μόνιμοι oder τ' αἰεί oder πάμπαν; Diels in der unter No. 285 zu besprechenden Abh. S. 530, 1 will <ἀτρεμῆ> ἀσκηθῆ schreiben. Derselbe vermutet v. 1 Ὁμηροπάτης (Wachsm. Ὁμηραπάτης nach Sextus: die Hss des Laert. teils Ὁμηραπάτην, teils Ὁμηροπάτην); diese Vermutung wäre annehmbar, wenn auf Ὁμηροπάτης nicht ἐπικόπτης (so W. für ἐπισκώπτης) folgte, das mir neben Ὁμηροπάτης unerträglich scheint. Fr. 45 (über Xen.) v. 3 κεὐμενθήριστος (früher κἀμενθήριστος). Fr. 46 (W. bezieht es mit Wahrscheinlichkeit auf Heraklit) v. 1 nach Meineke ἦκε (früher ἠέ nach den Hss). Fr. 47 (über Anaxagoras)

*) Inzwischen ist die Neubearbeitung der Fragmente Timons in Diels' Ausg. der Poet. philos. fr. erschienen, auf die hier noch nicht Rücksicht genommen werden konnte.

ἦρω Νοῦν, ὅτι δὴ νόος αὐτῷ (früher ἦρω, ὅττι γε δὴ ν. αὐ.) und ἐπεγείρας (früher ἐπαγείρας nach d. Hss). Fr. 48 (über Protagoras) οὔτε λιγυγλώσσῳ nach Kern (früher οὔτ' ἀλιγυγλώσσῳ). Die zehn Fragmente des Xenophanes, die in der früheren Ausgabe standen, sind jetzt auf vier reduziert und ihnen als fünftes die Notiz bei Gellius N. A. III 11, 2 beigefügt worden. Der Text ist außer in Fr. 2 (7 K. = 16 H.), wo v. 4 statt des früheren καί (so Karsten) ὧς (Fabricius ὡς, Hss ὅς) gesetzt ist, unverändert geblieben. — Eine besonders wertvolle Zugabe ist der in der früheren Schrift fehlende exegetische Kommentar, der eine Fülle treffender Bemerkungen auch zu den vorsokratischen Philosophen enthält und namentlich Timons Verse in scharfsinniger Weise zur Erläuterung ihrer Lehren benutzt. Xenoph. 4 (= 18 H.) faßt W. mit Welcker und Sengebusch so auf, daß X. seinen Unwillen darüber äußere, daß die Knaben in der Lektüre und dem Auswendiglernen des Homer geübt würden. Die Richtigkeit dieser Auffassung bestreitet Hiller a. a. O.; er nimmt mit Friedel d. phil. Gr. stud. hom. I S. 20 an, daß die Worte καθ' Ὅμηρον μεμαθήκασι der Ergänzung bedürfen, sucht das Objekt aber nicht wie jener hinter, sondern vor dem erhaltenen Verse, in dem er hinter καθ' Ὅμηρον ein Komma setzt; der Zusammenhang möge etwa folgender gewesen sein: „Die Fabeln von Odysseus kann jeder berichten ἐξ ἀρχῆς καθ' Ὅμηρον, ἐπεὶ μεμαθήκασι πάντες; aber um Tugend und Weisheit kümmern sich die wenigsten."

Die Ausgabe von Hiller-Crusius unterscheidet sich in bezug auf Xen. von der kleineren Bergkschen dadurch, daß außer den elegischen auch sämtliche andere Fragmente aufgenommen worden sind. Die Hillersche Sammlung dieser Fragmente, die ich nicht habe einsehen können (vgl. J. Sitzler Fortschr. 75 [1893] S. 127) hat durch Crusius offenbar nur geringe Änderungen im Text erfahren und in der adnotatio einige Zusätze erhalten. Unter der Rubrik „Sillen" sind nur zwei Fragmente (9. 10 = 2. 1 W.) aufgeführt worden, während die Fr. 3. 4 W. (Fr. 5 W. ist mit Recht ausgeschlossen worden) der Schrift περὶ φύσεως zugewiesen sind. Neu hinzugekommen sind 4 Fragmente (18. 25. 27. 29), die bei Karsten und, obwohl sie bereits 1831 N. Bach Jahrb. f. wiss. Kritik I 480 nachgewiesen hatte, auch noch bei Mullach fehlten. Es ist das Verdienst von Gomperz (Beitr. III 570), auf diese Bruchstücke, von denen 4 sich bei Herodian finden, wieder aufmerksam gemacht zu haben. Von diesen ist Fr. 18 bereits unter No. 235 besprochen worden. In Fr. 25: εἰ μὴ χλωρὸν ἔφυσε θεὸς μέλι, πολλὸν [so H.-Cr. mit Bach, Lehrs und Lenz für πολλῶν] γλύσσονα σῦκα πέλεσθαι hätte die unzweifelhaft richtige Konjektur von Gomperz: πόλλ' ἂν aufgenommen werden sollen. Fr. 27 lautet: ὁππόσα δὴ θνητοῖσι πεφήνασιν εἰσοράασθαι. Fr. 29: (ἁγνὸν) ἐνὶ σπεάτεσσι τεοῖς καταλείβεται ὕδωρ steht an drei Stellen bei

Herodian: I 391, 27; II 772, 33 und 936, 18 Lenz. An der dritten bietet die Hs. am Anfange καὶ μήν, wofür Lehrs ἀγνόν, aber nicht, wie Gomperz anzunehmen scheint, nach eigener Konjektur, sondern aus der handschriftlichen Überlieferung der beiden anderen Stellen gesetzt hat. Dieses ist demnach als die bestbeglaubigte Lesart anzusehen, und die Konjekturen von Gomperz: καλόν und von Diels: αἰέν erscheinen überflüssig. Ein fünftes von Bach und Gomperz aus Herakleitos alleg. hom. 44 und Schol. Il. Σ 468 entnommenes Fr.: ἠέλιός τ' ὑπεριέμενος γαῖάν τ' ἐπιθάλπων, das Karsten und Mullach gleichfalls übersehen haben, obwohl es bereits bei Brandis comm. Eleat. 54 verzeichnet war, haben H.-Cr., ich weiß nicht aus welchem Grunde, ausgelassen. Dagegen hat Crusius das in den Genfer Iliasscholien aufgefundene und von Diels ergänzte Bruchstück (s. Ber. I 178) unter 11a hinzugefügt.

Wir knüpfen hieran gleich die wichtigsten Verbesserungsvorschläge zum Texte der übrigen Fragmente mit Ausschluß der elegischen. Fr. 10=27 K. hat Cr. nach Lobeck Aglaoph. 308[1] mit einer kleinen Abänderung so gefaßt: ἑστᾶσιν δ' ἐλάτης (ἐλατῶν Lob.) πυκινοὶ περὶ δώμα<τα βάκχοι>. Fr. 14=3 K. schlägt Freudenthal, Th. d. X. S. 34 κρατύνει st. κραδαίνει vor. Fr. 15=4 K. schreibt Diels Simpl. phys. 23, 11 und mit ihm H.-Cr. nach der besten handschr. Überlieferung μίμνει (andre Hss. μένει). Bergks Konjektur (im Nachlaß Kl. Ph. Schr. II 56) μένει οὐ ist hiernach gegenstandslos. Zu Fr. 16 (7 K.=2 W.) v. 4 s. zu No. 235. Fr. 16 (7) st. ἠὲ λέοντες Fr. Schultess in Ritter und Preller VII ἠὲ κέλοντες (vgl. ἵπποι v. 3), Diels „Über die Genfer Fr." 578, 1: ἢ κελέοντες; v. 2 H.-Cr. ὡς st. καί; v. 4 H.-Cr. ἕκαστοι (Karsten ἕκαστον) st. ὁμοῖον; v. 6 H.-Cr. ὁμοῖα nach Karsten in den adnot. (im Texte ὁμοῖον; überliefert ist ὁμοῖοι und ὁμοίας). Fr. 19 (14) v. 3 Bergk a. a. O. τύχῃ st. τύχοι und v. 4 derselbe αὐτὸ δ' ὅμως st. αὐτὸς ὅμως, Karsten und H.-Cr. ὁμῶς. Fr. 22 (12) Diels in der Abh. No. 249 ἠέρι statt des überlieferten καὶ ῥεῖ, wofür Karsten das sachlich unmögliche αἰθέρι geschrieben hatte. Fr. 30 (5) [s. zu No. 235] will Bergk a. a. O. so schreiben: Ἀλλὰ βροτοὶ δοκέουσι θεοὺς σφίσιν ἶσα γενέσθαι, | τὸ σφέτερον δ' αἴσθημά τ' ἔχειν φωνήν τε δέμας τε.

Quellenkritische Beiträge zu X. bieten No. 237—240. — Die Erklärung des Sinnes der theophrastischen Mitteilung bei Simpl. phys. 22, 26, die Kern in „Quaestionum Xenoph. capita duo" Naumburg 1864 S. 49 ff. gegeben und gegen Zellers Einwendungen (in der 3. Aufl. der Ph. d. Gr.) in den „Beiträgen zur Darstellung der Philosopheme des Xen." Danzig 1871 S. 2 ff. (vgl. denselben „Über Xen. von Kolophon" Stettin 1874 und dazu Susemihl Ph. Anz. VII, 296 ff. und Fortschr. II III 1 S. 276, im wesentlichen gegen Kern ablehnend) verteidigt hat, sucht er in No. 237 wiederum gegen Zellers neue An-

griffe (in der 4. Aufl.) zu stützen. K. hat, wie in den früheren Arbeiten, so auch hier die schwierige Frage gründlich und scharfsinnig erörtert. Aber in der Hauptsache sind auch durch diese Erörterung die Einwendungen Zellers nicht widerlegt worden. Daß Z. selbst den von Kern beigebrachten neuen Gründen keine Bedeutung beigelegt hat, kann man daraus schließen, daß er in der 5. Aufl. 508, 1 die vorliegende Abhandlung neben den älteren Kerns überhaupt nicht erwähnt. In der That ist es Kern nicht gelungen, nachzuweisen, daß es grammatisch unzulässig sei, mit Zeller die Worte τὸ ὂν καὶ πᾶν οὔτε πεπερασμένον οὔτε ἄπειρον οὔτε κινούμενον οὔτε ἠρεμοῦν Ξενοφάνην ὑποτίθεσθαί φησιν ὁ Θεόφραστος so aufzufassen: „X. setzt das Sein weder als begrenzt noch als unbegrenzt", und daß sie notwendigerweise bedeuten müßten: „er setzt es als weder begrenzt noch als unbegrenzt." Bestehen bleibt auch der Einwand Zellers, daß sich Theophrast, wenn er den X. sein ἓν καὶ πᾶν ausdrücklich als weder bewegt noch unbewegt bezeichnen ließe, mit Aristot. Metaph. 986b 21 in Widerspruch setzen würde. Kerns Ausführungen über diesen Punkt sind wenig überzeugend und in sich selbst unklar. Seine ganze Argumentation hängt übrigens aufs engste mit der auch hier wieder von ihm vertretenen Ansicht zusammen, daß die Schrift de M. X. G. wahrscheinlich von Theophrast herstamme und die reichste und lauterste Quelle für die Lehre des Xen. sei; eine Ansicht, die durch Diels Dox. 108 ff. (s. o.) zur Genüge widerlegt worden ist, und an der daher Heinze nicht auch noch in der neuesten Aufl. von Überweg S. 68 ff. hätte festhalten sollen. Diese vorgefaßte Meinung hat im vorliegenden Falle K. zu der unzweifelhaft falschen Behauptung verführt, auch die weiteren Auseinandersetzungen bei Simpl. 22, 11 bis wenigstens 23, 9 seien aus Theophrast geschöpft. Im geraden Gegensatze hierzu hat Diels Dox. 458, 4 die Worte καὶ οὔτε πεπερασμένον — ἠρεμοῦν durch den Druck als simplicianisches Einschiebsel in das Citat aus Theophrast bezeichnet. Wäre dies richtig, was sehr zu bezweifeln ist, so würde die ganze Untersuchung damit eine andere und einfachere Gestalt gewinnen. Unbeantwortet würde jedoch auch dann die Frage bleiben, wie die Darstellung des Aristot. mit Fr. 4 K. = 15 H. in Einklang zu setzen sei. Die Lösung der Schwierigkeit bei Freudenthal „d. Th. d. X." S. 40 ff., wo auch Kerns Auffasung eingehend widerlegt wird, kann nicht als abschließend betrachtet werden.

Crusius geht S. 594 ff. auf eine Vermutung Bergks „The age of Babrius" Class. Mus. III (1846), 116 ff. ein, der in Galens προτρεπτικὸς λόγος ἐπὶ τὰς τέχνας c. 13 S. 35 f. Kühn enthaltene Mythos, den Haupt Herm. IV (1870) S. 27 (= Opusc. III 445, 1) meisterhaft hergestellt, Bergk im einzelnen berichtigt und ergänzt hat, rühre von X. her und gehöre zu seinen σίλλοι. Cr. wendet dagegen ein, daß die

wortreiche und rhetorische Manier in jenen Versen nicht eben der Art des X. entspreche, sondern in ein viel jüngeres Zeitalter zu gehören scheine. Auch habe Galen wahrscheinlich die Werke der alten Philosophen nicht im Originale benutzt. Vor allem aber stehen der Autorschaft des X. zwei Thatsachen entgegen: die Ehrenbezeichnung τῶν ἀφ' Ἡρακλέους τις ist erst in hellenistischer Zeit aufgekommen, und mit den Worten τῶν οὐκ ἀμούσων ἀνδρῶν τις kann Galen nicht einen berühmten Dichter und Philosophen der klassischen Zeit gemeint haben. Im weiteren Verlaufe der Untersuchung sucht Cr. ein Gedicht Plutarchs als Quelle für Galen nachzuweisen.

Dümmler zeigt, daß bei Athen. wahrscheinlich statt Ξενοφῶν, an den wegen des Wortes γιγγραΐνοισι und seiner Form nicht zu denken sei, Ξενοφάνης gelesen werden müsse. Man könne die Verse ohne Schwierigkeit, aber auch ohne Sicherheit so herzustellen: Φοίνικες δ' αὐλοῖσιν Ἄδωνιν γιγγραΐνοισι | ὀξύ τε καὶ γοερὸν φθέγγονται. v. Wilamowitz „Die xenophontische Apologie" Herm. 32 (1897) S. 99, 1 bemerkt hierzu, es sei unerlaubt, X. den Dichter für das stockprosaische νόμιμον βαρβαρικόν verantwortlich zu machen; freilich könne eine Sprachform wie γιγγραΐνοισι auch nicht für xenophontisch gelten.

Immisch sucht darzuthun, daß die Notiz bei Laert. IX 20, X. habe Κολοφῶνος κτίσιν und τὸν εἰς Ἐλέαν τῆς Ἰταλίας ἀποικισμόν gedichtet, nicht mit E. Hiller Rh. Mus. 33 (1878) S. 529 auf des Fälschers Lobon Namen zu setzen sei, sondern vielmehr historische Wahrscheinlichkeit habe; gerade solche Gedichte werde X. selbst vorgetragen haben (vgl. Laert. IX 18).

Freudenthal bestreitet in seiner scharfsinnigen und gelehrten Untersuchung (No. 243) die bis dahin allgemein verbreitete Ansicht (nur Bergk Gr. L.-G. II 419, 25 hatte einen Zweifel daran geäußert) von dem reinen und konsequenten Monotheismus des X. Er geht von Fr. 1 K. (12 H.) aus, in dem er ein offenes Bekenntnis des Polytheismus erblickt, und findet eine weitere Bestätigung dieser Auffassung in Fr. 14, 16 und 21 K. (19, 18 und 1 H.). Von diesen dreien ist das erste am wichtigsten, da hier nicht, wie in den anderen, von einer Anbequemung an den populären Glauben die Rede sein kann. Dieses Fr. übersetzt F. so: „Und in Klarheit war nie ein Mann kundig und wird nie einer kundig sein dessen, was ich von Göttern, und was ich von allem sage (ἀμφὶ θεῶν τε καὶ ἅσσα λέγω περὶ πάντων)" und erklärt es mit großer Wahrscheinlichkeit, in dem Sinne, daß X. nicht etwa seine grundlegende Einheitslehre noch seine Negation der vulgären Anschauung von den Göttern, sondern seine eigene positive Lehre von den einzelnen Göttern und dem Weltall (πάντα wohl zu unterscheiden von πᾶν καὶ ἕν) als Sache unsicheren Meinens hinstellt. Hierzu kommen noch

zwei Stellen bei Aristot. (1389 b6) und Cicero (d. div. I 5) sowie die wohl auf Theophrast zurückgehende Notiz aus Ps.-Plut. Strom. bei Euseb. pr. ev. I 8, 5, in denen von einer Vielheit der Götter die Rede ist. An der letztgenannten Stelle, wo F. statt μηδ' ὅλως treffend νοεῖν δ' ὅλως vermutet und dies mit den folgenden Worten ἀκούειν τε καὶ ὁρᾶν verbindet, kann er durchaus nicht mit Zeller eine Leugnung der vielen Götter finden; X. hebe nur hervor, daß keiner der Götter unter despotischer Herrschaft stehe, daß keiner von ihnen irgend einer Sache oder irgend eines andern Gottes bedürfe, eine Deutung, die durch Eurip. Herc. fur. 1343 ff. bestätigt wird. Der durch diese Zeugnisse stark erschütterten Annahme von dem ausschließlichen Monotheismus des X. wird vollends der Boden entzogen, wenn man erwägt, daß die ursprüngliche Quelle dieser Annahme, die Schrift de M. X. G., unglaubwürdig ist. F. geht in der Beurteilung dieser Schrift noch einen Schritt weiter als Zeller, der sich bisweilen zur Feststellung untergeordneter Punkte auf sie beruft, und spricht es geradezu aus, daß sie für X. überhaupt nicht, für Melissos mit Vorsicht und nur für Gorgias ohne Bedenken zu benutzen sei. Alle sonstigen Berichte der Alten, soweit sie uns überhaupt Aufklärung über den fraglichen Punkt geben, besonders der des Simpl. phys. 22, 31 ff. (s. darüber Anm. 24), fließen aus der gleichen unlauteren Quelle. — Welches ist nun aber die Stellung und Bedeutung des Polytheismus innerhalb der Lehre des X.? Auch diese Frage sucht F. zu beantworten. Das ἓν καὶ πᾶν des X. ist nicht die absolute Welteinheit des Parm., sondern die denkende und zugleich raumerfüllende Einheit, die das Universum durchdringt und beherrscht und als Ursache der Dinge (ἀρχή) aufzufassen ist. Diese sind also Wirkungen, nicht Erscheinungen der im Universum waltenden unendlichen Macht, die der Philosoph der höchsten, sittlich-vollkommenen, ewigen Gottheit gleichsetzt. Mit einer solchen Auffassung ist der Polytheismus wohl verträglich. H. hat mutmaßlich in den einzelnen Göttern unentstandene und unvergängliche Wirkungen oder ewige Teile der alles umfassenden Urgottheit erblickt, die kleinere Kreise der Welt wie etwa Erde, Wasser, Himmel, das Gebiet des Eros u. s. w. beherrschen. Diese Anschauung deckt sich zum Teil mit der der Orphiker und steht noch näher der stoischen. Auf die Ausführungen über den Ausgleich zwischen Philosophie und Theologie in den Systemen der übrigen griechischen Philosophen kann hier nur hingewiesen werden. — Das Ergebnis der Untersuchung ist sehr verschieden beurteilt worden. Im wesentlichen zugestimmt haben Lortzing Berl. Ph. Wschr. 1886, 1269 ff., Gomperz Gr. D. I 231 f. (vgl. 440 f.) und Burnet, Early gr. ph. 119 ff., der treffend bemerkt, es sei nicht dasselbe, zu sagen. „Das Eine ist Gott" (τὸ ἓν εἶναι τὸν θεόν Aristot. Met. 986 b24) und:

„Gott ist einer". Starke Bedenken hat Diels Arch. 97 ff. ausgesprochen. Völlig ablehnend haben sich Richter Philos. Mon.-H. 13, 358 ff. und Zeller verhalten, der in der D. L.-Z. 1886, 159 ff. und Ph. d. Gr. 526 ff. die Argumente Freudenthals zurückweist und entschieden an seiner früheren Ansicht festhält, nach der X. ein strenger Monotheist war. Von großer Wichtigkeit ist hierbei die Frage, wie in der Plutarchstelle die Ausdrücke ἡγεμονία und δεσποτεία aufzufassen sind. Hierüber hat Zeller unter No. 244 besonders gehandelt.

Z. legt dar, daß δεσπότης, δεσπόζειν, δεσποτεία lediglich die Unbeschränktheit der Herrschergewalt, nicht die Härte und Gewaltthätigkeit, mit der sie ausgeübt wird, bezeichnen. Auch bei X. kann keine andere Bedeutung angenommen werden. Denn da Eurip. a. a. O., wo er offenbar auf den bei Ps.-Plutarch entwickelten Gedanken des X. anspielt, die Behauptung, keiner von den Göttern sei Herr des andern, durch die Bedürfnislosigkeit der Götter, d. h. dadurch, daß keiner eines Dieners bedürfe, begründet, so muß X. bei Plut., aus dem Eusebius nur einen knappen Auszug giebt, nicht bloß das δεσπόζεσθαι, sondern auch das δεσπόζειν als unverträglich mit dem Wesen der Gottheit bezeichnet, beides aber nur im Sinne einer unbedingten Herrschaft gebraucht haben. Diese Anschauung wird auch bei Ps.-Aristot. 977 a 23 ff., wo κρατεῖσθαι dem δεσπόζεσθαι entspricht, dem X. beigelegt. Dasselbe drückt Theophrast durch ἡγεμονία aus (vgl. auch Platon Phaed. 80 A). Zwar nicht ἡγεμονία, wohl aber ἡγεμονεύειν konnte in einem der Hexameter des X. stehen, etwa so: οὐ γάρ τοι θέμις ἐστὶ θεοῦ θεὸν ἡγεμονεύειν. Nach Freudenthals Auffassung würde sich X. eines augenscheinlichen Widerspruches schuldig machen, wie man ihn wohl dem dramatischen Dichter Euripides, nicht aber ohne zwingende Gründe einem so bedeutenden und von ernsten Überzeugungen erfüllten Denker wie X. zutrauen darf.

Gegen diese Einwendungen Zellers und die von Diels ausgesprochenen Zweifel verteidigt Freudenthal seinen Standpunkt in No. 245. Alle Kunde von dem angeblichen Monotheismus des X. stammt aus der Schrift de M. X. G., während man doch bei der Kühnheit und Neuheit des Gedankens zuverlässige Zeugnisse erwarten sollte. Für den Polytheismus dagegen sprechen außer mehreren Fragmenten Aristot. in einigen Stellen, wo er gewisse Apophthegmata des X. mitteilt, Theophrast und Poseidonios bei Cicero. So oft und so entschieden kann sich X. nicht verleugnet haben. Alle Versuche, den Widerspruch zwischen Fr. 1 und dem angeblichen Monotheismus des X. zu lösen, sind unzureichend. Auch Zellers Einwand (S. 550, 3), daß Fr. 1 auf volkstümlicher Redeweise beruhe, ist nicht stichhaltig. [In der That beweisen die von Zeller und v. Wilamowitz (s. Ber. I 275) angeführten

Beispiele doch nur, daß in der formelhaften Verbindung ἔν τε θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισι kein sachliches Gewicht auf die Erwähnung der Menschen zu legen ist, nicht aber, daß X., wenn er ein strenger Monotheist war, in einem offenbar für seine Auffassung des göttlichen Wesens grundlegenden Ausspruche seinen einzigen Gott als „einen unter den Göttern" bezeichnen konnte.] Der Zweifel vollends an der Echtheit dieses Fr., den Diels wegen der Nachbarschaft aristobulischer Fälschungen bei Clemens hegt, ist, wie F. mit überzeugenden Gründen nachweist, unberechtigt. In Fr. 14*) ist nach der gewöhnlichen Auffassung der Gegensatz zwischen θεοί und πάντα ganz unerklärlich; auch sieht man nicht, was dem X. bei der Annahme eines einzigen Gottes in Bezug auf die θεοί unklar sein kann. — Unter den Zeugnissen legt F. jetzt auf Cic. d. div. I 5 geringeren Wert als früher (vgl. Zeller 532, 2), bemerkt aber über die von Diels gebilligte Konjektur Hartfelders unum qui deum st. unus qui deos, sie sei bereits von Schiche, Zschr. f. d. G.-W., Jahresber. 1882 S. 23 f. aus grammatischen Gründen zurückgewiesen worden und habe keine handschriftliche Gewähr. Was die Stelle der Strom. anbetrifft, so erklärt er gegenüber den Zellerschen Ausführungen, zunächst nicht einsehen zu können, warum sich X. hier nicht so gut wie viele nach ihm und er selbst in andern Punkten eines Widerspruches schuldig gemacht haben könne, bemerkt aber dann, daß in Wahrheit kein Widerspruch besteht zwischen der von ihm dem X. beigelegten Auffassung und der richtig verstandenen Angabe der auf Theophrast zurückgehenden Strom. Man muß freilich, fügt er hinzu, nicht jedes Wort in diesem Auszuge für xenophanisch halten; so gehören die Worte οὐδεμιᾶς ἐν αὐτοῖς ἡγεμονίας οὔσης X. gewiß nicht an, da sie äußerst prosaisch klingen. X. hat nicht jede Unterordnung der Teilgötter unter den einen höchsten Gott, sondern nur die despotische Beherrschung (für diese Bedeutung von δεσπόζεσθαι führt F. mehrere Stellen an) der unteren Götter bekämpfen wollen, wie denn auch Eurip. nur die gegenseitige despotische Herrschaft der Götter, nicht ihre Existenz, noch die hohe Stellung des Zeus im Kreise der Götter leugnet. [Ich verweise hier noch auf Plutarch sept. sap. conv. 155 A, wo von der bevorzugten Stellung des Helios unter den Göttern in einer sehr stark an X. erinnernden Weise gesprochen wird.] X. lehrt nur, was ein Neupythagoreer bei Stob. flor. 48, 63 aussprach: ὁ πρῶτος θεὸς ἤπιος

*) Dieses Fr. übersetzt F. jetzt: „niemand ist in Klarheit kundig dessen, was ich über das Weltall lehre", im Anschluß an Gomperz „zur Lehre Heraklits" S. 997 f., der πάντων nicht mit „alles", sondern mit „das All" wiedergiebt; ohne Grund jedoch bezieht nach Freudenthals Meinung derselbe [wie vor ihm schon Pappenheim „Erläuterungen zu Sext. Emp." 1881 S. 104] ἅσσα λέγω auf πάντων: „was ich das All nenne".

πρὸς πάντα τὰ ὑπ' αὐτῷ γενόμενα ἐντί. — Das Für und Wider in diesem Streite zu prüfen, verbietet der Raum, und so mag denn nur gesagt sein, daß mir die von F. beigebrachten Gründe, mögen sie im einzelnen auch nicht immer zutreffen, in ihrer Gesamtheit auch jetzt noch beweiskräftig erscheinen.

Die Abhandlung von Berger ist ebenso wie die später zu besprechende über Parm. bestimmt, Vermutungen, die Verf. bereits in seiner Gesch. d. wiss. Erdkunde d. Gr. (s. Ber. I 244) geäußert hat und die zu der herrschenden Auffassung fast durchweg in scharfem Gegensatze stehen, näher zu begründen, zu ergänzen und zu berichtigen. In der Hauptsache freilich sind dadurch die Bedenken, die diese Hypothesen von Anfang an erregen mußten, in bezug auf X. wenigstens nicht beseitigt worden. B. beginnt mit einer Darlegung der kosmischen Vorstellungen bei den Vorläufern des X. Anaximander lehrte zuerst die Kugelgestalt und Kreisbewegung des Himmels, und wenn er auch bis zur Annahme einer gleichen Gestalt der Erde nicht vorgeschritten ist, so kam er doch nahe an diese Vorstellung heran, indem er der Erde die Gestalt eines Cylinderabschnittes gab, dessen verhältnismäßig sehr geringe Ausdehnung und weiter Abstand von den umkreisenden Gestirnringen den Bewohnern der oberen Fläche den Anblick der sichtbaren Himmelskugel nicht beeinträchtigte. Diesen Fortschritt in der Erklärung der allgemeinen Verhältnisse des Erdkörpers gab Anaximenes und mit ihm Anaxagoras und Demokrit wieder auf, bei denen die Luft als Träger der Erdscheibe dient und von bedeutenden Abständen des Mondes und der Sonne keine Rede mehr ist. An der Kugelgestalt des Himmels dagegen hielten sie fest. Auch bei Heraklit glaubt B. auf grund einer freilich sehr zweifelhaften Deutung von Fr. 30 die Kenntnis der Himmelskugel voraussetzen zu dürfen. Während so alle Philosophen nach Anaximander sich dessen Lehre von der Kugelgestalt des Himmels angeeignet haben, würde nach der gewöhnlichen Annahme X. den σφαιρικὸς λόγος völlig verachtet und die wunderlichsten und widerspruchsvollsten kosmischen Ansichten entwickelt haben: die Erde nach unten wie die Luft nach oben unendlich ausgedehnt; viele Sonnen und Monde über verschiedene Teile der unendlichen Erdoberfläche laufend, in graden Linien, die uns wie Halbkreise erscheinen. Sie sollen aber wiederum auch beim Untergange verlöschen, beim Aufgange neu entzündet und manchmal einen ganzen Monat verfinstert werden. B. ist überzeugt, daß solche und ähnliche Ungereimtheiten einem Manne wie X. nimmermehr zuzutrauen seien. Er sucht darzuthun, daß in den auf ihn bezüglichen Nachrichten Verschiedenartiges durcheinander gemengt und die Lehren des Kolophoniers vielfach bis zur Unkenntlichkeit entstellt seien. Er gelangt so durch Analyse und Kritik der Überlieferung zu

dem Ergebnis, daß X. nicht nur mit Anaximander die Kugelgestalt des Himmels angenommen, sondern auch bereits die Kugelgestalt der Erde, die Folgen des Horizontwechsels und die Antipodenlehre gekannt habe und demnach in seinen Werken schon die Anfänge der Kosmologie des Parm. zu finden gewesen seien. — Diese Lösung der Schwierigkeiten hat etwas ungemein Bestechendes. Statt eines Knäuels wirrer und zum Teil in der That ungereimter Meinungen sehen wir jetzt einen fortlaufenden Faden der Entwickelung von Anaximander zu X. und zu Parm. und das durch neuere Forscher wie Tannery stark gelockerte Band zwischen beiden eleatischen Philosophen fester als je geknüpft. Und weiter können wir eine doppelte gradlinige Bewegung von Anaximander ausgehend verfolgen: hier die Verteidiger der Theorie der Erdscheibe, Anaximenes, Anaxagoras, Demokrit, dort die Vertreter der Kugeltheorie, die Pythagoreer und die Eleaten, die ohne Unterbrechung in rascher Folge diese Lehre zur Entfaltung bringen. Vor allem aber erscheint uns der ehrwürdige Denker, der zuerst mit der Fackel der Vernunft in die trüben Nebel des Volkswahnglaubens hineingeleuchtet und einer reineren und höheren Auffassung der Gottheit und des Alls die Wege gebahnt hat, nicht mehr in seinen kosmologischen Ansichten schwankend, widerspruchsvoll und völlig unwissenschaftlich, sondern auch auf diesem Gebiete als ein konsequenter Vertreter des wissenschaftlichen Fortschritts. Wahrlich ein unseren Verstand wie unser ästhetisches Gefühl befriedigendes Ergebnis, dem wir freudig zustimmen würden, wenn es dem Verf. gelungen wäre, seine Aufstellungen durch zwingende Beweise zu stützen. Aber eben dies müssen wir leider bestreiten. Nachgewiesen hat B. allerdings, daß bei den Doxographen verschiedentlich Behauptungen des X. friedlich neben einander figurieren, die sich in keiner Weise mit einander vereinbaren lassen, und die X. sicherlich nicht zu gleicher Zeit als seine eigenen Ansichten vorgetragen haben kann. So ist es z. B. undenkbar, daß ein und derselbe Mann gelehrt haben sollte, die Sonnenfinsternis trete durch Verlöschen ein, und eine neue Sonne entstehe dann (!) im Osten (!). Die Vermutung Bergers, daß in den Berichten der tägliche Auf- und Untergang der Gestirne mit ihrer zeitweiligen Verfinsterung und dann wieder mit ihrem in längeren Weltperioden sich wiederholenden Verlöschen und Wiederaufleben verwechselt worden sei, hat manches für sich. Aber ein klares und widerspruchsloses Weltbild läßt sich doch nicht auf diesem Wege herstellen, und die anstößige Lehre von den vielen Sonnen und Monden, die sich über die verschiedenen Teile der Erde in gradliniger Richtung hinziehen, wird dadurch so wenig beseitigt wie durch die von B. gebilligte Konjektur Wyttenbachs, der Aët. II 24, 9 statt πολλοὺς εἶναι ἡλίους καὶ σελήνας schreiben wollte: πολλὰς εἶναι ἡλίου καὶ σελήνης (sc.

ἐκλείψεις). Immer bleibt das τὸν ἥλιον εἰς ἄπειρον προϊέναι bestehen, das sich nicht mit der Annahme einer Kugelgestalt des Himmels, geschweige denn der Erde vereinen läßt. Denn der Versuch Bergers, diese Worte im Sinne der jährlich auf und ab laufenden Spiralbewegung der Sonne zwischen den Wendekreisen zu verstehen, muß als mißlungen bezeichnet werden. Dasselbe gilt von dem Versuche, die sich auf die Erstreckung der Erde ins Unendliche beziehenden Stellen, die ein völlig anderes Weltbild als das von B. für X. in Anspruch genommene voraussetzen, zu Gunsten dieses letzteren umzudeuten. Sehr bedenklich sind auch die Interpretationskünste, mit denen B. u. a. die Notiz bei Hippolyt. I 14, Dox. 565, 28, daß die Erde nach unten hin (κάτω, von Diels in den Addenda hinzugefügt, von B. übersehen) unendlich sei und weder von der Luft noch von dem Himmel umschlossen werde, auf eine frühere Zeit bezieht, in der allein die Erde da war, und in Fr. 12 K. eine der wahren Erklärung (aus der Kugelgestalt der Erde) voraufgeschickte Beschreibung der durch die Sinne gegebenen Anschauung erkennen will. So ist es dem Verf. in keiner Weise gelungen, nachzuweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen, daß sich X. die Erde in Gestalt einer Kugel vorgestellt habe. Kann ihm doch nicht einmal die Annahme einer Kugelgestalt des Himmels mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden; s. Zeller 507 ff. 538 f. Wir werden nach wie vor auf die Ermittelung eines bestimmten, scharf umrissenen Weltbildes bei X. verzichten und manche uns überlieferte Absonderlichkeiten und Unklarheiten in den Kauf nehmen müssen. Daß ein Mann, dessen Hauptziel die Bekämpfung des herrschenden Götterglaubens war, in physikalischen Dingen nicht auf der Höhe seiner Zeit stand, darf uns nicht so sehr in Erstaunen setzen, da auch der beträchtlich jüngere Heraklit kaum weniger naive und teilweise denen des X. verwandte Ansichten geäußert hat. Vgl. meine Rezension Berl. Ph. Wschr. 1897, 899 ff.

Einen wichtigen Beitrag zur Lehre des X. bietet Diels. Wie Dante den Virgil, so hat sich Timon in der Nekyia den X. zum Führer erwählt, der ihm als Sillendichter und als Skeptiker nahe steht. X. kommt dem Ideale des „dunstfreien“ Skeptikers von den älteren Philosophen am nächsten. Im 45. Fr. läßt ihn Timon seinen Rückfall in den Dogmatismus bereuen und erteilt ihm Absolution. Infolge dieser Rolle erschien X. den Späteren als Altmeister der Skepsis, zumal da sich auch einige Aussagen in seinen Fragmenten, z. B. in Fr. 19 H. (14 K.), so deuten ließen. Und in der That kann auch ein skeptischer Zug aus diesen Versen nicht weggedeutet werden. Da nun von erkenntnistheoretischen Untersuchungen bei X. noch keine Rede sein kann, so muß bei ihm die physikalische Seite der Skepsis noch ganz im Vordergrunde gestanden haben. Das Wenige, was wir von seinen physikalischen

Theorien wissen, steht dieser Annahme nicht entgegen. X. hielt, wie nach ihm noch Heraklit, die Sonne und die übrigen Gestirne für Dunstmassen, die täglich neu aus dem Meere aufsteigen, sich entzünden und danach verlöschen. Diese Verflüchtigung der Himmelskörper war für ihn eine willkommene Gelegenheit, gegen die Götter Homers anzukämpfen und mit wahrem Sarkasmus nachzuweisen, daß Helios, der Mond, die Iris, die Dioskuren (d. i. das St. Elmsfeuer) nichts als vergängliche Dunstgebilde seien. Ja er hat in seinem physikalischen Rationalismus alle Himmelserscheinungen als optische Täuschungen behandelt und z. B. die von Anaximander erkannte Kreisbahn der Gestirne als Sinnentrug bezeichnet; s. das echt xenophanische τὸν ἥλιον εἰς ἄπειρον προϊέναι bei Aët. II 24, 9; vgl. Fr. 22 H. (12 K.), das D. unter Zugrundelegung seiner oben erwähnten trefflichen Konjektur ἠέρι so erklärt: „Die Erde stößt oben, wo wir stehen, an die Atmosphäre, unten reicht sie in unbekannte Ferne. [Diese Auffassung von ἄπειρον, wonach es nicht das absolut Unendliche, sondern das unsern Augen als solches Erscheinende, für uns Unerkennbare bezeichnet, haben vor D. schon Zeller 539, 3 und Deichmann „Das Problem des Raumes“ (s. Ber. I 229) vertreten; mit ihrer Hülfe würde sich auch der früher (No. 234) berührte Widerspruch zwischen diesem Fr. und der sonst dem X. beigelegten Annahme eines kugelförmigen Alls beseitigen lassen.] So warnte X. seine Zeitgenossen, ephemere Dunstgebilde als menschliche Götter zu verehren. Zugleich verallgemeinerte er sofort wieder diese physikalischen Erfahrungen, indem er die Täuschung, die uns die Sinne vorspiegeln, als allgemeines Menschenlos begreifen lehrte: δόκος δ' ἐπὶ πᾶσι τέτυκται. Eine gleiche Generalisationskraft findet sich auch sonst bei ihm. Die Versteinerungen, die Stalaktiten in den Tropfsteinhöhlen (vgl. Fr. 29 H.) genüge ihm zum Aufbau einer allgemeinen neptunischen Theorie. So ist der skeptische Physiker schließlich zur größten dogmatischen Abstraktion vorgeschritten, die einem Griechen gelungen ist, zum Monotheismus. Mit diesem Gedanken verträgt sich ein hierarchisches System von Ober- und Untergöttern nicht. Wie könnte X. sich so dem Pöbelglauben, dem er unerbittlich gegenübertritt, anbequemt haben? — Bei dieser geistvollen Hypothese über die Genesis des xenophanischen Monotheismus bleibt die Grundfrage, ob X. wirklich strenger Monotheist war, unbeantwortet und die gegenteilige Ansicht Freudenthals (s. zu No. 243—245) unwiderlegt.

4. Parmenides.

250. Parmenides' Lehrgedicht, griechisch und deutsch, von H. Diels. Mit einem Anhange über griechische Thüren und Schlösser. Berlin 1897, G. Reimer. 164 S. gr. 8.

251. A. Gladisch, Berichtigung eines Fragmentes des Parm. Jahrb. f. kl. Ph. 119 (1879) S. 343 f.

252. K. Göbel, Über den platonischen Parm. Gütersloh 1888, Bertelsmann. 84 S.

253. K. J. Liebhold, Zu Parm. Jahrb. f. kl. Ph. 129 (1884) S. 160.

*254. P. Tannery, La physique de Parménide. Rev. philos. 1884 No. 9. Vgl. Science hell. chap. 9.

255. L. Dauriac, Les origines logiques de la doctrine de Parménide. Rev. philos. 15 (1883) S. 533—536.

256. C. Bäumker, Die Einheit des Parmenideischen Seienden. Jahrb. f. kl. Ph. 133 (1886) S. 541—561.

*257. Th. H. Martin, Théories astronomiques de Parménide. Ac. d. Inscr. et B.-L. 3. Mai 1878. Rev. crit. 1878. S. 316.

258. H. Berger, Die Zonenlehre des Parm. Sonderabdr. aus Ber. d. Sächs. Ges. d. W. 4. Mai 1895. S. 15—63.

259. A. Döring, Das Weltsystem des Parm. Zschr. f. Philos. 104 (1894) S. 161—177.

Die Dielssche Ausgabe der Fragmente des Parm., die der Herausgeber selbst nur als eine vorläufige bezeichnet, ist für die Kritik und das Verständnis des Textes von hervorragender Bedeutung. Die 30 Jahre früher von H. Stein unternommene Bearbeitung muß trotz ihrer unleugbaren Vorzüge, an dem heutigen Stande der Kritik gemessen, unzureichend erscheinen: es fehlt ihr an der soliden Grundlage einer zuverlässigen Überlieferung des Textes, und sie hat, der damals herrschenden Richtung folgend, der Konjekturalkritik einen viel zu breiten Spielraum gelassen. Es hing dies, wie in der dem Texte vorausgeschickten Einleitung treffend bemerkt wird, mit der falschen Vorstellung zusammen, die sich jene Zeit von dem poetischen Werte des parmenideischen Lehrgedichtes gebildet hatte. Man glaubte sich berechtigt, seine Verse mit dem Vollendetsten, was die griechische Poesie hervorgebracht hat, auf eine Stufe zu stellen, obwohl das gesamte Altertum von Aristot. an über P. als Dichter abfällig urteilt. In Wahrheit sind seine Verse oft holprig, der dichterische Ausdruck ist vielfach ungeschickt und prosaisch, die Personifikation unlebendig und konventionell. Selbst die an sich großartige Konzeption der Himmelfahrt entbehrt in der Ausführung der dichterischen Anschaulichkeit. Man darf daher zweifeln, ob diese Idee auf dem eigenen Boden des P. gewachsen ist. Um diese Frage zu beantworten, sucht D. aus Hesiod und den schwachen Spuren, die die Poesie des 7. und 6. Jahrhunderts

in unserer Überlieferung zurückgelassen hat, ein Bild von der Entwickelung der poetischen Vision bis auf P. zu zeichnen. In dieser Untersuchung zeigen sich der feine Spürsinn und die überraschende Kombinationsgabe des Verf. im hellen Lichte. Freilich scheint er in dem Bestreben, das Dunkel jener Jahrhunderte zu erleuchten, bisweilen zu weit zu gehen. Nicht zu bestreiten sind die hesiodischen Anklänge, die D. nachgewiesen hat. Ob jedoch überall direkte Nachahmung anzunehmen sei, ist schwer zu entscheiden. Den Einfluß der Orphiker auf P. stellt D. selbst, wie bereits zu No. 153 bemerkt worden ist, im Gegensatz zu O. Kern als zweifelhaft oder wenigstens schwer nachweisbar hin und macht darauf aufmerksam, daß im 6. Jahrhundert neben der orphischen Litteratur manche Parallelströmungen anzunehmen sind, die alle auf einer stark mystischen und pessimistischen Grundstimmung beruhen und ein weit verbreitetes Propheten- und Kathartentum gezeitigt haben, zu dessen älteren Vertretern Epimenides gehört. Da in den unter dem Namen dieses umlaufenden Καθαρμοί auch Ἀλήθεια und Δίκη vorkamen, so scheint die Rolle, die diese Gottheiten bei P. spielen, ein Nachkang der Epimenideslitteratur zu sein (?). Die ganze Komposition der Himmelfahrt muß überhaupt im Spiegel jener apokalyptischen Litteratur betrachtet werden, die nicht dem eleatischen Rationalismus, sondern dem orphischen Mystizismus angehört. Seinen Ursprung hat allerdings das Motiv der himmlischen Wagenfahrten in solchen Stellen der Ilias, wo Göttinnen auf ihren himmlischen Gespannen fahren oder irdischen Helden als Lenkerinnen zur Seite treten. An einen unmittelbaren Anschluß jedoch an Homer, der überhaupt nach D. trotz mancher unzweideutigen Anklänge nirgends auffallend bei P. hervortritt, braucht man auch hier nicht zu denken, da das bezeichnete Motiv in der älteren Lyrik in vielfachen Variationen wiederkehrt. [Nach den Sitzungsberichten der Berl. Akad. d. Wiss. 45 (1896) S. 1197 hat D. in der Sitzung vom 12. Nov. „über die poetischen Vorbilder des Parm." gelesen; der Vortrag ist indes m. W. bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Seinem Hauptinhalte nach wird er wohl in die Vorrede der Ausgabe aufgenommen worden sein.] Da somit das dichterische Können des P. nur gering anzuschlagen ist, so liegt für den modernen Kritiker kein Grund vor, durch allerlei künstliche Mittel, wie sie Stein und mehr noch Bergk mit großer Virtuosität angewendet haben, die Überlieferung zu einem erträumten Ideal der Vollkommenheit umzuwandeln. D. verzichtet mit Recht auf alle gewaltsamen und willkürlichen Änderungen des Textes und dehnt diese Enthaltsamkeit auch auf den Dialekt aus, da es unmöglich ist, den Text in der von P. selbst niedergeschriebenen Form wiederherzustellen. Von diesen gesunden Grundsätzen ausgehend, bietet uns Verf. einen Text, der ohne Zweifel der ursprünglichen Ge-

stalt des Gedichtes viel näher kommt als die Steinsche Bearbeitung. Auch in der äußeren Form weicht er von den früheren Rezensionen ab. Statt der fortlaufenden Zählung der Verse sind die in den Quellen als ein ununterbrochenes Ganze erscheinenden Abschnitte zu je einem Fr. zusammengestellt, und wir erhalten so 19 Fr. von sehr verschiedener Länge. Der kritische Apparat unter dem Texte zeichnet sich durch große Knappheit aus. Nicht nur alle überflüssigen Konjekturen, sondern auch manche beachtenswerte, darunter selbst nicht wenige eigene des Verf., bleiben unerwähnt und sind in den auf den Text folgenden Kommentar verwiesen. Zum besseren Verständnis der Worte des P. hat D. dem links stehenden griechischen Text auf der rechten Seite eine treffliche Übersetzung gegenübergestellt. Ein glücklicher Griff ist es, daß diese Übersetzung nicht in Versen, sondern in Prosa abgefaßt ist; der Verf. hat sich dadurch in den Stand gesetzt, die feinsten Abtönungen des Gedankens weit genauer wiederzugeben, als dies in formvollendeter dichterischer Umgestaltung hätte geschehen können. Zwei willkommene Zugaben endlich sind die genaue Nachweisung der Quellen für jeden Abschnitt, die am linken Rande der Übersetzung angebracht ist, und eine den unteren Rand einnehmende Zusammenstellung wichtiger Paragraphen einzelner Stellen aus Sext. Emp., Simpl. und Theophr. So kann der Leser das zur kritischen Beurteilung wie zur richtigen Auffassung des Textes Wesentliche mit einem Blicke übersehen. Der Kommentar geht nicht bloß auf die kritischen und exegetischen Schwierigkeiten näher ein, sondern enthält auch eine Anzahl wertvoller Bemerkungen über parmenideische Wortbildungen (eine von diesen: οὔτεον = οὔτι oder οὐδέν ist durch einen etwas kühnen Analogieschluß aus dem überlieferten οὐκ ἐόν 8, 46 (109 St.) gewonnen worden), Wortformen, Wortführungen, Unterscheidungen verwandter Worte, prosodisch-metrische Eigentümlichkeiten, rhetorische Figuren u. s. w. Wichtig sind auch die ziemlich zahlreichen Verweisungen auf Parallelstellen bei älteren Dichtern und Prosaikern, vor allem die auf Heraklit. Die von D. nachgewiesenen sprachlich-rhetorischen Übereinstimmungen mit diesem stehen im engsten Zusammenhange mit der Frage, ob die Stelle 6, 4 (54) gegen Heraklit gerichtet ist oder nicht. D. stellt sich S. 69 ff. mit überzeugenden Gründen auf die Seite derer, die sie bejahen, wobei er u. a. auch Zellers (737, 3) chronologische Bedenken beseitigt und die Möglichkeit darthut, wenn man das Gedicht des P. um 480 ansetzt, die Schrift Heraklits etwa dem Jahre 490 zuzuweisen.*) Auch sonst bespricht D.

*) Neue Beweise für die Beziehungen des P. zu Her. bringt Patin in der für den nächsten Jahresbericht aufzusparenden Abh. „Parm. im Kampfe gegen Heraklit“ 1899. Es kann nunmehr die zuerst von Steinhart i. J. 1845 behauptete, von Bernays Heraklit. Stud. I 1850 (Ges. Abh. I 62 f.)

mehrfach philosophiegeschichtlich wichtige Fragen und geht viel häufiger, als man nach der Ankündigung im Eingang der Schrift erwarten sollte, auf den philosophischen Zusammenhang und den Inhalt der Lehre des P. ein. Diese Auseinandersetzungen sind reich an wertvollen Beiträgen zum Verständnisse des Systems und verbreiten über gewisse dunkle Punkte ein neues Licht. — In der Besprechung einzelner Fr. muß ich mich auf eine kleine Auslese des Wichtigsten beschränken. Wenn ich dabei besonders solche Aufstellungen des Verf. auswähle, gegen die ich gewisse Bedenken zu erheben habe, so brauche ich nicht erst zu betonen, daß die Zahl dieser Punkte im Vergleich zu der reichen Fülle des Gesicherten und Annehmbaren nur gering ist. Näheres s. in meiner Rezension Berl. Ph. W.-Schr. 1889, 1537 ff. und 1569 ff.

Die Behandlung der vielumstrittenen Verse 1, 31 f. (31 f.) kann als ein Muster echt konservativer Textkritik gelten. D. weist alle Konjekturen der Neueren, auch das der Wahrheit am nächsten kommende δοκιμωσέμεναι Bergks, zurück und schließt sich ganz an die jetzt durch Heiberg sicher gestellte Lesart des Simpl. an, indem er nur statt δοκίμως mit einer kleinen Accentänderung den Inf. aor. der bei Hesychios überlieferten, durch die Imitation des Pherekydesbriefes bei Laert. I 122 als ionisch und durch einige Stellen bei Sappho und Theokrit als äolisch sich erweisenden Form δοκιμοῦν (= δοκιμάζειν) setzt. Die Verse lauten demnach: ἀλλ' ἔμπης καὶ ταῦτα μαθήσεαι, ὡς τὰ δοκοῦντα | χρῆν δοκιμῶσ' εἶναι διὰ παντὸς πάντα περῶντα. Diese Gestaltung des Textes halte ich für völlig gesichert, vermag dagegen nicht der Auslegung, die D. den Worten giebt, zuzustimmen. D. übersetzt: „Doch wirst du trotzdem auch das erfahren, wie man alles und jedes durchgehen und dabei jenes Scheinwesen auf die Probe stellen sollte.“ Hier scheint mir zunächst die Verbindung von εἶναι mit dem fernstehenden δοκοῦντα eine Dunkelheit und Härte in sich zu schließen, für die sich sonst kein Beispiel bei P. findet. Auch der Gebrauch des Irrealis als Höflichkeitsform statt des Praes. Ind., wie ihn D. annimmt, muß Bedenken erregen, da er sich bei den vorattischen Schriftstellern anscheinend nicht belegen läßt. Vor allem aber kann ich Diels' Erklärung nicht als sachlich zutreffend anerkennen. Er sieht in den Worten die Ankündigung einer kritischen Übersicht über die strittigen Ansichten der früheren Denker, einer Doxographie, die lediglich den propädeutischen Zwecken der Schule dienen soll. Diese Auffassung der Δόξα, die Verf. bereits in Ber. I 270 besprochenen Schrift entwickelt hatte, kann ich nicht teilen.

---

näher begründete Annahme, daß P. sich gegen Her. wendet, gegenüber den auch noch in der 5. Aufl. (738, 1) von Zeller aufrecht erhaltenen Einwendungen als völlig gesichert betrachtet werden.

Von einer Kritik der in der Δόξα vom Standpunkte der gewöhnlichen Meinung ausgesprochenen Ansichten ist weder in den Fragmenten noch bei den späteren Berichterstattern eine sichere Spur zu finden, und auch die Schüler des P., Zenon und Melissos, haben ihr Augenmerk ausschließlich auf die Verteidigung und weitere Ausbildung der eleatischen Metaphysik gerichtet und kosmologische oder physikalische Lehren überhaupt nicht, weder im positiven noch im negativen Sinne, behandelt. Nimmt man hinzu, daß P. im zweiten Teile seines Gedichtes ein ihm eigentümliches Weltbild zeichnet, das sich von allen uns bekannten älteren Kosmologien in wesentlichen Punkten unterscheidet und in mancher Hinsicht mit seinen Grundprinzipien im Einklange steht, so wird man wohl an der sich auf Aristot. und Theophr. stützenden Auffassung Zellers (566) festhalten müssen, daß sich P. trotz seiner grundsätzlichen Leugnung der Wirklichkeit der Erscheinungen veranlaßt gesehen hat, darzulegen, welche Weltansicht vom Standpunkte der herrschenden Vorstellungen aus sich ergeben und wie das einzelne von hier aus zu erklären wäre. Ich übersetze daher die Verse so: „Aber trotzdem sollst du erfahren, wie man, alles gründlich durchforschend, (als wahrscheinlich) annehmen müßte, daß sich das Seiende verhalte“, d. h. welches der Wahrheit am nächsten kommende Bild man von den Erscheinungen entwerfen müßte, wenn man sich einmal auf den (grundsätzlich falschen) Standpunkt der großen Mehrzahl stellen wollte. Δοκιμοῦν wird hier in einer ähnlichen Bedeutung gebraucht, wie sie Hesychios angiebt (δοκίμωμι · δοκῶ καὶ οἴομαι) und wie sie sich zweimal bei Sappho und später auch im attischen Gebrauche von δοκιμάζειν findet.*) — Die Worte I 37 f. μόνος δ' ἔτι θυμὸς ὁδοῖο | λείπεται, die die neueren Herausgeber streichen, in der Meinung, sie seien von Sext. math. VIII 11 aus 8, 1 f. (63 f.) mit der willkürlichen Änderung von μῦθος in θυμός hier eingeschoben worden, läßt D. als berechtigte Variante ebenso stehen, wie kurz vorher (1, 33) den 7, 2 (61) wiederholten und von Stein hier ausgelassenen Vers: ἀλλὰ σὺ τῆσδ' ἀφ' ὁδοῦ διζήσιος εἶργε νόημα und faßt θυμὸς ὁδοῖο im Sinne des Johanneischen ὁδὸς καὶ ζωή als „lebendigen Weg“ auf. Aber es wäre, wie ich a. a O. ausgeführt habe, auffallend, wenn der Dichter bereits am Schlusse der Einleitung, bevor er noch die Verkehrtheit des anderweitigen Weges oder vielmehr der beiden anderen nachgewiesen hat, seinen Weg als den allein noch übrig bleibenden bezeichnete, eine Ausdrucksweise, die doch

*) In einem später veröffentlichten kleinen Aufsatze: „La Parvenza di Parmenide, Atene e Roma II (1899) S. 1—5, hat sich D. der obigen Deutung der Stelle, wie ich sie bereits in meiner Rezension gegeben hatte, angeschlossen, hält aber an seiner Auffassung von dem polemischen Zwecke der Δόξα fest.

eigentlich erst am Schlusse der indirekten Beweisführung als Übergang zur direkten am Platze ist. Auch 1, 33 scheint hier nicht an der rechten Stelle zu stehen, wie schon Stein erkannt hat. Die von diesem angenommene Einschiebung der beiden Verse durch Sextus freilich hat wenig Wahrscheinlichkeit. Auf den rechten Weg führt uns die Thatsache, daß Sext. die beiden Verse 1, 31 f. ausläßt. Nichts hindert uns anzunehmen, daß die Lücke bei ihm noch größer war und daß die ein fortlaufendes Ganze darstellenden, fast lückenlos überlieferten Fr. 4—7 (43—60), in denen die gegnerischen Ansichten widerlegt werden, im Texte des P. auf 1, 32 folgten und 7, 2 (61) = 1, 33 mit den bei Sext. sich anschließenden Versen 1, 34—38 den Abschluß dieser indirekten Argumentation bildeten. Die Schlußworte: μόνος — λείπεται fallen dann wiederum mit den Anfangsworten von Fr. 8 (62 f) zusammen, wobei natürlich das zweifach durch Simpl. bezeugte μῦθος vor θυμός den Vorzug verdient. Das die direkte Beweisführung enthaltende Fr. 8 schließt sich so unmittelbar an Fr. 1 an. Die Worte 1, 36 f. κρῖναι δὲ λόγῳ beziehen sich hiernach nicht auf die 1, 31 f. angekündigte Doxographie, wie D. will, sondern auf die in Fr. 4 der trügerischen Meinung gegenübergestellte Wahrheit, die sich der Philosoph jetzt zu beweisen anschickt. Eine Schwierigkeit macht bei dieser Anordnung die Unterbringung der Fr. 2 und 3 (37—42). D. ist der Ansicht, daß 1, 38 mit 2, 1 im engsten Zusammenhange stand und es nur einer Ausfüllung des unvollständig erhaltenen v. 1, 38 bedarf, um diesen Zusammenhang herzustellen, und glaubt auf grund der Bemerkung des Clem. Al., der Fr. 2 überliefert, P. habe in diesem Fr. auf die Ἐλπίς in rätselhafter Weise hingedeutet, die Lücke etwa so ergänzen zu können: μόνος δ' ἔτι θυμὸς ὁδοῖο | λείπεται <ὡς ἔστιν· ταύτῃ δ' ἔτι ἐλπίδος αἶσα.> λεῦσσε δ' ὅμως ἀπεόντα νόῳ παρεόντα βεβαίως. Aber die letzten Worte bedürfen einer solchen Vervollständigung nicht, um die Auffassung des Clem. zu erklären: das παρεόντα ἀπεόντα λεύσσειν rechtfertigt hinreichend seine christianisierende Auslegung. Es steht also nichts im Wege, auch Fr. 2 und 3 in die Lücke bei Sext. und zwar unmittelbar hinter 1, 33 einzureihen. — Die Stelle 8, 7 ff. (68 ff), die den Erklärern viel Kopfzerbrechens gemacht und zu verschiedenen Konjekturen Veranlassung gegeben hat (D. selbst hatte zu Simpl. 75, 21 ἐκ πῃ [statt ἐκ μή] vorgeschlagen), wird in der Ausgabe durch Annahme einer Lücke geheilt, die das fehlende positive Glied des Dilemmas enthält; etwa so: πῇ πόθεν αὐξηθέν; <οὔτ' ἐκ τευ ἐόντος ἔγεντ' ἄν· | ἄλλο γὰρ ἂν πρὶν ἔην.> οὔτ' ἐκ μὴ ἐόντος ἐάσσω. — 8, 53 f. (177 f.) hat D. den verschiedenen, teilweise im geraden Gegensatz zu einander stehenden Deutungen durch eine, wie mir scheint, sehr empfehlenswerte Erklärung der Stelle ein Ende gemacht; er faßt nämlich τῶν μίαν οὐ χρεών ἐστιν im indirekten

Sinne als Ausdruck der falschen Meinung der Sterblichen und ἐν ᾧ πεπλανημένοι εἰσίν als parenthetischen Zusatz: „Denn sie haben vermeint, zwei Formen benennen zu müssen; nur eine derselben sei unerlaubt (dabei sind sie freilich in die Irre gegangen).“ — 9, 4 (126) deutet D. mit Stein und wahrscheinlich auch mit Simpl. die Worte ἐπεὶ οὐδετέρῳ μέτα μηδέν im Sinne von οὐδέτερον μετέχει οὐδετέρου. Diese Deutung erscheint mir grammatisch bedenklich; man vermißt οὐδετέρου und erwartet μηδέν. [Ich bemerke jedoch, daß Diels mir brieflich mitteilt, er habe Beispiele für die Auslassung von οὐδετέρου und für μηδέν.] Ich fasse vielmehr μηδέν in dem technischen Sinne, den P. dem Worte gegeben hat (vgl. Diels zu 6, 2), als μὴ ἐόν = κενόν und übersetze mit Karsten: „Da keines von beiden Anteil am Leeren hat.“*) Der Satz enthält eine Begründung nicht zu ἴσων ἀμφοτέρων, wie D. will, sondern zu πᾶν πλέον ἐστὶν ὁμοῦ φάεος καὶ νυκτὸς ἀφάντου. — Zu Fr. 12 (133—138) entwickelt D. eine von der Bergerschen abweichende Erklärung der στεφάναι in der Theophrastparaphrase, auf die wir unten in anderem Zusammenhange eingehen werden. — Schließlich sei noch auf die überzeugende Erörterung zu Fr. 14 über das ἀλλότριον φῶς des Mondes und auf den vortrefflich gelungenen Versuch einer Herstellung des mutmaßlich griechischen Textes aus den lateinischen Versen des Caelius Aurelianus (Fr. 18) hingewiesen. — Eine sehr wertvolle Zugabe bildet die durch die parmenideische Beschreibung des himmlischen Thores veranlaßte Abhandlung „über altgriechische Thüren und Schlösser“, die eine schwierige Frage aus dem Gebiete der griechischen Altertümer gründlich und scharfsinnig untersucht. — Rezensionen sind außer der meinigen (s. o.) erschienen von Freudenthal D. L.-Z. 1897, 1087 ff., B. im L. C.-Bl. 1897, 974 f., Patin Bl. f. bayr. G.-W. 1897, 686 ff,, Houtsma Museum 1897 No. 10, Campbell Class. Review 1897, 409, Couvreur Rev. de philol. XXII, 99 f.

Gladisch bespricht Fr. 8, 37 (101 ff.). Nach Zurückweisung der in der That ganz verfehlten Erklärung Mullachs (zu v. 97 ff.) vermutet er 8, 38: τῷ πάντ' ὄναρ (statt ὄνομ') ἐστίν [ἔσται Diels als fut. consequentiae; s. „Parm.“ 87] und übersetzt: „Deswegen ist alles nur ein Traum, was den Sterblichen gilt als unleugbare Wahrheit.“ Das

*) Allerdings erwartet man dann, worauf mich D. aufmerksam macht, μηδενός statt μηδέν. Dieses Bedenken aber würde schwinden, sobald man μέτα hier im ursprünglichen räumlichen Sinne faßte: „zwischen keinem von beiden ist etwas Leeres.“ Vgl. Fr. 12, 2 μετὰ δὲ φλογὸς ἵεται αἶσα, wo D. μετά mit „dazwischen“ wiedergiebt, und den verwandten zeitlichen Gebrauch von μέτεστι bei Hom. Il. B 386: οὐ γὰρ παυσωλή γε μετέσσεται. Für den Gedanken ist der Unterschied zwischen dieser und der Karstenschen Erklärung von keinem Belang.

erinnert bedenklich an das Trugbild der indischen Maja, auf das G. in früheren Arbeiten die Δοξα des P. zurückgeführt hat. Ὄνομα giebt einen untadligen Sinn, wenn man mit Diels übersetzt: „Drum ist alles leerer Schall, was die Sterblichen in ihrer Sprache festgelegt haben, überzeugt, daß es wahr ist."

Göbel behandelt S. 31 ff. und 65 ff. das Verhältnis des platonischen Parmenides zu der eleatischen Lehre. Er ist überzeugt, daß die labyrinthartige, zu allerhand Aporien führende Verwickelung der Begriffe im zweiten Teile dieses Dialoges eine Nachahmung der eleatischen Spekulation sei, und daß diese dialektische πλάνη (s. 186 D) in Fr. 1, 31 f. stecke. Er liest dort δοκιμοῦν für δοκίμως und übersetzt die Stelle: „aber zu alle dem wirst du auch lernen, wie man dieses als das zu sein Scheinende beweisen (?) muß, indem man alles durch jedes hindurchführt (?)", d. h. indem man mit jedem Subjekt alle möglichen Prädikate kombiniert und daraus die Konsequenzen zieht. Die Beweise der Eleaten, wodurch sie die Welt der Erscheinungen zerstörten, beruhten nach G. wirklich auf der Gleichsetzung der Gattungs- und Artbegriffe, mit deren Hülfe sie die Widersprüche gegen das principium contradictionis folgerten. Dieses zeigen klar die Beweise Zenons. Auch von Parm. sagt Aristot. 186a 22 ff., er habe nicht zwischen Substanz und Accidens unterschieden und deshalb falsche Prämissen und falsche Schlüsse gebildet. Daher geben die Eleaten auch keine Definitionen, ebenso wenig wie die Sophisten; beide unterlassen es, das Eine mit dem Vielen durch die Division zu vermitteln. — Diese ganze Erörterung beruht auf der falschen Voraussetzung, daß die Methode der Beweisführung des Parm. bei Platon mit der wirklich von den Eleaten angewandten im wesentlichen übereinstimmt. Die Konjektur δοκιμοῦν unterscheidet sich nur formell von der Dielsschen Emendation δοκιμῶσ'. — Liebhold, der sich in No. 253 gegen die Behandlung dieser Stelle bei Göbel wendet, verwirft die Vermutung mit Unrecht deshalb, weil δοκιμοῦν, wie er behauptet, nur in dem Pherekydesbriefe vorkommt; s. was wir zu No. 250 S. 254 bemerkt haben. Mit Recht dagegen erklärt er Göbels Interpretation der Stelle für gezwungen. Auffällig seien besonders die Verbindung des εἶναι mit dem entfernten δοκοῦντα [dies habe ich bereits S. 254 gegen die mit der Göbelschen in diesem Punkte zusammentreffende Erklärung von Diels geltend gemacht] und dem transitiven Gebrauch von περᾶν, das sonst nur in der Bedeutung von traicere vorkommt. L. geht jedoch darin nicht minder fehl als G., daß er διὰ παντὸς πάντα περῶντα mit τὰ δοκοῦντα verbindet und χρή (so mit Peyron für χρῆν) δοκιμάζεσθαι (für δοκίμως εἶναι) vorschlägt.

Dauriac bringt zur Kennzeichnung der parmenideischen Dialektik kaum etwas Neues. In dem überall gleichartigen, kontinuierlichen,

unteilbaren Sein sieht er mit Lechalier (unedierte Vorlesungen in der École normale 1876/77) keine bestimmte Materie, sondern den Raum, den jeder als homogen und kontinuierlich kennt. Für eine solche Scheidung des Raumes von der ihn erfüllenden Materie findet sich in unserer Überlieferung kein Anzeichen. Erst bei Zenon wird der Raum zu einem selbständigen Begriffe. Wie hätte dieser aber seine Realität bestreiten können, wenn sein Meister das Seiende ihm gleichgesetzt hatte?

Die Abhandlung von Bäumker unterscheidet sich von der Darstellung des parmenideischen ὄν in dem später erschienenen Werke desselben Verfassers „Das Problem der Materie“ (s. Ber. I 226 f.) insofern, als in der letzteren mehr das idealistische Moment in der Auffassung des Seienden, hier dagegen mehr das realistische betont wird. B. beginnt mit der Bemerkung, daß die Fragmente des P. zwar öfter von der Einzigkeit des Seienden im Gegensatz zum Nichtseienden reden, nur einmal dagegen von seiner Einheit. Bei der Spärlichkeit der erhaltenen Bruchstücke müssen wir die Berichte Späterer mit in betracht ziehen. Abzuweisen sind die unhistorischen Umdeutungen der Neuplatoniker, deren Unterscheidung des νοητόν und des κοσμητόν als zweier verschiedener Objekte dem P. fremd ist; mit νοητόν 8,8 (69) ist überhaupt das Vorstellbare im weitesten Sinne bezeichnet. Dieses allein vorstellbare Seiende ist dem P. nicht unkörperlich; er legt ihm vielmehr Kugelgestalt bei. Dem widersprechen nicht Fr. 5 (50) und 8, 34 ff. (96 ff.); der Sinn ist hier nicht, wie Zeller 558 angiebt: „dasselbe kann gedacht werden und sein“ (Z. liest demgemäß auch an der ersten Stelle ἔστιν statt ἐστίν), auch nicht: „das Sein ist Denken“, sondern: „(auch) das Denken ist Sein“, d. h. der Denkakt ist untrennbar von seinem seienden Objekt. Nichtsein giebt es nicht einmal im Denken. Auch Zenon faßt das Seiende noch körperlich, und wenn Melissos § 16 die Körperlichkeit des Seins einschränkt [vielmehr: leugnet; s. über die Deutung dieses Fragmentes bei B. Ber. I 227], so legt er ihm an anderen Stellen doch wieder Größe bei. Dieser innere Widerspruch der Lehre führte bei Gorgias zur Selbstaufhebung des ganzen Systems. Diese Entwickelung ist nur verständlich, wenn Parm. sich das Seiende als etwas Empirisches, Körperliches vorstellte. Ohne geschichtlichen Wert sind auch der Versuch einer Rekonstruktion des parmenideischen Beweisganges bei Porphyrios (Simpl. phys. 116,6 ff; vgl. 236, 6 ff.) und der Syllogismus des Theophrast Fr. 7 S. 483, 10 Diels, der auf Aristot. Metaph. 986 b 28 zurückgeht; Theophr. bürdet dem P. einen ähnlichen Fehlschluß auf, wie ihn Aristot., gleichfalls irrtümlicherweise (?), bei Melissos § 1 gefunden hat. Während Aristot. das ὄν des P. bald als ein begriffliches, bald als eine durch kein Leeres unterbrochene räumliche Kontinuität bezeichnet, faßt es Platon Soph.

242 D und 244 B im Sinne der begrifflichen Unterschiedslosigkeit und zugleich der räumlichen Totalität. Den scheinbaren Widerspruch in diesen Angaben sucht B. so zu lösen. P. stützt sich in seiner Beweisführung auf logische Spekulation, seine Methode ist idealistisch; aber das Objekt der denkenden Betrachtung ist nicht das Sein des Gedankens, der Idee, wie bei Platon, sondern das gleiche wie das der sinnlichen Wahrnehmung; insofern ist P. Realist. Das Seiende ist ihm das Weltall selbst. Dieses darf aber nicht als ein schemenhafter, aller Unterschiede barer Begriff gefaßt werden. Die Gesamtheit des Seienden (gewöhnlich τὸ ἐόν im Singular genannt) schließt bei P. die Vielheit nicht aus; diese tritt 8, 25 (86) und 2, 2 (38) hervor, wo von mehreren ὄντα die Rede ist. Mit dem Problem der Bewegung scheint er sich nur insofern befaßt zu haben, als die Bewegung des ganzen Weltalls, seine Bildung und sein Untergang durch Kontraktion und Expansion in Frage kommt; wie es mit der scheinbaren Bewegung des Einzelnen innerhalb der Welt bestellt sei, danach hat er wohl überhaupt nicht gefragt. Auch Melissos will innerhalb der Gesamtheit eine Bewegung der Körper durch das Volle nicht bestreiten (?). — In dieser Darstellung scheint mir die Auffassung des Seienden als eines realen, körperlichen im wesentlichen das Richtige zu treffen, und ich kann Diels nicht zustimmen, der in seiner Besprechung der Abhandlung (Arch. I 244 f.) behauptet, dieser interessante und scharfsinnige Versuch, das System d. P. realistisch zu fassen, finde in den Fragmenten keine Stütze. Alle Prädikate, die P. seinem Sein beilegt oder abspricht, sind körperlich-räumlicher oder zeitlicher Art; von ideellen Eigenschaften ist in den Bruchstücken keine Spur zu entdecken. Nur in der Kühnheit der Abstraktion von gewissen sinnenfälligen Eigenschaften der Materie kann man ein ideelles Moment erblicken; man darf auch noch weiter gehen und sagen, die Konsequenz dieser Abstraktion führt zur Einheit des Begriffes und zur Auflösung der Materie in dem Sein der Idee; aber P. selbst hat diese Konsequenz eben noch nicht gezogen. Mit Unrecht dagegen sucht B. in die starre Geschlossenheit und Einförmigkeit der grossartigen Konzeption des P. Bresche zu legen. Wie Diels richtig bemerkt, ist an den beiden zuletzt angeführten Stellen der Fragmente nicht von mehreren ὄντα die Rede; ἐόν ist auch hier nicht Einzelding, sondern ein untrennbarer Teil der Gesamtheit (vgl. ὁμοῦ πᾶν an anderen Stellen). In der Ἀλήθεια ist weder für das Viele noch für die Bewegung in irgend einer Form ein Platz. In der Δόξα herrschen allerdings Vielheit und Bewegung; aber sie hat, wie wir oben gesehen haben, nur eine hypothetische Geltung.

Die Ergebnisse der Abhandlung Bergers weichen von der hergebrachten Auffassung kaum minder ab als die unter No. 248 be-

sprochenen Ansichten desselben Verfassers über die Physik des Xenophanes. Hier aber scheinen diese Ergebnisse besser begründet als dort, wenn man ihnen auch nicht überall zustimmen kann. B. geht von der Mitteilung des Poseidonios bei Strabon II, 2 C. 94 aus, nach der P. der Urheber der Teilung der Erdoberfläche in fünf Zonen gewesen ist und dargethan hat, daß die Breite der verbrannten Zone beinahe doppelt so groß sei als die der Zonen zwischen den Wendekreisen, weil sie über beide Wendekreise in die gemäßigten Zonen hineinrage. Diese Angabe eines zuverlässigen Zeugen wird durch eine Stelle des Aristot., wo P. freilich nicht genannt wird, und durch einige doxographische Notizen bestätigt und dadurch die enge Beziehung dieser Lehre zu der von P. ausgebildeten Lehre von der Kugelgestalt der Erde gestützt; denn die Erdzonentheorie verdankt ihre Entstehung ohne Zweifel einer Übertragung der Himmelskronen auf die Erde, und diese Übertragung ist undenkbar ohne die Kenntnis der Erdkugel. — Zu unterscheiden von der Zonenlehre, wenn auch in gewissem Zusammenhange mit ihr stehend, ist die Hypothese von den konzentrisch sich umeinander lagernden στεφάναι. Der vielumstrittene Bericht des Theophrast bei Aët. II 7, 1 wird von B. folgendermaßen ausgelegt. Die στεφάναι sind nicht mit Döring (s. No. 259) als Kugeln, sondern als Kränze oder Kronen zu fassen; sie liegen zwischen der das All umschließenden Himmelskugel und der in der Mitte ruhenden Erdkugel. Die äußerste στεφάνη, unmittelbar unter dem Himmel gelegen, aus flüchtigem Feuerstoff, ist durch Projizierung der Zone der jährlichen Sonnenberechnung auf den Himmel entstanden, die innerste, um die Erdkugel geschlungene, aus festem, aber gleichfalls feurigem Stoffe bestehend, kann nur die verbrannte Zone sein, deren Dasein P. zuerst gelehrt hat. Die zwischen diesen beiden liegenden, aus Licht und Finsternis gemischten Kronen bezeichnen die Region der Planeten, deren P. wenigstens drei, Venus, Sonne und Mond, gekannt hat. Unter der in der Mitte dieser Reihe waltenden Göttin hat man die Sonne, nicht mit Krische das im Mittelpunkt der ganzen Welt befindliche Centralfeuer zu verstehen. — Diese Erklärung der schwierigen Stelle verdient alle Beachtung. Die ingeniöse Deutung des innersten Gürtels als verbrannte Zone empfiehlt sich besonders dadurch, daß sie die bisher einen Stein des Anstoßes bildenden Worte περὶ ὃ πάλιν πυρώδης ungezwungen erklärt. Zweifel erregt freilich der Umstand, daß wir so einen Ring erhalten, der abweichend von den übrigen keine Dicke hat, sondern nur eine Oberfläche bezeichnet. Auch vermißt man unter den gemischten Ringen bei B. den der Milchstraße, über dessen Bedeutung Diels Parm. 105 zu vergleichen ist. — Während man bisher stets und zwar, wie eine unbefangene Vergleichung lehrt, mit vollem Rechte die Aëtiosstelle als eine Paraphrase des bei Simpl. überlieferten

Fragments 12 (133—138) betrachtet hat, ist B. der Meinung, daß hier zwar auch von Kronen und Gürteln die Rede sei; aber es seien nicht Gestirnkronen, sondern Erdzonen darunter zu verstehen: αἱ στεινότεραι bezeichne die durch die Ausdehnung der heißen Zone eingeengten gemäßigten Zonen, αἱ ἐπὶ ταῖς νυκτὸς die beiden kalten Zonen, von denen zutreffend gesagt werde, sie seien mit Nacht erfüllt, in die das Licht nur eindringe (μετὰ δὲ φλογὸς ἵεται αἶσα; anders faßt diese Worte Diels: „dazwischen aber ergießt sich des Feuers Anteil"); die in der Mitte wohnende Göttin endlich sei auf die heiße Zone zu beziehen, von der aus jene ihre belebende Wirksamkeit über die Erde verbreite. Dieser ganzen Konstruktion wird indessen dadurch die Grundlage entzogen, daß von den gemäßigten Zonen unmöglich gesagt werden konnte: πυρὸς ἀκρήτοιο; es hätte vielmehr εὐκρήτοιο heißen müssen, wie diese Zonen ja denn auch in der späteren Zeit geradezu εὔκρατοι genannt werden. Vgl. Diels Parm. 104. Auch nimmt es sich recht wunderlich aus, wenn die alles bewegende und lenkende Göttin, die P. nach Bergers Erklärung der Aëtiosstelle der Sonne gleichgesetzt hatte, hier plötzlich in der verbrannten Zone ihren Wohnsitz haben soll, als ob diese Zone und nicht vielmehr die Sonne, von der sie doch selbst erst ihre Glut erhält, allen Teilen der Erde Licht und Leben spendete. So wird es doch wohl bei der hergebrachten Gleichsetzung der Kronen des Fr. mit denen des doxographischen Berichtes sein Bewenden haben müssen. Eine Schwierigkeit bietet hierbei allerdings die Bezeichnung der aus ungemischtem Feuer bestehenden στεφάναι als στεινότεραι. Diese Schwierigkeit hat Diels Parm. 104 ff. durch folgende neue Deutung der Überlieferung zu lösen versucht. Die beiden aus den unvermischten Urstoffen Feuer und Erde gebildeten Doppelsphären sind das umschließende Firmament, dessen feste Schicht nach außen gerichtet ist, während die feurige nach innen liegt, und die in der Mitte ruhende Erde, unter der sich gleichfalls im Innern ein dem pythagoreischen Centralfeuer entsprechender feurigflüssiger Kern befindet. Zwischen Centrum und Peripherie kreisen die aus beiden Elementen gemischten Gestirnringe. Diese Erklärung hat vor der Bergerschen den unleugbaren Vorzug, daß der Ausdruck στεινότεραι durch sie in der That verständlich wird. Auf der andern Seite erweckt sie jedoch in zwiefacher Hinsicht sprachliche Bedenken. Das Wort στεφάνη ist zweideutig gebraucht (die gemischten στεφάναι sind nach D. als Ringe, die unvermischten als kugelförmig zu fassen), und in den Worten des Berichtes περὶ ὃ πάλιν πυρώδης sieht sich D. genötigt, περί c. acc. in einem doch sicherlich sehr ungewöhnlichen Sinne, nämlich vom unmittelbaren Anschluß des feurigen Kernes an die innere Wölbung der Erdkruste, zu verstehen. In der Frage, welcher Platz der ἐν μέσῳ τούτων thronenden Göttin anzusehen sei,

entscheidet sich D., auch hier im Gegensatze zu Berger, für die auf Simpl. sich stützende Ansicht, daß jene sich im Mittelpunkte des Weltalls, also in dem innerirdischen Feuer, befinde. Zu einem zweifellosen Ergebnis hat hiernach die Erörterung der beiden schwierigen Stellen weder bei Diels noch bei Berger geführt. Über die sonstigen Forschungen auf geographischem Gebiete, die Parm. nach Berger mutmaßlich angestellt hat, s. meine Besprechung Berl. Ph. W.-Schr. 1897, 903 ff.

Durch die Untersuchungen von Berger und Diels haben sich die von Döring entwickelten Ansichten größtenteils als haltlos erwiesen. D. deutet die στεφάναι als Sphären und nimmt bei P. fünf solcher Sphären an: 1. die reine Feuersphäre, den Äther; 2. die Sonnensphäre, die schon der Gruppe der gemischten Sphären angehört, aber mit Überwiegen des Feuers; 3. die Milchstraße, die Sphäre der gleichmäßigen Mischung, in der die lenkende Gottheit thront (?); 4. die Mondsphäre, in der das durch die Luft repräsentierte dunkle Element überwiegt; 5. die Erdsphäre, die Erde und ihre Lufthülle, die ausschließlich dem dunklen Elemente angehören. Diese Einteilung hat Verf. nur durch willkürliche Behandlung des Textes und durch verkehrte Auslegung einzelner überlieferter Ausdrücke gewinnen können. Die Worte καὶ τὸ μεσαίτατον πασῶν, περὶ ὃ πάλιν πυρώδης bei Aët. II 7, 1 streicht er als „harmonistische Glosse“ (s. Diels, Parm. 104), faßt in den vorhergehenden Worten πυρώδης dem Sprachgebrauche zuwider im Sinne des Vorhandenseins einer größeren oder kleineren Beimischung von Feuer auf und übersetzt ebenso sprachwidrig στεινότεραι Fr. 12, 1 mit „dünner“ (s. Diels 105). Auf falscher Fährte ist D. auch, wenn er ψευδοφανῆ bei Aët. II 30, 4 auf die Mischung des Feurigen mit dem Dunklen in dem Lichte des Mondes bezieht und für ein authentisches Wort des P. hält. Bei Aët. herrscht hier, wie so oft, Unklarheit und Verwirrung. Nach Fr. 14 und 15 wußte P., daß der Mond sein Licht von der Sonne borgt, und nur darauf kann sich der doxographische Ausdruck ψευδοφανής beziehen, dem bei P. selbst ἀλλότριον φῶς entspricht; s. Diels, Parm. 110 ff. — Von sonstigen Bemerkungen Dörings seien hier noch zwei erwähnt. Den Widerspruch zwischen Aët. II 6, 1 S. 335, 17 und Plut. Strom. S. 581, 4 D. sucht er dadurch zu beseitigen, daß er an der zweiten Stelle so zu lesen vorschlägt: ἐκ τῆς γῆς (statt τὴν γῆν) τοῦ πυκνοῦ καταρρυέντος ἀέρα (statt ἀέρος) γεγονέναι. Die Zoneneinteilung des P. kann nach D. bei seiner Unkenntnis der südlichen Halbkugel [aber diese war ja überhaupt im Altertum so gut wie unbekannt] nicht die uns geläufige gewesen sein, die ihm Poseidonios zuschreibt: P. hat vielmehr nur einen Anfang der Übertragung der Himmelszonen auf die Erde gemacht und nur die nördliche gemäßigte Zone abgegrenzt. Die Begründung dieser Ansicht, für die sich D. auf

Aët. III 10, 4 beruft, ist mir unverständlich geblieben. — Inzwischen hat D. seine Ausführungen Diels gegenüber in dem Aufsatze: „Ein Wort pro domo“ (Zschr. f. Philos. 111 H. 2), verteidigt, auf den im nächsten Jahresbericht einzugehen sein wird.

Die zahlreichen Verbesserungsvorschläge, die zum Texte der Fragmente gemacht worden sind, hier aufzuzählen, erscheint nach dem, was Diels in seiner Ausgabe über die richtige Art der Behandlung dieses Textes ausgeführt hat (s. zu No. 250), überflüssig. Die wichtigsten Konjekturen findet man in Diels' Ausgabe.*) Für andere Vermutungen verweise ich auf Fr. Schulteß' Bearbeitung der Vorsokratiker in der 7. Aufl. von Ritter und Preller, auf Diels' Ausgabe des Simpl. ad phys., Zeller in der 5. Aufl. der Phil. der Gr., Burnet, Early greek phil. 183 ff. und auf die neue Ausgabe von Bergks Rezension des Karstenschen Textes in Kl. Philol. Schr. II 45 ff., wo Peppmüller S. 54, 57 und 58 einige nachgelassene Konjekturen des Verfassers veröffentlicht hat. Von diesen erwähnt Diels nur zwei im Kommentar zu Parm. (S. 83 zu Fr. 8, 31 und S. 81 zu 8, 23), lehnt sie aber ab. Zu erwähnen sind schließlich zwei Verbesserungsvorschläge von Gomperz, Sitz.-Ber. Wiener Ak. d. W. 1895 S. 13 f. (s. Bericht I 127). In Fr. 8, 22—25, das in seiner überlieferten Fassung kaum verständlich erscheint, nimmt G. eine Umstellung zweier Halbverse vor; Diels, Parm. 81 sieht darin eine geistreiche, aber doch zu gewaltsame Lösung und sucht die Schwierigkeit der Stelle durch eine neue, scharfsinnige Erklärung zu heben. Die zweite Vermutung betrifft die lateinischen Verse des Cael. Aurel. (Fr. 18), wo G. mixtae uno in corpore statt permixto in corpore vorschlägt, s. jedoch Diels S. 115.

5. Zenon.

260. F. Schneider, Zeno aus Elea. Philol. 35 (1876) S 602—642.

261. E. Raab, Die Zenonischen Beweise. G.-Pr. Schweinfurth 1880.

*262. Ch. Dunan, Zenonis Eleatae argumenta. Diss. 1884. S. Rev. crit. 1884, 191 f.

*263. Derselbe, Les arguments de Zénon contre le mouvement. Nantes 1884.

*264. P. Tannery, Le concept scientifique du Continu. Zénon et G. Cantor. Rev. philos. Oct. 1885. Vgl. Sc. hell. chap. X.

265. Φιλοσοφικὰ Μελετήματα ὑπὸ Μαργαρίτου Εὐαγγελίδου. I. Athen 1886. 96 S. 8. Darin: Ὁ Ζήνωνος περὶ τοῦ ἀπείρου τὸ μέγεθος λόγος. S. 78—96.

---

*) Vgl. auch die inzwischen in Diels' P. Ph. Fr. erschienene Neubearbeitung der Bruchstücke des P.

*266. V. Brochard, Les arguments de Zénon d'Élée contre le mouvement (Extrait). Paris 1888, Picard.

*267. Frontera, Étude sur les arguments de Zénon d'Elée contre le mouvement (Extrait). Paris 1891, Hachette. 23 S. 8.

*268. G. Mouret, Le problème d'Achille. Rev. philos. 1892.

269. G. Noel, Le mouvement et les arguments de Z. d'É. Rev. de Métaphysique et de Morale I (1893). S. 108—125.

270. G. Milhaud, Le concept du nombre chez les Pythagoriciens et les Éléates. Ebd. S. 140—156.

271. V. Brochard, Les prétendus sophismes de Z. d'É. Ebd. S. 209—216.

272. F. Évelin, Notes critiques. Encore à propos de Z. d'É. I. Le mouvement et les partisans des Indivisibles. Ebd. S. 382—395.

273. G. Lechalas, Note sur les arguments de Z. d'É. Ebd. S. 396—400.

274. G. Milhaud, Réponse à M. Brochard. Ebd. S. 400—404.

Schneider geht nach Erörterung der Zeit- und Lebensverhältnisse Zenons, in der er dessen Geburt nach Platons Bericht im Parm. bestimmt [vgl. Ber. I 202 f.], auf seine Schrift über. Wenn er das Verhältnis zwischen den λόγοι und ὑποθέσεις, in die nach Plat. Parm. 127 D diese Schrift zerfiel, so bestimmt, daß beide Ausdrücke sich jedesmal auf denselben Abschnitt beziehen und zwar ὑπόθ. den vorangestellten hypothetischen Satz nebst Folgerung, λόγος die Hypothese nebst dem Beweise bezeichne, so kann ich dieser Deutung, obwohl sie Raabs Beifall gefunden hat, nicht beistimmen, da mir die Worte bei Plat. a. a. O.: τὴν πρώτην ὑπόθεσιν τοῦ πρώτου λόγου keine andere Erklärung zuzulassen scheinen als die von Zeller 586 f. gegebene, daß jeder λόγος in mehrere ὑποθέσεις zerfiel. — In der Besprechung der einzelnen Beweise des Z. stellt Sch. den κεγχρίτης an die Spitze, der in der dialogischen Form, wie er uns bei Simpl. überliefert ist, als ein Gespräch nämlich zwischen Z. und Protagoras, nach der treffenden Bemerkung des Verf. schon deshalb nicht aus einer eigenen Schrift Zenons stammen kann, weil es undenkbar ist, daß dieser sich selbst redend eingeführt habe. Dieser Beweis hat, wie Sch. glaubt, nur den Zweck, direkt an einem Beispiele die Unzuverlässigkeit der Sinne darzuthun, und gehört nicht, wie Zeller 596 annimmt, zu den gegen die Vielheit der Dinge gerichteten ἔλεγχοι. Ähnlich urteilt Raab: Der Satz habe vielleicht nur propädeutischen Charakter, indem er durch Verdächtigung des Zeugnisses der Sinne den Angriff auf die Vielheit und Bewegung vorbereiten

solle. Vgl. auch Gomperz Gr. D. 156 ff. Die Frage ist schwer zu entscheiden, da der Satz von Aristot. phys. 250 a 19 in knappster Fassung, ohne jede Beweisführung, gegeben wird und die simplicianische Darstellung offenbar nicht auf Z. zurückgeht, sondern aus einer späteren, sehr freien Bearbeitung geschöpft ist. Wenn aber Sch. vermutet, auch der vierte der Beweise gegen die Bewegung solle ein direktes Zeugnis für die Trüglichkeit der Sinne und die Zuverlässigkeit des Denkens sein, so ist darauf mit Raab zu erwidern, daß der auf dem Verhältnis zwischen Zeit und Weg beruhende Widerspruch, der diesem Argumente zu grunde liegt, nicht aus der sinnlichen Wahrnehmung, sondern gerade aus dem Denken entspringt. Auch sonst weicht Sch. in seiner Auffassung mehrfach von Zeller und anderen Forschern ab, meist jedoch, ohne die Aporien, zu denen die Argumente des eleatischen „Palamedes" reichlich Veranlassung geben, besser als seine Vorgänger zu lösen. In einzelnen Fällen beruhen diese Abweichungen auf einer verfehlten Erklärung des Textes. So erscheint die Auffassung des προέχον bei Simpl. 140, 33 ff. als eines nicht über die Grenze nach außen hinaus, sondern nach innen hinein Hervorragenden sprachlich unmöglich; die richtige Erklärung giebt wohl Zeller 593, 1. Wenn Sch. ferner behauptet, bei Aristot. 919 b 6 sei unter τὸ ἴσον unzweifelhaft der dem Bewegten gleiche Raum zu verstehen, so ist dies durchaus nicht unzweifelhaft, sondern im Gegenteil höchst unwahrscheinlich; auch hier scheint Zeller 600, 1 das Richtige getroffen zu haben, indem er κατὰ τὸ ἴσον εἶναι nach Themistios und Simplikios so erklärt: „in dem gleichen Raume sein wie vorher, seinen Ort nicht verändern". Scharfsinnig ist die Erörterung Schneiders über die beiden ersten Beweise gegen die Bewegung, besonders über den sogenannten Achilleus. Während nach Zeller der ganze Unterschied der beiden Beweise darin besteht, daß der zu durchmessende Raum im ersten Beweise eine feste, im zweiten eine bewegliche Grenze hat, schließt sich Sch. der von anderen vertretenen Auffassung an, daß im ersteren Falle die Bewegung keinen Anfang nehmen, im zweiten nicht zu Ende kommen kann. In dem „Achilleus" werde aber noch eine andere Schwierigkeit bezeichnet, die darin liege, daß Achill die Schildkröte nur einholen kann, wenn er einen nicht unendlich kleinen Abstand in einem unendlich kleinen Zeitteile erreicht; da dies aber unmöglich sei, so könne er sie überhaupt nicht einholen. — Diese Auseinandersetzung, mag sie auch keine sichere Lösung bieten, hätte ebenso wie ähnliche Erklärungsversuche anderer Gelehrten, die in das Wesen der Zenonischen Aporien tiefer einzudringen gesucht haben, mindestens eine Erwähnung bei Zeller verdient, der sich zu ausschließlich an die aristotelische Darstellung und Widerlegung der Argumente hält. Im ganzen ist freilich die Erkenntnis des wahren Wesens

der Zenonischen Beweise durch die Abhandlung Schneiders nicht sonderlich gefördert worden.

Dasselbe gilt auch von Raab. Manche seiner Ausführungen, so z. B. die über den Beweis vom fliegenden Pfeil und über die Bestreitung der Existenz des Raumes, die er von den gegen die Vielheit gerichteten Argumenten im Gegensatze zu Zeller völlig loslöst, erscheinen teils unklar, teils sehr anfechtbar. Auf einer irrtümlichen Auslegung beruht es, wenn er, wie vor ihm schon ähnlich Brandis, aus einer Angabe des Eudemos und einer Bemerkung des Themistios bei Simpl. einen besonderen λόγος konstruiert, dessen Thesis gelautet habe: „Jedes der Seienden ist seiner räumlichen Ausdehnung nach gleich null, es giebt also kein wirkliches ἕν“ und die Antithesis: „Jedes der Seienden stellt sich als ein wirklich Eines dar“. Es handelt sich hier vielmehr, wie Zeller 592 f. zeigt, nur um die Beweisführung gegen die πολλά, nicht um selbständige Beweise für oder gegen die Wirklichkeit des ἕν.

Evangelides legt die grammatischen wie die logischen Schwierigkeiten der Stelle bei Simpl. phys. 140, 33 ff. dar und schlägt dann folgende Verbesserungen vor: εἰ μὴ ἔχει τὰ ὄντα (statt τὸ ὄν) μέγεθος — καὶ προέχειν αὐτῶν (statt ἀπέχειν αὐτοῦ) τὸ ἕτερον [ἀπὸ] τοῦ ἑτέρου —: οὐδὲν γὰρ αὐτῶν (statt αὐτοῦ) τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται. Der Sinn der Worte soll der sein: „Wenn es viele Dinge giebt, so muß jedes von ihnen Größe und Dicke haben, und es muß das eine Ding das andere an Größe überragen, so daß also die einen Dinge größer, die andern kleiner sind. Unter den größeren wird aber wieder derselbe Unterschied Platz greifen u. s. w. Wir gewinnen also durch die fortlaufende Absonderung (so faßt E. ἐκ τῆς διχοτομίας!) der an Größe hervorragenden von den zurückbleibenden Dingen und umgekehrt an Größe und an Kleinheit unendliche Dinge.“ Mit Recht bemerkt Diels in seiner Rezension Arch. I 255 f., die Änderungen seien zu zahlreich und gewaltsam; die Stelle könne ohne wesentliche Umgestaltung des Textes verstanden werden. Man darf freilich προέχειν τινός, das zweimal im Texte vorkommt, nicht im Sinne von „einen Vorsprung haben, übertreffen“ fassen, sondern in dem rein räumlichen von „hervorragen“ oder genauer mit Zeller 593, 1 „vor einem andern vorliegen.“. Der Schluß der Stelle: οὕτως εἰ πολλά ἐστιν, ἀνάγκη u. s. w. ist allerdings so gefaßt, als ob im Vorhergehenden zugleich der Beweis für das unendlich Große und das unendlich Kleine gegeben sei. Aber es liegt hier nur eine gewisse Nachlässigkeit des Ausdrucks vor: Simpl. faßt das Ergebnis des soeben bewiesenen Satzes für das unendlich Große mit dem an früherer Stelle (139, 5) gebrachten für das unendlich Kleine zusammen. Übrigens lautet der letztgenannte Beweis ganz anders als der von E. in die Worte hineinkorrigierte, und man müßte daher, wenn

man die Erklärung des Verf. gelten lassen wollte, zwei verschiedene Beweise für dieselbe These annehmen, was der sonstigen Gewohnheit Zenons nicht entsprechen würde. — Ich bemerke hier noch, daß Diels a. a. O. eine ihm privatim mitgeteilte Konjektur von Gomperz: οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται, ὥστε (statt οὔτε) ἕτερον πρὸ ἑτέρου (statt πρὸς ἕτερον) οὐκ ἔσται, die inzwischen von ihrem Urheber in den Sitz.-Ber. d. Wiener Ak. d. W. 1890 S. 21 f. (s. Ber. I 276) unter gleichzeitiger Streichung von ἔσχατον veröffentlicht worden ist, sehr bestechend und Zeller dieselbe sehr empfehlenswert nennt. Mir scheint zwar ὥστε einleuchtend, dagegen ἕτερον πρὸ ἑτέρου entbehrlich, da die überlieferte Lesart dem Sinne nach auf dasselbe herauskommt; grade sie erläutert trefflich den wahren Sinn von προέχειν.*)

Die erste der beiden Abhandlungen Brochards ist mir nicht zugänglich gewesen. Der darin vom Verf. eingenommene Standpunkt ergiebt sich ungefähr aus dem späteren Aufsatze. Auch die Studie von Frontera habe ich nicht kennen gelernt. Eine kritische Würdigung hat sie, wie ich aus Ferrari gli Eleati sehe, in dem Aufsatze von Mouret erfahren.

Die in dem ersten Jahrgange der Rev. d. Mét. et de Mor. enthaltenen Untersuchungen über die Zenonischen Argumente bewegen sich teilweise mehr auf dem Gebiete der philosophischen als der philologisch-historischen Beurteilung. Milhauds Aufsatz No. 270, der seinem Titel nach eigentlich in den 1. Teil unseres Berichtes gehört, habe ich hier eingefügt, da sein Hauptbestandteil die Ausführungen über Zenon sind, zu denen das über die Pythagoreer und Parm. Gesagte nur die Einleitung bildet. Zu der pythagoreischen Formel: „Die Dinge sind Zahlen“ macht M. die richtige, aber nicht neue Bemerkung, Pythagoras habe die moderne Unterscheidung, daß die Zahlen zur Erklärung der Dinge dienen, aber nicht die Dinge selbst sind, noch nicht zu machen vermocht; in der Entwickelung aller philosophischen Begriffe gebe es zwei Stadien, ein methaphysisches und ein scientifisches; die Auffassung des Zahlbegriffes bei den Pythagoreern stehe noch völlig auf metaphysischem Boden. Parm., so wird weiter ausgeführt, hat der pythagoreischen Pluralität die Einheit und Kontinuität der raumerfüllenden Materie gegenübergestellt. Als dann die Nachfolger des Pythagoras die Gedanken den Meisters über die diskontinuierliche, aus einer bestimmten Zahl von Punkten bestehende Materie [sollte diese Gedanken

---

*) An derselben Stelle macht Gomperz in dem Fragment des Zenon bei Simpl. 181, 12 den sehr annehmbaren Vorschlag: μέγεθος (statt μεγέθους) γὰρ μηδὲν ἔχοντος (statt μηδενὸς ὄντος) προσγενομένου.

wirklich schon Pythagoras selbst gehabt haben?] verteidigten, antwortete ihnen Zenon. Wie sich M. hier an Tannery anschließt, so folgt er ihm auch darin, daß er Zenons Beweise sich nicht gegen die Bewegung, sondern nur gegen die Vielheit richten läßt. Während die „Dichotomie" nur die Geteiltheit des Raumes in eine bestimmte Zahl von Teilen voraussetzt, nimmt der „Achilleus" das Gleiche von der Zeit an. Diese beiden Beweise greifen noch nicht direkt die Auffassung der Pythagoreer an, die mit Hülfe unteilbarer Elemente die Dinge konstruieren, sondern setzen Teile des Raumes oder der Zeit voraus, die bis ins Unbegrenzte kleiner werden und unbeschränkt teilbar sind. Die Beweise vom Pfeile und vom Stadion dagegen wenden sich unmittelbar gegen die unteilbaren Elemente. Indem so Z. die Kontinuität und die unbeschränkte Teilbarkeit der Ausdehnung und der Dauer behauptet, hat er erst die Entwickelung der Geometrie und der Analysis möglich gemacht. Die Pythagoreer sagen: Die Dinge sind Zahlen, Parm. und Z.: sie sind nicht Zahlen (?). Damit haben sie erst die Begriffe der Zahl und der Größe aus methaphysischen zu scientifischen gemacht [also durch bloße Negation?].

Noel unterscheidet die Voraussetzungen in den beiden Beweispaaren ähnlich wie Milhaud. In der Charakteristik der „Dichotomie" und des „Achilleus" schließt er sich ebenso wie Schneider (No. 260) der Auffassung an, nach der Z. dort die Bewegung für unmöglich erklärt, weil sie nicht anfangen kann (regressus in infinitum), hier, weil die Endgrenze unaufhörlich vor uns flieht (progressus in infinitum). Der zuerst von Aristot. gemachte, seitdem beständig wiederholte Einwand, daß Z. ausschließlich die unbegrenzte Teilbarkeit des Raumes annehme, nicht aber die der Zeit, beruht auf einem Mißverständnis des zenonischen Gedankens. Die Teilbarkeit der Zeit neben der des Raumes löst die Schwierigkeit nicht, sondern verdoppelt sie nur. Sie beweist nur, daß die beiden Argumente ebenso gut auch gegen die Möglichkeit der zeitlichen Dauer gewendet werden können. Ohne die Voraussetzung der unbegrenzten Teilbarkeit der Zeit verlieren Zenons Gründe ihre ganze Kraft; denn dann müßte das Mobile die angenommenen Teile des Raumes alle auf einmal durchlaufen, weil jeder zeitliche Augenblick nicht teilbar ist. Ein unfehlbares Mittel, diese Dialektik zu entkräften, ist die Verwerfung der doppelten Hypothese von der Kontinuität des Raumes und der Zeit. Wenn die Linie eine Folge von unausgedehnten Punkten und die Zeit eine solche von dauerlosen Augenblicken ist, so wird die Dichotomie früher oder später ein Ende nehmen, und auch der Vorsprung des langsameren Mobile wird schließlich verschwinden. Aber gegen die Möglichkeit der Bewegung auch unter dieser zweiten Voraussetzung wendet sich Z. im 3. und 4. Beweise. Den Beweis vom

Pfeile erläutert N. so:*) „Mag der Pfeil ruhen oder in Bewegung sein, so befindet sich das Mobile stets an einem sich selbst gleichen Orte. Andrerseits ist er stets im Augenblick (dans l'instant); im Augenblick aber ist die Bewegung unmöglich. Wenn es also nur Augenblicke ohne trennende Intervalle giebt, so muß er ewig an seiner Stelle bleiben." Wendet man hiergegen mit Évelin ein, daß ein beweglicher Punkt in auf einander folgenden Augenblicken an einander grenzende Punkte des wirklichen Raumes einnehmen kann, so hat Z. sein letztes Argument vom Stadion in Reserve, um in jener Annahme einen neuen Widerspruch aufzuzeigen. Dieses Argument ist in der That, wie man gewöhnlich annimmt, ein grobes Sophisma, sobald man die doppelte Kontinuität von Raum und Zeit ansetzt; es ist ebenso wie das vom Pfeile unwiderleglich, wenn man mit Brochard in den ὄγκοι bei Aristot. die unteilbaren Elemente der Ausdehnung d. h. Punkte sieht [dieselbe Auffassung der ὄγκοι auch bei Tannery; daß sie unstatthaft ist, zeigt Zeller 602, 1]. Dagegen sind die „Dichotomie" und der „Achilleus" wahrhafte Sophismen, zu denen aber der menschliche Geist notwendig gedrängt wird, so lange er nicht die Begriffe und die Grundprinzipien des Wissens einer strengen Kritik unterwirft. — Diese Auseinandersetzung ist scharfsinnig und mag vom Standpunkte der heutigen mathemathisch-physikalischen Auffassung des Raumes und der Zeit zutreffen. Aber schwerlich werden wir eine so klare und feine Unterscheidung der Begriffe dem alten Zenon zutrauen dürfen. Der Text des Aristot. und des Simpl. wenigstens berechtigt dazu in keiner Weise, ja er widerstrebt an manchen Stellen entschieden der Deutung des Verf. N. tritt nicht unbefangen an die Überlieferung heran, sondern legt ihr seine eigenen Gedanken unter. Ähnlich urteilt auch Brochard.

Dieser wendet sich gegen Tannery wie gegen Milhaud und Noel, die im wesentlichen mit jenem übereinstimmen. Zunächst bestreitet er Tannerys Behauptung, daß sich die Unbeweglichkeit des Seins bei Parm. auf das Universum als Ganzes, nicht auf die einzelnen Dinge beziehe, und beruft sich auf Platons Darstellung im Theaet. und Soph., wo jede Art von Bewegung dem Parm. abgesprochen wird. Ebensowenig enthalten die Texte etwas davon, daß Zenon gegen die begrenzte Pluralität der Pythagoreer gekämpft habe. Z. verteidigte nur die Thesen seines Meisters und richtete seine Argumente ganz allgemein gegen die, welche die Vielheit des Seins behaupteten, gleichviel, welche

*) Im Texte des Aristot. 239 b 5 ff. läßt N. die von Zeller gestrichenen Worte ἢ κινεῖται mit Brochard stehen. Seine oben angeführte Interpretation der Stelle scheint mir aber sprachlich unmöglich. Ich finde keine bessere als die von Zeller 599 f. unter Auslassung des ἢ κινεῖται gegebene.

Auffassung sie damit verbanden. Richtig ist, daß die Eleaten in die Philosophie den Begriff des Kontinuums eingeführt haben; aber sie haben davon keinen wissenschaftlichen Gebrauch gemacht; ihr Kontinuum ist unteilbar und unterscheidet sich nicht von der absoluten Einheit. Den Begriff der Zahl haben sie von den Dingen entfernt, aber nicht, um ihn für sich zu betrachten und wissenschaftlich anzuwenden, sondern um ihn gänzlich zu vernichten. Die Zahl ist für sie bloßer Schein und Täuschung, weil es keine wirkliche Vielheit giebt. — Gegen Noel bemerkt B., er setze an Stelle der Vorstellung der Bewegung eine ganz andere, nämlich die der Macht (puissance); er macht aus ihr „une idée rationelle". Stelle man sich auf den Standpunkt des Parm. und Zenon, so liege in den beiden ersten Beweisen gegen die Bewegung ebenso wenig etwas Sophistisches wie in den beiden letzten. Ich bemerke hier, daß man von Sophismen d. h. bewußten Trugschlüssen bei Z. überhaupt nicht reden darf, sondern nur von Fehlschlüssen (Paralogismen), die Aristot. und mit ihm Zeller nicht ohne guten Grund in den Beweisen des Eleaten gefunden haben. Im übrigen kann man den Ausführungen Brochards im wesentlichen nur beipflichten.

Gegen Noel wendet sich auch Évelin. Während Z. sich unter der Bewegung ein successives Einnehmen aneinander grenzender Orte vorstelle, schiebe ihm Noel statt dessen das fortgesetzte und unmerkliche Gleiten von einem Punkte zum anderen unter; das sei eine vom Hegelschen Geiste erfüllte Auffassung. Diese Hypothese des Werdens gebe uns nur einen Augenblick die Illusion, dem durch Z. gezogenen Zirkel entwischt zu sein; halte man dagegen an der begrenzten Teilung fest, so scheitere Zenons Beweisführung, während sie gegenüber den Anhängern der unbeschränkten Teilung unwiderleglich sei. E. sucht nun von diesem Standpunkt der begrenzten Teilbarkeit das Sophistische an den Beweisen vom Pfeile und vom Stadion darzuthun.

Lechalas stimmt Noel in der Widerlegung der „Dichotomie" bei, hält dagegen den „Achilleus" für wertlos, weil er dem ersten Beweise nichts Neues hinzufüge. In seinen Erörterungen über die beiden letzten Argumente bewegt er sich gänzlich in modernen Betrachtungen, ohne zur Erklärung der Beweise Neues beizubringen.

Die zweite Abhandlung von Milhaud ist ein verunglückter Versuch, Brochards Ansichten über die eleatische Bewegungslehre zu widerlegen. Seine Bemerkungen über den Sinn der Platostellen, an denen von dem eleatischen Sein die Rede ist, sind fast durchweg verfehlt. Besonders die Stelle Soph. 248 A hat er gröblich mißverstanden.

Ohne Zweifel ist aus diesem Streit der Meinungen Brochard, der sich in seiner Auffassung der eleatischen Lehre am meisten Zeller nähert, als Sieger hervorgegangen.

Auch in rein philosophischen Werken, besonders in den Lehrbüchern über Logik, werden gelegentlich die Zenonischen Argumente eingehender besprochen und auf ihren logischen Wert hin geprüft. Ich erwähne hier beispielsweise die klare und treffende Erörterung einzelner Argumente in Lotzes Logik 2. Aufl. (1880) S. 347 ff.

Von Fragmenten Zenons im strengen Sinne kann man eigentlich nicht sprechen. Nur an einigen Stellen führt Simpl. die Worte des Eleaten in direkter Rede an; daß aber auch diese Stellen nicht unmittelbar aus Zenons Schrift geflossen sind, ergiebt schon ihr rein attischer Dialekt. Einige wichtigere Vorschläge zur Verbesserung des Textes der Berichte bei Aristot. und Simpl. sind im Vorstehenden gelegentlich erwähnt worden.

6. Melissos.

275. F. Kern, Zur Würdigung des Melissos von Samos. In: Festschr. des Stettiner Stadtgymn. zur Begrüßung der 35. Philologenvers. Stettin 1880, Herrcke u. Lebeling. S. 1—24.

276. O. Apelt, Mel. bei Pseudo-Aristoteles. Jahrb. f. kl. Phil. 133 (1886) S. 729—766.

277. M. Offner, Zur Beurteilung des Mel. Archiv IV (1890) S. 12—33.

278. A. Pabst, De Melissi Samii fragmentis. Diss. Bonn 1889. 36 S. 8.

279. A. Chiappelli, Sui frammenti e sulle dottrine di Melisso di Samo. Roma 1890. 4. 39 S. (Sonderabdr. aus Memorie della R. Accad. dei Lincei, ser. 4a, vol. VI part. 1a S. 375—413.)

F. Kern, der schon in früheren Untersuchungen (s. zu No. 237) die Bedeutung des Parm. im Vergleiche zu Xenoph. und Mel. herabsetzt und in der Lehre des jüngsten Eleaten die konsequenteste Durchführung des eleatischen Gedankens zu erkennen geglaubt hatte, stellt sich auch in der vorliegenden Abhandlung auf diesen Standpunkt und sucht ihn in Bezug auf Mel. des Näheren zu begründen. Parm. hatte in seiner Ἀλήθεια den von Xenoph. erfaßten Einheitsgedanken seiner im Widerspruch mit ihm stehenden religiösen Bestimmungen entkleidet und mit schroffer Einseitigkeit durchgeführt, sich selbst aber der Halbheit und Inkonsequenz dadurch schuldig gemacht, daß er in seiner Δόξα, einem inneren Zwange der Gefühle folgend, neben seiner verstandesmäßigen Konstruktion des Alls eine davon gänzlich verschiedene Weltansicht, nicht etwa als ein müßiges Spiel der Phantasie, sondern im vollen Ernste stellte. Er kann demnach für uns nicht als der Typus des Eleatismus

gelten. Wenn ihn Aristot. im Gegensatze zu Mel. deshalb lobt, weil er die Einheit als eine begriffliche aufgefaßt habe, so kann er dabei nicht seine eleatische Grundlehre, sondern nur seine Naturphilosophie im Auge haben (?), und das Lob gilt nur seinem Abfall vom Eleatismus. Zenon hat dann mit scharfem Schwerte die Seinslehre des Parm. gegen die gewöhnliche Ansicht von der Vielheit und Bewegung verteidigt; aber seine Waffe war zweischneidig, und er hat die Selbstauflösung des Eleatismus, die später Gorgias vollzog, vorbereitet. Den letzten Versuch, auf eleatischen Voraussetzungen eine positive Weltauffassung zu gründen, machte Mel. Gegenüber dem abfälligen Urteile, das im Anschlusse an Aristot. die meisten Geschichtschreiber bis auf Zeller über ihn fällen, sieht K. einen erheblichen Fortschritt in der dogmatischen Gestaltung des Eleatismus darin, daß M., um die Einheit möglichst zu retten, die begrenzte Einzelgestalt des Seienden aufgab und seinem ὄν ausdrücklich die Eigenschaft der Unkörperlichkeit beilegte (Fr. 16), die Z. mit Unrecht nicht unter die wesentlichen Bestimmungen dieses ὄν aufgenommen hat. Der grobe Fehlschuß ferner von der Ewigkeit des Seienden auf seine räumliche Unendlichkeit, der ihm gewöhnlich zum Vorwurfe gemacht wird, ist einem sonst so klaren Denker (?) nach K. nicht zuzutrauen. Ihm galt vielmehr die Trennung dieser beiden Eigenschaften als ein für sein Denken unvollziehbarer Gedanke. Eine formelle Schwäche liegt allerdings in der Art, wie er seinen Gedanken darstellt: er erweckt den Schein eines Syllogismus, wo er ein Axiom hätte aufstellen sollen, das Axiom nämlich, daß das, was keinen Anfang hat, auch ohne Grenze ist. Diese Auffassung des Melissischen Beweisganges, die sich vornehmlich auf eine Stelle des Philoponos stützt, trifft den eigentlichen Kernpunkt dieses Beweisganges nicht; auch wird damit der Vorwurf, daß sich M. eines Paralogismus schuldig gemacht habe, nicht beseitigt, sondern nur in anderer Form wiederholt. Schließlich vermißt K. bei Zeller auch die wichtige Bestimmung, daß das Seiende ein ewig Gesundes und Kummerloses ist. Durch diese Kritik der Zellerschen Darstellung glaubt er sich den Weg zu folgender, von Aristot. nicht beeinflußten Auffassung der Hauptgedanken des M. gebahnt zu haben. Mit seinen eleatischen Vorgängern leugnet M. Werden und Vergehen, Vielheit und Veränderlichkeit des Seienden. Mit Parm. legt er ihm auch kein Wollen und Wirken bei. Verschieden von Xenoph. und Parm. faßt er es als räumlich unbegrenzt, weil der Raum unendlich ist und es kein Leeres giebt. Auch als körperlich kann er es nicht gelten lassen, weil kein Körperliches ohne Vielheit und Teilbarkeit möglich ist. Mit keinem Worte aber bezeichnet er das unkörperliche Seiende als denkend, was auch die Strenge des eleatischen Gedankens nicht zuließ (?). Wohl aber giebt er ihm die Bestimmung einer sich

ewig gleichen Empfindung und zwar einer jedem Schmerz, jedem Kummer enthobenen, d. h. der Seligkeit. Das Ewige und Eine ist also ein allgenügsamer, seliger, unendlicher Geist. Dieses System des M. ist in sich widerspruchsloser als das des Xenoph., befriedigender und zugleich scharfsinniger als das des Parm., positiver als das des Zenon. In seinem innersten Kerne aber ist es der späteren Mystik verwandt, wie sich denn seine Grundgedanken im Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius wiederfinden. — Originalität läßt sich dieser Auffassung nicht absprechen. Auch hat der Gedanke, daß in dem letzten Eleaten die Einheitslehre ihren reinsten und schärfsten Ausdruck und ihre höchste Vollendung erreicht, unleugbar etwas sehr Bestechendes. In der That hat K. denn auch mehrfache Zustimmung gefunden. So schließt sich Gomperz Gr. D. 150 ff. im wesentlichen an ihn an. Indes vor einer unbefangenen Prüfung der Fragmente und der Zeugnisse des Aristot., deren Autorität einfach zu verwerfen hier wie bei den anderen Vorsokratikern unmethodisch ist, können die Kernschen Paradoxa nicht bestehen. Dem einen Fragment, in dem M. die Körperlosigkeit des ὄν behauptet, steht die sonst in den echten Fragmenten (s. u. zu No. 278) mit voller Bestimmtheit hervortretende Annahme eines räumlich Ausgedehnten und die aristotelische Kennzeichnung des Melissischen ὄν als eines ἓν κατὰ τὴν ὕλην entgegen; an eine Unterscheidung aber zwischen ὕλη und σῶμα im Sinne des Aristot. ist bei M. schwerlich zu denken. Richtig ist, daß er seinem ὄν die Fähigkeit, Schmerz und Kummer zu empfinden, absprach. Aber aus dieser rein negativen Bestimmung, die nur dem Zwecke diente, jede Art von Veränderlichkeit von dem Alleinen auszuschließen, folgt, wie Zeller 616, 1 bemerkt, keineswegs, daß er ihm eine sich ewig gleiche Empfindung der Seligkeit beilegte, so lange nicht erwiesen ist, daß er ihm überhaupt Empfindung zugeschrieben hat; das aber wird nirgends bezeugt und ist noch viel unwahrscheinlicher, als daß er das Denken von ihm aussagte; wenn K. das letztere besonders deshalb für unmöglich hält, weil das Denken selber nur als Prozeß, als Veränderung aufgefaßt werden kann, so spricht derselbe Grund erst recht gegen die Empfindung, die sicherlich unsteter und schwankender ist als das Denken. — Noch viel grundloser als Kerns Vermutungen sind übrigens die von Tannery Sc. hell. 262 ff., der den Sätzen des M. einerseits eine theologische Deutung giebt und ihn andererseits die Welt der Erscheinungen als ein von den unveränderlichen Gesetzen der Kausalität beherrschtes System räumlicher Bewegungen (!) auffassen läßt; s. Zeller a. a. O.

Apelt will gegenüber der „Voreingenommenheit“ C. Vermehrens (Die Autorschaft der dem Aristot. zugesprochenen Schrift π. Ξενοφ. u. s. w. Jena 1861) im Anschlusse an F. Kern zeigen, daß der Abschnitt

über M. bei Ps.-Arist. das Gepräge besonnenen Nachdenkens trägt. Zu diesem Zwecke giebt er zunächst eine Inhaltsübersicht über die Darstellung der Lehre des M. bei Ps.-Ar. 974a 1—974b 8 sowie über die darauf folgende Widerlegung dieser Lehre. Daran schließt er eine „Erläuterung und Rechtfertigung“ des Gedankenganges der Schrift, wie er ihn im Vorhergehenden festgestellt hat. Zu den Sätzen des M. bemerkt er u. a. folgendes: M. hat den Fehler des Schlusses von der zeitlichen Anfangs- und Endlosigkeit in dieser Plumpheit schwerlich begangen. Dies zeigen schon die Worte in Fr. 7: οὐ γὰρ ἀεὶ εἶναι ἀνυστόν ὅ τι μὴ πᾶν ἐστι, aus denen folgt: „was ewig ist, ist πᾶν, d. h. das ἀΐδιον umfaßt die Allheit des Seienden; was aber alles ist, hat keine räumlichen Grenzen; sonst wäre es nicht πᾶν.“ Mag nun auch M. sich dieses Verhältnis nicht zu völliger Klarheit gebracht haben, so liegt doch der Gedanke daran seiner Beweisführung zu grunde. Hätte M. einen so plumpen logischen Fehler begangen, wie man gewöhnlich glaubt, so würde unser dialektisch so schlagfertiger Autor ihm das vorgerückt haben; das hat er aber nicht gethan, sondern im Gegenteil dem M. denselben Gedanken zugesprochen, der in Fr. 7 enthalten ist, wenn man mit A. 974a 11 so liest: εἰς ὃ γινόμενον ἐτέλευτησέ ποτε (πᾶν γάρ)· ἄπειρον <ὅ> ὂν ἓν εἶναι. Dagegen sei hier nur kurz bemerkt, daß es noch viel auffälliger wäre, wenn Aristot. das Schlußverfahren des M. so gründlich mißverstanden hätte, wie A. annimmt. Übrigens ist die Apeltsche Lesung der Stelle bei Ps.-Ar. keineswegs sicher; Diels liest in seiner kürzlich erschienenen Ausgabe anders. — Sehr wertvoll sind Apelts Auseinandersetzungen über die verschiedenen Arten der Veränderung bei M. (974a 19 ff.). Beim μετακοσμεῖσθαι und ἑτεροιοῦσθαι vollzieht sich die Veränderung dadurch, daß das Eine zu Vielem wird, bei der μῖξις durch Verschmelzung des Vielen zu Einem. In diesem Begriffe der Mischung als einer inneren Verbindung und Durchdringung des Verschiedenartigen mußte M. eine weit ernstere Gefahr für seinen Standpunkt erblicken als in den beiden anderen Arten. Hätte er das, was wir chemische Mischung nennen, als einen realisierbaren Begriff zugegeben, so würde er in Verlegenheit gekommen sein, da er mit seinen Mitteln die Unverträglichkeit dieses Begriffes mit seinem Eins nicht hätte nachweisen können. Er schlug daher den Weg ein, daß er den Erfahrungsbegriff der Mischung als nichtig erwies. Zwei Versuche, die μῖξις wissenschaftlich zu definieren, fand M. vor: die Erklärung als σύνθεσις d. i. Zusammensetzung des Mannigfaltigen wie zu einer Einheit (er mochte dabei etwa an Gneis oder Granit denken) und die als ἐπιπρόσθησις d. i. Verflechtung nach Art einer verdunkelnden Verhüllung des Gemischten (wie etwa bei gebrannten Ziegelsteinen), von denen die zweite vielleicht, wie die Beziehung auf die ἐπάλλαξις anzudeuten scheint,

der atomistischen Schule entnommen ist. Die wahrhaft wissenschaftliche Definition als chemische Mischung und die scharfe Scheidung dieser von der mechanischen Verbindung findet sich erst bei Aristot.; Bonitz Aristot. Stud. I 67 ff. sucht sie fälschlich in den Worten bei Ps.-Ar. 974a 25: κινούμενα εἰς ἄλληλα. — Die Erläuterungen zu der Widerlegung der Lehre des M. müssen wir hier ebenso übergehen wie die zahlreichen Vorschläge zur Textgestaltung, die A. bald darauf in seine Ausgabe (s. No. 233) aufgenommen hat. — Eine von A. an Diels gesandte Berichtigung zu seiner Behandlung der Stelle 976a 14 bringt dieser in seiner Rezension der Abh. Archiv I 240 f. Vgl. auch die Besprechung bei Susemihl Fortschr. Bd. 50 S. 9.

Wie Apelt, so hält auch Offner es für undenkbar, daß ein aus der Schule der Eleaten hervorgegangener Mann wie M., der die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hatte [wie phrasenhaft!], ein Zeit- und Ideengenosse des haarspaltenden Zenon, der sich nach Laert. IX 24 der ungeteilten Hochachtung eines Heraklit erfreute (?!), jenen plumpen und naiven Fehlschluß begangen haben sollte. Er bemüht sich nun darzuthun, daß in Fr. 7 überhaupt nicht von der räumlichen, sondern nur von der zeitlichen Unbegrenztheit die Rede sei. Jenes Fr. enthalte vielmehr folgenden Gedankengang: „Von keinem Dinge kann man sagen, es sei ewig, wenn es sich nicht über das Ganze des Nacheinander ausdehnt und die ganze Vergangenheit und Zukunft, die diesen gegenwärtigen Moment umschließt, in sich faßt, d. h. wenn es der Zeit nach beschränkt ist.“ Aristot. richte seine Kritik auch gar nicht gegen jene vermeintliche Verwirrung der Begriffe des Zeitlichen und Räumlichen, sondern gegen die unstatthafte, weil vermittelst einer conversio simplex aus seinem Grundsatze: „Alles Gewordene ist angefangen“ gezogene Folgerung, daß auch alles Angefangene geworden sei; daraus habe er dann durch logisch richtige Kontraposition den Satz gewonnen: „Alles Nichtgewordene ist anfangslos —“; also, weil das All ungeworden ist, ist es auch anfangslos d. i. zeitlich unendlich. Diese Deutung soll sich nach O. aus Aristot. soph. el. 167b 13 ff. in Verbindung mit phys. 186a 8 ff. sowie aus Alexander zu der ersten und Simpl. zu der zweiten Stelle ergeben, während in den andern Stellen des Aristot. die Lehre des M. nur allgemein kritisiert werde, ohne Beziehung auf eine einzelne Behauptung; auch in der Stelle 186a 13 ff., die übrigens durch Einfügung einer Randglosse heillos verderbt scheine, werde jener logische Sprung nicht vorausgesetzt. Daß die übliche Auslegung der Argumentation des M. unrichtig ist, glaubt Verf. auch daraus schließen zu dürfen, daß M. nach Aristot. d. gen. 325a 13 ff. die räumliche Unbegrenztheit auf einem ganz andern Wege bewiesen hat. Der Grund dafür, daß die Fragmente diese Beweisführung übergehen, ist vielleicht

darin zu suchen, daß Simpl. eben jenen ungeheuerlichen Fehlschluß dem M. zuschrieb und sich die wirkliche Beweisführung darüber ganz entgehen ließ. — Diese Ausführungen Offners sind völlig haltlos: sie beruhen auf einer ganz unmöglichen Auffassung des Gedankenganges in Fr. 7. Was er dem M. zumutet, wäre eine reine Tautologie („ewig ist, was keinen Anfang und kein Ende hat), wie man sie selbst bei einem ungeübteren Denker, der M. doch wohl trotz all der schönen Redewendungen Offners bleiben wird, nicht voraussetzen darf. Richtig ist, daß Arist. a. a. O. ausdrücklich nur die falsche Konversion tadelt. Aber dieser Tadel wäre ungerechtfertigt, wenn jener Umkehrung des Urteils nicht der Sprung vom Zeitlichen aufs Räumliche zu grunde läge; denn sobald man die beiden Begriffe des γενόμενον und des ἀρχὴν ἔχον zeitlich faßt, sind sie ja identisch, und in diesem Falle wäre die Konversion durchaus erlaubt. Auch aus Simpl. phys. 102 ff. geht dieser Thatbestand deutlich hervor. Sehr bedenklich ist auch in Offners Ausführungen, daß er Aristot. soph. el. 181 a 27, wo der falsche Schluß von dem ἀγέννητον auf das räumliche ἄπειρον deutlich dem M. beigelegt wird (dasselbe ist übrigens auch 167 b 13 der Fall, was O. übersehen hat) eine Interpolation annimmt. Das ist eine sehr wohlfeile Art, ein unbequemes Zeugnis zu beseitigen. Vgl. Zeller 609, 2. Schließlich sei bemerkt, daß die Stelle 186 a 13 ff., in der O. eine ähnliche Verfälschung zu sehen glaubt, mit Hülfe der Erläuterung bei Simpl. 105 ff. ohne jede Änderung in befriedigender Weise erklärt werden kann.

Die soeben besprochenen Arbeiten, auch noch die von Offner, gehen alle von der Voraussetzung aus, die vor dem Erscheinen der Dissertation von Pabst allgemein angenommen wurde, daß die 17 in der Mullachschen Sammlung enthaltenen Bruchstücke sämtlich der Schrift des M. entstammen. Man hatte bei dieser Voraussetzung den merkwürdigen Umstand, daß der hauptsächliche Inhalt der Fr. 1—5 in 6—14 wiederkehrt, so erklärt, daß die letztgenannten Bruchstücke eine von M. an späterer Stelle gegebene genauere Ausführung der im Anfange seines Werkes aufgestellten Grundsätze bieten. Die mehr oder minder offen hervortretenden Unterschiede und Widersprüche zwischen den einander entsprechenden Fragmenten waren teils unbeachtet geblieben, teils durch künstliche Interpretation verdeckt oder notdürftig ausgeglichen worden. Dies alles erscheint jetzt als verlorene Liebesmüh, seitdem Pabst erkannt und in seiner Arbeit mit unwiderleglichen Gründen nachgewiesen hat, daß die ersten 5 Fr., die reichlich ein Drittel des Ganzen ausmachen, nicht den Text des M. selbst enthalten, sondern eine Paraphrase der echten Fr. 6—14, die den Grundgedanken dieser nicht unwesentlich verändert und die einfache und logisch noch wenig durchgebildete Darstellung des alten Philosophen in die den Späteren

geläufige schulgerechte Art der Beweisführung und des sprachlichen Ausdruckes umsetzt. P. geht sehr behutsam und methodisch zu Werke. Er vergleicht zunächst die beiden ausführlichsten Fragmente 5 und 14 miteinander, erweist den späteren Ursprung jenes, den melissischen dieses und wendet die so gewonnenen festen Unterscheidungsmerkmale, zu denen auch die Abwesenheit aller Ionismen in Fr. 4 bis auf einen aus dem echten Fr. 11 herüber genommenen gehört, mit gleichem Erfolge auf die übrigen Fragmente beider Gruppen an. Die ganze Beweisführung ist so klar und zwingend und zugleich so einfach und ungekünstelt, daß man sich wundert, wie ein so zweifelloser Thatbestand so lange verborgen bleiben konnte. — Dieser Entdeckung Pabsts haben rückhaltslos beigestimmt Zeller 606, 1, Diels Arch. IV H. 1, Lortzing Berl. Ph. Wschr. 1891, 360 ff. Vgl. auch die Rezensionen von P. Häberlin, W.-Schr. f. kl. Ph. VII 263 ff. und Natorp Philos. Monatsh. 27, 221 f. Burnet, der vor P. selbständig zu dem gleichen Ergebnis gelangt war, weicht S. 334 ff. nur darin von ihm ab, daß er den Anfang von Fr. 1 für melissisch hält, weil er ihm durch den Anfang der Schrift de Mel. bezeugt zu sein scheint. Auch glaubt er nicht mit P., daß Simpl. selbst die Paraphrase verfaßt, sondern daß er einen von Alexander aufbewahrten Auszug aus Theophrasts Δόξαι benutzt hat, und schlägt daher vor, Fr. 1—5 den Doxographen einzufügen.

Die Folgerungen, die sich aus der Verwerfung der Fr. 1—5 ergeben, hat zum guten Teile P. selbst in seiner Abhandlung gezogen. So zerfällt die Behauptung Bäumkers, in der er sich mit Tannery begegnet, die Eleaten hätten nicht jede Bewegung, sondern nur die des gesamten Alls geleugnet, mit der Anerkennung der Unechtheit von Fr. 1 in nichts. Auch die Ansicht Kerns und anderer Forscher, M. habe sein ὄν unkörperlich gefaßt, findet, wie bereits zu No. 275 bemerkt worden ist, in den echten Fragmenten mit Ausnahme eines (Fr. 16) keine Stütze. Wie über jene eine Ausnahme zu urteilen ist, läßt sich schwer entscheiden. Zellers Vermutung (611, 1), daß in den Anfangsworten εἰ μὲν ὂν εἴη, denen ein εἰ δὲ μὴ ὄν entsprochen haben müsse, als Subjekt nicht das wahre ὄν der Eleaten, sondern ἕκαστον τῶν πολλῶν zu denken sei (ähnlich auf Bäumker und Burnet), hat etwas für sich; aber Sicheres läßt sich bei der Abgerissenheit des Bruchstücks darüber nicht ausmachen; fest steht nur, daß Simpl. hier und an einer anderen Stelle (87, 6) das Fragment auf das eleatische Eine bezieht. Übrigens schwankt die Überlieferung des Textes, und Pabst und Burnet, die mit cod. E F bei Simpl. 110, 1 εἰ μὲν οὖν εἴη lesen, haben damit vielleicht das Richtige getroffen. Eine Bestätigung dieser Lesung glaubt P. in einem von Mullach trotz einer Hinweisung von Brandis übergangenen Fr. zu finden, das bei Simpl. d. cael. 557, 16 f. steht: εἰ γὰρ εἴη, ἓν ἂν εἴη.

εἰ γὰρ δύο εἴη, οὐκ ἂν δύναιτο ἄπειρα εἶναι, ἀλλ' ἔχοι ἂν πείρατα πρὸς ἄλληλα. Das von diesem etwas abweichende Fr. 10: εἰ μὴ ἓν εἴη, περανεῖ πρὸς ἄλλο hält P. nicht für ein wörtliches Citat, sondern für die kurze Formulierung der Ansicht des M. durch Simpl. Indes scheint mir gerade die kurze, unbehülfliche Fassung auf echten Ursprung hinzuweisen, wofür auch der Umstand spricht, daß Eudemos in seiner bei Simpl. sich anschließenden Widerlegung die Form περανεῖ wiederholt. — Den oberen mehrfach bewährten Schluß vom Zeitlichen aufs Räumliche dürfen wir in seiner originalen Form jetzt nur noch in Fr. 7 suchen, während in Fr. 2 die Simplicianische Fassung vorliegt, die zwar kürzer, aber weit schulgerechter ist. Überhaupt rechtfertigen die echten Bruchstücke vollauf das Urteil des Aristot., der Mel. ebenso wie Xenoph. im Vergleich zu Parm. μικρὸν ἀγροικότερος nennt. — Den Schluß der Pabstschen Abhandlung bildet ein Epimetrum, in dem die schwierige Stelle bei Parm. Fr. 8, 5 ff., besonders v. 12 scharfsinnig, aber kaum zutreffend behandelt wird (s. Diels Parm. 76 und oben No. 250).

Chiappellis Arbeit verfolgt nach der von ihm selbst in den Rendiconti der Accad. dei Lincei vol. V sem. 2 gegebenen Übersicht den Zweck, nachzuweisen, daß die Polemik des M. gegen die gleichzeitigen physikalischen Doktrinen eine bemerkenswerte Originalität des Denkens zeigt. Aus Fr. 17 ergiebt sich, daß M. den Widerspruch zwischen dem heraklitischen Gesetze des beständigen Flusses und der pluralistischen Lehre der übrigen Physiker meisterhaft aufgedeckt hat. Nach der von uns unter No. 276 besprochenen Stelle Ps.-Arist. 974a 19 ff. hat er ferner auch eine mit der Einheit verknüpfte Mehrheit, eine μῖξις, wie er sie bei Anaxagoras und Empedokles vorfand, in ihren beiden Formen der σύνθεσις und ἐπιπρόσθησις geleugnet. — Bei Besprechung des Schlusses von der Ewigkeit auf die Unbegrenztheit zeigt Ch., daß das ἄπειρον des ὄν bei M. einerseits die Negation der Existenz anderer Seienden außerhalb des einen Seins, d. i. die Totalität der von ihm im Raum umfaßten Dinge (vgl. Parm.) und andererseits das reale, gleichförmige Kontinuum bezeichnet, das jede innere Unterscheidung und Begrenzung ausschließt (ähnlich nach Tannerys Annahme bereits Anaximander). Damit hängt die Kritik des Begriffes κενόν bei M. zusammen. Der alten und rohen pythagoreischen Anschauung vom Leeren als der von der Welt eingeatmeten Luft schloß sich wahrscheinlich noch Leukipp an, während der noch dem Anaxagoras unbekannte wissenschaftliche Begriff des absoluten Leeren zuerst von Demokrit fixirt worden ist. Die Kritik des M. bezieht sich wahrscheinlich noch auf die ältere Lehre, die schon von Parm. und Emped., wenn auch weniger lebhaft, bekämpft worden war. — Aus der festgestellten Auffassung des ἄπειρον folgt, daß die gewöhnliche (?) Annahme, M. habe

sich das Sein als etwas Unkörperliches und seine Einheit als eine ideale vorgestellt, falsch ist. Fr. 16, das man so deutet, enthält nicht Melissos' eigene Worte, sondern eine irrtümliche Auslegung einer Stelle bei Ps.-Arist. durch Simpl. Andere Stellen beweisen, daß M. kein Idealist war, sondern den überlieferten Realismus seiner Schule und dem allen vorsokratischen Physikern gemeinsamen Naturalismus treu blieb. — Die Art, wie Ch. diese Thesen ausführt und zu beweisen sucht, ist interessant und geistvoll, aber unmethodisch. Er kennt zwar die Untersuchung von Pabst und beruft sich auch mehrfach auf ihn. Aber wie flüchtig er ihn gelesen hat, zeigt die Behauptung S. 25, 1: P. habe bewiesen, daß Fr. 5 die Argumentation des M. mit größerer Treue wiedergeben als Fr. 14, während jener in Wahrheit gerade das umgekehrte Verhältnis nachgewiesen hat. Und dies ist nicht etwa ein vereinzeltes Versehen, sondern die Fr. 1—5 werden nach wie vor ohne Bedenken so citiert, als ob sie von M. selbst herrührten. Auch den Angaben der Schrift d. Mel. gegenüber läßt er es an der nötigen Vorsicht fehlen. Dazu kommt, daß auch da, wo er auf zuverlässiger Überlieferung fußt, seine Interpretation oft nicht frei von Willkür ist und sich durch vorgefaßte Meinungen beeinflussen läßt. Zu diesen gehört namentlich die, daß bei M. der kritisch-polemische Teil den dogmatischen überwogen habe und daß er wie Parm. der Ἀλήθεια eine Δόξα habe folgen lassen. Dieser phantastischen Hypothese steht die Thatsache entgegen, daß alle unsere Fragmente außer dem 17., das allerdings einen gegen die Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmung gerichteten ausführlichen Beweis enthält,*) das Seiende direkt bestimmen, wenn auch in der Beweisführung vielfach indirekt verfahren wird. Daß M. auf die zeitgenössische Philosophie Rücksicht nahm, ist selbstverständlich und zeigt sich nicht nur in Fr. 17, sondern auch sonst, z. B. in Fr. 14; aber auf eine förmliche Zweiteilung und gar auf ein Überwiegen des kritischen Teils weist keine Spur hin. Daß M. in Fr. 17 die Bewegungslehre Heraklits vor Augen gehabt hat, ist möglich; aber sicher hat er sich dann nur auf ihn bezogen, um ihn zu bekämpfen, nicht aber kann er von ihm in seiner eigenen Auffassung beeinflußt worden sein, und vollends undenkbar ist, daß er, wie Ch. behauptet, die beständige Beweglichkeit und Veränderlichkeit der Dinge anerkennt, die er vielmehr, wie er als strenger Eleat auch gar nicht anders kann,

---

*) In seinen Bemerkungen über den Inhalt dieses Fr. berührt sich Ch. teilweise mit den Ausführungen von Gomperz „die Apologie der Heilkunst“ (vgl. Gr. D. 135), der indes den in der Schrift περὶ τέχνης bekämpften λόγος des M. genauer bestimmt; er erkennt ihn in den Worten: μήτε ὁρᾶν τὰ ἐόντα μήτε γινώσκειν (über die Umstellung s. u. zum Texte der Fr.).

in mehreren Fragmenten bestimmt leugnet und in Fr. 17 selbst als bloßen Schein (δοκέει) bezeichnet. Nun hat freilich Ch. in seiner Selbstrezension (Archiv VII 552 ff.) Zeller, der S. 613, 1 diese Behauptung zurückweist, beschuldigt, seine Ausführungen mißverstanden zu haben; er habe nur zeigen wollen, daß M. die Unvereinbarkeit der Annahme von der Veränderlichkeit der Sinnenwelt mit der der Vielheit nachgewiesen habe. Aber dann hat er sich sehr mangelhaft ausgedrückt; der klare Wortlaut der oben angeführten Stelle seiner Abhandlung rechtfertigt Zellers Auffassung. Auch was Ch. in eben jener Rezension zur Widerlegung der von Zeller 609 f. gegen seine Ausführungen über den melissischen Fehlschluß erhobenen Einwendungen beibringt, ist nicht überzeugend. Völlig verfehlt endlich ist der Versuch, in der Auffassung des Leeren zwischen Leukipp und Demokrit einen wesentlichen Unterschied festzustellen und jenem die kindliche Annahme eines lufterfüllten Leeren aufzubürden. — Vgl. auch Natorps Besprechung der Abhandlung Philos. Mon.-H. 1891, 476).

Zum Texte der Fragmente. Zu den bei Simpl. ad phys. erhaltenen Fr. 6—16 (1—5 scheiden nach Pabst aus) sind folgende Änderungen des früheren Textes (bei Brandis comm. Eleat. 186 ff. und Mullach fr. ph. gr. I 261 ff.) zu verzeichnen. In Fr. 6 schreibt Diels 162, 25 im Texte nach den Hss: †εἰ τύχοι νῦν μηδὲν ἦν, οὐδαμὰ ἂν γένοιτο οὐδὲν ἐκ μηδενός und verbessert an Stelle der verderbten Anfangsworte: ὅτε τοίνυν μηδὲν ἦν; Schultess (R. u. Pr.) εἰ τοίνυν τύχοι μηδὲν ἐόν. — Im Anfang von Fr. 7 ist jetzt nach der einstimmigen Überlieferung an drei Stellen des Simpl. (41, 12, 31 und 109, 20) der auf der abweichenden Fassung an der vierten Stelle (29, 22) beruhende frühere Text so zu ändern: ὅτε τοίνυν οὐκ ἐγένετο, ἔστι δέ, ἀεὶ ἦν καὶ ἀεὶ ἔσται. Ebd. ist mit Diels zweimal statt γινόμενον zu schreiben: γενόμενον. Ebd. schr. nach den Hss: εἰ δὲ μήτε ἤρξατο μήτε ἐτελεύτησε ἀεί τε ἦν καὶ ἀεὶ ἔσται, οὐκ ἔχει (ἔχον Br. u. Mull.) ἀρχὴν οὐδὲ τελευτήν. Am Schluß schreibt Zeller 610: ὅ τι μὴ πᾶν ἔστι (st. ἐστι) = was nicht ganz ist. — Zu Fr. 9 vermutet Diels, daß die sich bei Simpl. 110, 4 anschließenden Worte: ὥστε τὸ μὴ ἔχον ἄπειρόν ἐστιν gleichfalls dem M. zugehören. — Fr. 11: ἀπολλύοιτο st. ἀπόλοιτο Diels. Derselbe οὔτε ἀλγεῖ οὔτε ἀνιᾶται st. ἀλγέοι und ἀνιῷτο nach den Hss und τριχῇ μιῇ μυρίοις ἔτεσιν (st. τρισμυρίοις bei Br. u. M.) gleichfalls nach d. Hss (ebenso Heiberg bei Simpl. d. cael. 113, 21). Ὀλεῖται ἂν Diels nach d. Hss st. ὄλοιτο ἄν; Schultess ὀλεῖσθαι ἄν. — Fr. 13: ἀλγέοι zweimal statt ἀλγεινόν Diels nach d. Hss; ebenso οὐδὲ ἔχει st. οὐδ' ἂν ἔχοι (Zeller οὐδὲ ἔχοι, Schultess u. Wellmann: οὐδὲ ἔχειν). — Fr. 16: εἰ μὲν ὂν εἴη Diels nach a D (Mull. nach Brandis ἐὸν ἔστι); wahrscheinlich ist mit cod. E F οὖν εἴη zu schreiben (s. o. zu No. 278). Καὶ οὐκέτι

ἐν εἴη Diels nach DE bei Simpl. 87, 7 (st. ἂν εἴη Br. u. M. mit a F). — In dem bei Simpl. d. cael. 558, 21 ff. Heib. und zum Teil bei Euseb. pr. ev. XIV 7 erhaltenen Fr. 17 χρή im Anf. u. am Ende Heiberg nach d. Hss st. χρῆν. In den überlieferten Worten ὅτε σίδηρος σκληρὸς ἐὼν τῷ δακτύλῳ κατατρίβεσθαι ὁμοῦ ῥέων, wo Kern S. 22 entweder ὁμοῦ im Sinne von „ebenso wie, beinahe, gleichsam" fassen will oder οὖον vorschlägt, während Heiberg <καὶ> ὁμοῦ ῥέειν vermutet, ist wahrscheinlich mit Zeller 613, 1 zu verbessern: ὑπ' ἰοῦ ῥέων. Die Worte μήτε ὁρᾶν μήτε τὰ ἐόντα γινώσκειν stellt Gomperz Apol. der Heilk. 167 so um: μήτε ὁρᾶν τὰ ἔοντα μήτε γινώσκειν (s. o.). Statt πολλὰ αἴδια schreibt derselbe (Beitr. IV 15) ἴδια. Statt ὀρθῶς ὁρέομεν Heiberg nach d. Hss ἑωρῶμεν; am Schluß derselbe st. εἰ πολλὰ ἦν nach den Hss εἴη.

E. Herakleitos.

1. Zur Quellenforschung.

280. A. Patin, Quellenstudien zu Heraklit. Pseudohippokratische Schriften. Sonderabdr. aus d. Festschrift f. Urlichs. Würzburg 1881. 37 S.

281. G. P. Weygoldt, Die pseudohippokratische Schrift π. διαίτης. Jahrb. f. kl. Ph. 125 (1882) S. 161—175.

282. E. Pfleiderer, Die pseudoheraklitischen Briefe und ihre Verfasser. Rh. M. 42 (1887) S. 153—163.

283. E. Pfleiderer, Heraklitspuren auf theologischem, insbesondere altchristlichem Boden, inner- und ausserhalb der kanonischen Litteratur. Jahrb. f. prot. Theol. 14 (1887) S. 177—218.

284. J. Dräseke, Patristische Herakleitosspuren. Arch. VII (1894) S. 158—172.

285. J. Dräseke, Herodot und Heraklit. Wschr. f. kl. Ph. 1894 S. 136—138.

286. Fr. Lommer, In quantum Euripides Heracliti auctoritatem susceperit. Pr. d. Studienanst. Metten 1878/79. 36 S. 8.

287. R. v. Scala, Die Studien des Polybios. I. Stuttgart 1890.

Patin sucht nachzuweisen, daß in dem pseudohippokratischen Buche π. τροφῆς, das an einer Stelle (S. 24 Kühn) unzweifelhaft Heraklits Worte: ὁδὸς ἄνω κάτω μία (Fr. 69) unverfälscht erhalten hat, sich auch sonst deutliche Spuren heraklitischen Ursprungs und an einzelnen Stellen auch Reste von Heraklits Sprache finden. So ist der Satz c. 9: ἀρχὴ δὲ πάντων μία καὶ ἡ αὐτὴ τελευτὴ καὶ ἀρχή der reinste Ausdruck von

Heraklits Lehre (vgl. Fr. 70). Die Vergleichung mit Porphyr. (s. Bywater z. d. St.) ergiebt hier, daß H. selbst sich des Bildes vom Kreise bedient hatte, das ihm zugleich Symbol der Flußlehre und der Ewigkeit, des Feuers war. [Dies hatte bereits Schuster erkannt, der die Worte ἐπὶ κύκλου πειφερείας mit zu dem Fr. zieht, und Gomperz „Zu Heraklits Lehre" S. 144 schließt sich ihm an, ebenso Diels in seiner kürzlich erschienenen Ausgabe Heraklits Fr. 103 unter Vergleichung von Parmen. 3, 1.] Auch der Satz c. 15: φύσις ἐξαρκέει πάντα πᾶσιν wird als heraklitisch gestützt durch Fr. 91, wo nach P. vielleicht aus Ps.-Hipp. πάντα zwischen ἐξαρκέει und πᾶσιν einzusetzen ist. Ebenso sind die Worte p. 20 K.: ξύρροια μία, ξύμπνοια μία, ξυμπαθέα πάντα echt heraklitisch (?), während das darauf Folgende nicht mit Bernays für H. in Anspruch genommen werden darf. Das Ergebnis ist, daß der Verf. von π. τροφῆς eine, wenn auch bescheidene Zahl, neuer Fragmente und neuer Zeugnisse für Heraklits Lehre bietet, sowie, daß er sich fortwährend auf H. bezieht, dessen Philosophie er sich durchaus zu eigen gemacht hat. Ob P. berechtigt war, aus einer verhältnismäßig doch nicht großen Zahl zweifellos heraklitischer Anklänge diesen Schluß zu ziehen, soll hier nicht geprüft werden. Durchaus nicht einverstanden aber kann man mit ihm sein, wenn er weiterhin in dem Verf. von π. τρ. denselben Mann zu erkennen glaubt, der das Buch π. διαίτης geschrieben hat. Als Beweis dafür gilt ihm außer einigen Stellen, die auf dieselben Bruchstücke Heraklits zurückgehen, der Umstand, daß in π. δ. der Ephesier in ähnlicher Weise benutzt worden sei wie in π. τρ. Daß jener H.s Stil nachgeahmt und vielfach auch heraklitische Gedanken aufgenommen hat, kann heutzutage als feststehend betrachtet werden. Wir werden auf die Vergleichungspunkte, deren Verf. hier einige hervorhebt, bei Besprechung seiner „Heraklit. Beispiele" näher eingehen.*) Aber eins muß schon hier gesagt werden: P. geht in der Aufspürung heraklitischer Beispiele viel zu weit, und es ist ihm nicht gelungen, zu beweisen, daß nach Ausscheidung der Zusätze des Diätetikers, die eine Übertragung der Physik H.s auf den menschlichen Organismus enthalten, alles, was übrig bleibt, ein echter Rest dieser Physik sei. Ja, er setzt sich mit dieser so zuversichtlich ausgesprochenen Behauptung selbst in Widerspruch, wenn er zum Schluß bemerkt, allerdings bleibe noch zu untersuchen, ob der Verf. wirklich, wie Zeller behauptet, H.s Lehre mit anderen wesentlich fremden Elementen verquickt hat. Aber mögen auch der Beziehungen der Schrift π. δ. auf

*) Erwähnt sei nur, daß P. aus d. diaet. 1, 15 den nach seiner Ansicht verstümmelten Schluß von Fr. 58 (s. indes jetzt Diels in seiner Ausg.) durch Hinzufügung von ἀπαλλάττοντες oder ἀφαιρέοντες zu heilen sucht.

H. bei dem Diätetiker noch so viele sein, so folgt daraus doch noch lange nicht, daß sie mit der π. τρ. einen gemeinschaftlichen Verfasser hat. Um dies wahrscheinlich zu machen, müßte eine durchgehende und auffallende Übereinstimmung in der Benutzung der gemeinsamen Quelle erwiesen sein, was in der vorliegenden Abhandlung nicht geschehen, ja nicht einmal versucht worden ist. Zu bemerken ist noch, daß P. auch in der pseudoaristotelischen Schrift π. κόσμου mehrere aus H. geschöpfte Beispiele, die zum Teil auch der Diätetiker verwertet hat, gefunden zu haben glaubt, ohne jedoch daraus auf eine Identität der beiderseitigen Verfasser zu schließen, was sich auch in diesem Falle aus verschiedenen Gründen verbot.

Die Schrift π. διαίτης ist auch sonst während der Berichtszeit mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen, die sich jedoch vorwiegend auf einen Teil des philosophischen Abschnittes im 1. Buche (c. 3—32) beschränkt hat. Nachdem zuerst J. M. Gesner i. J. 1752 erkannt hatte, daß in diesem Abschnitt heraklitische Aussprüche enthalten sind, war im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in den Forschungen über H. (Bernays, Lassalle, Schuster) wie in denen über Hippokrates (Petersen, Littré, Ermerins) das Verhältnis des Diätetikers zu früheren Philosophen, insbesondere zu H. besprochen worden. Von allen diesen Erörterungen hat eine größere Bedeutung nur die von J. Bernays, der in seinen Heraclitea p. I Bonn 1848 (wiederholt in „Gesammelte Abhandlungen", herausg. v. H. Usener B. I Berlin 1885 S. 1—36*)) zum ersten Male den heraklitischen Anteil auszuscheiden gesucht hat, welchen er für ziemlich bedeutend hält. Dieser Standpunkt ist für die Späteren maßgebend gewesen, während sie im einzelnen vielfach voneinander abweichen. Nachdem Schuster „Herakl. v. Eph." 1873 S. 99 ff. eine weitgehende direkte Benutzung durch den Diätetiker angenommen, dabei aber die Entstehung des Buches in die Zeit nach Aristot.

---

*) Usener hat aus Bernays' handschriftlichem Nachlaß an verschiedenen Stellen Ergänzungen hinzugefügt. S. 21, 3 werden die Worte διαλεγόμενα οὐ διαλεγόμενα (c. 11) unter Zurückweisung einer Konjektur Geels so übersetzt: discreta non discreta. S. 23, 1 werden Fr. 98 und 99: „Der Mensch ein Affe Gottes" näher erläutert und auf Marc. Antonin. IV 16 verwiesen (vgl. Bywater zu Fr. 98). S. 27, 1 wird zu Sext. math. VII 130 (vgl. 350) eine Stelle bei Tertullian angeführt, aus der hervorgeht, daß Sextus ebenso wie Philon die ὀπαί d. i. die Löcher einer Pfeife mit den θυρίδες verwechselt hat. Das Argument dient dazu, die Einheit der Seele zu beweisen. S. 3. wird in dem Spruche des Bias οἱ πλεῖστοι κακοί unter Verweisung auf Sext. hyp. III 65 und math. X 45 bemerkt, H. habe in Fr. 102 deshalb den Bias den übrigen Philosophen vorgezogen, weil er die Bewegung erkannte. S. jedoch Zeller 111, 4 über die Unglaubwürdigkeit der Angaben des Sextus

gesetzt hatte, ging Teichmüller in seinen „Neuen Studien zur Geschichte der Begriffe“ (s. u.) näher auf diese beiden Punkte ein. Im 3. Kap. des 1. Heftes dieser Studien (1876): „Über die Abfassungszeit der Schrift de diaeta“ bemerkt er zunächst gegen Schuster, der in der Schrift manches zu lesen geglaubt hatte, was nach Aristot. schmecke, er habe nichts dergleichen entdeckt; vielmehr habe umgekehrt Aristot. das Buch gelesen und sich einiges daraus angeeignet. Auch Platon, von dessen Ideenlehre Schuster Spuren bei dem Diätetiker gefunden haben wollte, sei diesem unbekannt, und ebensowenig kenne er die Atomenlehre noch auch die neuen Begriffe des Anaxagoras (νοῦς, σπέρματα) und des Empedokles (πόροι). Dagegen setzte er H. voraus, an den eine Menge Stellen erinnerten; aber er sei kein Herakliter; denn während H. alles aus dem Feuer erkläre, habe er zwei entgegengesetzte Prinzipien, Feuer und Wasser, und die beste Seele sei bei H. die trockene, bei dem Diätetiker die feuchte. T. glaubt hiernach annehmen zu dürfen, daß der Diätetiker ein jüngerer Zeitgenosse H.s, der als praktischer Arzt von der metaphysischen Frage, ob das Feuer Prinzip sei, Abstand nahm und sich an dem heraklitischen Grundsatze von den Gegensätzen und ihrer Harmonie genügen ließ. T. bestreitet dann die von Zeller in den früheren Auflagen der „Philos. d. Gr.“ ausgesprochene Ansicht, daß der Gegensatz des warmen und trockenen Feuers und des kalten und feuchten Wassers die spezifisch aristotelische Elementenlehre voraussetze, und wendet sich ebenso gegen die Behauptung Zellers, der Satz des Diätetikers, daß nichts zu grunde gehe oder entstehe, weise auf Anaxagoras zurück; er könne sich darin auch an Xenophanes angeschlossen haben. Auch der Gegensatz zwischen φύσις und νόμος, den Z. bei dem Diätetiker auf Demokrit und die Sophisten zurückführe, habe sich schon von Xenophanes an ausgebildet. Unter den ἑπτὰ σχήματα endlich (c. 23), aus denen Zeller geschlossen hatte, daß die Schrift nach der Einführung des ionischen Alphabets in Athen geschrieben worden sei, müsse man nicht notwendig Buchstaben verstehen; vielleicht habe man dabei nur an die gleich darauf aufgezählten σχήματα αἰσθήσεως zu denken, zumal da das καί vor ἡ αἴσθησις [αἱ αἰσθήσεις Diels mit cod. θ] zweifelhaft sei. [Aber weder Bywater noch Diels vermerken bei καί irgend eine Variante.]

Gegen diese Ausführungen hat sich Zeller in der 4. Aufl. 633 ff. (= 694 ff.[5]) gewendet. Er gesteht zu, daß sich in der Schrift keine Spuren von dem Vorhandensein der platonischen und aristotelischen Philosophie finden, und daß er mit Unrecht eine Bekanntschaft des Verfassers mit der Elementenlehre des Aristot. angenommen habe. Im übrigen aber widerlegt er mit siegreichen Gründen die Einwendungen Teichmüllers. Die von Z. behauptete Verschiedenheit in der Behandlung

des Stoffes und im Stil von den philosophischen Fragmenten des 5. Jahrhunderts ist freilich kaum als ein entscheidendes Argument anzusehen, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die große Ausführlichkeit der Darstellung und das unverkennbare Streben nach empirischer Vollständigkeit in der frühen Zeit, der T. die Schrift zuweist (um die Mitte des 5. Jahrhunderts), auffallend erscheinen würden. Dagegen bemerkt er mit vollem Rechte, daß wir der Zurückführung des Entstehens auf die Verbindung, des Vergehens auf die Trennung unentstandener und unvergänglicher Stoffe, wie sie uns bei dem Diätetiker entgegentritt, nicht vor Leukipp, Emped. und Anaxag. begegnen, und daß es aller Wahrscheinlichkeit widerspreche, einem Kompilator, dem es an Schärfe und Folgerichtigkeit so gänzlich fehle wie dem Verf. von π. δ., aller sonstigen Überlieferung des Altertums zuwider die Erfindung einer so grundlegenden Lehre zuzuschreiben, für die ihm doch nur die Voraussetzungen bei Parmen. (nicht, wie T. will, bei Xenophanes) gegeben waren. Die völlige Unhaltbarkeit der Hypothese T.s aber ergiebt sich aus der von Z. nachgewiesenen Thatsache, daß eine ganze Reihe von Stellen der Schrift nicht nur in den Gedanken, sondern auch im Wortlaut mit den uns erhaltenen Fragmenten des Anaxag., Emped. und Demokrit eine Übereinstimmung zeigen, die nur durch Entlehnung erklärt werden kann. Die Zahl dieser von Z. erkannten auffallenden Anklänge ließe sich bei genauer Durchsicht der betreffenden Abschnitte in π. δ. leicht vermehren. So wird z. B. in c. 6 von dem Naturgesetze Demokrits, daß sich Gleiches zu Gleichem gesellt, eine Anwendung gemacht, die der Anschauung H.s völlig zuwiderläuft, dagegen mit dem bekannten erkenntnistheoretischen Grundsatze des Emped. im Einklange steht. Dazu kommt, daß das in c. 28 über die Seele Gesagte auf die aus Feuer und Wasser zusammengesetzte ψυχή des Diätetikers schlecht paßt, während der entsprechende Satz bei Anaxag. Fr. 8 durch dessen Grundanschauung gefordert war. Damit ist erwiesen, daß der Verf. von π. δ. die Physiker des 5. Jahrhunderts bis auf Demokrit herab vor Augen hatte. Selbst der Satz, auf den er sich so viel zu gute thut, daß alle Dinge aus Feuer und Wasser gemischt seien, ist, wie Z. weiter ausführt, nicht sein Eigentum, sondern dem Archelaos entlehnt, dem er zum Teil auch darin folgt, daß er dem Feuer das Bewegungs-, dem Wasser das Ernährungsvermögen beilegt. Aus alle dem schließt Z., daß π. δ. das Werk eines Arztes aus den ersten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts sei, das wahrscheinlich in Athen von einem Ionier verfaßt wurde. Dazu passen auch die Ausführungen über die 7 σχήματα, mit denen, wie Z. auch jetzt noch überzeugt ist, nur die 7 Vokale des nacheuklidischen Alphabets gemeint sein können; denn die betreffenden Worte mit T. auf das Folgende zu

eziehen, ist unmöglich. Ein besonders zuverlässiges Merkmal für die pätere Entstehung endlich liegt in der scharfen Entgegensetzung von ύσις und νόμος, die sich erst bei den Sophisten findet, während nach I. die menschlichen Gesetze sich von dem einen göttlichen nähren.

Um diese Beweise Zellers zu entkräften, hat Teichmüller im . Hefte der „Neuen Studien" (1878) S. 3—102 noch einmal die Schrift . δ. in breitester Ausführlichkeit besprochen. Was er hier zur Verɘidigung seiner Hypothese und zur Widerlegung Zellers vorbringt, ist rotz alles Aufwandes von Scharfsinn und Gelehrsamkeit nicht übereugungskräftig. Es ist ihm in keiner Weise gelungen, irgend eines er wesentlichen Argumente Zellers zu entkräften. Auch ist seine Beweisführung vielfach unklar und widerspruchsvoll, und in einem der richtigsten Punkte hat er Z. mißverstanden. Dieser behauptet gar icht, wie er annimmt, daß der Satz, alle Entstehung sei Verbindung, lles Vergehen Trennung, seinem allgemeinen Inhalte nach nicht vor ɩeukipp, Emped. und Anaxag. Geltung gehabt habe, sondern nur, daß r in der bestimmten Fassung, in der er bei dem Diätetiker erscheint, nter Anwendung der speziellen Termini ξυμμίσγεσθαι, διακρίνεσθαι, λλοιοῦσθαι vor den genannten Philosophen nicht vorkomme, daß die ɩehre in dieser Form vorher noch nicht ausgesprochen worden war; aß sie nicht bei Her. oder Parm. implicite schon vorhanden war, stellt r nicht in Abrede. Es fragt sich also nur, ob wir dem Diätetiker ie Formulierung solcher unausgesprochener Gedanken zutrauen dürfen; ies aber ist, wie gesagt, im höchsten Grade unwahrscheinlich. Auf ie sonstigen Auseinandersetzungen T.s über die Gleichheit der Seele nd des Geistes bei Anaxag. und dem Diätetiker, das Verhältnis des etzteren zu Archelaos (die Bemerkungen über die von Z. betonte Abängigkeit des Verfassers von diesen Philosophen enthalten manches Beachtenswerte und Zutreffende) und Diogenes (vgl. Teichmüller in Gött. Gel. Anz. 1878 S. 1188), über νόμος und φύσις bei Xenophanes, Demokrit und H., endlich über die 7 σχήματα, brauchen wir hier so venig einzugehen, wie dies Zeller in der 5. Aufl. S. 698 Anm. für ötig befunden hat, da fast alle kompetenten Beurteiler sich im wesentichen auf Zellers Seite gestellt haben; so Bywater in seiner Ausgabe H.s S. VII, 4, Windelband Gesch. d. Phil.[2] S. 67, Ilberg Stud. Pseudippocr. Leipzig 1883 und Weygoldt.

Der letztgenannte bestimmt in No. 281 die Abfassungszeit der Schrift näher dahin, daß sie sicherlich nach 420 und wahrscheinlich vor 380 geschrieben worden sei, und nimmt mit Zeller an, daß ihr Verfasser außer von H. sich auch von Emped., Anaxag. und Archelaos beeinflußt zeigt. Auf Anaxag. und Archel. beruhen c. 3 und 4 bis ἀποκρινόμενα, die Abhängigkeit von Anaxag. ist vielleicht nur durch

Archel. vermittelt (?), die von Emp. dagegen ohne Zweifel eine direkte; sie bekundet sich in der zweiten Hälfte von c. 4 und von c. 25 an bis zum Schluß des 1. Buches. Die auf Archel. und Emped. zurückzuführenden Vorstellungen über Feuer und Wasser und eine mechanische Mischung und Trennung der Stoffe finden sich auch in c. 5—24 eingesprengt und haben hier auffällige Widersprüche hervorgerufen. Denken wir uns diese Einschiebsel weg, so haben wir im Reste, d. h. im größten Teile dieser Kapitel, die Entlehnungen aus H. vor uns; namentlich c. 9—11 sind heraklitisch. Ohne Zweifel hat der Verf. einzelnes zum Teil sogar wörtlich (besonders in c. 5 und 10) entlehnt. Eine scharfe Ausscheidung dieser Partien, wie sie Bernays versucht hat, ist aber unmöglich.

Einen in mancher Hinsicht von Zeller und Weygoldt abweichenden Standpunkt nimmt Gomperz Gr. D. 230 ff. u. 483 ein. Nach ihm hat der Diätetiker hauptsächlich H. und Emped., daneben auch Parm. und Anaxag. benutzt, letzterem aber mehr nur die sprachliche Form als die Gedanken abgeborgt. Die Zellersche Annahme, daß er sich auch an Archel. angeschlossen habe, kann G. im entschiedensten Gegensatze zu Weygoldt nicht billigen und hält sie durch Teichmüller (s. o.) für widerlegt. Bedurfte er eines Vorgängers für seinen stofflichen Dualismus, so sei dieser weit eher in Parm. zu suchen, der das Feuer ganz wie unser Autor als eine Art von Bewegungsursache verwendet hat. Auch die von Zeller behaupteten Anklänge an Demokrit vermag G. nicht wahrzunehmen, und sein auf die 7 Vokale gegründetes Argument erscheint ihm unzutreffend, da die Sonderbezeichnung von H und Ω in Athen freilich erst 403 amtlich eingeführt wurde, aber lange vorher nicht nur in Ionien, wo ja der Verf. fast sicher schrieb, sondern auch in Athen, wo ihn Zeller wohnen läßt, in außeramtlichem Gebrauche stand. Er setzt demnach die Abfassungszeit der Schrift beträchtlich früher als Zeller und Weygoldt; die Art, wie die Systeme des H. und des Emped. benutzt seien, weise auf eine Zeit hin, in der beide noch vollkommen lebendig, also die Lehre des Emped. noch jung, die H.s noch nicht alt war. — Eine gründliche, sich auf alle 4 Bücher der Schrift erstreckende Untersuchung, durch die auch dem Bestreben, aus dem Diätetiker den Wortlaut heraklitischer Fragmente herauszuschälen eine feste Grenze gezogen wird, liegt jetzt in dem Werke von C. Fredrich, Hippokratische Untersuchungen (1899) vor, dessen Besprechung dem nächsten Jahresbericht vorbehalten bleiben muß.

Pfleiderer wendet sich in No. 282 gegen Bernays, der für die 9 heraklitischen Briefe 6 Verfasser aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. und zum Teil noch etwas später annimmt (vgl. Bywater Her

p. VII).*) Bereits in seiner „Philosophie des H. v. Eph.“ (s. u. No. 315) S. 327 ff. und in den Nachträgen S. 353 ff. hatte er darzulegen unternommen, daß die Briefe 4—7 von einem Verfasser und zwar von einem hellenistisch gebildeten Juden zu Alexandria in der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts vor Chr., zugleich dem Verfasser des „Buches der Weisheit“, geschrieben sind. Hier sucht er nun nachzuweisen, daß die übrigen Briefe wahrscheinlich demselben Verf. angehören. Brief 8 und 9 enthalten ein „maskiertes Plaidoyer für die bürgerliche Gleichberechtigung seines Volkes unter den Hellenen“; sie zielen auf die von Josephus Ant. XVI 2, 3 skizzierten Zustände in Ephesus und Alexandria. Letztere Stadt ist die Heimat des wirklichen Briefschreibers; die Zeit der Abfassung fällt wahrscheinlich in die letzten Jahre der Kleopatra (40—30 v. Chr.). Die beiden Briefe sind an den gleichen Adressaten, Hermodoros, wie 4—7 gerichtet, und die von Bernays entdeckten Unterschiede der Gedankenfärbung sind nicht so bedeutend, daß man nicht für sie denselben Verf. wie für jene annehmen dürfte. Brief 1—3 bilden nach Pf. die thematische Einleitung zu den folgenden. — Inwieweit es Pf. gelungen ist, die Identität des Verfassers für sämtliche heraklitische Briefe wahrscheinlich zu machen, kann hier nicht untersucht werden. Zu einem abschließenden Urteile bedürfte es auch einer genaueren Kenntnis der epistolographischen Litteratur, als sie mir zu Gebote steht. Daß der 7. mit dem 4. Brief im Inhalt wie im Stil auffallende Übereinstimmung zeigt, ist nicht zu leugnen und teilweise auch schon von Bernays erkannt worden. Auch zwischen diesen beiden und den übrigen Briefen, von 1—3 abgesehen, finden sich mancherlei Berührungspunkte. Ob sie aber ausreichen, um für alle die gleiche Verfasserschaft zu behaupten, ist zu bezweifeln. Gemeinsam ist ihnen freilich die wunderliche, verschrobene Zeichnung des ephesischen Weisen und die verkehrte und gewaltsame Art, wie seine Aussprüche verwendet werden. Aber daraus folgt doch nur, daß sie ungefähr der gleichen Zeit ihre Entstehung

*) Zu erwähnen ist hier auch J. Bernays, Lucian und die Kyniker, Berlin 1879, wo Anm. 19 (S. 96—98) nachgewiesen wird, daß der 28. Diogenesbrief nach seiner ganzen Anlage dem 7. heraklitischen an die Seite tritt, dessen jüdischen oder christlichen Ursprung B. in den „Heraklitischen Briefen“ S. 61 ff. aufgezeigt hat, und daß der Verf. von Reminiscenzen an H. mindestens ebenso sehr beherrscht ist wie die Briefsteller, die die Maske des Ephesios benutzen. Besonders erinnert c. 1 S. 242 an Heraklits Gedanken, daß die gewöhnlichen Menschen einerseits die Naturgesetze unbewusst nachahmen, andererseits durch ihre Menschensatzungen mit der Natur in Zwiespalt geraten, und auch in den Worten finden sich heraklitische Anklänge.

verdanken. Noch viel unsicherer scheint mir die Vermutung zu sein, daß der angebliche Verfasser dieser Briefe auch die „Weisheit Salomonis“ geschrieben habe. Soweit sich in dieser Schrift Anklänge an H. finden, genügt zur Erklärung dieser Thatsache die Annahme, daß hier wie dort heraklitisches Gut benutzt worden ist.

Eine solche Benutzung H.s hat nun Pfleiderer in seiner „Philos. d. H.“ S. 255—352 nicht nur für das apokryphe „Buch der Weisheit“, sondern auch für das kanonische „Buch Kohelet“ angenommen. In diesem findet er die heraklitische Lehre vom Flusse und von den Gegensätzen wieder und weist besonders auf die Tafel der Gegensätze in c. 3 hin, wo das erste Paar: „Leben und Tod“, und das letzte: „Krieg und Frieden“, vor allem aber ein drittes: „Steine zerstreuen, Steine sammeln“, das nur aus H. Fr. 79 zureichend erklärt werden kann, auf die Lehre des Ephesiers zurückgehen. In demselben Kapitel erinnern v. 17 ff. stark an H.s Unsterblichkeitslehre (?), v. 21 noch besonders an die ὁδὸς ἄνω καὶ κάτω (?). In der Lösung des Problems freilich folgt der Verf. H. nicht, sondern wendet sich vielmehr gegen seinen freveln Weisheitsdünkel (12, 12 vielleicht Anspielung auf Fr. 16. 17). Noch zahlreicher sind die direkten Beziehungen, die Pf. in der „Weisheit“ entdeckt zu haben glaubt; so c. 13, 1 ff., wo unter den Elementen zuerst das Feuer, die Luft dagegen gar nicht erwähnt wird, 15, 4 ἀνθρώπων κακότεχνος σοφία (vgl. Fr. 17) und an vielen anderen Stellen. Einzelne der von Pf. aus beiden biblischen Büchern angeführten Parallelen, besonders die aus Kohelet 3, legen allerdings die Vermutung nahe, daß hier heraklitische Gedanken und Aussprüche zu grunde liegen, obwohl damit noch keineswegs gesagt ist, daß die Verfasser unmittelbar aus H. geschöpft haben müssen. In den meisten Fällen aber sind die Übereinstimmungen doch zu wenig charakteristisch, um die Annahme einer auch nur mittelbaren Entlehnung zu rechtfertigen. Besonders geht Pf. viel zu weit, wenn er, verleitet durch seine falsche Auffassung des Urquells der heraklitischen Philosophie, überall, wo das Mysterienwesen bekämpft wird, so Weisheit 14, 22 ff. und 14, 27 (ebenso Epist. Her. 7) polemische Beziehungen auf H. wittert, als ob gewisse ausschweifende Kulte der Griechen den Späteren nur durch diesen hätten bekannt werden können, der sie wahrscheinlich doch nur ganz gelegentlich und kurz berührt hat. Ähnlich ist über die heraklitischen Einflüsse auf die ersten christlichen Schriftsteller (Justin, Sethianer, Noëtianer Johannesevangelium) zu urteilen, die Pf. am Schlusse seines Hauptwerkes zusammenstellt.

Weitere Spuren solcher Anklänge verfolgt Pfleiderer in No. 283 Er bezeichnet hier als den „feinsten spekulativen Gedanken“ H.s den daß es keineswegs ein blindes Schicksal, sondern der eigenste Wunsch

und Drang des Absoluten (μοῦνον σοφόν) sei, in niedrigere Stufen einzugehen, ja sogar in gewisser Weise zu sterben, um sich in den schwersten Proben seiner Lebenskraft auszuweisen; heiße es doch von ihm geradezu τέρψις ἀποθανεῖν [wo? H. Fr. 72 sagt ψυχῇσι, nicht etwa τῷ σοφῷ, τέρψις ὑγρῇσι γενέσθαι, nicht ἀποθανεῖν]: denn aus dem Wege in den scheinbaren Tod hinab führe der Weg aufwärts wieder zum Leben. Kein spekulativ gestimmter Christ habe solches lesen können, ohne darin eine profane Prophezeiung der „christlichen Centralidee" (Philipp. 2, 6 ff.) zu finden. Verf. weist dann auf Heraklitisches in der Lehre der Naassener bei Hippolyt. V hin und findet schließlich zahlreiche Anspielungen auf H. in den paulinischen Briefen, besonders im Epheserbrief (Polemik gegen eine spekulierende Afterweisheit, die eben die heraklitische sei, wobei wieder der Kampf gegen die Ausartungen der Mysterienidee eine große Rolle spiele), aber auch im Kolosser- und Römerbrief. — Auch hier überschreitet Pf. weit das durch eine vorsichtige philologische Methode gebotene Maß im Aufspüren von Parallelen. Wenn überall, wo von Krieg und Frieden oder von Licht und Dunkel die Rede ist, eine Benutzung H.s — daß es keine direkte zu sein braucht, gesteht Pf. selbst zu — vorliegen soll, so könnte man aus heiligen und profanen Schriften ganze Legionen heraklitisierender Stellen aufmarschieren lassen. In einzelnen wenigen der von Pf. angeführten Fällen ist die Annahme, daß heraklitische Wendungen benutzt seien, nicht unglaubhaft; so wenn Eph. 4, 14 zu κυβεία τῶν ἀνθρώπων auf H.s παῖς πεσσεύων verwiesen wird. Daß überhaupt in der altchristlichen Litteratur ein starker Einfluß heraklitischer Lehren stattgefunden hat, und von einzelnen Schriftstellern auch H.s Schriften ausgiebig verwertet worden sind, so von Hieronym. und Clemens, hat man schon lange erkannt; aber die von Pf. gefundenen Anklänge sind, wie mit Diels Arch. I 109 gesagt werden muß, zum größten Teil „nichtig". Ich kann daher auch nicht der Meinung Dräsekes (No. 284) beistimmen, Pf. habe richtig erkannt, wie weit die Spuren H.s führen, und ihm höchstens zugeben, daß Kohelet 3 heraklitisiert.

Pf. hat in der zuletzt besprochenen Abhandlung unter Verweisung auf Justin und Clemens angenommen, H. sei in der Urschrift und in Auszügen bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts nach Chr. vorhanden und weitverbreitet gewesen. Dräseke geht erheblich darüber hinaus, indem er mit Patin, dessen Forschungen er überhaupt in ihren Ergebnissen unbedingt anerkennt (s. No. 285), nicht nur bei Hippolyt., der im 3. Jahrhundert lebte, sondern auch bei Gregor von Nazianz (Ende des 4. Jahrhunderts) starke Anlehnungen an H. findet, die beweisen, daß ihm H.s Schrift zur Hand gewesen sein muß. Dasselbe gilt nach seiner Meinung von den bisher fälschlich dem Athanasios

beigelegten Schriften „Gegen die Hellenen“ und „Von der Menschwerdung des Logos“, als deren Verfasser er (Theol. Stud. und Krit. 1893 S. 251 ff.) Eusebios von Emesa mit hoher Wahrscheinlichkeit nachgewiesen zu haben glaubt. In der ersten dieser Schriften erinnern c. 36 gewisse Theorien über die Erde und das Wasser nach Inhalt und Ausdruck an H., und da in der nächsten Umgebung andere kosmologische Theorien entwickelt werden, die sich auch bei Thales, Hippon, Anaxag. und Zenon v. Elea (?) finden, so hält sich D. zu dem Schlusse berechtigt, daß auch bei diesen Sätzen H., obwohl nichts darüber überliefert wird, irgendwie (?) beteiligt sei [ein Muster von Unkritik!]. Deutlich treten uns H.s Sätze von der Harmonie der Gegensätze und ihrem Umschlagen und Auseinandergehen, wie nach Patin bei Philon, so auch bei Eusebios c. 36 fin. und 27 fin. entgegen, und in c. 37 haben wir nicht nur H.s Gegensätze, sondern auch die beiden Formen des Werdens und seine ὁδὸς ἄνω κάτω. Euseb. hat den für die christlichen Nachbildner H.s naheliegenden Schritt, den unpersönlichen Logos in den persönlichen Gott umzusetzen und sich so aller Gedanken H.s rückhaltlos zu bemächtigen, in c. 40 und 42 mit vollem Bewußtsein gethan. Auch das Gleichnis von der Harmonie der Leier findet sich bei ihm, ebenso das heraklitische Beispiel vom ἄρσεν und θῆλυ (vgl. Fr. 43), und der von Patin als heraklitisch erwiesene Satz von der Nachahmung der Natur durch die Handwerke und Künste (c. 18 u. 20). Endlich kommt auch das Beispiel von der Musik, den hohen und tiefen Tönen und der Harmonie bei ihm wiederholt vor, am schönsten und reinsten c. 38, wo die Quelle nicht Plutarch, sondern H. ist. Aus alle dem ergiebt sich, daß, wenn auch Eusebios nicht so völlig abhängig ist von H. wie der Diätetiker, er doch H.s Werk wahrscheinlich noch gekannt und benutzt hat. — Welchen Grad von Sicherheit diese Quellennachweise beanspruchen können, vermag ich nicht zu beurteilen da mir die Schrift „Gegen die Hellenen“ nicht zur Hand ist. Zu bedenken ist aber bei alle dem jedenfalls, daß es trotz Patin keineswegs feststeht, inwieweit die heraklitisierenden Beispiele des Diätetikers auch wirklich auf H. zurückgehen (näheres darüber zu No. 320). Vielleicht hat Eusebios seine analogen Beispiele nicht aus H. selbst, sondern aus dem Diätetiker geschöpft. — In No. 285 bezeichnet Dräseke den in Patins Buch „Heraklits Einheitslehre“ S. 45, 14 geführten „Nachweis einer Berührung zwischen Heraklit und Herodot“ als eins der wichtigsten und wesentlichsten Ergebnisse der Untersuchungen dieses Gelehrten und giebt die betreffenden Hauptstellen aus Patin wieder ohne ihnen etwas hinzuzufügen. S. u. zu No. 320.

Lommer glaubt bei Euripides eine viel größere Zahl von Anklängen an H. gefunden zu haben, als man sonst anzunehmen pfleg

An einzelnen der von ihm angeführten Stellen liegt die Beziehung auf den Ephesier klar zu Tage oder ist doch wenigstens wahrscheinlich; so Eurip. Fr. 905, 3, 4[1] (ich citiere nach der ersten Ausgabe von Nauck, da mir die zweite nicht zur Hand ist) vgl. mit H. Fr. 48 u. a., Hel. 1617 σώφρονος ἀπιστίας vgl. mit Fr. 116; Hippol. 1108 vgl. mit Fr. 79 (das Wortspiel αἰὼν . . . αἰεί erinnert an H.); Heraclid. 900 αἰών τε χρόνου παῖς vgl. mit demselben Fr. und Lukian vit. auct. c. 14 αἰῶνος παιδιῇ; Eur. Fr. 1058, 3. 4 vgl. mit Fr. 82; Herc. 735 ff. vgl. mit Fr. 45. 69. 62; Eur. Alk. und Fr. 957 vgl. mit Fr. 66 (Wortspiel mit βίος und βιός, aber Phoen. 1161 ist schwerlich hierher zu ziehen); Jon 969 (vgl. H.s πάντα χωρεῖ oder ῥεῖ und οὐδὲν μένει). An anderen Stellen dagegen ist die Beziehung sehr zweifelhaft: so Eur. Fr. 890 trotz der Verbindung, in der es Aristot. Eth. Nik. 1155b 3 (vgl. Eth. Eud. 1235a 16) mit einer Meinung H.s anführt. Namentlich darf man da, wo Eur. von einem anderen, besseren Leben redet, nicht auf heraklitischen Ursprung schließen, sondern es wird, soweit überhaupt eine Entlehnung anzunehmen ist, eher an die Orphiker, Pythagoreer oder die Mysterienlehre zu denken sein. Öfter bezieht Verf. auch solche Verse auf H., die aller Wahrscheinlichkeit auf Anaxag. (so Fr. 836 und 1007) oder auf andere Philosophen wie Anaximander (Fr. 902) oder Xenophanes (Herc. 1345 und sonst) zurückgehen. Das ganze Verfahren Lommers ist überhaupt sehr unkritisch und willkürlich; von einer gründlichen, gleichmäßig den Inhalt wie die Form berücksichtigenden Vergleichung der mit einander in Beziehung gesetzten Stellen ist kaum etwas zu spüren. So trägt er kein Bedenken, sprichwörtliche Wendungen bei Eurip. wie ἄπεισι κἂν παρῶσιν ὁμῶς Fr. 523 oder μεταβολὴ πάντων γλυκύ Orest 234, weil sie zufällig auch von H. verwendet worden sind, oder die an den bekannten Ausspruch des Bias erinnernden Worte πολλοὶ γὰρ κακοί Jph. T. 678, die H. Fr. 111 anführt, aus diesem abzuleiten. In manchen Fällen ist die Annahme einer Abhängigkeit des Eur. von H. geradezu thöricht zu nennen; so, wenn Suppl. 216 auf H. Fr. 96 zurückgeführt wird, oder gar für so allgemein gehaltene Aussprüche wie τὸ λίαν ἧσσον ἐπαινῶ τοῦ μηδὲν ἄγαν Hippol. 264 f. heraklitischer Ursprung gewittert wird. An dieser verkehrten Sucht, bei Eur. überall philosophische Reminiscenzen aufzuspüren, leidet überhaupt die ganze Abhandlung. Freilich steht L. hieran nicht allein, wie wir später bei Besprechung einzelner auf das Verhältnis dieses Dichters zur griechischen Philosophie bezüglichen Untersuchungen sehen werden.

Scala*) bespricht im 3. Abschnitt die philosophischen Studien

---

*) Ich bemerke hier, daß Scala S. 83 f. einen kleinen Beitrag zu Epicharm liefert, den ich oben in dem auf diesen bezüglichen Abschnitte

des Polybios. Nachdem er bemerkt hat, daß die gesamte Lebensauffassung des Pol. dem Gedankenkreise der stoischen Schule entsprungen ist, verfolgt er S. 88—97 die heraklitischen Spuren in dem Werke des großen Geschichtschreibers. Dieser führt an zwei Stellen heraklitische Bruchstücke an: 4, 40, 3 Fr. 14 und 12, 27, 1 Fr. 15. An der zweiten Stelle haben C. F. Hermann, Leutsch und Dindorf Ἡρόδοτον statt Ἡράκλειτον setzen wollen, mit Unrecht, wie Sc. in Übereinstimmung mit Bernays (Ges. Abh. I 94, 1) glaubt, da Herodot bei Pol. nie genannt wird und kein Grund vorliegt, eine solche Verwechselung der Namen anzunehmen. In der Herodotstelle I 8 liegt ein zum geflügelten Wort gewordener Ausspruch H.s vor.*) Vermutlich hat P. noch an anderen Stellen heraklitische Anregungen empfangen. Eine solche glaubt Sc. 6, 47, 9 und 1, 4, 7 entdeckt zu haben. Der hier entwickelte Gedanke von der Vorzüglichkeit des Lebendigen im Vergleich zu den Leblosen geht vielleicht auf H. zurück, da er sich auch bei Plut. d. Is. 76 S. 382 B findet und zwar im Zusammenhange mit einem Ausspruch H.s (= Fr. 19). Da sich nun die 1, 4, 7 mit diesem Gedanken verbundene Entgegensetzung des Ganzen und seiner zerrissenen Teile auch bei dem Verfasser von π. διαίτης findet, so scheint Pol. zwei heraklitische Gedanken vereinigt zu haben, von denen der zweite übrigens gleichfalls bei Plut. vit. Lycurgi und zwar in stoischer Umgebung wiederkehrt. Freilich hat Pol. auch aus der Stoa geschöpft, die aber ihrerseits an H. angeknüpft haben könnte. Wir haben es hier mit einer hübsch ersonnenen, aber doch keineswegs sicheren Kombination zu thun, die Verf. selbst nur als anspruchslose Vermutung ansieht. — Daß ferner Pol. die heraklitische ὁμόνοια διὰ τῶν ἐναντίων, οὐ διὰ τῶν ὁμοίων, die ἐναντιοτροπή oder ἐναντιοδρομία gekannt hat, geht nach Sc. aus 39, 1, 4 ff. hervor, wo die Abwechselung der Scenerie im Drama [vielmehr in der geschichtlichen Darstellung] damit gerechtfertigt wird, daß die Natur selbst den Wechsel gebietet und kein Sinn durch das Einerlei befriedigt wird; vgl. H. Fr. 82. 83 und π. διαίτης c. 15 sowie zu Pol. 39, 1, 7 π. δ. c. 18 und zu dem bei Pol. über die Abwechselung in der Musik

---

übersehen habe. Sc. vermutet dort, daß die bei Polyb. 31, 21, 12 dem epicharmischen Verse νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν κτλ. vorhergehenden drei Stellen gleichfalls aus Epich. genommen seien. Anders Meineke Philol. 14 S. 5. An der Echtheit des bei Laert. 3, 11 als epicharmisch angeführten λόγος περὶ αὐξήσεως zweifelt Sc. nicht, da Platon Theaet. 152 E sich offenbar auf eine solche Stelle bezieht und aus Plut. Mor. 1083 A hervorgeht, daß auch Chrysipp die Verse für echt gehalten hat.

*) Ein Anklang an Fr. 15 findet sich auch bei Philon de sacr. Ab. et Caini § 6, wie P. Wendland, „Neu entdeckte Fragmente Philos" Berlin 1891 S. 132 erkannt hat.

Bemerkten dasselbe Kap. und H. Fr. 43. Endlich führt Sc. zu H. Fr. 113 (εἷς ἐμοὶ μύριοι) und zu Fr. 110 eine Anzahl Stellen an, wo Pol. den Wert des Einzelnen hervorhebt.

2. Ausgaben der Fragmente und Beiträge zur Kritik und Erklärung des Textes.

288. Heracliti Ephesii reliquiae rec. J. Bywater. Oxonii 1877. XIII, 90 S. 8.

289. J. Bywater, Heraclitus and Ammianus Marcellinus. Journ. of Philol. VI (1876) S. 88—90.

290. J. Bywater, Heraclitus and Albertus Magnus. Ebd. IX (1880) S. 230—234.

291. The fragments of the work of Heraclitus of Ephesus on nature translated from the greek text of Bywater by G. P. W. Patrick. Baltimore 1889. X, 131 S. 8.

292. J. Bernays, Gesammelte Abhandlungen, herausg. v. H. Usener. B. I. Berlin 1885. Darin:

- I. Heraclitea [bereits S. 284 besprochen].
- II. Heraklitische Studien I. S. 37—64. II². S. 64—73.
- III. Neue Bruchstücke des H. v. E. S. 74—101.
- V. Anzeige von Bywaters Sammlung der Bruchstücke H.s [s. zu No. 288].
- XXII. Ad Chr. Car. J. Bunsenium [de Hippolyti refutatione haeresium] epistola critica. S. 291—326.

293. E. Warmbier, Studia Heraclitea. Diss. inaug. Berolini 1891, Mayer und Müller. 30 S. 8.

294. A. Goldbacher, Ein Fragment des H. Zschr. f. österr. G. 27 (1876) S. 496—500.

295. Th. Gomperz, Marginalia. Rh. M. 32 (1877) S. 476 f.

296. E. Petersen, Ein mißverstandenes Wort des H. Herm. 14 (1879) S. 304—307.

297. K. J. Neumann, Heraclitea. Herm. 15 (1880) S. 605 ff.

298. Derselbe, Nachtrag zu Herm. 15 S. 607. Herm. 16 (1881) S. 159 f.

299. K. Buresch, Klaros. Untersuchungen zum Orakelwesen des späteren Altertums. Nebst einem Anhange, das Anecdoton χρησμοὶ τῶν Ἑλληνικῶν θεῶν enthaltend. Leipzig 1889.

300. The Theaetetus of Plato by Lewis Campbell. 2. ed. Oxford 1883. Appendix A. S. 241—252.

301. Th. Davidson, Herakleitos Frg. 36 Byw. (86. 87 Mull.). Americ. Journ. of Philol. 5 (1884) S. 503.

302. R. Ellis, Adversaria. J. of Philol. 17 (1888) S. 140 f.

303. O. Dingeldein, Zu Herakleitos. Jahrb. f. Philol. 145 (1892) S. 191 f.

304. P. Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung. Ein Beitrag zur Gesch. d. nacharistotel. Philosophie. Berlin 1892.

305. A. Engelbrecht, Vermeintliche Spuren altgriechischer Astrologie. Eranos Vindob. Wien 1893. S. 125—130.

306. F. Tocco, Heraclit. Fr. XXV (p. 11 Byw.). Stud. ital. di filol. class. IV (1896) S. 5 f.

Die anerkanntermaßen vortreffliche Ausgabe Bywaters ist allen, die sich eingehender mit griechischer Philosophie beschäftigen, längst ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden und wird es auch nach der in ihrer ganzen Anlage wesentlich von ihr verschiedenen neuesten Ausgabe von Diels (Berlin 1901) bleiben. In der auf knappstem Raum eine Fülle von Belehrung bietenden Vorrede bemerkt B. (S. V), daß er die Reihenfolge der Fragmente so gegeben habe, wie sie nach seiner Meinung dem Zusammenhange der einzelnen Aussprüche am besten entspreche; er sei sich dabei wohl bewußt gewesen, daß andere in einer so zweifelhaften Sache anders geurteilt hätten und urteilen könnten. In der That ist die Anordnung der heraklitischen Fragmente ein bisher ungelöstes und bei der Beschaffenheit unserer Überlieferung unlösbares Problem. Nur das eine muß nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Aristoteles und des Sextus als feststehend betrachtet werden, daß Fr. 2 Byw. den Anfang des Buches bildete. Mit Unrecht hat ihm B. sein Fr. 1 vorausgeschickt. Zwischen einzelnen Fragmenten läßt sich wohl ein innerer Zusammenhang erkennen, wie ihn besonders Patin für die nach seiner Auffassung sich an Fr. 1 B. zunächst anschließenden Bruchstücke herzustellen versucht hat. Aber auch wenn es gelungen ist, eine solche inhaltlich lückenhafte Folge einer Anzahl von Fragmenten zu gewinnen, bleibt es immer fraglich, ob sie der von H. wirklich eingehaltenen entspricht, da wir über das in seinem Werke beobachtete Prinzip der Anordnung nichts wissen. Näheres hierüber s. zu No. 319. Eine andere Frage ist, ob nicht manche der von B. getrennt aufgeführten Bruchstücke besser zu einem einzigen zusammengezogen worden wären; so z. B. Fr. 45 und 56 (παλίντονος scheint mir nur eine abweichende Lesart zu παλίντροπος zu sein, das durch Parm. 6, 9 verbürgt ist; s. Diels Parm. S. 70); ferner Fr. 47 u. 48. Daß Fr. 47—76 nur abweichende Fassungen eines Bruchstückes sind, hat Diels in seiner Besprechung der Bywaterschen Ausgabe (Jenaer L.-Z. 1877, 393 ff.)

richtig bemerkt (vgl. jetzt Diels in seiner Ausg. zu Fr. 118). Dies gilt nach Diels auch von Fr. 41. 42 und 81. S. VI bezeichnet B. als neu hinzugekommene Fragmente die beiden No. 39 und 130. Bedeutend größer ist der Zuwachs an Parallelstellen, die B. unter dem ersten Strich hinzugefügt hat. Manche von diesen Stellen wären richtiger in den Text der Fragmente selbst aufgenommen worden, wie dies jetzt Diels mehrfach gethan hat. — Über die Echtheit der einzelnen Bruchstücke äußert sich B. S. VII ff., wobei er darauf hinweist, daß in den Quellen H. öfter mit homonymen Schriftstellern wie dem Allegoristen oder mit solchen, die einen ähnlich lautenden Namen führten, verwechselt worden ist (vgl. auch zu Fr. 138). Ausführlicher verbreitet er sich über die beiden zu Fr. 119 aus Eustathios und dem schol. Ven. ad Iliadem angeführten Stellen, nach denen H. den Homer als ἀστρολόγος bezeichnet hat. Im einzelnen kann man natürlich mit dem Herausgeber darüber rechten, ob ein Fragment als unecht zu betrachten sei oder nicht. Fr. 138 hat er wohl mit Unrecht unter die spuria gesetzt (vgl. Diels Fr. 81). — Was die oft sehr zweifelhafte Zuverlässigkeit der überlieferten Form der Fragmente betrifft, so macht B. S. IX darauf aufmerksam, daß auch die Schriftsteller der besten Zeit, z. B. Aristot., in ziemlich freier Weise zu citieren pflegen, während die späteren meist aus abgeleiteten Quellen schöpfen und einer oft den anderen ausschreibt. Zu den wenigen, die H.s Werk selbst benutzt haben, gehört sicher Hippolytos, vielleicht auch Clemens und Plotin. — Den Schluß der Vorrede bildet eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der Ionismen bei H., auch der lexikalischen, zu denen noch eine Anzahl eigentümlich heraklitischer Ausdrücke kommen, welche sich, wie B. bemerkt, leicht aus dem Index verborum (am Schlusse des Buches) vermehren ließen. Dieser Index ist übrigens nicht ganz vollständig. So fehlen z. B. νήπιος Fr. 97 und παίζων Fr. 79. — Wertvolle Zugaben sind die Vita Her. bei Laert., die heraklitisierenden Abschnitte aus de diaeta, zwei Bruchstücke des Skythinos, die heraklitische Anklänge enthaltende Stelle aus Lukian Vit. auct. c. 14, die heraklitischen Briefe und ein Epimetrum ad excerpta Hippocratea aus Zosimos π. ἀρετῆς καὶ συνθέσεως ὑδάτων. Überall ist hier auf die Textgestaltung die größte Sorgfalt verwendet worden. Besonders die Abschnitte aus d. diaeta und die Briefe haben nach dem Urteile von Diels (a. a. O.) bedeutend gewonnen. — Vgl. Cron Ph. Anz. 17, 384 ff., Teichmüller Gött. gel. Anz. 1877, 825 ff., M. H. (Heinze?) L. C.-Bl. 1877, 1169 f. und J. Bernays Ges. Abh. I, 106 ff.

Bereits vor Herausgabe der Fragmente hatte Bywater in No. 289 nachgewiesen, daß das angeblich bei Ammian 21, 16, 4 stehende Fr., das Schuster sogar ins Original zurückübersetzt hat, auf einer mißverständ-

lichen Lesung v. Plut. d. coh. ira 9 S. 457 (= Fr. 105) beruht und durchaus nichts Heraklitisches enthält. — Ein neues Fr. hat dann B. in No. 290 seiner Sammlung hinzugefügt. Es findet sich bei Albertus M. de veget. VI 405 S. 545 Meyer und lautet: si felicitas esset in delectationibus corporis, boves felices diceremus, cum inveniant orobum ad comedendum. Von dem orobus (= ervum ervilia Linn.) wissen wir, daß es einen bitteren und scharfen Geschmack hatte und als Viehfutter diente, von den Menschen dagegen außer bei Hungersnot verschmäht wurde. Aus gewissen Parallelstellen kann man schließen, daß der ursprüngliche Ausspruch H.s den Vergleich zwischen Ochse und Mensch zog, wie denn solche Vergleichungen zwischen Tier und Mensch öfter bei H. vorkommen. Die Worte si felicitas—corporis sind ein wahrscheinlich von einem patristischen oder neuplatonischen Mittelsmann gemachter Zusatz. [Diels in Fr. 4 hat sie indessen mit aufgenommen.]

Patricks zuerst im Amer. J. of Psychol. 1888 erschienene Arbeit enthält zwar keinen nennenswerten positiven Beitrag zur Erkenntnis der heraklitischen Philosophie, aber sie bietet allen, die sich durch die Schwierigkeiten des Urtextes der Fr. nicht durchzuarbeiten vermögen, ein willkommenes Hülfsmittel. Der Abschnitt des Buches, der dem Titel zufolge als Hauptteil anzusehen ist, obwohl er nur wenig über ein Drittel des Ganzen umfaßt, bringt außer der englischen Übersetzung der Bruchstücke einige „critical notes“ und den griechischen Text nach Bywater. Daß P. sich an diesen Text genau anschließt, ist zu billigen. Nur hätte er hierin Konsequenz üben und nicht an einigen, wenn auch nur ganz wenigen, Stellen ohne zwingenden Grund von seiner Vorlage abweichen sollen. Am ehesten läßt sich noch die Aufnahme der Bernaysschen Vermutung: ἐνθάδε ἐόντας in den Text von Fr. 123 rechtfertigen, da sie das Fr. wenigstens lesbar macht. Die kritischen Anmerkungen, die übrigens weniger der Kritik als der Erklärung der Fr. dienen, sind dürftig und unvollständig. Das wenige Neue darin ist unerheblich oder verfehlt. So wird uns in der Anm. zu Fr. 107 zugemutet, κατὰ φύσιν ἐπαΐοντας in der Bedeutung „giving ear to Nature“ für eine zulässige Verbindung zu halten. Die Übersetzung der Fragmente muß im allgemeinen als wohlgelungen bezeichnet werden. Sie giebt den Sinn der griechischen Worte oft in freieren Wendungen, aber mit seltenen Ausnahmen treffend wieder. Ab und zu laufen grammatische Ungenauigkeiten mit unter. So wird Fr. 2 γίνονται mit „make themselves“ und τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους mit „some men“ wiedergegeben. Fr. 79 übersetzt P.: „Time is a child playing at draught, a childs kingdome“. Aber παιδὸς ἡ βασιληίη kann nicht als Apposition zu αἰών gefaßt werden, sondern ist ein selbständiger Satz: „einem Kinde gehört die Herrschaft der Welt“. Fr. 112: Βίας —, οὗ πλέων λόγος ἢ τῶν ἄλλων;

whose word (!) was worth more (!) than that of others". Das Richge hätte P. in der lateinischen Übersetzung der Stelle in Cobets aert. I 88 finden können: cuius est fama illustrior quam ceterorum. — ie Einleitung zerfällt in zwei Abschnitte, einen historisch-kritischen ıd einen rekonstruktiven, in dem P. seine eigene Auffassung des Syems darlegt. In dem ersten werden die wesentlichen Ergebnisse der rbeiten Lassalles, Schusters, Teichmüllers und Pfleiderers kurz, aber ar und scharf zusammengefaßt und kritisch beleuchtet. Die Kritik er drei erstgenannten stützt sich auf das Urteil bewährter Forscher, esonders Zellers, und bringt daher wenig Neues. Die Besprechung es Buches von Pfleiderer aber hält sich zu sehr an der Oberfläche: er Kernpunkt seiner Auffassung, die Abhängigkeit H.s von der ysterienlehre, wird nur obenhin gestreift. Den zweiten Abschnitt itte sich P. sparen können. Auf 27 Seiten die Grundlehren H.s zu ıtwickeln, ist ein Ding der Unmöglichkeit: von einer wissenschaftchen Begründung kann da keine Rede sein. Es liegt daher auch keine eranlassung vor, auf die vielfach anfechtbaren Aufstellungen Patricks nzugehen. — Vgl. meine Besprechung Berl. Ph. Wschr. 1890, 333 ff. ıd die im Class. Review III (1889), 399 f.

In Bernays' Ges. Abh. No. II hat zu den aus dem Rh. M. 1850 90 ff. wieder abgedruckten „Herakl. St." I Usener aus dem handhriftlichen Nachlaß einige Ergänzungen hinzugefügt. S. 47, 2 wird ne Konjektur Sauppes zu dem Heraklitcitat bei Plut. cons. ad Apoll. 06 F: συγχέασα αὐτούς statt συνεχεῖς αὐτοῖς zurückgewiesen. S. 53, 1 ermutet B., daß die Worte bei Censorin. d. d. nat. 17 (Byw. zu Fr. 17) ı Original etwa so gelautet haben: φύσις εἰς σπορὰν ἐπανέρχεται. S. 54 emerkt er, daß das bei Hippol. V 7 dem Hippokrates zugeschriebene, unserer hippokratischen Sammlung aber nicht auffindbare Wort: ττὰ ἐτῶν παῖς πατρὸς ἥμισυ für H. vortrefflich passe. S. 57, 3 wird ristot. d. cael. 279 a 23 eine Anspielung auf H.s αἰών (Fr. 79) gesucht. 60, 1 wird zu dem heraklitischen Bilde vom Töpfer Tertull. apol. 47 erglichen. — Die daran sich anschließenden „Herakl. St." II bilden n Novum. Sie bestehen: 1. aus einem nach der Einleitung abebrochenen Entwurf der versprochenen Fortsetzung der „Her. St.", dem vermutet wird, Plutarch habe in dem verlorenen 11. Stück des Buches der Tischgespräche den Satz ausgeführt, daß „wir nicht dielben bleiben, da die Substanz ewig fließt". Diese Ausführung muß ne Menge heraklitischer Sätze enthalten haben. Derselbe Punkt wird on Plutarch auch d. sera num. vind. 15 S. 559 unter ausdrücklicher rwähnung H.s (neben Epicharm) und eingehender in der Schrift de E? 18 besprochen. 2. aus einem von drei handschriftlich vorliegenden ntwürfen zum Kolloquium bei seiner Habilitation. Die Habilitations-

schrift lautete: De scriptorum qui fragmenta Heraclitea attulerunt auctoritate. Hier findet sich die auch im 1. Teil der „Her. St.“ ausgesprochene Vermutung wieder, daß in dem angeführten Kapitel der Schrift de EI H. außer an den beiden Stellen, wo er ausdrücklich genannt wird, noch vielfach benutzt werde. Auch was über den Wechsel der Zeit gesagt werde, sei heraklitisch.*) In der Parallelstelle bei Skythinos ist nach B. für das überlieferte παρεωνιατῶν περαίνει oder etwas Ähnliches zu schreiben [andere Konjekturen s. bei Wachsmuth zu Stob. I 8, 43; vgl. Bywater S. 68]. In dem anderen heraklitisierenden Skythinosfragment erkennt er zwei iambische Senare [anders Bywater a. a. O.]. — Die Heraclitea bei Stobäus bedürfen nach B. sorgfältiger Prüfung, da hier leicht Irrtümer in den Lemmata vorkommen konnten, da ferner St. oft die Worte der Erklärer mit denen H.s vermischt, und da er endlich auch untergeschobene Schriften als echt ansieht. So hat Schleiermacher mit Recht Fr. 106 und 107 als unecht bezeichnet [Diels läßt sie in seiner Ausgabe als echt gelten, ändert aber in beiden σωφρονεῖν in φρονεῖν]. Aber auch das von Schl. für echt gehaltene Fr. 18 ist dem H. abzusprechen, da der darin enthaltene Gedanke, daß das σοφόν (= θεόν, wie aus der Randglosse ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον hervorgeht) von allem geschieden sei, nicht heraklitisch ist. B. vermutet, daß ein späterer Schriftsteller aus alexandrinischer Zeit das Fr. unter H.s Namen erdichtet habe [s. jedoch Gomperz in der unter No. 316 zu besprechenden Schrift]. — Weiter bemerkt B., daß die Späteren unechte Stellen gern aus den pseudoheraklitischen Briefen nehmen, deren es im Altertum mehr gab als jetzt (einen solchen hat Boissonnade adn. in Eunapium 424 ff. aus einem cod. Vat. herausgegeben). In diesen Briefen wird gewöhnlich ein Ausspruch H.s in Worte und Anschauungen einer späteren Zeit, besonders in solche jüdischen oder christlichen Ursprungs gekleidet. B. vergleicht epist. IV extr. mit Fr. 127 und 126. Letzteres hält B. für unecht; es unterliege dem Verdachte jüdischen oder christlichen Ursprungs (die δόμοι seien nicht aedes, sondern lapidum tabulata; vgl. Jeremias 2, 27), der noch stärker werde, wenn man Sylburgs Konjektur δοκοῖσι für δόμοισι annehme. Auch Fr. 7 spricht er dem H. ab; durch die Verbindung, in der es Clemens mit Jesaias 7, 1 bringe, werde der Betrug aufgedeckt. [Mit diesen Athetesen hat der gelehrte und scharfsinnige Heraklitforscher einen entschiedenen Fehlgriff gethan; sie sind

*) Vgl. dazu, was H. v. Arnim „Quellenstudien zu Philo v. Alexandria“ (Philolog. Unters. v. Wilam. XI [1888]) im 2. Kap.: „Philo und Aenesidem“ über eine eigentümliche auf Aenesidem zurückgehende Verbindung von Skepsis und Heraklitismus sagt, die uns bei Philo d. ebr. und d. Josepho sowie in dem angeführten Abschnitt aus de EI (über diesen S. 93 ff.) vorliegt.

denn auch sämtlich von Diels in seiner Ausgabe nicht anerkannt worden.] Mit Unrecht dagegen hat Schl. Fr. 130 angezweifelt, das ihm freilich nur aus den späten Zeugnissen des Elias Cret. und Gregor Naz. bekannt war: die neu hinzugekommenen Gewährsmänner Apoll. Tyan. und Columella (= Fr. 53) [ihnen reiht sich jetzt auch noch Aristokritos an; s. Diels Fr. 5] beseitigen jeden Zweifel. — Die Abh. No. III (= Rh. M. 1854 S. 241 ff.) enthält in den kritischen Noten einige Zusätze des Verfassers zum Text von Hippolyt. IX 9 und 10. Zur Bedeutung von ἐπίστασθαι = οἴεσθαι werden einige Herodotstellen angeführt. Der Gebrauch von γνώμη bei H. (γνώμη Fr. 19 = Geisteskraft, Vernunft, γνῶμαι Fr. 96 = Wahrheiten) wird durch eine Reihe von Beispielen aus Ion, Theognis, Äschylos, Euripides, Kleanthes, Demokrit, Antiphon und den Heraklitbriefen belegt, zu denen sich noch manche andere, z. B. Epicharm bei Laert. III 16, hinzufügen ließe. Βορβόρου, das H. Fr. 4 statt βαρβάρους geschrieben hat, wird vielleicht durch Platon rep. 533 D bestätigt, da dieser hier möglicherweise H. im Sinne hat (?). Die Richtigkeit der überlieferten Lesart εἰδέναι in Fr. 1, wofür Bywater [und jetzt auch Diels] εἶναι setzt, wird bewiesen durch den Gegensatz, in dem das πάντα εἰδέναι zu der Vielwisserei, πλεῖστα εἰδέναι in Fr. 35 (vgl. 16) steht, und noch deutlicher durch Hippokr. π. σαρκῶν 2. Bd. I 425 K. (?). — In No. XXII finden sich S. 324, 1 und 325, 1 zwei Zusätze. An der ersten Stelle vergleicht B. zu ἐγερτὶ ζώντων καὶ νεκρῶν Soph. Ant. 851. An der zweiten giebt er eine Anzahl Belegstellen aus Homer, Äschylos, Sophokles, Herodot, Xenophon, Demosthenes und Aristoteles dafür, daß die Griechen den Gedanken der Auferstehung der Toten kannten, wenn sie auch nicht daran glaubten.

Warmbier bespricht eine Anzahl schwieriger Fragmente in desultorischer Weise. Manches wird zu oberflächlich berührt, als daß der Forschung daraus ein Gewinn erwachsen könnte, und wo Verf. sich auf eine genauere Begründung einläßt, ist sie nicht selten unzulänglich. Doch enthält die Arbeit einige beachtenswerte Erklärungen, und in der Zurückweisung der Deutungen Früherer wie Schusters und Pfleiderers kann man ihm großenteils beipflichten. In Fr. 2 verbindet er αἰεί, nicht wie es meistens geschieht, mit dem Vorhergehenden, sondern im Anschluß an Schleiermacher mit dem Folgenden. Diese Beziehung ist denkbar, doch verdient die andere den Vorzug. Sicher mit Unrecht aber unterscheidet er in dem darauf folgenden Satze zwei von H. gescholtene Menschenklassen: πειρώμενοι καὶ ἐπέων καὶ ἔργων κτλ. d. i. die Philosophen und τοὺς δὲ ἄλλους, nämlich den großen Haufen. Τοὺς δὲ ἄλλους steht vielmehr im Gegensatz zu dem unmittelbar vorhergehenden ἐγώ. Verfehlt ist auch in Fr. 91, das W. mit Patin (s. zu No. 319) den Anfängen der Schrift H.s zuweist, die Auffassung des πᾶσι in

ξυνόν ἐστι πᾶσι τὸ φρονέειν und des πάντων in τῷ ξυνῷ πάντων als Neutrum; es muß vielmehr als Masculinum angesehen werden, da nach dem Zusammenhange nur an die allen Menschen gemeinsamen Vernunft gedacht werden kann. In Fr. 28 dagegen ist πάντων Neutrum, wie W. zutreffend gegen Schuster bemerkt. — Die wunderliche Vermutung Crons (s. zu No. 318), daß sich H. in Fr. 65 und ebenso in Fr. 111 gegen die Lehre des Xenophanes wende, wird mit Recht abgelehnt und auf gewisse Übereinstimmungen zwischen beiden Philosophen hingewiesen. Darin jedoch geht W. zu weit, daß er bei H. eine ähnliche Auffassung des Verhältnisses zwischen dem allweisen Einen und den vielen Göttern voraussetzt, wie sie nach Freudenthal bei Xenoph. zu suchen ist, und jenem die Annahme zuschreibt, es gebe viele Götter, die alle der Notwendigkeit gehorchen. Davon findet sich in der Überlieferung nicht die geringste Andeutung. Die Frage der Einheit oder Vielheit der Götter hat allem Anschein nach den Ephesier überhaupt nicht beschäftigt, und es ist müßig, in bezug auf diesen Punkt Widersprüche zwischen einzelnen Fragmenten aufzuspüren. — Daß in Fr. 111, wie Verf. mit Bernays glaubt, die Ruhmsucht gegeißelt wird, ist ebensowenig wahrscheinlich wie, daß bei Cic. Tusc. III 2 ff. der Inhalt dieses Fr. umschrieben wird. — Ganz unmöglich ist die Deutung des κόσμος in Fr. 20 im Sinne der staatlichen Ordnung; H. konnte nimmermehr diese als κόσμον τόνδε τὸν αὐτὸν ἁπάντων bezeichnen; er hätte denn die Verschiedenheit der menschlichen Einrichtungen leugnen müssen. — Daß in Fr. 21 τροπαί des Feuers anders als in Fr. 25, wo die vier Elemente erscheinen, beschrieben werden, ist richtig; aber vielleicht ist Fr. 25, was W. selbst für möglich hält, mit Zeller S. 676 f. für unecht zu halten oder besser mit Diels (in seiner Ausg.) anzunehmen, daß hier unter stoischem Einflusse der ἀήρ eingeschwärzt worden sei.

Goldbacher sucht das in der Schrift π. κόσμου offenbar nicht fehlerlos, in den Handschriften des Apuleius de mundo c. 36 S. 369 (s. Goldbachers Ausg. des Apuleius Wien 1876) ganz unleserlich überlieferte Fr. 55 herzustellen und fügt so den zahlreichen Entzifferungsversuchen der Kritiker einen neuen hinzu: Ζεὺς ἅπαντα εὐεργε-<τεῖ> ὁμῶς <ὡς> ἄν τινα μέρη σώματος αὐτοῦ. Alle diese Bemühungen erscheinen jetzt als nutzlos, nachdem Diels in den S.-B. d. Berl. Ak. 1901 S. 196 ff. aus den beiden zuverlässigsten Handschriften des Apul. die richtige Fassung gewonnen hat: πᾶν γὰρ ἑρπετὸν <θεοῦ> πληγῇ νέμεται (vgl. Diels' Ausg. Fr. 11).

Gomperz weist zunächst darauf hin, daß Bywater ein von ihm bereits in der Zschr. f. österr. Gymn. 1866 S. 698 ans Licht gezogenes Heraklitfragment aus Philodem Rhet. I col. 57 [S. 351 Sudh.]: (ἡ ῥητορικὴ) κατὰ τὸν Ἡράκλειτον κοπίδων ἐστὶν ἀρχηγός (fast gleichlautend

od. col. 62) übersehen hat. Von H.s Schmähungen der Rhetorik hat ch ein verdunkelter Nachhall im Etym. M. s. v. κοπίς und im Schol. ı Eurip. Hec. I 254 Dind. erhalten; vgl. dazu Bywater zu Fr. 138 nd Diels Arch. III 454 (s. o. zu No. 289). Außerdem schlägt G. in r. 99 vor: ἀνδρῶν (statt ἄλλῳ, Bekker und Diels: ἀνθρώπων) γένει, nd Ps.-Hipp. d. diaet. I 4 S. 62, 12 Byw.: καὶ οὔτε τὸ ἀείζωον ιείζωον von der Vergangenheit auch bei H. Fr. 20; vgl. Melissos r. 6 und 7).

Petersen bespricht Fr. 97. Nach Zurückweisung der Erklärungen on Teichmüller, Schuster, Zeller, Bernays [der Heraclitea 15 δαίμονος ı δαήμονος verändert, wogegen Bergk Opp. II 303 δαίμονος verteidigt, as H. hier im Sinne von δαήμονος gebraucht habe; vgl. Platon Krat. 398 B, lesych. s. v. δαίμων, Archiloch. 4, 4] und Lassalle findet er die richtige eutung darin, daß νήπιος von ἀνήρ getrennt und als prädikative Eränzung zu ἤκουσε gefaßt wird; ἀκούειν πρός τινος sei, wie später ἀκ. ὑπό nd ἔκ τινος als Passivum zu λέγειν (= genannt werden von, im Rufe ehen bei) gebraucht, wofür Beispiele aus Sophokles und Herodot voregen. Der Sinn ist also: „Der Mann heißt dem Gotte einfältig wie as Kind dem Manne." Zum Gedanken vgl. Fr. 96 und 98. Auch elsus und Origines haben den Ausspruch so verstanden, und dasselbe at wohl auch schon Hörschel in seiner 1605 erschienenen Übersetzung er Fragmente gemeint. Diese Erklärung erscheint einleuchtend und t auch von Diels in seiner Ausgabe Fr. 79 angenommen (nur übersetzt r νήπιος mit „Kind"), wogegen Zeller 712, 2 ihre Richtigkeit zwar icht unbedingt bestreiten will, aber seine frühere Deutung auch jetzt och für natürlicher hält.

Neumann hat in No. 297, aus der in einer Tübinger Abschrift er i. J. 1870 verbrannten Straßburger Justinhandschrift erhaltenen ρησμοί (Excerpte aus der θεοσοφία eines Anonymus, der unter dem Kaiser enon schrieb [vgl. auch Neumann, Zschr. f. Kirchengesch. IV 284 ff.] ier Heraklitfragmente veröffentlicht. Den genauen Text findet man bei uresch, der die χρησμοί im Anhange zu No. 299 vollständig herausegeben hat. Von diesen Fragmenten ist No. 1 bekannt (= Fr. 3). o. 2 enthält die Frr. 126 und 130 in umgekehrter Reihenfolge und ereinigt sie durch einen allein von dem Anonymus aufbewahrten wischensatz zu einem Bruchstück. Das Ganze lautet (vgl. Diels Fr. 5): αθαίρονται δ' ἄλλως (ἄλλως ausgelassen bei Elias Cret. in Fr. 130) ἵματι μιαινόμενοι οἷον (ὥσπερ ἂν Elias, ὁκοῖον Neumann und Buresch) ἴ τις εἰς πηλὸν ἐμβὰς πηλῷ ἀπονίζοιτο. Μαίνεσθαι δ' ἂν δοκοίη (δοκέοι Neum. Bur.), εἴ τις αὐτὸν ἀνθρώπων ἐπιφράσαιτο οὕτω ποιέοντα. καὶ τοῖς ἀγάλμασι δὲ (δὲ fehlt bei Clem. und Orig. in Fr. 126) τουτέοισιν ὔχονται ὁκοῖον (ἔχονται οἷον Tub.) εἴ τις δόμοισι λεσχηνεύοιτο (θύειν) [θύειν

im Tub. hinzugefügt] <οὔτι γινώσκων (γινώσκοντες H. Weil Rev. d. philologie II 86) θεοὺς οὐδ' ἥρωας οἵτινές εἰσι>. Das letzte Kolon ist aus Orig. von Bywater und Diels hinzugefügt. Inhaltlich schließt sich diesem Bruchstücke das in No. 4 an, das nach Buresch so lautet: Ὅτι ὁ Ἡράκλειτος ὁρῶν τοὺς Ἕλληνας γέρα τοῖς δαίμοσιν ἀπονέμοντας εἶπεν· „δαιμόνων ἀγάλμασιν εὔχονται οὐκ ἀκούουσιν, ὥςπερ ἀκούοιεν, οὐκ ἀποδιδοῦσιν, ὥςπερ οὐκ ἀπαιτοῖεν." Wenn Neumann dieses Bruchstück als Schluß zu No. 2 hinzufügt, so halte ich dies für falsch, da dann die Worte οὐκ ἀκούουσιν und οὐκ ἀποδιδοῦσιν mit dem weit entfernt stehenden ἀγάλμασιν verbunden werden müßten. Wir haben hier vielmehr ein selbständiges Fragment anzunehmen. Es fragt sich nur, ob es zu den echten zu rechnen ist. Diels in seiner Ausg. (Fr. 128) setzt es unter die unechten und bezeichnet es als eine schlechte Variante zu No. 2. Aber für eine bloße Variante scheint es mir doch zu verschieden von dem anderen Fr. zu sein. Auch trägt der darin ausgesprochene Gedanke heraklitisches Gepräge. In der unverständlichen Form freilich, in der es überliefert ist, kann es nicht von H. stammen. Diels streicht das οὐκ von ἀπαιτοῖεν und übersetzt den Schluß so: „die nichts leisten können, als ob sie zu fordern hätten." Aber auch so, meine ich, kommt der Gedanke zu keinem einigermaßen klaren und treffenden Ausdruck. Ich schlage folgende Fassung vor, die mir in ihrer kurzen und scharfen Zuspitzung der Gegensatzpaare H s durchaus würdig erscheint: οὐκ ἀκούουσιν ὅκωσπερ ἀκούουσιν, οὐκ ἀποδιδοῦσιν ὅκωσπερ <ἀποδιδοῦσιν>, οὐκ <ἀπαιτοῦσιν ὅκωςπερ> ἀπαιτοῦσιν. Die beiden Lücken habe ich bereits Berl. Ph. Wschr. 1899, 201 ebenso ergänzt, dort aber ὥσπερ und die beiden Optative stehen lassen. Die Form ὅκωσπερ ist jetzt durch Diels' Bemerkung zu Fr. 29 seiner Ausg. als die allein heraklitische gesichert: die Verbindung dieser Partikel mit dem Optativ aber ohne Hinzufügung von εἰ oder ἂν εἰ darf aus syntaktischen Gründen H. nicht aufgebürdet werden. — No. 3 lautet: Ὁ αὐτὸς πρὸς Αἰγυπτίους ἔφη· „εἰ θεοί εἰσιν, ἵνα τί θρηνεῖτε αὐτούς; εἰ δὲ θρηνεῖτε αὐτούς, μηκέτι τούτους ἡγεῖσθε θεούς. Während Neumann in No. 297 trotz der Einführungsworte πρὸς τοὺς Αἰγυπτίους das Fr. für heraklitisch hielt, erkannte er in No. 298 diese Annahme als irrtümlich, nachdem er inzwischen durch Hiller darauf aufmerksam gemacht worden war, daß eine ähnliche Äußerung mehrfach dem Xenophanes zugeschrieben wird. Ihre ursprüngliche Fassung liegt bei Aristot. rhet. 1400b 5 vor, wo die Angeredeten die Eleaten sind, während an drei Plutarchstellen die Ägypter genannt und an einer (amat. 18 S. 763 D) eine bestimmte ägyptische Gottheit, Osiris, erwähnt wird (Buresch fügt noch Ps.-Plut apophth. Lac. 228 D hinzu, wo Lykurg den Thebanern antwortet). N. zweifelt hiernach nicht, daß das Citat in den Χρησμοί mit dem Aus-

spruche des Xenoph. identisch ist, und wir werden ihm darin beistimmen müssen. Die Einwendungen Bureschs, der die Fassung der Aristotelesstelle nicht für die ursprüngliche hält und in dem Excerpt ein wirkliches Citat aus H.s Werk erblickt, sind nicht stichhaltig. Eine von ihm neu entdeckte Parallelstelle bei Epiphanios (c. 104 I 206 Dind.): Ἄλλος δὲ Ἡράκλειτος Αἰγυπτίοις φησίν· εἰ θεοί εἰσι, διὰ τί θρηνεῖτε αὐτούς; beweist nur, daß in spätgriechischen Philosophensprüchen das Apophthegma — denn ein solches ist es ohne Zweifel trotz des Präsens φησίν bei Epiph. — von Xenophanes auf H. übertragen worden ist.

Campbell sucht in der Appendix A zu seinem Theaetet darzuthun, daß H. und Parm. sich wahrscheinlich nicht direkt aufeinander bezogen haben [s. dagegen oben S. 255] und giebt hierbei von Fr. 56 eine Erläuterung, nach der man bei der παλίντονος ἁρμονίη des Bogens an die entgegengesetzte Bewegung der Hände beim Abschießen des Pfeils zu denken hat, wie ja auch der süße Klang der Leier auf einer ähnlichen Spannung und Rückspannung beruht.

Davidson schlägt in Fr. 36 statt ὅκωσπερ vor: ὅκως πῦρ [dasselbe hat, ohne Davidsons Vorschlag zu kennen, Pfleiderer „Die Philos. des H.“ 1886 im 1. Nachtrag S. 353 ff. nach einem Winke von G. Nestle vermutet], wobei er bemerkt, daß ὅκως bei H. fünfmal und ὅκωςπερ sechsmal vorkommt. Diels liest in seiner Ausg. Fr. 67 ὅκωσπερ <πῦρ>, wie er zuerst bei Ritter und Preller[7] ed. Schultess S. 32 ergänzt hat, und vergleicht dazu Cramer Anecd. I 167, 17 und Pindar Thren. 129. 130 Schr. Die von ihm hinzugefügte Bemerkung, daß H.s Stil ὅκωσπερ, nicht ὅκως verlange, ist gegen Davidsons Konjektur gerichtet. In der That scheint dieser zu irren, wenn er meint, H. habe ὅκως in demselben Sinne wie ὅκωσπερ gebraucht. Von den 4 Stellen, die Bywater im Index für ὅκως anführt, wird es an zweien (Fr. 2 u. 45, an letzterer daneben ὅκωσπερ) im interrogativen, nicht im vergleichenden Sinne angewandt; an der dritten (Fr. 77) steht es im ursprünglichen Texte bei Clemens nicht und wird von Diels gestrichen, und an der vierten (Fr. 100) schreibt Diels mit Meineke ὅκωςπερ (statt ὅκως ὑπὲρ) τείχεος. — Zu den Schlußworten von Fr. 36: ὀνομάζεται καθ' ἡδονὴν ἑκάστου denkt Davidson fälschlicherweise als Subjekt ὁ θεός statt πῦρ (vgl. Diels' Übersetzung).

Ellis glaubt in Fr. 22 u. 25 Verse zu erkennen. Die aber, die er herzustellen sucht, sind äußerst holprig und fehlerhaft. So verlängert er in ὕδωρ die erste Silbe und will uns weismachen, das Wort habe in der philosophischen Poesie diese Quantität gehabt.

Dingeldein erklärt Bernays' Konjektur zu Fr. 4 βορβόρου ψυχὰς ἔχοντος [s. o. S. 301] für überflüssig; der überlieferte Text βαρβάρους

ψυχὰς ἐχόντων sei nicht zu beanstanden. Für den Genetivus (subj. oder possess.) des Participiums nach vorausgehendem Dativ (selten Akkusativ) bringt er eine Anzahl Beispiele aus Homer bei und verweist auf Classen Beob. 174 ff. Dieselbe Auffassung der Stelle findet sich bei den meisten neueren Forschern, so bei Schuster, Pfleiderer, Zeller [der S. 716, 5 gegenüber der Einwendung Hirzels in den „Untersuchungen zu Cic." II 164, 2, daß βάρβαρος nicht den bezeichne, der meine Sprache nicht versteht, sondern den, der eine mir unverständliche redet, eine solche Unterscheidung als unerheblich bezeichnet und den Gebrauch von βάρβαρος bei Paulus 1. Kor. 14, 11 vergleicht] und Diels, der die fraglichen Worte treffend so erläutert: „wenn sie Seelen haben, welche die Aussagen der Sinne nicht richtig verstehen können."

Wendland bringt S. 81, 4 zu der in einer stoischen Widerlegung Philons bei Euseb. VIII 14, 43 ff. enthaltenen Bemerkung, die Reinheit der Luft schärfe den Geist nach dem bekannten Worte H.s, mehrere neue Parallelstellen bei, darunter Cic. d. nat. deor. II 42, und fügt hinzu, daß alle zu Fr. 75 angeführten Zeugnisse wohl auf Panaitios (und Poseidonios) zurückgehen; daher erkläre sich die gemeinsame Glosse ξηρή. In den Nachträgen S. 120 bemerkt er, Bywaters Fassung des Fr. (Anm. zu Fr. 75): αὔη ψυχή und seine Annahme einer alten Interpolation seien sehr wahrscheinlich; daß Philon wörtlich οὗ γῆ gelesen habe, sei nicht sicher. Dieser Auffassung schließt sich Diels in seiner Ausg. Fr. 118 an. Vgl. Hense zu Stob. III 5, 8.

Engelbrecht bemerkt über die oben S. 297 bereits erwähnte Bezeichnung Homers als ἀστρολόγος, die von dem Scholiasten zu Il. 18, 521 dem H. in den Mund gelegt wird (Fr. 135 bei Schuster = Fr. 105 Diels; vgl. Bywater zu Fr. 119) gegen Schuster, H. habe hier das Wort nicht in der späteren schlimmen Bedeutung eines Betrügers gebraucht, sondern nur behauptet, daß der Dichter den Einfluß der ἄστρα auf die Geschicke der Menschen lehre; freilich sei in der betreffenden Homerstelle gerade die Hauptsache, daß die Sterne einen solchen Einfluß haben, nicht ausgesprochen. Daraus ersehe man, daß H. die eigentliche Astrologie kannte, eine Kenntnis, die er nicht aus griechischen Quellen geschöpft zu haben brauchte (?). Aus Xenophon Mem. IV 7, 4, wo zwischen Astronomie und Astrologie unterschieden werde, gehe hervor, daß eine eigentliche (judiciarische, apotelesmatische) Astrologie zu Xenophons Zeit in Griechenland nicht bekannt war. Mit solchen Erörterungen ist wenig gewonnen, so lange nicht festgestellt ist, ob wir in dem Homerscholion wirklich eine Äußerung unseres H. zu sehen haben. Bywater bezieht die Worte auf den Milesier Herakleides, während Diels sie für echt zu halten scheint. Vgl. auch Zeller 730, 1.

Tocco zeigt, daß das bei Maximus Tyr. aufbewahrte Fr. 25 nicht,

wie es nach der von Max. hinzugefügten Bemerkung scheinen könnte, einen doppelten Weg, sondern einen einfachen, in sich selbst zurückkehrenden Kreisgang angiebt und daher mit anderen heraklitischen Fragmenten, die deutlich den doppelten Weg enthalten, welcher nach Fr. 69 derselbe ist, im Widerspruch steht. Auch das unmittelbare Hervorgehen des Feuers aus der Erde widerspricht anderen Fragmenten, nach denen sich, wie in Fr. 68 und mehreren Plutarchstellen, das Feuer aus der Luft bildet oder, wie in Fr. 21, Feuer und Erde beide aus dem Meere hervorgehen. Allen diesen Schwierigkeiten würde nach Toccos Meinung abgeholfen, wenn man in Fr. 25 γῆς und ἀέρος ihre Stelle vertauschen ließe und so läse: ζῇ πῦρ τὸν ἀέρος θάνατον καὶ ἀὴρ ζῇ τὸν πυρὸς θάνατον · ὕδωρ ζῇ τὸν γῆς θάνατον, γῆ τὸν ὕδατος, wodurch zwei Gegensatzpaare wie in Fr. 67 gewonnen werden. Die Änderung scheint sehr annehmbar und ist auch von Diels aufgenommen worden. Die Schwierigkeit freilich, die daraus entsteht, daß H. nach der glaubwürdigsten Überlieferung die Luft in den Wandlungen der Stoffe aus dem Feuer und in das Feuer überhaupt nicht kennt, ist damit nicht gehoben. Diels vermutet daher, wie bereits oben erwähnt, daß der ἀήρ an unsrer Stelle erst durch stoische Vermittlung hineingebracht worden ist.

Diels hat in seinen Atacta I (s. Bericht I No. 128)*) das Citat des Chrysipp bei Philodem d. piet. S. 81, 15 G.: τὸν πόλεμον καὶ τὸν Δία τὸν αὐτὸν εἶναι besprochen. Dem Chrysipp hat nicht, wie Bywater meint, H. Fr. 44 πόλεμος πάντων πατήρ, sondern Fr. 36 vorgeschwebt, was sich aus Philodem S. 70 ergiebt. In dieser Stelle steckt nämlich außer Fr. 28 noch Fr. 36 in folgender Form (nach Diels' Ergänzung): καὶ <τὰ ἐ>ναντί<α τὸν> θε<ὸν ε>ἶναι νύκτα ἡμέραν πόλεμον εἰρήνην κόρον λιμόν.

Beachtenswert, wenn auch keineswegs einwandsfrei, ist auch die Übersetzung der Fragmente H.s bei Burnet S. 133 ff. mit den dazu gehörigen erläuternden Noten. Ich hebe daraus folgendes hervor. In Fr. 2 übersetzt B. den Anfang: „though this discourse is true (zu dieser Bedeutung von ἐόντος vergleicht er Herodot 1, 30) every more.“ Fr. 23 liest er nach Laert. 9, 9 unter Benutzung einer Konjektur von

*) Aus Atacta II Herm. 22 S. 280 ist zu Epicharm nachzutragen, daß Diels aus dem Worte des Ep. bei Philon Quaest. in Gen. IV 203: „Quicumque minus delinquit, optimus est vir, nemo est enim innocens, nemo reprehensionis expers“ das griechische Original in Form von zwei trochäischen Tetrametern zu gewinnen sucht. Ob die Sentenz echt oder den von Axiopistos im 4. Jahrhundert v. Chr. dem Ep. untergelegten Γνῶμαι geschöpft ist, läßt D. unentschieden. Zum Inhalte des Fr. bringt er eine Reihe Parallelstellen.

Döhner zu Aët. I 3, 11, 284a 7 (χύσει für φύσει; vgl. Diels Doxogr. Add.): διαχέεται γῆ καὶ θάλασσα μετρέεται. Fr. 26 hält er κρινέει καί für ein christianisierendes Einschiebsel des Hippol. Fr. 30 ist unter οὖρος nicht mit Teichmüller der Arktur, sondern der helle Mittagshimmel (μεσημβρία) zu verstehen. Fr. 45 liest er nach Fr. 56 παλίντονος st. παλίντροπος [s. jedoch oben S. 296]. Zu Fr. 74—76 wird mit Bywater [so auch jetzt Diels] αὔη ψυχὴ σοφωτάτη als die ursprüngliche Form angenommen; nach Eindringen der Glosse ξηρά für αὔη in den Text sei dann αὔη in αὐγή verwandelt worden; diese Lesart sei mindestens so alt wie Plutarch, der vit. Rom. c. 28 αὐγή als Blitz und den Gedanken so verstand: „die weise Seele bricht durch das Gefängnis des Körpers wie der trockene Blitz durch die Wolken.“ Clemens schloß sich Plut. an. Weiter wurde dann αὐγή in οὗ γῆ korrumpiert und zwar spätestens zu Philons Zeit. Fr. 82 wird ἄρχεσθαι im Sinne von „immer von neuem anfangen“ gefaßt, schwerlich richtig; Patrick übersetzt es mit „to be controlled“, Diels (Fr. 84) mit „dienen“. Fr. 92 will B. statt τοῦ λόγου lesen τοῦ φρονέειν unter Beziehung auf Fr. 91, von dem jenes die Fortsetzung sei; den κοινός λόγος hätten die Stoiker hineingebracht. S. jedoch Diels Fr. 2. Fr. 116 ergänzt er als Subjekt zu διαφυγγάνει „the wise man“ (?).

3. Zu Heraklits Lehre.

307. G. Teichmüller, Neue Studien zur Geschichte der Begriffe. I. Heft. Herakleitos. Gotha, Perthes, 1876. 2. Heft. Ebd. 1878.

308. J. Mohr, Über die historische Stellung Heraklits v. Ephesos. Göttinger Diss. Würzburg 1876. 51 S.

*309. J. Mohr, Heraklitische Studien. Zweibrücken 1886. Progr. 32 S.

*310. Dauriac, De Heraclito Ephesio. Paris 1881.

*311. A. Matinée, Héraclite d'Éphèse. Paris 1881.

*312. P. Tannery, Héraclite et le concept de logos. Rev. philos. 1883 No. 9 [vgl. Sc. hell. 168 ff.].

*313. E. Soulier, Eraclito Efesio. Saggi di filosofia antesocratica. Rom 1885. VIII, 316 S.

314. E. Pfleiderer, Was ist der Quellpunkt der heraklitischen Philosophie? Universitätsprogr. Tübingen 1886. 53 S.

315. E. Pfleiderer, Die Philosophie des H. v. E. im Lichte der Mysterienidee. Berlin 1886, Reimer. IX, 384 S. gr. 8.

316. Th. Gomperz, Zu Heraklits Lehre und den Überresten seines Werkes. Wien 1887, Gerold. Sonderabdr. aus Sitz.-Ber. d. Wiener Ak., ph.-hist. Kl., 1886 (Bd. 110) S. 997—1055.

317. P. Natorp, Besprechung von No. 315 und 316. Philos. Mon.-H. 24 (1888) S. 88—102.

318. Chr. Cron, Zu H. Philol. 47 (1888) S. 209—234. 400—425. 599—616.

319. A. Patin, Heraklits Einheitslehre, die Grundlage seines Systems und der Anfang des Buches. Leipzig 1886. 100 S. 8.

320. A. Patin, Heraklitische Beispiele. 1. Hälfte. Gymn.-Progr. Neuburg a/D. 1891/92. 108 S. 2. Hälfte. G.-Pr. Ebd. 1892/93. 94 S. gr. 8.

321. F. Boll, Alois Patins Heraklitstudien. Bl. f. d. bayr. Gymn.-Schulw. 30 (1894) S. 577—594.

322. A. Aall, Der Logos bei H. Ein Beitrag zu den ideengeschichtlichen Studien. Zschr. f. Philos. 106 (1895) S. 217—252.

323. A. Aall, Geschichte der Logosidee in d. griechischen Philosophie (1. Teil des Werkes: Der Logos. Geschichte seiner Entwickelung in der gr. Ph. u. d. christlichen Litteratur). Leipzig, Reisland, 1896. XIX, 252 S. 8.

324. A. Patin, Neues und Altes zur heraklitischen Logoslehre. Bl. f. d. bayr. G.-Schulw. 33 (1897) S. 385—399.

325. L. Mariupolski, Zur Geschichte des Entwickelungsbegriffs. Berner Studien VI. Bern 1897. VIII, 120 S. 8.

*326. K. Sebestyén, Az ephesosi Herakleitos. Egyet. Philol., 1897. VIII S. 673—682. IX S. 785—794.

*327. Scipio, H. auf christlichem Boden. Prot. Kirchenz. 1889 No. 13.

*328. G. Mayer, H. v. E. und Arthur Schopenhauer. Eine historisch-philosophische Parallele. Heidelberg 1886. 47 S. 8.

Teichmüller wendet sich im 1. Hefte seiner „N. St.“, das sich in seinen beiden ersten Kapiteln mit der Philosophie H.s beschäftigt (das 3. Kapitel über die Abfassungszeit des Buches d. diaeta haben wir ebenso wie den auf dieselbe Schrift bezüglichen 1. Abschnitt des 2. Heftes bereits oben S. 285 besprochen), gegen die Untersuchungen Schusters „H. v. Eph.“ Acta soc. phil. Lips. III 1873 (vgl. Susemihl Fortschr. I 5 S. 530 ff.). In zwei wichtigen Punkten hat Schuster, wie T. überzeugend darlegt, die Lehre H.s völlig mißverstanden: 1. Er stempelt ihn zu einem reinen Empiriker und Sensualisten, indem er durch verfehlte Interpretations- und Konjekturalkünste die dieser Auffassung widerstrebenden Zeugnisse umzudeuten sucht (ein bezeichnendes Beispiel ist besondes die Art, wie er die ἀφανὴς ἁρμονίη bei H. zu beseitigen sich bemüht). 2. Er leugnet die beständige tägliche Umwandlung der Dinge und verflüchtigt das πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει zu dem trivialen

Satze, daß kein Ding in der Welt dem schließlichen Untergange entgeht. Vgl. Zeller 635 ff., 1. Teichmüllers eigene Auffassung des heraklitischen Systems ist geistvoll und vielfach originell und eröffnet uns hier und dort einen tieferen Einblick in die Gedanken des „Dunkeln". Aber die fast unbedingte Zustimmung, die sie unmittelbar nach dem Erscheinen des 1. Heftes bei Männern wie Lotze (Gött. gel. Anz. 1876, 449 ff.) und Boutroux (Rev. philos. 1877, 146 ff.) sowie noch zehn Jahre später bei Tannery, Sc. hell. 171 ff. gefunden hat, verdient sie nicht. Wenn T. sich in den „Aphorismen" am Schlusse des 2. Heftes der „N. St." S. 256 ff. dieser Beistimmung freut und darin eine Bestätigung seiner scharfen Angriffe auf die „ganz veraltete Methode" Zellers erblickt, so liegt darin eine starke Überschätzung des Wertes seiner Untersuchungen. Vor einer besonnenen und objektiven Kritik, wie sie besonders Zeller an verschiedenen Stellen seiner Ph. d. Gr. geübt hat (vgl. auch Kreyenbühl Theol. L.-Bl. XII 77 und M. Heinze L. C.-Bl. 1877 No. 50, auf deren Angriffe T. in den „Aphorismen" § 3 antwortet), können die Hauptergebnisse dieser Untersuchungen zum größten Teile nicht bestehen. Eine Ausnahme hiervon scheint mir nur die sehr beachtenswerte Erörterung über den Weg zu machen, auf dem H. zu der ihm eigentümlichen Grundanschauung gelangt ist. T. betont eindrucksvoller, als dies vor ihm geschehen war, die physikalische Grundlage der Lehre H.s. Wenn diesem auch, wie seine naiv-kindliche Kosmologie zeigt, die doch schon durch Anaximander angebahnte wissenschaftliche Naturforschung völlig fern lag, so bot doch die Natur mit ihrem ewigen Wechsel, mit ihren Prozessen der Verdampfung, Verschlammung, Verbrennung u. s. w., ihren Gegensätzen von Licht und Dunkel, Tag und Nacht, seiner aufmerksamen Beobachtung und seiner denkenden Betrachtung reichen Stoff. Vor allem erregte die tägliche Erfahrung, die er an dem leicht beweglichen Feuer und seinen Wandlungen machte, seine Aufmerksamkeit; sie war es, die ihn in diesem Element, in seiner ewigen Wandelbarkeit und Lebendigkeit das Prinzip aller Dinge und alles Lebens sehen ließ. So ist der Ausgangspunkt der heraklitischen Philosophie Physik und nicht Metaphysik. Dieser Auffassung können wir uns im allgemeinen anschließen, nur muß man sich dabei immer gegenwärtig halten, daß das äußere, sichtbare Naturgeschehen der tiefsinnigen Spekulation des ephesischen Weisen sofort zu einem inneren, unsichtbaren Vorgange wird, daß ihm Physisches und Metaphysisches, Stoffliches und Geistiges untrennbar und ununterscheidbar miteinander verbunden erscheinen und so das sinnlich wahrnehmbare Feuer von Anfang an in seiner Vorstellung eine allgemeine, symbolische Bedeutung erhält (s. Zeller 643 f.). Man kann daher von einem prius oder posterius des Physischen oder des Metaphysischen in der Entwicke-

lung der Gedankenwelt H.s nicht gut reden: in dem Augenblick, wo sich ihm die sinnlichen Erfahrungen und Beobachtungen zu einer einheitlichen Konzeption zusammenschlossen, war beides unlöslich miteinander verbunden. Es ist demnach auch zwecklos, die Frage entscheiden zu wollen, ob der Satz vom Flusse aller Dinge dem vom immer lebenden Feuer zeitlich vorangegangen ist oder umgekehrt dieser jenem, wie T. im Gegensatze zu Schuster und Zeller, dessen Ausführungen er übrigens hier wie auch sonst öfters mißversteht (s. Zeller 614, 1), darzuthun sucht. Spricht für die zweite Annahme der Zusammenhang, in dem H. unzweifelhaft mit der altionischen Stofflehre stand, so läßt sich zur Begründung der ersten mit gleich gutem, ja vielleicht noch mit besserem Rechte anführen, daß gerade das Eigentümliche und Neue in H.s Sytsem der Gedanke der ewigen und unablässigen Bewegung war. Man kann den einen oder den andern dieser beiden Gedanken als den wichtigeren, als den springenden Punkt der ganzen Lehre betrachten oder auch, wie dies andere Forscher gethan haben (s. u.), auf den dritten Kernsatz H.s, den von den Gegensätzen und ihrer Harmonie, den Hauptnachdruck legen. Aber nie und nimmer wird man beweisen können, daß sich in H.s Seele diese drei in seinem System aufs engste miteinander verbundenen Sätze notwendig in dieser oder jener Folge entwickelt haben. Man könnte daher die Genesis des Systems, wie sie sich T. vorstellt, als ebenso berechtigt gelten lassen wie die abweichenden Rekonstruktionsversuche anderer, wenn er sich nicht gerade da, wo es sich darum handelt, das Wesen und die Bedeutung des Feuers bei H. näher zu bestimmen, zuerst einer starken Übertreibung und dann eines offenbaren Widerspruchs schuldig machte. Die Übertreibung liegt darin, daß er H. nicht nur ausschließlich von der Beobachtung des wirklichen Feuers ausgehen läßt, sondern dieses, „wie man es sieht und prasseln hört“, einfach dem weltschöpferischen, allgegenwärtigen Feuer gleichsetzt, während H. mit diesem Namen auch das Warme (die trockenen Dünste) und den Hauch (die ψυχή) umfaßt. Im Widerspruche aber mit dieser Auffassung steht die weiterhin entwickelte Ansicht, H. habe deshalb gerade das Feuer unter allen Verwandlungsformen der Natur zum Prinzip erhoben, weil alle anderen nur die Potenz oder, heraklitisch ausgedrückt, die Verborgenheit, der Versteck des Feuers seien, in diesem dagegen sich der Aktus offenbare. Damit giebt er doch völlig die von ihm vorausgesetzte rein physikalische Grundlage des Feuers preis und schiebt überdies in unzulässiger Weise dem alten Naturphilosophen aristotelische Anschauungen unter. Vgl. Zeller 644 ff. Die Willkür, mit der hier in H.s Lehre fremde Gedanken hineingetragen werden, tritt uns auch sonst mehrfach in der Abh. entgegen. Dahin gehört z. B. die Identifizierung des Dionysos-Hades mit der sich in der Erde [richtiger

wäre dem Meere] verbergenden und aus ihr wieder sich bildenden Sonne sowie die wunderliche Deutung des 127. Fr., nach der H. das Ansingen der Schamglieder des Dionysos deshalb für nicht schamlos erklärt hätte, weil Dionysos, wie T. aus einer falsch gelesenen und daher auch falsch verstandenen Stelle bei Plut. d. Is. 362 D (für αἰδοῦς υἱόν ist wahrscheinlich mit Hercher πλούσιον zu lesen) entnimmt, der Sohn der Scham sei. Vgl. Zeller 728 f., 1, wo auch der Versuch Teichmüllers, den Mythos von der Geilheit des Dionysos bei Clem. als von H. berücksichtigt hinzustellen, zurückgewiesen wird. Unzutreffend ist auch die Behauptung, H. habe kein Fortleben der Seele nach dem Tode gekannt; die Deutung von Fr. 71, mit der sie begründet wird, und nach der die πείρατα das jenseitige Gebiet der Seele bezeichnen, wo sie sich in das Wasser und in die Erde d. i. in den Hades unfindbar verliert, ist ebenso unhaltbar wie die Vermutung, es sei vielleicht πέρατον oder περάτην χώραν zu lesen. Zu beanstanden ist ferner auch die Auseinandersetzung über den Logos bei H. Vergeblich bemüht sich T., aus diesem Begriffe die Bedeutung „Wort, Rede“ völlig auszuscheiden, und wenn er den Logos auf der einen Seite als denkend und selbstbewußt bezeichnet und auf der andern ihm jede Persönlichkeit abspricht und ihn, die umfassende Weltvernunft von dem allgemeinen Wechsel zwischen Wachen, Schlaf und Tod nicht ausnimmt, ja ihn wie die Sonne täglich untergehen und neu entstehen läßt (s. dagegen Fr. 27 τὸ μὴ δῦνόν ποτε), so liegt darin wiederum ein entschiedener Widerspruch. S. Zeller 670 f. Einspruch muß endlich auch gegen die Art erhoben werden, wie T. den ja sicher vorhandenen Gegensatz zwischen Xenophanes und H. formuliert: dieser sei mit seiner Behauptung der Immanenz Gottes in der Welt der Transcendenzlehre jenes entgegengetreten. Xenoph. hat seine Gottheit keineswegs transcendent gefaßt; er ist ebenso wie H. entschiedener Pantheist. — Daß diesen und ähnlichen Fehlgriffen auch manche treffende oder doch beachtenswerte Auseinandersetzungen gegenüberstehen, ist schon angedeutet worden. Dahin gehören die Ausführungen über die Einheit von Tag und Nacht, über die Elemente und den Weg nach oben und unten, über den Parallelismus des Physischen und Psychischen, des Feuers und der Vernunft (s. besonders die schönen Bemerkungen über das εἰλικρινές und καθαρόν), über die Bedeutung des Streites und der Gegensätze, über die Lehre von den Weltperioden und der ἐκπύρωσις. Was die letzgenannte betrifft, so faßt T. die Weltverbrennung H.s, die er in geistvoller und meist zutreffender Weise mit den Lehren anderer griechischer Philosophen und außergriechischer Religionen, darunter auch des Christentums, vergleicht, mit Zeller und Schuster im Gegensatze zu Schleiermacher und Lassalle nicht als den täglich sich wiederholenden Verbrennungsprozeß der einzelnen

Dinge, sondern als eine allgemeine Umwälzung der Welt auf. Sicher würde T. auch in den anderen oben erwähnten Punkten der Wahrheit näher gekommen sein, wenn er den Wortlaut der Fragmente schärfer ins Auge gefaßt und seinen allgemeinen Erörterungen eine streng philologische Interpretation und Kritik zu grunde gelegt hätte. Wie sehr er es hieran hat fehlen lassen, dafür ließen sich außer den erwähnten Beispielen noch manche andere anführen.

Auf einem völlig falschen Wege befindet sich T. im 2. Abschn. des 2. Heftes der N. St.: „Heraklit als Theolog“ S. 130 ff. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Forscher, der kurz vorher noch das tiefsinnige und alle Züge einer selbständigen Gedankenarbeit und einer auf sich selbst ruhenden Persönlichkeit an sich tragende System H.s in allem Wesentlichen nur aus den eigenen Voraussetzungen seines Urhebers zu begreifen versucht hatte, jetzt plötzlich den ephesischen Weisen in ein sklavisches Abhängigkeitsverhältnis zu den Dogmen und der Mythologie eines in philosophischer Hinsicht so tief unter den Griechen stehenden Volkes wie die Ägypter hineinzwängt. Vergeblich bemüht sich Verf., seiner Untersuchung den Anschein der Wissenschaftlichkeit zu geben; er kann die Geister eines Creuzer, Röth und Gladisch, die er heraufbeschworen hat, nicht los werden. Wenn auch das Material, das ihm die neuere Ägyptologie bietet, bedeutend reichhaltiger und vielfach anderer Art ist als das den genannten Forschern zu Gebote stehende, so steht er doch grundsätzlich kaum auf einem anderen Standpunkte. Auch er läßt H. nicht etwa bloß gewisse religiöse Anschauungen, was man bis zu einem gewissen Grade gelten lassen könnte (s. o. S. 153), sondern seine tiefsten philosophischen Gedanken aus dem ägyptischen Glauben schöpfen, ob direkt [soll H. etwa auch, wie Pythagoras, in Ägypten gewesen sein?] oder indirekt, will er nicht entscheiden. Ja, er bleibt nicht bei H. stehen, sondern glaubt, ähnlich wie Röth auch bei manchen anderen Philosophen wie Xenophanes, Parm., ja selbst bei Platon und Aristot., eine Beeinflussung ihrer Lehren durch ägyptische Weisheit zu erkennen. Als Bedingungen für die Annahme der Abhängigkeit eines Philosophen von einer fremden Religionsanschauung stellt er folgende auf: Der Philosoph muß neben und über der weltlichen Erkenntnisquelle eine Offenbarung annehmen, die Gedanken müssen im allgemeinen übereinstimmen und absonderliche Einzelheiten sich aus der fremden Mythologie erklären lassen. Alle drei Bedingungen sieht er bei H. erfüllt. Aber daß für diesen die „Offenbarung“ eine Erkenntnisquelle gewesen sei, wird durch die höchst bedenklichen Deutungsversuche, wie sie H. an Fr. 12 (hier bringt er es sogar fertig, die Grundzüge einer Inspirationslehre zu erkennen) und Fr. 7 macht, durchaus nicht erwiesen. Und was die zahlreichen Über-

einstimmungen betrifft, so würde es nicht gar so schwer sein, eine annähernd gleiche Zahl mit anderen zeitgenössischen Religionslehren ausfindig zu machen, wie ja auch in der That noch bis in die neuesten Zeiten eine weitgehende Abhängigkeit H.s von dem Parsismus vermutet worden ist (s. o. zu No. 145). Es erscheint hiernach überflüssig, auf die einzelnen Ergebnisse dieser auf so schwankem Grunde ruhenden Vergleichung einzugehen. Erwähnt sei nur, daß H. nach T. nicht nur eine Anzahl mythologischer Vorstellungen, sondern auch die wichtigsten Bestandteile seines philosophischen Systems wie die Einheit der Gegensätze, den ewigen Fluß aller Dinge, die Vorstellung des Krieges, den Logos und seine Verbindung mit dem Feuer, den heiligen Urkunden der Ägypter, insonderheit dem Totenbuche entlehnt haben soll. Wozu, fragt man unwillkürlich, hat sich da T. in der ersten Abh. die saure Mühe gegeben, alle diese Sätze aus dem innersten Quell der heraklitischen Weltanschauung abzuleiten? Mit besonderer Ausführlichkeit behandelt T. die angebliche Identität des ägyptischen Horus und des heraklitischen Gottkindes (Fr. 79); er glaubt diese unter Verwerfung der von Bernays angenommenen Anspielung auf Il. *O* 361 ff. und aus einer kleinen Statuette im Baseler Museum, die unzweifelhaft Horus das Kind, Hor pe chrot oder den sogenannten Harpokrates darstelle, sowie aus der Thatsache, daß nach ägyptischer Anschauung selbst die Götter und Toten in der Unterwelt Brett spielen, erschließen zu dürfen. Auch für die Vorstellung vom täglich neuen Helios-Dionysos sucht er den Ursprung in dem ägyptischen Horus und ist geneigt, in der Inschrift auf der genannten Statuette das Original des heraklitischen ἥλιος ἐφ' ἡμέρῃ νέος zu sehen. Also H. in einem seiner eigentümlichsten, mit seiner ganzen Lehre aufs innigste zusammenhängenden Aussprüche ein bloßer Übersetzer einer ägyptischen Inschrift! Wem wird das glaublich erscheinen? Außer T a n n e r y, der auch solche Phantasmagorien Teichmüllers für bare Münze nimmt, sicherlich niemandem. Auch für das Ringen der Seelen im Hades findet Verf. Analogien im ägyptischen Totenbuche. Den ägyptischen Ursprung dieser und ähnlicher Aussprüche und Gedanken H.s hat er durch seine Berufung auf entsprechende Wendungen in den ägyptischen Texten nicht im entferntesten bewiesen oder wahrscheinlich gemacht. Es soll jedoch nicht bestritten werden, daß eine gewisse Kenntnis ägyptischer Lehren, besonders astronomischer, zu H. gedrungen sein kann. So ist es nicht unmöglich, daß, wie T. behauptet, die merkwürdige Auffassung der Gestirne als Kähne oder Tröge bei H. auf eine ähnliche Vorstellung bei den Ägyptern zurückgeht. Wenn er freilich in dieser Lehre H.s nur eine Vergleichung, eine Metapher, zu sehen glaubt, so können wir ihm nicht beistimmen; die Worte πρὸς

τὴν φαντασίαν bei Aët. II 28, 6, auf die er sich hierbei stützt, hat er gründlich mißverstanden.

Mohrs erste Abh. (No. 308) ist wissenschaftlich völlig bedeutungslos. Verf. behauptet in allem Ernste, daß bei Laert. IX 8 ff. der Gedankengang der heraklitischen Physik vorliege, und sucht auf dieser Grundlage die Reihenfolge, in der H. seine Hauptlehren vorgetragen hat, wiederherzustellen. Weil Laert. die Bestimmung des Grundstoffes als Feuer voranstellt und die Flußlehre erst an dritter Stelle erwähnt, steht es ihm fest, daß die erstere die Quintessenz und der Ausgangspunkt des Philosophierens H.s war, und daß es falsch ist, die letztere für die dominierende Lehre zu halten. Aus der Thatsache, daß Laert. den λόγος nicht anführt, schließt er, dieser müsse nur vorübergehend in seinem Werke berührt worden sein. Aber ganz genügt ihm diese Quelle doch nicht; er hat noch eine zweite entdeckt, und dies ist — man höre und staune! — Diogenes von Apollonia. Alles, was dieser sagt, hätte wohl auch H. unterschrieben (!!). Aus ihm ergebe sich auch, daß sich die Lehre vom Gegensatze aus der vom Flusse entwickelt habe. Das genügt, um den bodenlos unkritischen Standpunkt Mohrs zu kennzeichnen. Im einzelnen wimmelt die Arbeit von Mißverständnissen, Widersprüchen und Unklarheiten. Nicht ganz ohne Wert ist der Versuch, die den Anfang des heraklitischen Werkes bildenden Fragmente zu ermitteln und zu ordnen. Er berührt sich hier teilweise mit Patin, indem er wie dieser auf Fr. 2 Fr. 5 und 93, nur in umgekehrter Ordnung, folgen läßt. Vgl. M. H(einze) Litt. C.-Bl. 1877, 983 f. — In der 2. Abh. (No. 309) sucht M., wie ich aus dem Berichte v. Arnims D. L.-Z. 1887, 410 ersehe, nachzuweisen, daß H. im engsten Zusammenhange mit Anaximenes und Anaximander stehe. Nach Arnims Urteil ist ihm der Beweis nicht gelungen. Auch hier benutzt er wiederum das Excerpt des Laert. als eine Quelle ersten Ranges, die er „eigentlich zuerst entdeckt haben will", und versteigt sich zu der Behauptung, Laert. habe das Buch H.s selbst ausgeschrieben (!).

Zu Souliers Schrift, die mir leider nicht zugänglich gewesen ist, verweise ich auf die Rezension von E. Wellmann D. L.-Z. 1885, 1299 f., Th. Reinach Rev. crit. 1886, 324, Schaarschmidt Philos. Mon.-H. 2887, 623 und die anonym erschienene im L. C.-Bl. 1886, 715. Sie scheint danach zu den bedeutenderen Arbeiten auf dem Gebiete der Heraklitlitteratur zu gehören. Über einzelne seiner Ansichten s. Zeller 631 Anm.; 646, 4; 652, 1; 659 Anm.; 723, 3 und Chiappelli in der unter No. 145 besprochenen Abh.

Pfleiderer giebt zunächst in der Tübinger Abh., die er im Eingange seines größeren Werkes wieder hat abdrucken lassen, eine

vorläufige Begründung seiner Auffassung der heraklitischen Philosophie. Die Lehre vom Fluß und von den Gegensätzen darf trotz Platon nicht als Grundgedanke H.s betrachtet werden, weil er sich dann nicht mit der Anschauung der Menschen in einen so schroffen Gegensatz gestellt haben würde. Auch ist er nicht wesentlich von seinen Vorgängern beeinflußt worden, und mit Unrecht hat Lassalle seine Lehre mit dem Satze des Anaximander von der ἀδικία des Einzeldaseins in engere Beziehung gesetzt. Der Quellpunkt seines Philosophierens ist vielmehr in der Religion zu suchen, aber nicht in dem Polytheismus Homers und Hesiods, sondern in dem Mysterienwesen, das den Charakter der Naturreligion weit mehr bewahrt hatte als der poetische Polytheismus. Als Kodride und βασιλεύς von Ephesos, d. h. als Vorsteher der dortigen Filiale der eleusinischen Mysterien und durch seine Beziehungen zum Artemistempel konnte H. wohl eine genauere Kenntnis dieses Kultus besitzen. Die „Mysterienidee" hat er dann aber selbständig verarbeitet und ist so zum „religionsphilosophischen Metaphysiker" geworden. Wie wird nun diese Hypothese in dem Hauptwerke Pfleiderers näher begründet und ausgeführt?

Pf. beginnt im Abschn. I mit „H.s Stellung in methodologisch-erkenntnis-theoretischer Hinsicht". Dem wahren Weisen geht es nach H. beim Lernen und Forschen wie den Goldgräbern: non multa, sed multum ist seine Devise, und er verwirft die Vielwisserei. [Aber Fr. 8, auf das sich Verf. hier bezieht, geht nicht auf die Weisen, sondern auf die große Menge.] Man muß trotz des Umblicks stets kontemplative Einkehr bei sich selbst halten und in der Tiefe des eigenen Innern den Geist der Sache zu erfassen suchen. In diesem Sinne ist Fr. 80: ἐδιζησάμην ἐμεωυτόν zu verstehen: ein stolzer Ausspruch, in dem aber kein persönlicher Hochmut liegt; verwirft doch H. in anderen Fragmenten das private Belieben und den Übermut und fordert dagegen Anschluß an das ξυνόν, das nicht etwa mit Schuster äußerlich quantitativ als das, was alle annehmen, also im Sinne eines platten common sense, sondern als „innerliche Allgemeinheit" zu fassen ist. Damit erklärt sich der hohe Wert, den H. auf das „Instinktive" legt, „das aus der unbewußten Tiefe des Natur- oder Vernunftgrundes hervorbricht". H.s Offenbarungsstandpunkt ist nicht ein mythologischer, wie ihn Teichmüller in Fr. 12 erkennen will, sondern der allgemein menschliche und spekulativ-philosophische, der an Spinozas „sub specie aeternitatis", an die „intellektuelle Anschauung" und noch schlagender an das „absolute Wissen" erinnert. Wenn H. nach einigen Schriftstellern erklärte, er wisse alles [aber dies ist kein Ausspruch H.s; Proklos (bei Bywater zu Fr. 80), auf den sich Pf. beruft, hat das ἑαυτὸν πάντα εἰδέναι willkürlich in H. hineingelesen und zwar, wie mir scheint, nicht in Fr. 80, sondern in Fr. 2], so ist

dieses „Alles wissen" wieder nicht pluralistisch-quantitativ zu fassen, sondern auf die generelle Erkenntnis „der Natur oder des Wesens des All (so!), von welcher Art es ist", zu beziehen. Dabei denkt er nicht an sich selbst als Individuum, sondern glaubt, daß er die Erkenntnis nur in Kraft einer weltlenkenden Vernunft besitze. Mit solchen Gedanken, die in ihrer Tiefe und Strenge der noch an plastische Darstellung gebundene Philosoph nur in symbolisierender Sprache wiedergeben konnte, stellte er sich in schroffen Gegensatz zu der irrtümlichen Weltauffassung der Menge. Die Quelle dieses Irrtums aber sind nicht die Sinne als solche. Fr. 13 darf weder mit Schuster sensualistisch noch antisensualistisch gedeutet werden; es bezweckt nur eine praktische Abwägung zwischen den Genüssen der niederen Sinne, denen die Menge frönt, und der idealen Lust, die uns durch die höheren Sinne, Auge und Ohr, und weiterhin überhaupt durch die Erkenntnis verschafft wird [eine gute und annehmbare Deutung]. Wenn H. im Sinnenfälligen nichts als Trug und Schein sähe, so könnte er nicht, wie er dies wiederholt thut, von der Wahrheit reden, die uns auf Schritt und Tritt umgiebt. Der Kardinalirrtum der Menge liegt nicht darin, daß sie sich der Sinne bedient — denn Augen und Ohren sind brauchbare, ja unentbehrliche Zeugen —, sondern darin, daß sie keine Vernunft noch Einsicht hat, daß ihr Denken stumpf, kurzsichtig, prosaisch-schwunglos ist, daß ihr das Ganze des Kosmos in diskrete Einzelheiten und absolute Gegensätze zerfällt. Die wahre Weisheit muß des einen Lebens inne werden, das sich durch alles einzelne hindurchzieht (Fr. 19). Das aber ist Mysterienlehre im Unterschied vom populären Polytheismus (?). Aus dieser Mysterienidee sind nun, wie Pf. in Abschn. II darzulegen sucht, „die materialen Hauptsätze H.s in ihrer abstrakt-metaphysischen Form (!)" zu erklären. Über den Grundgedanken der Mysterienlehre kann kein Zweifel sein (?). „Es ist der alternierende Gegensatz und Wechsel zwischen dem lichten, warmen Leben hier oben und dem dunkelen, kalten Tode dort unten, in welchen beiden Phasen sich ein und dasselbe, nennen wir es Natur oder Seele oder Gottheit, zu bewegen und auch bei dem scheinbaren Untergang zu erhalten weiß." H. brauchte nur diesen Gedanken konsequent weiterzudenken und die nackte Thatsache jenes Alternierens zu motivieren, um folgende Auffassung zu gewinnen: „Unzerstörbar ist die Feuerkraft des Lebens, welches auch im scheinbaren Tode, in den es oscillierend übergeht, überhaupt aber in allen, überall regsamen Gegensätzen und in den rastlosesten Wandlungen sich nicht nur erhält, sondern allzeit siegreich durchsetzt und eben in dieser Probe seine wahre Lebenskraft erweist." Diese oscillierende Identität von Leben und Tod ist aber bei H. nicht im Sinne einer „kalt theoretischen Taxationslosigkeit (so!)", die auf beide Glieder des Gegen-

satzes gleichen Wert legt, zu verstehen, auch nicht im Sinne der pessimistischen Lebensauffassung eines Theognis, Pindar und Sophokles, die nach Pf. mit der gewöhnlichen Weltansicht zusammenfällt (?) [Pf. verweist auf Fr. 64, das er aber ganz willkürlich auslegt], sondern der Nachdruck ist von vornherein auf das positive Glied, das Leben, zu legen. Diese richtige, optimistische Auffassung, die schon in der Mysterienlehre: „Hades und Dionysos ist dasselbe“ steckt [aber wie kommt Verf. dazu, diesen Gedanken als Mysterienweisheit zu bezeichnen? H. spricht ihn Fr. 127 in einer Polemik gegen das schamlose Treiben der Mysten als seinen eigenen aus], tritt uns in Fr. 35. 36. 78 und in einer von Bywater zu Fr. 78 angeführten Stelle des Sextus entgegen [Pf. glaubt in der letztgenannten Stelle ein echtes Fr. H.s zu erkennen, was nicht unmöglich ist (s. jedoch Zeller 710, 7); unmöglich aber ist der „feine Sinn“, den er in sie hineindeutet]. Als echter spekulativer Denker erhebt sich H. über den Spezialfall Leben und Tod; er dehnt seine Betrachtung über das weite Gebiet der Gegensätze aus und zeigt an zahlreichen Beispielen, daß der Gegensatz überhaupt kein Übel in der Welt ist, sondern eine notwendige Bedingung von Leben, Wohlsein und Harmonie. [Damit schiebt Pf. dieser ganzen Gegensatzlehre H.s eine „apologetische Tendenz“ unter]. Die Harmonie bezeichnet H. Fr. 45 (und 56) als παλίντονος (παλίντροπος) ὅκωσπερ λύρης καὶ τόξου. Bei einem so prägnanten Ausspruch hält sich Pf. für berechtigt, ein Ineinanderfliessen mehrerer Deutungen anzunehmen, und legt das Fr. so aus: „Wie Bogen und Leier schon äußerlich und sinnlich, in ihrer ruhenden Form und im bewegten Gebrauch, einander nahe verwandt, gleichermaßen die Palintonie darstellen, so gehören sie fürs andere auch metaphysisch als Bezeichnung für die in einander umschlagenden Gegensätze zusammen; denn sie sind die stehenden Attribute Apollos des Tötenden und Belebenden.“ Der Gegensatz erweist sich so als das dem Göttlichen selbst Willkommene, von ihm Gesuchte und freiwillig Übernommene. [Über die Unzulässigkeit dieser Erklärung s. Zeller 659 f.] Die Lehre vom allgemeinen Fluß der Dinge ist nicht, wie Zeller es darstellt, ein Antecedens, sondern ein Konsequens der Gegensatzlehre, nicht die Prämisse, sondern eine Schlußformulierung der heraklitischen Metaphysik. — Ein besonderes Kapitel widmet Pf. der Erklärung von Fr. 79: αἰὼν παῖς ἐστι παίζων πεττεύων συνδιαφερόμενος (das letzte Wort aus Lukians διαφερόμενος nach einer Vermutung von Bernays hinzugefügt). Die ganze Erörterung wiederholt im wesentlichen die bereits zu S. 314 von uns berührte Deutung Teichmüllers (N. St. 2 S. 187 ff.), nur mit dem Unterschiede, daß Pf. weniger Gewicht auf die ägyptische Horusidee legt als T. Der Sinn des Fr. ist nach Pf.: „Es ist die Unzerstörbarkeit des Lebens, welches in ewiger Jugend-

frische aus dem scheinbaren Tode neugeboren wird oder sich selbst gebiert: ihm ist der Gegensatz überhaupt kein herbes Muß, sondern eher eine Lust, ein Spiel (παίζων); denn in rastloser Veränderung oder allgemeiner, in ewigen Phasenwechsel (πεσσεύων) bewahrt es seine Identität, da es ja mit sich selbst spielt oder sein eigener Partner ist (συνδιαφερόμενος)." — Abschn. III („die konkrete Korrelatanschauung vom immerlebenden Feuer als Prinzip der Welt") behandelt H.s Physik. Das heraklitische Feuer ist weder mit Schleiermacher und Lassalle symbolisch-unsinnlich noch mit Teichmüller als wirkliches Feuer des Herdes und des prosaischen Hausgebrauches zu fassen. Es ist eine Art von Urstoff, der aber fließend und oscillierend zwischen gröberer, feiner und feinster Bedeutung zu denken ist. Auch hier herrscht ein beständiges Wechselverhältnis, eine fortwährende ἐναντιοδρομία der Anschauung und des Gedankens. Vor allem ist das Feuer kongruent mit der heraklitischen „Fundamentalidee des Lebens", und ebenso stimmt es mit dem Gedanken des Gegensatzes und des Wechsels in der Natur; dagegen mit der Lehre von der fließenden Bewegung hat es eine schwächere Verwandtschaft, was Zeller nicht beachtet hat, an dessen „nüchtern abwägende" Darstellung sich Pf. sonst im großen und ganzen anschließt. Vom Gesichtspunkte des absoluten Flusses wäre das Wasser oder die Luft ein geeigneteres Prinzip gewesen. Wie H. überhaupt kein Kosmologe oder theoretischer Physiker ist [dies soll u. a. auch Fr. 20 beweisen, das so erklärt wird: „wie keiner der Götter diese Welt realiter geschaffen, so hat sie auch kein Mensch idealiter nachgeschaffen", eine sprachlich wie logisch ganz haltlose Interpretation; s. Zeller 645, 1], so verficht er auch mit seiner Feuerlehre nur seine metaphysische Grundtendenz auch auf physikalischem Gebiete und betont demgemäß besonders seine unverwüstliche Lebenskraft. — Auch in der Besprechung der „Wandlungsstufen des Feuers" folgt Verf. in der Hauptsache der Zellerschen Darstellung. Da, wo er diesen bekämpft, oder seine eigenen Wege geht, sind seine Ausführungen meist unklar oder geradezu verfehlt; so, wenn er neben dem alternierenden Nacheinander jener Stufen von einem beständigen dialektischen (!) Ineinanderoscillieren derselben als dreier bereits bestehender „Parteien" (so!) redet. Unbegreiflich ist es, wie Pf. außer einer durch das Feuer repräsentierte Unzerstörbarkeit der Kraft — dies mag man als moderne Formulierung der Anschauung H.s gelten lassen — und außer einer Konstanz der Masse im ganzen eine solche auch nach den Hauptgebieten des Stofflichen bei H. annehmen kann. Unmöglich können doch Wasser und Erde unverändert bleiben, da sie sich ja nach H. allmählich in Feuer rückwandeln und schließlich in der ἐκπύρωσις ganz darin aufgehen. Auch hatte Pf. kein Recht, Zellers Auffassung von dem Umwandlungs-

prozesse so zu deuten, als ob im Resultat jede Veränderung des Weltbildes wegfiele und dieses sich von Ewigkeit zu Ewigkeit gleich bliebe, wenn auch hinter den Kulissen ein unablässiger Wechsel der Komponenten jenes Resultates stattfände. Das heißt doch Zellers Absicht, der S. 681 nur von einem Schein des Beharrens redet, fast in ihr Gegenteil verkehren. Pf. macht sich hier derselben übertriebenen Konsequenzzieherei schuldig, die Teichmüller mit Recht an Schuster getadelt hat. Die eigene Ansicht des Verf. geht dahin, daß ein absoluter Ausgleich der Stoffe nur im Unendlichen vollzogen erscheint, wo sich rastlos jede ἐκπύρωσις mit einer korrelaten διακόσμησις deckt, während in unserer jetzigen Welt die konkreten Dinge beständig zwischen einem maximum und minimum, einem maius und minus hin und her schwanken. Einen wesentlichen Unterschied von Zellers Darstellung vermag ich darin nicht zu erkennen. — Was Pf. über die tägliche Neugeburt der Sonne und die Beschaffenheit der Gestirne bemerkt, deckt sich fast vollständig mit Teichmüllers Auffassung, dessen Anlehnung an das Ägyptische er hier in viel höherem Maße gelten läßt als sonst. Nur für Fr. 30 weist er mit Zeller die allzu künstliche Deutung Teichmüllers ebenso wie die Schusters zurück; er selbst versteht es so: Nord- und Südpunkt unseres vulgären Halbkugelhorizontes sind die Maxima und Minima von Nacht und Licht, Ost und West dagegen die entgegengesetzt fließenden maiora und minora (?). Er nimmt mit Recht nach dem Vorgange Zellers und Schusters eine in großen Weltperioden sich immer wiederholende Weltzerstörung und Weltentfaltung an, kann ihr aber nicht mit Schuster eine so große Bedeutung wie der täglichen Erneuerung der Sonne beimessen; nur so sei es zu erklären, daß Platon Soph. 242 C diese Lehre H.s unberücksichtigt lassen konnte. Eine eigentümliche Deutung giebt er den Ausdrücken χρησμοσύνη und κόρος in Fr. 24. Er versteht unter χρ. das „tiefe, innere Bedürfnis“ oder „den kerngesunden Trieb, der zur διακόσμησις führt“, und unter κ. zwar eine Sättigung, aber eine solche, die haarscharf an Übersättigung streift oder unmittelbar in sie übergeht, einen Zustand, in dem „das Urwesen die Monotonie der Gegensatzlosigkeit nach erreichter ἐκπύρωσις satt bekommt“. Damit verkehrt er die durch Hippolyt. 9, 10 sichergestellte Gleichsetzung der χρ. mit der διακόσμησις und des κ. mit der ἐκπύρωσις fast in ihr Gegenteil, ja er hebt im Grunde den Gegensatz zwischen den beiden Zuständen der Sättigung und des Mangels auf; vgl. Zeller 703, 1. Diese Umdeutung hängt mit der Überzeugung Pfleiderers zusammen, daß H. kein Pessimist wie Anaximander mit seiner ἀδικία und τίσις sei, sondern ein Optimist, der den Hauptaccent auf den gegenwärtigen Zustand legt. — Abschn. IV: „Heraklits Wendung vom physikalischen Leben zur Psychologie und Eschatologie“. Das Feuer als die „konkret angeschaute Idee des Lebens“

fällt dem Ephesier mit der Seele zusammen. Nicht bloß ist die Seele Feuer, sondern das Feuer ist auch Seele. Seine Wandlungen sind im tiefsten Grunde bereits Wandlungen des Seelischen oder der Seele im großen, dessen, was man später Weltseele genannt hat. Alles in der Welt, vom Größten bis zum Kleinsten, besitzt seelische Grundnatur, nur auf verschiedener Stufe („Panpsychismus"). H. erkennt, wie so viele der bedeutendsten neueren Philosophen, nur Geistiges und Seelisches als wirklich an. Die Unterscheidung zwischen der Seele an sich und den individuellen Menschenseelen macht er noch nicht mit ausdrücklichen Worten, aber er besitzt sie entschieden (?). Wie löst sich nun aber der Widerspruch zwischen der Grundansicht H.s vom völligen Verlöschen des Lebens und damit auch der individuellen Seele [vgl. Fr. 77, dessen Erklärung durch Pfl. aber grammatisch unmöglich ist: ζῶν δὲ ἅπτεται τεθνεῶτος soll heißen: „ins Leben tretend (!) entbrennt er (entzündet er sich) aus einem Toten (!)] mit seiner Eschatologie, in der er ohne Zweifel ein individuelles Fortleben nach dem Tode lehrte? Diese Inkonsequenz ist nicht so zu erklären, als ob H. sich der Meinung der Menschen anbequemt habe, sondern daraus, daß bei ihm das religionsphilosophisch-praktische Interesse das physikalische weit überwog. So sehr daher auch Pf. vorher H.s positiv gerichtete, weltfreudige Anschauung hervorgehoben hat, muß er doch zugeben, daß er in seiner Eschatologie im Widerspruch hiermit einer trüben pessimistischen Anschauung verfallen ist, wohl im Gegensatz gegen die Vulgärmeinung, die das Leben über alles schätzt und den Tod als das schlimmste Übel betrachtet. — Daß hier eine gewisse Inkongruenz zwischen der Physik und der Jenseitslehre H.s vorliegt, ist nicht zu leugnen. Aber statt diese Inkongruenz einfach als eine Thatsache hinzunehmen, die wir nicht näher begründen können, und die vielleicht H. selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen war, bauscht sie Pf. ohne Not zu einem prinzipiellen Gegensatz der Weltanschauungen auf und trägt so in die Lehre H.s einen unlöslichen, fundamentalen Widerspruch hinein, den er noch dadurch verschärft, daß er auf grund einzelner Nachrichten bei Sextus, Philon, Porphyrios die trübe, weltflüchtige, pythagoreisch-platonische Lehre (σῶμα-σῆμα) auf H. überträgt. Von den erhaltenen Fragmenten aber giebt uns kein einziges zu dieser Annahme ein Recht. Die von Pf. citierten sind entweder ihrem Sinne nach dunkel wie Fr. 123, oder sie beweisen doch nur, daß H. ein Leben nach dem Tode voraussetzte; in welcher Gestalt er sich dieses dachte, ja, ob er überhaupt an eine Unsterblichkeit der Seele im strengen Sinne des Wortes glaubte, geht aus ihnen nicht hervor; denn wenn Pf. Fr. 38 als Beweis für eine Läuterung der Seelen im Hades anführt, so hat er diesen Sinn erst durch seine willkürliche und unwahrscheinliche Konjektur ὁσιοῦνται für

ὀσμῶνται hineingelegt, und Fr. 72, das er in diesem Zusammenhange gleichfalls vorbringt, zeigt gerade deutlich, daß von einem Begrabensein der Seele wie in einem Kerker bei H. keine Rede sein kann. — Das Ergebnis der Ausführungen Pfleiderers, wie es im Schlußkapitel zusammengefaßt wird, ist folgendes. H.s System ist trotz seines Pessimismus gegenüber den Wahnvorstellungen der unwissenden Menge der Versuch einer Theodizee und ein ausgesprochener „Vernunftoptimismus". Dem einzelnen liegt es ob, sich auf den Standpunkt des Allgemeinen zu erheben und so zur εὐαρέστησις d. i. dem „Wohlgefallen an dem denkend erfaßten Universum" zu gelangen, was freilich nur einigen wenigen gelingt. Die menschlichen Gesetze sind ein Abglanz des einen göttlichen und daher immer noch besser als gesetzlose Willkür. Trotz εἱμαρμένη und ἀνάγκη ist H. ein Gegner des Fatalismus; sein ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων ist im Sinne der Willensfreiheit aufzufassen. Schließlich wird die Lehre H.s als „Panzoismus" bezeichnet.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

E. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertunddreizehnter Band.

Dreissigster Jahrgang 1902.

Zweite Abteilung.

LATEINISCHE KLASSIKER.



LEIPZIG 1903.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des hundertunddreizehnten Bandes.

Jahresbericht über Vergil 1897—1900 (1901)

von

R. Helm.

An Ausgaben ist eigentlich nichts erschienen, was irgendwie der Erwähnung wert wäre, weil es einen besonderen Fortschritt bezeichnete. Die Ausgaben von Sabbadini, die wegen ihrer Einleitung eine Hervorhebung verdienen und deshalb an ihrer Stelle in dem Abschnitt über die Komposition der Äneis zur Besprechung gelangen, bleiben doch im übrigen selbst unter dem Niveau deutscher Schulausgaben. Auch die englische Ausgabe P. Vergili Maronis opera rec. Fred. Art. Hirtzel, Oxon. 1900, die im übrigen möglichst konservativ verfährt, bietet nichts, was einen Fortschritt bedeutete. Ehrenhalber erwähne ich die neue Auflage des Vergil von Conington-Nettleship vol. I Eclogues and Georgics, fifth edition revised by F. Haverfield, London 1898; es sind dabei noch die Randbemerkungen verwertet, die Nettleship bei seinem Tode hinterlassen hat; im übrigen sind die Forschungen zu Vergil aus den letzten Jahren nachgetragen und danach hier und dort Bemerkungen hinzugefügt.

Von den Arbeiten über Vergil entziehen sich folgende meiner Beurteilung, da sie weder selbst in meine Hände gelangt sind, noch mir eine Anzeige*) von ihnen vorgelegen hat.

P. Thomas, Zu Verg. ecl. I 5. Soc. pour le progrès des études phil. et hist. Annuaire Bull. Belge 14. V. 1899.

Andergassen, Zu Vergils Georgica. Bozen, Progr. 1900.

F. Saxl, Zur Verdeutschung lat. Dichter, insbesondere Vergils Czernowitz 1900.

Bargetzki, Dido in der Geschichte und der Dichtung. Wien 1898. Progr.

A. Walz, Lectures littéraires. Paris 1898.

---

*) Die mit Stern bezeichneten Schriften kenne ich nur aus dem Referat anderer.

Sakellaropoullos, Κριτικά. Athen 1898.

Neri gli animali nelle opere di Virgilio. Pisa 1896.

Liverani la pietà di Enea. Torino 1896.

F. Cavicchi, il libro IV delle georgiche di Virgilio e le api di G. Rucellai. Teramo 1900.

I. Zum Leben und Charakter des Dichters; sein Porträt und sein Fortleben in der Sage.

S. 2—9.

Géza Némethy, Egyetemes Philologiai Közlöny. Budapest 1901. S. 177 ff.

A. Cartault, Étude sur les bucoliques de Virgile. Paris 1897.

C. Pascal, Commentationes Vergilianae. Mediol. 1900.

Ussani, Vergilio innamorato. Messina 1899.

C. Ranzoli, la religione e la filosofia di Virgilio. Torino 1900.

E. Conti, Vergilio educatore Atti e memorie della R. Accademia di Mantova 1897. S. 197 ff.

P. Gauckler, Monuments et mémoires publ. par l'académie des inscriptions et belles lettres 1898. S. 233 ff.

G. B. Intra, Atti e memorie della R. Accademia di Mantova 1898. S. 143 ff.

Schulten, Archaeol. Anz. 1899. S. 70.

P. Schwieger, Der Zauberer Virgil. Berlin 1897.

*Vergils Jugend behandelt Géza Némethy; er schildert die Zeit und die Zeitverhältnisse; ferner stellt er den Einfluß Catulls, Theokrits und Lucrez' auf den Dichter dar. Ein Exkurs bespricht den Epikureismus und Vergils Stellung zu dieser philosophischen Schule (s. Berl. ph. W. 1901 Sp. 729).

Vergils Leben behandelt Cartault im 1. Kapitel seines Buches, das er in die zwei Abschnitte geteilt hat: la jeunesse de Virgile und les protecteurs, les amis de Virgile. Er stellt dort all die Nachrichten zusammen, die uns aus dem Altertum erhalten sind, über des Dichters Geburt, seine Heimat, seine Eltern, seine Erziehung und Ausbildung. Die Verwendung, die dabei die Eklogen und die Gedichte Catalepton gefunden haben, erscheint mir nicht immer ganz richtig. Eine Hypothese, die ebensogut unausgesprochen hätte bleiben können, ist die, daß Vergil von seinem Großvater mütterlicherseits ein Haus in Mantua

geerbt haben möchte, weil Moeris Ekl. IX in die Stadt dem neuen Besitzer Böcke zuführt. Betreffs der 1. Ekloge wird zwar richtig hervorgehoben, daß man aus der Thatsache, daß Tityrus Rom zum ersten Mal gesehen hat und nun seine Begeisterung darüber ausspricht, nicht folgern darf, daß auch Vergil selber erst in der Zeit der Äckerverteilung die Hauptstadt besuchte und nicht schon früher dort studierte; aber doch macht der Verf. nicht scharf genug darauf aufmerksam, daß die Eklogen für manches aus dem Leben des Dichters sehr zweifelhafte Zeugen sind, da die dichterische Phantasie selbst erlebte Empfindungen und Motive den auftretenden Personen in den Mund legen konnte, ohne deshalb sich mit ihnen zu identifizieren. Aus den Catalepta erklärt C. die Gedichte VIII (X) und V (VII) für unecht. Ein überflüssiges Problem wirft er betreffs der etwaigen Herkunft des Vaters Vergils aus Cremona auf, weil im ersten der beiden Gedichte steht: tu nunc eris illi, Mantua quod fuerat quodque Cremona prius, als ob das prius nur zu Cremona und nicht zu beiden Städten gehören könnte, so daß beide zusammen genannt werden, um die Lage des Gutes zu bezeichnen, aus dem der Dichter vertrieben ist. Glauben schenkt der Verf. allerdings diesem von ihm vorgebrachten Schluß auch nicht, aber nur weil er die Echtheit des Gedichtes bezweifelt. Diese Ansicht gründet sich darauf, daß der Vater Vergils dort als lebend erwähnt wird, während Ekl. I und IX seinen Tod voraussetzen sollen zu der Zeit, da dieser von seinem Gut vertrieben wurde; denn er und nicht sein Vater werde als Eigentümer hingestellt. Aber er konnte sehr wohl das Gut übernommen haben, da sein Vater schon vor seinem Tod völlig erblindet war. Auch das hos v. 3 benutzt C. fälschlich als Argument, wenn es heißt: me tibi et hos una mecum quos semper amavi, . . . commendo, in primisque patrem; nach seiner Meinung kann es sich nur auf die beiden Brüder beziehen, deren einer jedenfalls in der Kindheit gestorben ist, also damals nicht leben konnte. In Wahrheit faßt hos sämtliche Familienmitglieder einschließlich der Mutter zusammen, aus denen dann der Vater noch besonders herausgenommen wird, vielleicht weil er infolge seiner Gebrechlichkeit besonders zum Mitleid herausforderte. Nicht besser ist die Argumentation, um Catal. V (VII) für unecht zu erklären; es soll nicht denkbar sein, daß der Dichter in so früher Jugend schon den Musen Valet gesagt habe. Aber an und für sich ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß Vergil die Notwendigkeit empfand, nach den ersten poetischen Versuchen — und das waren doch ohne Zweifel, wie ja das in Ekl. IX eingereihte Stück 46—50 beweist, nicht unsere zehn Eklogen, die doch schon eine gewisse Kunstfertigkeit zeigen — sich erst einmal ganz seiner wissenschaftlichen und philosophischen Ausbildung zu widmen und in einer solchen Stimmung das Gedicht verfaßte, in dem er die

Musen auch nur bittet, ihn seltener zu besuchen, also ihm Zeit zum Studium zu lassen, nicht sich völlig von ihm zu wenden.

Der zweite Abschnitt dieses Kapitels behandelt das Leben der Freunde des Dichters und ihr Verhältnis zu ihm, besonders den Anteil, den sie an dem Schutz des Dichters bei der Äckerverteilung hatten. Von Pollio wird mit Recht geleugnet, daß er die Bucolica inspiriert habe, obgleich er an Vergils Dichtungen Interesse zeigte, wie das 'Pollio amat nostram .... musam' III 84 zeigt, was allerdings dort mit der bezeichnenden Einschränkung hervorgehoben wird: 'quamvis est rustica.' Betreffs des Varus in Ekl. VI und IX hält Cartault gegenüber Pascal Riv. di fil. XVII (1889) p. 145—76 (in veränderter Form und mit Polemik gegen Cartault aufgenommen in die Comment. Vergil. S. 36 ff., cf. Jahresber. LIX (1889) S. 183) an der gewöhnlichen Ansicht fest, daß es sich um Alfenus Varus handelt. Pascal will hier einen L. Quintilius Varus Cremonensis schaffen, einen Verwandten des bekannten P. Quintilius Varus; der Tod eines Quintilius versetzte ja nach Hor. c. I 24 unsern Dichter in so große Trauer. Pascal liest dann ecl. IX 35: 'nam neque adhuc Varo videor nec dicere Cinna digna' und bringt damit Catull c. X in Verbindung, wo Cinna und Varus Freunde Catulls genannt werden. Er kombiniert also, was wir über Quintilius und Varus hören, und stellt die so gewonnene Person als Freund Vergils und Mitschüler bei Siro hin mit Berufung auf A. Körte, Rh. M. 1890 S. 172 ff., der in einer Stelle der vol. Hercul. I 92 col. 11 die dort aufgezählten epikureischen Schüler so ergänzt, daß neben einem Varius — das würde der Epiker sein — und Quintilius — das würde unser Quintilius Varus sein — die Namen des Vergil und Horaz ständen. Da der Varus bei Vergil Kriegsthaten aufzuweisen haben muß, die ja der Dichter ecl. VI zu besingen ablehnt, identifiziert P. diesen neu gewonnenen Varus weiter mit dem Parteigänger des Cassius, der nach Appian bell. civ. IV 74 als Befehlshaber in Rhodus zurückblieb. Dagegen ist einzuwenden, daß die Verherrlichung dieses etwas obskuren Kriegsmannes nicht recht zu Vergils Worten stimmt, daß auch seine Verbindung mit Mantua ecl. IX 27 nur durch eine gezwungene Erklärung begreiflich gemacht werden kann, während für den Statthalter Alfenus Varus ohne weiteres klar ist, warum sich der Dichter an ihn wendet. An die Ehrenhaftigkeit Vergils zu appellieren, der nicht zwei Gegner wie Pollio und Alfenus Varus nacheinander besingen konnte, scheint doch ein sehr fragliches Argument, da wir weder über die Gesinnungstüchtigkeit des Dichters, noch über die Art der Feindschaft jener beiden Männer etwas wissen, die durchaus nicht persönlich gewesen zu sein braucht (s. Berl. ph. W. 1901 Sp. 329 f.). Überhaupt, daß all diese scharfsinnigen Kombinationen dem Zeugnis der alten Grammatiker

widersprechen, ist nicht unbedenklich, da man sich früh mit Eifer auf die Erklärung der Vergilischen Gedichte und die Aufspürung ihrer Beziehungen warf. — Die Besprechung der Daten über das Leben des Cornelius Gallus bildet bei Cartault den Schluß dieses Kapitels; er tritt für die Identität der Cytheris des Antonius und der von jenem besungenen Lycoris ein.

Die Liebesverhältnisse des Dichters macht V. Ussani zum Gegenstand seiner Untersuchung in einem kleinen Aufsatz 'Vergilio innamorato'. Er hält nicht nur den Klatsch aufrecht, den schon die alten Biographen angaben und widerlegten — der Beiname Parthenias ist nur eine griechische Übersetzung des mit 'virgo' zusammengebrachten Namens des Dichters und kein Beweis seiner Keuschheit —, sondern er folgert: eine Magd wie die Hieria genügte nicht, eine große Liebe einzuflößen; und eine große Liebe muß der Schöpfer der Didoepisode empfunden haben. Ein Abbild der unglücklich Geliebten, die mit die Ursache war der sentimentalen Schwermut Vergils, sieht er in der Camilla, die nichts von Liebe wissen will. Das Ganze ist mehr phantasievoll als wissenschaftlich.

Pollios Verhältnis zu Vergil bildet den Stoff des ersten Aufsatzes 'Vergilio e Pollione', den Pascal in seinen Comment. Vergil wiederholt hat. Ob der Dichter in Rom oder in Gallia Cisalpina den Pollio kennen lernte, ist ungewiß; das Jahr der Begegnung kann frühestens 712/42 sein. Die Nachrichten über den Schutz, den Pollio dem Vergil angedeihen ließ, erscheinen dem Verf. sehr zweifelhaft. Dagegen glaubt er an die Richtigkeit der Behauptung, daß dem Dichter die Anregung zu den Eklogen von seinem Gönner geworden ist, im Gegensatz zu Cartault, der mit Vahlen (Ind. lect. Berol. 1888 p. 7) diese Angaben durch falsche Interpretation aus den Bucolia selber geschöpft denkt und als Beweis für frühere bukolische Poesien die Verse aus ecl. IX anführt, die sich auf den Kometen des Jahres 710 beziehen; aber mit Recht zeigt P., daß diese Verse auch später verfaßt sein können. Jedoch die Stütze, die er wieder durch Beziehung des Plurals carmina, des iussis tuis, des 'a te principium, tibi desinat' seiner Behauptung geben will, ist hinfällig. Gegen Cartault, der das 'Pollio amat nostram, quamvis est rustica, Musam' ecl. III 84 als Beweis dafür hinstellt, daß Pollio nicht ganz mit der bäurischen Muse zufrieden war, faßt er den Vers nur als Ausdruck des Staunens, daß ein so großer Dichter an so bescheidenen Dichtungen seine Teilnahme zeige. Das 'lectori' v. 85, das C. für viel zu schwach hielt für denjenigen, der die Bucolica angeregt, faßt P. allgemeiner. Die 'nova carmina' des Pollio (v. 86) versteht er nicht von dem Großartigen, sondern im Gegenteil faßt er Pollio als poeta novus in dem Sinne der νεώτεροι bei Cicero, d. h. als

Verfasser kleinerer Gedichte, wie Vergils Eklogen sind; der Begriff der νεώτεροι ist dabei aber verschoben, da wohl mehr als die kleinen Gedichte die alexandrinischen Epen wie Cinnas Smyrna und Calvus' Io diesen Begriff prägten. Was zu Ekl. II aus der chronique scandaleuse berichtet wurde, weist P. zurück durch Herbeiziehung einer Parallele bei Plin. epist. VII 4, 6, wo von Cicero ähnliches berichtet wird. Für Ekl. III bringt er die überflüssige Widerlegung der willkürlichen Konjektur Schapers. Daß Asinius Pollio nach 715/39 in den Gedichten Vergils keine Rolle mehr spielt, führt der Verf. auf den Willen des Augustus selber zurück, der in dieser Weise seine Feindseligkeit äußerte.

Vergils religiöse und philosophische Anschauungen untersucht in einem umfangreichen Buch Cesare Ranzoli. Der Verf. geht aus von der Restauration der Religion unter Augustus, und während er bei den übrigen Dichtern und Schriftstellern ihre Teilnahme daran für eine Äußerlichkeit hält, ist er überzeugt, daß bei Vergil, der auf dem Lande groß geworden war, wirklich eine innere Religiosität die Triebfeder war. Erweisen läßt sich das kaum; denn die Stellen seiner Dichtungen, die man dafür beibringen kann, zeigen doch nur, daß er in die von Augustus eingeschlagene Richtung mit einstimmte. Deshalb steht das 1. Kapitel 'La religione' ziemlich für sich, da es nur die in Georgica und Äneis ausgedrückte Religiosität behandelt. Anders liegt es bei den übrigen Kapiteln, welche die Philosophie Vergils behandeln, weil der Dichter hier nicht durch äußere Umstände genötigt war, seine Ansicht auszudrücken. Zunächst wird der Epikureismus Vergils untersucht, der ja im schroffen Widerspruch zu der Religiosität stehen würde. Der Verf. hilft sich sehr einfach. Die Frage ist schon a priori gelöst; da der Dichter religiös war, so kann er nicht Epikureer gewesen sein. Und doch hielt von Wilamowitz Reden und Vorträge S. 266, das in einem gewissen Grade für möglich; und selbst wenn das gleichzeitige Zusammentreffen so verschiedener Richtungen nicht denkbar ist, so bliebe doch die Annahme noch übrig, die Norden Neue Jahrb. 1900 S. 270 Anm. 3 ausspricht, daß der Dichter eine innere Wandlung im Laufe der Zeit durchlebt hat. Der Schluß des Verf. ist also falsch. Um ihn aber aufrecht zu halten, leugnet er erstens die Richtigkeit der Angabe in der Vita, daß Vergil bei Siron gehört habe; mit den Gedichten catal. VII (V) und X (VIII) giebt er sich überhaupt nicht erst ab. Zweitens bestreitet er, daß in Ekloge VI epikureische Lehre ausgedrückt sei, was ihm natürlich mit Argumenten zu widerlegen nicht glückt; ebenso muß er behaupten, daß die Übereinstimmungen mit Lucrez in den Georgica nur formelle seien. Er legt dabei besonderes Gewicht darauf, daß Vergil das Landleben als Abbild des Daseins im goldenen Zeitalter schildert, also im Gegensatz steht zu der Lucrezischen Dar-

stellung von der ursprünglichen Wildheit und dem Elend der ersten Menschen; aber dabei muß man den Zweck der Vergilischen Dichtung berücksichtigen. Dem Dichter kam es darauf an, das Landleben zu empfehlen; da paßt ihm die mythologische Anschauung gut, und er verwendet sie, ohne zu berücksichtigen, ob sie etwa mit epikureischer Lehre im Widerspruch steht. Der Verf. bedenkt gar nicht, daß auch die Georgica keine freie Dichtung waren, sondern unter einem höheren Zwange entstanden und auch ihrerseits den Zweck hatten, die vom Kaiser erstrebte Restauration von Religion und Moral zu bewirken, und daß dadurch auch Widersprüche der Anschauung erklärlich werden, wenn man nicht die vorgefaßte Meinung hat von dem Vergil, der von ganzem Herzen der Religion der alten Zeiten anhing. Der Verf. schreibt Vergil durchweg eine vom Platonismus durchsetzte stoische Anschauung zu, in der er ihn mehrfach als Vorgänger Senecas hinstellt. Als Äußerungen des Stoicismus, fürchte ich, nimmt er dabei viel zu viel; weil der Pantheismus zum Kosmopolitismus und zur Nächstenliebe führt, so muß jede Milde, die in der Äneis vorkommt, der Stoa ihren Ursprung verdanken, und wo poetische Empfindung und des Dichters eigene Weichheit zusammenwirken, um eine rührende Scene zu schaffen, bei der Klage des Vaters oder der Mutter um den gefallenen Sohn, selbst da will er stoische Ansicht als Grundbedingung erkennen gerade im Gegensatz zu der stoischen Seelenruhe. Wenn der Krieg vom Dichter verabscheut wird, d. h. Attribute erhält, die ihn als grausig hinstellen, so geschieht das nach den Lehren der Stoa. Die Phantasie des Verf. weiß überall aus der Erzählung etwas zu gewinnen, was durch den poetischen Stoff von selber gegeben war; ja er ist sogar imstande, in einem Punkt einen scharfen Gegensatz zwischen Vergil und der Stoa aus den Gedichten herauszuinterpretieren, der römische Dichter soll nämlich den Selbstmord verwerfen. Das Platonische wird in der Anschauung gefunden, daß die Seele in den Körper wie in ein Gefängnis gebannt ist und im Tode sich wieder von ihm löst, in der von Vergil vertretenen Lehre vom Kampf gegen die Sinnlichkeit, kurz, in den Dingen, in denen die späteren Stoiker wie Seneca sich mit dem Platonismus berühren. Der schwache Äneas wird als Philosoph hingestellt und sein Benehmen der Dido gegenüber durch das in ihm liegende Streben nach Geistigem und nach Askese erklärt! Der Dichter selber soll seine platonische Gesinnung dadurch äußern, daß er Misogyn ist (s. S. 5)! So verschieden fassen die Italiener ihren Vergil auf! Bezeichnend ist der Ausdruck: Es zeigt sich bei Vergil eine entschiedene Feindschaft gegen diejenige, die den Mann zur Sünde verleitet. Besonders aber die Hervorhebung des zukünftigen Lebens bei Vergil und das häufige Erscheinen von Verstorbenen wird auf seinen Platonismus zurückgeführt.

Die Unterweltsepisode VI muß mehr als einen künstlerischen Zweck haben, folgert der Verf.; denn die Römer sind ein politisches Volk im aristotelischen Sinn, und deshalb hat ihre Litteratur hochpolitische und moralische Ziele. R. bestreitet dann die Vermutung von Warburton, daß das 6. Buch eine Darstellung der eleusinischen Mysterien sei. Er selbst denkt es sich aus der religiösen Volksanschauung, sowie aus Homernachahmung und Platonbenutzung entstanden, und durch diese Zusammenarbeitung erklärt er die Dunkelheiten, die vorhanden sind. Die Verbreitung der Lehre von einem Leben nach dem Tode soll nun der Zweck des 6. Buches sein und zwar von einem Leben, in dem nicht Zufall, sondern strenge Gerechtigkeit herrscht. Den 'Limbus', in dem die Kinder, die aus Liebe Gestorbenen, die in der Schlacht Gefallenen weilen, führt der Verf. auf Homer Od. XI 38—43 zurück, was immerhin Beachtung verdient. Spaßig aber ist, daß Vergil durch die Erwähnung der Kinder den Zweck verfolgen soll, die Väter von einer etwaigen Tötung ihrer Kinder abzubringen, indem er ihnen zeigt, daß sie dann an einem so traurigen und dunkeln Ort weilen müssen. Derartige moralische Unterweisungen soll auch die übrige Unterweltsschilderung enthalten. Der Verf. scheidet sie, soweit sie des Äneas Wanderung enthält und soweit Anchises belehrend auftritt; der erste Teil beruht auf römisch-griechischem Volksglauben, der zweite auf orphischer, pythagoreischer und platonischer Anschauung. — Das ganze Buch leidet neben anderem an der großen Phantasie des Verf., der nicht die rein poetischen Elemente aus seiner Untersuchung auszusondern versteht und das etwa vorhandene Vorbild nicht berücksichtigt, sodann an der vorgefaßten Meinung, die jede Neigung zum Epikureismus dem Dichter abspricht. Neuere Litteratur ist mangelhaft berücksichtigt, die alte jedenfalls nicht in den besten Quellen benutzt.

Vergil als Erzieher stellt der Vortrag von E. Conti in den Memorie della R. Accademia Virg. di Mantova dar. Zunächst wird Vergils Leben selber mit seiner Tugend und Bescheidenheit als Muster vorgeführt, sodann das friedliche Landleben, wie er es empfiehlt in den Georgica, als richtiges Ideal gepriesen, endlich aus der Äneis die Mahnung zum Patriotismus abgeleitet. Das Ganze endet mit der Aufforderung an die Italiener, die schon Vergil ausgesprochen hat, den Ackerbau hochzuhalten. Das Vergilporträt von Sousse, dem alten Hadrumetum (J. B. LXXXXVII 1898 S. 149), ist jetzt veröffentlicht von P. Gauckler in den Mémoires der Akademie des inscriptions et belles-lettres 1898 (dazu Tafel XX). Neben der Darstellung des Dichters, der sitzend, mit der Rolle seiner Äneis in der Hand, umgeben von Clio und Melpomene, aufmerksam der Inspiration lauscht, fand sich der Abschied des Äneas von Dido, etwas weniger sorg-

fältig gearbeitet. G. vermutet, daß früher als Gegenstück zu dieser Scene auf der anderen Seite die erste Begegnung beider oder die Episode in der Grotte vorhanden war. Das vorzügliche Mosaik der Vergildarstellung veranlaßt ihn, die Arbeit vielleicht noch ans Ende des 1. Jahrhunderts zu setzen. Das Gesicht des Dichters mit den bäurischen Zügen, den hervortretenden Backenknochen, dem scharfen Kinn, dem kurzen Haar, hat etwas so Individuelles, daß man es gern auf eine Originaldarstellung zurückführen möchte. Die Didoscene ist leider verstümmelt; man sieht nur die Köpfe von Äneas und der Königin; diese hängt offenbar schmeichelnd dem Troer am Halse; hinter ihr steht eine weibliche Person mit entblößtem Oberkörper, die offenbar in das Flehen miteinstimmt, von G. als Anna gedeutet, dann eine völlig bekleidete Person mit einem Becken, von G. als Symbolisierung der Leidenschaft aufgefaßt nach Verg. Aen. IV 301 ff.

Gegen die Deutung der letzten Person erhebt Einspruch Schulten Archaeol. Anzeiger 1899 S. 70, der überhaupt Zweifel hegt betreffs der Auffassung der ganzen Scene. Die Zeitbestimmung glaubt er nach der Form der Buchstaben auf der Rolle etwas modifizieren zu müssen, so daß eher das 2. als das 1. Jahrh. in betracht käme.

Dasselbe Porträt bespricht auch G. B. Intra, Atti e memorie della R. Accademica Virg. di Mantova 1898 S. 143 ff. Auch er möchte das Mosaik ins 1. Jahrh. setzen. Die Muse zur Rechten des Dichters deutet er auf Kalliope, die Aen. IX 525 ausdrücklich angerufen wird. Dann sucht er die Echtheit des Porträts zu beweisen aus der zweifellos großen Verbreitung von Vergilporträts; zu Caligulas Zeiten gab es in den Bibliotheken Darstellungen des Dichters, Silius besaß mehrere; noch Alexander Severus schätzte eine Vergilbüste, die er hatte, hoch. Die Ausgaben der Gedichte trugen nach Martial XVI 186 des Dichters Bild. Dazu kommt, daß das Individuelle des Porträts, das mit der Schilderung Donats übereinstimmt, beweist, daß wir kein Idealporträt vor uns haben.

P. Schwieger der Zauberer Virgil ist eine wissenschaftlich wertlose Kompilation. Von dem Zauberer ist nur in dem kleinsten Teile des Buches die Rede. Es stellt zunächst das Fortleben des Dichters, die gelehrte Beschäftigung mit ihm, die allegorische Erklärung seiner Worte dar, führt dann die Bedeutung der 4. Ekloge aus und giebt endlich einige der über Vergil erzählten Zaubergeschichten an. Hauptquelle der Schrift ist Comparetti; sie erweckt mit ihren zahllosen Abschweifungen den Eindruck eines populären Vortrags, und so verstanden ist sie nicht uninteressant, irgend welche eigenen Resultate birgt sie nicht. Die Auffassung von dem 'weltklugen Hofpoeten' Vergil wird wohl auch nicht überall Zustimmung finden.

II. Vorbilder und Nachahmer, sowie Übersetzer.

S. 10—16.

(Für die Eklogen und Georg. vergl. S. 19 ff., 32 ff.)

E. Bertrand, Virgile et Apollonius de Rhodes. Annales de l'université de Grenoble X (1898) S. 183 ff.

W. Kroll, Jahrb. f. klass. Philol. XXVII. Suppl. S. 161 ff.

Pascal, Comment. Vergil. Mediolan. 1900. S. 143 ff.

S. G. Stacey, Die Entwickelung des livian. Stiles. Arch. f. lat. Lexikogr. u. Gramm. X (1898) S. 33 ff.

Christoni, Riv. di storia antica III 1, 29 ff. III 4, 14 ff.

Grell, Chronique archéologique Africaine. Mél. d'arch. et d'hist. XXII (1900); dazu Schulten, Arch. Anz. 1900 S. 72.

A. Melardi, La Psychomachia di Prudenzio Pistoia 1900 I S. 27, II S. 40 ff.

Strecker, Zeitschr. f. deutsches Altertum XLII S. 339 ff.

F. d'Ovidio, Atene e Roma I (1898) S. 15 ff, II (1899) S. 265 ff.

F. Cipolla, Atti di R. Istituto Veneto LV (1896/7) S. 283, LVI (1897/8) S. 182 ff.

A. Butti, Giornale Dantesco V (1897) S. 175 ff.

L. Friedländer, Deutsche Rundschau (1897) LXXXXII S. 230 ff.

H. Kern, Zeitschr. für vergl. Litteratur-Geschichte XII (1898) S. 230 ff.

H. Dettmer, Zur Charakteristik von Schillers Umdichtungen des Vergil. Progr. Hildesheim 1899.

von Boltenstern, Schillers Vergilstudien. Progr. Köslin 1894 und 1900.

W. P. Mustard, Americ. Journ. of phil. XX (1899) S. 186 ff. Tennyson and Virgil.

*A. Marenduzzo, la versione delle Georgiche di Virgilio di Bernardo Trento. Trani 1898.

*Romizzi, Antologia Omerica e Virgiliana nelle migliori versioni italiane. Torino 1898.

John C. Martin, Hermathena XXIII (1897) S. 102 ff.

A. de Marchi, Rendiconti del R. Istituto Lombardo II Serie 31 (1898) S. 1436 ff.

E. Bertrand, Virgile et Apollonius de Rhodes, sucht aus den Vorbildern für die vergilische Dido die Medea des Apollonius

aus, um einen Vergleich anzustellen. Ein sehr bedeutender Unterschied ist, daß Medea eigentlich nur episodisch auftritt, während Dido in dem betreffenden Teil der Äneis die Hauptrolle spielt. Beide Dichter benutzen die Vermittelung der Venus, um das Band um die Liebenden zu schlingen, und Juno wirkt in gewisser Weise mit; aber die Scene ist doch ganz verschieden, und die Darstellung des Eros, der dabei thätig ist, rückt in beiden Fällen weit voneinander ab. Um die Begegnung zwischen den Liebenden herbeizuführen, wird in der Äneis wie bei Apollonius das homerische Vorbild von der einhüllenden Wolke benutzt, aber bei diesem ist es eigentlich überflüssig, bei Vergil von richtiger Wirkung, um einen theatralischen Effekt zu erzielen. Als dann die Liebe erwacht ist, so behauptet der Verf., ist sie bei beiden Frauen sehr verschieden; Medeas Empfindung ist nur sinnlich, bei Dido beruht sie auf der moralischen Achtung; beide fühlen dabei Gewissensbisse, die eine wegen ihrer Eltern, die andere wegen des verstorbenen Gemahls. Für die weitere Entwickelung der Liebe spielt hier Chalciope, dort Anna eine Rolle. Aber Dido emfindet dann Reue, Medea nicht; so hat Vergil auch hier nach des Verf. Ansicht die Darstellung moralischer gestaltet. Bei beiden Dichtern wird die Wirkung der Nacht auf das liebende Gemüt besonders hervorgehoben. Medea wie Dido fassen den Plan zu sterben, aber diese führt ihn aus, jene bleibt ihrem mädchenhaften Charakter treu, denkt an alles Schöne auf Erden und verzichtet auf den Tod. Auch die Untreue des Geliebten übt bei Apollonius wie bei Vergil die gleiche Wirkung auf das Gemüt der Liebenden aus; aber während bei dem Griechen der Zornesausbruch Medeas etwas Unvermitteltes hat, das aus ihrem bisherigen Charakter nicht recht begreiflich war, mildert Vergil auch hier und läßt plötzlich wieder das Weibliche zum Durchbruch kommen; überhaupt verwertet er alle Kontraste der Leidenschaft und gestaltet dadurch die Scene so überaus dramatisch; noch bis zum letzten Augenblick zeigt er das Schwanken im weiblichen Herzen und das nochmalige Aufkeimen der Hoffnung, bis sie sieht, daß alles vorbei ist, und nun zugleich mit dem Haß gegen den Geliebten die Festigkeit des Entschlusses über sie kommt. Hier ist der Groll psychologisch besser motiviert als bei Apollonius. Bewundernswert ist dann auch bei Vergil die Ruhe, mit der Dido auf ihr Leben zurückblickt und ihren Entschluß zu sterben ausführt, ohne theatralische Pose, ohne rhetorische Tiraden. Man erkennt überall den Künstler und Dichter, der sich auf die Natur versteht. So ist Vergil größer als Apollonius, aber man darf den Einfluß, den dieser auf ihn ausgeübt hat, nicht unterschätzen. — Der Aufsatz erfreut durch das Eingehen auf die psychologische Entwickelung im Herzen Didos, die so oft bei den Studien über die Komposition des 4. Buches außer acht gelassen wird.

Die Quellen des 2. Buches der Äneis bespricht Kroll in einem Exkurs zu dem S. 39 (46) erwähnten Aufsatz. Er bestreitet vor allem, daß Vergil unmittelbar die alten Epen des Lesches und des Arktinos selber benutzt habe. Wenn er die Dinge im allgemeinen ebenso wie jene erzählt, so ist das noch kein Beweis, da er in den Handbüchern gewiß dasselbe finden konnte. Zur Vergleichung zieht der Verf. Quintus und Tryphiodor heran; was sie ohne Benutzung der alten Epen schildern konnten, konnte Vergil auch ohne deren Kenntnis darstellen. Eine Benutzung aber des römischen Dichters durch jene beiden späten griechischen Epiker sieht Kr. wie auch Norden, N. Jhb. 1901 S. 329 Anm. 1 mit Recht als nicht erwiesen an. Was Vergil bringt, geht meist nicht über das hinaus, was allgemein bekannt war. Die Sinonepisode stimmt zu dem, was Quintus und Tryphiodor haben, nur schmückt der römische Dichter die Rede pathetisch aus; für einzelnes mögen dabei auch die Dramen, wie Accius' Deiphobus, Quellen sein. Manches, wie der Koroibos, mag von Euphorion stammen, dessen Einfluß wir bei Vergil gewiß nicht unterschätzen dürfen. Beachtenswert ist auch, daß die Exzerpte der alten Epen weit mehr bieten, als was Vergil erzählt. Er hat sorgfältig ausgewählt, was sich um den Helden Äneas gruppieren ließ und was ihm selber zur poetischen Darstellung zusagte. Darum, wenn es sich auch kaum widerlegen läßt, falls sich jemand darauf versteift, daß Arktinos und Lesches benutzt seien, wahrscheinlich ist das nicht, soviel wird man dem Verf. zugeben müssen.

Über Plato und Cicero als Quellen in der Darstellung des 6. Buches s. S. 42.

Über Ennius als Quelle für VI 724—51 nach Pascal ebendort.

Wie weit Livius den Vergil benutzt hat, untersucht S. G. Stacey. Daß die Bucolica und Georgica hier und da auf den Stil des Historikers eingewirkt haben können, ist der Chronologie nach als Möglichkeit zuzugeben; daß indessen von einer bewußten Übernahme poetischer Ausdrücke Vergils die Rede ist, läßt sich, wie mir scheint, nur schwer beweisen, zumal öfter auch noch die Entlehnung von einem älteren Dichter wie Lucrez denkbar wäre. Für die Äneis liegt die Frage noch viel schwieriger; da sie in ihrer Gesamtheit erst nach Vergils Tode, also nach 19, herausgegeben wurde und die erste Dekade des Livius, die am meisten poetische Wendungen zeigt, vor 19 abgeschlossen war, so könnte man höchstens an Vorlesungen aus dem Dichtwerk denken, die einen solchen Einfluß ausgeübt hätten. Mit Recht findet der Verf. aber eine Erklärung für Ähnlichkeiten zwischen Vergils Äneis und Livius' erster Dekade vielmehr in der gemeinsamen Quelle Ennius. Für die dritte Dekade allerdings nimmt er Benutzung der Äneis an; ganz zweifellos ist auch diese nicht.

Einige Nachahmungen Vergils durch Lucan werden von Christoni zusammengestellt; sie beziehen sich sowohl auf einzelne Gedanken wie auf die Charakteristik von Personen. Sehr eng sind die Anlehnungen nicht, wie bei der ausgeprägten Eigenart Lucans und seinem bewußten Streben nach Selbständigkeit begreiflich ist.

Einen Vergleich zwischen der Äneis und der Psychomachia des Prudentius bietet A. Melardi in seinem Buch über dieses Werk des 4. Jahrhunderts II 40 ff., nachdem er schon I 27 auf die Nachwirkung Vergils hingewiesen hat. Die Nachahmungen sind zum Teil unverkennbar; so das 'hoc habet' Psych. 53 Aen. XII 296. Manchmal sind auch zwei Stellen Vergils zu einer kontaminiert. Im ganzen muß man anerkennen, daß Prudentius in der Benutzung vergilischer Worte und Phrasen sich weit mehr Zwang auferlegt und weit mehr Maß gehalten hat, als etwa die Epiker des ersten Jahrhunderts.

Die Bekanntschaft mit Vergil im 5./6. Jahrh. zeigt die Inschrift eines römischen Brunnenhauses in Nordafrika, die Gsell, Mél. d'arch. et d'hist. XXII (1900) mitteilt; denn der erste Vers mit dem Anfang des zweiten stammt aus Aen. I 167 f. Schulten, Arch. Anz. 1900 S. 72 weist darauf hin, daß die Verse sich in der Didotragödie befinden.

Die Nachahmung Vergils durch den Mönch Ekkehard wird von Strecker an einer Menge von Beispielen gezeigt, wo sie bisher nicht erkannt war und oft erst den Schlüssel zum Verständnis giebt. Der Dichter nimmt aus Vergil häufig eine Episode, die er dann mit Floskeln aus andern Versen ausschmückt und etwas umbildet. Durch dieses Zusammenarbeiten sind viele Ungleichheiten und Inkonsequenzen zu erklären. Danach giebt der Waltharius nur ein verfälschtes Bild germanischer Heldenzeit.

Die Nachahmung Vergils in der Topographie der Unterwelt durch Dante zeigt in einzelnen Punkten F. d'Ovidio in dem Aufsatz: Non soltanto lo bello stilo tolse da lui. Er geht aus von der Person Charons und von der Erwähnung der hundert Jahre, die die Seelen umherirren müssen, und hebt dann in fortschreitender Betrachtung die Anregungen hervor, die Dante durch die Unterweltschilderung Vergils erhalten hat; sie zeigen sich oft auch in einzelnen Worten, so wenn das 'quae maxima turba est' v. 610 wiedergegeben ist VII 25: 'qui vid' io gente più ch' altrove troppa.' Derselbe Verf. bespricht in derselben Zeitschrift II (1899) 265 ff., in welcher Weise Dante die Scene zwischen Äneas und Andromache Aen. III 306 ff. benutzte und wie er durch Vergil Aen. II 108 ff. veranlaßt wurde, Kalchas und Eurypylus zusammen als Seher zu nennen.

F. Cipolla deutet Vergil bei Dante als die Vernunft und Beatrice als den Glauben. Er giebt eine Übersetzung der 4. Ekloge und spricht

sich dafür aus, eine messianische Weissagung darin zu sehen (!). Dante mußte Vergil als Führer nehmen, als denjenigen, der, ohne doch den Glauben zu finden, bis an die Grenzen der Vernunft kam, der unbewußt von dem Messias sang. Diesen Standpunkt verteidigt der Verf. auch LVI (1897/8) S. 182 ff., obwohl er zugiebt, daß auch des alten Dichters Gelehrsamkeit wie seine Unterweltsbeschreibung für Dante ein Anlaß waren, ihn zum Führer zu wählen. Derselbe vergleicht LV S. 901 ff. und 1187/8 Francesca und Dido miteinander; er wendet sich dabei auch gegen den Aufsatz von Valmaggi (s. S. 35. 38). Dido und Francesca sind beide ein Opfer ihres zarten Herzens, beide schuldig, aber doch unseres Mitleids würdig. Bei der Darstellung der Francesca schwebte Dante die Königin Karthagos vor. In demselben Bande S. 706 ff. und 1171 ff. sind einige andere Vergilbenutzungen durch Dante von demselben Verf. zusammengestellt.

Dantenachahmungen führt auch A. Butti, Giorn. Dant. V an. So ist der Vers des Palinurus: 'nunc me fluctus habet versantque in litore venti,' der Anlaß geworden zu dem Vers (III 362): 'or le bagna la pioggia e muove il vento,' wie überhaupt die Palinurusepisode (VI) benutzt ist. Besonders das Vorhandensein einer gleichsam heidnischen Abteilung von Seligen im Inferno (IV) ist Nachahmung aus Verg. Aen. VI, wie in diesem Gesang auch der Wortlaut häufig mit vergilianischem Ausdruck übereinstimmt; die großen Geister des Altertums werden ohne Rücksicht auf die Forderungen orthodoxer Theologie in einem Zustand der Seligkeit gezeigt, obwohl sie nur Verdienste um die Menschheit, aber keinen Glauben hatten.

Die Abhängigkeit der mittelalterlichen lateinischen Poesie und Geschichtsschreibung von altrömischen Vorbildern behandelt L. Friedländer, Deutsche Rundschau 1897 S. 230 ff. Die erste Stelle nimmt dabei Vergil ein; die Darstellung ist ziemlich allgemein gehalten und hebt keine Einzelheiten hervor. S. 377 ff. werden die späten Vergilsagen besprochen und ihre Entstehung aus der allgemeinen Verehrung, die der Dichter schon zu Lebzeiten fand. Einige dieser Sagen von dem Zauberer werden erzählt und die hervorragende Bedeutung der Trojasage im Mittelalter auf den Einfluß Virgils zurückgeführt. Dido lebt nicht nur in Heinrich von Veldekes Epos fort, sondern in den Liedern aller Troubadours.

Proben aus einem politischen Vergilcento des 17. Jahrh. veröffentlicht H. Kern. Geschildert werden die Verhältnisse des dreißigjährigen Krieges nach der Einnahme von Magdeburg und der ersten Schlacht von Breitenfeld, also 1631. Die Not der Bauern, das Elend infolge der Verwüstungen wird ausgeführt, ein Gebet an Gustav Adolf nebst einem Gelübde der Treue, die 'miseria Magdeburgica' und die

'pugna Lipsica' werden dargestellt. Dem anrückenden Tilly ruft der Schwedenkönig entgegen: 'expectate venis?' (Aen. II 283) und 'efficiam posthac ne quamquam voce lacessas' (buc. III 51). Im dritten Teil wird stichomythisch ein Bild gezeichnet, mit welchen Gefühlen man den Siegeslauf Gustav Adolfs verfolgt: der Abt von Fulda klagt: 'eheu quid volui misero mihi?' (buc. II 58), Würzburg spottet über Tilly: 'quo nunc se proripit ille?' (buc. III 19), die Protestanten jubeln: 'auxilium miseris caelo descendit ab alto' (Aen. VIII 376. 423).

Ganz unbedeutend ist H. Dettmers Programm, das sich bemüht nachzuweisen, daß 'Schiller den echten Vergil in deutschem Gewande gab'. Es werden eine Anzahl von Stellen aus Schillers Übersetzung zusammengestellt, die seine Kunst zeigen sollen. Von einer wirklichen Empfindung für den Unterschied beider Dichter ist der Verf. weit entfernt. Unbekannt ist ihm die folgende Arbeit, die denselben Gegenstand weit besser und mit gesundem Urteil behandelt hat.

Vergils Einfluß auf Schiller untersucht von Boltenstern. Er geht zunächst Schillers Jugendübersetzung von Aen. I 34—151 durch und zeigt, in wie freier Weise Schiller das Pathetische herausarbeitet; weiter führt er eine Anzahl von Citaten an, die Sch. Vergil entlehnte und die seine aufmerksame Lektüre beweisen. Auch die Rezension einer Vergilübersetzung wird Schiller zugeschrieben. Auch in den eigenen Dichtungen verrät der Dichter Vergilkenntnis. Vergil war ja der einzige antike Autor, den er gründlich im Original gelesen hat. Dann folgte die Übersetzung von Buch II und IV; der Verf. bespricht eine Anzahl von Fehlern, die darin gemacht sind, hebt aber auch die Vorzüge hervor. Auch in seinen ästhetischen Studien greift Schiller auf Vergil zurück. Eine Anzahl von Parallelen aus den späteren Jahren Schillers bringt das zweite Programm, wobei oft gemeinsames homerisches Vorbild oder gemeinsame Beobachtungen, nicht Nachahmung, die Erklärung abgeben, aber auch die geistige Verwandtschaft beider Dichter. Diese sieht der Verf. in der Lauterkeit ihres Herzens, in der vaterländischen Gesinnung, in dem Verhältnis zur Natur, in den philosophischen Neigungen, in der Richtung auf das Ideale, wodurch beide verbunden sind.

W. P. Mustard zeigt, daß Tennyson nicht nur dem Charakter und seiner ganzen Anlage nach große Verwandtschaft mit dem römischen Dichter hat, sondern auch im Ausdruck seinen Einfluß verrät. Sowohl Anspielungen und Citate, wie mehr oder weniger bewußte Nachahmungen und Anklänge finden sich bei ihm. Der Verf. beginnt, um das zu zeigen, mit der Ode an Virgil und zählt dann eine Reihe von Citaten auf. Dann zeigt er die Reminiscenzen, die wohl manchmal unbewußt sein mögen, aber dadurch, daß sie bis auf Kleinigkeiten sich beziehen, ein sehr reges Studium des römischen Epikers verraten. Stellen, die beide

Dichter gemeinsam aus Theokrit oder Homer geschöpft haben können, sind dabei nicht berücksichtigt worden.

*A. Marenduzzo behandelt die italienische Übersetzung der Georgica des Bernardo Trento (1743—1836), indem er sie den anderen Übersetzungen des Arici, Strocchi, Francesco Combi und Antonio Nardozzi gegenüberstellt. Aricis Wiedergabe ist nicht immer treu und bei allem äußeren Anschluß an das Original 'macht er das Gold Vergils nur blind' (nach einem Ausdruck von Carducci). Strocchi ist poetischer, aber italienischer als er erscheint doch Trento. Combi erweitert und paraphrasiert den lateinischen Text zu sehr; nur Nardozzi hält den Vergleich mit Trento aus und übertrifft ihn sogar hier und da, da auch er manchmal auf Kosten des eleganten Ausdrucks gar zu sehr die Worttreue berücksichtigt. (Nach Valmaggi Boll. di fil. class. V S. 176 f.)

*Einen Überblick über die italienischen Vergilübersetzer erhält man aus Romizzis Anthologie, wo eine Auswahl der schönsten Stellen der Äneis in der trefflichsten italienischen Wiedergabe geboten wird.

John C. Martin giebt Hermathena XXIII (1897) S. 102 ff. eine Probe einer englischen Übersetzung des 4. Buches der Äneis.

Einen modernen Gebrauch des: 'sunt lacrimae rerum' (Aen. I 462) im Italienischen bespricht A. de Marchi. Während es bei Vergil nur heißt: 'auch hier zu Lande weint man,' legt der moderne Italiener den Ausdruck pessimistischen Naturgefühls hinein und legt der Natur die Schwermut bei, die sie selbst im Menschen erwecken kann. Vergil war diese Empfindung fremd.

III. Verskunst und Sprachliches.

S. 16—19.

Auf die Kunst des Dichters in Lautmalerei und Rhythmus weist R. Maxa hin Wien. Stud. XIX (1897) S. 78 ff. Er zeigt zunächst im allgemeinen, wie häufig Vergil durch die größere Flüssigkeit oder die Verlangsamung der Verse den Ausdruck dem dargestellten Gedanken anpaßt, wie er besonders durch den unmittelbaren Wechsel des Rhythmus die Bilder gleichsam plastisch vorzuführen weiß; so wenn der ruhig schlafende Turnus plötzlich auffährt VII 458: olli somnum ingens *rumpit pavor*. Ein besonderes Kunstmittel ist dabei das Herüberziehen des wichtigsten Wortes in den nächsten Vers, wo es dann plötzlich wie ein ἀπροσδόκητον erscheint, durch Stellung wie durch Wechsel des Rhythmus gleich hervorgehoben; so XII 729 ff.: arrectaeque amborum

acies. at perfidus ensis-*frangitur* oder II 352 f. di quibus imperium hoc steterat; succuritis urbi-*incensae.* Dann wird im einzelnen von dem Verf. untersucht, was der Dichter durch die Lautmalerei sagen will. Zuerst werden die sehr zahlreichen spondeischen Verse analysiert, die ein ruhiges Verweilen, eine langsame Bewegung, die Ruhe des erreichten Zieles oder eine geistige Festigkeit und Beruhigung, dann auch die aufmerksame Spannung, die Schwäche der Hoffnungslosigkeit, endlich eine gewisse Vereinzelung oder Armseligkeit zum Ausdruck bringen; doch malen die Spondeen natürlich auch das Große, Ungeheure, Schauerliche, Feierliche, also Bewunderung, Schauder und Wehmut. Der daktylische Rhythmus dagegen ist in seiner Bedeutung viel einfacher; er kennzeichnet Bewegung und Unruhe, also das Dahineilen lebender Wesen, das Klingen des Trompetensignals, die jugendliche Frische u. s. w. Besonders wirksam zur Ausmalung ganzer Scenen ist der Rhythmenwechsel, durch den ein scharfer Kontrast zwischen den einzelnen Bildern hervorgebracht wird. In gleicher Weise untersucht der Verf. bei der Lautmalerei die Bedeutung einzelner Buchstaben. Ungestüm und rauhe Gewalt wird durch wiederholtes r, Weichlichkeit durch l bezeichnet; für die Darstellung von Geräuschen geben l und m besonders die Fortpflanzung und Ausbreitung über ein größeres Gebiet an. Von Vokalen stellt i das Einschmeichelnde dar. Die Beobachtungen des Verf. sind zweifellos richtig und nicht gesucht und übertrieben. Man vermißt nur den Hinweis darauf, daß nicht Vergil erst diese Kunstmittel verwandt hat, sondern daß sie seit Ennius in der epischen Poesie zu Hause sind und der Dichter der Äneis höchstens in feiner Weise ausgeführt hat, was er von seinen Vorgängern übernehmen konnte.

Einen Beitrag zur Metrik Vergils liefert Sandford Hermathena XXVI (1900) S. 110 ff. the quasi-caesura in Vergil. Unter Quasicäsur, einem von Porson geprägten Ausdruck, versteht er den Fall, wo das Fehlen der Cäsur im dritten Fuß durch eine Elision vor diesem entschuldigt wird. So finden sich Aen. V 36 Verse ohne Cäsur im dritten Fuß; aber die meisten sind gebildet wie v. 1: interea medium Aeneas iam classe tenebat, wo hinter medium die richtige Penthemimeres liegen würde. Nur 8 sind anders; aber davon sind 5 durch Eigennamen entschuldigt wie v. 343: tutatur favor Euryalum lacrimaeque decorae, die andern 3 enthalten im dritten Fuß ein zusammengesetztes Wort, wo bei Abtrennung der Präposition oder des ersten Bestandteils ein Einschnitt im dritten Fuß vorhanden sein würde, wie v. 127: tranquillo silet inmotaque attollitur unda, und diesen Fall bezeichnete auch Munro zu Lucrez II 1059 als Quasicäsur; Aen. XI sind es nur 4 Fälle, wo beim Fehlen des Einschnitts im dritten Fuß nicht eine Elision vorherginge; hier finden wir aber progeniem v. 257, conubiis v. 333, den

Eigennamen Sigeis v. 294 und das griechische Lehnwort aeriam v. 704. Gleiche Ergebnisse bieten dem Verf. Aen. I und Georg. I. Aus Vergils sämtlichen Gedichten, d. h. Eklogen, Georgica und Äneis lassen sich nach einer auf S. 117 zusammengestellten Tabelle nur 19 Fälle finden, wo weder ein Kompositum noch ein Eigenname das Fehlen des Einschnitts im dritten Fuß oder der Quasicäsur begreiflich macht. Von diesen 19 Ausnahmen erklärt der Verf. einige durch beabsichtigte Lautmalerei, andere durch Lucreznachahmung. Im allgemeinen ist der Gebrauch dieser Quasicäsur zweifellos richtig erkannt.

Radu J. Sbiera, Die prosodischen Funktionen inlautender muta cum liquida bei Vergil, Czernowitz 1898, untersucht nach dem Vorbild seines Lehrers Hilberg in derselben Weise den Vergil, wie jener den Ovid untersucht hat. Er scheidet zunächst die Fälle aus, in denen die Messung der Syllaba anceps von selber gegeben war, sobald der Dichter das Wort einmal benutzen wollte, wie lăcrĭmae, intĕgro. Daß diese Ausscheidung ganz richtig ist, glaube ich nicht, da ja der Dichter nicht gezwungen war, diese Worte zu wählen. Im übrigen erscheint dem Verf. als Hauptprinzip der vermeintlichen Regellosigkeit die Wahrung der natürlichen Betonung. Es werden dann zahlreiche allgemeine und Spezialgesetze, von diesen letzten zehn, angeführt; und jedes dieser Gesetze hat seine Ausnahmen. Dabei hat der Verf. eine eigentümliche Methode, die er auf S. 34 äußert: nicht die überwiegende Anzahl der Beispiele′ ist für die Festsetzung einer Regel ausschlaggebend. Seltsam ist auch der Unterschied, den er zwischen pătres und pātres macht; für patr ist die Kürze die normale Messung, die Länge in VII 176 wird nun dadurch erklärt, daß patres dort nicht die Väter, sondern den Senat bedeutet. Nach dieser Auffassung des Gebrauches von pătr liest der Verf. auch II 666: Ascanium<que> patremque. Die Arbeit birgt eine Menge Material, aber bei der Mannigfaltigkeit der Gesetze und der großen Zahl der Ausnahmen wird man vorerst kein Zutrauen zu ihr haben können, wenn man auch nicht leugnen kann, daß die gemachten Beobachtungen manchmal sehr nützlich und auch für die Textkritik nicht wertlos sind. Konjekturen möchte ich allerdings nicht darauf bauen; aber wo sie zur Stützung der überlieferten Lesart oder zur Entscheidung zwischen zweien führt, wie ecl. VI 81 zur Verteidigung des super, da werden sie nicht unwillkommen sein.

Zum Beweise dafür, daß *dum* mit Konjunktiv nicht 'während' bedeutet, untersucht J. L. Rev. de phil. 1901 S. 43—5 die drei Stellen aus dem Vergil Aen. X 798 ff., I 3 ff., Georg IV 457. An den ersten beiden ist die Bedeutung 'bis' zweifellos; an der dritten erklärt L. *dum* = *ut*; aber das '*dum te fugeret, per flumina praeceps*' hätte viel-

mehr wie *dummodo* 'wenn nur' verstanden werden müssen. Ebenso die dazu angezogene Phädrusstelle I 4, 2 sq.

Georg. III 116. Gegen die Gleichsetzung von eques und equus (s. Jb. LXXXXVII (1898) S. 161) erhebt Haverfield Class. Rev. XIII (1899) S. 305 f. Einspruch; er sucht die Beweisstellen für diesen Gebrauch anders zu erklären und hält diese Gleichsetzung für eine litterarische Erfindung des Antonius Julianus bei Gell. XVIII 5. Für Vergil bleibt er bei der Erklärung von Conington - Nettleship, daß nach poetischer Ausdrucksweise vom Reiter ausgesagt wird, was das Pferd thut.

Die Verwendung des Wortes 'atrium' bei Vergil prüft H. W. Magoun Transactions and proceedings of the Americ. phil. assoc. (1896) XXVII S. LVII ff. Er hat sechs Stellen der Äneis gesammelt und giebt an einigen die Möglichkeit zu, 'atrium' ganz im römischen Sinne zu fassen; aber an anderen geht das nicht. So wird II 483 atrium als μέγαρον gedeutet; der Dichter fand kein passendes Wort und benutzte deshalb ein ähnliches, das dem Sinne möglichst entsprach.

'manes' s. Aen. VI 743 S. 62.

IV. Zu den einzelnen Werken.

1. **Eklogen.** S. 19—32.

a) Allgemeines.

Cartault s. S. 2.

P. Jahn. Die Art der Abhängigkeit Vergils von Theokrit. Progr. d. Kölln. Gymn. zu Berlin 1897—99.

Legrand, L'Arcadie et l'idylle. Ann. de la fac. des lettres de Bordeaux XXII (1900) S. 101 ff.

R. Helm, Daphnis bei Theokrit. Phil. LVIII (1899) S. 119 f.

Über die Anordnung und die Abfassungszeit der Eklogen spricht Cartault im 2. Kapitel S. 51—77. Die erste Ekloge ist nicht zuerst verfaßt; man muß also nach einem Prinzip der Anordnung suchen. C. schließt sich der Ansicht von Wagner an, daß dialogische Gedichte mit Monologen wechseln. Als zuletzt abgefaßt kennzeichnet sich Ekl. X (woran Jahn 1899 S. 24 mit Unrecht gezweifelt hat, denn ähnlich ist Ov. am. III 15 als Schlußgedicht bezeichnet). Im übrigen beweist das Citat V 85, daß II und III voraufgehen. IV ist durch das Konsulat Pollios aufs Jahr 40 datiert. Darum setzt C. II, III, V ins Jahr

42—41. VI begrüßt den neuen Statthalter Varus und wird dementsprechend nach Pollios Abgang, also nach IV, Ende 40, gesetzt. VIII läßt sich wegen des angedeuteten Triumphes Pollios über die Parthiner aufs Jahr 39 festlegen. Betreffs der I. und IX. Ekloge weist C. nach, daß Vergil sein Gut endgültig verloren zu haben scheint, da später nicht mehr die Rede davon ist und besonders Georg. II 198 in dieser Hinsicht vielsagend ist. I zeigt nun, daß noch keine Vertreibung vorhergegangen ist, sondern der Besitzer sein Gut behalten soll, nicht wiedererhalten; in IX dagegen ist er beraubt. Es scheint also, daß das in I gegebene Versprechen nicht befolgt wurde, und IX muß auf I folgen. Da aber die Eklogen IV, VI, VII, VIII keine Spur von der Unruhe der Zeiten, sondern nur friedliches Gepräge verraten, so meint C., daß sie vor I und IX gedichtet sein müssen. Diese letzten beiden faßt C. als eine besondere Gruppe zusammen und sieht in dem audax iuventa Georg. IV 566 eine Anspielung darauf; aber die Erklärung ist gesucht, und die Worte bedeuten nur einen kühnen Wurf der Jugend, die sich dreist an eine Aufgabe wagt, sind also nur ein Ausdruck der Bescheidenheit Vergils. I und IX setzt C. mit Benutzung der Berechnung von Sonntag über die Dauer der technischen Vorarbeiten zur Occupation des Landes durch die Veteranen ins Jahr 39, X soll 37 verfaßt sein, und die Expedition, bei der der Offizier beteiligt war, an den sich Lycoris angeschlossen hat, soll die des Agrippa sein, nicht, wie Ribbeck wollte, die Octavians im Jahre 40 nach Gallien. Infolge dieser Aufstellung muß C. das Zeugnis des Probus, daß Vergil drei Jahre auf seine Eklogen verwandt habe, verwerfen; er thut so, als ob es sich nicht mit der Angabe des Asconius Pedianus vertrüge, daß der Dichter im Alter von 28 Jahren Bucolica verfaßte, während man doch 41—39 als Abfassungszeit annehmen kann und ein Zwischenraum zwischen Bucolica und Georgica durch nichts als unmöglich erwiesen ist.

Im ganzen hat die von C. verfochtene Ansicht über die Anordnung, wie auch seine Aufstellungen betreffs der Chronologie der Eklogen etwas Bestechendes. Aber Einwände lassen sich machen. Die VIII. Ekloge durchbricht das Prinzip des Wechsels von Monologen und Dialogen, so daß eine systematische Reihenfolge doch nicht zweifellos ist. Andererseits macht C. selber darauf aufmerksam, daß Vergil das chronologische Prinzip in gewisser Hinsicht befolgt hat. IV (40), VIII (39), X (als letztes Gedicht überhaupt) müssen so gedichtet sein, ebenso II, III, V; nur wie sie sich ineinanderfügen, kann zweifelhaft erscheinen; auch IX ist nach v. 19 später als V geschrieben und VII nach II. Sollte nicht die überlieferte Ordnung die chronologische sein, abgesehen von Gedicht I, das ja für seine Stellung den besonderen Grund in sich trug? Wenn in Ekl. V nicht auch IV erwähnt ist, so konnte das an

der besonderen Art dieses Gedichtes liegen. VI setzt auch C. nach IV, über sein Verhältnis zu V läßt sich nichts bestimmen, also kann VI wohl nach V verfaßt sein. VII ist der gleichen Art wie II, III; da es in V nicht auch erwähnt ist, wird man geneigt sein, es nach V zu setzen. Über die Stellung von VI, VII, VIII zu einander ist nichts gesagt, also auch nicht ausgeschlossen, daß dies die chronologische Reihenfolge war. IX zeigt eine sehr auffällige Form, insofern allerlei Fragmente, die, wie es scheint, schon begonnen im Tischkasten des Dichters lagen, darin eingefügt sind. Es sieht gerade so aus, als ob Vergil, da er auf sein Gut verzichten mußte, auch die bukolische Poesie aufgab und deshalb, was er an derartigen Studien hatte, in diesem Gedicht zusammenstellte. Erst später, wohl schon in Rom, hielt er es für wünschenswert um der Zehnzahl willen, noch eine Ekloge dazu zu dichten, die dann als nachträglich durch den Anfang deutlich gekennzeichnet werde. Es könnte danach vielleicht Ekl. II im Herbst 41, wenn nicht vollendet, so doch konzipiert sein; denn gar zu sehr wird man bei diesen Gedichten die Jahreszeiten der Abfassung und der Scenerie sich nicht getrennt denken dürfen. Ekl. III Frühjahr, IV Herbst 40, V und VI Winter 40/39, VII Frühling, VIII Sommer, IX Herbst 39 und endlich X Winter 39/8. Nur Ekloge I ließe sich dabei nicht genauer bestimmen, als daß sie vor IX liegen muß. So könnte man die Angabe der drei Jahre bei Probus festhalten. Man wird auch kaum zu der Annahme neigen, daß Vergil noch lange nach dem Verlust seines Gutes an der bukolischen Dichtung Interesse hatte. Seit 39 aber muß er etwa in Rom gewesen sein; denn 38 war er dort schon so heimisch in den Cirkeln der gebildeten und vornehmen Welt, daß er den Horaz im Kreise des Mäcenas einführen konnte.

Für die Arbeitsweise Vergils bei Abfassung der Eklogen sind sehr interessant und lehrreich die sorgfältigen Zusammenstellungen von P. Jahn. Wenngleich die Beobachtungen nicht neu sind, so ist doch ihre Sammlung in dieser Vollzähligkeit sehr dankenswert. Jahn hat sämtliche Eklogen außer IV und VI behandelt, die ja eine Sonderstellung einnehmen. Er setzt zunächst neben die Vergilverse die entsprechenden des Vorbildes und erörtert dann die Art der Benutzung des griechischen Dichters. Der Gesamteindruck dieser Untersuchungen ist ein überraschender; man erkennt, daß Vergil geradezu eine Mosaikarbeit geliefert hat, zu der er die Steinchen aus den verschiedensten Idyllen Theokrits zusammengetragen hat, und das mit solcher Kunst, daß man dem Ganzen diese Stückarbeit nicht anmerkt, sondern es durchaus den Eindruck einer Originaldichtung macht. Oft hat der Römer auch nur die äußere Verknüpfung der Sätze benutzt, wie sie bei dem Griechen gegeben war, aber diesen Rahmen mit anderen Ge-

danken und Bildern gefüllt; so schließt er genau wie Theokrit V 134 an das ἔραμαι μέγα einen Satz mit γάρ, an das amo ante alias III 78 einen Satz mit nam, aber die Begründung selber ist eine andere; oder er übernimmt Gedanken und Form des Satzes: nam neque . . . ., nam neque . . . . neque X 11 f. aus Theokr. I 68 f.: οὐ γὰρ . . . . οὐδ' . . . . οὐδ', aber an die Stelle des Anapus, Ätna und Akis setzt er den Parnaß, den Pindus und die Aganippe. In dieser freien Behandlung sind für die 3. Ekloge z. B. das 4., 5. und 8. Gedicht des alexandrinischen Bukolikers verwandt, dazu erinnert die Schilderung der Becher an das 1., und manche andere unbedeutende Ähnlichkeit, wie in den Namen, verknüpft diese Ekloge noch mit anderen Idyllen. Eine Folge dieser Benutzung von allen Seiten hergesuchter Motive ist es, daß Vergil nicht scharf die Art der Herden zeichnet, die er seinen Hirten zuschreibt, sondern Rinder, Schafe und Ziegen durcheinander nennt. Eine andere Folge der Nachahmung ist die Überbietung des Originals; daher das häufige semper, daher ein 'bis die', wo bei Theokrit ποθέσπερα steht, daher zwei Becher, wo bei jenem nur von einem die Rede ist. Überall bemüht sich der Römer bei dem, was er übernimmt, doch auch etwas Eigenes vorzubringen; selbst die entlehnten Vergleiche werden in irgend einer Weise geändert oder erweitert. Es scheint durchaus bewiesen zu sein durch Jahns Zusammenstellungen, daß Vergil sich das Thema zunächst nach griechischem Vorbild aufsuchte und notierte, was ihm aus dem betreffenden Theokritgedicht brauchbar schien. Dann ergänzte er die einzelnen Lücken, die ihm geblieben waren, durch Motive aus anderen Gedichten, aber nicht etwa nach dem Gedächtnis — dazu häufen sich die Anklänge verschiedenartiger Stellen viel zu sehr —, sondern etwa nach einem Verzeichnis, das er sich gemacht hatte, indem er jedesmal die entsprechende Stelle nachschlug. Außer den ersten elf Idyllen scheinen dabei auch Stellen aus Theokrit XVIII, XX, XXIII, XXIV verwertet zu sein. Natürlich fehlen auch Nachahmungen römischer Dichter wie Catull und Lucrez nicht. Bemerkenswert ist die Ansicht Jahns, daß unter diesen Vorbildern auch die Dirae seien; er findet, daß die den Dirae ähnlichen Stellen in Vergils Eklogen genau in die Zwischenräume passen, die zwischen den auf Theokrit zurückgehenden Versen bleiben; wäre also der Verfasser der Dirae der Nachahmer, so müßte er erstens Theokrit genau gekannt und gewußt haben, wo Vergil ihn nachahmte, zweitens sich ängstlich jeder Nachahmung einer solchen Stelle enthalten haben. Auch die Vorwürfe gegen Octavian, wie sie in dem impius miles, der discordia civium, der Klage über den Güterverlust liegen, fänden so durch die Benutzung der Dirae ihre Erklärung, während sie bei Vergil sich neben der Schmeichelei seltsam ausnehmen. Leider ist das Beweismaterial doch nicht ganz ausreichend, um von diesem neuen Gesichts-

punkte aus Klarheit über das Verhältnis der beiden Dichter zu einander zu erlangen. Die Anzahl der den Dirae und Eklogen gemeinsamen Stellen ist nicht so groß und gerade in der ersten Ekloge, die am meisten in betracht kommt, sind die Anspielungen auf Theokrit so allgemeiner Art, daß die Argumentation von Jahn höchst zweifelhaft erscheinen muß. Ähnlichkeiten zwischen Vergil und dem Verf. der Dirae lagen nahe überall, wo der Stoff eine gewisse Ähnlichkeit hat. Gerade da aber war für Vergil eine Anlehnung an den griechischen Bukoliker unmöglich, weil sich bei diesem nicht die gleiche Situation fand. Die Klage über die discordia war ohne weiteres auch Octavian gegenüber zulässig. Ob 'impius miles' v. 70 nur zu entschuldigen ist, wenn es auf Nachahmung beruht, ist doch nur subjektiv zu entscheiden. Die wenigen Übereinstimmungen der Dirae mit den anderen Eklogen bieten leider auch nichts Schlagendes.

Zu Ausstellungen giebt die Arbeit sonst nur Anlaß, weil der Verf. sich mehr und mehr in eine Geringschätzung gegen Vergil hineingedacht hat; er bringt mancherlei Vorwürfe gegen den Dichter an, die sich bei liebevollerer Interpretation beseitigen lassen. So soll Vergil in III 109 vergessen haben, daß vorher zwei Becher als Preis eingesetzt sind, während in Wahrheit der eine Becher, der andere aber ein junges Rind eingesetzt hat, das dann v. 109 richtig erwähnt ist (s. Berl. ph. Woch. 1897 Sp. 1138 f.). So wird die Möglichkeit der Aufzählung verschiedener Nebenbeschäftigungen des Hirten in II 70 ff. geleugnet und dem Dichter innerhalb weniger Verse eine unglaubliche Vergeßlichkeit zugemutet. So findet Jahn geschmacklos, daß der Hirt VII 31 f. dem Marmorbild purpurne Schuhe anziehen will; daß er VII 6 die Myrten zudeckt, um sie vor dem Frost zu schützen, soll eine unwahrscheinliche Beschäftigung sein (s. Berl. ph. Woch. 1899 Sp. 747 ff.). So verfällt auch diese Arbeit in den Fehler, dem die Untersuchungen über die Komposition der Äneis zu verfallen pflegen. Davon abgesehen, bietet sie sehr nützliche und für die Erkenntnis der Art, wie Vergil arbeitete, wertvolle Zusammenstellungen.

Über die Entstehung der Vergilischen Vorstellung von arkadischer Hirtenpoesie spricht Legrand. Er stellt die in betracht kommenden Verse der Eklogen zusammen und lehnt es ab, diese Vorstellung von Arkadien als dem Lande der Hirtenpoesie auf die Schule der Anyte und des Leonidas zurückzuführen. Nach seiner Ansicht kombinierte Vergil selber: Pan ist der Gott der Hirtenpoesie, und Pans Heimat ist Arkadien; also muß in Arkadien die Pflege bukolischer Musik zu Hause sein. Hinzu kam, daß auch die Ansiedelung des Arkaders Euander, von der die Sage erzählte, etwas Idyllisches hatte. Der Verf. glaubt also, daß es Vergils Erfindung ist, wenn er die Bukolik in Arkadien lokalisiert;

die späteren Dichter übernahmen das dann von ihm. Aber die Erwähnung der Arkader bei Vergil sieht doch nicht so aus, als ob hier eine Neuerung des römischen Dichters vorläge, die man ihm auch bei der Arbeitsweise in den Eklogen kaum zutrauen würde. Wenn Daphnis zum Liebling des Pan gemacht wurde, so mußte die Bukolik auch nach Arkadien kommen; daß das schon bei den Alexandrinern der Fall war, vermutet R. Helm Phil. LVIII (1899) S. 119 f., der auch für die Vereinigung von Daphnis mit Dionysos (ecl. V 29 ff.) ein alexandrinisches Vorbild, etwa Euphorion, annimmt, dessen Einfluß auf die römische Poesie ja nicht gering war und dessen Vergil selber gedenkt als Vorbild seines Freundes Cornelius Gallus.

b) Realien.

Eine Vergleichung zwischen Vergil und Theokrit betreffs der ländlichen Realien in den Eklogen giebt Cartault (s. S. 2) Kap. XIII. Er stellt zunächst die Namen der Hirten zusammen, zeigt, wo sie auftreten, und wie sie sich bei beiden Dichtern unterscheiden; Vergil entlehnt sie vom Theokrit aus Stücken, die er an der betreffenden Stelle seiner eigenen Dichtung gerade nicht zum Modell genommen hat. Daphnis ist bei Vergil wie bei dem alexandrinischen Dichter*) nicht stets der berühmte ländliche Sänger κατ' ἐξοχήν. Der Römer hat aber auch griechische Namen, die sich nicht bei Theokrit finden. Weiter charakterisiert C. die Lage der Hirten, die bei Vergil kleine Eigentümer sind und nach dem Muster derer, die ihn umgaben, gezeichnet werden; daher nehmen sie auch Arbeiten vor, die bei Theokrit nicht erwähnt werden. Betreffs der verschiedenen Arten von Hirten hat Vergil weder den Reichtum an Bezeichnungen, noch bestimmt er immer genau, was sie zu hüten haben. Der Verf. geht die Benennungen der Herden durch und die Beschäftigungen und den Nutzen, den die Hirten von ihnen haben; auch hier zeigt der Grieche eine größere Mannigfaltigkeit, manchmal hat Vergil Eigenes, was C. auf seine persönlichen Beobachtungen zurückführt. Ebenso beweist die Darstellung der Landschaft in den Eklogen, daß der Dichter seine Umgebung gezeichnet hat, wie auch die Wohnung der Hirten und das Interesse an der Pflege des Ackers dem veränderten, seiner Heimat entnommenen Standpunkt angepaßt ist. Am unabhängigsten zeigt sich Vergil bei Verwendung der Pflanzenwelt, die er zahllose Male in seine Gedichte verflicht und so, daß seine Kenntnis der einzelnen Pflanzen deutlich ist. Dagegen bei der Vorführung des Hirtengesanges und der Hirtenpoesie schließt er sich ganz eng an sein Vorbild an.

*) Für Theokrit behauptet das allerdings Cartault S. 419. Doch s. dagegen Helm Phil. 58 S. 117 ff. Daphnis bei Theokrit.

In bezug auf die ländlichen Gottheiten endlich und den Volksaberglauben stimmen die beiden Dichter zwar überein, aber Vergil giebt auch hier seinen Gedichten etwas Eigenes und ersetzt die griechischen Anschauungen durch solche, die ihm aus Italien geläufig waren.

Die in den Eklogen vorkommenden Namen werden im Zusammenhang mit den Namen sämtlicher griechischer und römischer Bukoliker auch von C. Wendel de nominibus bucolicis Fleckeis. Jb. f. Phil. Suppl. XXVI im 3. Kapitel besprochen. Er stellt die von Theokrit übernommenen Namen zusammen, die aus Id. I—IX und XI stammen, und zeigt, welche der Römer in ihrem Gefüge gelassen und welche er in einen anderen Zusammenhang gebracht, wo er an Stelle der überhaupt nicht benutzten theokritischen einen andern demselben Dichter entlehnten, wo er dem Theokrit überhaupt fremde Namen verwandt hat. Vergil übernimmt dabei auch Namen, die bei dem Griechen wirkliche Personen bezeichnen. Die fremden Namen führt der Verf. zum Teil auf Euphorion (s. S. 24) zurück, so Mopsus nach Servius zu VI 72, Palämon, Nysa, Alcimedon, Alcon, Jollas, wohl auch Ägle, falls nicht diese wie einige andere in des Cornelius Gallus Gedichten vorkamen und dieser so das Mittelglied bildet. Bei andern ist der Ursprung ganz ungewiß, drei kommen nur bei Vergil vor, darunter der eigentümliche Stimichon. Der Dichter will nicht stets dieselben Personen mit denselben Namen bezeichnet wissen. — Ein eigener Abschnitt untersucht die allegorische Bedeutung der Namen. Der Verf. urteilt mit Recht, daß Vergil hier und da eigene Erlebnisse und Gedanken seinen Hirten zuschreibt, so dem Tityrus in I und VI, dem Menalkas in V, IX, X; sonst aber nennt er wirkliche Personen mit ihren wirklichen Namen, und es ist falsch, nach allegorischen Erklärungen zu suchen.

Die Pflanzennamen der Bucolica und Georgica stellt S. Consoli zusammen, so weit sie bei Vergil zuerst vorkommen in Neologismi botanici nei carmi bucolici e georgici di Virgilio Palermo 1901; er thut das in der Weise, daß er die einzelnen Gedichte der Reihe nach durchgeht und die bei Vergil zuerst vorkommenden Pflanzen bespricht und ihre Bedeutung, auch durch Vergleichung anderer Stellen zu erkennen sucht. Beachtenswert ist, daß darunter eine ganze Anzahl griechischer Wörter sind (in dem beigegebenen Index durch ein Sternchen bezeichnet) und zwar mehrere, die bei Theokrit nicht vorkommen. Man gelangt auch auf diesem Wege zu der sicheren Erkenntnis, daß der römische Dichter sich nicht auf die Nachahmung Theokrits beschränkt hat.

c) Einzelnes.

Eine Besprechung der einzelnen Eklogen giebt Cartault (s. S. 2) in Kap. III—XII. Jedes Gedicht wird genau auf Inhalt und Ausdruck

hin analysiert. Er verfolgt die Entlehnungen, die der Dichter bei Theokrit, wie bei anderen griechischen und römischen Dichtern gemacht hat und prüft die Nachahmungen auf ihr Geschick oder Ungeschick. Mit Offenheit gesteht er zu, wenn Virgils Darstellung Mängel zeigt, so die nicht einheitliche Komposition der I. Ekloge, die er aus dem Gedankengang des Verfassers heraus zu erklären sucht, da er an Bethes Hypothese von der Verschmelzung zweier Konzeptionen nicht glaubt. Er bemüht sich sogar ein Urteil über die Wechselgesänge zu fällen und die Gründe aufzufinden, nach denen der Dichter den Schiedsspruch fällen ließ. Vergils Kunst wird überall ins rechte Licht gestellt. Für alle Fragen betreffs der Bucolica ist so dies Buch ein trefflicher Führer. — Die textkritischen Vermutungen dagegen scheinen mir meist nicht glücklich zu sein. Die Umstellung II 60—62 vor 28 wird schon durch die ganze Umgebung, in der die Verse der Überlieferung nach stehen, widerlegt; der aufgeregte Ton zeigt, daß sie dorthin gehören, und das Schwanken in der Stimmung, an der C. Anstoß nimmt, entspricht dem Zustand des Liebenden. Nicht besser ist es VIII 101—3 vor 95 zu setzen, weil das moror v. 106 sonst Anstoß errege. 'his' in v. 102 ist nur klar, wenn 'has herbas' v. 95 und 'his' v. 97 vorausgegangen sind (s. Vahlen ind. lect. 1888), und das 'moror' ist in seiner Dauer völlig unbestimmbar. Aus Gründen der Komposition rät C. III 94/5 und 98/9 zu vertauschen, damit nicht Damötas einmal eine Idee dem Menalkas entlehnt; diese Umstellung hat etwas Bestechendes, obwohl sich ihre Notwendigkeit wohl nicht erweisen läßt. I 65 schlägt C. vor: et rapidum Cretae veniemus ad axem; aber weder das rapidus hat er für diesen Zusammenhang genügend begründet, noch die Verbindung Cretae axem weiter belegt (s. S. 28). I 69 erscheint mir ganz unglaublich die Änderung: possessa et mea regna videns mirabor ab istis?, die dem Sinn dieser Frage völlig zuwider läuft und durch den eigentümlichen Ausdruck post aliquot aristas=messes=annos nicht begründet ist. Falsch ist auch die Verteidigung von te Ekl. X, 44 für das überlieferte me, das durch das betonte tu v. 46 gestützt ist; das 'detinet' heißt 'hält gefesselt' (Hor. I 33, 14); dies Gefesseltsein ist natürlich nur geistig zu verstehen. Gallus weilt mit all seinen Gedanken bei der Geliebten im Kriegslager, und muß Furcht und Sorgen ausstehen, statt, wie er wünschte, sich der idyllischen Ruhe und des ländlichen Friedens zu erfreuen. Bei dieser Auffassung ist der Zusammenhang ein tadelloser und Gallus nicht plötzlich aus der Scenerie sinnlos in den Krieg versetzt.

Ekl. I. Die Widersprüche in der 1. Ekloge sucht M. Schanz Rhein. Mus. XLV (1900) S. 86 ff. zu lösen. Tityrus erscheint bald als Sklave, wenn er geht, um sich die Freiheit zu erkaufen, bald als

Repräsentant Vergils, wenn ihm gestattet wird, wie früher auf seinem Gut zu verweilen und Schutz für sein Eigentum zugesagt wird. Hatte Bethe (Rh. M. XLVII 1892 S. 578) zwei einander ausschließende Motive angenommen, die nicht völlig verschmolzen sind, so macht Schanz mit Recht dagegen geltend, daß B. selber zugiebt, eine reinliche Scheidung dieser beiden Motive sei unmöglich. Auch Cartaults Erklärung, Vergil sei nur durch das Bestreben, seine Danksagung in ein bukolisches Gewand zu kleiden, dazu veranlaßt worden, die Person des Sklaven, der in Rom sich die Freiheit von seinem Herrn erkaufen will, zu verwenden, widerlegt er durch die Bemerkung, daß der Dichter auch einen freien Hirten hätte wählen dürfen. Er selber sieht in dem Tityrus nicht nur den Vertreter Vergils, sondern des gesamten römischen Volkes, das durch Augustus die Freiheit erhält. Durch diese allgemeine Befreiung sollen wir auch mit dem Schicksal des vertriebenen Meliboeus ausgesöhnt werden. Schließlich giebt Sch. die vorhandenen Widersprüche zu, aber sie finden, wie er meint, durch die höher stehende poetische Idee ihre Ausgleichung. Es ist schwer, das mitzuempfinden. Sagt der Dichter doch gar nichts von der allgemeinen Befreiung, und die Bemerkung betreffs des von Haus und Hof verjagten Meliboeus findet in dem Gedicht selber auch nicht die leiseste Begründung, während es so leicht gewesen wäre, den allgemeinen Trost anzubringen. Auch das eigentlich Auffällige wird durch die vorgebrachte Erklärung nicht gehoben. Tityrus geht, um sich die Freiheit zu erkaufen, nicht um Schutz gegen die Veteranen zu erbitten; und dann wird ihm dieser Schutz gewährt, während von seiner manumissio, die ihm doch die Hauptsache war, nicht die Rede ist. Es erscheint plötzlich, als sei er selber der Gutsherr und habe in Rom gebeten, ihm sein Eigentum zu lassen. Hier wird man dem Dichter den Vorwurf der Unklarheit und mangelhafter Durcharbeitung kaum ersparen können, und ich sehe nicht, daß die Beobachtung von Sch. ihn irgendwie zu verteidigen vermöchte.

Ziemlich allgemein gehalten ist die kurze Analyse dieses Gedichtes von G. Ihm N. Jb. f. d. kl. Altert. I (1898) S. 480 ff., die sich müht, gegenüber den Studien von Jahn die Eigenart des römischen Dichters nachzuweisen; daß dazu die 1. Ekl. gewählt ist, die am wenigsten offenkundige Reminiscenzen hat, muß einen falschen Eindruck hervorrufen.

Das Verhältnis der 1. Ekloge zu den Dirae behandelt Jahn s. S. 19.

Ekl. I 5. An dem Vers: formosam resonare doces Amaryllida silvas nimmt Anstoß Ramain Rev. de phil. XXII 1898 S. 170 ff., weil der Accusativ bei resonare in diesem Zusammenhang auffällig sei, weil 'docere' hier nicht passe; er versteht also Amaryllida als Objekt zu doces und silvas als Objekt zu resonare, wodurch Amaryllis als

stumme Person eingeführt wird; dafür beruft er sich auf die Anrede v. 36. Man muß in der That zugestehen, daß, wenn auch die Gründe des Anstoßes hinfällig sind, die geistreiche Erklärung uns eine idyllische Scene schaffen würde. Aber der Dichter hätte sich wenig bemüht, sie uns anschaulich zu machen, da er Amaryllis zum Schluß ganz fortläßt. So gar anstößig war der Accusativ 'Amaryllida resonare' nicht, wenn der Verf. etwa an Verg. Aen. III 523: Italiam primus conclamat Achates, überhaupt an den Gebrauch von conclamare (latrones, ignem u. s. w.) gedacht hätte. Zu vergleichen ist mit dem Gedanken auch ecl. VI 83: audiit Eurotas iussitque ediscere lauros.

Eine Parallele für den Ausdruck nach der gewöhnlichen Auffassung bringt E. H. Blakeney Class. Rev. XII (1898) S. 209 aus dem spanischen Dichter Garcilaso und aus Cervantes' Don Quijote I 51 (Ende).

Ekl. I 12 verteidigt P. Rasi Boll. di fil. class. V (1899) S. 156 f. die Lesart 'turbatur' gegenüber der von Cartault vertretenen 'turbamur', indem er besonders auf das Quintilianzeugnis Gewicht legt, und Pascal ebend. S. 205 führt für den Ausdruck als Parallele Cic. pro Sulla 20,57 an: 'si in Hispania turbatum esset'.

Ekl. I 65 Mangiola Studi Virgiliani. Bucoliche Reggio Cal. 1898, 38 S. tischt als neu die Vermutung Araxen auf für Oaxen. Da man nicht aufhört den Vers zu maltraitieren, so möchte ich wieder einmal darauf hinweisen, daß Stephanus Byz. jedenfalls eine Stadt Oaxus auf Kreta anführt, daß ein Heros Oaxes auf Kreta stationiert ist nach Servius z. d. St. und daß Varro von Atax Kreta als 'tellus Oaxis' bezeichnet nach Apoll. Rhod. I 1129 ff. Sollte es da so undenkbar sein, daß Vergil, und wäre es auch irrtümlich, einen Fluß Oaxes auf Kreta annimmt?

Ekl. III 90. Das auf Bavius von Domitius Marsus angefertigte Epigramm sucht aus der mangelhaften Überlieferung Havet Rev. de phil. XXIV 89 ff. zu rekonstruieren (Poet. Rom. Baehrens 346).

Ecl. III 109/10 Mangiola (s. Ekl. I 65) will lesen: 'quisquis amaros aut metuet dulces aut experietur amores', welche Umkehrung von 'amaros' und 'amores' auch Cartault empfohlen hatte; die richtige Erklärung der Stelle hat Rothstein Herm. XXIV S. 24 ff. (trotz Ribbeck[2] zu dieser Stelle) gegeben. Man muß verstehen: Wer immer in süßer Liebe bangen wird oder bittere erfahren.

Ekl. III 104 ff. Das Rätsel erklärt Ohlert, Zur antiken Rätselpoesie Phil. LVII (1898) S. 599 durch Vergleichung eines deutschen Volksrätsels (Straßburger Rätselbuch bei A. F. Butsch 1876 No. 243); gemeint ist der Brunnen, aus dem man den Himmel nur drei Ellen breit sieht; der unbekannte Cälus würde also verschwinden, dessen Grab nach einer Erklärung gemeint sein soll.

Ekl. IV. Über die IV. Ekloge hat C. Pascal seine in der Riv. di fil. XVIII zuerst veröffentlichten Ausführungen mit wenigen Zusätzen in den Commentationes Vergilianae p. 71 ff. neu veröffentlicht; er kommt zu der Auffassung, die er unvermeidlich (s. dagegen neuerdings Skutsch Aus Vergils Frühzeit S. 148 ff., der wieder an Julia denkt) nennt, daß mit dem puer C. Asinius Gallus gemeint sei. Angeschlossen sind die gleichfalls früher veröffentlichten Untersuchungen über die Säcularfeier, sowie über das zu grunde liegende sibyllinische Orakel und die Anschauung von dem großen Jahr, wobei Vergil nach P. an eine Wiederkehr aller Dinge nach vier Saecula geglaubt hätte, endlich die müßige Untersuchung, ob nascens soviel wie nasciturus oder wie natus bedeute (s. Jahresber. LXXXXVII (1898) S. 166). Aus den Studi di antichità e mitologia 1896 stammt der Aufsatz: Il regno di Apollo nel secolo di Augusto. Dort sind die Zeugnisse für Apoll als Beschützer des letzten Säculums zusammengestellt, das, wie jedes, sich durch besondere Zeichen ankündigt. Dabei vereint sich die Person Apolls mit der des Helios, mythologische Anschauungen gehen mit philosophischen zusammen, wie die der Stoiker ist von der ἐκπύρωσις.

Auch F. Marx, Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. I (1898) S. 105 ff. bemüht sich, das Seltsame und Wunderliche der IV. Ekloge etwas verständlicher zu machen. Er hält zunächst daran fest, wie auch Cartault, daß Asinius Gallus der besungene Knabe sei, der ungefähr zur Zeit der Abfassung des Gedichtes geboren sein muß. Wenn aber damals dem Pollio ein Knäblein in der Wiege lag, so scheint es ihm ausgeschlossen, daß dies nicht gemeint sein sollte. Leider ist aber nicht zu erweisen, daß Asinius Gallus nicht etwa schon 41 geboren ist. Die Form des Gedichtes sucht M. aus der Art des γενεθλιακὸς λόγος zu erklären und zeigt im einzelnen auf, wie der Dichter sich an die für einen solchen Stoff gegebenen rhetorischen Vorschriften nach Möglichkeit anschloß. Da an einem Kind nichts zu rühmen ist, giebt schon Menander den Rat, sich aufs Weissagen zu legen. Die Quellen, die Vergil dabei verwerten konnte, werden nach den alten Erklärern von M. aufgezählt. Um die Sprache des Ganzen verständlich zu machen, weist er noch auf die überschwengliche Sprache der Wünsche in der Kinderstube hin. Die Anlehnung an das Rhetorische wird man zugeben können, obwohl sie nur sehr lose ist und es kaum für den Dichter möglich war, die Punkte nicht zu berühren, die dabei als Argumente herhalten müssen; daß er sich genau an eine rhetorische Disposition hielt, davon kann keine Rede sein (s. dagegen auch Sudhaus, Rh. M. LVI 41 Anm. 2). Aber selbst wenn sie vorhanden ist, so giebt das jedenfalls keine Stütze für die Ansicht, daß in dem Gedicht ein wirklicher Knabe gemeint war. Das cara deum suboles, magnum Jovis incrementum kann nur gezwungen

erklärt werden, und wenn als Parallele dafür die zur Verherrlichung von Königen gegebenen Vorschriften herangezogen werden, so handelt es sich hier eben nicht um einen König, sondern ein Kind (s. auch Sudhaus S. 52), dessen Eltern beide nach Marx' Anschauung allgemein bekannt sind. Dazu kommt, daß auch M. annimmt, daß eine Lehre von der Wiederkehr einer goldenen Zeit voller Glückseligkeit, die mit der Geburt eines Fürsten anbricht, der bestimmt ist, den ganzen Erdkreis zu regieren, von Vergil mitbenutzt sei. Diese Lehre führt er, was nicht neu ist (s. Jahresber. (1898) 97, 2 S. 167), nach Lactanz auf jüdische Einflüsse zurück, indem er auf des Herodes Verkehr mit Pollio, das Werk des Timagenes, des Klienten seines Hauses, des Alexander Polyhistor Werk über die Juden hinweist, was alles nach seiner Ansicht eine Beeinflussung Vergils in dieser Hinsicht wahrscheinlich machen soll.

Gerade gegen die Annahme dieses jüdischen Einflusses wendet sich Sudhaus, Rh. Mus. LVI (1901) S. 37 ff., der von einer Betrachtung der Jahrhundertfeiern ausgeht. Er erklärt zunächst, daß das Jahr 39 geeignet war für eine Säkularfeier. 249 ist die älteste derartige Feier, die bezeugt ist. Bei Annahme von 100 Jahren Zwischenraum kam man für die nächste auf 149, wohin sie Valerius Antias auch verlegt, während sie in Wahrheit 146 stattfand. Weder 49 noch 46 waren für Cäsar zum Beginn eines neuen Säkulums geeignet. Da half Varro, indem er das Jahr 149 festhielt und das Säkulum auf 110 Jahre bestimmte; so wurde 39 gewonnen als Termin. Der Frieden zu Brundisium traf mit dieser Hoffnung auf ein besseres neues Jahrhundert zusammen. So hebt Vergil immer wieder das Eintreffen des erwarteten Zeitpunktes hervor. Betreffs des Knaben, meint S., war der Dichter vorsichtig und drückte sich nur so aus, daß Pollio ihn als den seinen auffassen konnte. Zweifellos erscheint also dem Verf. in diesem Punkt die Ausführung von Marx nicht. Er denkt jedenfalls, daß der Dichter sich den Knaben als Inkarnation Apollos vorstellt, also im Kreise römisch-griechischer Anschauung bleibt. Auch die von Marx hergestellte Parallele zwischen der Schilderung des goldenen Zeitalters und sibyllinischen Darstellungen besteht nicht, das Vorbild ist vielmehr Hesiod. Den Hauptunterschied bildet, daß die wilden Tiere bei Vergil verschwinden, nach jüdischer Auffassung zahm werden sollen. Die Freundschaft zwischen Löwen und Rindern kennt die griechisch-römische Anschauung nur in dem τόπος τοῦ ἀδυνάτου. Und nun liefert S. eine interessante Vergleichung von Horaz epod. XVI mit Vergil IV. Die Schilderung des glückseligen Landes bei Horaz stimmt zu Vergil, aber auch das ἀδύνατον, an das er eine etwaige Heimkehr knüpft (v. 33), hat Vergilische Farben. Der Verf. vermutet, wie mir scheint, mit

Wahrscheinlichkeit, daß Horaz die Priorität hat und Vergil ihm antwortet: Die Zeit, wenn du heimkehren willst von den utopischen Inseln, ist schon da! Die Zeitumstände stimmen gut zu der Annahme, daß Horaz sein Gedicht Anfang 40 verfaßte, also mehrere Monate vor Vergil. Daß dieser auf den jüngeren Dichter bezug nimmt, hat nichts Wunderbares. Man könnte noch darauf aufmerksam machen, daß Vergil es war, der später den Horaz bei Mäcenas einführte.

Ein neuer Vertreter der allegorischen Auffassung gegenüber Cartault und Marx ist in S. Reinach erstanden (L'Orphisme dans la IV églogue de Virgile. Rev. de l'hist. des religions 1900), der zunächst auf eine so gut wie unbeachtet gebliebene Arbeit Sabatiers hinweist in den Études de critique et d'histoire, Paris 1896 'Note sur un vers de Virgile', die wie der Aufsatz von Marx den Zweck hat, orientalische Einflüsse in der Ekloge aufzuzeigen. Sabatier hebt dort hervor, daß Hesiod das goldene Zeitalter an den Anfang der Weltgeschichte stellt; die Annahme einer zukünftigen goldenen Zeit wie der ganze Geist des Gedichtes entspricht der jüdischen Anschauung, die durch Sibyllinengesänge vermittelt ist; S. führt auch Parallelen aus den uns erhaltenen carmina Sibyllina an, obwohl natürlich nicht gerade eins von ihnen dem Dichter vor Augen gewesen sein muß. Aber neben dieser Erklärung der IV. Ekloge durch jüdisch-messianische Einflüsse greift auch S. zu Beziehungen auf die geschichtlichen Ereignisse, den Frieden von Brundisium, die Rolle, die Pollio dabei spielt u. s. w. Dem gegenüber will Reinach zeigen, daß keine historischen Anspielungen existieren und daß das Gedicht von mystisch-religiösem Standpunkt zu begreifen ist. Der Knabe wird als Gott bezeichnet, als Sproß Juppiters, die patriae virtutes, die dem Erdkreis den Frieden gebracht haben, sind Juppiters, da er die Titanen besiegte; seine Thaten sind die facta parentis. Nun ist es nach Nigidius Figulus orphische Ansicht, daß in der Reihenfolge der Götter Apollo als der letzte regiert; unter seiner Herrschaft muß also die Welterneuerung eintreten, daher das 'tuus iam regnat Apollo'. Orphisch ist auch die Erwähnung des Frevels: 'si qua manent sceleris vestigia nostri' mit Beziehung auf die Ermordung des Dionysos-Zagreus. Weiter vergleicht R. aus den Tafeln von Petelia und Thurii (J. G. Sic. et Ital. 638 und 641) die dem Eingeweihten gegebenen Verheißungen: καὶ τότ' ἔπειτ' ἄλλοισι μεθ' ἡρώεσσιν ἀνάξεις und θεοὶ δ' ἔσῃ ἀντὶ βροτοῖο. Einen Anstoß bieten könnte das 'deum vitam accipiet', da es auf den göttlich Entstandenen nicht zu passen scheint. S. meint, Vergil habe eine Version befolgt, in der die gewöhnliche Sage der Entstehung des Dionysos aus einem Incest des Juppiter mit seiner Tochter Persephone vermieden war und an Stelle der Mutter etwa irgend eine Nymphe gesetzt war. Hier bleibt jedenfalls ein Rest, der

auch bei dieser Erklärung nicht ganz aufgeht. Ob das Lesen der Ruhmesthaten des Vaters sehr in diese Auffassung paßt, erscheint mir auch fraglich. Den Hinweis auf die abermalige Argonautenfahrt und den neuen troischen Krieg kann auch R. nur mangelhaft erklären. Daß dionysische Züge herübergenommen sind, darauf hat auch Marx (S. 114) aufmerksam gemacht; und jedem, der die allegorische Auffassung des Gedichtes für die einzig richtige hält, wird trotz einiger Zweifel die Darstellung Reinachs nicht unmöglich erscheinen. Ob wir allerdings gezwungen sind, jede historische Anspielung zu leugnen, halte ich für fraglich. Selbst bei diesem mystisch-religiösen Inhalt mußte das Zusammentreffen der Zeitereignisse wie des brundisinischen Friedens doch einen Eindruck bewirken, und ich sehe nicht ein, weshalb dem Dichter nicht zugleich die Aussicht auf das Ende von Wirren, die er selber in seiner Heimat bitter empfinden mußte, hätte vor Augen schweben sollen?

Ekl. IV 25 fallax herba veneni bespricht A. E. Housman, Class. Rev. XIV (1900) S. 257 ff. Veneni kann kein Genetiv. qualit. sein, da das Adjektivum dazu fehlt; es kann auch kein epexegetischer Genetiv sein, da dann Species und Genus miteinander verbunden sein müßten. H. verteidigt deshalb die Erklärung von Heyne, nach der veneni von fallax abhängt und poetisch gesagt wird wie audax animi, occultus odii, fallax aber ist das Kraut, weil es das Gift verbirgt, also fallax herba veneni = herba veneni dissimulatrix.

Ekl. IV 26/7 will als Interpolation Olivieri Riv. di storia ant. III (1898) 2, 136 tilgen, weil sie die Beschreibung des Aufblühens der Natur unterbrechen.

Ekl. IV 43 ff. Volkstümliche Auffassung sieht Granger, Class. Rev. XIV (1900) S. 24 in der Erwähnung des Widders, der von Natur ein purpurfarbenes Fell haben wird, eine Erscheinung, die er für erklärbar hält, da er selber ähnlich gefleckte Widderfelle gesehen hat. Solche auffällige Erscheinung aber hatte ihre besondere Bedeutung, die bei Macr. III 7, 2 berichtet wird (portendi imperatori rerum omnium felicitatem).

Ekl. IV 47 koniziert G. Némethy*, Egyetemes Philologiai Közlöny. Budapest 1901, S. 337 nemine statt numine, so daß es von den Parzen heißt: 'talia saecla' suis dixerunt 'currite' fusis concordes stabilitatorum nemine parcae. nemen soll dem griechischen νῆμα entsprechen und kommt später auf Grabschriften vor (s. Berl. ph. W. 1901, Sp. 730).

2. **Georgica.** S. 32—35.

a) Quellen.

H. Morsch, De Varrone Reatino auctore in Georgicis a Vergilio expresso, Festschrift zum einhundertfünzigjährigen Be-

stehen des Kgl. Realgymnasiums zu Berlin 1897, S. 63 ff. beleuchtet die Abhängigkeit Vergils von Varro in dem Gedicht vom Landbau, die er früher in seiner Dissertation geleugnet hatte. Aber die Arbeit von Wageningen De Vergilii Georgicis Utrecht 1888 veranlaßt ihn, jetzt doch sein Urteil zurückzunehmen. An einer Anzahl von Stellen hat Varro, wenn auch der Dichter von ihm abweicht oder ausführlicher ist, doch die Anregung gegeben; an andern, allerdings begreiflicherweise wenigen, stimmen selbst die Ausdrücke deutlich überein. Eine dritte Klasse hat inhaltlich Ähnlichkeit, weil dieselben Vorschriften bei beiden Schriftstellern gegeben werden. Den Beschluß bilden mehrere Serviusnotizen, die auf Varrobenutzung hinweisen. Jedenfalls ist es danach zweifellos, daß Vergil sich bei Varro Rats erholt hat für seine Dichtung, obwohl dieser nicht seine einzige oder Hauptquelle gewesen ist, wie die Abweichungen Vergils beweisen.

A. A. Burd, Hermathena XXV S. 319 ff. stellt einige Übereinstimmungen zwischen Vergil Georg. III und Sophokles' Antigone zusammen. Das 'nocte natat caeca serus freta' (v. 260) erinnert an φοιτᾷς δ' ὑπερπόντιος (v. 785), das 'in furias ruunt' (v. 244) an ὁ δ' ἔχων μέμηνε (v. 790); darum glaubt B. auch das pecudes (v. 243) als Übersetzung für das κτήμασι (v. 782) ansehen zu dürfen. Auch das Bild von dem Meer III 237 ff. vergleicht er mit Ant. 585 ff.

b) Einzelnes.

Georg. I 466. Usener, Rh. M. LV (1900) S. 286/7 bespricht die Anschauung, die beim Tode Cäsars Naturwunder annahm. Die Vergilische Darstellung stimmt zu der Darstellung der Evangelien vom Tode Jesu. Dieselbe Vorstellung glaubte auch an derartige Erscheinungen beim Tode des Carneades. Sie stammt schon aus Homer; auch dort werden die Götter durch den Tod ihrer Lieblinge in Mitleidenschaft gezogen, wenngleich die alte Anschauung von der Sonne, die sich verhüllt, etwas umgedeutet ist (Π 567 P 268 f.)

Georg. I 489—92 versteht Cartault, Rev. de phil. XXIII 232 ff. nicht in der gewöhnlichen Weise, daß der Dichter Philippi und Pharsalus zusammengeworfen habe und so von einer doppelten Schlacht rede, was ja bei Ovid, Lucan, Petron später in derselben Verwechselung geschehen ist, sondern daß sich der Ausdruck auf die zwei Schlachten bei Philippi beziehe, deren zweite etwa einen Monat später stattfand als die erste (Gardthausen Augustus II 2 S. 80). Dieselbe richtige Auffassung schreibt der Verf. auch dem Manilius zu I 909 ff., obwohl die Worte perque patris pater Augustus vestigia vicit dabei stutzig machen müssen. Sicher scheint mir auch für Vergil die Beobachtung nicht, da das 'Romanas acies iterum videre Philippi' eher für

die übliche Erklärung einer Vermengung beider Schlachtfelder spricht; ja, wenn hier auch 'bis' stände!

Georg. II 452–7 bespricht A. Cosattini, Studi italiani VII (1899) S. 201 ff. 'Baccheia dona' v. 454 soll sich auf den vorher erwähnten Honig beziehen und das: quid memorandum aeque B. d. tulerunt? soll bedeuten: che mai (le selve) potrebbero dare di più degno d' essere ricordato che il miele! Wie das 'Baccheia dona' diesen Vergleich ausdrücken soll, ist mir unverständlich. Auch die Redaktion erklärt in einer Fußnote diese Deutung für unmöglich; wozu nimmt sie dieselbe dann erst auf?

Georg. III. Das Proömium des 3. Buches der Georgica und der Plan eines künftigen Epos, der darin angedeutet wird, bilden den Gegenstand des Aufsatzes von A. G. Amatucci, d'un preteso poema di P. Vergilius Maro, Riv. di fil. XXVI 3. Er leugnet, daß v. 13–39 irgend einen Hinweis auf ein künftiges Epos enthalten, und faßt sie nur als eine Art Hymnus, der aus der vollen Seele des Dichters hervorbricht, ganz ähnlich dem Ausdruck der Verehrung in der 1. Ekloge gegenüber Augustus. Man müßte dann an einen wirklichen Tempel denken, was doch im Zusammenhang recht schwer ist; und es ist nicht recht verständlich, weshalb der Verf. nicht lieber diese Schilderung des Tempels mit Statuen und Reliefs allegorisch faßt und mit seiner Auffassung der Verse 46–48 in Einklang bringt. Er glaubt nämlich nicht daran, daß Vergil wirklich beabsichtigt habe, des Augustus Thaten in einem Epos zu behandeln; dem widerspricht nach seiner Ansicht, daß der Dichter schon 23/2 dem Kaiser drei Bücher der Äneis vortrug, aber sehr langsam arbeitete, so daß es nicht wahrscheinlich ist, daß er nach Beendigung der Georgica ernstlich ein historisches Epos begonnen habe. A. glaubt der Angabe der Biographen, daß Vergil schon in der Jugend sich an einem nationalrömischen Epos, das die Sagenzeit behandeln sollte, versucht habe, aber durch die Schwierigkeit des Stoffes abgestoßen, davon Abstand genommen habe; aber in seiner Seele blieb der Wunsch, seitdem er zum ersten Mal Rom gesehen, zu der Verherrlichung der gewaltigen Stadt beizutragen. Der Verf. interpretiert die Verse 46–48 in der Weise, daß er hinter 'pugnas' ein Komma setzt, und findet, daß es den 'arma' im Beginn der Äneis entspricht; 'Caesaris nomen' aber bedeutet nach ihm so viel wie 'gens'. In gewisser Weise hat A. recht mit seiner Auffassung dieser Verse. Von einem bestimmten Plane, der auch nur im geringsten Maße in Angriff genommen worden wäre, Augustus' Kriegsthaten zu besingen, kann nicht die Rede sein. Der Dichter hat nur ganz vage Vorstellungen, daß er zu des Kaisers Ehren ein Werk verfassen wird, und ob er dabei nicht schon eine Ahnung

von der späteren Äneis in seiner Seele getragen hat, wer vermag das zu entscheiden! (vgl. S. 36/7.)

Georg. III 116 s. S. 19.

3. Äneis. S. 35—68.

a) Allgemeines.

G. B. Intra, Atti e memorie della R. Accademia Virg. di Mantova 1897 S. 57 ff.

Norden, Vergils Äneis im Lichte seiner Zeit. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 1901 S. 250 ff., 313 ff.

U. von Wilamowitz, Reden und Vorträge. S. 265 ff.

*Seb. Adriano, Il sentimento religioso nell' Eneide. Torino 1898.

*C. H. Kindermann, De Aeneassage en de Aeneis. Leyden 1897.

*V. Ussani, In difesa di Enea. Rom 1896.

*H. Glaesener, Les héroines de Virgile. Louvain 1897.

L. Valmaggi, Riv. di fil. XXV (1897) S. 1—52. Il valore estetico dell' episodio virgiliano di Didone.

Die Bedeutung der Äneis für ihre Zeit zeigt in allgemein gehaltener Weise G. B. Intra in einem Vortrag zur Erinnerung an den Geburtstag Roms. Mehr als Horaz' carmen saeculare war die Äneis das Festgedicht für die Säkularfeier unter Augustus; sie entsprach den Zeitumständen und zeigte nicht nur den Sieger, sondern auch den Frieden, den er bringt; sie war das Gedicht für Rom und für alle Völker, die von ihm abhängen.

Ähnliche Gedanken, aber in streng wissenschaftlicher Form, spricht Norden in seinem Aufsatz aus. Schon die Fassung des Titels zeigt die Absicht dieser Arbeit. Gegenüber einseitig ästhetischer Auffassung will er die Äneis aus dem Geiste ihrer Zeit heraus begreifen und die Bewunderung, die sie gefunden hat, rechtfertigen. So schildert er zunächst die romantische Stimmung der Revolutionszeit, die sich unter dem Eindruck der Greuel der Bürgerkriege entwickelt und die sich Cäsar für seine politischen Zwecke klug zu nutze machte. Damit hängt die Betonung der Abstammung von Troja zusammen, für das ganze Volk wie für einzelne römische Geschlechter. Dieser romantischen Stimmung ordneten sich auch Cäsar und Augustus unter, indem sie überall auf die alte Tradition zurückgriffen und vergangene Institutionen wieder neu zu beleben und zu reorganisieren suchten. Auch die Schriftsteller der augusteischen Zeit sind durchaus abhängig von dieser allgemeinen Strömung; bei Horaz war das etwas Konventionelles, Verstandesmäßiges, bei den andern Dichtern aber entspringt es dem warmen Gefühl des Herzens. Properz äußert die Romantik, indem er der Gegen-

wart eine mythologische Welt gegenüberstellt, Tibull, indem er aus dem rauhen Leben des Städters voll Unruhe und Sorge in das idyllisch verklärte Landleben hinüberflüchtet; auch die ätiologische Poesie des Properz hat ihren Grund in der Neigung der Zeit. Vergil drückte seine romantische Sehnsucht zunächst in den Gedichten aus, die von dem Leben des Hirten und Landmanns handeln, in der Äneis äußerte er sie, indem er sie auf das Gebiet des Nationalen hinüberspielte und die glorreichen Sagen uralter Vergangenheit darstellte; ein besonderes Bestreben ist es dabei, Bräuche und Erscheinungen der Gegenwart auf die Vorzeit zurückzuführen und so zu verklären. Dahin gehört vor allem die Rechtfertigung der Herrschaft des Augustus, wie sie durch Verknüpfung des julischen Geschlechtes mit Äneas, durch Hinweis auf die sakrale Bedeutung, die sich von Äneas auf Augustus fortgepflanzt hat, durch Hervorhebung des religiösen Zusammenhanges geschieht. Mit Recht macht N. gegenüber Georgii (Progr. Stuttgart 1880) darauf aufmerksam, daß die Äneis patriotisch national und augusteisch zugleich ist, wie das auch von Sueton-Donat (Reiff. 59) gesagt ist: argumentum in quo, quod maxime studebat, Romanae simul urbis et Augusti origo contineretur. Ein Zeugnis dafür glaubt er in der Äneis selber zu finden, wenn man sie im Verhältnis zu dem Georg. III im Proömium ausgesprochenen epischen Plan betrachte; dort Augustus als Hauptperson und Sage und Vergangenheit nur um ihn herumgruppiert, hier die alte Zeit der Hauptstoff und nur darein verflochten die Verherrlichung des Augustus. Der Grund dieser Änderung war nach dem Verf. kein ästhetischer, wie er früher Herm. XXVIII (1893) S. 516 ff. geglaubt hatte, sondern Augustus selber wollte nicht als Krieger, sondern als Friedensfürst erscheinen. So wird er im Spiegelbild seiner erlauchten Ahnen als Neugründer des alten Roms gefeiert und nur gelegentlich seiner kriegerischen Thaten gedacht. Der Wert der Äneis für ihre Zeit wurde aber auch dadurch noch erhöht, daß sie international, d. h. hellenisch-römisch war und die Verwandtschaft der beiden civilisierten Völker betonte; sind doch die Römer als Nachkommen der Troer auch griechischen Ursprungs, und Sueton-Donat an jener Stelle nennt das Epos argumentum . . nominibus ac rebus Graecis Latinisque commune. Diese universale Tendenz stellt die Äneis weit über ein eng-nationales Gedicht. Einige allgemeine Betrachtungen über die poetische Kraft Vergils, der zuerst nach langer Zeit wieder ein Epos in großem Stil zu konzipieren verstand, das doch immerhin ein ἕν war, der es aber auch verstand, eine neue vollendete Form zu geben, schließen den geistreichen Aufsatz, den der Verf. mit gewohnter Gelehrsamkeit ausgestattet hat. Einen Widerspruch möchte ich höchstens gegen die Folgerungen aus dem Proömium von Georg. III erheben, wo die vage

Vorstellung, die sich beim Dichter vorläufig überhaupt noch nicht zu fester Gestalt verdichtet hat, allzu streng als bewußter Plan ausgebeutet wird (s. S. 34/5). Auch daß die Invidia v. 37 wirklich auf eine beabsichtigte Schilderung der Unterwelt hindeute, ist mir zweifelhaft geworden. Sollte nicht Servius recht haben mit seiner Erklärung: dicit se talia scripturum vel facturum, ut magnitudine sui mereantur invidiam, ipsam tamen invidiam nihil esse nocituram timore poenarum. Wenn die Verse sich nicht auf Augustus beziehen, so fällt auch der Anstoß, den Ribbeck Prolog. 38 f. nahm. Dann würde der Dichter sagen: Ein Werk will er schaffen, daß selbst der unselige Neid ihm nichts wird anhaben können. Der Gedanke würde zum Abschluß des Vorhergehenden gut passen.

Der von Norden geäußerte Gedanke der Romantik Vergils stimmt überein mit der Auffassung, die U. von Wilamowitz, Reden und Vorträge, S. 265 ff. ausspricht (der Vortrag ist schon 1885 gehalten), der in einer kurzen und sehr treffenden Charakteristik den Dichter als Vertreter und Erwecker italischen Nationalgefühls hinstellt.

*Die religiöse Seite der Äneis, obwohl sie neben der politischen erst die zweite Stelle einnehme, hebt auch hervor Seb. Adriano. Besonders findet er sie in dem Übernatürlichen, das ja das ganze Epos beherrscht; er sieht in der Äneis den religiösen Geist, der die Restauration der heidnischen Religion durch Augustus begleitete und der durchaus nicht unvereinbar sei mit der philosophischen Ausbildung des Dichters. Neues bringt der kleine Aufsatz nicht, aber als Zusammenfassung wird er empfohlen von Valmaggi (Boll. di fil. V S. 67/8).

*C. H. Kindermann, De Aeneassage en de Aeneis, stellt die Zeugnisse für die Äneassage zusammen, wobei er (nach Cauer, Berl. ph. W. 1898, Sp. 712 ff.) mehrere Zeugnisse bei Seite gelassen hat, die doch wesentlich das allmähliche Anwachsen der Sage zeigen und darum auch den Zusammenhang von Vergils Werk mit der früheren Legende deutlicher erscheinen lassen. Der zweite Teil der Arbeit enthält eine ästhetische und politische Würdigung des römischen Epos. Er erklärt, wie der Dichter dazu kam, einem ihm unsympathischen Gewalthaber zu Willen zu sein und einen Helden zu verherrlichen, dessen Haupteigenschaft Fügsamkeit ist. Die Antwort ist, daß Vergil keinen anderen Ausweg aus den Bürgerkriegen sah als die Monarchie und daß er lehren will, ein jeder muß sich dem Willen der Götter unterwerfen wie Äneas. Innerlich war der Dichter nicht ohne Widerspruch dabei, und das soll auch begreiflich machen, daß er selber unzufrieden mit seinem Werk war; das soll auch die vorhandenen ästhetischen Mängel erklären. Sollte der Dichter sich wirklich so wenig mit der Neugestaltung der Dinge abgefunden haben?

*Vincenzo Ussani (W. f. kl. Phil. 1897 S. 518) stellt den Äneas als die größte Heldengestalt italischer Dichtkunst dar. Wie Dante sich von Vergil und Beatrice führen läßt, so folgt Äneas dem Willen des Himmels, und das ist seine moralische Größe. Das Urteil über ihn ist nach U. befangen durch den Vergleich mit Homer, durch patriotisches Vorurteil, das Turnus als Helden erscheinen läßt, während er den Römern gerade der echte Barbar war, durch das ritterliche Vorurteil, das uns auf Seite Didos treten läßt, während doch Äneas nur durch Juno zu Dido geführt ist, nicht durch eigene Liebe (!) und sich durch kein Weib an seiner weltgeschichtlichen Aufgabe hindern lassen durfte. Man wird der Verteidigung nicht viel Überzeugungskraft zugestehen.

*H. Glaesener stellt in einem Aufsatz über Vergils Heroinen sieben Frauengestalten der Äneis zusammen und schildert ihr Auftreten z. T. mit wörtlicher Übersetzung der Verse des Dichters. Der Rezensent (Wochenschr. f. klass. Phil. 1898 Sp. 1144 f. H. Winther) wirft dem Verf. dabei Fehler in der Übersetzung wie Oberflächlichkeit in der Beurteilung vor. Entlehnte und frei erfundene Züge werden nicht geschieden, so daß des Dichters Kunst dabei überhaupt nicht richtig abgeschätzt werden konnte.

Die Didoepisode unterwirft einer Prüfung in bezug auf ihren ästhetischen Wert L. Valmaggi. Wir Modernen sehen in Dido ein Muster weiblicher Sentimentalität. Der Verf. meint, die Alten nicht. Ihnen spricht er das Sentimentale der Liebe ab, die erst eine Folge des Christentums sei, während das Altertum nur eine rein sinnliche Liebe kenne, selbst Catull, der am modernsten darin fühle; gerade bei ihm hat sich der Verf. nicht aufgehalten, etwa seine Auffassung bestreitende Stellen zu entkräften. Und wenn bei der Vorlesung nicht das 4., sondern das 6. Buch mit der Marcellusepisode einen besonderen Eindruck machte, so hatte das eben in dieser Episode doch seinen Grund und giebt kein Zeugnis ab, daß nicht auch den Alten schon die Didotragödie besonders gefiel. Andere Belege aus Ovid, Augustin für eine der modernen entsprechende Auffassung der Liebesdarstellung sucht der Verf. durch die Interpretation fortzuschaffen. Dann wirft er die Frage auf, ob nicht vielleicht der Dichter als ein Vorläufer künftiger Anschauung diese Sentimentalität empfunden habe. Auch das leugnet er, da Vergil eine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht gehabt habe. Auch soll die Episode nichts verraten, was über die Darstellung der Medea, Ariadne hinausgehe; denn Dido verliebt sich ja nur wegen des Willens der Götter, nicht aus einer besonderen Bewunderung gegenüber Äneas. Das heißt aber den Dichter sehr böswillig lesen, der gerade die aufsteigende Hochachtung und Teilnahme als erste Stufe der

Liebe so sorgfältig hervorhebt, besonders durch den staunenden Ausruf I 617: 'tune ille Aeneas' u. s. w. Wenn Vergil hier den Götterapparat benutzt, so ist das nur, um dem Herkommen zu genügen; motiviert hat er das Erwachen der Liebe bei Dido innerlich durch psychologische Gründe in der vorzüglichsten Weise. Ebensowenig scheint der Verf. die Bedeutung der Anna erkannt zu haben, die nur der böse Geist ist, der Didos eigene Gedanken zum Ausdruck bringt. Daß die ganze Überlegung der Dido nur eine politische sei, ist nicht wahr; sondern die politischen Gründe sind es, die ihre schon entkeimte Neigung stützen und ihr über alle Bedenken hinweghelfen. Die mangelhafte Art, mit der Vergil rein äußerlich den Äneas fortführt, dessen Handeln er ja überhaupt nicht psychologisch zu motivieren verstanden hat, beweist doch nicht, daß ihm nicht die ganze Sentimentalität der entstehenden, kämpfenden und siegenden Liebe im Frauenherzen zum Bewußtsein gekommen wäre. Dido ist Königin, und insofern liegen ihr politische Rücksichten nahe, so äußert sie auch ihren Fluch in dieser Weise. Die ganze Auffassung Vs. ist verfehlt, wenn er behauptet, nicht das erotische Gefühl, sondern die religiöse und politische Seite sei der Hauptstoff dieser Episode. So sollte es vielleicht sein, wenn Vergil besser verstanden hätte die Einheit seines Epos zu wahren. Aber geworden ist es anders. Dido ist ihm unter den Händen zur Heldin ausgewachsen und die Liebe, die höchstens eine Beigabe sein durfte, wie etwa die Iasons zur Hypsipyle, ist dem empfindsamen Dichter die Hauptsache geworden.

b) Zur Komposition der Äneis.

H. Belling, Studien über die Kompositionskunst Vergils in der Äneide. Leipz. 1899.

H. Belling, Festschrift, Joh. Vahlen gewidmet von seinen Schülern. Berlin 1900, S. 267.

W. Kroll, Studien über die Komposition der Äneis, Festschrift für C. F. W. Mueller. Leipz. 1900, Suppl. XXVI zu Fleckeisens Jahrb., S. 135.

R. Sabbadini, Il primitivo disegno dell' Eneide e la composizione dei libri I, II, III. Torino 1900. Separatabzug aus Vergils l'Eneide comm. d. R. S. 3 ed.

— Composizione dei libri IV, V, VI, in Vergilio L'Eneide comm. da R. Sabbadini libri IV, V, VI, seconda ediz. Torino 1898.

F. Vivona, Riv. di fil. XXVI 3 Sul IV libro dell' Eneide.

Fulda, Jb. f. Phil. u. Päd. 155 (1897) S. 213 ff. Die Erzählung von dem Orakel der Celäno.

Cima, Analecta Latina Mil. 1901. La rassegna degli eroi nel libro VI dell Eneide.

Jacobsson, In Necyiam Virg. studia nonnulla. Upsal. diss. 1895.

A. Gercke, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1901 S. 110.

Norden, Neue Jahrbücher f. d. kl. A. 1901 S. 281 f.

*H. Glaesener, Le bouclier d'Achille et le bouclier d'Énée. Liége 1898.

Belling, untersucht Kap. I die Tartarusschilderung des 6. Buches, die er genau analysiert. v. 586 tilgt er mit Ribbeck, weil das 'dum flammas Jovis et sonitus imitatur Olympi' nicht zu dem 'dantem poenas' paßt. Dabei ist die Erklärung von Jacob in Hands Turs. II 310 nicht beachtet, auch nicht die von Conington zu der Stelle angeführte treffliche Parallele aus den bekannten Versen (Cic. Tusc. I 42, 101): dic hospes Spartae nos te hic vidisse iacentis, dum sanctis patriae legibus obsequimur. Hinter v. 601 nimmt der Verf. den Ausfall eines Verses an, in dem Phlegyas genannt gewesen sei; dadurch soll der Vers: quo super atra silex seine richtige Beziehung erhalten. Fälschlich wird gerade dieser Name gefolgert, weil in einer ähnlichen Stelle bei Valerius Flaccus II 193 Phlegyas und Theseus und bei Statius Theb. I 713 Phlegyas allein genannt wird. Wer die Art der Nachahmung bei diesen Dichtern kennt, weiß, daß der Schluß nicht zwingend ist, daß sie wegen der Ähnlichkeit der Schilderung auch den gleichen Namen bei Vergil gefunden haben müßten. Die Zusammenstellung des Phlegyas und Theseus bei Val. Flacc. zeigt sogar deutlich, daß die Namen aus Vergils v. 618 genommen sind; es werden also, wie so oft, zwei Stellen kontaminiert. Der Tantalus erscheint mir nach Ribbeck Proleg. 62 durchaus nicht ausgeschlossen, falls nicht Vergil es vorzog, überhaupt keinen Namen zu nennen und nur ein Bild auszumalen, wie es vielleicht wirklich von einem Maler geschaffen war. Oder war die Stelle unfertig und gleichsam nur eine Skizze?*) Die Bemühung des Verf., die ganze Darstellung als wohl durchdacht hinzustellen, ist ihm nach meinem Empfinden nicht gelungen. Das Zurückgreifen auf die mythischen Persönlichkeiten v. 618 stört, nachdem vorher zu Personen der geschichtlichen Zeit übergegangen ist; und die Wiederholung der Vergehen des Geizes oder der Geldgier und der Unzucht stört nicht minder; nach v. 620: 'discite iustitiam moniti et non temnere divos' wäre ein passender Abschluß gewesen. Trotz aller Tüfteleien des Verf. wird man hier die Empfindung nicht los, daß der Dichter, oder der Herausgeber aus seinem Nachlaß, zusammengestückelt hat, was noch der Zusammenschweißung bedurfte.

*) Es muß danach fraglich bleiben, ob hier wirklich ein Vers fehlt. Erwähnung hatte auch Madvigs Konjektur verdient: Pirithoumque et.

Mit dieser Ansicht, wie mit Beibehaltung des Verses 586, für den kein Grund zur Interpolation vorlag, fällt schon von selbst die kunstvolle strophenartige Gliederung, die B. in dem Stück sucht.

Das 2. Kapitel behandelt die Heldenschau VI 752 ff., die B. sehr sorgfältig in korrespondierende Abschnitte zerlegt. Dabei erklärt er die Augustus und seine Weltherrschaft behandelnde Stelle 788—807 für einen späteren Einschub. Der Aufsatz von Cima, der in der Biblioteca delle Scuole italiane 1891 mehr verborgen als veröffentlicht war, ist ihm begreiflicherweise entgangen (jetzt neu gedruckt in den Analecta Latina, Milano 1901). Cima zeigt dort, daß die Verse, deren Reihenfolge oft bemängelt worden ist und zu allerlei Anstößen und Vermutungen Anlaß gegeben hat, so von dem Dichter selber geordnet sind. Vergil zählt zuerst die Könige von Alba auf, dann den Gründer Roms, Romulus, an den er in richtiger Gedankenverbindung den zweiten Gründer Cäsar Augustus anschließt. Da sich beide nicht zusammen befinden, wird der Wechsel im Raum deutlich markiert durch die Worte 788: huc geminas nunc flecte acies. Dann geht der Dichter zurück mit der Frage: quis procul ille v. 808 zu Numa und den Königen Roms, die in der bekannten Reihenfolge aufgezählt werden. Dann kommen die Heroen der Republik, die das Vaterland höher stellten als ihr eigenes Leben und ihre persönlichen Empfindungen. Der Gedanke des Gegensatzes ruft dem Dichter Cäsar und Pompejus ins Gedächtnis, die ihre Feindschaft nicht dem Wohle des Staates geopfert haben und dadurch Elend und Leid über ihr Vaterland heraufbeschworen haben. Dann folgt ohne jede chronologische Ordnung noch eine Blütenlese anderer Helden Roms, wie Mummius, Ämilius Paulus, die Scipionen u. s. w. An den Schluß wird Marcellus gestellt, der anderswo nicht untergebracht werden konnte, ohne den Zusammenhang zu stören. Durch diese sachgemäße Erläuterung des Zusammenhangs wird die Annahme von dem Einschub bei Belling widerlegt. Augustus hätte in dieser Heldenschau nicht fehlen können, dann war aber für den zweiten Romulus allein hinter dem ersten der Platz; und daß die Parallelen Romulus-Augustus in der Verseinteilung des Verf. sich nicht entsprechen, ist der beste Beweis, daß seine Responsionstheorie falsch ist. Die gesamte Nekyia wird im 3. Kapitel untersucht. Um der Sucht des Verf. nach Symmetrien zu genügen, muß v. 285 zum vorhergehenden gehören und das multa variarum monstra ferarum irgendwelche obscenae volucres bezeichnen, nicht die nachfolgenden Centauren, Scyllae u. s. w. Und v. 362 wird zum folgenden gezogen; als Begründung dient die merkwürdige Angabe: 'v. 362 hinter den, schon wegen des folgenden quod, kein Punkt gehört'.

Die sinnlose Einteilung in angeblich respondierende Gruppen, deren

Responsion doch recht mangelhaft ist, übergehe ich. Richtig scheint mir die Erklärung des 'longo post tempore visum' v. 409 von dem goldenen Zweig ausgesagt, der Charon besänftigt als ein 'venerabile donum'. Der Dichter wollte eine Begründung hinzufügen, woher Charon die Wirkung des Zweiges kennt; er mußte sie also schon einmal erfahren haben; am natürlichsten ist es zu denken: eben damals, als die Sibylle mit Hekate in der Unterwelt war. Richtig ist auch die Zusammenstellung dessen, was Vergil aus der homerischen Nekyia übernommen hat, zumal mit der Beschränkung, daß andere Quellen dabei nicht ausgeschlossen sind, ferner die klare und einfache Darlegung des Zusammenhanges, der die 'animae immatura morte praeventae' zusammenhält, Kinder, ungerecht Hingerichtete, lebensüberdrüssige Selbstmörder, unglücklich Liebende und die im Kriege Gefallenen. Die philosophischen Anschauungen, die der Dichter bei Darlegung der Lehre von der Seelenwanderung äußert, will B. auf Benutzung Platons (Schluß der Politeia vor allem) und Ciceros zurückführen; aber die Übereinstimmungen sind ganz allgemeinster Art und der Beweis kann nicht als erbracht angesehen werden. Auch scheint mir, daß Ennius als Quelle nicht genügend beachtet worden ist. Mit Recht hat C. Pascal, Commentationes Vergilianae, Mediol. 1900 S. 143 ff. wieder auf die Ennianische Färbung von VI 724—51 hingewiesen. Die Stelle war auch von J. Vahlen nach Ilberg zum Vergleich für das 1. Buch der Annalen herangezogen (Quaest. Enn. p. XXII), wo Homer dem Ennius im Traum erscheint und nach Lucr. I 126 rerum naturam expandit dictis. Dazu stimmt die Bemerkung des Servius zu v. 748: est autem sermo Ennii, was Belling mit Unrecht nur auf das rota in dem Vers zu beziehen scheint. Wie Homer dort die Lehre der Seelenwanderung erklärte, um Ennius verständlich zu machen, daß er die Seele des Mäoniden habe, so mußte hier Anchises sie darlegen, um die von Vergil erfundene Scene der Heldenschau zu motivieren. Die homerische Seele mußte also in der Quelle Vergils auch zu denen gehören, die wieder zu neuem Leben bestimmt waren; andrerseits mußte sie doch im Elysium gewesen sein, da der Sänger dorthin gehörte. Wir sehen also, daß auch das Elysium eine Übergangsstation bildet und dazu dient, die Seelen zu beherbergen, die nicht mehr der strengen Reinigung bedürfen, deren Zeit aber noch nicht abgelaufen ist, um sie zu neuem Leben emporzusenden. So scheint mir die Enniusbenutzung einen Beweis zu bieten, daß in Vergils Versen alles in Ordnung ist. An die Aufzählung der Peinigungen mit aliae, aliis schließt sich pauci an, das ἀπὸ κοινοῦ zu mittimur und tenemus zu ziehen ist; und an die ganze Aufzählung fügt sich der Satz mit 'donec longa dies' u. s. w. Für alle ist der gleiche Zeitraum der Läuterung nötig, nur daß die einen ge-

foltert werden, die andern durch das Verweilen im Elysium von den Schlacken des Erdenlebens befreit werden.*) Und alle werden dann im Schlußsatz zusammengefaßt: has omnes . . . Deus evocat. Die Bedeutung, die man dem 'fato' v. 713 beimißt und die schon Servius ihm beigemessen hat, wenn er sagt: Die einen Seelen kehren gar nicht, die andern wegen ihres schlechten Wandels, wieder andere propter fati necessitatem ins Leben zurück, scheint mir nicht vorhanden zu sein. Der Dichter sagt nichts darüber, daß nicht alle Seelen dem Gesetze der Wanderung unterworfen seien, und bei Ennius mußten sie's sein; das fato bezieht sich nur auf den verschiedenen Zeitpunkt, da eine jede Seele das Los trifft, wieder zum Licht emporzusteigen. Bei dieser Auffassung des ganzen Zusammenhangs muß ich die Vermutung von Belling natürlich ablehnen, der v. 739—44 als einen Nachtrag ansieht, durch den zwei Verse verdrängt worden seien.

Unbekannt war Belling auch die Dissertation von Jacobsson, die die Nekyia Vergils behandelt und vor allem eine Analyse der Disposition bietet. Nach allgemeinen Worten über die Entlehnungen aus Homer bespricht der Verf. die Erzählung von dem goldenen Zweig, für die er eine Parallele anführt aus dem isländischen Gedicht über Svipdager wie der Erzählung des Saxo Grammaticus über König Hadding; er glaubt deshalb, daß hier arische Mythen zu grunde liegen. Dasselbe konstatiert er für die Ulme am Eingang zur Unterwelt, die dem Baume Ygdrasil in der isländischen Poesie entspricht, wenngleich das eine Esche ist. Die Seelen, die am Eingang sich befinden, erklärt der Verf. mit Recht wie auch B. als solche, die vor Ablauf der regelmäßigen Lebenszeit ihr Ende gefunden haben, so daß auch die vom Dichter nicht genannten Arten dieser Gattung hier weilend gedacht werden müssen; den Beweis dafür liefert Sychäus. All diese weilen nur bis zur Erfüllung eines normalen Menschenlebens hier. Die im Tartarus Geplagten scheidet J. in die drei Klassen der Frevler gegen die Götter, gegen die Nächsten, gegen das Vaterland. Im Elysium werden 5 Arten gesondert; doch hat der Dichter auch hier nicht erschöpfen wollen. Dabei verteidigt der Verf. für v. 664 die Konjektur: quique sui memores *S*alios fecere. Im übrigen ist beachtenswert, daß er gleich der oben verteidigten Ansicht auch den Aufenthalt im Elysium für eine weitere Läuterung der Seelen hält, von denen nach seiner Meinung allerdings nur der eine Teil wieder zur Oberwelt muß, der andere sich auflöst in jenes göttliche Urfeuer, aus dem die Seelen stammen. Diese letzte Teilung scheint mir im Widerspruch zu stehen zu dem 'has

*) Man sollte auch v. 742 und 43 nicht stark interpungieren, damit dieser Zusammenhang deutlich bleibt.

omnis' v. 748. Zum Schluß spricht der Verf. die Vermutung aus, der Name Vergilius sei keltisch, der Dichter also keltischer Abkunft, und dadurch erkläre sich auch die Berührung mit keltischen Sagen, die man bei ihm findet.

Wie in der Heldenschau findet Belling weiter in der Schildbeschreibung eine gleichmäßige Responsion VIII 608—728, nämlich: (9 + 9): 9; 11 + (3 + 3) + 11; 15 || 11; 15 + (5 + 5) + 15. Er geht dann weiter, ganze Bücher in dieser Weise einzuteilen; aber vorher muss er die Hemistichia untersuchen. Diese sieht der Verf. als epodisch gedacht an: sie können nicht Reste der mangelhaften Vollendung sein, weil sie sich auch in den dem Augustus vorgelesenen Büchern befinden. Aber diese Bücher waren ja auch nicht fertig, wie ausdrücklich durch das perfecta demum materia (Suet. Reiff. S. 61/2) bezeugt ist. Zweitens sahen die Zeitgenossen Vergils diese Versstücke wirklich als unvollendet an; sonst wäre die Erzählung des Eros (ebendort S. 62) sinnlos, daß Vergil beim Vorlesen derartige Halbverse ergänzt habe. Man war über den Dichter der Äneis ziemlich genau orientiert, und eine solche Neuerung gegenüber Homer und Ennius hätte sicherlich jemand berichtet. Drittens hätten die Nachahmer sich diese 'Kunst' nicht entgehen lassen, wenn man es zu und nach Vergils Zeit so aufgefaßt hätte. Viertens spricht die Verschiedenartigkeit dieser 'Epodoi' dagegen. Die mangelhafte Vollendung hat aber auch nichts Unwahrscheinliches, da Vergil das Dichten schwer wurde (Reiff. S. 59) und er manches unvollendet ließ, um sich dabei nicht aufzuhalten (S. 60), was B. willkürlich auf die Materie bezieht. Gerade die Beispiele, wo am Ende der Rede ein Halbvers steht, lassen uns psychologisch am ersten begreiflich erscheinen, daß der Dichter sich nicht verweilen wollte. Natürlich nimmt B. nun auch noch neue Halbverse an, wobei er sich nicht begnügt, ein paar Worte zu tilgen, sondern auch noch einen ganzen Vers, der mit diesen in engem Zusammenhange steht. Dadurch ebnet er sich den Weg für die angeblichen Responsionen. Buch I, II, und IV wird dann jedes in seine Teile zerlegt und die symmetrische Komposition, die der Verf. darin erkennt, dargelegt. Textkritische Untersuchungen, die den Gipfel der Unmethode zeigen, gehen stets voraus, um, wo die Symmetrie nicht vorhanden ist, etwas nachzuhelfen. II 75 wird quidve ferat gelesen und die folgenden Worte als Interpolation aufgefaßt. II 567—88, die nur durch Servius erhalten sind, werden verteidigt; aber v. 579 gilt ihm als interpoliert, und da er für die Einfügung keinen anderen Grund angeben kann, so soll den Interpolator selber die Rücksicht auf die herzustellende Symmetrie bewogen haben. Ganz irrig ist auch, was über die erste und zweite Rede Sinons gesagt wird, die der Verf. als nicht zusammen entworfen ansieht; weil er den Kunstgriff nicht ver-

steht, mit dem Vergil, um die Spannung zu erhöhen, unmittelbar vor der Hauptsache den Sprechenden einhalten läßt (v. 101). So ist auch was für die Textkritik abfällt, im allgemeinen völlig verfehlt, weil er ausgeht von dem krankhaften Vorurteil der Responsion, und das ganze Buch hat deshalb für die Wissenschaft nur sehr geringen Wert.

Eine Ergänzung für das dritte Buch der Äneis bietet der Aufsatz in der Festschrift für J. Vahlen. Der Verf. schafft sich zunächst auch hier diejenigen Verse vom Halse, die bei der Annahme der Responsion unbequem sein könnten. v. 230 fällt dabei wohl mit Recht, da die Überlieferung ihn selbst als eine Wiederholung aus I 311 zu verdammen scheint. Mit Unrecht dagegen wird v. 595 zugleich mit der Hälfte des vorhergehenden getilgt; das 'at cetera Graius' giebt ihm Anlaß zu schweren Bedenken, wie es ja in der That an einer gewissen Verschwommenheit leidet, nachdem gesagt ist, daß die Körperpflege und Kleidung des plötzlich Erscheinenden sehr zu wünschen übrig ließen. Andererseits aber vermissen wir, wenn es fehlt, die Bezeichnung, wer dieser Fremde ist; denn so erzählt das alte Epos nicht, daß es den Leser durch Geheimhaltung dessen, was er zu wissen wünscht, in Spannung versetzt. Eine Parallele bietet der Sinon im 2. Buch, bei dem auch von vornherein gesagt wird, daß er se ignotum venientibus ultro, hoc ipsum ut strueret Troiamque aperiret Achivis, optulerat (59 f.). So ist es berechtigt, daß der Dichter gleich hier sagt: Er war ein Grieche und zwar einer von den Kämpfern vor Troja (s. die Erklärung von Wagner). Äneas erzählt, wie bei der Sinonepisode, nicht wie sich die Hergänge allmählich in der Vorstellung der Troer zur Klarheit entwickeln, sondern mit der vollen Kenntnis der Personen und Ereignisse; darum fügt er zum Verständnis der Hörer sofort ein, was er erst später erkannt hat. Woran man bei dem traurigen Zustand des Achämenides noch sehen konnte, daß er ein Grieche war, ist eine ziemlich müßige Frage; eigentlich brauchte man's überhaupt nicht, sondern Äneas setzt es hinzu, weil er's nachher wußte. Man könnte sich aber auch denken, daß er auch in Lumpen noch als civilisierter Mensch erschien, zumal wo ja hier doch die Vorstellung der in dieser Gegend hausenden Kyklopen vorschwebt. Der grammatische Anstoß, den B. an patriis in armis nimmt, ist bedeutungslos (s. Georg. III 346). Wagner hat aber recht, daß nur bei Beihaltung der überlieferten Worte verständlich ist, warum mit solchem Gewicht im nächsten Vers die 'Dardanios habitus' und 'Troia arma' hervorgehoben werden; sonst hätte ein einfaches 'noster' genügt. Schließlich ist ein Grund für die Interpolation nicht begreiflich zu machen. Damit fällt allerdings die genaue Responsion von 146, 146, 212, 212 Versen, da es nun an letzter Stelle 213 sind. Aber auch sonst ist die Verteilung nicht zweifellos. Der erste Teil soll den

Aufenthalt im Ägäischen Meer enthalten; aber das Erscheinen der Penaten auf Kreta wird zum folgenden gerechnet, der die Fahrt im Ionischen Meer behandelt. Geht man gar den zahlreichen kleinen Responsionen nach, die innerhalb der großen Teile gefunden werden, so ist hier die Willkür erst recht zu Hause. Die Fahrt nach Delos und Ankunft dort, sowie das Orakel umfassen je 15 Verse; dabei wird aber zum Orakel der Vers 84: 'templa dei saxo venerabar structa vetusto' gerechnet, der es einleitet, dagegen nicht die drei sich anschließenden Verse, die mit 'haec Poebus' beginnen. Dann sollen 99—120 und 121—142 ein Paar von je 22 Versen bilden, die des Anchises Orakelerklärung und ihre Befolgung darstellen; zum ersten Teil sind aber jene Verse gezogen, die den Eindruck des Orakels selbst schildern und eng mit diesem verknüpft sind; beim zweiten sind die eng sich anschließenden Verse 142—46 ausgeschlossen, die doch die Folge der geschilderten Krankheit und Not enthalten. Gewiß ist es zweifellos, daß im großen wie im einzelnen oft eine gewisse Symmetrie sich zeigen wird; die beobachten auch wir in Prosadarstellungen; daß der Dichter, sobald er rhetorisch wird, eine Art von Gleichmäßigkeit in der Rede sucht, ist erst recht verständlich. Und auch im großen wird eine entsprechende Harmonie der Teile herzustellen sich ihm manchmal von selber ergeben haben, wenn er eine richtige Abwechselung zu schaffen sich bemühte. Aber daß er sich ein solches Schema gemacht hätte, wie man uns glauben machen will, von (3 + 4): (3 + 4) + 8 + (3 + 4) + (3 + 2: 2) und ähnliche, das werden gewiß alle, die eine Vorstellung von Poesie und von dem künstlerischen Wirken des Dichters haben, sich nimmermehr einreden lassen, und das um so weniger, weil ja Gedichte, in denen wir wegen des Schaltverses eine genaue Responsion erwarten könnten, deutlich zeigen, daß dies Gefühl gleichmäßiger strophischer Gliederung nicht berücksichtigt wurde. Und was Vergil in den Zeiten der Künstelei, in den Eclogen, nicht gethan hat, das sollten wir ihm in der Zeit seiner höchsten Kunstentfaltung zumuten?

Die Arbeiten Bellings sind also leider — man muß das sagen, weil es deutlich erkennbar ist, daß der Verf. auch wissenschaftlich arbeiten könnte, wenn er nicht irre geleitet wäre durch eine geradezu krankhafte Idee — für das Verständnis der Äneis bis auf weniges wertlos; sie suchen zwei falsche Hypothesen annehmbar zu machen, eine bis ins einzelne gehende Responsion und die Schöpfung beabsichtigter Epoden, die in den unvollendeten Versen bestehen sollen; natürlich muß der Verf. dann auch, den Nachrichten aus dem Altertume zum Hohn, an die endgültige Vollendung der Äneis glauben.

Kroll sucht nachzuweisen, daß Vergil unfähig ist, über den Teil seiner Dichtung, mit dem er gerade beschäftigt ist, hinauszudenken.

Er beginnt mit dem Widerspruch, daß I 267 und VIII 628 Augustus als Abkömmling des Iulus-Ascanius hingestellt wird, während VI 763 Silvius, der Sohn des Äneas und der Lavinia als Ahnherr der Könige von Alba und des Romulus bezeichnet wird, hier also die Version vorzuschweben scheint, daß Julus kinderlos starb und deshalb die Herrschaft auf seinen Stiefbruder überging (denn daß Romulus zu den Vorfahren des Augustus gehört, sagt Vergil nicht trotz Kroll S. 136 Anm. 1). Aus eben diesem Widerspruch folgert Gercke N. Jb. 1901 S. 110, daß Vergil, als er VI verfaßte, sich über die Verhältnisse selber noch nicht ganz klar war, wohl aber als er I schrieb, so daß also die Stelle in I später gedichtet sein müßte. Kroll, der mit Recht derartige Schlüsse auf die Chronologie einzelner Bücher sehr in Frage stellt, sieht darin nur einen Beweis der Unfähigkeit Vergils. Wir wissen nun aber, daß es eine Fassung gab (Diod. VII 4), nach der Julus, des Ascanius Sohn, und Silvius nach einem Streit in der Weise gemeinsam regierten, daß der erste die geistliche, der zweite die weltliche Herrschaft übernahm. Vergil schweigt darüber; aber wäre es unmöglich, daß er eine derartige Fassung annahm, auch wenn er es vorzog, nichts Genaueres darüber zu sagen und es der Phantasie der Leser zu überlassen, wie sie diesen Widerspruch, falls sie ihn bemerkten, ausgleichen wollten? Ignorieren konnte er weder Iulus noch Silvius; ausdrücklich eine neue Sagenform schaffen wollte er nicht, um nicht Anstoß zu erregen; so half er sich in dieser Weise durch Schweigen. Auf die sakrale Bedeutung des Äneas und seiner Nachkommen macht er ja oft aufmerksam wie auch Norden N. Jb. 1901 S. 281 f. zeigt, der sich in ähnlicher Weise einen Kompromiß zwischen beiden Auffassungen denkt, so daß die albanischen Könige teils der Linie des Julus, teils der des Silvius entstammten, was man allerdings noch etwas schwerer ausdenken kann; aber das wollte Vergil auch gar nicht, vgl. auch Cauer Fleckeis. Jb. Suppl. XV S. 174/5. Weiter werden von Kroll die Widersprüche hervorgehoben, die sich in dem Verhältnis des Latinus zu Äneas und Turnus zeigen sollen. Turnus wird als Bewerber durch Götterwillen abgewiesen; das wissen alle, nur er erfährt es erst kurz vor seinem Tode aus dem Mund des Latinus, sagt der Verf., als ob er es darum zum ersten Male erfahren müßte, weil Latinus in seiner väterlichen Rede XII 19 ff. zum ersten Mal diesen heiklen Punkt berührt und sich dabei entschuldigt, daß er einmal offen sein will. Die scheinbare Verwirrung läßt sich in diesem Fall, so weit ich sehe, sehr gut entwirren, wenn man nur der Entwickelung der Dinge folgen und die Charakteristik des schwachen und nachgiebigen Königs im Auge behalten will, der dem Willen seiner Gemahlin gern nachgiebt, sich wohl eine Zeit lang grollend zurückzieht, aber dann doch von der allgemeinen Strömung

sich fortreißen läßt und sich ins Unvermeidliche fügt. Dem Schwanken seiner Seele entspricht der Ausdruck gegenüber Äneas und Turnus. Der Verf. macht eben den Fehler, dem Dichter allzu mißgünstig zu begegnen, was er mitunter durch die Wahl seiner Worte nur zu deutlich verrät, und verringert dadurch selbst den Wert seiner richtigen Beobachtungen. Muß es denn ein Widerspruch sein, daß Sinon primis ab annis in den Kampf gesandt ist und doch der Kinder zu Hause gedenkt? (II 87, 138.) Kann denn Kr. eine Grenze für das primis ab annis angeben? Und waffenfähig war der Sinon doch jedenfalls. Ist es wirklich ein Widerspruch, wenn Juno ausruft: Was hat mir die Syrte oder Scylla und Charybdis genützt? (VII 302.) Die Troer waren doch der Meeresenge nahe und in Gefahr hineinzugeraten, an Juno lag es doch gewiß nicht, daß sie mit knapper Not im letzten Augenblick entkamen. IV 436 versteht der Verf. den viel besprochenen Vers so: Wenn mir Äneas den Gefallen thut, zu bleiben, so will ich ihm als Gegendienst den größeren Gefallen thun, mir das Leben zu nehmen und ihn von meiner ihm verhaßten Gegenwart zu befreien! Eine recht seltsame Art, seine Bitte eindringlich zu machen! Nachdem aber so die Absicht des Selbstmordes in die Verse hineingelegt ist, entsteht der Widerspruch; denn Dido faßt erst später den Entschluß zu sterben, als Äneas ihre Bitte abschlägt. Mich nimmt es wunder, daß die Interpreten immer wieder an der natürlichsten, psychologisch verständlichsten Erklärung vorübergehen, die schon Servius andeutet: sola morte derelinquam (im Turonensis: id est antequam moriar . . . . . sed semper servabo illud [beneficium]). So sagt man, wenn man um große Gefälligkeiten bittet: Ich will dir's noch im Tode danken. Der Ablativ bietet doch nichts Anstößiges, wenngleich er etwas kahl ist (s. v. 502 Lucil. 685 Lachm.). Oft versagt Kroll dem Dichter die Freiheit, auch zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Wenn Äneas in der Unterwelt ausruft, ‘So war die Nachricht also richtig, die mir von deinem Tode zugekommen?’, muß dann ausdrücklich von diesem nuntius die Rede gewesen sein? Kann man sich mit dem augurium, das V 7 alle Herzen erfüllt, nicht auch zufrieden geben? Zu viel verlangt der Verf. auch betreffs der Einführung der auftretenden Personen; Vergil charakterisiert die Personen oft erst da näher, wo er sie braucht oder wo ihre Handlung ihm wichtiger erscheint. Nisus und Euryalus kommen schon Buch V vor, aber als Gleiche unter Gleichen, eine Charakterisierung würde dort die Darstellung der Kampfspiele stören; in IX, wo ihre hervorragende Heldenthat geschildert werden soll, werden sie ausführlicher charakterisiert. Mit Recht macht Kr. darauf aufmerksam, daß chronologische Schlüsse auf die Abfassungszeit von Buch V und IX daraus zu ziehen unmöglich ist; aber darf man diese berechnete Art der Einführung mit ihm tadeln? Richtig

ist, daß Vergil manches nicht erzählt, was man vielleicht erwarten könnte. Daß die ψυχοστασία, ein nicht sehr geschickt aus Homer entnommenes Motiv, XII 727 resultatlos verläuft, ist auffällig; aber mußte der Dichter ausfürlich ein Gelage im 2. Buch schildern, um dann v. 265 sagen zu können: urbem somno vinoque sepultam, und genügte dafür zur Begründung nicht die Darstellung der allgemeinen Freude? Man darf auch das Vorbild Homers nicht aus dem Auge lassen; auch die Ilias macht Voraussetzungen; und wenn Vergil sich eines 'interea' bedient zur Anknüpfung, ohne dadurch den Zeitpunkt klar zu bezeichnen (XI 1, auch X 1 hätte Kr. anführen können, vgl. Rothe Festschrift f. Vahlen S. 25), so folgt er darin dem homerischen Stil. Auch den Mangel scharfer Klarheit in geographischen Dingen muß man zugeben, und auch sonst kann man über die Zweckmäßigkeit mancher Motive in Zweifel sein. Daß Venus die Weiterreise ihres Sohnes nur verzögert, ja, sogar in Frage stellt, wenn sie die Dido verliebt macht, ist klar; aber der Dichter wollte und mußte die Liebesepisode in sein Epos fügen, und eine derartige Kritik geht zu weit für ein mythisches Epos. Ungerecht sind auch die Vorwürfe, daß im 2. Buch bald Mondschein, bald dunkle Nacht ist. Natürlich ist es hell auf dem Meere infolge des Mondes (v. 255), aber trotzdem sind doch nächtliche Schatten da, zumal wenn der Kampf bei Tage im Gegensatz gedacht ist (v. 251, 360); mitten in der Stadt mit ihren engen Gassen ist es auch bei mondheller Nacht dunkel, und wenn Betrug und Hinterhalt versucht werden, so späht man sich die finstern und nicht die beleuchteten Stellen aus (v. 397, 420). Auch die Erscheinung der Venus verschwindet natürlich im dunkeln Schatten (v. 621), und die Troer suchen sich zur Flucht die opaca locorum auf (v. 725). So läßt sich viel an den Bemerkungen Krolls aussetzen, deren Hauptfehler eine starke Übertreibung ist. Richtig dagegen ist es, wenn der Wert dieser Widersprüche für Bestimmung der Abfassungszeit einzelner Bücher geleugnet wird. Kr. widerlegt selber, daß V nach VI fiele; auch die Annahme, daß III hinter VI oder gar VIII verfaßt sei, weist er zurück. Er stellt selbst für die ersten sechs Bücher die Chronologie auf, daß zunächst, was Äneas erzählt (II, III) und der Hauptteil von V, der die weitere Fahrt enthält, sodann I, IV, der Rest von V und VI verfaßt sei. Ein gewisser böswilliger Ton dem Dichter gegenüber schadet der Arbeit beträchtlich, weil er zeigt, daß der Verf. nicht vorurteilslos und unparteiisch zu Werke geht. Daß Vergil auch in drei weiteren Jahren nicht ein weniger widerspruchsvolles Epos geschaffen haben würde, woher will das Kr. wissen?

Die Komposition der ersten drei Bücher unterwirft Sabbadini einer neuen Untersuchung in der 3. Auflage seiner Ausgabe. Er kommt

für das dritte Buch zu dem Schluß, daß es als das erste verfaßt war und ursprünglich in dritter Person geschrieben war. Dafür gelten als Beweis der Vers 686: ni teneant cursus, v. 595 über Achämenides: et quondam patriis ad Troiam missus in armis, weil Äneas diese Thatsache erst später erfuhr, der Dichter aber sie sofort vorbringen konnte, sodann der Wechsel von Plural und Singular veneramur 697, exsupero 698, radimus 700, linquo 705, lego 706, wo in der vom Dichter vorgetragenen Erzählung ganz gleichmäßig die Plurale stehen könnten: venerantur, exsuperant, radunt u. s. w. Dies Buch erfuhr dann eine sehr starke Umarbeitung, bei der etwa die Hälfte der Verse fortfiel, während die schon hergestellten Beziehungen in den andern Büchern stehen blieben; so erklärt S. eine Anzahl von Widersprüchen, die das 3. Buch gegenüber dem 2., 5., 6., 7., 8. aufweist. Aber der Wechsel von Plural und Singular, der im übrigen so natürlich ist, findet sich auch in Stücken, die S. für später eingeschoben hält. Der Vers 595 findet seine Erklärung, wenn man bedenkt, daß Äneas doch erst erzählt, als er über die Verhältnisse des Achämenides vollkommen im klaren ist (s. S. 45). Ganz ähnlich liegt die Sache v. 151: qua se plena per insertas fundebat luna fenestras. Die Interpreten stoßen sich daran, daß hier in der Darstellung Traum und Wirklichkeit vermengt seien, ein Anstoß, der fortfällt, wenn nicht Äneas, sondern der Dichter ursprünglich der Erzählende war. Aber daß Mondschein war, hatte doch Äneas sehen können, ehe er einschlief, und so liegt doch gar kein Grund vor, warum er diese Beobachtung nicht in die Erzählung des Traumes einschließen sollte. Gegen die Vermutung des Verf. spricht aber vor allem, daß Vergil doch den Homer sich zum Vorbilde nahm und deshalb die Irrfahrten unmöglich selber berichten konnte.

Im übrigen bemüht sich S., innerhalb der Bücher lose Zusammenhänge, Widersprüche und Ungenauigkeiten aufzuspüren, um daraus auf später eingefügte Scenen und Veränderungen zu schließen. Die Vorwürfe, die dabei dem Dichter gemacht werden, scheinen mir oft zu streng und ungerecht. In I 223—304 findet S. auffällig die Erwähnung des nova Karthago v. 298, weil es bisher noch nicht erwähnt sei (der Grund ist mir unverständlich), das 'ponunt ferocia Poeni corda' v. 302, weil sie ja nachher die Troer vom Lande fernzuhalten suchen (eine gewisse Milde kann man schon darin sehen, daß sie den Fremdlingen Zeit und Gelegenheit lassen, ihre Königin anzuflehen), die Angabe, daß die Königin besonders durch Einwirkung Merkurs gnädig gestimmt wird gegenüber den Troern v. 303/4, weil ja nachher ihr Mitleid und ihre Hochachtung der Grund zu ihrer Milde ist (aber das ist doch eben die Folge der Einwirkung Merkurs). Dazu wird hier Merkurs Erscheinen ganz kurz, im 4. Buch dagegen ganz ausführlich geschildert:

so schließt S., daß diese Stelle eingefügt ist, nachdem die im 4. Buch verfaßt war, als ob der Dichter dann nicht auch die ausführlichere Schilderung hätte ins 1. Buch übertragen können. Für das 2. Buch schließt sich S. an Bethe (Rh. M. 1891 S. 511 ff.) an und hält die Laokoonepisode für später eingeschoben. Was er dabei alles als Widerspruch ansieht, wird kaum überall Billigung finden. So stößt er sich an 'magna comitante caterva' v. 40, weil ja alle Troer schon in der Ebene waren, an dem 'sollemnis ad aras', weil ja 'sollemnis' nur passe für jährlich wiederkehrende Opfer, er stößt sich daran, daß die Schlangen im Pallasheiligtum verschwanden, weil man das ja nicht sehen konnte, und weil es auch keine Wirkung ausgeübt haben würde. All diese Anstöße sind völlig willkürlich und z. T. durch zu eng gefaßte Interpretation entstanden; aber selbst wenn sie vorhanden wären, würden sie dann durch die Annahme, daß die Verse später eingeschoben sind, besser ihre Erklärung finden? Weiter erscheint es dem Verf. seltsam, daß Äneas vom Dach des Palastes aus sieht, was im Innern vorgeht, und er schließt, daß die Besteigung des Daches später eingeschoben ist. Aber der Dichter mußte doch irgend eine Situation erfinden, durch die es denkbar wurde, daß Äneas die Vorgänge um Priamus mitansah — wenn er sie einmal erzählen wollte —, ohne doch selber in den Kampf eingreifen zu können. Die Erfindung der Dachbesteigung verrät also im Gegenteil gerade, daß sie gemacht ist, um das folgende vorbringen zu können. Auch wenn die Venusscene, die dann folgt, für nachträglich eingeschoben erklärt wird, weil Äneas schon von selber im Begriff ist, zu seinem Hause zu eilen, so halte ich den Schluß nicht für berechtigt; wer will es dem Dichter versagen, durch zwei Motive zu erreichen, wozu eins genügt hätte! Das gilt von dieser Scene wie von der Laokoonepisode. Ein späterer Einschub soll auch durch die Verse II 791—93 gekennzeichnet werden, die im 6. Buch an ihrem Platz, hier aber absurd seien; 'denn man kann einen Schatten nicht umarmen, der recessit in auras'. S. scheint 'in auras' für identisch zu halten mit 'in die Höhe', was doch nicht nötig ist. Aber selbst wenn es wäre, so ist der Schluß immer noch seltsam. Es zeigt sich überhaupt das eigentümliche Bestreben bei S., alles was weniger angemessen ist nach des Verf. Meinung, einer nachträglichen Bearbeitung zuzuschreiben, wie auch die Einfügung des Amor im 1. Buch nachträglich geschehen sein soll, weil die Entwickelung der Liebe im Herzen der Dido uns Modernen viel entsprechender geschildert wäre, wenn diese göttliche Einwirkung aus dem Spiel bliebe. Welchen Nutzen erweist man dem Dichter, wenn man ihn alle Dummheiten erst später in die tadellose Darstellung hineinbringen läßt? Im 3. Buch soll das 'pauca', mit dem Helenus seine Rede an Äneas ankündigt, nicht

zulassen, daß die Rede dann 89 Verse umfaßt. Die Wiederholung von ubi mit dem Fut. ex. 403, 410, 441 giebt den Anlaß zur Annahme eines Nachtrages. Die Schilderung von Scylla und Charybdis findet S. angemessener im Munde des Dichters als des Helenus; aber Kirke, die das Vorbild für Helenus hier abgiebt, beschreibt ebenso bei Homer die beiden Ungeheuer. Alle Anstöße, die herausgesucht werden, lassen irgend eine Erklärung zu, wenn man nur nicht mit vorgefaßter Meinung dem Dichter begegnen will.

Eine Fortsetzung dieser Kompositionsstudien enthält die Ausgabe des 4.—6. Buches von Sabbadini, Torino 1898.

Für das 4. Buch glaubt er einen Beweis für verschiedene Schichten, die sich nach der Zeit der Abfassung sondern lassen, in der Behandlung des Jarbas und der Anna zu finden. Während nämlich sonst nur der eine Bewerber um die Hand Didos genannt wird, sind v. 36/7 und 534/6 mehrere erwähnt. Anna erscheint 421—3 als Vertraute der Äneas, während man vorher nichts davon erfährt, und nach Schüler schon schließt die Klage der Anna 675—85 ihrem Wortlaut nach aus, daß sie ursprünglich zu dem Bunde mit Äneas zugeredet hat. Auch v. 436: quam mihi cum dederit, cumulatam morte remittam, durch den nach des Verf.s Ansicht Dido ihr Vorhaben zu sterben deutlich verrät, soll ein späterer Einschub sein, während der Dichter sich früher über die Mitwirkung der Anna nicht ganz klar gewesen sein soll und einzelne der später ihr zugeteilten Dienstleistungen der Amme Barce gegeben haben soll. Die Person der Anna wäre danach erst allmählich dem Dichter greifbarer geworden; das wird man wohl zugeben können; aber die Spuren, die S. zu sehen glaubt, sind nicht vorhanden. Für v. 6—55 tüftelt er eine Anzahl von Widersprüchen mit dem Zusammenhang heraus, um zu zeigen, daß Didos Liebe sich anfangs ohne Zuthun der Schwester entwickelte. Weiter sollen v. 522—83 sich als späteren Einschub charakterisieren, weil ohne sie sich der schon längst geäußerte Entschluß der Dido, zu sterben, ganz richtig in die That verwandelt. Erst, weil Vergil die Handlung der Dido und des Äneas nicht genug begründet schien, schob er die Überlegung der Dido und das zweite Erscheinen des Merkur ein. S. beruft sich besonders auf v. 563: illa dolos dirumque nefas in pectore versat, wovon wir sonst nichts hören und wodurch die Charakteristik der Dido nur verdorben würde; dabei findet der Vers doch durch v. 592 eine gewisse Bestätigung, ließe sich sonst auch durch die Absicht des Merkur genügend erklären. Und wenn Vergil diese Einschübe später für nötig hielt, warum nicht, als er zuerst den in Prosa entworfenen Stoff in Verse goß? Auch sonst entdeckt S. noch im 4. Buch einzelne Verse, die er einer zweiten Bearbeitung zuschreibt.

Ganz im Sinne Sabbadinis und ein Ausbau seiner Erörterungen sind die Untersuchungen von F. Vivona Riv. di fil. XXVI 3 über das 4. Buch der Äneis. Der Verf. betrachtet zunächst v. 413—49. Nach dem 'iterum temptare precando cogitur' (413) erwartet er eine Wiederholung der Scene 305 ff., in der Dido selber den Äneas anfleht zu bleiben, nicht nur eine Bitte um Aufschub, übermittelt durch Anna, wie sie jetzt ausgesprochen ist v. 416 ff. Es leuchtet ein, daß das völlig willkürlich ist und eine nachträgliche Umänderung, wie sie der Verf. deshalb annimmt, um nichts wahrscheinlicher, weil in v. 437/8: talibus orabat, [talisque miserrima fletus fertque refertque soror.] sed nullis ille movetur fletibus die bezeichneten Worte sich ohne weiteres tilgen lassen. Einen Rest der alten Fassung sollen wir noch in der Lesart 'dederis' v. 436 sehen. Das cumulatam morte hält V. für verderbt und erwartet nach Heranziehung von Ovids Didobrief 177—81 einen Ausdruck wie: 'dann werde ich mir nicht das Leben nehmen, sondern mich erhalten'. — Die Überlegung der Dido v. 534 ff., nachdem schon v. 504 ff. alles zum Tode vorbereitet ist, erscheint anstößig; der Verf. meint, sie habe in einem früheren Entwurf des Dichters eine frühere Stelle eingenommen, zumal die ruhige und kühle Erwägung nicht zu den einleitenden Worten: saevit amor magnoque irarum fluctuat aestu' passe. Er setzt sie also zwischen v. 411 und 474. Wenn aber Vergil dieses Selbstgespräch nachher umstellte, um die Dido vor ihrem Tode noch einmal ihre Lage überdenken zu lassen — eine Situation, die mir übrigens sehr natürlich erscheint —, so konnte er es auch gleich beim ersten Entwurf dort konzipieren. In der Episode der Erscheinung des Merkur v. 554 ff. ist von Listen und Angriffen die Rede, die Dido gegen die Troer im Herzen plant; wir hören denn auch v. 592 ff., daß Dido in der That auf den Gedanken kommt, Gewalt anzuwenden. Deshalb hält V. es für nötig, daß diese letzten Verse ursprünglich vor jenen standen; die Begründung der nachträglichen Umstellung fehlt. — (Die Andeutung eines Angriffes sieht, wie mir scheint, nicht unrichtig Knorr (s. S. 59) schon in dem 'inferar' IV 545, so daß dieser Anstoß überhaupt wegfiele). Die Person der Anna scheint dem Verf. wie auch Sabbadini der ursprünglichen Anlage des Buches fremd; erst allmählich hat ihr der Dichter mehr und mehr Bedeutung zugeschrieben. Darin liegt etwas Richtiges; denn es ist zweifellos, daß Vergil bei der ersten Anlage seines Epos noch nicht ganz klar darüber war, welche Stellung Anna einnehmen würde; sonst würde er ihrer schon im 1. Buche gedacht haben.

Für das 5. Buch nimmt Sabbadini als Kern an v. 64—70 und v. 104—544, wenngleich auch hier noch nicht alles im Einklang ist; so hebt er hervor, daß Nisus und Euryalus hier nicht ausführlich ge-

schildert werden, sondern erst Buch IX (s. S. 48), daß wir v. 193 von Fährlichkeiten hören, die Mnestheus in den Syrten und am Kap Malea bestanden hätten, aber nicht I 111 und III 192 ff., wo von den Syrten und dem Kap Malea die Rede ist. Dagegen hält S. den ludus Troiae 545—602 für einen besonderen Teil; Ascanius reitet dort auf einem Pferd, das ihm die candida Dido geschenkt hat. Der Verf. verlangt nun, daß wir davon etwas in Buch I oder IV hätten erfahren müssen; auch scheint ihm candida nicht zu der Gestaltung von Didos Charakter zu passen, die der Dichter schließlich vorgenommen hat. Dazu wird der ludus Troiae nicht im Programm v. 66—70 erwähnt; natürlich, denn er soll eine Überraschung sein. Ein Mangel an Übereinstimmung ist es allerdings, daß Ascanius 672/3 den Helm trägt (qua ludo indutus belli simulacra ciebat), während er wie die andern nach v. 556 unbedeckten Hauptes zu sein scheint, (omnibus in morem tonsa coma pressa corona). Ein besonderes Stück erkennt S. ferner in der Schilderung des Schiffsbrandes und der Gründung von Segesta; daß es getrennt von dem ludus Troiae verfaßt wurde, dafür beruft er sich auf den eben erwähnten Widerspruch; daß es auch von den übrigen Spielen gesondert entworfen wurde, das soll die Erscheinung der Iris bewirken, die nach der von Buch IX 1—15 gemacht sei. S. vermutet, daß dies Stück ursprünglich zu der Fahrt des Äneas nach Karthago gehörte; dann würde auch das doppelte septima aestas v. 626 und I 755/6 passen, weil es ungefähr zu derselben Zeit gesagt wird. Endlich vermißt der Verf. in v. 765—71 die Berechnung der Zeit, die auf Ausbesserung der Schiffe und Gründung der Stadt verwandt wurde. Wenn man die Verse fortläßt, so schließt sich epulae und honos 762 an honos v. 58 und epulae v. 63 an. Der Kern, der so herausgeschält wird, enthält den honos für das Grab des Anchises, das poscere ventos und die epulae (v. 58, 59, 63) in den Abschnitten v. 72—99, 100—103, 772—76; dieser Kern verband sich von Anfang an mit dem sacrificium novemdiale, quod mortuis fit nona die qua sepulti sunt, bezieht sich also auf den ersten Aufenthalt in Sizilien vor der Fahrt nach Karthago. — Auch die Unterredung zwischen Neptun und Venus und die Palinurusepisode giebt nach S. Anlaß zu Bedenken; die erste, weil nuper v. 789 ein Jahr zurückgreift und Neptuns: saepe furores compressi v. 801 nicht richtig ist, da nur von einem Mal die Rede war (I 125), die zweite wegen der bekannten Widersprüche zu VI 337—371. VI 338 findet sich nun der Ausdruck: Libyco nuper cursu. Das sieht S. als Bestätigung seiner Hypothese an; das soll heißen, daß Äneas direkt von Libyen kam, und dazu stimmt, daß Anchises zwar von den Gefahren, die seinen Sohn in Libyen bedrohten spricht, VI 694, aber vom Brande der Schiffe und der daraus entstandenen Gefahr nicht. Der Verf. scheidet danach drei Be-

standteile des 5. Buches; der älteste ist die caerimonia novendialis, der Brand der Schiffe und die Gründung Segestas, ursprünglich dem ersten Aufenthalt in Sizilien zugehörig; der zweite umfaßt die Spiele, die ebenfalls zum ersten Aufenthalt in Sizilien gehören sollten (den Beweis soll visuri Aeneadas v. 108 liefern, was nicht passen würde, wenn die Troer den Sizilianern schon bekannt gewesen wären!); der dritte Bestandteil enthält die Palinurusepisode und soll für den zweiten Aufenthalt in Sizilien bestimmt gewesen sein. Den ältesten Teil denkt sich S. ursprünglich vor das 1. Buch gestellt, und er findet eine Anzahl von Momenten, die dann angeblich im 1. Buch größere Klarheit erhalten; dahin gehört die Erscheinung des Achates als eines dem Leser Bekannten.

Im 6. Buch hält Sabbadini die Misenusepisode für später eingeschoben, weil der Dichter am Ende von Buch V nichts davon sagt und weil sie die unmittelbare Ausführung der Vorschriften der Sibylle unterbricht. Außerdem hebt er eine Anzahl von Widersprüchen hervor, darunter die bekannten, die in dem Verhalten der Helena VI 511 ff. und II 256 ff. liegen und die Zurückführung des Rats, die Sibylle von Cumä, aufzusuchen einmal auf Anchises VI 115/6, das andere Mal auf Helenus III 441—60. Auch die Heldenschau findet S. nicht einheitlich (s. dagegen Cima S. 41); daß Anchises die Verkündigung der Zukunft VI 890—2 übernimmt und die Führung, während III 458—60 die Sibylle dafür in Aussicht genommen ist, erklärt S. als eine Spur des ursprünglichen Planes. Daß hier etwas nicht ausgeglichen ist, wird man zugeben müssen, und es ist eine schöne Vermutung von A. Gercke Neue Jbb. f. d. kl. A. 1901 S. 110, daß die Heerschau der künftigen Helden ursprünglich als eine Vision gedacht und nicht als Bestandteil der Hadesfahrt erfunden sei. Dem widerspricht nur das homerische Vorbild, das ja durch die Nekyia die Scene gerade so, wie sie jetzt bei Vergil ist, nahe legte.

Sabbadinis Arbeiten zeichnen sich durch außerordentlichen Scharfsinn aus, und ein Teil seiner Beobachtungen hat etwas Wahres. Aber man vermißt die Vergleichung, was auch sonst einem Dichter an Vergeßlichkeiten begegnet.

Widersprüche sind in der Äneis vorhanden, und vieles ist nicht ganz ausgeglichen, Vergil wußte, weshalb er noch drei Jahre auf die Endredaktion seines Werkes verwenden wollte; aber diese Widersprüche finden ihre Erklärung genügend in der Arbeitsweise des Dichters. Der Biograph berichtet — und ich wüßte nicht, weshalb wir daran zweifeln sollten, — daß Vergil Aeneida prosa prius oratione formatam digestamque in XII libros particulatim componere instituit prout liberet quidque et nihil in ordinem arripiens (Suet. Reiff. S. 59/60) Wenn

aber der Stoff, auf Bücher verteilt, vorlag, so ist es müßig, die Chronologie einzelner Bücher erforschen zu wollen. Die kleineren Stücke gar, die der Dichter ganz nach augenblicklicher Laune aus den verschiedensten Teilen seines Epos zur Bearbeitung vornahm, in eine Chronologie bringen zu wollen, erscheint vollends ganz unmöglich. Es muß genügen, etwa vorhandene Widersprüche aufzudecken, Schlüsse aber lassen sich daraus im allgemeinen nicht ziehen, während Sabbadini sogar so weit geht, den ersten Entwurf der Äneis anzugeben, in dem nach seiner Ansicht alles vom Dichter selber erzählt wurde bis auf Trojas Fall, so daß die Reihenfolge der Bücher war: III (Irrfahrten), V (Tod des Anchises und Leichenspiele), I (Ankunft in Afrika), II (Trojas Fall), IV (Didos Liebe und Tod), VI (Gang in die Unterwelt).

Einen der Widersprüche der Äneis sucht durch seine Erklärung zu tilgen Fulda, Die Erzählung von dem Orakel der Celäno, Fleckeis. Jb. f. Phil. 155 (1897) d. 213 ff. Die gewöhnliche Auffassung, 'ambesas mensas' III 257 bedeute Tische, ist nach dem Verf. komisch, und die Troer hätten darüber in ein Gelächter ausbrechen müssen; er versteht die Verse so, daß Celäno droht, die Troer würden auf den Strophaden selber eine Hungersnot erleben, die sie zwingen würde, selbst das angenagte Mahl, das vor ihnen stehe und ihnen Ekel bereite, zu verzehren. mensae wird ja in demselben Sinn v. 213 (und 231) gebraucht. Das verursacht Schauder bei den Troern, Anchises betet zu den Meeresgöttern und man eilt sofort auf die See. Der durch das Orakel angedeuteten Gefahr sind die Irrenden dadurch entgangen, aber die Furcht, es könne doch irgend ein Unheil bedeuten, bleibt in ihrem Herzen. Deshalb tröstet sie Helenus III 356 ff., Apoll wird schon Mittel und Wege wissen, es glücklich enden zu lassen; auch er beruft sich auf Apoll wie Celäno, der Leser muß also gespannt sein, wer recht behalten wird. Das Orakel erfüllt sich dann ohne Schrecken VII 107 ff., als die Troer die Kuchen mitverzehren, auf denen das Obst lag. Es zeigt sich also, Celäno hat das Orakel entstellt, um die ihr lästigen Ankömmlinge zu verjagen. Aber was wollte der Gott selber mit dem Orakel? Das sagt Äneas, indem er ein Wort berichtet (VII 117), das der sterbende, also schon mit Seherblick ausgestattete Anchises ihm hinterließ; der sah in dem Verzehren der Tische die Zeitbestimmung, wann die Troer wieder auf ein neues Heim rechnen dürften; für ihn bedeutet also die Erfüllung des Ereignisses nichts Schreckliches mehr, sondern den Anfang des Glückes. So hat sich die Bedeutung des Orakels gewandelt, und seine Lächerlichkeit verschwindet. Celäno hat es ins Grausige gewandt; das dient dazu, beim Leser Spannung zu erwecken; allmählich klärt sich der wahre Sinn auf, indem erst Helenus das Furchtbare mildert und dann Anchises das Glückverheißende erkennt.

Dann ist von einem Widerspruch nicht mehr die Rede. Man muß zugeben, daß diese geistreichen Ausführungen etwas Bestechendes haben, und man muß auch zugestehen, daß die Auffassung des Orakels bei Celäno und bei Anchises durchaus nicht identisch ist, es also nahe liegt, zu vermuten, daß nicht Nachlässigkeit des Dichters hier zu erkennen ist, sondern überlegte Berechnung.

*Völlig wertlos ist (nach H. Winther Wochenschr. f. kl. Phil. 1899 Sp. 654) die Arbeit von H. Glaesener über den Schild des Achill und des Äneas, die flüchtig über die Rolle der Schildbeschreibungen in den beiden Epen wie über Zahl und Disposition der Bilder handelt.

c) Realien.

A. Premerstein, Das Trojaspiel und die tribuni celerum, Festschrift für O. Benndorf S. 261 ff. geht aus von Galen πρὸς Πίσωνα περὶ τῆς θηριακῆς c. I, was man längst auf das von vornehmen römischen Knaben aufgeführte Trojaspiel bezogen hat; dort ist von einem Knaben die Rede, der als δημοτελὴς μυστηρίων ἱερουργός fungiert. Der Verf. erkennt darin das Amt der tribuni celerum, ursprünglich der Führer der drei von Romulus aufgestellten Reitercenturien, das als rein sakrale Würde Augustus wieder einrichtete. Bei Seneca Troad. 787 (Peiper) ff. wird nun das Trojaspiel in Verbindung mit dem Tanz der Salier erwähnt und geschildert. Dabei kann man an eine in die Vorzeit verlegte Darstellung der armilustria vom 19. März und 19. Oktober denken. Mit der Erwähnung der Feier vom 19. März, die zu dem Heeresauszug in Beziehung steht, findet sich nun vereint die einzige Nennung der tribuni celerum im römischen Festkalender; allerdings ist gerade hier vom Trojaspiel nicht die Rede, aber das erklärt sich sehr gut, weil eine Zeit hindurch wegen häufiger Unfälle dieses Spiel aufgehoben war. So wäre im Saliertanz und Trojaspiel das ausziehende Fuß- und Reitervolk dargestellt. Die tribuni celerum scheinen von Augustus erst wieder als Anführer der Reiterspiele reorganisiert zu sein, da sie sonst von den Schriftstellern als eine nicht mehr bestehende Einrichtung erwähnt werden, vielleicht, meint der Verf., zugleich mit der Vermehrung der zwei Turmen auf drei durch Augustus, die eine Erinnerung an die drei ältesten Tribus der Ramnes, Tities und Luceres sein sollten. Drei Turmen zu je zwölf Reitern führt auch Vergil an in seiner Schilderung des Trojaspieles V 560: tris equitum numero turmae ternique vagantur ductores.

*F. Corazzini di Bulciano, La Marina in Virgilio, Torino 1898, 8. XXVIII + 377 S. enthält nach der Rezension von P. Rasi Boll. d. fil. class. V (1899) 1 ff. eine Zusammenstellung alles dessen,

was auf die Seefahrt bezüglich vorkommt bei Vergil. Mit unglaublicher Raumverschwendung werden z. B. die verschiedenen Arten von Schiffen aufgezählt, dazu Stellen angeführt mit Übersetzungen aus mehreren Sprachen, immer auf je einer Zeile. Von technischer Seite schreibt der Rezensent den angeknüpften Beobachtungen, die oft gegen Aßmann und Segebade polemisieren, vielleicht einigen Wert zu, litterarischen und kritischen Wert haben auch sie nicht.

d) Einzelnes.

Textkritische Bemerkungen willkürlichster Art bringt zur Äneis Damsté vor, Emendandi artis vindicatio lectionibus Vergilianis illustrata, Progr., Leyd. 1899, um zu beweisen, daß auch bei diesem vielgelesenen Schriftsteller noch Konjekturen gemacht werden können. Es ist nur ein Spiel des Scharfsinns, das sich hier zeigt, von einem Eingehen auf den Sinn und die Absicht des Dichters ist nicht die Rede. VIII 455 wird statt 'tecto' vorgeschlagen 'lecto', obwohl das Adjektivum 'humilis' nicht dazu paßt, während es wohl angebracht ist, um die Ärmlichkeit der Hütten zu schildern; und gerade darauf legt Vergil ja Gewicht, im Gegensatz zu Rom die primitiven Verhältnisse der Urzeit am Tiber vorzuführen (s. v. 98/100). IX 75 ist es schon Servius aufgefallen, woher die Herde kommen, von denen das Feuerscheit genommen wird; er urteilte aber, man dürfe von dem Dichter nicht immer in solchen Dingen Genauigkeit verlangen. D. konjiziert statt 'focos' ein 'foros', obwohl nun doch auch nicht klar ist, woher das Feuer kommt, das in den nächsten Versen erwähnt wird, und die Darstellung der als Parallele herangezogenen Ovidstelle met. XIV 530 ff. anders geartet ist. Ähnlich dagegen ist Aen. XII 283/5. Die übrigen Vorschläge gehen 'allgemein als verderbt bezeichnete' Stellen an. VII 577/8 wird caecus et igni vermutet und medio in crimine soll die Vorwürfe bedeuten, die Turnus den Latinern macht wegen des ihm zugefügten Unrechts; das 'in' wird nicht erklärt und das 'medio' auch nicht. Die Überlieferung dagegen ist tadellos. VII 624 setzt D. statt 'arduus' 'arcibus' ein, während es sich doch um das Sammeln zur Schlacht in der Ebene handelt (s. v. VII 643). VIII 144 will er lesen: temptamenta tuli-pepigi me, obwohl das überlieferte 'tui' nicht überflüssig ist und das 'pepigi' dabei der Erklärung ermangelt. Der Art folgt noch einiges. Alle Vermutungen sind von starkem Selbstgefühl getragen, deshalb aber nicht richtiger.

Weniger zu tadeln sind die Adnotationes ad Aeneidem Mnemos. XXVI (1898) S. 172 ff., in denen sogar an einzelnen Stellen die Überlieferung verteidigt wird und die sich z. T. auf die Sacherklärung beziehen. So wird I 35 das 'aes' auf die ehernen Schiffsschnäbel ge-

deutet; das 'sortiri remos' III 510 wird erklärt: sortiti remigandi vices sive tempora, da nach D. jeder sein eigenes Ruder hatte, der Ausdruck also nicht wörtlich genommen werden kann (s. dagegen S. 60). IV 587 wird das 'aequatis velis' gehalten in derselben Bedeutung, die das griechische ἀμφοῖν τοῖν ποδοῖν πλεῖν hat. Zu V 426 wird die Haltung der Faustkämpfer genauer erläutert. Was an Konjekturen vorgebracht wird, befriedigt auch hier nicht.

Die Besprechung mehrerer Verse aus der Äneis, manchmal nicht ohne Bedeutung, aber öfter von zweifelhaftem Wert, ist enthalten in dem Programm von A. Knorr, Beiträge zur Erklärung einiger Stellen der Äneide, Belgard (1898). Der Verf. betrachtet Vergils Charakteristik des Mezentius und schlägt X 903 vor, hinter 'per' einen Gedankenstrich zu setzen, weil Mezentius eigentlich die Götter anrufen wolle, dann aber seinem Charakter auch im Tode getreu bleibe und lieber sage: 'si qua est victis venia hostibus'. Er erklärt weiter die Scene zwischen Juno und Äolus Aen. I, die Mahlzeit I 211 ff. Den als Wahrzeichen ausgegrabenen Pferdekopf I 444 ff. faßt er als Hinweis auf Krieg und Seefahrt, da das Pferd Neptun heilig war. I 478 bezeichnet nach ihm 'hasta versa' (von 'vertere') das Schaftende, das dem Troilus aus dem Rücken ragt. II 46 empfiehlt er mit mangelhaften Gründen statt 'aut' die Konjektur von Heyne, der 'atque' vorschlug. Die zahlreichen Erklärungen zu III 682 ff werden durch eine weitere unmögliche vermehrt. Beachtenswert dagegen ist die allerdings nicht neue Deutung des 'inferar' IV 543 in feindlichem Sinn für 'verfolgen' (s. S. 53). Anderes übergehe ich. Eine Fortsetzung dieser Besprechungen findet sich in dem Progr. Belgard 1900 Beiträge zur Erklärung einiger Stellen aus Hor. u. Verg. S. 14 ff. Das 'mari summo' I 110 wird übersetzt: 'bei hohem Wasserstande'. I 286 ff. wird mit Servius auf den Diktator Cäsar bezogen, nicht auf Augustus. III 226 wird das 'magnis clangoribus' auf das Geräusch gedeutet, das die Harpyien durch ihren Flügelschlag verursachen, nicht auf ihr Gekreisch. Einige richtige Erklärungen werden dann zur Darstellung von Didos Schicksal Aen. IV beigebracht, wie überhaupt die Erläuterungen weit besser sind als die wenigen Konjekturen.

Aen. I 52—63 sind behandelt in der Festschrift zu Ehren von Korsch, Moskau 1896, S. 543 ff.; da die Schrift russisch geschrieben ist, war sie dem Referenten unverständlich.

Aen. II 77 ff. In dem finxit und finget sieht F. W. Thomas, Class. Rev. XII S. 33 einen Doppelsinn, indem er ihm die einfache Bedeutung des Herstellens und die andere des fälschlich Erscheinenlassens giebt.

Aen. II 117 bringt Loewe, Fleckeis. Jb. 1897 S. 59 f. gegen

Schulzes Konjektur 'vertistis' die neue vor: cum primum Iliacas Danai tendistis ad oras (s. Jahresber. LXXXXVII (1898) S. 178).

Aen. II 318. A. Ludwig, Ukalegon in Ilias und Äneis, Sitz.-Ber. V der Kgl. böhm. Gesellschaft d. Wiss. 1897, behandelt den seltsamen Namen Ukalegon, der in der Ilias sich nur Γ 148 findet, wo seine Erwähnung störend und ungeschickt ist. Der Verf. meint, Vergil habe ihn aus der Iliupersis übernommen; dort aber habe es nur geheißen: schon brennt der nächste Nachbar und dann sei gefolgt: οὐκ ἀλέγων. Daraus sei ein Name erschlossen und in die Ilias interpoliert worden. Man hat indessen nicht nötig, die Iliupersis als Quelle für den Namen anzusehen, da Vergil ihn direkt aus Homer schöpfen konnte.

Aen. II 616 verteidigt Sittl, Arch. f. lat. Lexikogr. XI S. 120 die Überlieferung 'nimbo effulgens', indem er 'nimbus' als Heiligenschein behandelt und darauf hinweist, daß der nicht goldig zu sein braucht, sondern, wie die kampanische Wandmalerei zeigt, allerlei andere Farben zuläßt, wenngleich es uns schwer wird, den Zusammenhang zwischen der Wetterwolke und dem göttlichen Glanze zu entdecken.

Aen. III 509. Gegen Damsté (s. S. 58) verteidigt R. S. Seaton, Mnem. XXVI (1898) S. 419 das 'sortiri remos' in seiner eigentlichen Bedeutung durch die Parallele des Apoll. Rhod. I 394 ff.

Durch die Unfertigkeit der Äneis veranlaßt sieht Cima, Analecta Latina, Milano 1901, S. 13—6, einige Störungen im vierten Buch. IV 131, glaubt er, sei von den Herausgebern hier eingefügt, obwohl ihn der Dichter noch nicht richtig nach beiden Seiten angeschlossen hatte; aber man wird das Zeugma 'retia . . ., plagae . . ., venabula . . . Massylique ruunt equites' so gut zugestehen müssen wie V 88 oder XII 930. IV 486 soll hinter 509 versetzt werden, weil mella und soporiferum papaver bei der Pflege des Drachen nicht angebracht seien; der Vers ist an seiner Stelle zuletzt verteidigt von Herzog, Herm. XXIX S. 625 nach den Ausführungen von P. Stengel ebenda S. 281 ff. (cf. Jahresber. LXXXXVII S. 179). Endlich IV 620 soll durch Interpolation ergänzt sein und nur sed cadat ante diem vom Dichter herrühren. Aber auch hier ist das mediaque inhumatus arena durch Zeugma leicht zu erklären; und daß Dido in ihrem Groll mehr wünscht, als nachher in Erfüllung geht, kann nicht wunder nehmen.

Aen. IV 39 ff. ist die geographische Reihenfolge nicht gewahrt und die Unterbrechung der Anaphora mit 'hinc' störend; deshalb stellt Immisch, Rh. Mus. LII (1897) S. 126 Vers 41 vor 40, so daß Anna der Dido zunächst die näher liegenden Gefahren aufzählt: 'et Numidae infreni cingunt et inhospita Syrtis' und dann auf die ferner liegenden hinweist: 'hinc Gaetulae urbes, genus insuperabile bello, hinc deserta siti regio lateque furentes Barcaei'. Die Umstellung schafft einen tadel-

losen Text; aber bei der Nachlässigkeit, die Vergil in solchen geographischen Dingen beweist, ist es doch recht fraglich, ob sie nötig ist (vgl. Kroll, Stud. üb. d. Kompos. d. Aen. S. 150 und die Darstellung der Seefahrt III 551 ff.).

Aen. IV 436. Sabbadini, Riv. di fil. XXVIII (1900) erklärt, cumulatam morte remittam sei ursprünglich gemeint im Sinne von: 'Ich werde es tausendfach mit meinem Tode bezahlen.' Da war die Person der Anna noch nicht eingeführt; als das aber geschehen war, durfte der Vers ja nicht in diesem Sinne stehen bleiben, da sie ja nichts von dem beabsichtigten Selbstmord erfahren durfte. Deshalb änderte der Dichter 'dederit' in 'dederis' und verstand 'morte' temporal. Weder die Verteilung von 'dederit' und 'dederis' auf diese beiden Entwürfe ist klar, noch einzusehen, warum 'morte' denn nicht gleich beim ersten temporal gefaßt sein sollte (s. S. 48).

Aen. V 359/60. Für seine Erklärung der Stelle, daß der Schild von dem Griechen einem griechischen Tempel entnommen und dann von Äneas erbeutet sei (Jb. LXXXXVII (1898) S. 179), bringt T. E. Page, Class. Rev. XIII (1899) S. 273 Parallelen aus Tac. ann. XV 53 und Arrian, Anab. IX 6, die zeigen, daß man in dieser Weise heilige Schilde in den Kampf nahm.

Aen. VI 273 ff. Daß die Schilderung der Schreckgestalten am Eingang der Unterwelt durch Hesiod beeinflußt ist, zeigt Peppmüller, Phil. LVII (1898) S. 372.

Aen. VI 282—4. Die Erwähnung der Ulme erklärt Granger, Class. Rev. XIV (1900) S. 25 aus volkstümlicher Anschauung. Die Erscheinungen der Unterwelt sind ursprünglich Seelen menschlicher Wesen. Ulmen werden am Grabe gepflanzt Hom. Il. VI 419, hier hält sich also die Seele des Verstorbenen auf, ehe sie ins Reich des Todes geht (s. Jacobsson S. 43).

Aen. VI 289. Die vier Verse, welche der Scholiasta Danielinus zu dieser Stelle anführt als vom Dichter verfaßt, aber von den Herausgebern gestrichen, hat Sabbadini, Boll. di fil. class. V 254 im Codex Estensis lat. zu Modena VI B 12 saec. XVI gefunden als versus in vetustissimo codice Virgilii in marginem scripti qui ipsius putantur auctoris. Daß die Verse in der That von dem Rande einer Hs stammen und nicht etwa vom Scholiasta Danielinus, beweist die Thatsache, daß dieser erst 1600 im Druck erschien.

Aen. VI 518 ist die Gestalt der Helena, die mit der Fackel den Griechen voranleuchtet, schon von Schneidewin auf alte Überlieferung zurückgeführt worden (vgl. Knaack, Rh. M. XLVIII S. 632). Epiphanius nennt fälschlich Homer als Quelle für diese Anschauung. Immisch,

Rh. M. LII (1897) S. 128 f. sucht nun Stesichorus als Gewährsmann für diese Vorstellung von Helena zu erweisen, da er ja bekanntlich die Helena behandelt hat. Das ganze Bild aber soll auf eine Volksanschauung zurückgehen, nach der auch Helena wie ihre Brüder eine Bedeutung für die Schiffer hat und zwar eine nicht Glück verheißende.

VI 586 verteidigt Damsté, Mnemos. XXV S. 311 f. als Strafe des Salmoneus; da aber die Worte an sich des Unangenehmen nichts enthalten, was als Buße aufgefaßt werden könnte, so stellt er v. 607 dahinter: exsurgitque facem attollens atque intonat ore, der ihm an seiner Stelle nichtssagend erscheint. Die grausame Strafe des Salmoneus besteht also darin, daß er beständig die Fackel schwingen und durch sein Geschrei den Donner nachahmen muß.

VI 724 ff. C. Pascal, Comment. Vergil. Mediol. 1900. S. 143 ff. weist auf die ennianische Färbung hin (s. S. 42).

VI 752 ff. Cima, Analecta Lat. Mil. 1901 la rassegna degli eroi analysiert die Komposition und zeigt, daß die überlieferte Reihenfolge der Verse tadellos ist (s. S. 41).

Aen. VI 743. Salomon Reinach, Comptes rendus de l'acad. des inscr. 1900 S. 398 f. erhebt Einspruch gegen die falsche Auffassung, die schon seit dem ersten Jahrh. des römischen Kaiserreichs besteht und in die Lexica übergegangen ist, daß manes so viel bedeute wie supplicia. Diesen Irrtum hat schon Statius verbreiten helfen (Theb. VIII 84).

Aen. VI 791—807. Die Verse auf Augustus betrachtet Norden, Rh. M. LIV (1899) S. 466 ff. als Panegyrikus und sucht (ähnlich wie Marx für Ekl. IV, auch Gudeman für Tacitus' Agricola) die Befolgung rhetorischer Vorschriften darin nachzuweisen. Vorbild waren die Alexanderencomien, in denen ebenso der Vergleich mit Dionysos und Herakles sich findet. Scharfsinnig deutet N. die Verse, in denen das Land jenseits Garamantern und Indern, jenseits des Weges der Sonne beschrieben wird, als Äthiopien, das in den Jahren 24—22 von C. Petronius unterworfen wurde; dadurch wird eine Zeitbestimmung für diese Verse gewonnen, und es ist nicht nötig anzunehmen, daß diese Episode erst nach der 23/2 erfolgten Vorlesung des 6. Buches eingeschaltet sei. Die responsa deorum v. 799, also eine göttliche Prophezeiung, bezieht der Verf. auf dieselben sibyllinischen Orakel, die zur Dichtung der 4. Ekloge geführt haben, die Erwähnung der Caspia regna auf die Gesandtschaft der Skythen im Jahr 26 oder 25. Mit einem sibyllinischen Vers Or. Lib. V 16 ὃν Θρήκη πτήξει καὶ Σικελίη καὶ Μέμφις stimmt das: huius in adventum iam nunc — horrent, wie III 700 die Bezeichnung Camarinas als 'fatis numquam concessa moveri' mit Or. Sib. III 736: μὴ κινεῖν Καμάριναν· ἀκίνητος γὰρ ἀμείνων. Vergil hat danach in den

Panegyrikus, in den Züge aus Alexanderencomien übertragen sind, umlaufende Weissagungen über Augustus eingefügt.

Aen. VI 893—8. Für die beiden Pforten des Schlafes beruft sich Granger, Class. Rev. XIV (1900) S. 26 auf eine Erklärung von Taubmann zu Plaut. Truc. II 68. Es werden geschieden wirkliche Seelen und trügerische Träume; die einen gehen durch die Pforte aus Horn, die anderen durch die aus Elfenbein. Das Horn entspricht dem Auge (nach Servius), das Elfenbein dem Mund, da es an die Zähne erinnert, wie jenes an die Hornschicht im Auge. Was das Auge erkennt, ist wahr, dagegen ist der Mund trügerisch. Wenn Vergil den Äneas durch die elfenbeinerne Pforte hinausgehen läßt, so soll uns das daran erinnern, daß des Dichters Mund nur die Gestalten schafft. In der ganzen Anschauung soll etwas Volkstümliches liegen.

Gegen die Erklärung, die ja an mystischer Allegorie nichts zu wünschen übrig läßt, wendet sich mit einer nicht besseren Everett, Class. Rev. XIV (1900) S. 153 f. Auch er sucht eine besondere Erklärung für die Erwähnung der beiden Thore und findet sie, indem er in ihr eine Zeitbestimmung sieht. Wie Dante stets die Zeit genau angiebt bei seiner Wanderung, so soll hier, während die Wanderung am Morgen begann, die Zeit vor Mitternacht bezeichnet sein. Vor Mitternacht nämlich erscheinen die falschen Träume, nachher die wahren; vorher ist das elfenbeinerne Thor geöffnet, nachher das aus Horn. Wenn also Äneas durch jenes hinausgeht, so heißt das, daß Mitternacht noch nicht da ist.

Aen. XI 892 will C. Haeberlin, Phil. LVI (1897) 'ultum ire' lesen statt 'ut videre'.

Aen. XII 817 una superstitio superis quae reddita divis nimmt Souter, Class. Rev. XIV (1900) S. 154 f. als Interpolation an wegen des auffälligen Gebrauches von superstitio, der Verbindung von superis divis und des Ausdrucks reddita.

V. Zu Handschriften, Biographien und Kommentaren.

S. 63—69.

M. P. de Nolhac, le Virgile du Vatican et ses peintures. Not. et Extr. des manuscr. de la bibliothèque nationale XXXV 2 (1897).

Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi iussu Leonis P. P. XIII vol. I. Rom. 1899.

L. Traube, Das Alter des Codex Romanus des Virgil Strena Helbigiana. Leipz. 1900. S. 307 ff.

Norden, Rhein. Mus. LVI 473.

Combarieu, Fragments de l'Énéide en musique. Paris 1898.
C. Vitelli, Studi Italiani VIII (1900) S. 387.

Sabbadini, Studi Italiani V (1897) S. 384. VII (1899) S. 37 ff.
W. Heraeus, Rhein. Mus. LIV (1899) S 157.
Pascal, Comment. Vergilianae. S. 152 ff. s. S. 2 (5), 42.
Mancini, Studi Italiani VIII (1900) S. 176.
A. Melardi, La psichomachia di Prudenzio. Pistoia 1900. S. 44 ff.
Fabii Planciadis Fulgentii opera rec. R. Helm. Lips. 1898. S. 81 ff.

Den Vaticanus 3225 schildert ausführlich M. P. de Nolhac. Er giebt genau die paläographischen Eigentümlichkeiten wie den Zustand der ganzen Hs an. Das Alphabet und die Ligaturen werden vorgeführt; an Abkürzungen findet sich nur Ersatz des M durch einen Strich, so wie Q· für QVE und , für VS. Die Punkte, die der Interpunktion dienen, sind verschiedener Art, da sie oben, unten oder in der Mitte der Buchstabenhöhe stehen. Ein kritisches Zeichen dient dazu, Anfang oder Ende der Reden, auch den Beginn von Gleichnissen zu markieren, öfter auch nur eine starke Trennung. In den Korrekturen werden sechs Hände geschieden. Der Verf. hält die Hs für älter als den Mediceus, weil die Schrift eines seiner Korrektoren der des Mediceus gleicht; er schwankt aber, ob er sie ins 4. oder 6. Jahrh. setzen soll. Das II. Kapitel ist den 50 Illustrationen gewidmet, die die Hs enthält, 9 für Georgica und 41 für die Äneis. Der Verf. schildert die Bilder und bewundert die zu den Georgica gefertigten wegen ihrer Empfindung und Naturwahrheit; dann folgen Darstellungen, die unangenehm überraschen durch ihre Mangelhaftigkeit, und erst von Folio 40 an werden die Zeichnungen wieder besser, so daß verschiedene Maler anzunehmen sind. N. hält diese Bilder nicht für Originale; dem widerspricht das Rohe, Handwerksmäßige der zweiten Gattung, das es unmöglich macht, die Idee und die Darstellung demselben zuzuschreiben; dem widerspricht aber auch die Anlage der Hs. Nur 5 Bilder sind im Text und 11 oben oder unten auf der Seite, ohne daß ein leerer Raum bliebe; die übrigen befinden sich oben, haben aber vor sich, d. h. auf dem vorhergehenden Blatt einen freien Raum, der oft groß genug ist, um die Illustration selber aufzunehmen. Der Verf. erklärt das sehr probabel dadurch, daß der Abschreiber aus einer illustrierten Hs abschrieb und für die dort verschieden großen Bilder den Platz aussparte, und wenn der Platz unten auf einer Seite nicht mehr ausreichte, auf der folgenden Raum ließ, damit der Kopist der Illustrationen genau dieselben Größenverhältnisse beibehalten konnte. Da die leeren Räume am Ende der Seite,

auch wenn das folgende Blatt verloren gegangen ist, ein Indizium abgeben, daß ein Bild folgte, so hat N. die Hs auf etwa 420 Blätter mit 245 Illustrationen berechnet, von denen nur 75 Blätter erhalten sind. In ihrem vollständigen Zustand wirklich eine Prachthandschrift! Ihrer Rekonstruktion gilt das IV. Kapitel, während das V. eine kurze Geschichte der Hs bietet. Sehr dankenswert ist auch die Zugabe der Rückseite des 7. Blattes mit einer der schönsten Darstellungen der Hs zu Georg. IV 125, auf der wir den corycischen Alten sehen, wie er den vor ihm stehenden Dienern seine Anweisungen giebt; die vier Personen sind trefflich verteilt und in ihrer Bewegung abgestimmt. Man erkennt deutlich die Blumen auf dem Felde, das zu beiden Seiten hübsch durch je einen Baum abgeschlossen ist. Im Hintergrunde sieht man das Haus, das sogar eine leidlich richtige Perspektive hat, und Bäume und Gebüsch. Das Bild erfreut selbst in dem mangelhaften Zustand, in dem es sich befindet, noch außerordentlich.

Aber wir brauchen uns nicht mehr mit dem einen zu begnügen, seit von den Codices e Vaticanis selecti vol. I erschienen ist (Rom. 1899). In einem Holzkasten, der das Äußere der vatikanischen Hs wiedergiebt, befindet sich eine Vorrede von 37 Seiten, die über die Geschichte des Codex, die Schrift und die Bilder im ganzen nach Nolhac belehrt, und die 76 Blätter des Vat. 3225 mit einem Vorsatzblatt, das die Inschrift trägt: Vergilii Fragmenta quae primo Jo. Joviani Pontani fuerāt, postea Petri Bembi Cardinalis, deinde Fulvii Ursini. Die Blätter wie die Illustrationen sind einzeln numeriert. Man wird Nolhac recht geben, daß die Illustrationen der Georgica, wie die kämpfenden Stiere oder die zur Tränke geführten Ziegen, sich durch lebenswahre Darstellung auszeichnen. Dagegen verraten die Zeichnungen zur Äneis etwas recht Ungeschicktes; die Haltung der Personen wie ihre Gesichter erinnern an Kinderzeichnungen. Die Einnahme Trojas mit dem hölzernen Pferd, aus dem sich die Griechen herablassen, hat auch in der Konzeption etwas sehr Naives, während z. B. die Scene zwischen Äneas und den Seinen, als das Flammenzeichen auf dem Haupte des Ascanius erscheint, in der Komposition ganz ausgezeichnet und höchst lebendig ist, in der Ausführung aber mehr komisch wirkt. Ausgezeichnet erscheint mir auch Bild 41, die Gesandtschaft vor Latinus, wo der König, auf einem Thron sitzend, die Trojaner empfängt vor einem wunderbar gezeichneten Tempel, der von mächtigen Bäumen eingerahmt und beschattet ist. Man muß dem Vatikan dankbar sein für diese Publikation, die noch dazu so spottbillig ist, allerdings auch nur in hundert Exemplaren hergestellt ist.

L. Traube untersucht in der Festschrift für Helbig die Zeit des Vat. lat. 3867, über den man, je nachdem man von der altertümlichen

Schrift oder von den jung aussehenden Illustrationen ausging, zu verschiedenen Resultaten zu kommen pflegte. Neuerdings hatte Wickhoff in der Wiener Genesis her. von Hartel und Wickhoff, Wien 1895, S. 95, behauptet, die Bilder seien nur für den Schulunterricht bestimmt und deshalb absichtlich vergröbert, um dem Kindersinn zu entsprechen; er hatte deshalb die Handschrift für beträchtlich älter als das 6. Jahrhundert erklärt. Demgegenüber weist der vorzügliche Kenner lateinischer Paläographie auf eine Beobachtung hin, die zweifellos geeignet ist, die Altersfrage völlig zu entscheiden. Für die Abkürzung von Wörtern kommen in betracht Suspension (epis. = episcopus undeklinierbar) und Kontraktion ($\overline{eps}$ = episcopus, dekliniert $\overline{epi}$, $\overline{epo}$, $\overline{epm}$). Die erste ist älter, die zweite findet sich ursprünglich nur bei nomina sacra und breitet sich dann erst aus über andere Wörter. $\overline{DS}$, $\overline{SPS}$, $\overline{DNS}$, $\overline{SCS}$ wurden aber zunächst nur für den spezifischen christlichen Sinn verwendet. In keiner wirklich alten Handschrift finden sie sich im profanen Sinn. Die Verwirrung beginnt erst im sechsten Jahrhundert. Nun steht aber im Codex Romanus ausnahmsweise Ekl. I 6 $\overline{DS}$ und Aen. I 303 $\overline{DO}$; daß es ein Versehen ist, zeigt der Umstand, daß so oft die Möglichkeit der Abkürzung ungenutzt geblieben ist. Dieses Versehen aber begegnet nicht vor dem sechsten Jahrhundert. Für jünger dagegen kann man die Hs nicht halten nach Pergament, Schrift und Ausstattung. Außerdem spricht auch die Krankheit, die die Schrift des Codex zum Teil vernichtet hat und die Pater Ehrle als 'einfachen Fraß' bezeichnet, für diese Zeit, da sie im allgemeinen weder ältere Hss noch solche der Karolingerzeit zu befallen pflegte. Zu dieser Abfassungszeit stimmen dann die Schreibfehler, die den Text entstellen, ebenso wie die Illustrationen, die nur als unbeabsichtigte Irrungen einer schweren Hand oder ungewollte Umdeutungen eines beschränkten Geistes aufzufassen sind.

Eine Bestätigung dieses Resultats sieht Norden, Rh. M. LVI 473 in dem Vorkommen des Verses Aen. VI 242: unde locum Grai dixerunt nomine aornon, der nur im Romanus steht. Er hält diesen Vers für interpoliert aus Priscians Periegese 1056, wo er, nach Dionys. Per. 1151 gebildet, lautet: unde locis Grai posuerunt nomen aornis. Danach kann die Hs erst im 6. Jahrh. geschrieben sein.

Eine Hs der Laurentiana, auf die schon Stangl, Phil. XLV S. 213 hingewiesen hat und von der Vitelli und Paoli ein Blatt in ihre Sammlung der Facsimili aufgenommen haben, veröffentlicht Combarieu. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß eine Reihe von Reden mit musikalischen Zeichen versehen ist. Als Textzeuge ist die Hs, die aus dem 10./11. Jahrh. stammt, ohne jede Bedeutung. Natürlich ist die Kom-

position nicht antik. Deshalb gehen die Ausführungen des Verf., die sich eingehend mit den musikalischen Zeichen beschäftigen, nur die Musikgeschichte an. Im zweiten Teil wird die Komposition in moderne Notenschrift übertragen. Acht Tafeln Facsimilia bilden den Schluß. In einer Anmerkung tritt der Verf. IV 436 für monte remittam ein das unserem 'Goldene Berge versprechen' entsprechen soll.

Eine Handschrift verzeichnet C. Vitelli, Studi italiani VIII (1900) S. 387 aus der Bibliotheca conventus S. Catharinae 136, die auf F. 63v — 65r das Moretum enthält und aus dem 15. Jahrh. stammt. Eine andere 148 Sc. XV enthält es von v. 28 ab; in ihr finden sich auch die Eklogen und Georgica, von Petrus-Paulus de venturinis 1465 beendet.

Die Donatvita bespricht in einem kurzen Artikel der Studi italiani V 384 Sabbadini. Er zeigt, daß die Vita vor der Mitte des 15. Jahrhunderts sowohl dem Älius wie dem Tiberius Claudius zugeschrieben wurde, und befaßt sich dann besonders mit der Zeit der Erweiterung der kürzeren Gestalt dieser Biographie durch allerlei Zusätze. 1449 citierte Valla schon die erweiterte Form. Auch Pier Candido bildete schon vor 1426 aus dem in den Interpolationen vorkommenden Namen Filistus den andern Fileifus. Ins 14. Jahrhundert aber zu gehen verhindert vor allem die Kenntnis des Griechischen, die den Interpolator als Humanisten verrät. Diese Kenntnis war kaum denkbar, bevor Chrysoloras und Guarino die griechischen Schulen eröffneten. Danach stammt der erweiterte Text aus den ersten zwanzig Jahren des 15. Jahrhunderts.

Eine andere Vergilbiographie aus dem Mittelalter zieht S. ans Licht Studi italiani VII 37 ff. Donat wird in ihr citiert; aus der Vita Bernensis enthält sie den gemeinsamen Unterricht des Dichters mit Octavian beim Rhetor Epidius. Sie besteht aus zwei Teilen und bildet einen Bestandteil des Fabularius, von Meister Chunrad, Kanonikus von Zürich, im Jahre 1273 beendet. Der Verf. knüpft daran eine Ergänzung des vorigen Aufsatzes, indem er zeigt, daß 1425 die Erweiterungen in die Donatvita noch nicht aufgenommen, aber größtenteils endgültig redigiert waren. In der Vita Meister Konrads findet sich neben der Etymologie des Namens Vergil von virga auch die 'a verno tempore' und 'a vergiliis stellis', die also die Schreibung mit e verrät; das giebt S. Anlaß, ein paar Bemerkungen über den Gebrauch des e und i in diesem Namen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden und Ländern zu geben. Auch Riv. di fil. XXVII (1899) S. 93 f. beschäftigt ihn die Entwickelung dieses Namens in Italien; er scheidet vier Formen: Vergilius, Virgilius, Virgilio, Vergilio oder Vercilio.

Einen Satz der Donatvita verteidigt mit gewohnter Sachkenntnis

Heraeus Rh. M. LIV (1899) S. 157; cetera sane vitae et ore et animo tam probum wird als richtig erwiesen durch zahlreiche Parallelen wie Suet. de gramm. 15: oris probi, animo inverecundo, der Anfang durch Suet. Aug. 72: in ceteris partibus vitae.

Gegen die herkömmliche Auffassung, die den Asconius Pedianus auf Bemerkungen des L. Varius Rufus zurückgehen läßt bei Angaben über Vergil, schreitet Pascal ein Commentat. Vergil. p. 152 ff. di un preteso biografo di Vergilio. Bei Quint. X 3, 8 ist überliefert: Vergilium quoque paucissimos die composuisse versus auctor est Varus, während man allgemein Varius liest. Auf Quintilius Varus kann sich das nicht beziehen, da dieser vor dem Dichter starb. Nun wird aber ein Servius Varus als Dichter citiert, der über Vergil geschrieben hatte (Suet. Reiff. 53/4), andrerseits in der Donatvita Sulpicius aus Karthago mit einem ähnlichen Epigramm wie jener. P. kombiniert beide zu einem Servius Sulpicius Varus, der der Freund des Horaz sat. I 10, 86 sein soll, auf den auch Ovid trist. II 441 bezug nimmt. Er dichtete, so schließt der Verf., ein Gedicht auf den Tod Vergils, aus dem jene Verse, in der Probusvita fälschlich als Epigramm bezeichnet, genommen sind. Bedenklich ist immerhin, daß die Verse auf die Äneis zu der Thätigkeit des Sulpicius Apollinaris stimmen würden, dem Gellius manches über Vergil verdankt und der ja Inhaltsangaben der Äneis in Versen verfaßte. An einen Servius Varus der augusteischen Zeit dachte auch Baehrens P. L. M. IV praef. 44, nur die Kombination beider Namen durch P. ist neu.

Eine Zusammenstellung der Kommentatoren, die den Vergil einer allegorischen Erklärung unterworfen haben, giebt Melardi in seinem Buch über Prudentius; es wird gezeigt, wie nach Ansicht des Fulgentius die Äneis schließlich nichts anderes ist als eine Psychomachia.

Die allegorische Erklärung der Äneis durch Fabius Planciades Fulgentius unter dem Titel: Expositio Virgilianae continentiae secundum philosophos moralis ist in der Ausgabe des Mythographen Fulgentius von R. Helm neu erschienen. Da neue Kollationen der Handschriften vorliegen, so ist der Text an vielen Stellen der Überlieferung mehr angepaßt, als das früher der Fall war. Den Verfasser dieser mystischen Allegorie hält der Herausgeber für identisch nicht nur mit dem wüsten Mythographen, sondern auch mit dem Verfasser der Weltgeschichte: de aetatibus mundi et hominis und — mit dem Bischof Fulgentius (Phil. LVI 253 ff., Rhein. Mus. LIV 111 ff.).

Einen Kommentar zu Vergil, vermutlich des Scipio Bendinelli, hat Mancini Studi italiani VIII in der öffentlichen Bibliothek zu Lucca gefunden in einer Handschrift des 17. Jahrh. (1017—1031).

Das 11. Buch der Äneis ist kommentiert in der Hs 2004 derselben Bibliothek von P. Michael Cossard, secundae classis praeceptor.

Eine Anzahl sprachlicher Beobachtungen und Erklärungen oder Emendationen zum Serviuskommentar, die zum Teil vorzüglich sind, bringt W. Heraeus Herm. XXXIV (1899) S. 161—73 zur Kritik und Erklärung der Serviusscholien.

VI. Zu den kleinen Gedichten.

S. 69 — 73.

1. Ätna.

Ätna erklärt von S. Sudhaus. Leipz. 1898.

R. Hildebrandt, Phil. LVI (1897).

— Beiträge zur Erklärung des Gedichtes Ätna. Progr. Leipz. 1900.

Th. Birt, Zum Ätna. Phil. LVII (1898) S. 603 ff.

J. Franke, Res metrica Aetnae carminis. Marpurg. Catt. 1898 diss. in.

Ellis, Journ. of phil. XXVI (1898) S. 111 f.

Die Ausgabe von Sudhaus, Text mit Übersetzung, Einleitung und Kommentar, hat ihr Schwergewicht in der Sacherklärung; sie bietet eine vorzügliche Erörterung der Anschauungen der Alten über vulkanische Erscheinungen mit besonderer Berücksichtigung des Posidonius, der mittelbar oder unmittelbar des Dichters Quelle gewesen ist; die Übereinstimmung mit Seneca wird dabei durch die gemeinsame Vorlage erklärt. In dem Abschnitt über den Autor und die Abfassungszeit des Gedichtes scheint mir der Verf. weniger glücklich. Wenn der 'lapis molaris' v. 422 'patiens' heißt, so soll das den Anlaß für Properz gegeben haben, I 16, 29 zu sagen: 'Sit licet et saxo patientior illa Sicano'. Die Bedeutung des saxum Sicanum ist zweifelhaft (s. Wochenschr. f. kl. Phil. 1900 S. 796 und Berl. ph. Wochenschr. 1898 S. 1197); das Wahrscheinlichste erscheint mir, daß 'saxum' die felsige Küste (vgl. Hor. c. I 11, 6 Verg. Aen. VII 586 ff.) bezeichnet, die nach poetischem Gebrauch genauer bestimmt ist. Jedenfalls ist es kaum glaublich, daß Properz das dunkle und kaum sehr bekannte Gedicht mit dem einen Wort patiens' citiert haben sollte. Außerdem kann man zweifeln, ob die Maniliusanklänge auf Nachahmung jenes oder dieses Dichters zu setzen sind. S. denkt wegen der unbeholfenen Sprache und Metrik das Gedicht nach Vergils Georgica und vor der Veröffentlichung von Properz I verfaßt; aber es ist doch fraglich, wie viel von diesen Altertümlichkeiten weniger der Zeit als dem mangelnden Talent des Dichters zuzuschreiben ist. Deshalb kann man nicht zugeben, daß der Beweis erbracht wäre, daß das Gedicht nicht etwa erst Senecas quaest. nat. gefolgt ist. Der gelehrte Kommentar trägt außerordentlich zum Verständnis des schwierigen

Gedichtes bei; aber seine Stärke liegt weit mehr in der Erklärung der vulkanischen Theorie, die der Dichter vorbringt, als in der Begründung des Textes. Bei der Konstitution des Textes ist der Herausgeber zu einseitig konservativen Grundsätzen gefolgt; er versucht mit dem größten Scharfsinn die Überlieferung zu halten, selbst wo man bei unbefangener Prüfung an ihre Verderbtheit glauben möchte. S. bevorzugt das Gyraldinische Fragment als Zeugen des richtigen Textes; aber wo es fehlt, verteidigt er mit derselben Energie die andere Richtung der Überlieferung, die doch in dem gemeinsam erhaltenen Stück recht verschieden war von G. Bei diesem einseitigen Bestreben, gegen die überwuchernde Konjekturalkritik Front zu machen, sind mit Absicht die Vermutungen anderer zum größten Teil völlig übergangen; aber gerade darum kann man die andern Ausgaben neben dieser nicht entbehren.

Die Vorzüglichkeit des sog. Gyraldinus hat Hildebrandt Phil. LVI (1897) untersucht, indem er, ausgehend von dem Sprachgebrauch des Dichters, die überlieferten Lesarten prüft. Er kommt zu dem Resultat, daß eine Anzahl dieser Lesarten unverkennbar den Stempel der Echtheit tragen, wie auch nur G v. 186 und 236 hat und 259—61 allein an richtiger Stelle hat; andere könnten zwar auch durch Konjektur gefunden sein, aber sie können auch aus einer alten Hs stammen; weiter dienen bei einer Anzahl falscher Lesarten doch die Schriftzüge wenigstens dazu, das Richtige zu finden. Allerdings giebt auch H. wenigstens an einer Stelle eine Konjektur in G zu, erklärt das aber so, daß unter die Lesarten, die ja am Rande eines Exemplars von Pithoeus' Epigr. et poem. vet. Paris 1590 gestanden haben sollen, Konjekturen von Nic. Heinsius geraten sind, der das Exemplar einmal besessen hat. Danach kommt H. zu einer besonnenen Beurteilung von G, indem er es nicht für undenkbar hält, daß sich noch mehr Konjekturen eingeschlichen haben; zugleich meint er, daß, selbst wenn G den Vorzug verdient, man nun nicht an den Stellen, wo dieser Zeuge fehlt, den Text für heillos verderbt halten muß, da ja das in G erhaltene und so stark abweichende Stück gerade den schwierigsten Teil des Gedichtes darstellt. — Für das fragmentum Stabulense zeigt der Verf., daß es neben dem Cantabrigiensis seine Bedeutung hat.

Eine Anzahl sprachlicher Beobachtungen liefert Hildebrandt in dem Programm, das erweisen soll, wie die Dunkelheit des Gedichtes nicht dem stilistischen Unvermögen, sondern dem gesuchten Streben nach Kürze entspringt; diese Kürze ist ein Kennzeichen der Zeit (Seneca ep. 59, 5: plus significas quam loqueris, zu Lucilius gesagt; Sen. contr. II praef. 2: saepe minus quam audienti sat est eloquitur). Der Verf. bespricht eine Anzahl von einzelnen Erscheinungen, so die Enallage, die Einsetzung eines Abstractums für ein Concretum, die

Ellipse, die Figur ἀπὸ κοινοῦ. Trotzdem man natürlich hier und da andrer Ansicht sein kann als der Verf., bietet die Arbeit viel Anregungen und ist für das Verständnis des schwierigen Gedichtes sehr nützlich.

Birt erhebt Einspruch gegen die Zeitbestimmung bei Sudhaus und stellt sprachliche Erscheinungen zusammen, die dafür irgend welche Bedeutung haben können; auch er hebt die gesuchte Kürze hervor. Nach ihm könnte der Ätna wohl in die Zeiten des Persius und Valerius Flaccus fallen, ja, er könnte sich das Gedicht recht gut als Jugendwerk des älteren Plinius vorstellen, mit dem er auch einige Berührungen zu finden glaubt. B. vermutet in dem Protest gegen die Sagen der Dichter betreffs der Unterwelt und zwar besonders der dramatischen Dichter v. 76 einen Hinweis auf den Hercules furens Senecas, wodurch es ebenfalls unmöglich wird, das Gedicht in die augusteische Zeit zu verlegen. Nicht weniger spricht er gegen die einseitig konservative Richtung der Ausgabe von Sudhaus und bringt selber eine ganze Anzahl von Vorschlägen zur Emendierung der Überlieferung vor. Man kann die Anregung, die diese Konjekturen bieten, nicht leugnen, wenngleich es in ihrer Natur liegt, daß sie recht viel Zweifel übrig lassen müssen; z. B. scheint mir v. 102 das 'aut', wie Sudhaus, durchaus richtig; denn es wird im folgenden nicht eine Schilderung, sondern wirklich eine Begründung der Zerklüftung im Erdinnern gegeben. Recht probabel andererseits ist z. B. v. 214 statt des überlieferten 'pars' die Konjektur 'per se'; recht beachtenswert ist auch v. 380: post ubi contumuere mora.

Jos. Franke behandelt die Metrik des Gedichtes. Im Anschluß an Birt ad hist. hexam. Lat. symb. Bonn 1876 konstatiert der Verf., daß der Dichter der Ätna hauptsächlich die Formen I und III hat, d. h. Penthemimeres mit oder ohne Trithemimeres und Hephthemimeres und Trithemimeres und Hephthemimeres nebst dem Einschnitt μετὰ τρίτον τροχαῖον. Er untersucht auch die einzelnen Verse in bezug auf spondeischen und daktylischen Anlaut, sowie überhaupt die Verwendung von Längen und Kürzen und stellt an der Hand der Birtschen Dissertation immer die Vergleiche an mit Vergil und andern. Die Elisionen werden zusammengestellt und nach ihren Stellen betrachtet. Aus den Beobachtungen wird die Anwendung gemacht auf einige Konjekturen, die vorgebracht sind und sich vom metrischen Standpunkt als falsch erweisen; nur dieser wird berücksichtigt; den Sinn zu diskutieren lehnt der Verf. ab. Im ganzen zeigen die Verse der Ätna nach dieser Prüfung eine größere Formvollendung als die Georgica, nach denen sie verfaßt sein muß. Der letzte Abschnitt bespricht ein paar Stellen, an denen teils die Überlieferung gehalten, teils eigene Konjekturen vorgebracht werden,

wie zu v. 75 hinc augent nobile carmen, v. 247 qua nocte Orion, qua Sirius excubat index.

Ätna 171 schlägt Ellis Journ. of phil. XXVI mit Beziehung auf Sall. hist. II 28 (Maurenbrecher) vor: hinc saevo quassa citatu fundamenta soli trepidant.

2. Catalepta.

Catal. II schlägt Radermacher Rh. M. LIV (1899) S. 371, wo er das Gedicht im Zusammenhang mit den atticistischen Bestrebungen bespricht, die grammatische Prinzipien mit stilistischen verquickten, für Vers 3 vor: Thucydidius, prytanis Atticae febris, um so der doppelten Lesart gerecht zu werden: britanus (brittannus) neben tyrannus. Annius Cimber 'war ja kein Thucydides, sondern Thukydideer'; aber das 'totus' läßt doch auf die Richtigkeit des 'Thucydides' schließen.

Catal. VIII (X) und V (VII) erklärt Cartault für unecht s. S. 3

3. Ciris.

F. Vollmer, Coniectanea Rh. M. LV S. 523 ff. bringt Konjekturen zur Ciris vor. Sicher richtig ist davon v. 118 'deicere' an Stelle des überlieferten 'dicere' oder ducere. Beachtenswert ist die Erklärung von 'periuria' und 'periura' v. 139 und 140 als 'iniuria deae inlata' und 'qui ius deae laedit'. v. 455 wird mit großer Wahrscheinlichkeit 'solam' gehalten. Anderes ist zweifelhafter.

4. Copa.

F. Vollmer, Coniectanea Rh. M. LV S. 527 ff. deutet v. 36 'ista' auf die entblößte Brust und meint, daß von Vers 5 ab die Schenkin selber redet.

5. Culex.

Daß der Culex einem griechischen Original nachgedichtet sei, hat Maaß Orpheus S. 237 ff. zu erweisen gesucht. Eine interessante Beobachtung fügt jetzt Zielinsky Marginalien Phil. LX (1901) S. 3 hinzu. Es ist auffällig, daß dem parvus culex Heroinen entgegenschreiten zum Empfang in der Unterwelt, während man Heroen erwarten würde; das erklärt sich ohne weiteres durch ein griechisches Original, in dem ἐμπίς stand.

F. Vollmer, Coniectanea Rh. M. LV (1900) S. 520 ff. verteidigt mit Recht die Überlieferung qui v. 193, nec fossasque domos v. 274. Er führt die Angabe, daß Vergil mit 26 Jahren den Culex geschrieben habe, auf eine Beobachtung des Asconius zurück, der das aus der Anrede Octavi erschloß, die nach Cäsars Testament nicht mehr möglich war. Er selber hält den Octavius für irgend einen andern, nicht Augustus. Für die Zuteilung des Gedichtes an Vergil kann er aber auch nur den Zufall verantwortlich machen. Übrigens wird das

'sospes' v. 39 aktivisch erklärt, und der Ruhm, den Octavius ernten wird, soll der sein, der ihm aus der Existenz dieses ihm gewidmeten Gedichtes zuwächst.

6. **Dirae und Lydia.**

R. Sciava, le imprecazioni e la Lidia poemetti d'ignoto autore Latino. Pesaro 1898. Diese Ausgabe der beiden Gedichte enthält zunächst eine Besprechung all der litterarischen Fragen, die sich daran knüpfen. Der Verf. entscheidet sich gegen Valerius Cato, weil die Sprache nichts Altertümliches hat, der Versbau Vergil nahe steht, Catullanspielungen auf die Zeit nach Catull hinweisen, eine Abfassung durch Cato aber in höherem Alter durch die innere Erregung der Verse unwahrscheinlich gemacht werde. Er will aber auch noch ein Argument gegen Cato in dem 'Trinacriae sterilescant gaudia vobis' sehen, indem er daraus schließt, der Verf. sei aus Sizilien. Mir scheint, für die Lydia ergiebt sich ohne weiteres, daß sie nicht mit Catos Lydia identisch sein kann, wenn man die bei Suet. de gramm. 11 angegebenen Verse des Ticida beachtet: Lydia doctorum maxima cura liber; das kann nur im Sinne der alexandrinischen Dichtung gemeint sein, daß dieses Werk wie des Cinna Smyrna eines gelehrten Kommentares bedurfte, was man von der uns erhaltenen Lydia doch kaum sagen kann. Die Dirae faßt der Herausg. auf als Wiederholung einer schon früher gesungenen Verwünschung, bei der nur v. 82—96 eingelegt seien. Die neuesten Arbeiten über diese Gedichte sind nicht berücksichtigt. Der Text lehnt sich an Baehrens an und bietet infolgedessen zu Ausstellungen ziemlich viel Anlaß. Eine italienische Übersetzung ist dem lateinischen Text beigefügt.

Daß die Dirae von Vergil bei Abfassung der 1. Ekloge benutzt sind, behauptet Jahn Progr. 1899 S. 31 (s. S. 19), weil er findet, daß die den Dirae ähnlichen Stellen die Zwischenräume füllen, die zwischen den auf Theokrit und auf frühere Eklogen anspielenden Stellen geblieben sind s. S. 22.

7. **Moretum.**

v. 13 schlägt P. Thomas Rev. de l'instr. publ. en Belgique (1899) XLII S. 168 vor zu lesen: tandem concepto sed vix fulgore recedit.

Jahresbericht über die Litteratur zu Ciceros Reden aus den Jahren 1896—1902.

Von

Prof. Dr. **Gustav Landgraf**

in München.

I. Allgemeines.

Am 3. Januar des Jahres 1895 waren es gerade 2000 Jahre, daß ein Mann das Licht der Welt erblickte, dem es von der Vorsehung beschieden war, nicht nur während der Zeit seines Lebens eine hervorragende Rolle zu spielen, sondern einen fast noch hervorragenderen Einfluß auszuüben auf die Kulturentwickelung der folgenden Jahrtausende durch sein Nachleben, d. h. durch die Wirkungen, die das Studium seiner Werke in allen größeren Epochen der Weltgeschichte hervorrief. Dieser Mann ist M. Tullius Cicero, geb. am 3. Januar 106 v. Chr., gest. am 7. Dezember 43 v. Chr., 63 Jahr alt. Es wurde ihm also gerade das Lebensjahr verhängnisvoll, das — wie uns Gellius im 7. Kapitel des 15. Buches seiner Noctes Atticae auseinandersetzt — nach der Ansicht der Griechen und Römer den Greisen sehr häufig eine schwere Erkrankung des Geistes oder Körpers oder gar den Tod bringen soll. Allein jene abscheuliche Blutthat der Häscher des Antonius hat wohl den Mund dieses größten Redners Roms zum Schweigen gebracht, dafür aber gerade sein Ende mit dem Glorienschein des mutig für seine Überzeugung sterbenden Märtyrers umgeben. Es hat freilich nicht an Männern gefehlt, die, wie sie Ciceros ganzes Leben und Wirken zum Gegenstand einer hämischen Kritik gemacht, so auch sogar den in der letzten Stunde seines Lebens augenscheinlich bewiesenen Mut bezweifelt haben, allein gerade in den letzten Decennien des abgelaufenen Jahrhunderts hat sich das Urteil von jenem Zerrbild, das Drumann u. a. entworfen, frei gemacht, und hat eine unparteiische Würdigung der unvergänglichen Verdienste Ciceros wie seiner ganzen Persönlichkeit Platz gegriffen. In meinem Jahresbericht 1893 II S. 1 sind als Ver-

treter dieser Richtung Fr. Aly und O. Weißenfels genannt; heute können wir noch eine stattliche Reihe neuer guter Namen hinzufügen. Nicht nur ist Aly neuerdings auf den Plan getreten in seinem lesenswerten Aufsatz 'Cicero und Drumann' Z. f. d. Gw. 1896 S. 84—112, sondern er hat auch angesehene Mitkämpfer erhalten in O. E. Schmidt, Der Briefwechsel des M. T. Cicero, Leipzig 1893, S. 16 ff., Fr. Leo, Miscellanea Ciceroniana S. 18 f., Hübner, Cicero (Deutsche Rundschau XXV, 7), und ganz besonders in Schneidewins tiefdurchdachtem Buche „Die antike Humanität" 1897, in welchem er Cicero als den edelsten Vertreter des antiken Humanitätsgedankens feiert. Im gleichen Jahre erschien auch der geistvolle Vortrag des Petersburger Gelehrten Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Von hohen Gesichtspunkten aus giebt uns Z. im Umrisse die Geschichte des geistigen Einflusses Ciceros auf die Nachwelt. Hier möge es genügen, bezüglich der Bedeutung des Redners Cicero darauf hinzuweisen, daß Mirabeau und Robespierre, die Redner der Revolution, sich an den Reden Ciceros heranbildeten und daß Frankreich ihnen wie der folgenden Generation es zu danken hat, „daß es jetzt auf dem Gebiete der Beredsamkeit den ersten Rang einnimmt unter den Völkern der civilisierten Welt" (S. 56). Dagegen können wir Z. nicht beistimmen, wenn er S. 99 meint, die Engländer hätten weitaus bessere Kommentare zu den Reden Ciceros geschrieben als die Deutschen. Der von Z. S. 99 gerühmte Faussetsche zur Cluentiana ist gewiß nicht höher einzuschätzen als etwa der von Osenbrüggen-Wirz zur Miloniana, und der treffliche englische Kommentar zur Miloniana von Clark (1895) erwähnt S. IV des Vorworts ausdrücklich, wieviel er meiner 'well-known edition of the pro Sexto Roscio' verdanke. Von den Kommentaren des Engländers Holden zur Sestiana und Planciana will ich lieber gar nicht sprechen, denn sie sind lediglich Reproduktionen, z. T. sogar wörtliche Übersetzungen derer von Halm, Koch, Wunder, Köpke, vgl. meinen Jahresbericht XXXV S. 55 und 63. Den Vertretern dieser maßvollen Beurteilung Ciceros steht nur ein einziger Versuch gegenüber, auf Kosten Ciceros Cäsar als Menschen und Schriftsteller in helleres Licht zu setzen; er hat zum Verfasser den Cäsarforscher Fr. Fröhlich: Cicero und Cäsar. Dreißigstes Jahresheft des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer. Aarau 1900. Ich kenne diesen „stark rhetorisch gefärbten" Vortrag Fröhlichs nur aus der ablehnenden Besprechung Luterbachers im XXVII. Jahresber. d. Berl. Ph. Ver. S. 206—208. — Speziell über den Redner und Stilisten Cicero handelt E. Norden S. 212—233 seines inhaltreichen Werkes „Die antike Kunstprosa" (Leipzig 1898). Er stellt als prinzipielle Forderung auf, daß wir Ciceros Reden erst dann richtig verstehen, wenn wir sie so nachzufühlen gelernt haben, wie einst die begeisterten

Humanisten. Zu diesem Zwecke aber brauchen wir erstens eine Geschichte der Entwickelung der ciceronischen Redekunst, wozu — wie Norden S. 215 und 225 anerkennt — Ref. in seiner Dissertation 'de Ciceronis elocutione in orationibus pro P. Quinctio et pro Sex. Roscio Amerino' (Würzburg 1878) den Grund gelegt, auf dem weiter gebaut werden müsse, und zweitens eine Geschichte des Studiums Ciceros von seinen Lebzeiten bis zu seiner Auferstehung. „An der Hand der Überlieferung muß sich zeigen lassen, daß auch bei seinen Reden im Lauf der ersten fünf Jahrhunderte eine Auswahl der besten stattgefunden hat.“ Für eine Geschichte Ciceros im Mittelalter giebt Norden selbst S. 708 ff. wichtige Fingerzeige. Ferner handelt der zweite Anhang (S. 909—960) über die Geschichte des rhythmischen Satzschlusses unter besonderer Berücksichtigung der ciceronischen Reden, vgl. darüber Abschnitt VII.

II. Handschriftliche Überlieferung.

H. Schwarz, Über den Harleianus 2682 des Cicero. Philologus LIV (1895) S. 163—177.

Im Laufe des letzten Decenniums ist es Gelehrten wiederholt gelungen, verschollene Handschriften zu Cicero wiederaufzufinden. So entdeckte P. Thomas in dem cod. 14492 der k. Bibliothek zu Brüssel den cod. Parcensis, der nur aus der mangelhaften Kollation des Torrentius bekannt war, vgl. Jahresbericht LXXXIX (1896 II) S. 70 No. 13 und 14. Ferner erkannte A. C. Clark in dem Harleianus 2682 den noch von Modius und Guilielmius (gest. 1584) benutzten codex Coloniensis wieder (vgl. Jahresbericht LXXVI (1893 II) S. 3) und veröffentlichte in den Anecdota Oxoniensia VII (1892) seine Lesarten nebst einer Geschichte der Handschrift. In dem oben genannten Aufsatz prüft Schwarz den Wert des neugewonnenen Hilfsmittels für die in betracht kommenden Reden, d. i. die Pompeiana, die Catilinariae, die Miloniana und die Caesarianae. Während C für die Catilinarien nichts abwirft, sind seine Lesarten für die übrigen Reden wichtig, doch muß man sich vor Überschätzung hüten. G. v. Laubmann kommt in der neuen Bearbeitung der Halmschen Pompeiana (11. Aufl. 1896 S. 165 Note) nach eingehender Prüfung zu dem Urteil, daß C nur zur Klasse der deteriores gehöre und häufig ganz willkürlich interpoliert sei (Krit. Anhang zur Miloniana, 10. Aufl. 1899 S. 145 Note).

Diesen Funden reiht sich würdig an die neueste Publikation der Anecdota Oxoniensia von W. Peterson: Collations from the Codex Cluniacensis s. Holkhamicus. A ninth-century manuscript of Cicero, now

in Lord Leicester's library at Holkam, with certain hitherto unpublished scholia, three facsimiles and a history of the codex. Oxford 1901.

Die Handschrift (saec. IX) stammt aus dem Benediktinerkloster Cluny und trägt in dem zwischen 1158 und 1161 angefertigten Katalog der Kluniazenserbibliothek die No. 498 (No. 496 ist der von Poggio im J. 1414 aus demselben Kloster entführte codex, auf den unsere sämtlichen Abschriften der Rosciana und Mureniana zurückgehen!). Sie ist nach Peterson identisch mit dem von Lambin benutzten Fabricianus, desgleichen mit dem Metellianus und Nannianus (s. über diese Hss Halm in der gr. Züricher Ausgabe der II. Verrina S. 177). Leider ist sie sehr verstümmelt und bietet nur Bruchstücke zu folgenden Reden:

1) in Catil. I § 1—5. 17—33. II § 1—11. 15—29. III § 1. § 9—19. § 23—26. IV § 8—15. Vgl. S. LII: 'For the Catiline orations this codex must be allowed its rightful place at the head of all extant MSS'.

2) pro Qu. Ligario § 18—28.

3) pro rege Deiotaro § 1—6. § 15 bis Schluß. Vgl. S. LIII: The same holds good in regard to the fragment which it contains of the Pro Lig., and in regard also to its more complete recension of the Pro Deiot.'

4) in Verrem act. II lib. II § 1—30. 112—117. 157—183. Cf. S. LIII: 'For the Verrines the Holkham codex is of supreme importance, and furnishes us with just the clue that was needed for the proper constitution of the text of the Second and Third Books'. Peterson beabsichtigt selbst die Bearbeitung des II. und III. Buches der Verrinen für die 'scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis' und gedenkt hier ausführlicher über das Verhältnis des cod. Ho. zu F (Fabricianus), M (Metellianus), N (Nannianus) und Lagomars No. 42 zu handeln. — Den Schluß des Buches bilden die Kollationen S. 1—14.

Über die in der Handschrift erhaltenen Scholienreste s. unter Abschnitt IX.

D. Serruys giebt Rev. de l'instr. Belg. 1900 VI p. 387—394 Zusätze und Berichtigungen zu J. G. Baiters Kollation des cod. Gemblacensis (= Bruxellensis No. 5345 saec. XII) zur Rede de domo. Zu derselben Rede § 18. 22. 36. 39. 43. 138 bringt derselbe Gelehrte Revue de Phil. 1900 S. 149—154 Verbesserungsvorschläge; ebenda S. 241 f. handelt P. Graindor über § 52 d. R. und L. Duvau S. 192 über § 76.

III. **Ausgaben.**

Seit der Vollendung der neuen Gesamtausgabe der ciceronischen Schriften von C. F. W. Müller ist ein gewisser Stillstand im Erscheinen wissenschaftlicher Texte eingetreten. Zwar fehlt es nicht an Ausgaben ausgewählter und einzelner Reden mit und ohne Erklärungen, allein diese sind mehr oder minder nur für die Bedürfnisse der Schule eingerichtet und deshalb von unserem Berichte grundsätzlich ausgeschlossen. Auch die neuen Auflagen der Weidmannschen (Halm-Laubmann) und Teubnerschen (Richter-Eberhard) Sammlung glauben wir übergehen zu dürfen, nachdem ihre Einrichtung aus den früheren Jahresberichten zur Genüge bekannt ist. So bleibt nur die neue Ausgabe der Reden zur Besprechung übrig, welche die 'Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis' aus der Hand A. C. Clarks bringt:

M. Tulli Ciceronis Orationes. Vol. VI: Pro Milone. Pro Marcello. Pro Ligario. Pro rege Deiotaro. Philippicae I—XIV. Recognovit brevique adnotatione critica instruxit A. C. Clark. Oxonii 1900.

Vgl. dazu Th. Zielinski in der D. L. Z. 1901 Sp. 1556 ff.

Clark ist wohlvorbereitet an seine Aufgabe herangetreten. Von der Miloniana hatte er bereits im J. 1895 eine wissenschaftliche Ausgabe mit Kommentar erscheinen lassen (vgl. Jahresbericht LXXXIX 1896 II S. 81 f.), deren Text auf dem von ihm wiedergefundenen Coloniensis sive Harleianus (s. oben S. 76) basierte. Der Text der neuen Ausgabe der Miloniana ist im wesentlichen der gleiche geblieben. Über die Handschriftenfrage der übrigen in diesem Bande enthaltenen Reden hat sich Cl. ausführlich verbreitet in drei Aufsätzen der Class. Rev. 1900 S. 39 ff., S. 249 ff. und S. 399 ff.: 'The textual criticism of Ciceros Philippics, and of the orations before Caesar.' Es ist sein Verdienst, zuerst für den Text der Caesarianae eine zuverlässige Grundlage geschaffen zu haben. „Sein Nachweis, daß das handschriftliche Verhältnis in allen drei Reden dasselbe ist, darf als eine wichtige Errungenschaft der diplomatischen Textkritik bezeichnet werden. Ob er freilich wohl daran gethan hat, seiner Klasse α (im Gegensatz zu Müller) überall den Vorzug vor der Klasse β zu geben, ist fraglich.“ Wie für die Caesarianae, so hat Cl. auch für die Philippicae neue Handschriften beigezogen, allein ohne wesentlichen Einfluß auf die Textgestaltung. Besonderes Lob verdient die unter dem Texte stehende knappe Adnotatio critica, die rasch über den Stand der Überlieferung orientiert. Wie bereits oben erwähnt, hat Peterson die Neubearbeitung der Verrinen für diese Sammlung übernommen. Über Petersons Ausgabe der Cluentiana s. S. 81.

IV. Beiträge zur Kritik.

a) Höhere Kritik.

G. Girardi, Variae quaestiones de M. Tullii Ciceronis oratione, quae pro Marcello inscribitur. G. Prg. Rovereto 1896. 42 S.

Ein eigentümlicher Zufall ist es, daß, wie der letzte Verteidiger der Wolfschen Hypothese von der Unechtheit der Marcelliana Siegf. Schmid (Züricher Diss. 1888, vgl. Jahresbericht LIX 1889 II S. 224 f.) seinen nächsten Vorgänger Schwanke (Erlanger Diss. 1885, vgl. Jahresbericht XLVII 1886 II S. 258 f.) nicht kannte, so auch wiederum der neueste Verteidiger der Echtheit der Rede, H. Girardi, in dem angeführten Programm auf die Abhandlung von Schmid in keiner Weise Bezug nimmt. Man kann dies bedauern, aber auf das Schlußresultat wäre es sicher ohne Einfluß geblieben, denn die Rede ist und bleibt echt, und es wäre wirklich zu wünschen, daß endlich einmal das unnütze Streiten darüber zur Ruhe käme. — Auch die Echtheitsfrage der Reden post reditum in senatu, post reditum ad Quirites, de domo sua, de haruspicum responso wird seit dem Verdammungsurteil Marklands (1745) und F. A. Wolfs (1801) immer wieder von neuem ventiliert, s. Jahresber. XXXV 1883 II S. 50 f. Obwohl nun Hübner in dem oben S. 75 erwähnten Aufsatz (Deutsche Rundschau 1899 S. 112) die Erklärung abgab, daß kein Urteilsfähiger mehr an der Echtheit aller jener Reden zweifle, erschien doch das Jahr darauf eine Schrift von

H. M. Leopold, de orationibus quattuor, quae iniuria Ciceroni vindicantur. Lugduni Batavorum 1900, apud S. C. van Daesburgh. 109 S.

Es ist jedoch dem Verf. nicht gelungen, jenes Urteil Hübners umzustoßen. Seine Argumentation ist durchaus subjektiv, und die Kritik, die er an Form und Inhalt der vier Reden übt, ist in keiner Weise stichhaltig. Luterbacher hat sich im XXVII. Jahresber. des Berl. Phil. Ver. S. 208—212 die Mühe gegeben, Leopolds Aufstellungen im einzelnen zu widerlegen, und es ist ihm dies auch, besonders hinsichtlich der angeblichen (70!) Solöcismen, sehr gut gelungen.

b) Konjekturalkritik.

An die Spitze dürfen wir wohl mit Recht die gehaltvolle Abhandlung J. Vahlens setzen: de emendatione Tulliana. Berliner Lektionskatalog für den Sommer 1899. 19 S. Den Kern derselben

bilden nicht sowohl die zu acht Stellen vorgetragenen Emendationen (p. Planc. § 58. 61. 88; p. Rab. Post. § 43; in Pis. § 2 und 15; Phil. XI § 14 und 15), als vielmehr die Erörterungen, die daran geknüpft und aus denen gewisse kritische Gesetze abgeleitet werden, die — so alt sie sind — doch immer wieder in Vergessenheit geraten. Dies gilt vor allem von seiner Mahnung, in der Annahme von Interpolationen vorsichtiger zu sein, vgl. S. 11 'delere maluerunt quae corrigere non poterant' und S. 12 'nihil prodest interpolatoris opem ascivisse, si tamen eius ratio constare non potest nisi emendando eam sublevaveris'. Würden alle, welche die ars critica üben, die S. 4 in knapper, den Meister verratenden Form vorgetragenen Gesetze beachten, so würden viele 'subitae opiniones' — nicht zum Schaden der Wissenschaft — ungedruckt bleiben. Daß besonders die Holländer in dieser Beziehung häufig über das Maß des Erlaubten hinausgegangen sind, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Deswegen gehen wir auch über die von H. van Herwerden aus dem Nachlaß Tj. Halbertsmas (gest. 1894) herausgegebenen Adversaria critica, Leiden 1896 (S. 139—143 betreffen die Reden Cic.), die besonders den Text der Mureniana durch Einsetzung von eckigen und schrägen Klammern verschönern wollen, rasch hinweg. — Ein Landsmann von ihm, van der Vliet, der Herausgeber des Apuleius, will Mnem. 1900 S. 128 de prov. cons. § 4 lesen <magnam> vim argenti und ib. S. 227 p. Cael. § 5 si <quidem> nituntur. — Zwei sehr wertvolle Beiträge zu ciceronischen Reden verdankt man auch diesmal wieder Fr. Schoell, der eine ist der Flacciana (Rh. Mus. 1896 S. 381--400), der andere der Ligariana (ebenda 1900 S. 489—500), gewidmet. Der erste Aufsatz dient der Kritik und der Herstellung des Gedankenzusammenhanges der äußerst lückenhaft überlieferten Eingangspartie der Rede pro Flacco. Insbesondere ist es ihm gelungen, den vom Ref. Jahresber. LXXVI (1893 II) S. 27 verlangten Nachweis zu erbringen, daß die durch Traubes Scharfsinn aus äußeren Gründen der Flacciana statt der Fonteiana zugewiesenen Fragmenta Cusana sich ungezwungen in den Gedankenrahmen unserer Rede fügen. Die zweite Abhandlung desselben Gelehrten wendet sich gegen die „Vulgatenreiterei" und sucht an einigen Stellen der Ligariana (§§ 1. 2. 3. 4. 6. 7. 8. 9. 11. 14. 15. 18. 27) nachzuweisen, daß die bei Quintilian und in Scholien überlieferte Fassung der Citate der handschriftlichen Überlieferung vorzuziehen sei; doch sind seine Ausführungen nicht durchweg überzeugend. Eine Vermutung zu Lig. § 5 (sic für hic aequo animo) teilt ebenda S. 481 der leider schon aus unserer Mitte genommene Ferd. Becher mit. — Über das sog. Fragmentum Peyronianum der Rede pro Milone § 33 handelt J. B. Marchesa-Rossi (Comi 1899) gegen Ramorino und spricht sich für die neuerdings von

Gaumitz befürwortete (vgl. Jahresbericht XXXXIII 1885 II S. 45) Tilgung dieses Fragmentes aus. Vgl. auch Jörgensen in Nord. Tidskrift f. Filol. 1900 S. 104—111. — Von den Verbesserungsvorschlägen K. Busches N. Jahrbb. f. Phil. 1896 S. 565 ff. sind erwähnenswert: de prov. cons. § 29 ornamenta iuverim (st. fuerint); in Pis. § 24 non insolentia rerum verecundarum (st. secundarum) vom Konsulate, Ref. vermutet sanctarum; § 33 fugam (st. unam) tibi illam viam et perpetuam esse, doch vgl. Verr. IV § 119 ceterae urbis partes quae una via lata perpetua multisque transversis divisae etc.; [ganz verkehrt ist die Vermutung, § 65 sei exsecratio zu schreiben für existimatio, vgl. p. Flacc. § 12!]; § 94 stellt B. mit Chiasmus her: non ambitio ad gratiam, non ad iniquitatem aemulatio (codd.: iniquitas ad aemulationem) conicietur; p. Planc. § 30 will B. die Genitive generis dico et nominis halten, indem er den Ausfall von <splendore> vor dem folgenden Worte superiorem annimmt. — Phil. XI § 38 ne acerbum iis quicquam (st. acerbus civis quisquam) istorum sit — istorum bezieht sich dann auf die in § 29—31 formulierten Anträge Ciceros. — Mit Phil. XI § 26 beschäftigt sich A. von Domaszewski im Rh. Mus. LIV (1899) S. 311—312. — Auf die Rosciana nehmen Bezug K. Lincke im Philol. N. F. XIII (1900) S. 193 und zwar behandelt er § 96 und Ref. im Rh. Mus. 1901 S. 310—312. Auf grund der von mir neuverglichenen Leidener Handschrift des Schol. Gronov. stelle ich die verdorbene Stelle § 11 also her: omnes hanc quaestionem te praetore <in> manifestis maleficiis cotidianoque sanguine <non> *dimissum iri* (codd. dimissiui, dimissius; Schol. Gr. dimissoire=dimissuiri) sperant. — In der W. f. kl. Philol. 1900 S. 84 handelt H. Belling über Phil. I § 10 und S. 644 ff. H. Draheim über Cat. I § 8. — Über Verbesserungsvorschläge zur Rede de domo s. oben Abschnitt II am Ende.

V. **Beiträge zur Erklärung.**

Ein größerer wissenschaftlicher Kommentar ist in dem zu besprechenden Zeitraum nur zur Rede pro Cluentio erschienen von W. Peterson (London 1899, 328 S.), durch den das sachliche wie sprachliche Verständnis der besonders in juristischer Beziehung schwierigen Rede wesentlich gewonnen hat. Auch andere Reden in dieser Weise zu bearbeiten wäre gewiß eine lohnende Aufgabe. Um gleich mit der ältesten uns erhaltenen Rede zu beginnen, so ist eine wissenschaftliche Neube-

arbeitung der Quinctiana vom juristischen wie philologischen Standpunkt aus geradezu ein Bedürfnis. Eine treffliche Vorarbeit in bezug auf die schwierigen Rechtsverhältnisse dieser Rede bildet das Programm von W. Oetling, Oldenburg 1882, vgl. Jahresber. XXXV (1883 II) S. 13. Seine Ausführungen werden im einzelnen korrigiert und ergänzt durch den trefflichen Aufsatz B. Küblers, der Prozeß des Quinctius. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Band 14, romanische Abteilg. S. 54—58. K. prüft eingehend die Beweisführung Ciceros und legt ihre Schwächen dar; bezüglich des Ausganges des Prozesses macht er wahrscheinlich, daß der iudex Aquilius zu gunsten des Quinctius entschieden haben werde. Wie für die Quinctiana, so wäre auch für die Mureniana eine zeitgemäße Kommentierung dringend wünschenswert und, da auch hier juristische Dinge mit hereinspielen, am besten durch einen Philologen, der zugleich juristische Kenntnisse hat, wie z. B. der eben genannte Gelehrte. Außerdem erregt diese Rede unser Interesse auch in ästhetischer Beziehung durch den Humor und oft mit Ironie gemischten Witz, mit dem Cicero gegen die beiden Hauptankläger, Sulpicius und Cato, zu Felde zieht. Feine Bemerkungen findet man hierüber in dem Parchimer Programm (1896) von J. Strenge, das Moment des Komischen in Ciceros Rede pro Murena. 14 S. Daß übrigens ein Teil dieser Scherze erst bei der schriftlichen Abfassung hinzugefügt worden sei, hat schon Drumann bemerkt und neuerdings ist dieser Gesichtspunkt eingehend und scharfsinnig beleuchtet worden von E. Rosenberg in seinen gedankenreichen Studien zur Rede Ciceros für Murena (Progr. Hirschberg in Schl. 1902). Der Verf. hält es für unmöglich, daß Cic. in jener schlimmen, wirklich ernsten Zeit (a. 63!) Stimmung und Wille gehabt habe, seine besten Freunde so vor den Kopf zu stoßen. Eine genaue Analyse des Inhalts läßt ihn zu dem Schlusse kommen, daß die überlieferte Rede nur zum kleinen Teile der wirklich gehaltenen entspreche, und durch die späteren, wahrscheinlich im J. 62 gemachten Einschaltungen die Schönheit und der Fluß des ganzen sehr gelitten habe. Mit diesen Einschaltungen verfolge Cic. die Absicht, sich selbst zu entlasten und seinen politischen Zwecken zu dienen. „Aus seinem Konsulatsjahr haben wir wenig Briefe; auch die folgenden Jahre waren noch sparsam darin. Da sind es die Reden, durch die Cic. wirkt und Propaganda macht und Hiebe austeilt“. Diese Einschaltungen sind aber nicht bloß überhaupt interessant, sondern auch wertvoll für die Erkenntnis der Grundsätze und Ansichten der damaligen humanen Gesellschaft. Verf. versteht es, eine Reihe von Unterschieden antiker und moderner Anschauungsweise, die sich ihm aus der Lektüre der Rede ergaben, in höchst anregender Weise zu besprechen und dadurch das Verständnis der Mureniana in nicht wenigen Punkten zu fördern. —

Auch die Rede pro Flacco bietet in juristischer Hinsicht manche Schwierigkeiten, die der letzte Herausgeber nicht immer mit Glück überwunden hat. So weist J. Lezius in einem gut fundierten Aufsatz, Comperendinatio bei Cicero pro Flacco Philologus LX (1901) S. 592—600 gegen du Mesnils Behauptung (S. 43 f. der Einleitung), die Rede p. Fl. sei bei einer zweiten Verhandlung gehalten worden, nach, daß die Rede keinerlei Anlaß zu einer derartigen Annahme biete noch auch dafür, daß der Prozeß gegen Flaccus nach der Comperendinatio geführt worden sei; im Gegenteil müsse man daran festhalten, daß sich nach dem Prozeß gegen Verres, also doch wohl nach der lex Aurelia, die Comperendinatio im römischen Kriminalprozeß mit Sicherheit nicht mehr nachweisen lasse. Treffliche Beiträge zur Erläuterung und zur Darlegung des Gedankenganges besonders der Eingangspartie dieser Rede hat auch Fr. Schoell in der bereits oben S. 80 aufgeführten Abhandlung geliefert. — Um die 1. Catilinarische Rede hatte sich gerade in Beziehung auf die Klarlegung des Gedankenzusammenhanges und ihre logische Gliederung K. Füßlein im Merseburger Progr. 1889 verdient gemacht (vgl. Jahresber. LXXVI 1893 II S. 14), indem er Cicero gegen den von Drumann u. a. erhobenen Vorwurf, diese Rede entbehre einer sorgfältigen Disposition, mit Erfolg in Schutz nahm. Zehn Jahre später ließ er unter dem gleichen Titel „Über Ciceros erste Rede gegen Catilina" ein zweites Programm folgen, nachdem sein erstes durch P. Haccius, Gliederung der ersten Catilinarischen Rede Ciceros, Pr. Weißenburg im Els. 1897, einer scharfen Kritik unterzogen worden war. Füßlein verteidigt seine früheren Aufstellungen, die er zum Teil vervollständigt und besser begründet, und wendet sich namentlich gegen das willkürliche Verfahren Haccius', durch Streichungen und Umstellungen im Texte der Rede einen — nach seiner Ansicht — besseren Gedankengang herstellen zu wollen. Jedenfalls ist durch beide Schriften das Verständnis der ersten catilin. Rede gefördert worden, bei deren Beurteilung auch noch ein Umstand ins Gewicht fällt, den E. Ziegeler S. 108 seiner Disposition mit Recht hervorhebt: „Da der Redner in der größten Aufregung ist, so kommt er nicht sogleich dazu, jeden einzelnen Punkt erschöpfend auszuführen, sondern berührt in C. I und II alle sein Inneres bewegenden Gedanken kurz, um erst mit C. III zur ausführlicheren Behandlung jedes einzelnen überzugehen. So kommt es, daß sich in der Einleitung fast alle Gedanken des Hauptteils der Rede angedeutet finden, wie in einer Ouverture die sämtlichen Melodien der nachfolgenden Oper." Diese und noch weitere elf Dispositionen (zu Rosc. Am., Pomp., in Cat. II—IV, Mur., Sull., Arch., Mil., Lig., Deiot.) giebt E. Ziegeler in der Festschrift zur 45. Versammlung deutscher Phil. und Schulm. zu Bremen 1899 S. 95—148 (auch separat erschienen). Sie sind ein brauchbares Hilfs-

mittel für den Lehrer beim Unterrichte, für den wir zum Schlusse noch ein paar andere wohl verwendbare Schriften anführen wollen: Hachtmann, die Verwertung der 4. Rede Ciceros gegen Verres, für Unterweisungen in der antiken Kunst. Pr. Bernburg 1895 und J. Kubik, Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lektüre Ciceros. Wien 1896. Berücksichtigt sind in letzterer Schrift die Reden p. Rosc. Am., in Cat. I–IV, in Verr. IV, de imp., pro Arch., Mil. Marc., Lig., Deiot., Phil. I und II. Die Erklärung erstreckt sich auf folgende Punkte: Topographisches, erhaltene Bauten, Privatleben, öffentliches Leben, Sakrales und Mythologisches, Kriegswesen, Ethnographisches, Gegenstände der Kunst, Porträts. — Endlich sei hier auf das Parchimer Pr. 1898 von J. Strenge hingewiesen, das außer einigen guten sachlichen Bemerkungen zur Sullana auch eine treffende Übersetzung von Kap. 1. 2. 6 §§ 69—71 und 92—93 bietet.

VI. Sprache.

Den ersten Rang in der die Sprache Ciceros betreffenden Litteratur nimmt jedenfalls für längere Zeit ein das im J. 1901 zu Paris erschienene Werk von J. Lebreton, Études sur la langue et la grammaire de Cicéron, 471 S. Mit dem ganzen Rüstzeug der neueren grammatischen Litteratur und umfangreichen, auf eigener Lektüre beruhenden Materialsammlungen ausgerüstet, geht L. daran, über eine nicht geringe Anzahl der schwierigsten und verwickeltsten Kapitel der Ciceronischen Syntax und Stilistik helles Licht zu verbreiten. Jetzt erst sehen wir, wie wenig genau, unzuverlässig und lückenhaft unsere bisherigen Kenntnisse des Ciceronischen Sprachgebrauchs waren. Es wäre nur zu wünschen, daß L. sich dazu entschließen möchte, diese Bausteine zu ergänzen und uns in Bälde eine vollständige wissenschaftliche Syntax der Sprache Ciceros zu schenken. Hoffnung besteht dazu, wie ich den Lesern des Jahresberichtes verraten darf (vgl. meine ausführlichere Besprechung des vorzüglichen Buches in der Berl. Phil. W. 1901 Sp. 1128—1131 und meinen Aufsatz „Französische Litteratur zur Lateinischen Syntax“ in den N. Jahrbb. f. Phil. 1901 S. 505 f.). Für die Kasussyntax hat brauchbare, wenn auch nicht vollständige Stellensammlungen angelegt K. Brinker in seinen „Bemerkungen zum Sprachgebrauch Ciceros in der Kasussyntax“ N. Jahrbb. f. Phil. u. Päd. II 1896 S. 363—377. 433—442. 520—535.

VII. Rednerischer Rhythmus.

Fußend auf W. Meyers Forschungen (Götting. gel. Anz. 1893 S. 1 ff.) giebt E. Norden in seinem bedeutenden Werke „Die antike Kunstprosa" (vgl. oben S. 75) im I. Anhang eine Geschichte des rhythmischen Satzschlusses und zwar behandelt er von S. 923—960 die lateinische Prosa. Mittelpunkt dieser Untersuchungen sind natürlich Ciceros Reden, von denen ausgewählte Stücke als Proben ausgeschrieben und rhythmisch zerlegt werden. Als Vorarbeiten konnte er benutzen die Dissertationen von H. Wuest, de clausula rhetorica (Straßburg 1881, vgl. Jahresber. XXXV 1883 II S. 7 f.) und besonders E. Müller, de numero Ciceroniano (Kiel—Berlin 1886, vgl. Jahresber. XLVII 1886 II S. 225). Auf Norden und Müller wiederum sich stützend hat Jul. Wolff, ein Schüler von Skutsch, die Klausel bei Cicero von neuem eingehend untersucht in seiner Schrift de clausulis Ciceronianis (abgedruckt im XXVI. Suppl.-Band der N. Jahrb. f. class. Phil. 1901 S. 577—680); vgl. dazu die ausführliche Besprechung im Archiv f. lat. Lex. XII S. 594 ff. von J. May, dem Verf. der trefflichen Monographie „Der rednerische Rhythmus mit besonderer Beziehung auf Ciceros orator" und mit Berücksichtigung der Reden des Demosthenes, Pr. Durlach 1899. Im ersten Kapitel seiner ebenso fleißigen wie sorgfältigen Dissertation stellt W. sämtliche Klauselformen fest, die er durch den Choriambus vermehrt. Hierauf spricht er an der Hand von Tabellen über den Wert, den Cic. ihnen beilegt, weiter über die Cäsur innerhalb derselben und über gewisse Hilfsmittel zur Bildung von Klauseln (wie que, atque). Den Schluß bilden ergebnisreiche Beobachtungen über Synalöphe, Elision, Hiatus und damit zusammenhängende Fragen. Was aber das Wichtigste ist, wir haben in diesem Klauselgesetz ein neues „Arbeitsinstrument" erhalten, das uns nicht nur „zur Erkenntnis des Tonfalls lebender Rede und ihrer Aussprache" dienen kann (Skutsch in Vollmöllers Jahresber. V S. 75), sondern auch künftighin bei der Textkritik ein nicht zu unter- (aber auch nicht zu über-) schätzendes Hilfsmittel bilden wird und muß; W. giebt selbst im 7. Kapitel seiner Schrift einige Beiträge hierzu. Eins tadelt, wie es scheint mit Recht, May an der sonst sehr tüchtigen Arbeit Wolffs, daß er nämlich nicht in jedem einzelnen Fall den Satz als Ganzes betrachtet; denn der Numerus liegt nicht allein in der Klausel, sondern diese bildet in der Regel nur den Schluß eines rhythmischen Ganzen. Weiter ausgeführt hat diesen wichtigen Gesichtspunkt und durch Proben aus der Rosciana erläutert May in seinem „Über den numerus bei Cicero" betitelten Aufsatz N. Phil. Rundschau 1902 No. 10.

VIII. **Zur Chronologie der Reden.**

Die Rede pro Roscio Comoedo gehört zu den chronologisch am schwersten zu bestimmenden. Auszugehen hat die Untersuchung, wie ich in meiner Schrift de Cic. elocut. S. 47 ff. gezeigt habe, von § 33 ‚accepit Roscius agrum temporibus illis, quum iacerent pretia praediorum'. Diese Zeitangabe paßt am besten auf die Sullanischen Proskriptionen — soweit stimme ich mit dem Verfasser des neuesten Versuches, die Streitfrage zu lösen, überein: A. Mayr, quo tempore Ciceronis oratio pro Q. Roscio comoedo habita sit in Wiener Stud. XXII (1900) S. 115—119. Einen zweiten wichtigen Anhaltspunkt bietet § 33, aus welchem wir erfahren, daß 15 Jahre vor dem Prozesse, in welchem Cicero die Rede hält, Roscius mit Flavius einen Vergleich (decisio) geschlossen habe, wonach er von diesem als Vergütung ein Grundstück erhielt. Hotmann änderte nun an dieser Stelle das handschriftlich überlieferte XV in IV, eben weil sich diese Zeitbestimmung mit jener in § 33 nicht vereinigen läßt, und fand damit den Beifall vieler Philologen und Juristen. Auch ich stellte mich in meiner Dissertation auf die Seite Hotmanns, weil ich in der Sprache der Rede gewisse Kriterien gefunden zu haben glaubte, die dafür sprechen, daß diese Rede noch zu der älteren Stilperiode Ciceros gehöre. Mit meiner Ansetzung der Rede haben sich einverstanden erklärt Norden ant. Kunstpr. S. 227. und W. Sternkopf in den N. Jahrb. f. Phil. 1895 S. 41—56. Auch heute noch halte ich an der Ansicht fest, daß Cic. unsere Rede etwa im J. 76 gehalten habe, also in einem Alter von 30 Jahren, womit gut zusammenstimmt § 44 magis mea adulescentia indiget illorum bona existimatione quam illorum severissima senectus desiderat meam laudem; vgl. off. II § 51 ut nos adulescentes (Cic. war damals 27 Jahre alt!) contra L. Sullae dominantis opes pro Sex. Roscio Amerino fecimus und Senec. suas. VII, 2 quid provocatam inter initia adulescentiae libertate tirocinii tui Syllanum potentiam? Mayr hält dagegen an der handschriftlichen Überlieferung fest und setzt die Rede in das Jahr 66. Ob aber dann der 40 jährige Cicero noch von seiner adulescentia sprechen konnte im Gegensatz zu den beiden Zeugen, welche ‘aetate grandes natu' genannt werden (also etwa 65 Jahre alt) und nicht vielmehr iuventus hätte sagen müssen (wie p. Scaur. § 32 memoriam iuventutis suae senectutis dedecore foedavit), darüber hilft sich M. unter Hinweis auf Phil. II § 118 hinweg ‘defendi rem publicam adulescens, non deseram senex'; aber hier, am Schlusse seiner zweiten Philippika, spricht Cicero in erhobenem Tone und verschärft mit Absicht die Kontraste, während bei der leidenschaftslosen, nüchternen Auseinandersetzung an unserer Stelle Cicero keinen Grund hatte, sich jünger zu machen. — Nach F. L. Ganter, Chronologische Untersuchungen zu

Ciceros Philippischen Reden (N. Jahrb. f. Phil. 1894 S. 613—636) wurde die 8. Philippika am 3. Febr. 43 gehalten, die 9. wahrscheinlich ebenfalls an diesem Tage, die 10. am 4. Februar oder einem der nächsten Tage.

IX. **Scholien.**

Ein Corpus der Ciceroscholiasten zu schaffen ist eine unabweisbare Aufgabe der klass. Philologie des 20. Jahrh. An Vorarbeiten dazu fehlt es wahrlich nicht. Für Asconius haben wir bereits die treffliche Ausgabe von Kießling und Schoell (Berlin 1875). Neuerdings hat A. C. Clark (Class. Rev. X 1896 S. 301—305) in der Madrider Handschrift des Asconius M. 81 die Reinschrift („fair copy") der Abschrift erkannt, welche Poggio im J. 1416 'velociter' (wie er an einen Freund schreibt) von einer St. Gallener Handschrift des Asconius gemacht hat. Sie bildet neben den Abschriften des Sozomenus und Montepoliciano die Grundlage des Textes. Der sog. Gronovscholiast ist nach Form und Inhalt einer sorgfältigen Prüfung durch Th. Stangl unterzogen worden (vgl. Jahresber. XXXV 1883 II S. 9 f.). Ref. hat im J. 1901 die Leydener Handschrift, die den Text der Scholiasten enthält, für die Neubearbeitung seiner größeren Ausgabe der Rosciana hier verglichen und dabei noch manches gefunden, was noch nicht bemerkt war (vgl. Rhein. Mus. 1901 S. 311 und Arch. f. lat. Lex. XII 284). Um die lange vernachlässigten Bobienserscholien haben sich Leo Ziegler (Pr. des Münchener Maxgymnasiums 1873), Th. Stangl (vgl. Jahresber. XXXXIII 1885 II S. 8 ff. und LXXXIX 1896 II S. 84), H. Gaumitz (vgl. Jahresber. XXXXIII 1885 II S. 9 f.), B. Schilling (vgl. Jahresber. LXXVI 1893 II S. 28) und P. Hildebrandt (vgl. Jahresber. LXXXIX 1896 II S. 84) verdient gemacht. Sowohl Ziegler wie Stangl haben eine Kollation der beiden Palimpseste geliefert, welche die Bobienser Scholien enthalten. Der Zustand derselben ist ein derartig schlimmer, daß ein „vollständiger Untergang derselben sich nicht aufhalten läßt". Um so dankbarer müssen wir L. Ziegler sein, daß er die Ergebnisse einer zweiten, auch die Zeilen und Kolumnenschlüsse genau verzeichnenden Kollation der Mailänder Bruchstücke nebst zahlreichen Emendationsvorschlägen in zwei Aufsätzen des Hermes XXXI 1896 S. 19—69 und S. 278—307 veröffentlicht hat. Der lateinische Text hat durch seine und der anderen oben angeführten Gelehrten Bemühungen gegenüber dem von Orelli ganz erheblich gewonnen, dagegen befriedigt weniger seine Behandlung der griechischen Termini. Fr. Schoell im Rhein. Mus. LI S. 382 in der Note verlangt hinsichtlich dieses

Punktes eine neue und zusammenhängende Erörterung. — Wie schon oben S. 77 erwähnt, haben die Ciceroscholien durch den cod. Cluniacensis einen Zuwachs erhalten und zwar zu in Cat. I p. 261, 1 Müller, Cat. II p. 262, 1. 4. 7. 12; 263, 3. 9. 13. 264, 2. 17; in Cat. III p. 280, 23. 284, 2; in Cat. IV p. 291, 14. 25. 32. in Verr. act. II lib. II p. 200, 2. 13. 16. 17. 30. 201, 13. 20; 202, 16. Die im Clun. sich findenden Scholien zu den Reden pro Ligario und Deiotaro sind bruchstückweise schon von A. Mai und Orelli V p. 369, 30—370, 17 aus dem cod. Ambros. C. 29 inf. herausgegeben (vgl. dazu Stangl Rhein. Mus. XXXIX S. 566—568), der sie direkt oder indirekt aus dem cod. Clun. s. Holkham. herübergenommen hat, s. Peterson S. LV sq.

Bericht über die Litteratur zu den quintilianischen Deklamationen und zu Calpurnius Flaccus aus den Jahren 1888—1901.

Von

Dr. Georg Lehnert

in Leipzig.

Im Anschluß und zugleich als Ergänzung des im vorigen Jahrgange von Herrn Prof. Dr. Ammon gegebenen Berichtes über Quintilian, der sich fast ausschließlich der institutio widmen konnte, möge hier die Besprechung der Litteratur zu den Deklamationen und zugleich, da sich mehrfache Berührungspunkte bieten, zu Calpurnius Flaccus für dieselbe Zeit folgen, eine Periode, die besonders den größeren Deklamationen zu gute gekommen ist, wobei die Gelegenheit wahrgenommen worden ist, einige noch nicht besprochene Arbeiten aus früherer Zeit mit kurz heranzuziehen.

Vorausgeschickt sei zunächst ein chronologisch geordnetes Verzeichnis der zu behandelnden Schriften und Aufsätze, auf dessen Nummern im folgenden Bezug genommen werden soll.

Chronologisches Verzeichnis der Litteratur.

1. **Hauréau, B.,** Notice sur les mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin, Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale XXVIII, 2, Paris 1878, S. 289 ff.
2. **Hauréau, B.,** Notice sur un manuscrit de la reine Christine à la bibliothèque du Vatican (cod. reg. 344). Notices et extraits XXIX, 2, Paris 1880, S. 231 ff.
3. **Fierville, Ch.,** Notice sur deux manuscrits de St. Omer. Notices et extraits XXXI, 1, Paris 1884, S. 49 ff.
4. **Novak, Robert,** Miscellanea critica. Listy filologické a paedagogické 1886, S. 17.

5. **Müller, H. J.,** L. Annaei Senecae patris scripta ed. H. J. Müller, Vindobonae, 1887.

6. **de Nolhac, Pierre,** la bibliothèque de Fulvio Orsini. contributions à la histoire des collections d'Italie et à l'étude de la renaissance. Paris 1887, Vieweg.

7. **Opitz, Richard,** quaestiones criticae in Senecae et Quintiliani declamationes. Commentationes quibus Ottoni Ribbeckio .... congratulantur discipuli Lipsienses. Leipzig 1888, Teubner, S. 37 ff.

8. **Young, John,** A manuscript of Quintilian. Athenaeum No. 3184 (1888), S. 591.

9. **Fleiter, Gerhard,** de minoribus quae sub nomine Quintiliani feruntur declamationibus. Dissertation, Münster 1890.

10. **Fierville, Charles,** Quintiliani de institutione oratoria liber primus. Texte avec des notes par Ch. Fierville, Paris 1890, Firmin Didot.

11. **Teuffel-Schwabe,** Geschichte der römischen Litteratur, 5. Aufl., Leipzig 1890, Teubner, S. 802. 886.

12. **Castellani, C.,** Intorno alle due edizioni Venete 1471 e senz' anno delle istituzioni oratorie di Quintiliano e all' edizione Veneta 1482 delle declamazioni .... Venezia 1891, Fratelli Visentini.
Rez.: Berl. phil. Wochensch. XI, 1362 v. H. S.

13. **van der Vliet, J.,** Tertulliani declamationes. Mnemosyne XIX (1891), S. 62.

14. **de Nolhac, Pierre,** Petrarque et l'humanisme. Bibliothèque de l'école des hautes études. 91, Paris 1892, Bouillon.

15. **Hammer, C.,** Beiträge zu den 19 größeren quintilianischen Deklamationen. Progr. des Königl. Wilhelmsgymnasiums, München 1893.

16. **Weyman, Carl,** Studien zu Apulejus und seinen Nachahmern. S.-Ber. bayr. Akad. München 1894 II, S. 321.
Dazu **Dyroff, A.,** Jahresbericht über die deutsche Litteratur zur nacharistotelischen Philosophie 1891—96, Archiv f. Gesch. der Philosophie XIV (1901), S. 140.

17. **Le Blant, E.,** Sur deux declamations attribuées à Quintilien. Extraits des mémoires de l'institut national de France 34 (1895), 2ième partie, S. 354.
Rez.: Rev. de phil. 19, S. 261 von L. D(uvau). — L. C. 1896, S. 666. — Bull. crit. 17, S. 385 von P. Lejay. — Polybiblion Part. litt. 1896, S. 72 von C. Huit.

18. **v. Winterfeld, Paul,** schedae criticae in scriptores et poetas Romanos, Berlin 1895, Weidmann.

19. **Ihm, M.,** zur Überlieferung des älteren Seneca. Rh. M. 50 (1895), S. 367.

20. **Schanz, Martin,** Geschichte der römischen Litteratur. München, Beck. II, 2 (1901)[2], S. 357. III (1896), S. 138.

21. **v. Winterfeld, Paul,** ad scriptores latinos coniectanea. Philol. 55 (1896), S. 189.

22. **Sabbadini, Remigio,** Spigolatura Latine. Studi Italiani di filologia classica V (1897), S. 369 ff.

23. **Weber, Hans,** zu Calpurnius Flaccus excerptae decem rhetorum minorum. Bl. f. bayer. Gymn. 33 (1897), S. 251.

24. **Dessauer, Hugo,** die handschriftliche Grundlage der neunzehn größeren Pseudo-Quintilianischen Deklamationen. Leipzig 1898, Teubner. (Würzburger Dissertation.)
Rez.: D. L. 1899, S. 340 von Drerup. — Berl. philol. Wochenschr. 1899, S. 521 von C. Hammer. — L. C. 1899, S. 24 von C. Weyman.

25. **Norden, Eduard,** die antike Kunstprosa vom 6. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2. Bde., Leipzig 1898, Teubner.

26. **Weyman, Carl,** Revue d'histoire et de littérature religieuses III (1898), S. 383.

27. **Weyman, Carl,** Miscellanea critica S. 11. in Compte rendu du quatrième congrès scientifique international des catholiques tenu à Fribourg (Suisse) 1897. Freiburg 1898.

28. **Weber, Hans,** Quaestiones Calpurnianae ad explorandam elocutionem et aetatem Calpurnii Flacci rhetoris collatae. Donauwörth 1898. Münchener Dissertation.

29. **Brzoska, J.,** Calpurnius Flaccus. Pauly-Wissowa, Realencyclopädie d. klass. Altertumswissenschaft. III (1899), S. 1371.

30. **Dessauer, Hugo,** Lupana. Archiv f. lat. Lexicographie 11 (1900), S. 133.

31. **Niedermann,** ebenda, S. 271.

32. **Dessauer, Hugo,** de codice rescripto Parisino 7900 A. Rh. M. 56 (1901), S. 416.

33. Sammelnummer für Arbeiten, die nur gelegentlich der Deklamationen Erwähnung thun. a) **Pöhlmann, R.,** die Übervölkerung der antiken Großstädte. Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft, historisch-nationalökonomische Sektion 16, Leipzig 1884, S. 44. — b) **Meyer,** d. Gladiatorentesseren. Rh. M. 42 (1887), S. 126. — c) **Cramer,** Was heißt Leute. Archiv für lat. Lexikographie 6 (1889), S. 343. — d) **Seitz,** die Schule von Gaza, 1892, S. 15. — e) **Thomas,** miscellae quaestiones in Senecam philosophum. Herm. 28 (1893), S. 280. — f) **Schwartz,** Fünf

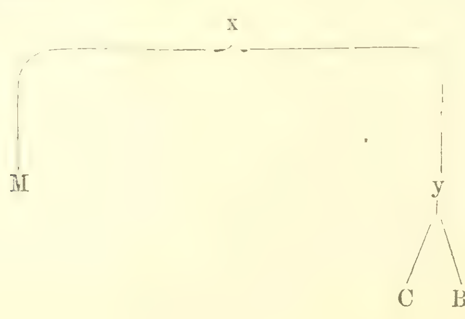
Vorträge über den griechischen Roman, 1896. — g) **Klebs**, Prosopographia imperii Romani saec: I. II. III. I. (1897), S. 212. — h) **Weyman**, Rh. M. 53 (1898), S. 318. — i) **Rohde**, der griechische Roman und seine Vorläufer, 2. Aufl. Leipzig 1900.

Die kleineren Deklamationen.

Die Handschriften.

An erster Stelle ist hier zu erwähnen, daß C. Schenkl in der Müllerschen Senekaausgabe (5), S. XXIV eine ganz ausführliche Beschreibung der ältesten und besten Handschrift, des Montepessulanus 126, giebt. Bekanntlich ist die erste Seite, die als Deckblatt gedient hatte und schon von Pithou mit Reagentien behandelt worden ist, gänzlich braun. Um so mehr möchte ich folgende Stelle aus Schenkls Bericht hervorheben: 'Die Schrift ist dort, wo Pithou selbst noch las, und dieselbe seither nicht abgerieben wurde, schon bei bloßer Befeuchtung zu lesen . . . Ein geübter Palimpsestleser würde ohne Zweifel einen großen Teil des von Pithou gelesenen wieder zu stande bringen.' Vielleicht veranlaßt diese Mitteilung einen Kundigen, einmal sich der kleinen Mühe zu unterziehen, auch die erste Seite einmal neu zu kollationieren.

Sodann hat Fleiter (9) im zweiten Teile seiner Dissertation das gegenseitige Verhältnis der drei uns zu Gebote stehenden Handschriften A (Montepessulanus 126), B (Monacensis 309), C (Chigianus 261) untersucht. Ritter hatte in seiner Ausgabe (1884) nur für einen kleinen Teil des Ganzen, etwa 1/13, Kollationen von C zur Verfügung gehabt. Da sich nun bei Fleiter über die Genauigkeit dieser Kollation Zweifel einstellten, hat er dieselben Partien, die bei Ritter verwertet sind, nochmals einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, nachdem er durch Gercke eine Neukollation davon erhalten hatte. Dabei stellte sich heraus, daß C durchaus nicht so eng mit B verwandt ist, wie Ritter annimmt, wennschon sie einst aus derselben Vorlage geflossen sind, und Ritters Stemma



richtig ist. Eingehendste Prüfung und gegenseitige Vergleichung aller Lesarten ergiebt vielmehr, daß C mitten inne zwischen A und B steht, frei von bewußten Interpolationen ist und auch selbst eine Reihe beachtenswerter Lesarten enthält, die sich weder in A noch in B finden. So muß für C bei einer neuen Ausgabe der Deklamationen eine vollständige und wirklich genaue Kollation gemacht werden, und auf ihm muß neben M, dem sein erster Platz gewahrt bleibt, der Text aufgebaut werden, während B, dessen Schreiber der nachlässigste von den dreien ist, an dritte Stelle zu rücken hat. Zurückzuweisen ist ferner nach Fleiter die Vermutung Hammers in der Rezension der Ritterschen Ausgabe, Bl. f. B. G. W. 21 (1885), S. 419, daß die Ausgabe des Ugoletus von 1494 aus C herstamme.

Ferner weist Sabbadini S. 392 seines Aufsatzes (*22*) auf folgende Notiz im Handschriftenkataloge von Angelo Decembrio, der gegen 1466 abgefaßt ist, hin: declamationes Quintiliani et cum eo libro rhetoricorum quidam libri eiusdem Quintiliani non prius visi. Das sei vielleicht eine Anspielung auf die Sammlung der kleineren Deklamationen. Wenn der hier angegebene Titel nicht von Decembrio selbst herrührt, sondern handschriftlich ist, dann wäre dieses Exemplar von dem des Agricola verschieden gewesen.

Über den Parisinus 7900 A siehe S. 100.

Textkritik.

Auf dem Felde der Konjekturalkritik ist folgendes aufzuführen:

Novak (*4*) schlägt vor: 252 (S. 34, 8 Ritter) maleficii istius demoror und 267 (89, 13) lacrimas quidem teneas oder contineas.

Eine reiche Fülle von Textesbesserungen bietet der Aufsatz von Opitz (*7*), der insgesamt an die 70 Stellen behandelt. Am Schlusse seiner Abhandlung sagt er: . . . archetypum corruptissimum ab homine linguae latinae satis perito falso mutatum esse secundum litterarum ductus quantum fieri poterat . huius via retro nobis eunda est caute nec nimis anxie. Und in der Befolgung dieses Grundsatzes ist er im großen und ganzen entschieden glücklich gewesen. Eine große Anzahl seiner Vorschläge werden in einer neuen Ausgabe, sei es im Text, sei es im Apparat, Platz finden müssen. Zur Bekräftigung dieses Urteils seien eine Anzahl herausgehoben. 246 (6, 20) me quamvis praecipitem in hoc iudicium agat ultio. 246 (8, 1) motu portantis. 246 (8, 4) veneficium <con> scientia (*sc.* novercae) docui. 249 (22, 30) ad confutationem huiusce rei. 257 (51,9) quae aliquod incommodum comminantur. 259 (58, 17) pro senecta. 263 (77,1) rogationem apparet de his tantummodo latam qui . . . 273 (119, 31) idem esset is, a quo. 287

(154,9) diffidit et vir fortis. 299 (180, 25) ultima sepulcri qualitas. 301 (187, 17) alioqui summae amoenitatis est. 306 (203, 23) nunc ludis. 306 (204, 5) non ancilla, non nutrix. 306 (205, 17) ne fabulam matronae inveniant. 306 (206, 12) maeret maritum. 311 (224, 14) ut non servus sit. 328 (288, 9) ut omnia facta causas desiderarent. 328 (289, 15) quaesivi enim nimis. 374 (413, 26) plus potest unus tribunus. 388 (440, 23) deos peierat. 388 (440, 24) nimirum oscula sua venalicii ore (= servi venalis ore) inquinat. In Schutz genommen wird die Überlieferung gegen Ritter oder Rohde 252 (32, 19) duae ist unnötig; 252 (33, 1) wo accidit mit B C zu lesen ist; 257 (49, 27) mediocritatis ist richtig, es entspricht unserem 'unsere Wenigkeit'; 286 (151, 2), wo am Thema keine Änderung vorgenommen zu werden braucht.

Fleiter in den seiner Dissertation (*9*) angehängten Thesen bezeichnet die Worte 268 (93, 6) sed persona fratris mei impedit me, ut ego non dicam quae possunt contra philosophum, die nur in B überliefert sind, als Glossem, das zu tilgen ist, 268 (94, 6) hält er die Überlieferung secta discenda gegen Rohdes adsciscenda und 268 (97, 13) liest er: productus tamen prorogatusque arte mea pater.

v. Winterfeld, schedae criticae (*18*), S. 29 ff. fügt 247 (9, 24) als erste lex vor bona mariti ect. noch ein: rapta raptoris aut mortem optet aut nuptias. In eben derselben Deklamation liest er (12, 5): concubitum für coitum, (12, 15) ac de altera, (13, 18) cui lex et morte vim vindicare permisit. 279 (138, 13) schlägt er vor: osculo probari und 330 (299, 1) animi.

Zuletzt sei noch erwähnt, daß Thomas (*33e*) 314 (236, 23) die Lesung der Handschriften: occurreret in Schutz nimmt.

Der Verfassser und die Zeit der Entstehung.

Constantin Ritter hatte in seinem Buche über die quintilianischen Deklamationen, 1881, S. 219—56 bekanntlich behauptet, daß die kleineren Deklamationen von Quintilian selbst herrührten, allerdings weder von ihm selbst veröffentlicht worden noch zur Veröffentlichung bestimmt gewesen seien, sondern daß vielmehr die Sammlung aus Nachschreibeheften seiner Schüler zusammengestellt sei. Die Herausgabe sei wahrscheinlich vor der institutio erfolgt. Daß diese Aufstellungen völlig verfehlt seien, ergab sich als das Resultat von Trabandts Dissertation: de minoribus quae sub nomine Quintiliani feruntur declamationibus vom Jahre 1883.*) Gegen Trabandts Ergebnisse wendet sich nun wieder Fleiter in dem ersten Teile seiner gleich betitelten Dissertation (*9*). Er geht davon aus, daß weder in den Handschriften

*) Vergl. Becher, Jahresbericht, Band 51, S. 69.

die Deklamationen Quintilian zugeschrieben werden, noch ihrer bei den Schriftstellern irgendwo Erwähnung geschieht. Die erste Behauptung ist irrtümlich; denn, wenn auch am Schlusse der Sammlung der Hinweis auf den Verfasser fehlt, so ist doch in den Handschriften Quintilian nach decl. 307 und 350 genannt.*) Um die andere Ansicht aufstellen zu können, bestreitet er, daß die bekannte Stelle bei Treb. Pollio XXX tyr. 4, 2 auf Deklamationen gehe. Der Ausdruck unius capitis lectio beweise deutlich, daß sich Trebellius auf die institutio beziehe. Merkwürdig ist der Satz: minus arcessita atque dubia quam Ritteri eius fortasse explicatio videatur, qui dixerit esse has declamationes Postumi Iunioris cuius declamationes Quintiliano insertas fuisse Trebellius Pollio loco quem dixi, auctor est. Aus Mangel an äußeren Gründen müsse man sich folglich auf innere stützen. Zunächst werden nun Trabandts Argumente wiederholt, ohne ihnen etwas Wesentliches hinzuzufügen, bis auf das eine, daß schon aus buchtechnischen Gründen Ritters Ansicht unhaltbar ist, worauf auch Meister, philol. Anzeiger XVI (1886), S. 116, wenn auch in etwas anderer Form, schon hingewiesen hatte. Während man nun so der Meinung sein könnte, daß es Fleiter nur um eine Berichtigung der Trabandtschen Ergebnisse zu thun sei, an denen er aber festhalten will, springt auf einmal die Untersuchung in die entgegengesetzte Richtung um. Es sei an und für sich gar nicht unmöglich, daß die Deklamationen doch aus Quintilians Schule stammen könnten, gelegentlich habe er ja sicher deklamiert, und so könnte eine Sammlung von Deklamationen vorliegen, die Quintilian im Laufe der Jahre bei seinem Unterricht gehalten und verwendet habe, ediert nach Nachschriften. Zu der Ausgabe könnten verschiedene Schüler beigesteuert haben. Daß Quintilians Name in dem vorliegenden Texte nicht genannt wird, ist kein Gegengrund, ebensowenig die paar Themata — im ganzen sechs — über Orakel, Pest und böse Stiefmütter, trotz des bekannten Diktums in der institutio 2, 10, 4, da ja Quintilian dererlei in mäßigem Umfange selbst zuläßt, sofern sie nicht direkt stulta et acrioribus oculis intuenti ridicula sind. Gelegentliche Unebenheiten, abgerissene Darstellungsart, mangelhafte Satzverbindungen sind durch die Natur der Kollegheften zu erklären. Eben glaubt man, daß das Schlußresultat gezogen werden soll: die Deklamationen stammen also aus Quintilians Hörsaal, da springt die Untersuchung zum zweiten Male um. Stil und Ausdrucksweise der Kolleghefte seien meistens dem des Lehrers entsprechend, aber die uns vorliegenden Deklamationen weichen im Sprachgebrauch von Quintilian ab, folglich sind sie ihm abzusprechen. Statt aber nun dafür Beispiele

*) Vergl. Ritters Ausgabe, S. 209 und 379.

zu bringen, erklärt Fleiter plötzlich: verum cum de his agere mihi non proposuerim, nunc quidem hanc quaestionem missam facio atque iam transeo ad alteram commentationis meae partem. So verläuft leider die ganze Sache im Sande, und Schanz hat mit seiner Kritik völlig recht, wenn er Litt.-Gesch. (*20*) II, 2, 359 sagt: „Fleiter mäkelt in unfruchtbarer Weise an Trabandts Ergebnissen." Die Lösung der Echtheitsfrage ist durch diese Untersuchung um nichts gefördert worden.

Schwabe in Teuffels Litteraturgeschichte II, S. 308 (*11*) lehnt die Autorschaft Quintilians ab, die handschriftliche Zuteilung an ihn allein kann hier ebensowenig beweisen als bei den großen Deklamationen. Über den auch hier auftretenden Zweifel, ob überhaupt die Handschriften Quintilian als Verfasser bezeichnen s. o. S. 95. — Auch Hammer (*15*), S. 10 erklärt beide Sammlungen für unecht.

Schanz (*20*), der II, 2, 357 ff. einen sehr eingehenden Überblick über den Stand der Frage giebt, spricht sich ebenfalls gegen die Echtheit aus, indes gehören die Deklamationen der Sprache nach in die nächste Zeit nach Quintilian. Da die Sammlung aus Nachschriften von Schulvorträgen herrührt, so ist es aber gar nicht nötig, mit Ritter und Trabandt anzunehmen, daß uns nur Excerpte aus ausführlicheren Deklamationen vorliegen. Die Natur von Kollegheften erklärt den Zustand der Sammlung vollständig.

Anhangsweise sei hinzugefügt, daß Meyer (*33b*) spectare als terminus technicus neben pugnare und vincere beim Gladiatorenkampf nachweist, wobei er sich auch auf decl. min. 302 (191, 7 R.) beruft, und daß Weyman (*33h*) zu decl. min. 301 (187, 20 R.) Petrons Predigt und die vita S. Erasmi vergleicht.

Die grossen Deklamationen.

Die handschriftliche Grundlage.

Am wichtigsten ist die Periode für die großen Deklamationen gewesen, da in ihr endlich die gesamte handschriftliche Überlieferung untersucht und ein festes kritisches Fundament gewonnen worden ist. Das verdanken wir den Bemühungen Hammers und Dessauers. Dabei ist es nun besonders erfreulich, daß, obwohl die beiderseitigen Untersuchungen völlig unabhängig von einander geführt sind, das Hauptresultat sich bei beiden deckt.

Hammer hat seine Resultate im zweiten Kapitel seines Programmes (*15*) niedergelegt. Er hat 32 Handschriften teils selbst untersucht, teils sich davon Kollationen und Proben verschafft, die er kurz beschreibt, um dann, ebenfalls in aller Kürze, wie es im Rahmen eines Programmes nur möglich war, das Ergebnis seiner Untersuchungen mitzuteilen. Danach sind alle Handschriften aus einem Archetypus geflossen, und für das kritische Fundament sind nur drei von ihnen brauchbar: Bambergensis, Vossianus 111, die auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, und auf der anderen Seite, deren vielfache Auslassungen und Verschreibungen einigermaßen ergänzend, Parisinus 16230. Weichen diese Handschriften von einander ab, so hat das Urteil zu entscheiden.

Viel umfassender ist die Dissertation von Dessauer (*24*) angelegt. Ausgedehnte Reisen und langjähriges, entsagungsvolles Studium haben ihn in den Stand gesetzt, 58 Handschriften zusammenzubringen und diese bis auf 2 Ausnahmen alle selbst einzusehen und zu kollationieren. 25 davon sind überhaupt zum ersten Male herangezogen. Dessauer hat sich aber weiter auch bemüht, die Handschriften in Klassen zu teilen und deren gegenseitiges Verhältnis sowie das zum Archetypus festzustellen. Damit ist die Hauptarbeit auf diesem Gebiete endgültig abgeschlossen. Festzuhalten ist: Sämtliche Handschriften stammen von einem Archetypus ab, zerfallen aber in verschiedene Gruppen. Von diesen sind zunächst zwei Klassen herauszuheben: A und B, auf deren Hauptvertretern allein ein zuverlässiger Text aufgebaut werden kann. Am wertvollsten sind die codices der Klasse A und besonders die älteste aller Handschriften überhaupt, Bambergensis M IV 13, 10. Jahrh., die als der beste aller erhaltenen codices gelten muß, dessen Wert hauptsächlich in der treuen Wiedergabe des Archetypus auch an fehlerhaften und unverständlichen Stellen besteht, und der auch für die Kenntnis des Vulgärlateins in orthographischer und grammatischer Hinsicht von Wichtigkeit ist. Ihm zur Seite steht Vossianus in quarto 111, 10.—11. Jahrh., der neben dem Bambergensis als Vertreter einer selbständigen Überlieferung dieser Klasse einen Platz im kritischen Apparat beansprucht. In bezug auf allgemeine Korrektheit steht er über dem Bambergensis, aber schon sind eine Reihe lokaler und vulgärer Spuren des Archetypus verwischt, auch an einigen Stellen bereits Änderungen des Textes nach eigenem Ermessen eingetreten. Das fehlende erste Blatt ersetzt uns Seldensis 36, 12. Jahrh., eine getreue und direkte Abschrift aus dem Vossianus. Der Parisinus 1618, 12. Jahrh., ist durch ein oder zwei Zwischenglieder mit der unmittelbarn Vorlage des Bambergensis verbunden. Leider ist er aber dadurch für die Recensio wertlos geworden, daß er mit Konjekturen durchsetzt ist.

Mehr Beachtung verdient eine Gruppe von 5 Handschriften, die wiederum selbständig aus der Vorlage des Bambergensis ihren Ursprung ableiten. Es sind dies Montepessulanus H 226 (um 1200), Vaticanus 1773, Perizonianus in folio 14,*), Hunterianus (in Glasgow), Laurentianus Plut. Sin. 22 nr. 8. Ihre Zusammengehörigkeit verraten sie schon dadurch, daß sie alle das mittelalterliche Gegenstück zu dekl. III, den Tribunus Marianus enthalten. Der an erster Stelle genannte Montepessulanus verdient deshalb auch, trotz seiner Interpolationen, daß man nicht achtlos an ihm vorübergeht; für die unechte declamatio III[b] ist er die Haupthandschrift. — Zur Klasse B, die schon äußerlich an der Reihenfolge der Deklamationen und dadurch, daß sie außer nach decl. 18 auch nach decl. 10 eine subscriptio enthält, kenntlich ist, gehören nur junge Handschriften. Doch, trotzdem es in diesen an mehr oder weniger durchgreifenden Korrekturen nicht fehlt, darf diese Klasse nicht unterschätzt werden; denn ihr Archetypus war vollständiger und weniger von Schreibfehlern durchsetzt als der der Klasse A. Die beiden maßgebenden Vertreter der Gruppe sind Parisinus 16230, 14. Jahrh., und Sorbonianus 629, 15. Jahrh. Drerups Wunsch, die Selbständigkeit des Sorbonianus neben dem Parisinus besser begründet zu sehen, kann sich Referent nur anschließen. Wir kommen nun zur Gruppe C. Diese stellt eine mit Bedacht und Verständnis gefertigte Kontamination aus A und B dar, vermehrt durch eigene Zuthaten. Auch hier stellt Dessauer wieder Unterabteilungen auf, doch auf diese einzugehen, würde zu weit führen. Die beiden wichtigsten Manuskripte sind hier der Colbertinus (Paris. 7800), 12. Jahrh., der, da große Stücke von ihm verloren sind, durch No. 491 der Bibliothek von Angers ergänzt wird, und der Audomarensis (St. Omer) 663. Aus einer Handschrift dieser Klasse ist auch die editio princeps abgedruckt. Folgt Klasse D, deren gemeinsamer Ursprung durch eine Reihe von Auslassungen erwiesen wird. Auch sie ist kontaminiert, ob mit einem Exemplar von B oder C (letzteres Dessauers Meinung), läßt sich schwer sagen. Daß die Gruppe nicht als Unterabteilung von C erscheint, hat seinen Grund darin, daß ihre Urhandschrift die Überlieferung von A mit peinlicher Genauigkeit wiedergab. Abgetrennt vom gemeinsamen Stamme hat sie sich später als der Vossianus. Ihre Hauptvertreter sind Perizonianus in octavo 4 A, 13. Jahrh. und Vossianus in quarto 77. Dessauer will diese Klasse ganz von der Berücksichtigung im kritischen Apparate ausschließen, aber auch hier stehe ich auf der Seite von Drerup, der wenigstens den Perizonianus vertreten wissen will, denn eine gewisse Kontrolle für die Überlieferung der Klasse A giebt D doch.

*) Auf diese Handschrift geht Hammer, S. 16 näher ein.

4 Handschriften also bilden die kritische Grundlage, Bambergensis, Vossianus 111, Parisinus 16230, Sorbonianus. Dazu treten, und insofern wird über Dessauer hinauszugehen sein, der Montepessulanus und die Repräsentanten von D. Nun folgt in einem weiteren Kapitel die Betrachtung der interpolierten Handschriften der Humanistenzeit. Hier und auch im Vorhergehenden findet sich mancher hübsche Beitrag zur Handschriftenkunde und zur Geschichte der Humanistenzeit. Aufmerksam gemacht sei hier nur auf den Seldensis 22, 15 Jahrh. (vergl. S. 55), der aus dem Exemplar von Laurentius Valla abgeschrieben ist.

Der in Majuskeln geschriebene Archetypus (S. 92) war schwer leserlich und enthielt manches falsch oder gar nicht Verstandenes. Der Schluß von decl. 16 war schon in ihm verloren gegangen. Eine Reihe kleiner Lücken, sowie einige in den Text gedrungene Glosseme kennzeichneten ihn, doch geht Dessauer in der Annahme von Lücken etwas zu weit. Interessant ist das Verhältnis von decl. 6, 9 zu Cic. Verr. 5, 117, worüber auf Dessauer S. 84, sowie auf Hammers Rezension verwiesen sei.

Der letzte Teil von Dessauers Buch bietet eine Fülle glänzender und scharfsinniger Verbesserungen. Auch Hammer hat sowohl in seinem Programm, wie in der Rezension von Dessauer redlich dazu beigetragen, den Text von Fehlern zu reinigen und lesbar zu machen. Aber darauf hier einzugehen, ist eben bei der Fülle des von beiden Gebotenen ganz unmöglich.

Sonstige Beiträge, Handschriften betreffend, liegen vor bei de Nolhac, la bibliothèque de Fulvio Orsini (*6*), der S. 376 und 394 über Vaticanus 3377 handelt, der einst Orsini gehörte (vergl. Dessauer S. 44, Hammer S. 20).

Den Bruxellensis, der auch den Rhetor Seneca enthält, bespricht Müller in seiner Senecaausgabe (*5*), S. XVII, der die Vermutung ausspricht, daß die Handschrift auf Veranlassung des Nicolaus Cusanus geschrieben worden sei.

Dem Hunterianus, den Dessauer leider nicht einsehen konnte, widmet eine kurze Notiz Young (*8*). Bezeichnet ist er Quintiliani No. 4. Dazu bemerkt Young: 'I shall by glad to learn, if any other custodien of MSS. has no. 1 2 or 3.' Interessant wäre eine solche Entdeckung auf jeden Fall.

Über den Riccardianus 1179, den Dessauer ebenfalls nicht benutzen konnte (vergl. S. 8 und 53), handelt bei Besprechung der Senecaüberlieferung Ihm im Rhein. Mus. 50 (*19*).

Den Vaticanus 1773, einst Eigentum von Gasparino Barzizza, der einige recht interessante Bemerkungen seines Besitzers enthält, bespricht Sabbadini (*22*), wozu Dessauer S. 16 zu vergleichen ist.

Van der Vliet berichtet in der Mnemosyne XIX (*13*), daß er auf die Angabe Öhlers in der praefatio seines Tertullians S. XXI hin: in der Bibliothek Sir Phillips zu Cheltenham liege eine Handschrift des 15. Jahrh., welche declamationes Tertulliani enthalte, dort habe deswegen anfragen lassen. Darauf ist ihm die Antwort zugegangen, daß im codex 2357 keine declamationes Tertulliani stehen, wohl aber die großen declamationes Quintiliani. Hiergegen erklärt nun Dessauer, daß Pseudo-Quintilian in der Handschrift 1822 steht, die bereits Burmann bekannt war, der sie als Wittianus citiert, dagegen No. 2357 nach Hänels Katalog declamationes Tertulliani enthalte.

Ebenfalls einen Beitrag zur Handschriftenkunde bietet Dessauers nachgelassener, vom Referenten der Öffentlichkeit übergebener Aufsatz: de codice rescripto Parisino 7900 A (*32*). Angeregt durch v. Wilamowitz, der im Hermes XI, S 118 auf den interessanten Palimpsest hingewiesen hatte, hat Dessauer seinen Aufenthalt in Paris auch dazu benutzt, nochmals aufs genaueste die ursprüngliche Schrift dieser Handschrift zu untersuchen. Leider hat die Hand, die das Pergament zur zweiten Niederschrift präparierte, ihres Amtes so geschickt gewaltet, daß es auch ihm nicht gelungen ist, wesentlich mehr zu entziffern als seinen Vorgängern. Diese wenigen Zeilen sind in dem genannten Aufsatze abgedruckt. Das ist um so mehr zu bedauern, als uns so die Möglichkeit genommen ist, das interessante Problem zu lösen, ob einmal in der Überlieferung beide Sammlungen quintilianischer Deklamationen, die jetzt völlig getrennt sind, vereint waren. Soviel läßt nämlich das Erhaltene gerade noch erkennen, daß eine Excerptensammlung vorlag, in der die declamationes maiores (von decl. 1 und 2, die in eine zusammengezogen waren, war ja das Argument zu entziffern möglich) mit Stücken verbunden waren, die ganz denen der kleineren Deklamationen entsprechen.*) Da aber bei den Rhetoren dieselben Themata des öfteren behandelt zu werden pflegten, vom Text selbst aber nichts erhalten ist, so können wir diese interessante und wichtige Frage nicht entscheiden, und Wilamowitz' geistvolle Vermutung, am Ende könne hier dieselbe Sammlung vorliegen, deren zweiter Teil im Montepessulanus 126 noch existiert, muß eine Vermutung bleiben. Resigniert spricht sich denn auch der Verfasser am Ende aus: ratione quadam interiore inter se conexa quidem esse excerpta illa deperdita et collectionem utramque declamationum Quintiliani quae feruntur, constat. quae qualis fuerit, fortunae iniquitate semper latebit.

Doch mit diesen letzten Nummern haben wir bereits das Gebiet der Überlieferungsgeschichte gestreift. Aber ehe wir uns ihr zuwenden,

---

*) Vergl. die Argumente fol. 75 mit decl. 288 und fol. 90 mit decl. 298.

ist die Frage der Entstehungszeit zu betrachten, wozu uns die Sprache den Anhaltpunkt geben muß.

Die Sprache der Deklamationen.

Auf lexikographisch-grammatischem Gebiete ist keine größere Arbeit zu verzeichnen. Daß der Wortschatz der Deklamationen relativ gering ist ('äußerst armselig' ist doch wohl ein etwas zu starker Ausdruck), hebt Hammer in seinem Programm (*15*), S. 43 hervor und erklärt dies ganz richtig aus den Gewohnheiten der Rhetorschule, in der die Übungen nach seit langer Zeit gebräuchlichen Schablonen angelegt zu werden pflegten. Von grammatischen Eigenheiten, deren sich hier, nebenbei bemerkt, eine ganze Reihe findet, bespricht Hammer dann in aller Kürze den Bau der Substantivsätze, die Ellipse der pronomina im Infinitivsatze, den Indikativ in der indirekten Frage und anderes, woraus deutlich hervorgeht, daß die Deklamationen dem *Vulgärlatein* zuzurechnen sind. Im kritischen Teile des Programmes, besonders, wenn die Lesart der Handschriften verteidigt wird, finden sich noch eine Reihe hübscher sprachlicher Beobachtungen, ebenso wie Dessauer (*24*) bei gleichem Anlaß dergleichen bietet; vergl. seine Bemerkungen über den gen. plur. auf ūm von Wörtern nach der 2. decl. (S. 98). Dagegen ist der Vokativ temerari (S. 77) doch wohl zurückzuweisen, wenngleich es genug Eigenheiten in der Diktion unserer Stücke giebt. In das Detail kann natürlich hier nicht eingegangen werden.

Von besonderem Interesse ist, daß sich oft genug Anklänge an Sprache und Art des *Apulejus* finden; so die Doppelformen en ecce, quare igitur (Hammer S. 46, Dessauer S. 71), die Anwendung von obiter in der Bedeutung 'zu gleicher Zeit' (Hammer S. 51). Diese Beziehungen sind auch Weyman (*16*) nicht entgangen, der S. 387 eine Reihe von Parallelen zusammenstellt, die erweisen, daß zwischen Apulejus und Pseudoquintilian gewisse Beziehungen bestehen.

Nachdem Wölfflin, Archiv VIII, S. 8 das Wort *lupana* aus dem Dunkel hervorgezogen hat, ist es seitdem an verschiedenen Stellen nachgewiesen und mehrfach besprochen worden; vergl. eine Reihe von Artikeln im Archiv für lat. Lexikographie. In einer besonderen Miscelle bringt Dessauer (*30*) dafür auch zwei Beispiele aus den Deklamationen: 14, 3 paupertatem in lupanarum obsequia transtuleram, 14, 12 patior illas lupanarum insultationes, nebenbei die ältesten Beispiele, falls die Deklamationen vor Apulejus gehören sollten. Dazu sei jedoch bemerkt, daß Niedermann (*31*) in demselben Bande des Archivs wieder an der Existenz des Wortes zweifelt. Er erinnert daran, daß nur die Genetivform lupanarum vorkommt, die auch von lupanar abgeleitet werden kann, und vergleicht unser deutsches 'Frauenzimmer'.

Cramer (*33c*) in seiner Betrachtung der lateinischen Ausdrücke für unser 'Leute' hat beobachtet, daß Quintilian nur homines dafür gebraucht, während mortales dafür einunddreißigmal in den Deklamationen wiederkehrt.

Entstehungszeit.

Schon die einfache Thatsache, daß die Deklamationen eine nicht unwichtige Quelle des Vulgärlateins darstellen, zeigt, daß an Quintilian als Verfasser gar nicht zu denken ist, was ja auch allgemein zugestanden wird. Daß sie aber Quintilian schon früh untergeschoben sind, beweist der Umstand, daß sie schon Hieronymus ganz unbefangen als quintilianisch citiert. Hammers Erklärung dafür (Programm S. 30), der Name Quintiliani declamationes sei daher entstanden, weil sie nach der Theorie Quintilians bearbeitet seien, wird ungefähr das Richtige treffen, nur muß man von unserem Standpunkte aus, vor 'nach' ein 'angeblich' einschalten.

Einen Anhaltspunkt für die *Entstehungszeit* giebt das schon oben erwähnte Verhältnis zu Apulejus, das Hammer, Dessauer, Weyman (*16*) gleicherweise betonen. Unter die Zeit des Gellius und Apulejus hinabzugehen, verbietet nach Hammer S. 44 das gänzliche Fehlen von quia als Vertreter eines Substantivsatzes. Dessauer S. 100 merkt an, daß die öfters und sicher nicht zufällig auftretende Allitteration an Apul. met. erinnert. Besonders aber zeigen die gegenseitigen engen Berührungen zwischen den Deklamationen und Apulejus die Parallelen bei Weyman, S. 387, die nicht nur auf Sprachliches beschränkt sind. Auf grund derselben setzt Weyman die Deklamationen vor Apulejus. Nach seiner Ansicht stammen auch alle 19 von einem Verfasser; Hammer dagegen, S. 12 und 30, denkt, wie schon Burmann, an mehrere Verfasser, deren Deklamationen schließlich zu einem Korpus vereinigt wurden, was wahrscheinlich im Interesse des Schulbetriebes geschah. Hieraus erklärt er sich auch die verschiedene Reihenfolge der Stücke in den Handschriften.

Überlieferungsgeschichte.

An der Spitze der Überlieferungsgeschichte steht bekanntlich die uns durch die Subskriptionen der Handschriften überlieferte Thatsache, daß der Archetypus unserer Deklamationen auf die recensio zurückgeht, die Domitius Dracontius und sein Freund Hierius zu Rom in der schola Fori Traiani veranstaltet haben. (Ritter, die quintilianischen Deklamationen S. 204, Hammer S. 26, Dessauer mehrfach, bes. S. 80.) Rohde bei Ritter hatte das verderbte arrico der Subscriptio nach decl. 10, die sich nur in Handschriften der Klasse B findet, was dem Hierius als

Prädikat beigelegt wird, als grammatico gedeutet und an den Hierius gedacht, dem ungefähr 379 Augustin seine Schrift de pulcro et apto gewidmet hat. Dessauer, S. 80, lehnt diese Vermutung ab, weil nach Analogie anderer Subskriptionen in Hierius ein hoher Würdenträger zu suchen sei. Er denkt an vicarius. Hammer in der Rezension von Dessauers Arbeit kehrt zu Rohdes grammatico zurück und schlägt vor, unseren Hierius mit dem Adressaten des 66. Briefes des Prokopius von Gaza zu identifizieren, in dem Seitz (*33d*) den Lehrer der lateinischen Sprache in Gaza vermutet. Damit kämen wir an das Ende des 5. Jahrhunderts.

Die andere Subscriptio nach decl. 18, welche A und B gemeinsam ist, leidet ebenfalls an einem Fehler der Überlieferung. Der Schluß lautet: mihi et usibus meis et diis (wofür bekanntlich doctis oder discipulis gelesen wird) omnibus, woraus Sabbadini (*22*) herstellen will: mihi et omnibus meis et aliis omnibus.

Eine besondere Verbreitung unserer Deklamationen in den gallischen Rhetorschulen erschließt Hammer S. 60 daraus, daß die meisten unserer erhaltenen Handschriften aus dem ehemaligen Gallien stammen. Welche Bedeutung gerade Frankreich für die Erhaltung unserer Handschriften hat, braucht ja hier nicht erst besonders auseinandergesetzt zu werden, doch möchte ich auf Nordens Kunstprosa II, 690 und 704 (*25*) verweisen. Dem lebendigen Interesse an einem Autor, besonders aber seiner Verwendung im Unterrichte, verdankt die Excerptenlitteratur ihr Dasein. Und so bilden die *Excerpte* einen Beweis dafür, daß die Deklamationen im Schulbetriebe keine kleine Rolle gespielt haben. Haben wir doch aus ihnen solche in zwei ganz verschiedenen Fassungen erhalten. Merkwürdigerweise fehlt in beiden decl. III. Leider sind beide ohne Wert für die Herstellung des Textes. Die eine Fassung liegt vor im Monacensis 631, der einst dem bekannten Humanisten Hartmann Schedel aus Nürnberg gehörte, im 13. Jahrhundert geschrieben. Gelegentlich finden sich darin auch freie Zusätze des Bearbeiters, am umfänglichsten in decl. 12. Ans Tageslicht gezogen hat sie Hammer, S. 31 seines Programms (*15*), bei dem auch das Excerpt aus decl. 1 und 2, die hier, wie auch sonst in den Excerpten, in eins zusammengezogen sind, abgedruckt ist. Hammer geht auch auf den Sprachgebrauch ein, stellt die selten vorkommenden Worte zusammen und notiert einiges syntaktisch Auffällige. Die Zeit dieser Excerpte absolut sicher zu bestimmen, wird kaum möglich sein. Innere Indicien fehlen ganz, nur die Sprache kann einige Anhaltspunkte gewähren. Und da scheint mir Hammers Vermutung das Rechte zu treffen, der aus der rohen Sprache mit ihren Verstößen gegen die maßgebende Grammatik auf das 5. oder 6. Jahrhundert schließt.

Viel gewandter im Ausdruck sind die Excerpte in Dialogform, die Burmann aus dem Vossianus in quarto 84 herausgegeben hat. Abgefaßt sind sie nach einem Exemplar der Klasse C. Sie behandeln Hammer, S. 37 und Dessauer, S. 62. Schon Hammer hat neben dem Vossianus die Handschrift herangezogen, welche den besten Text bietet, den Parisinus 4709, wo ein Widmungsbrief vorausgeschickt ist. Drei weitere Handschriften hat Dessauer entdeckt. Einer alten Vermutung folgend denkt Hammer an Adelardus Bathoniensis als mutmaßlichen Verfasser. Dessauer rät auf Abälard, der mit den Deklamationen vertraut war, da er sie des öfteren in seinen Werken citiert. Hammer betrachtet auch hier den Wortschatz und einige grammatische Eigentümlichkeiten. Ferner giebt er eine Reihe von Textesbesserungen, die, da Burmann den Text äußerst nachlässig ediert hat, recht willkommen sind.

Über zwei *Florilegien* aus den Deklamationen handelt Dessauer, S. 61. Vielleicht hat es für manchen Interesse, zu erfahren, daß für das erste von ihnen der berühmte Excerptencodex Nostradamensis 188 (= Paris. 17903) Haupthandschrift ist. Textkritisch sind auch sie wertlos, Abweichungen vom Texte der Klasse C, die beide Male vom Excerptor zu Grunde gelegt worden ist, finden sich selten und nur da, wo die Loslösung aus dem Zusammenhange kleine Änderungen nötig machte.

Von vornherein für die Textkritik unbrauchbar, aber an und für sich interessant genug sind die *poetischen Bearbeitungen*, die unsere Deklamationen, ebenso wie einige Kontroversien Senecas, im 12. oder 13. Jahrhundert erfahren haben. Ihnen nachgegangen sind Hauréau (*1 und 2*) und Fierville (*3 und 10*); man vergleiche auch Norden, Kunstprosa II 897, sowie 722 ff. Zuverlässige Texte hofft Referent in einiger Zeit geben zu können. Uns liegen noch decl. 4, 8 und 13 in Gedichtform vor, letztere in zwei Bearbeitungen unter der Überschrift: versus de quodam paupere, von denen die eine dem Mönche Serlon, die andere, die sich enger an ihre Vorlage anschließt, Peter Riga angehört. Über den Autor von 4 und 8 steht bis jetzt nichts Sicheres fest. Alle drei haben von den Bearbeitern eigene Zusätze erhalten. Der Bearbeiter von 8, der auch Quintilian als seine Quelle nennt, läßt vor Gericht auch den Vater zu Worte kommen und schließt mit den Versen ab:

„res ubi facta fuit et disceptatio talis
diffinivit eam sententia iudicialis:
cum te pacificum promiserit os et amicum,
debes malle mori quam mens tua dissonet ori.“

Besonders frei und sehr umfangreich geraten ist decl. 4, die auch viel gelesen worden ist, da sie in einer ganzen Reihe von Handschriften enthalten ist. Im Gegensatz zu Pseudo-Quintilian befiehlt hier der Vater,

nachdem er das Orakel erhalten hat, das Kind auszusetzen, aber die Mutter läßt es heimlich großziehen. Wie der Sohn herangewachsen ist, führt er die römischen Legionen gegen die Karthager, erringt glänzende Siege, kehrt im Triumphe zurück und wird als Lohn für seine Heldenthaten zum Könige von Rom gewählt. Da erinnert er sich des Orakels und will sich töten. So kommt es zur Verhandlung; denn jetzt hat der Vater, stolz auf die Thaten seines Sohnes, ihn anerkannt und widerspricht dessen Bitte, sich töten zu dürfen. Köstlich sind auch sonst die Anachronismen in dem Gedicht: Cesar lebt vor den punischen Kriegen, und bei der Verhandlung beruft man sich auf den Codex Justinianeus. Ein ganz willkürlich zugerichteter Text hiervon wie von der ersten Bearbeitung von XIII findet sich in den Werken Hildeberts, dem sie fälschlich zugeschrieben worden sind.

Ein weiteres Zeugnis für die Verbreitung der Deklamationen liefern ihre *Übersetzungen ins Italienische*. Die eine findet sich in Madrid, von der Fierville im archiv des missions, III. serie, tome V (1879), S. 85 sagt: 'c'est un magnifique ouvrage.' Eine andere steht in Handschriften des ausgehenden 14. und 15. Jahrhunderts. Dessauer S. 65 ff. kennt 10 Handschriften davon. Diese Übersetzung ist mehr eine stark gekürzte Paraphrase nach einer schlechten Handschrift und enthält auch die unechte decl. III^{b} (Tribunus Marianus). Ihr Verfasser ist durch die Schlußbemerkung im Vaticanus 3222 bekannt geworden (vergl. de Nolhac, la bibliothèque de Fulvio Orsini S. 394 (6)). Diese Notiz lautet: Finita quella parte del quintiliano la quale e soficiente e necessaria alle cause nel suo libro composte e recate in volghare per messere Antonio Luschi da Vincenza. lasempio fu scrito per niccolao di piero di tomaso da pisa nel XXIX°. (d. h. 1429). Apostolus me fecit secunda die hotubris Valencie MCCCCLII.

Nun kommen wir zum Zeitalter des *Humanismus*, dessen Begeisterung für alles Antike wohl auch die zuletzt besprochene Übersetzung zu verdanken ist. An der Echtheit der Sammlung zweifelte damals niemand. Freilich der Begründer jener neuen Zeit, Petrarka, brachte unseren Deklamationen nun gerade keine Begeisterung entgegen. Als ihm die institutio oratoria, wenn auch in verstümmelter Form, bekannt geworden war, sprach er seine Meinung über die Deklamationen in einem Briefe an Quintilian aus (ad familiares XXIV, 7). Geschrieben ist dieser am 7. Dezember 1350. Darin heißt es: olim tuum nomen audieram et de tuo aliquid legeram et mirabar, unde tibi nomen acuminis . . . hoc tuo magnifico opere (die institutio) collato cum libro quem de causis edidisti . . . patet multo te melius cotis officii functum esse quam gladii et oratorem formare potius quam praestare. Diesen liber de causis hielt man früher für Tacitus' dialogus. Damit endgültig

aufgeräumt zu haben, ist de Nolhacs Verdienst, der Pétrarque et l'humanisme (*14*), 281 ff. (vergl. Fierville, institutio I, S. XVIII [*10*]) durch den Hinweis auf den Titel im Parisinus 7801: Marcii fabii quintiliani cartaginiensis oratoris et rectoris excellentissimi institutionum oratoriarum sive declamationum seu de civilibus causis liber incipit, bewies, daß mit diesem Ausdruck die Deklamationen gemeint sind. Auch andere Handschriften haben diese Bezeichnung, z. B. Montepessulanus und seine Familie, Par. 7804, Vat. 1769; vergl. Young (*8*) und Sabbadini (*22*). Die Überschrift des Leidensis 132 und der Münchener Excerpte lautet de legalibus statibus. Dessauer denkt daran, daß dieser Titel vielleicht nach Quint. inst. 3, 6, 86 gebildet worden ist. Bald aber waren die Humanisten begeistert auch für diese Deklamationen. Die falsche Flagge, unter der sie segelten, that sicher das ihre dazu. Guarnerius, Gasparino Barzizza, der schon die Unechtheit von decl. III[b] erkannt hatte, Janus Parrhasius, Pontanus u. a. haben Konjekturen und erklärende Bemerkungen geliefert, sowie Varianten anderer Handschriften gesammelt. Darüber ist Dessauers Dissertation zu vergleichen, besonders Kapitel 6. Selbstverständlich ist es, daß Valla bei seinem Interesse für Quintilian (vergl. Nisards Urteil bei Fierville, Quint. inst. I (*10*), S. XXI) auch seine Kraft den Deklamationen gewidmet hat. Zur Deklamation I schrieb er das fehlende Argument, eine Reihe scharfsinniger Textesbesserungen gehen auf ihn zurück. Seitdem Dessauer im Seldensis 22 (vgl. oben S. 99) eine Abschrift von Vallas Exemplar entdeckt hat, können wir Vallas Arbeiten für unsere Schulübungen erst recht würdigen. — Nur indirekt hierher gehört Castellanis Studie über die undatierte Ausgabe der institutio und die von 1471 (*12*). Aber der Nachweis, daß diese undatierte Ausgabe wahrscheinlich von Lukas Venetus hergestellt ist, was aus der Übereinstimmung des Typenschnitts mit dem der editio princeps der Deklamationen hervorgeht, interessiert uns doch auch: hat also doch Lukas eine Gesamtausgabe der damals bekannten Werke Quintilians geben wollen.

Sachliches.

Robert Pöhlmann, die Übervölkerung der antiken Großstädte (*33a*), benutzt neben anderen Stellen sehr glücklich decl. 13, 2, um den Ruin des kleineren und mittleren Grundbesitzes durch das Latifundienwesen, wodurch diese kleineren Grundbesitzer 'oft plötzlich und gewaltsam von ihren Subsistenz- und Produktionsmitteln geschieden wurden', gründlich zu beleuchten.

An unsere Deklamationen knüpft ferner Le Blant (*17*) an. Ausgehend von decl. 10 bez. 14, 15 bespricht er, gestützt auf die litterarische und namentlich die epigraphische Überlieferung einmal die Toten

beschwörungen und umgekehrt, die Vorkehrungen, die man zu treffen für nötig hielt, damit die Toten nicht auf die Oberwelt zurückkehrten, zum anderen die Liebes- und Haßtränke. Für die Archäologie und die Kenntnis des antiken Lebens überhaupt springt aus der Abhandlung manches heraus, für die Deklamationen eigentlich nichts, es sei denn die Beobachtung, daß sie dem wirklichen Leben viel näher stehen, als man meist denkt.*) Zwei sich ganz eng berührende Aufsätze von Weyman (*26* und *27*) behandeln den von den Alten gern ausgesprochenen Gedanken, daß die Planeten sich anscheinend planlos, in Wahrheit nach festen Gesetzen bewegen. Er weist darauf hin, daß der Gedanke stoisch klingt, und wie er dann, von der Rhetorschule aufgegriffen und zum Oxymoron gestaltet, bis in die spätesten Zeiten der antiken Litteratur fortlebt. Decl. 4, 13 scheint zuerst die geistreiche Wendung certis erroribus dafür vorzukommen.

Dyroff in der Besprechung von Weymans Studien zu Apulejus (*16*) findet die Beziehungen zwischen Apulejus und Pseudo-Quintilian deshalb nicht ohne Bedeutung, weil die Deklamationen augenscheinlich von philosophischer (populärstoischer) Weisheit durchtränkt sind.

Nun bliebe noch das erste Kapitel von Hammers Programm (*15*), das in äußerst geschickter und lebendiger Darstellung über die Deklamationen und die Rhetorschule im allgemeinen und die allgemeinen Gesichtspunkte im besonderen handelt, die uns bei Betrachtung unserer Sammlung aufstoßen. Soweit er dabei Bekanntes wiederholen mußte, weiß er es passend einzuordnen und ihm dabei zum Teil neue Seiten abzugewinnen. Auf eine knappe Schilderung des Aufkommens der Rhetorschule folgen einige Bemerkungen über die Tradition und feste Norm der Regeln und Themen, deren Bearbeitung und Vortrag, sei es in lateinischer oder griechischer Sprache, von den Schülern verlangt wurde. Zunächst werden die Themen der Enkomien beleuchtet, dann die der Suasorien und Kontroversien. Die Manie, sich in Auffindung neuer und pikanter Argumente und in der Auswahl der betreffenden Situationen zu überbieten, wird gestreift; nur zu natürlich, daß Anachronismen und offenbare Unmöglichkeiten dabei nicht selten mit unterliefen. Sehr berechtigt ist die Warnung, in der Verurteilung der Themen der Kontroversien nicht zu weit zu gehen. Ein Blick auf das Leben und Treiben der Kaiserzeit mit seinen skandalösen Gerichtsverhandlungen, auf das Treiben der Magier und auf manches andere zeigt, daß mehr dem wirklichen Leben entnommen ist, als es auf den ersten Blick scheint, und die Deklamationen in höherem Grade der Aufmerksamkeit

*) Vergl. Schwartz, Fünf Vorträge über den griechischen Roman (*33f*), 132, Norden, Kunstprosa II, 596 Anm. 1.

des Kulturhistorikers und Juristen wert sind, als gewöhnlich geschieht; vergl. auch Dessauer, Diss. S. 102. Natürlich verkennt Hammer auch die Schattenseiten dieses Betriebes nicht, die hohlen Phrasen, die aufgeputzten Sentenzen, die überspannte Phantasie. Zum besonderen Teile dieser Vorbemerkungen führt die Betrachtung der Stellung Quintilians zum Treiben der Rhetorschulen, woraus ja ohne weiteres die Unechtheit unserer Sammlung folgt. Interessant sind schließlich noch die Bemerkungen über den poeticus decor. Daß der oder die Verfasser unserer Deklamationen Lucan, aber besonders Vergil eifrig studiert und nachgeahmt haben, wird an einigen Beispielen gezeigt.

Erwin Rhodes Ausführungen über litteraturgeschichtliche Stellung und Zusammenhang der Deklamationen mit dem Roman haben in der zweiten Auflage seines griechischen Romans (*33e*) keine wesentliche Änderung erfahren; vergl. auch Schwartz, fünf Vorträge über den griechischen Roman (*33f*), S. 144.

Hinzuweisen auf Nordens ausführliche Darstellung einer Reihe Eigenheiten der Deklamationen in der Kunstprosa (*25*) I, 248 ff. und 270 ff. kann ich auch hier nicht unterlassen. Wenn er sich auch zunächst an Seneca und die Griechen hält, so passen doch so viele Züge seiner Schilderung auch auf unsere Deklamationen, so daß eine Lektüre der bezeichneten Abschnitte auch für die intimere Kenntnis unserer Produkte der Schulberedsamkeit lohnt;*) man sehe nur, was er über das Sentenzenhafte und Pointierte der Darstellung, über die oft hervortretende κακοζηλία, über die Antithesen, den Rhythmus und das poetische Kolorit sagt.

*) Daß bei der Lektüre der von Seneca im Excerpte mitgeteilten Deklamationen jeder die Empfindung hat, daß sein normales Denken für Augenblicke stillstehen muß, damit er sich nur einigermaßen in dieser Welt des Schwulstes, der Manier, der Phrase, kurz der Verkehrung alles Natürlichen zurechtfinden könne, ist denn doch wohl eine äußerst bedenkliche Hyperbel. Diese allerdings momentan herrschende, selbst ins Manirierte fallende überstrenge Beurteilung der Deklamationen, sowie eine Reihe ähnlicher Hyperbeln in Nordens Darstellung wird man allerdings gehörig mildern müssen, um nicht die ganze Gattung in zu schwarzem und darum ungerechtem Lichte zu sehen. Ausdrücklich möchte Referent noch beifügen, daß er durchaus das oft hervortretende Gesuchte, Unnatürliche, gelegentlich auch Thörichte und Widrige dieser Litteraturgattung nicht verkennt und durchaus nicht geneigt ist, in ihr ein etwa nachahmenswertes Muster zu sehen. Aber Maß halten in der Kritik gilt auch hier. Vergl. als Gegensatz I, 285. 'Man wird vielleicht zu einer gewissen Milde in der Beurteilung geneigt sein, wenn man bedenkt, daß so viele herrliche Blüten bei dem Philosophen Seneca und bei Tacitus doch eben nur durch diese Manier gezeitigt sind'; ebenso Vorrede S. VIII.

Calpurnius Flaccus.

Alle Calpurnius Flaccus betreffenden Fragen sind im Zusammenhange behandelt bei H. Weber in der Dissertation Quaestiones Calpurnianae, für die Dessauer und Schwab dem Verfasser Material zur Verfügung gestellt haben. Ausgegangen wird von der handschriftlichen Grundlage. Von den fünf erhaltenen Handschriften ist die beste der Montepessulanus 126, einst bekanntlich Eigentum von P. Pithou, dessen 1580 erschienene Ausgabe die einzige ist, welche sich auf handschriftliche Überlieferung stützt; leider ist das Ende der Handschrift, das unseren Rhetor enthielt, verloren gegangen bis auf ein Blatt, das decl. 1—6 enthält. Dann folgen Chisianus 261 und Monacensis 309, beide demselben Archetypus entstammend, Chisianus noch um eine Stufe höher anzusetzen als Monacensis, was gut zu dem oben mitgeteilten Resultat Fleiters bezüglich der kleinen quintilianischen Deklamationen stimmt. Der Chisianus enthält obendrein 2 Stücke mehr als der Monacensis.*) Dazu kommen 2 Einzelhandschriften, Monacensis 316 und Bernensis 149, letzterer einst selbständiger Teil einer Sammelhandschrift und nicht von Bongarsius geschrieben. Weber setzt sie beide ins 16. Jahrhundert. Diese beiden jungen Handschriften haben keinen kritischen Wert. Sie sind beide aus demselben Archetypus geflossen und stimmen meist bis auf die kleinsten Einzelheiten vollkommen überein. Monacensis 309 ist nach dem interpolierten Monacencis 316 später durchkorrigiert worden, daraus folgt, daß in Monacensis 309 nur die erste Hand von Wert für uns ist. Weber geht nun dazu über, im einzelnen zu zeigen, an welchen Stellen das Zurückgehen auf die Handschriften einen Gewinn für die Rezension des Textes gegenüber der bisherigen Vulgata bedeutet. Erfreulich zu sehen ist dabei, wie bei scharfer Interpretation an einer ganzen Reihe von Stellen von der Überlieferung abzugehen kein vernünftiger Grund vorliegt. Gelegentlich werden Konjekturen vorgetragen, so 9 feci difficile est fateri, etiam cum feceris damni paulum, 18 fateor, armatorum facie non immerito terremur; <fatetur> enim suam mortem; 23 ut in domo <patris> partibus fungeretur . . .; ebenda ut nec suos agnoscerent. 26 vos, duo liberi, omnibus in vita bonis praefero. 36 imparia sunt nobis in amore tormenta.

Die weitere Untersuchung wendet sich nun litteraturgeschichtlichen Fragen zu. Ausgehend von dem Titel: incipit ex Calpurnio Flacco Excerptae (scil. declamationes). Excerpta decem rhetorum minorum wird zunächst nochmals festgestellt, daß wir nur Excerpte aus Calpurnius

---

*) Publiziert von Schwab, Archiv für lateinische Lexikographie 9, 547. Vergl. Burkhard, Jahresbericht, Band 93, S. 92.

Flaccus vor uns haben, die zu einer größeren Excerptensammlung von zehn Rednern gehören, unter denen auch Seneca sich befand, nicht solche, die Calpurnius aus zehn Rednern ausgezogen hat. Über diesen Kanon näheres festzustellen (Entstehungszeit, Persönlichkeit des Zusammenstellers, Ort), scheint unmöglich zu sein. Richtig ist, daß die Zusammenstellung einer Nachahmung der Griechen ihren Ursprung verdankt, und daß diesem Kanon keine allgemeine Gültigkeit innewohnte.*)

Als Verfasser der Deklamationen nimmt Weber mit Borghesi, oeuvres complets III, 387 den M. Calpurnius Flaccus an, der 96 consul suffectus war. Dafür spräche, daß die Sprache der Excerpte verbietet, den Verfasser früher als 100 n. Chr. anzusetzen. Und diese Beobachtung ist entschieden richtig, wie eine genaue Analyse des Sprachgebrauches, zu der bei Weber nur Ansätze vorhanden sind, ergiebt. Denn was über filii, liberi, fratres = Geschwister, possibilis, instar beigebracht wird, hat ja sprachgeschichtlich einen gewissen Wert, aber zur chronologischen Fixierung allein reicht es nicht aus, da eben Eigentümlichkeiten des Vulgärlateins vorliegen, die schließlich Calpurnius ebensogut in die Schriftsprache eingeführt haben könnte, wie Quintilian, Tacitus oder Plinius. Überhaupt hätte viel mehr der große Einfluß des Vulgärlateins auf Stil und Sprachgebrauch unserer Excerpte hervorgehoben werden können. Die aus anderen Schriftstellern als Parallelen angeführten Stellen allein würden ebenfalls der an für sich richtigen Ansicht Webers keine rechte Stütze geben können, denn decl. 2 rutili sunt Germaniae vultus et flava proceritas Hispaniae verglichen mit Tacitusstellen weist mehr auf ein Schlagwort der Rhetorschule hin, als auf direkte Nachahmung. Sogar Lucan I, 1 und dazu decl. 6 plus quam civilia bella ist nicht anders aufzufassen; denn daß hier eine viel ältere in den Rhetorschulen beliebte Wendung zu grunde liegt, zeigt die von Weber selbst angeführte Ovidstelle met. XII, 583 exercet memores plus quam civiliter iras. Decl. 26 zeigt die aus Macrobius entlehnte Stelle deutlich, daß wir es mit einem alten terminus technicus zu thun haben, der von Plinius, Tacitus, Calpurnius u. s. w. gleichmäßig der offiziellen Sprache entlehnt worden ist. Zur Vorsicht mußten hier auch die vom Verfasser selbst am Schlusse der Abhandlung zusammengetragenen Themen mahnen, die sich auch anderweit behandelt finden und damit zeigen, wieviel

---

*) Wozu S. 16 auf die Einteilung der elocutio und partitio in vier oder sechs Teile, die zwölf Panegyrici, Varros Hebdomaden oder gar Ov. Trist. 4, 10, 54 u. a. verwiesen wird, ist nicht abzusehen. Als Parallelen könnten neben anderen Redner- oder Rhetorenlisten doch nur Dekaden in Frage kommen. Und wie steht es mit der allgemeinen Gültigkeit der griechischen Dekas?

Gemeingut damals in der Rhetorschule umlief. Nebenbei, sanctissimi iudices als einen Beweis für die Einheit des Verfassers anzuführen, dürfte wohl kaum angängig sein; denn bei Quint. decl. min., decl. mai. und in der declamatio in Catilinam finden sich ja dieser Ausdruck oder die Verbindung mit viri auch. Weber hat selbst in den Blättern für bayerisches Gymnasialwesen (*23*) darauf aufmerksam gemacht und knüpft daran die Frage, ob sich der Ausdruck sanctissimi viri auf das Centumvirat bezieht, der Ausdruck sanctissimi iudices auf den Senat. Er selbst kann nichts zu ihrer Beantwortung beibringen. Ob andere glücklicher sind, ist die Frage, denn bei diesen fingierten Übungsstücken würde (besonders bei Pseudo-Quintilian decl. mai.), selbst wenn ein solcher Unterschied vorhanden gewesen wäre, kaum zu erwarten sein, daß er überall peinlich festgehalten worden wäre. Als ein weiteres chronologisches Moment wird noch geltend gemacht, daß mehrere Stücke über Tyrannenmord handeln (1. 13. 22). Daraus wird gefolgert, daß sie nach Domitian fallen, zu dessen Zeit selbst in der Rhetorschule niemand gewagt haben würde, solche Themata zu behandeln. Bezüglich des Stiles der Excerpte hebt der Verfasser mit Recht das Geschraubte, Abgebrochene und Spitze hervor. Sie lesen sich wie kurze Bemerkungen, die ein Schüler sich in sein Kollegheft machte. Mit Recht wird auch Burmanns Beobachtung der Vergessenheit entrissen, daß öfters dieselbe Person mit zwei Ausdrücken bezeichnet wird, um den Unterschied ihres Handelns auszudrücken; z. B. 1 dum occidere tyrannum *femina* possit et *mater* velit, oder 9 qui fieri potuit, ut male fuerit *uxor* quae tam bona *mater* est.

Für die Handschriftenfrage würde auch hier nochmals auf Schenkl bei Müller (*5*) zu verweisen sein.

Schanz III (*20*), S. 138 widmet Calpurnius § 592. Er geht davon aus, daß das Publikum nicht durch die unnatürlich ersonnenen Fälle, sondern dadurch veranlaßt wurde, den Deklamationen zuzuhören, daß der Sache irgend eine pikante Seite abgewonnen wurde. Ein gelungenes Schlagwort, ein unerwartetes Argument, ein durchschlagendes Beschönigungsmittel wurde mit Applaus aufgenommen. Und der Freude an solchen Treffern verdanken die Excerpte und so auch das Korpus der Excerpte aus den decem rhetores minores ihre Entstehung. Neben Seneca hat auch Antonius Julianus zu dieser Dekas gehört, wenn auf den verschollenen Kodex des Campanus Verlaß ist. Was es mit den dort noch erwähnten extemporaneae Quintiliani für eine Bewandtnis hat, ist leider nicht mehr zu sagen.*) Eine sichere Entscheidung über den

*) Bei Besprechung der quintilianischen declamationes minores rechnet Schanz allerdings auch in der zweiten Auflage von II, 2 Seneca nicht zur Dekas, was wohl nur durch ein Versehen stehen geblieben ist; vergl. III, S. 138, Anmerkung 2; siehe auch Teuffel (*11*) § 351, 4, S. 886.

Autor lehnt Schanz ab, doch neigt auch er zu dem consul suffectus de Jahres 96. In der Handschriftenübersicht fehlt Monacensis 316.

v. Winterfeld im Philol. 55, 190 (*21*) schreibt decl. 49 im Argument: expositum raptor suscepit qui tunc erat maritus alterius.

Brzoska im Pauly-Wissowa III, 1371 (*29*) giebt eine Aufzählung der behandelten Themata, die vielfach an solche der anderen Sammlungen erinnern, womit er ebenso wie mit dem Hinweis auf die zahlreichen Sentenzen, Exklamationen, Fragen und Figuren aller Art, an denen die Deklamationen so reich sind, einen hübschen Beitrag zur Charakteristik der Deklamationen überhaupt bietet. Die Art der Sprache weist in Ausdruck und Satzbau frühestens auf das erste nachchristliche Jahrhundert. Natürlich steht es auch ihm fest, daß wir Excerpte aus, nicht von Calpurnius haben, daß er ein Glied der Dekas ist, nicht zehn Bücher seiner Deklamationen excerpiert worden sind. Über den Verfasser wagt auch er keine Entscheidung zu treffen.

Und daß diese Vorsicht am Platze ist, bestätigt auch Klebs (*33 g*), der ebenso kurz wie richtig sagt: sine ulla idonea causa Borghesi hunc rhetorem eundem esse atque amicum Plinii statuit. aetas rhetoris accuratius definiri nequit.

Bericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Grammatiker mit Einschluss der Scholienlitteratur und Glossographie für die Jahre 1891—1901.

Von

Oberlehrer Dr. **Paul Wessner**
in Bremerhaven.

Nach zwei anerkannten Autoritäten wie H. Hagen und G. Goetz mit einem Bericht über dieses ausgedehnte Gebiet hervorzutreten ist vielleicht ein etwas gewagtes Unternehmen; glücklicherweise hat sich Goetz, wenn er auch leider nicht selbst in der Lage war, die Berichterstattung weiterhin zu übernehmen, doch insofern beteiligt, als er mich durch Hinweis auf entlegenere Publikationen sowie manchen gelegentlichen Wink freundlichst unterstützt hat — ich erkenne dies voll Dank an —, und so darf ich vielleicht die bescheidene Hoffnung hegen, daß der neue Bericht nicht allzu sehr gegen seine Vorgänger abfalle. Daß er noch Mängel und Lücken aufweist, fühle ich selbst recht gut, bitte aber im Hinblick auf den Umfang des zu bewältigenden Gebietes, auf den längeren zu berücksichtigenden Zeitraum und auf die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich der nachträglichen Beschaffung der Litteratur entgegenstellten, um gütige Nachsicht; etwaige Winke zur Besserung und Ergänzung werden mir willkommen sein und beim nächsten Berichte berücksichtigt werden. Selbstverständlich habe ich mich im wesentlichen an die von Goetz im Eingang des letzten Berichtes entwickelten Gesichtspunkte gehalten, die ja mit den von der Redaktion dieser Berichte aufgestellten Grundsätzen identisch sind; nur in einem Punkte bin ich von meinem Vorgänger abgewichen, insofern ich nämlich der Scholienlitteratur einen Raum in diesem Berichte verstattet habe. Einer sach-

lichen Rechtfertigung für dieses Verfahren bedarf es wohl kaum; die Berücksichtigung dieser mit der Grammatik eng verbundenen Litteraturgattung — sind doch eine ganze Anzahl von Grammatikern zugleich Verfasser von Kommentaren — dürfte aber auch aus praktischen Gründen willkommen sein. So fern es mir liegt, andere Berichterstatter irgendwie in der Begrenzung ihres Gebietes beschränken zu wollen, so ergiebt sich doch aus der mehr gelegentlichen und nicht einmal regelmäßigen Berücksichtigung der Scholienlitteratur, wie es bisher der Fall war, der Nachteil, daß es oft recht mühsam ist, sich aus den einzelnen Berichten das Erforderliche zusammenzusuchen und daß es geradezu unmöglich ist, einen Überblick über dieses an sich schon ziemlich umfangreiche Gebiet zu gewinnen. Eine Folge davon ist, daß in manchen Arbeiten der Mangel an weiteren Gesichtspunkten und die dadurch hervorgerufene Einseitigkeit die Ergebnisse erheblich beeinträchtigt haben. Da nun aber nicht alle Teile dieses Gebietes im letzten Decennium einen Bearbeiter gefunden haben, hielt ich es für angebracht, des öfteren auf die ältere Litteratur, soweit sie irgend von Belang ist, zurückzugreifen, um der Übersicht eine gewisse Vollständigkeit zu sichern. Zuweilen habe ich auch Gelegenheit genommen, auf wichtige Veröffentlichungen, denen wir in Kürze entgegensehen dürfen, hinzuweisen, da der nächste Bericht ja doch erst in einigen Jahren folgen wird. Ich hoffe, daß man mein Verfahren billigen wird. — Der vorliegende Bericht ist in der Hauptsache mit dem Ende des Jahres 1901 abgeschlossen worden, doch haben, soweit es möglich war, auch Erscheinungen aus dem ersten Vierteljahr von 1902 Berücksichtigung gefunden. Der nächste Bericht ist für 1905 in Aussicht genommen; um die Berichterstattung zu erleichtern, sei die Bitte ausgesprochen, die in das Gebiet einschlagenden Arbeiten mir durch die Verlagsbuchhandlung oder direkt zugehen zu lassen.*)

Übersicht.

A. Grammatiker.

I. Allgemeines.

II. Grammatiker der Republik und der augusteischen Zeit.
- a) Aelius Stilo
- b) Varro
- c) Nigidius Figulus
- d) Verrius Flaccus (Festus und Paulus Diaconus).

---

*) Bei der Anführung von Zeitschriften habe ich die in der Bibliotheca philologica classica üblichen Abkürzungen verwendet.

III. Grammatiker der späteren Zeit.
- a) Q. Remmius Palaemon
- b) M. Valerius Probus
- c) Plinius
- d) Quintilianus
- e) Velius Longus
- f) Suetonius und die philologische Biographie
- g) Caper
- h) Terentius Scaurus
- i) Caesellius Vindex
- k) Gellius
- l) Julius Romanus
- m) Nonius Marcellus.

IV. Artigraphen und letzte Ausläufer.
- a) Charisius, Dositheus, Excerpta Bobiensia
- b) Diomedes
- c) Aelius Donatus und seine Kommentatoren (Servius, Explanationes, Cledonius, Pompeius)
- d) Consentius
- e) Sacerdos und der jüngere Probus
- f) Marius Victorinus und Audax
- g) Priscianus
- h) Eutyches
- i) Phocas
- k) Fulgentius Planciades
- l) Cassiodorius
- m) Isidorus
- n) Beda
- o) Differentiae.

B. Kommentare und Scholien.

I. Zu Terenz.
- a) Aelius Donatus
- b) Euanthius
- c) Eugraphius
- d) Bembinus-Scholien
- e) Sonstige Scholien und Kommentare.

II. Zu Cicero.
- a) Q. Asconius Pedianus
- b) Pseudo-Asconius
- c) Scholia Bobiensia
- d) Gronov-Scholien.

III. Zu Vergil.
a) Servius und Daniel-Scholien
b) Aelius Donatus
c) Tiberius Claudius Donatus
d) Probus
e) Asper
f) Scholia Bernensia
g) Scholia Veronensia
h) Scholia Medicea
i) Fulgentius Planciades.

IV. Zu Horaz.
a) Porphyrio
b) Pseudo-Acronische und andere Scholien.

V. Zu Germanicus.

VI. Zu Persius.

VII. Zu Lucanus.

VIII. Zu Statius.

IX. Zu Juvenal.

C. Glossographie.

A. Grammatiker.

I. Allgemeines.

1. O. Froehde, Die Anfangsgründe der römischen Grammatik. Leipzig 1892.

2. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den lateinischen Grammatikern. Leipzig 1893.

3. E. Wölfflin, Die Etymologien der lateinischen Grammatiker. A. L. L. VIII (1893) 421—40; 563—85.

4. H. Usener, Ein altes Lehrgebäude der Philologie. S. M. A. 1892, 582—648.

5. Th. Stangl, Zur Kritik der lateinischen Rhetoren und Grammatiker. Xenien z. 41. Philol.-Vers. München 1891, 27—38.

6. H. Bornecque, Quid de structura rhetorica praeceperint grammatici atque rhetores latini. Thesis, Paris 1898.

7. Th. Birt, Der Hiat bei Plautus und die lateinische Aspiration bis zum X. Jhd. nach Chr. Marburg 1901.

Das Buch Froehdes mit dem etwas eigenartigen Titel soll, wie der Verf. verheißt, „ein möglichst treues, einheitliches Bild von dem Anfange der römischen Grammatik aus ihrer mannigfaltigen Überlieferung“ geben. Unter den „Anfangsgründen“ versteht Froehde die Erörterungen de arte, grammatica, lectione, accentu, distinctione, voce, littera, syllaba und communi syllaba, dictione, oratione, definitione, genere und specie, sententia, clausula und latinitate, Erörterungen, mit denen gewöhnlich die Artigraphen begannen, während andere nur einzelne Teile davon, zuweilen in besonderen Abhandlungen zu besprechen pflegten. Nach den angeführten Punkten schreitet denn nun Froehdes Darstellung vorwärts; er trägt aus den verschiedenen Grammatikern die betreffenden Stellen zusammen, erst die Definition des Begriffes, dann die Lehre selbst, und schließt mit einem kurzen Vergleich zwischen römischer und griechischer Doktrin. Nachdem nun das Material zusammengetragen, gesichtet und gruppiert ist, erwartet man eigentlich das vom Verf. versprochene 'treue, einheitliche Bild', allein es folgt nichts weiter; Froehde begnügt sich mit seiner Materialsammlung, die zwar nicht ganz vollständig, aber doch immerhin als solche gut zu gebrauchen ist. Vgl. die Rezensionen von G. Goetz in B. ph. W. 1893, 113 und G. Gundermann L. C. 1893, 608—9.

Wie Froehde, so beschränkt sich auch Jeep in seinem unter No. 2 angeführten Werke auf die grammatischen Schriften der Keilschen Sammlung; beide Arbeiten berühren sich auch teilweise in ihrem Inhalte, soweit nämlich Jeep sich mit den von Froehde 'Anfangsgründe' genannten einleitenden Teilen des grammatischen Lehrbuches befaßt (S. 102—21). Bei Jeep finden wir die Fundstellen nur kurz vermerkt und im übrigen eine wenn auch knappe, so doch hinreichend deutliche Darstellung der Grammatikerlehren über ars, ars grammatica, vox, littera u. s. w. mit Hervorhebung gelegentlicher Abweichungen von der allgemeinen Tradition. Dasselbe Verfahren, nur meist viel ausführlicher, hat Jeep auch im Hauptteil seines Werkes beobachtet, der dem Titel entsprechend von den acht Redeteilen handelt, die die römischen Grammatiker in den Mittelpunkt ihrer Artes stellten; es sind die folgenden: nomen, pronomen, verbum, participium, adverbium, coniunctio, praepositio, interiectio. Bei den ersten drei Redeteilen kommen natürlich auch ihre 'accidentia' besonders zur Besprechung. Jeep giebt uns auf diese Art einen trefflichen Führer durch das System der römischen Grammatik in der Kaiserzeit, das im ganzen konstant ist, wennschon es an allerhand Modifikationen nicht fehlt, teils solchen, die pädagogischen Zwecken ihren Ursprung verdanken (das betrifft hauptsächlich die Anordnung), teils solchen, die aus dem Bestreben hervorgegangen sind, bis ins einzelne hinein zu schematisieren, zu rubri-

zieren und womöglich die Vorgänger durch eine neue Subspecies zu übertrumpfen. Besonders charakteristisch für dieses Streben ist das, was Jeep in dem Nachtrag zur qualitas nominis S. 142—44 zusammengestellt hat, wo man deutlich 'das traurige Getriebe' der lateinischen Grammatiker späterer Zeit wahrnimmt.

Ist somit Jeeps Buch an sich schon recht geeignet in das Studium der römischen Grammatiker im engeren Sinne einzuführen, so wird es auch für den ein sehr brauchbares und willkommenes Hülfsmittel sein, der mit grammatischen Werken außerhalb des Keilschen Korpus zu thun hat; ich denke hier insbesondere an solche Werke, die sich nicht systematisch mit der Grammatik befassen, wie die Dichterkommentare, und an solche, die nur gelegentlich einzelne Abschnitte der grammatischen Lehre behandeln. Für dergleichen Fälle finden wir bei Jeep, besonders mit Hülfe des guten Registers, bequem und übersichtlich das Material, um die anderwärts vorkommenden Ansichten zu beurteilen und zur geschlossenen Tradition in Beziehung zu setzen.

Dem systematischen Teil seines Werkes hat Jeep in der Einleitung einen historischen vorangeschickt, in dem er die erhaltenen grammatischen Werke ihrem Inhalte nach charakterisiert und ihre gegenseitigen Beziehungen möglichst zu bestimmen sucht. Hierbei beschäftigt sich der Verf. naturgemäß auch mit den so vielfach schon erörterten Quellenfragen und kommt mannigfach zu neuen Ergebnissen. Von dem Verhältnis der späteren, im Grunde auf Remmius Palaemon zurückgehenden Grammatikertradition zu Varros Lehre ist im Vorworte S. IX—XIII die Rede. — Was Jeep in diesem einleitenden Teile über die einzelnen Artes und ihre Verfasser, Quellen u. s. w. vorträgt, wird späterhin bei den betreffenden Autoren ausgiebige Berücksichtigung finden; es dürfte aber angebracht sein, hier an eine Bemerkung von Goetz im letzten Bericht (Bu. J. 68, 133) zu erinnern, wo er hervorhebt, daß in allen diesen Fragen sehr viel auf den subjektiven Standpunkt des betreffenden Forschers ankommt: je nachdem dieser gewählt ist, wird das Ergebnis bald dies, bald jenes sein; eine gewisse Unsicherheit ist aber auch schon deshalb ganz unvermeidlich, weil uns vielfach die Mittelglieder fehlen, die erst konstruiert werden müssen, wobei wiederum öfters mehrere Konstruktionen möglich sind. Das sind Thatsachen, mit denen immer mehr zu rechnen ist und auf die hiermit ein für allemal hingewiesen sein soll; übrigens ist sich auch Jeep dieser Verhältnisse und der dadurch bedingten Unsicherheit wohl bewußt gewesen, wie er verschiedentlich zu erkennen giebt. — Man vergleiche auch die Besprechungen von G. Goetz im Indog. Anz. V 66—69; G. Gundermann im L. C. 1894, 859—61; A. Funck im A. L. L. VIII 602—3; E. Thomas in der R. cr. 1894, 185—88.

Wölfflins Arbeit bringt im ersten Teil einen geschichtlichen Überblick, beginnend mit der verschiedenen Wiedergabe des Wortes ἐτυμολογία bei den Römern. Einzelne meist zu Witzen verwendete und darum absichtlich falsche Etymologien finden sich bereits bei Plautus, sodann bei Cato, Naevius und Ennius. Eine bedeutsame Anregung ging dann von Krates aus. Die Hauptvertreter der wissenschaftlich gepflegten Etymologie sind Aelius Stilo (dem von F. Mentz geradezu ein 'liber etymologicus' zugeschrieben worden ist), Aurelius Opilius, Varro, Cicero und Verrius Flaccus. Kritische Betrachtung des bisher geleisteten finden wir bei Quintilian und Gellius; damit ist aber bereits der Stillstand eingetreten. Mit Nonius beginnt die Reihe derer, die nur die früher gewonnenen Resultate abschreiben; es sind die Artigraphen und Kommentatoren. An diese historische Übersicht knüpft Wölfflin noch einige Betrachtungen: über onomatopöetische Wörter, die Etymologie e contrario (κατ' ἀντίφρασιν), über Zusammensetzung und Ableitung.

Der zweite Teil der Abhandlung befaßt sich mit den Lautveränderungen, mit denen die Etymologie zu rechnen hat: commutatio, additio, demptio und tralatio; dazu kommt noch die productio sowie die correptio, die beide oft zur Herstellung von Beziehungen dienen mußten.

Der Zweck der ganzen Studie ist, wie Wölfflin selbst sagt (S. 585), der, „für die wichtigsten Lautveränderungen eine solche Fülle von Beispielen vorzulegen, daß sie den Leser befähigen sollte, sich auf den Standpunkt der alten Wissenschaft rasch und leicht zurückzuversetzen“; Vollständigkeit der Sammlung ist also nicht erstrebt, Isidors großes Werk absichtlich ausgeschlossen.

Hier möge gleich mit darauf hingewiesen werden, daß auch Usener (No. 4) in Kürze diesen Gegenstand berührt (S. 624 ff.); er hebt in Übereinstimmung mit Wölfflin hervor, daß von der späteren Schulgrammatik die Etymologie ganz auffallend vernachlässigt wurde. Weiter will ich hier auf die Abhandlung Useners nicht eingehen, da sie an anderer Stelle (s. Varro) besonders gewürdigt werden wird.

Über die unter No. 5—7 verzeichneten Veröffentlichungen kann ich mich verhältnismäßig kurz fassen. Stangls kritische Beiträge, die auch die Grammatiker angehen, habe ich leider nicht einsehen können; die Arbeit von Bornecque behandelt die bei Rhetoren und Grammatikern sich findenden Lehren über die Rhythmik der Prosa und kommt im wesentlichen zu dem Ergebnis, daß sie auf vier Autoren zurückzuführen seien: Cicero, Palaemon, Quintilian und Probus (eine Ars des Berytiers! S. 69); hier und da finden sich ein paar Konjekturen. Was endlich das Buch von Birt angeht, so brachte es naturgemäß sein Thema mit sich, daß

die lateinischen Grammatiker ausgiebige Berücksichtigung finden; dies geschieht nicht nur in den beiden Kapiteln B II 'Orthographische und Grammatikerzeugnisse für h consonans' (S. 107—22) und C I 'Grammatikerzeugnisse' (S. 162—67; hier handelt es sich um die ganz späten und mittelalterlichen Autoren), sondern auch an zahllosen anderen Stellen, worauf an diesem Orte wenigstens hingewiesen werden soll, da eine Besprechung des Buches unter Plautus gehört.

Schließlich sei hier noch der verschiedenen, unser Gebiet betreffenden Artikel in Pauly-Wissowas Realencyklopädie gedacht, die die Ergebnisse der bisherigen Forschung in trefflicher Weise zusammenfassen, aber auch des neuen und selbständigen nicht entbehren. Eine besondere Berücksichtigung dieser Artikel kann ich wohl unterlassen.

II. Grammatiker der Republik und der augusteischen Zeit.

a) Aelius Stilo.

1. F. Marx, Prolegomena zu s. Ausg. 'Incerti auctoris de ratione dicendi ad Herennium libri IV', Leipzig 1894. (p. 138—40.)

2. E. Norden, De Stilone Cosconio Varrone grammaticis commentatio. Ind. schol. Gryphiswald. 1895.

3. R. Reitzenstein, M. Terentius Varro und Johannes Mauropus von Euchaita. Leipzig 1901.

Marx kommt in dem Abschnitte seiner Prolegomena, der den Anfängen der Rhetorik bei den Römern gewidmet ist, auch auf Aelius Stilo zu sprechen. Nach Sueton de gramm. c. 3 begleitete derselbe im Jahre 100 den Q. Metellus Numidicus ins Exil nach Rhodus, wo damals Dionysius Thrax, das Haupt der Aristarcheer, lehrte. Marx hebt hervor, daß dieser Aufenthalt ohne Zweifel für Stilo von nachhaltigem Einfluß gewesen sei: „anni illi duo quos Aelius cum Numidico exsule Rhodi degit eiusdem profecto momenti fuerunt ad studia quae postea Romae Aeliana appellabantur excitanda et augenda atque celeberrima legatio illa Attali"; war Stilo doch 'primus inter Latinos grammaticus Aristarcheus', insofern er die kritischen Zeichen Aristarchs verwendete (nach Gr. L. VII 534). Durch die Studien in Rhodus wird, so meint Marx, auch in rhetorischer bezw. stilistischer Hinsicht Stilo seine bestimmte Richtung erhalten haben.

Norden befaßt sich mit der von Stilo handelnden Stelle bei Cicero, Brutus 205 f., insbesondere mit der Deutung der Worte 'et in inventis rebus et in actis'. Mit dem ersteren ist dasselbe gemeint, was die Griechen εὑρήματα nannten (vgl. Plinius n. h. IX 123); über die 'actae res' spricht sich Norden dahin aus, 'ad privatae vitae antiquitates hoc

Stilonis studiorum genus pertinuisse (cf. Cicero Acad. post. prooem.) . . . vitam autem privatam quasi in speculo quodam repraesentatam habuerunt Romani in iure civili: illo igitur Stilo usus est'.

Die für Aelius Stilo höchst wichtige Abhandlung von Reitzenstein wird unter Varro besprochen werden.

b) Varro.

1. R. Ellis, Varro de l. Lat. J. Ph. 1891, 178—79.

2. J. van der Vliet, Varro de ling. lat. 88. Mn. XX (1892) 416.

3. J. C. G. Boot, Varroniana. Mn. XXII (1894) 409—12.

4. G. Heidrich, Zu Varro de lingua Latina. W. St. 1894, 306—7.

5. G. Landgraf, Coniectanea: Varro l. l. V 149. Abh. f. W. v. Christ 382.

6. F. Skutsch, Varro de l. l. V 7 ff., VI 21. Herm. 32 (1897) 96—97.

7. G. Antonibon, Supplemento di lezioni varianti ai libri 'De lingua latina' di Marco Terenzio Varrone. Bassano 1899.

8. G. Heidrich, Varroniana II. Gymn.-Progr. Melk 1891.

9. R. Krumbiegel, De Varroniano scribendi genere. Diss. Leipzig 1892.

10. G. Heidrich, Der Stil des Varro. Gymn.-Progr. Melk 1892.

11. E. Norden, Varroniana. Rh. M. Ph. 48 (1893) 348—83; 529—51 (IV: De genere quodam dicendi Varroniano).

12. E. Norden, Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. I. Leipzig 1898, S. 194—200 (Varro).

13. H. Usener, Ein altes Lehrgebäude der Philologie. S. M. A. 1892, 582—648.

14. R. Reitzenstein, M. Terentius Varro und Johannes Mauropus von Euchaita. Eine Studie zur Geschichte der Sprachwissenschaft. Leipzig. 1901.

Die unter 1—7 aufgeführten Arbeiten gelten der Textkritik der Bücher De lingua latina; ich beschränke mich, da ein Eingehen auf Einzelheiten hier nicht angebracht ist, auf eine Angabe des Inhalts von No. 7. Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf die in Deutschland unbekannt gebliebene und kaum zu beschaffende Varroausgabe seines Urgroßvaters Pietro Canal, die in den Jahren 1846—54 und dann wieder 1874 in Venedig erschienen ist (der genaue Titel lautet

'Libri di M. Ter. Varrone intorno alla lingua latina riveduti, tradotti, annotati da P. C. Venezia, tipogr. di Gius. Antonelli'; sie wurde nach und nach in der 'Biblioteca degli Scrittori Latini con traduzione e note' veröffentlicht. Im J. 1874 erschien die Ausgabe 'intera e coi frammenti illustrati da Fed. Brunetti'). A. weist nach, daß für eine Anzahl Konjekturen, die bei Spengel teils in den Text aufgenommen, teils im Apparat erwähnt worden sind, dem italienischen Gelehrten die Priorität gebührt. Derselbe Canal hat nun auch die Behauptung aufgestellt, daß die meisten jungen Varrohandschriften nicht, wie man mit Mai und Spengel allgemein annimmt, direkte Abkömmlinge des Cod. Florentinus seien, sondern mit dem letzteren zusammen auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückgeführt werden müßten. Aus dem wenigen, was A. aus Canals Vorrede (p. XX u. XXIII) auf S. 22—23 mitteilt, läßt sich nicht erkennen, worauf sich diese Hypothese stützt; es werden einfach die dem Florentinus wie den jüngeren Hss. gemeinsamen Eigentümlichkeiten auf den angenommenen Archetypus übertragen und behauptet, daß 'da questo codice . . . uscirono tutti, o immediamente (dies gilt für *F*) o mediamente, i testi varroniani che possediamo'. A. giebt dann noch ein Stemma der von ihm untersuchten und anderer Hss., das er selbst nur als 'approssimativo' bezeichnet; er hätte besser gethan, statt aus seinen Codices eine Menge unnützer Varianten abzudrucken, den Nachweis zu liefern, daß diese oder jene Varrohs. aus zwingenden Gründen aus einer anderen Quelle als aus dem Florentinus abgeleitet werden müsse. Auf S. 10—22 giebt A. eine Zusammenstellung und teilweise eine Beschreibung von Varrohss. und teilt dann auf S. 25—176 die Lesarten folgender Codices mit: Barberinus VIII 118 chart. s. XV (B. V—VII), Chigianus L VI 205 membr. s. XV (B. VIII u. IX), Mutinensis 212 membr. s. XV, Parmensis H. H. IX 149 nr. 280 chart. s. XV, Vaticanus 1556 chart. s. XIV (?), Marcianus Cl. XIII cod. XX chart. s. XV. Ein Anhang (S. 177—78) handelt von einer Turiner Hs. (I. III. 10 membr. s. XV), die in enger Beziehung zur Editio princeps zu stehen scheint. Die Varianten werden nach den Paragraphen der Spengelschen Ausgabe mitgeteilt und regelmäßig Bemerkungen aus Canals Ausgabe sowie häufig Emendationen des Verf. angehängt; über den Wert der letzteren vgl. die Besprechung von G. Goetz in B. ph. W. 1901, 135 ff. — Die letzten Seiten des Buches (179—87) enthalten eine 'Nota bibliografica', eine (allerdings nicht in jeder Hinsicht zuverlässige) Zusammenstellung der Varrolitteratur, unter besonderer Berücksichtigung von De lingua latina, für die Jahre 1471—1897. Vgl. auch N. ph. R. 1901, 267—68.

Von den über Sprache und Stil Varros handelnden Arbeiten — sie haben es nur zum kleineren Teile mit dem erhaltenen grammatischen

Werke zu thun — sei besonders der Abschnitt in Nordens antiker Kunstprosa hervorgehoben, in dem sich folgende Charakteristik der Bücher De lingua latina findet (S. 195): „Man wird wohl sagen dürfen, daß dies größte Werk über die lateinische Sprache in dem schlechtesten lateinischen Stil geschrieben ist, den je ein Prosawerk zeigt; im ganzen genommen kann man überhaupt kaum von einem Stil sprechen: es sind roh aufeinander getürmte Steinblöcke, die von vielen modernen Kritikern, weil sie keinen klaren Einblick in die Arbeitsweise und den Stil Varros haben, noch immer viel zu viel ineinandergefügt und poliert werden.“ Auf den Stil Varros bezieht Norden auch das derbe Urteil, das Remmius Palaemon nach Sueton de gramm. 23 über Varro gefällt hat. Eigenartig und für das ganze Wesen Varros bezeichnend ist übrigens, daß sich in seinen Schriften 'mit der altertümlichsten und einfachsten die modernste und verkünstetste aller Stilarten', nämlich der asianische Stil verbindet; 'durch die Mischung erhält . . . sein Stil für uns etwas Barockes'. Aus De l. l. führt Norden V 4 f. und VI 95 f. als Beispiele an. —

Durch die gesamte römische Grammatikerlitteratur ziehen sich die bald mehr bald minder deutlichen Spuren eines Systems der Philologie oder Grammatik im antiken Sinne, das auf dem Prinzipe der Vierteilung beruht. Diese Spuren aufzudecken und möglichst bis zum Urheber des Systems zurückzuverfolgen, ist die Aufgabe, die sich Usener (No. 13) gestellt hat. Daß ein Römer nicht der Begründer sein kann, ist bei der bekannten Abhängigkeit von den Griechen von vornherein anzunehmen, wird aber noch deutlicher dadurch, daß das System nicht nur vielfach ein griechisches Gepräge trägt, sondern sich auch bei griechischen bezw. byzantinischen Grammatikern findet. Bei den Römern gehen die Spuren bis auf Varro zurück, aber wir treffen bei ihm auch ein System der Dreiteilung. Um von den übrigen Schriften des Reatiners ganz abzusehen, beruht das Werk De lingua latina auf einer solchen planmäßigen Dreiteilung, die aber beständig von dem anderen Systeme durchkreuzt wird; das zeigt sich besonders in dem uns erhaltenen Teile (vgl. z. B. VIII 11 und 44, zwei Stellen, die nach Reitzenstein auf verschiedene Quellen zurückgehen). Man fühlt ordentlich, wie Varro das Triadensystem, auf das er sich in diesem Werke einmal festgelegt hatte, als eine drückende Fessel empfindet und dasselbe, wo er nur irgend kann, aufgiebt, um es durch das andere, vierteilige, zu ersetzen. Daß Varro damals, als er den zweiten Teil von De lingua latina abfaßte, sich bereits für die Vierteilung entschieden hatte, geht auch daraus hervor, daß er den Antiquitates (abgeschlossen 47) diese Einteilung zu grunde legte und auch weiterhin in dem Abriß der Grammatik, den er in den Disciplinarum libri gab, beibehielt. Wir sehen somit deutlich, wie er

sein älteres Prinzip der Dreiteilung zu Gunsten des neuen preisgab; die Zeit, in die dieser Anschauungswechsel fällt, liegt vor dem Punkte, wo er sich an die Ausarbeitung der Antiquitates machte, was spätestens 55 geschah. Andererseits finden wir die Dreiteilung noch bei Dionysius Thrax und ebenso noch bei Asklepiades von Myrleia; durch letzteren ist nach Usener die Zeit, nach welcher das vierteilige System aufkam, gegeben, nämlich etwa das Jahr 80. Nun war der Urheber des Systems, wie U. ausführt, 'ein durch die peripatetische Lehre gebildeter Aristarcheer', der gewissermaßen 'das triadische System des Vorgängers durch ein tetradisches zu überbieten suchte. In dem begrenzten Zeitraum giebt es aber nur einen namhaften Gelehrten — und einen solchen muß man nach dem Einfluß, den er gewann, vermuten —, auf den die ermittelten Voraussetzungen sich vereinigen', nämlich Tyrannion von Amisos, den Schüler des Dionysius Thrax, seit 67 in Rom. Er hat nicht nur eine Schrift Περὶ τῆς Ὁμηρικῆς προσῳδίας verfaßt, sondern auch eine allgemeine Accentlehre (Cicero ad Att. XII 6, 2) und einen Abriß der Philologie (die Definition der Γραμματική in Bekkers Anecd. Graeca 668, 7, jetzt in Scholia in Dion. Thracis art. gr. ed. Hilgard 121, 16), dessen Titel vielleicht Περὶ τῶν μερῶν τοῦ λόγου oder kurzweg Μερισμός lautete, wohl im Anschluß an des Lehrers Handbüchlein Περὶ τῶν ὀκτὼ τοῦ λόγου μερῶν (gew. τέχνη γραμματική genannt). In diesem Abriß hat nun Tyrannion sein System niedergelegt; von hier aus ist es in die spätere griechische und römische Philologie übergegangen und zwar in jene wohl durch Vermittelung des Lukillos von Tarrha, während bei den Römern Varro der Mittelsmann war (vgl. Gr. L. IV 529, 2 ff.). Über Palaemon ist die Lehre Tyrannions dann weitergegangen zu Quintilian und, wahrscheinlich durch Vermittelung eines jüngeren Schulbuches, zu den späteren Artigraphen. Soweit erforderlich, werde ich bei diesen auf Useners Abhandlung zurückkommen (vgl. bes. unter Diomedes) und mache nur noch auf S. 642 aufmerksam, wo (in der Anm. 3) ein paar neue Varrofragmente aus Diomedes gewonnen werden, sowie auf S. 624 Anm. 1 (Berichtigung zu Wilmanns fr. 41). Gegen einzelne Aufstellungen Useners wendet sich G. Kaibel in 'Die Prolegomena περὶ κωμῳδίας' S. 25 Anm. 1 u. 2; 28 Anm. 2; 29. —

Ich komme nunmehr zu Reitzensteins Untersuchungen. Das Ziel, das der Verf. sich gesteckt hat, giebt er in der Einleitung an: Varros Bücher De lingua latina sind es in erster Linie, die uns die Entwickelung der griechischen Sprachwissenschaft im ersten vorchristlichen Jahrhundert verfolgen lassen, die uns einen Einblick gewähren in Bewegungen, die auf eine völlige Umgestaltung der grammatischen Theorie abzielten, insofern der Kampf der Stoiker und Alexandriner, der Anomalisten und Analogisten gerade damals, in der schaffenskräftigen und schaffens-

freudigen Sullanischen Zeit, ein besonders lebhafter war, die alexandrinische Lehre siegreich vordrang und den fast allmächtigen Einfluß der Stoa mit Erfolg bekämpfte. Die beiden Richtungen in ihrem Ringen finden wir nun in Varros Werk vertreten; es gilt nur die verschiedenen Bestandteile zu sondern, was im allgemeinen um so leichter ist, als Varro 'unfähig ist, sich in seine Quellen hineinzudenken', d. h. also, ein mi ganzen unselbständiger Kompilator ist (vgl. oben Nordens Urteil). So macht denn nun die Quellenanalyse von Varros erhaltenen Büchern De lingua latina den Hauptinhalt der Abhandlung aus. Ich will, ohne mich an den Gang der Untersuchung im einzelnen zu halten, versuchen, die Ergebnisse Reitzensteins in Übersicht vorzuführen.

'Varros unbestrittenes Eigentum ist in den ersten drei Büchern De lingua latina [V—VII] zunächst die auch früher von ihm verwendete Vierteilung des Stoffes nach Gegenstand, Ort, Zeit und Handlung; sodann die wenig glückliche Scheidung nach allgemein gebräuchlichen und dichterischen Worten'. Letztere ist dem Triadensystem zuliebe, auf das sich Varro durch den ersten, dem Septimius gewidmeten und bereits veröffentlichten Teil einmal festgelegt hatte, während der Ausarbeitung vorgenommen worden und führte dazu, daß der Stoff auseinander gerissen wurde, daß vieles, was nach B. V und VI gehörte, nach VII verschoben, andererseits in VII vieles wiederholt und fortgeführt wurde, was sich bereits in V und VI fand. Wir haben es daher im wesentlichen mit B. V und VI zu thun, die durch VII zu ergänzen sind. Danach ergiebt sich für diesen Teil folgende Gesamtdisposition:

V 1—15	Einleitung		
V 16—56	A: Ort		
57 ff.	B: Gegenstand	= nomina	
VI 1—34	C: Zeit		
35 ff.	D: Handlung	= verba.	

Die sachliche Anordnung weist auf eine stoische Quelle, und als solche wird man wohl eine sachlich geordnete Etymologiensammlung von Varros Lehrer Aelius Stilo zu betrachten haben, der siebenmal als Gewährsmann genannt wird (V 18, 21, 25, 66, 101, VI 7, 59). Während dieser nun aber noch ganz auf dem Boden der Stoa steht, bekennt sich Varro selbst in der Einleitung (V 7—10) zu den Grundsätzen einer neuen Grammatikerschule, mit deren Durchführung er freilich nicht weiter gekommen ist, als daß er seine stoische Quelle aus anderen, der neuen Richtung angehörigen ab und an interpoliert und im einzelnen ein wenig überarbeitet hat (S. 43). Die Nebenquellen, die Varro (bes. in VII) benutzte, waren 'Glossensammlungen zu einzelnen Dichtern und sonstige der Erklärung seltener Worte gewidmete Werke' (S. 37 u. 31 Anm. 1); im 4. Te-le (D) ist insbesondere ein lateinischer rein grammatischer

Traktat De verbis eingearbeitet, der vielleicht von Cosconius (genannt VI 36 und 89) stammt. Ihm weist R. zu die §§ 35—40, *44—45, *50, *69—74, *76, 79, 86—96 (bei den mit * versehenen hält R. die Beziehung zum mindesten für wahrscheinlich, bei den anderen für sicher; vgl. auch Nordens unter Aelius Stilo angeführte Abhandlung S. VII); diese Abschnitte bilden die Einlagen zu der eigentlichen Quelle (d. h. Aelius Stilo; auf einen Stoiker führt die Erwähnung Chrysipps in § 56), der folgender Gang eigen war: Die drei Stufen des agere, Denken, Reden, Thun (41—42): die Thätigkeit des Denkens und die Ausdrücke dafür (43, 46—49); die Thätigkeit des Sprechens und ihre Beziehungen (51—76); das eigentliche Thun mit seinen drei Stufen facere, agere und gerere (78—79, die nähere Ausführung fehlt infolge Blattverlustes); die fünf Sinne: Gesicht (80—82), Gehör (83), Geruch und Geschmack (83—84) sowie endlich Gefühl (85). Im 5. Buche weist R. der Hauptquelle zu die §§ 1—91, 95— 128, 134—140 und, mit einiger Reserve, 141—183, das übrige sieht er als Einlagen an. Für den ersten Teil von B. VI giebt R. keine vollständige Analyse.

Varros Stellung zur griechischen Sprachwissenschaft erhellt besonders aus den Büchern VIII—X. Der Kampf der Anomalisten und Analogisten hatte auf römischem Boden bereits eine Anzahl Streitschriften hervorgerufen (VIII 23), und Varro nimmt offen für die Analogie Partei. Er versucht nun seine Stellung in der Weise zu rechtfertigen, daß er in dem ersten Buche (VIII) vorbringt 'quae contra similitudinem (= ἀναλογίαν) dicantur', im nächsten (IX) 'quae contra dissimilitudinem (= ἀνωμαλίαν)', während das dritte (X) 'de similitudinum forma' handeln soll; also Gründe gegen die Analogie und Widerlegung derselben durch Rechtfertigung der Analogie, sodann System der Analogie. Man sollte erwarten, daß VIII und IX éin Ganzes bildeten — die Widerlegung hätte ja Punkt für Punkt erfolgen können —, und man sollte ferner vermuten, daß diese Einheit nur dem Triadensystem zuliebe in zwei Teile zerlegt sei; in Wirklichkeit verhält sich die Sache aber so, daß VIII einerseits und IX—X andererseits für sich stehen, daß Varro in VIII und IX, die doch nach der Disposition sich aufeinander beziehen sollten, ganz verschiedene Quellen benutzt hat, die zu einander in gar keinem direkten Verhältnis stehen, und daß Varro erst durch Einlagen die Beziehungen herzustellen gesucht hat, ein Versuch, der nicht gerade glänzend gelungen ist.

Einen besonderen Abschnitt bilden in B. VIII die §§ 1—24; dieser Abschnitt geht auf eine Quelle zurück, die in letzter Linie auch dem Gedicht des Bischofs Johannes von Euchaita zu grunde liegt. Von dem letzteren handelt das erste Kapitel bei R.; er giebt S. 4—18 den Text, dessen Inhalt sachlich geordnet ist. Die Quelle, die das älteste

griechische Etymologikon, etwa aus der Zeit des Augustus, darstellt, ist von Johannes stark verkürzt worden; sie hat auch dem Bischof Jakob von Edessa vorgelegen. In jenem Werke war nun der Versuch gemacht worden, die beiden streitenden Ansichten zu versöhnen, die Sprache sowohl als θέσει wie als φύσει entstanden erscheinen zu lassen; der Verfasser ging zwar von der Lehre der Stoa aus, suchte aber unter teilweiser Aufgabe der strengstoischen Grundsätze eine Verschmelzung mit der alexandrinischen Lehre herbeizuführen. Nun steht Varro in VIII 1—24 ganz auf dem Boden derselben Anschauung, voraus hervorgeht, daß das den Vermittelungsversuch enthaltende System älter sein muß als er. (Auf die Beziehungen zu Philoxenos, dem auch das 5. Kapitel von R.s Abhandlung gewidmet ist, kann hier nicht weiter eingegangen werden; hervorgehoben sei nur, daß R. ihn — wohl mit gutem Recht — für einen Zeitgenossen Varros hält.)

Der zweite Teil von Buch VIII ist nach einer einheitlichen lateinischen Quelle gearbeitet, die, auf griechischer Vorlage beruhend, vom rhetorischen Standpunkte sich gegen die Analogie wendet. Als ihren Verfasser sieht R. wieder den Aelius Stilo an, und stützt seine Annahme u. a. mit einem Witz, der sich in § 81 findet 'quodsi Marcus Perpenna virile est nomen et analogia sequenda, L u c i u s A e l i a et Quintus Mucia virilia nomina esse debebunt'. Die Anspielung hatte nach R.s Ansicht nur dann einen Sinn, wenn sie von Stilo selbst herrührte, der im Scherz auf sich und seinen Freund (Q. Mucius Scaevola Pontifex † 82) exemplifizierte; demnach wird er, so meint R., als Varros Gewährsmann zu gelten haben. Bedenken gegen die Beweiskraft der vorgeführten Argumente äußert G. Goetz in B. ph. W. 1901, 1033.

B. IX (bis § 90) ist nach einer lateinischen Schrift De analogia gearbeitet, die sich nicht gegen Stilo, sondern gegen ein jüngeres lateinisches Werk unbekannten Verfassers richtete, daher sie ohne Beziehung zu B. VIII war; hierdurch sah sich Varro zu Einlagen veranlaßt, die nun auf bestimmte §§ von VIII Bezug nehmen, um sie zu widerlegen. — In B. X endlich hat Varro griechische Schriften benutzt; er hebt selbst X 1 hervor, daß er hier selbständig sei, was R. nur für die lateinischen Vorgänger gelten läßt. Was einzelnen Quellen zuweisen, läßt sich nicht genauer ermitteln; gelegentlich mag auch Stilo wieder mit herangezogen sein.

In einem besonderen Kapitel (IV) vergleicht R. Varro VIII 1—24 mit Augustins Schrift De principiis dialecticae und kommt dadurch zu der Annahme, daß in der Arbeit des Kirchenvaters ein überarbeitetes Excerpt aus Varros erstem Buche De lingua latina vorliege. Vgl. dazu Goetz a. a. O.

Mag man in Einzelheiten abweichender Ansicht sein, in der Hauptsache wird man den Ergebnissen von Reitzensteins Untersuchungen nur

zustimmen können. Der Gewinn derselben ist ein mehrfacher, von den Griechen ganz abgesehen: wir lernen die Arbeitsweise Varros genauer kennen, wir nehmen seine Stellung zu den bewegenden Fragen der damaligen Gelehrtenwelt deutlich wahr, und wir bekommen auch ein klareres Bild von der Bedeutung des Aelius Stilo und von dem Einflusse, den er auf die grammatischen Studien der Römer, speziell seines Schülers Varro, ausgeübt hat. Nicht zum wenigsten aber kommt die eingehende Analyse der Textkritik zu gute, die R. auch seinerseits bei verschiedenen Gelegenheiten direkt zu fördern gesucht und, wenn auch vielleicht nicht überall, gefördert hat. Auch hierüber kann ich auf die Anzeige von Goetz in B. ph. W. 1901, 1033/34, verweisen. —

Schließlich sei auch auf das Vorwort zu Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen S. IX—XIII aufmerksam gemacht, wo von dem Verhältnis Varros zur späteren grammatischen Tradition die Rede ist. Gelegentlich werden auch Stellen aus De l. l. in Münzers Beiträgen zur Quellenkritik der Naturg. d. Plinius (Berlin 1897) verwertet; zur Charakteristik Varros und seiner Arbeitsweise enthalten diese Beiträge reiches Material, dürfen deshalb von keinem Varroforscher übergangen werden.

Eine neue Ausgabe von Varro De lingua latina in der Bibliotheca Teubneriana haben G. Goetz und F. Schöll angekündigt.

c) Nigidius Figulus.

Inwieweit die Abhandlung von C. Giambellus, De P. Nigidio Figulo, Pinerolii 1895, hierher gehört, vermag ich nicht anzugeben, da mir dieselbe nicht zugänglich war. Über die grammatische Schriftstellerei des Nigidius handelt ganz kurz Beck in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Plinius, Libr. dubii serm. rel., S. XIV f. mit dem Ergebnis, daß Plinius auf diesem Gebiete den Nigidius nicht benutzt hat, wie er doch auf naturwissenschaftlichem gethan hat, worüber auch zu vgl. Münzer, Beitr. z. Quellenkritik d. Naturgesch. d. Plinius S. 356 f.

d) Verrius Flaccus, Festus und Paulus Diaconus.

1. W. M. Lindsay, Notes on Festus and Nonius. Cl. R. I (1891) 9—11.

2. K. Neff, De Paulo Diacono Festi epitomatore. Diss. Erlangen 1891.

3. V. Casagrandi, L'articolo 'Novem . . . .' di Festo. Palermo 1892.

4. M. Manitius, Zu Pompeius Festus. Herm. XXVII (1892) 318—20.

5. E. Thewrek v. Ponor, Codex Festi Farnesianus XLII tabulis expressus. Budapest 1893.

6. L. Mackensen, De Verrii Flacci libris orthographicis. Diss. Jena 1896 (= Comm. philol. Ien. VI 2, 1—62).

7. H. Willers, De Verrio Flacco glossarum interprete disputatio critica. Diss. Halle 1898.

8. F. Münzer, Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius. Berlin 1897.

Die Arbeit von Mackensen, mit der ich beginne, zerfällt in sechs Kapitel. Im ersten giebt der Verfasser eine gute Übersicht über die orthographischen Studien der Römer; als deren Begründer darf, wenn man von einzelnen früheren Ansätzen (Sp. Carvilius, Ennius, Accius) absieht, Varro betrachtet werden, jedoch hat erst Verrius Flaccus der Orthographie eine eigene Schrift gewidmet, wie uns das Zeugnis Suetons lehrt. Dieses Werk ist leider verloren gegangen, dagegen haben wir orthographische Schriften von Terentius Scaurus (Gr. L. VII 11 ff.) und Velius Longus (das. 46 ff.); dazu kommen die sogenannte 'Orthographia Capri' (das. 92 ff.), die Kompilation Cassiodors (das. 143 ff.) u. a. m., auch besondere Abschnitte bei Quintilian (I 4 u. 7) und bei Marius Victorinus (I 4). Durch Cassiodor lernen wir außer Velius Longus und Adamantius (sive Martyrius), dessen Abhandlung 'De B muta et V vocali' erhalten ist (Gr. L. VII 165 ff.), noch Papirianus (zwischen Donat und Priscian lebend; ob er des Plinius Libri dubii serm. benutzte, hält M. S. 14 für sehr fraglich), Curtius Valerianus (wohl jünger als Papir.) und Eutyches (jedenfalls der Schüler Priscians, Verfasser zweier Schriften De aspiratione) kennen, die wohl die Orthographie in eigenen Arbeiten behandelten, während es sich bei Annaeus Cornutus und Caesellius Vindex um keine besonderen, diesem Gegenstande gewidmeten Schriften handelt, sondern vielmehr um spätere orthographische Kompendien, die aus ihren Werken (z. B. dem Stromateus des Caesellius) ausgezogen wurden. Mit einem ähnlichen Auszuge haben wir es jedenfalls auch bei der unter Capers Namen gehenden Schrift zu thun, die übrigens nur wenig Orthographisches enthält. Die Artigraphen geben wohl auch zahlreiche in dieses Gebiet einschlagende Notizen, aber — mit Ausnahme des Marius Victorinus — über ihre Werke verstreut; maßgebend war wohl das Vorbild der Ars des Palaemon, der allem Anscheine nach der Orthographie keinen besonderen Abschnitt gewidmet hatte. Ob Plinius das letztere that, hält Mackensen für sehr ungewiß; der orthographische (3.) Teil der Appendix Probi mag zum Teil auf des Berytiers Silva observationum sermonis antiqui zurückgehen. — Für die weitere Untersuchung kommen nur in Betracht

Scaurus, Longus, Quintilian und Victorinus, mit deren gegenseitigem Verhältnis sich Mackensen in Kap. 2—5 beschäftigt. Seine Resultate sind in Kürze folgende: Longus nennt als seinen Gewährsmann dreimal den Verrius; da aber Scaurus in enger Beziehung zu Longus steht, so wird er dieselbe Quelle benutzt haben. Quintilians 7. Kapitel hatte bereits Nettleship auf die Libri de orthographia zurückgeführt; ihm folgt Mackensen und setzt für das inhaltlich mit jenem eng verwandte 4. Kap. ebenfalls Verrius als Gewährsmann an. Dagegen meint er, der Abschnitt des Marius Victorinus sei nicht mit Schady (Bonn 1869) direkt aus dem Werke des Verrius herzuleiten, sondern aus einem für Schulzwecke verfertigten Kompendium desselben, das um Excerpte aus Scaurus und Longus vermehrt war. So wären nach den Ausführungen Mackensens, denen im ganzen eine ziemliche Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen ist, die auf uns gekommenen orthographischen Traktate im wesentlichen auf das verlorene Werk des Verrius zurückzuführen. Mit diesen Ergebnissen begnügt sich aber der Verfasser nicht, sondern möchte uns auch noch ein Bild jener Libri de orthographia vorführen. Dazu bedient er sich außer den in Kap. 2—5 behandelten Schriften der Reste des anderen verrianischen Werkes, die durch Festus und Paulus auf uns gekommen sind und die er früher schon des öfteren herangezogen hatte. So excerpiert er denn unter Zugrundelegung des bei Scaurus sich findenden Schemas alle orthographischen Glossen bei Festus-Paulus und begründet dieses Verfahren mit der Annahme, Verrius habe diese Bemerkungen zum größten Teil aus den Libri de orthographia herübergenommen. Die Möglichkeit eines solchen Verfahrens wird man zugeben können, sicher ist natürlich die Vermutung Mackensens nicht; immerhin aber zeigt uns die Zusammenstellung des 6. Kapitels dieser Dissertation, welche Ansichten Verrius in orthographischen Fragen vertrat. Ich kann mich daher, wie schon an anderer Stelle bemerkt (Besprechung von Mackensens Diss. in B. ph. W. 1899, 1416), nicht der schroffen Ablehnung anschließen, die Willers dem zuletzt von Mackensen eingeschlagenen Verfahren zu teil werden läßt.

Ich komme nunmehr zu Willers' Dissertation, deren erster Abschnitt im Anschluß an Reitzensteins 'Verrianische Forschungen' (s. Bu. J. 1891, 128) der Aufdeckung weiterer Glossenreihen bei Festus gewidmet ist. Es werden eine Anzahl Glossen über Gefäße auf Varro (De vita pop. Rom.), solche über Opfertiere auf Ateius Capito, ein Teil derjenigen über Augurien auf Appius Claudius Pulcher (Libri auguralis disciplinae) zurückgeführt; andere Reihen werden sodann wiederum dem Varro zugewiesen (über Cognomina, die verschiedenen Arten des 'aes' u. a. m.), endlich die Cognomina der Götter aus Cornificius abgeleitet. Ver-

schiedene Bedenken gegen diese Aufstellungen hat Goetz in der B. ph. W. 1899, 399 geäußert. —

Im zweiten Abschnitt versucht Willers die viel umstrittene Frage nach dem Verhältnis der beiden Teile des Werkes zu lösen, die in den ersten und zweiten Hälften der einzelnen Buchstaben vorliegen. Man nimmt jetzt — und wohl mit Recht — an, daß, von Kleinigkeiten abgesehen, das Material der Libri de verborum significatu im ganzen Umfange von Verrius gesammelt ist, nicht, wie früher einige vermuteten, zum Teil nur von ihm, zum andern Teile von Festus herrührt. So bleibt nun zu erklären, wie es kommt, daß ein Teil nach alphabetischem Prinzip geordnet ist, der Rest keine solche Anordnung erkennen läßt. Zwei Möglichkeiten bieten sich dar: entweder excerpierte Verrius teils alphabetisch (Glossare), teils sachlich geordnete Quellen, und wir haben in der Hauptsache die nur im groben alphabetisch disponierte Materialsammlung vor uns — diese Ansicht ist von Goetz vermutungsweise aufgestellt, eine Begründung im Corp. Gloss. Lat. I in Aussicht genommen —, oder aber die jetzt in einzelnen Partien erkennbare Ordnung stammt von Verrius und deutet auf das Bestreben, das ganze Werk nach einem bestimmten Prinzip umzuarbeiten; dann ist aber der Plan nicht durchgeführt worden. Die weitere Frage ist nun, was Verrius zum Abbrechen des Unternehmens veranlaßt hat. Man wird zunächst wohl auf den Gedanken kommen, daß der Tod ihn an der Vollendung seiner Arbeit hinderte und daß dann der bereits umgearbeitete Teil mitsamt dem noch vorhandenen Materiale der Öffentlichkeit übergeben wurde (so Reitzenstein); man könnte ferner daran denken, daß Verrius nach Sammlung eines gewissen Materials die Umordnung begonnen, dann aber vorläufig, um noch weitere Quellen auszubeuten, aufgegeben habe, daß er dann nicht mehr dazu gekommen sei, die angefangene Umarbeitung wieder aufzunehmen und zu vollenden. Willers sucht jedoch die Erklärung auf anderem Wege; er glaubt, Verrius habe plötzlich erkannt, daß sein Verfahren noch mangelhaft sei, und nicht dem erstrebten Zwecke, einen bequemen Gebrauch zu ermöglichen, genüge; darum habe er es lieber aufgegeben. Man fragt unwillkürlich, ob es nicht für Verrius viel näher lag, bei solcher Erkenntnis durch strengere Durchführung des alphabetischen Prinzips dem Mangel abzuhelfen, anstatt auf halbem Wege stehen zu bleiben und durch Veröffentlichung des teilweise noch völlig ungeordneten Materials die Benutzung seines Werkes erst recht zu erschweren. Daraus ergiebt sich schon zur Genüge, daß der Vorschlag von Willers durchaus nicht befriedigen kann, ganz abgesehen davon, daß schon ein weniger umfangreicher Versuch, als wir ihn jetzt annehmen müßten, dem Verrius zu derselben Erkenntnis verhelfen konnte. — Das 3. Kapitel

von Willers' Dissertation ist überschrieben 'De aliis libris a Verrio conscriptis'. Zunächst ist die Rede von den beiden Schriften, die Gellius anführt, De obscuris Catonis und Rerum memoria dignarum libri; betreffs der ersteren wird an Reitzenstein das Zugeständnis gemacht, daß die Catonischen Glossen in den zweiten Teilen des großen Werkes wahrscheinlich aus jener Spezialschrift geflossen seien, doch handele es sich bei der letzteren nicht lediglich um eine Vorarbeit, sonst würde Gellius doch eher sich an die Libri de verborum significatu gewendet haben; ein ziemlich schwaches Argument. Von der anderen Schrift wird nur bemerkt, daß sich bei Festus-Paulus keine Spuren nachweisen lassen. Es folgt bei Willers eine Polemik gegen Schady und Mackensen betr. des orthographischen Werkes (vgl. oben) sowie gegen Winther, der Benutzung der Fasti des Verrius durch Ovid behauptet hatte. — Von größerem Interesse ist das letzte Kapitel über die Heimat des Pompeius Festus. Manitius hatte im Herm. XXVII (1892) 318 auf eine Festushandschrift in einem Bibliothekskatalog von Clugny aufmerksam gemacht, die aufgeführt wird als Liber Festi Pompeii ad Arcorium (l. Artorium) Rufum. Da nun zwei Inschriften aus Narbonne sowohl einen Pompeius Festus als einen Pompeius Venustus nebst Gattin Artoria nennen, so vermutet Willers, daß auch unser Festus und der sonst nicht weiter bekannte Artorius Rufus in jener Stadt zu Hause sein möchten.

Dem Verrius Flaccus ist ein besonderes Kapitel (III 1, S. 299—321) in den Untersuchungen Münzers gewidmet. M.s Ansicht ist in den Anfangsworten wiedergegeben: 'Der wichtigste Autor, den Plinius zur Ergänzung Varros für römische Dinge herangezogen hat, ist Verrius Flaccus, und zwar scheint es, daß verschiedentlich sogar aus ihm die Varronischen Notizen selbst mit den Berichtigungen und Zuthaten übernommen wurden'. Verrius wird sowohl in den Indices wie in den einzelnen Büchern der N. H. direkt genannt; von den als verrianisch bezeugten Stellen ausgehend sucht Münzer die Spuren des Verrius weiter zu verfolgen. Ein Eingehen auf die Einzelheiten seiner Untersuchung ist hier nicht möglich, nur sei noch darauf hingewiesen, daß schon an einer früheren Stelle seines Buches von Verrius Flaccus die Rede ist (II 9, S. 293).

Von der neuen Festusausgabe, deren erster Band von Goetz im letzten Bericht besprochen worden ist, fehlt leider immer noch der zweite Band, ohne den mit der Ausgabe nicht viel anzufangen ist. Dafür hat Thewrek den Codex Farnesianus in wohlgelungener Reproduktion bekannt gemacht, so daß jeder in der Lage ist, an die handschriftliche Quelle selbst heranzugehen; beim Anblick dieser Tafeln wird einem erst recht deutlich, in welchem traurigen Zustande der so wertvolle Kodex sich befindet.

Mit einer nicht gerade neuen Frage beschäftigt sich Neff und sucht sie zu einem definitiven Abschluß zu bringen, nämlich, ob der Epitomator des Festus bestimmt der bekannte Paulus Diaconus ist, wie zuletzt Waitz behauptet hatte. Neff beginnt mit einer gründlichen Untersuchung des Sprachgebrauchs, wie er sich aus den Werken des Paulus Diaconus, besonders der Historia Longobardorum und dem Commentarius in sanctam regulam, ergiebt. Da nun eine große Zahl von Eigentümlichkeiten, die die Sprache dieser Werke aufweist, sich auch in der Epitome feststellen lassen, und da ferner eine Bekanntschaft des Paulus Diaconus mit den Excerpten aus Festus nicht zu leugnen ist (vgl. S. 34 ff.), so folgert Neff mit gutem Rechte, daß wir es bei allen diesen Werken mit ein und demselben Autor zu thun haben. Im zweiten Teil behandelt er die Frage, wie Paulus bei seiner Bearbeitung des Verrius-Festus verfahren ist. Dieser Abschnitt enthält eine Fülle feiner Beobachtungen, die besonders wichtig sind für die richtige Ergänzung der Festuslücken, in die man nicht ohne weiteres die Worte des Paulus einsetzen darf, da letzterer nach ganz bestimmten Gesichtspunkten den Text des Festus verändert hat. Ein näheres Eingehen auf diesen Teil der Abhandlung muß ich mir hier versagen. —

Die unter No. 1 und 3 aufgeführten Arbeiten kenne ich nicht.

Vgl. auch den Abschnitt über Glossographie („Pseudo-Philoxenus“).

III. Grammatiker der späteren Zeit.

a) Q. Remmius Palaemon.

Über die Ars des Palaemon liegt keine besondere Abhandlung vor, doch geschieht ihrer häufig Erwähnung bei den Quellenuntersuchungen u. s. w., vgl. darüber unter Varro, Verrius Flaccus, Plinius, Quintilian, Charisius, Diomedes, Marius Victorinus.

Über die angeblichen Differentiae Palaemonis s. Macé, Essai sur Suétone (unter Sueton) S. 340 ff.; vgl. auch Manitius im Rh. M. Ph. XLVII (1892) Suppl. 44 ('glosae Palaemonis grammatici' in einem Lorscher Katalog des 9. Jhdts.).

b) M. Valerius Probus.

Eine besondere Abhandlung, die sich mit dem Berytier befaßte, ist nicht erschienen, doch spielt er in zahlreichen Untersuchungen verschiedenster Art eine Rolle. Ich beginne, in Anknüpfung an den letzten Bericht von Goetz, mit der Einleitung zu Becks Ausgabe der Fragmente von Plinius' grammatischem Werke. Daselbst stellt Beck S. XVI folgende Thesen auf, die man zwar nicht einfach annehmen, aber doch wenigstens als wahrscheinlich gelten lassen soll: 1. Plinius hat den Probus

nicht benutzt; 2. Probus hat sich lediglich mit der Emendatio, Distinctio und Adnotatio gewisser Autoren befaßt, auf dieses Gebiet beschränkt sich also auch die von Sueton bezeugte 'silva observationum sermonis antiqui', aus der wohl allerhand weitergegangen sein kann; 3. auf die Angaben des Gellius über Probus ist kein Verlaß; 4. der Kommentar zu Vergils Bucolica und Georgica hat mit dem Berytier nichts zu thun; 5. verschiedene Schriften tragen den Namen des Probus, die weder mit dem Berytier noch mit dem jüngeren Probus etwas gemein haben. Über die Thesen 3—5 muß ich auf die Abschnitte 'Gellius', 'Sacerdos und der jüngere Probus', 'Vergilkommentare (d: Probus)' verweisen; über These 1 läßt sich in Ermangelung fester Anhaltspunkte kaum etwas sagen. Anders liegt die Sache bei These 2, denn hier haben wir den Angelpunkt der ganzen Probusfrage; nachdem Steups Hypothese von den drei Probi endgültig begraben ist, handelt es sich darum, ob der Nachlaß des Berytiers unbenutzt liegen geblieben und völlig verloren gegangen oder doch noch in die spätere Tradition hinübergerettet worden ist. Stand Beck früher auf dem erstbezeichneten Standpunkte, so scheint er jetzt auf die andere Seite übergegangen zu sein (vgl. auch S. XIV), macht jedoch sofort eine Einschränkung: der Nachlaß beträfe nur das von Sueton umgrenzte Gebiet. Dadurch wird natürlich das ganze Zugeständnis, wenn anders ein solches gemacht worden ist, wieder illusorisch, wie es denn Beck auch direkt ausspricht 'ex eo sequitur ut qui historiam grammaticae latinae describant, Valerii Probi nomen sine magno detrimento praeterire possint'; er leugnet, daß der Probus bei Charisius, Diomedes, Priscian mit dem Berytier irgend etwas zu thun habe, und somit stehen wir auf dem alten Flecke. Ich brauche also nur wieder auf den Bericht von Goetz zu verweisen.

Hier läßt sich wohl am passendsten anknüpfen, was Leo teils in den Plautinischen Forschungen, teils in der griechisch-römischen Biographie über den Berytier vorgetragen hat; ich muß freilich von vornherein hervorheben, daß es sich zumeist um Kombinationen handelt, die gewiß hier und da auf Widerspruch stoßen werden. Der erste Teil des erstgenannten Werkes handelt von der 'Geschichte der Überlieferung der Plautinischen Komödien im Altertum' und knüpft, soweit Probus in Frage kommt, an die bekannte Suetonstelle an, aus der sattsam hervorgeht, welche Bedeutung dem Berytier in der Überlieferungsgeschichte der altrömischen Texte zukommt. Probus ist es, dem ein gut Teil der älteren Autoren ('antiqui') seine Rettung für die Nachwelt verdankt. An die Stelle der Beschäftigung mit der archaischen Litteratur — Varros antiquarische Forschung bezeichnet den Höhepunkt — war seit der Festigung des Prinzipats in Rom und Italien mehr und mehr eine Abwendung von den Alten getreten, die ihre Vollendung in Remmius

Palaemon fand. Da trat Probus auf und führte nicht nur die alten Texte, soweit er ihrer in der Provinz (vielleicht in seiner Heimat, S. 26 Anm. 4) habhaft werden konnte,*) sondern zugleich die gelehrte Forschung zurück. Was insbesondere Plautus angeht, so brachte er eine ganze Anzahl von Stücken, jedenfalls „beträchtlich mehr als die 21 Varronianae“**), zusammen in einem Zustande mehr oder minder großer Verwahrlosung; „fast alles, was die späteren Grammatiker außer den Varronianae citieren, geht, soweit es nicht von Varro oder Verrius Flaccus herrührt, direkt oder indirekt auf Probus zurück. Ob er eine Ausgabe der von ihm zusammengebrachten Stücke veranstaltet hat, bleibt ungewiß . . . . Der Text der Stücke blieb im wesentlichen wie er ihn gefunden hatte und wurde so von dem Herausgeber der Auswahl reproduziert, von den Späteren zugestutzt.“ In bezug auf die Thätigkeit des Probus äußert sich Leo S. 45—46 folgendermaßen: „er mußte durch Vergleichung der ihm zu Gebote stehenden Exemplare die zuverlässig überlieferte Lesung Vers für Vers erschließen und fixieren; wo nur Korruptel überliefert war, ließ er sie im Text. Die unerläßliche Korrektur und Ergänzung eines solchen Verfahrens ist entweder die Anwendung der kritischen Zeichen oder ein kritischer Kommentar oder die Vereinigung von beiden, d. h. die Verarbeitung der kritischen Zweifel in besonderen Schriften, wohin die observationes sermonis antiqui des Probus gehören, die sich an das Beispiel der Alexandriner und Varros anlehnen . . . . . . Die observationes des Probus scheinen, wie das Vorkommen dieses Materials in den späteren Kommentaren [z. B. des Donat zu Terenz, Servius zu Vergil] zeigt, gleich von seinen Nachfolgern in Noten zu solchen Ausgaben aufgelöst zu sein, Noten, die die Erklärung der Interpunktion und der kritischen Zweifel enthielten, mit Konjekturen und den Varianten, die, wenn die Handschriften vereinzelt waren, aus den Arbeiten der früheren Zeit zu entnehmen waren; denn Probus und die Seinigen griffen wieder zu Varro und Verrius Flaccus und der verwandten gelehrten Litteratur.“ Trotz aller Anerkennung, die Leo den

*) An der betr. Suetonstelle möchte Usener S. M. A. 605 Anm. 1 statt ‘multaque exemplaria contracta’ lieber schreiben ‘multaque exemplarium <copia> contracta’.

**) Die gegen Goetz gerichtete (Epileg. z. d. Fragm. Plaut. 192 f.) Anmerkung S. 27 beruht m. E. auf einem Mißverständnis; G. lehnt doch nur den von Winter aus einer Stelle des sog. Probuskommentars zu Vergil gezogenen Schluß auf Probus ab, da es mit der Autorschaft des Berytiers für jenen Kommentar doch sehr übel bestellt ist (vgl. unter Vergilkommentare: d), und fügt hinzu, selbst wenn man Probus als Verfasser zugäbe, würde doch gerade diese Stelle wegen Verrius Flaccus nicht allzuviel beweisen.

Leistungen des Berytiers zollt, kann er ihm doch den Vorwurf nicht ersparen, daß er zu einseitig nur auf die Feststellung der Textüberlieferung bedacht gewesen sei, statt seine Texte auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu emendieren (S. 53); freilich ist das mehr ein Vorwurf vom modernen Standpunkte aus.

Zu der von Sueton bezeugten Thätigkeit des Probus gehörte außer dem emendare und distinguere auch das adnotare, welchen Begriff Leo in seinem der Biographie gewidmeten Buche dahin auslegt, daß auch das Abfassen einer Vita mit darunter falle. Dementsprechend führt er nicht nur den Zusatz des Donat zur Suetonvita des Terenz auf Probus zurück (einen direkten Anhalt für diese Zuweisung giebt es m. W. nicht), sondern hält gegen Körtge auch daran fest, daß die einem Probus Valerius zugeschriebene Persiusvita in der Hauptsache auf den Berytier zurückgehe (S. 18 f.). Ohne die Möglichkeit, daß Probus Viten verfaßt haben könnte, direkt in Abrede stellen zu wollen, glaube ich doch betonen zu müssen, daß es an ausreichenden Stützen für eine solche Annahme fehlt. Näheres unter Sueton.

Speziell auf die dem Terenz gewidmete Thätigkeit des Probus wird in drei Arbeiten bezug genommen: von Smutny, von Rabbow und von Kauer (genauere Angaben findet man unter Terenzscholien: a). Die Bemerkungen des erstgenannten (S. 122 u. 127 f.) enthalten kaum etwas Förderliches; es ist eine Zusammenstellung der Probusfragmente im Donatkommentar zu Terenz. In welcher Weise über die direkt als probianisch bezeugten Scholien hinaus die Spuren des Berytiers in dem gedachten Kommentar verfolgt werden können, dafür giebt Rabbow (S. 313) einige gute Hinweise; derselbe sucht an anderer Stelle (338 ff.) Reste von kritischen Noten im selben Kommentar nachzuweisen, doch stehe ich seinen Ausführungen etwas skeptisch gegenüber. Kauer endlich sucht einen Zusammenhang der von der Interpunktion des Terenztextes handelnden Scholien, von denen ein paar direkt für Probus bezeugt sind, mit der von ihm im Bembinus festgestellten Interpunktion darzuthun. Zum Schlusse verweise ich noch auf den von Valerius Probus handelnden Abschnitt bei Froehde, De C. Julio Romano (S. 610 ff.); der vorwiegend eine Zusammenfassung enthält.

c) Plinius.

1. J. W. Beck, Die Plinianischen Fragmente bei Nonius und dem Anonymus de dubiis nominibus. B. ph. W. 1892, 1571 ff.; 1602 ff.

2. Derselbe, Studia Gelliana et Pliniana. S.-A. aus dem 19. Suppl. der N. J. Ph. P., Leipzig 1892, 1— 55.

3. O. Froehde, Valerii Probi de nomine libellum Plinii Secundi doctrinam continere docetur. Ebenda 159—203.

4. Derselbe, De C. Julio Romano Charisii auctore. S.-A. aus dem 18. Suppl. d. N. J. Ph. P. 567—672. Leipzig 1892 (bes. 617—32).

5. J. W. Beck, Die Quellen in den grammatischen Büchern des Plinius. Philol. LII (1893) 506—18.

6. C. Plinii Secundi librorum dubii sermonis VIII reliquiae. Collegit et illustravit J. W. Beck. Leipzig 1894.

Alle die Untersuchungen, die als Ziel die Aufdeckung der Reste von Plinius' grammatischem Werke verfolgten, haben einen vorläufigen Abschluß gefunden durch die Ausgabe der Fragmente, die Beck, einer der eifrigsten Pliniusforscher, veranstaltet hat. Auf dem von anderen bereiteten Grunde (s. darüber Goetz in Bu. J. 1891) hat er fleißig weitergebaut und nach den verschiedensten Seiten die plinianischen Spuren verfolgt (oben No. 1 u. 2), auch über das von Plinius verarbeitete Material festgestellt, was sich feststellen ließ (No. 5). Die Bruchstücke der Libri dubii sermonis zerfallen in zwei Gruppen: solche, die direkt als plinianische bezeugt sind — sie finden sich bei Charisius, Priscian, Servius (im Vergil- wie im Donatkommentar), Cledonius, Pompeius und in den Instituta des Probus, einzelne auch bei Diomedes und an ein paar anderen Stellen — und solche, für die erst Plinius als Quelle erschlossen werden mußte. Dabei wurden als Kriterien verwendet: gewisse Serien von Artikeln bei Charisius, in deren Verlauf hier und da Plinius genannt wird; gewisse Autoren, die Plinius zu citieren pflegt, unter denen Cäsars Bücher De analogia gewissermaßen die Rolle eines Leitfossils spielen; die Lehre des Plinius, der neben der ratio auch die consuetudo und auctoritas berücksichtigt, also neben der Analogie auch die Anomalie zuläßt; endlich sprachliche Eigentümlichkeiten, die sich in den sicheren Fragmenten finden. Nicht immer lassen sich alle diese Kriterien anwenden, und da sie außerdem von verschiedenem Werte sind, so ergiebt sich, daß man mit verschiedenen Graden der Wahrscheinlichkeit plinianischen Ursprungs rechnen muß. Dessen ist sich Beck auch wohl bewußt gewesen und hat im Vergleich zu seinen Vorarbeiten in der Aufnahme unbezeugter Bruchstücke ziemliche Enthaltsamkeit geübt; dafür bieten die meist erläuternden Anmerkungen manchen nützlichen Hinweis auf andere der Sammlung nicht eingereihte Stellen. Auf eine Rekonstruktion des Werkes, wie sie Nettleship seiner Zeit versuchte, hat Beck mit gutem Grunde verzichtet; dazu sind die Anhaltspunkte nicht zahlreich genug, denn meist wird überhaupt kein Buch mit angegeben, und wo es doch der Fall ist, handelt es sich fast stets um das 6. Buch. Dafür hat Beck seine Fragmente — es sind nicht weniger als 482, darunter 133 mit Namensangabe — nach

16 Rubriken geordnet, um so ein Bild von der Lehre des Plinius zu geben. Diese Einteilung ist allerdings nicht ganz einwandfrei (vgl. Froehde in W. kl. Ph. 1894, 1279), wie auch sonst die Ausgabe leider verschiedene Mängel aufweist, unter denen man das Fehlen jeglicher Indices (Autoren-, Sach- und Fundstellenregister) besonders unangenehm empfindet; auch ist nicht deutlich genug zwischen sicheren und unsicheren Fragmenten unterschieden. Trotz alledem behält die Ausgabe ihren Wert, der durch eine dankenswerte Übersicht über die Entwickelung der grammatischen Studien der Römer und die innerhalb derselben dem Plinius zukommende Stellung erhöht wird. Nach Becks Ausführungen bedeutet das Erscheinen der Libri dubii sermonis einen Markstein in der Geschichte der römischen Grammatik; mit Plinius schließt die Periode der varronischen Studien ab, die an die Quellen selbst herangingen und ein reiches Material aller Art zu Tage förderten, das wie in einem Speicher in dem plinianischen Werk der Ausbeutung durch die Späteren dargeboten war. Der erste, der diese Fundgrube benutzt, Remmius Palaemon, ist auch der erste Verfasser einer Ars grammatica. Der hauptsächlichste Vermittler für die späteren Artigraphen war Flavius Caper, durch den besonders Priscian, wohl auch Servius, Nonius u. a. die Früchte plinianischen Sammeleifers bezogen haben. Bei anderen Autoren ist der Weg der Vermittelung nicht mit Sicherheit zu bestimmen; wenn Julius Romanus den Plinius direkt benutzt hat, dürfte er der letzte gewesen sein, der noch selbst an die Quelle ging und in reichem Maße aus derselben schöpfte. Die Benutzung des Plinius durch Gellius, die Beck in seiner unter 2. angeführten Abhandlung zu erweisen bemüht war, bleibt unsicher (vgl. Goetz in B. ph. W. 1893, 1262 ff.). In derselben Arbeit hatte Beck auf den plinianischen Gehalt der Schriftchen 'De dubiis nominibus' und 'De nomine' hingewiesen; das letztere führte auch Froehde in No. 3 auf Plinius zurück, doch nahm er später (N. J. Ph. P. 1895, 287) einiges von seinen früheren Behauptungen zurück. Derselbe widmete auch in No. 4 einen umfangreichen Abschnitt den Pliniusstellen bei Charisius bezw. Romanus; man findet hier verschiedene willkommene Zusammenstellungen, die auch nach Becks Ausgabe nicht ganz überflüssig geworden sind. — In der Vorrede seiner Fragmentsammlung berührt Beck auch die Probusfrage, in der er seinen eigenen Standpunkt einnimmt; man vergleiche darüber unter Probus. —

Besprechungen der Beckschen Ausgabe: W. kl. Ph. 1894, 1279 (O. Froehde), R. cr. 1895, 450 (E. Thomas), B. ph. W. 1895, 937 (Ref.), L. C. 1895, 1328 (G. Gundermann), Ö. Lbl. 1895, 596 (R. Kukula), Bayr. Gy. 1896, 115 (C. Weyman), N. ph. R. 1896, 99 (F. Bölte), D. L. 1897, 1536 (C. Haeberlin).

In der unter 2. genannten Schrift kommt Beck (S. 32 ff.) auf die verschiedenen Sammlungen von Differentiae zu sprechen, von denen er eine Ausgabe vorbereitet. Plinius hat in seinem Werke reichlich Gelegenheit genommen, Formen- und Bedeutungsunterschiede in lateinischen Wörtern hervorzuheben und aus den Schriftstellern zu belegen; wer Charis. I 15 oder die Fragmentensammlung daraufhin durchsieht, kann sich leicht davon überzeugen, ein Vergleich mit Nonius ergiebt vielfache Übereinstimmung. Nun befaßten sich mit der Feststellung von Differentien auch Varro, Verrius Flaccus und Sueton (Pratum), aber die reichhaltigste Fundstätte dafür waren doch des Plinius Libri dubii sermonis. Von hier sind sie in den von Beck (vgl. seine Schrift De differentiarum script. lat.) angenommenen Thesaurus differentiarum geflossen, der nach Agroecius und vor dem Liber glossarum, also im 5.—6. Jahrh. entstanden sein soll; in dem letzteren findet sich der Quellenvermerk 'Ex diff. serm.', doch ist auch vieles in das große Glossenwerk aus Isidor geflossen, der seinerseits Sueton zur Quelle hat. Zu jenem Thesaurus differentiarum gehören die Sammlungen des Montepessulanus 306 (s. Beck in der oben citierten Schrift), des Bodleianus 186 (cf. A. L. L. III 549) und des Montepess. H. 160 s. IX; vgl. auch Beck im A. L. L. VI 261. Bevor uns das gesamte Material vorgelegt ist, was hoffentlich bald geschieht, ist es geraten, sich des Urteils über die älteren und jüngeren Differentiensammlungen zu enthalten; daß aber Plinius und Sueton daran erheblichen Anteil haben, wenngleich sie dem Gegenstande keine besonderen Schriften widmeten, dürfte sicher sein. (Vgl. auch unter Differentiae.) —

Auf einige Widersprüche zwischen den Angaben des Plinius in den Libri dubii sermonis und denen in der Naturalis historia macht Münzer aufmerksam in seinen Beiträgen zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius (Berlin 1897) S. 119 f.

Zu guter Letzt sei noch auf eine Bemerkung von Leo hingewiesen (Plautin. Forsch. S. 27 Anm. 1), der — nicht ganz ohne Grund — vor einer übertriebenen Schätzung der Leistungen des Plinius warnt.

Über Plinius und Varro sowie über Plinius und Verrius Flaccus vgl. unter Varro und Verrius Flaccus.

d) Quintilianus.

M. Kiderlin, Zum ersten und zweiten Buche des Quintilianus. N. J. Ph. P. 147 (1893), 69—78.

Diesen Aufsatz erwähne ich nur, weil er u. a. auch zu dem grammatischen Teile von Quintilians Werke einige Besserungsvorschläge bringt. Sonst sind wir über den Stand von 1891 (s. den letzen Bericht von Goetz) kaum hinausgekommen. Der Abschnitt in der Einleitung

Becks zu seiner Pliniusausgabe ist mehr eine Zusammenfassung der bis dahin gewonnenen Resultate; hervorzuheben ist vielleicht, daß Beck besonderes Gewicht auf gewisse von Quintilian citierte Autoren legt, die für Plinius charakteristisch sind, so daß darin ein deutlicher Hinweis auf die Quelle zu erblicken wäre. Um aus Quintilian neue Pliniusfragmente zu gewinnen, reichen die Anhaltspunkte nicht aus. — Die auf die Orthographie bezüglichen Abschnitte hatte bereits Nettleship auf Verrius Flaccus zurückgeführt, teils direkt, teils über die Ars des Palaemon; ihm schließt sich Beck a. a. O. an. Mackensen in seiner unter Verrius Flaccus besprochenen Dissertation c. IV ist mit ihnen darin einig, daß Verrius der Gewährsmann ist, wendet aber gegen die Vermittelung eines Teiles durch Palaemon ein, daß es auffällig wäre, wenn Quintilian nicht alle seine orthographischen Angaben aus der sicher von ihm benutzten Quelle geholt hätte; obendrein sei es höchst unwahrscheinlich, daß Remmius seiner Ars ein besonderes Kapitel über Orthographie einverleibt habe, wie ja auch bei den ihm folgenden späteren Artigraphen sich ein solches nicht finde.

e) Velius Longus.

Einige Bemerkungen (über die Assimilation von ad) giebt J. M. Stowasser in der Z. ö. Gy. 42, 468—69.

Ausführlicher beschäftigt sich mit ihm

L. Mackensen, De Verrii Flacci libris orthographicis. Diss. Jena 1897,

worüber vgl. unter Verrius Flaccus.

f) Suetonius und die philologische Biographie.

1. R. Ellis, Suetoni gramm. 11. J. Ph. 1891, 174.
2. Ders., Suetoni vita Lucani. J. Ph. 1891, 181—2.
3. J. W. Beck, Zur Kritik von Suetons De grammaticis et rhetoribus. B. ph. W. 1892, 771—2.
4. F. Heidenhain, Zu Suetonius' Vita des Horatius. N. J. Ph. P. CXLVII (1893) 844.
5. R. Büttner, Porcius Licinus und der litterarische Kreis des Q. Lutatius Catulus. Leipzig 1893.
6. W. Christ, Horatiana. S. M. A. 1893, 57—152 (bes. 60 ff.).
7. R. Büttner, Zur Überlieferung der Vita Terentii in dem Commentare des Donatus. N. J. Ph. P. CXLIX (1894) 73—5.
8. G. Thilo, Über Probus' Commentar zu Vergils Bucolica und Georgica. N. J. Ph. P. CXLIX (1894) 290 ff.

9. K. Dziatzko, Zu Terenz im Mittelalter. N. J. Ph. P. CXLIX (1894) 465 ff.

10. M. Schanz, Suetons Pratum. Hermes XXX (1895) 401—28.

11. V. Kubelka, Über das Leben und die Schriften von G. Suetonius Tranquillus. (Böhmisch.) Progr. d. böhm. Gymn. Ung. Hradisch. 1896.

12. R. Sabbadini, Biografi e commentatori di Terenzio. St. I. F. V (1897) 289—327.

13. W. Heraeus, Varia [z. Donats Vergilvita]. Rh. M. Ph. LIV (1899) 157.

14. G. Körtge, In Suetonii de viris illustribus libros inquisitionum capita tria. Diss. philol. Halenses XIV 3 (1900) 187—284.

15. A. Macé, Essai sur Suétone. Bibl. des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Bd. 82. Paris 1900.

16. Fr. Leo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer litterarischen Form. Leipzig 1901.

In den Schulkommentaren zu römischen Dichtern pflegt nach griechischem Muster eine Vita an der Spitze zu stehen; es ist dies der Fall bei Terenz, Vergil, Horaz, Persius, Lucan und Juvenal. Von diesen Viten sind einige dem biographischen Werke Suetons 'De viris illustribus' entnommen und zwar dem Teile 'De poetis', über den wir im übrigen auf die dürftigen Auszüge des Hieronymus angewiesen sind. Es erhebt sich nun die Frage, ob wir vielleicht in den nicht irgendwie als suetonisch bezeugten Viten Bruchstücke des genannten Werkes gewinnen können, und diese Frage zu beantworten hat sich Körtge zunächst zur Aufgabe gemacht (Cap. I—II). Als Fundament für seine Untersuchungen dienen ihm die bekannten Reste des biographischen Werkes, der in der zweiten Hälfte unvollständige Teil De grammaticis et rhetoribus, die Terenzvita im Donatkommentar und die Horazvita. Mit deren Hülfe stellt er die Eigentümlichkeiten des suetonischen Werkes fest, um zu prüfen, wieweit diese sich in den übrigen Viten wiederfinden. Vorausgeschickt ist eine Untersuchung über die verschiedenen Vergilviten und die beiden Lebensabrisse des Lucan. Von den ersteren werden verglichen die Vita des Aelius Donatus (vor seiner Einleitung zu den Bucolica), des Servius, des sogen. Probuskommentars und des Phocas. Die des zuletzt genannten Grammatikers ist ganz von Donat abhängig und wird deshalb ausgeschieden; dasselbe gilt von der Vita bei Servius. Es bleiben somit als selbständig nur die Viten des Donat und des sogen. Probus übrig, von denen die erstere, was ja nichts Neues ist, in der Hauptsache die Suetonvita des Vergil darstellt, wie

die Übereinstimmung mit den Angaben des Hieronymus (der aber nicht immer ganz genau ist, daher eine kleine Differenz) und vor allem der Umstand beweist, daß die Characteristica suetonischer Biographien in ihr vorhanden sind. Bei einzelnen Stellen bleibt es zweifelhaft, ob sie aus Sueton entlehnt sind, in ein paar Fällen mögen Zuthaten des Donat vorliegen. (Vgl. Leo S. 12 Anm. 5.) Auf Sueton wird auch die sogen. Probusvita zurückgeführt, die ja mit Donat zu einem guten Teil übereinstimmt; verschiedene Ungenauigkeiten werden daraus erklärt, daß der Verfasser die Vita aus dem Gedächtnis niedergeschrieben habe (so auch Riese und Thilo). Eine kurze Erörterung findet noch die Frage, ob die Vita des Servius wirklich von diesem herrühre oder nicht, namentlich in Hinsicht auf den Schluß der Probusvita. Reifferscheid verneinte den servianischen Ursprung, Hagen verteidigte ihn, und ihm folgt Körtge, indem er die vorhandenen Schwierigkeiten durch die Annahme beseitigen will, daß uns nur ein Auszug aus der Vita des Servius erhalten sei. Vgl. auch Leo S. 12—13.

Von den Lucanviten kommen die beiden in Betracht, die sich in einer Berner Hs (vgl. Useners Commenta Bernensia S. 3) nebeneinander finden; die vorangehende jüngere wird dem Lucanerklärer Vacca, die folgende und am Eingang verstümmelte dem Sueton beigelegt. Sie stimmt mit Hieronymus' Angaben überein und ist dem Dichter feindlich gesinnt, während bei der anderen das Gegenteil der Fall ist. Doch beruht nach Körtges Annahme auch die Vaccavita in ihrem Kerne auf Sueton, nur ist eben alles dem Dichter Ungünstige weggelassen und durch anderes ersetzt und erweitert. Hieronymus hatte eine vollständigere Suetonvita vor Augen. Vgl. besonders Leo S. 13—14.

Die Vita des Persius wird in der Überlieferung einem Kommentare des Probus Valerius zugewiesen, doch hatte bereits Reifferscheid die Vermutung geäußert, daß der letzte Abschnitt ('sed mox ut a schola' etc.) von Sueton herrühren möchte. Körtge sucht nun darzuthun, daß die ganze Vita, wenn auch nicht in der vorliegenden Fassung, die deutliche Spuren einer Überarbeitung trägt, auf Sueton zurückgehe. Er begründet dies 1. damit, daß von einer biographischen Thätigkeit des Berytiers nichts bekannt ist, auf die Angaben der Hss aber kein Verlaß ist, da den Namen 'Probus' verschiedene Werke tragen, denen er gewiß nicht zukommt;*) 2. daß die eigentümlichen Merkmale suetonischer Biographie in dieser Persiusvita nachweisbar sind, wozu noch die (allerdings dem Umfang nach ziemlich geringfügige) Übereinstimmung mit Hieronymus kommt. Ein Excerptor hat

*) So werden z. B. auch die jüngeren Juvenalscholien im Vatic. Urb. 661 s. XI dem Probus zugeschrieben, s. Stephan, De Pith. in Juv. scholiis 73.

die ursprüngliche Anordnung bei Sueton gestört; einen späteren Zusatz haben wir jedenfalls an der Stelle, wo von 'Nero princeps illius temporis' die Rede ist. — Gegen das Resultat, zu dem Körtge gelangt, wendet sich Leo S. 18. Gegen den negativen Teil des von jenem geführten Beweises erhebt er den Einwand, daß an dem handschriftlichen Zeugnis zu zweifeln kein Grund vorliege; zu dem von Sueton bezeugten 'adnotare', d. h. der Besorgung kritischer Ausgaben, gehöre eben auch das Abfassen einer Vita. Aus der materiellen Verwandtschaft mit Sueton lasse sich aber gar nichts folgern, denn Schema und Inhalt der Probusvita treffe eben mit der suetonischen Weise im ganzen wie im einzelnen überein; beide haben sich den Alexandrinern angeschlossen, Probus den Editoren und Sueton den Biographen. Wesentlich sei eine Abweichung, indem bei Probus dem Geburtsdatum gleich das Todesdatum ebenso wie dem Geburtsort der Sterbeort zugefügt seien, hingegen fände sich bei Sueton beides getrennt, das eine am Anfang, das andere am Schlusse. Mir will freilich dieser Gegenbeweis nicht recht glücklich erscheinen. Zunächst ist Leo selbst genötigt zuzugeben, daß Sueton sein Schema nicht immer eingehalten hat, indem er gelegentlich auch Geburtsdatum und Tod zusammenstellt (S. 19); die sonstige Übereinstimmung hebt er selbst hervor. Die Auslegung der Suetonstelle über Probus ist auch nicht über jeden Zweifel erhaben und hängt wesentlich davon ab, welche Vorstellung man sich von den Kommentaren des Probus macht. So bleibt als einziger fester Anhaltspunkt das Zeugnis der Hss; wer an dieses unbedingt glaubt, muß dann natürlich eine biographische Thätigkeit des Probus annehmen, für die sich aber sonst, soviel ich sehe, nur noch die Analogie der Alexandriner ins Feld führen läßt. Was Leo S. 12 über den Ursprung der Zusätze in der Terenzvita des Donat bemerkt, daß sie nämlich aus der Vita des probianischen Terenzkommentars entlehnt seien, ist lediglich eine Vermutung, für die es an jedem sicheren Anhalte fehlt; aus einer Terenzvita mögen die Zuthaten stammen, aber warum soll es gerade eine Vita des Probus gewesen sein? Was die Persiusvita anlangt, so erklärt auch Schanz (Gesch. d. röm. Litt. II 2^2, S. 340), es könne nicht bestritten werden, daß der Kern von Valerius Probus herrühre; neue Gründe für die Autorschaft des Probus bringt er aber auch nicht bei, was eben nach Lage der Dinge kaum möglich sein dürfte.

Die auf uns gekommenen Juvenalviten führt Körtge nach dem Vorgange Duerrs auf eine Urvita zurück, die mit Probus gar nichts, mit Sueton nur insofern etwas zu thun hat, als ihr Verfasser, etwa dem 3.—4. Jhdt. angehörig, sich die Biographien Suetons zum Muster genommen hat und danach, ohne Benutzung alter Quellen, mit Hülfe von ein paar dürftigen Nachrichten älterer Tradition seine Vita verfaßt

hat, die von späteren, teils durch Kombination, teils unter Benutzung der Satiren selbst mannigfach erweitert wurde. Vgl. auch Leo S. 18.

Hier möge gleich angefügt werden, daß Leo (S. 14) auch geneigt ist, die in zwei Tibullhss. überlieferte Vita dieses Dichters als ein Excerpt aus Sueton anzusehen; Veranlassung zu dieser Vermutung bilden die Anlage der Vita sowie das Epigramm des Domitius Marsus, den Sueton mehrfach citiert.

Ferner ist hier Gelegenheit, auf Christs Abhandlung einzugehen, deren 1. Kapitel überschrieben ist 'Die alten Lebensbeschreibungen des Horaz'. Cruquius veröffentlichte aus seinem Cod. Blandinius antiquissimus zwei Viten des Horaz, dazu eine dritte aus anderer Quelle. Die letztere ist mittelalterlichen Ursprungs und 'von irgend einem Librarius aus jenen zwei alten Biographien zusammengebraut'. Von diesen stellt die zweite einen Auszug aus der Vita des Porphyrio dar; die Horazcitate des letzteren sind alle weggelassen, dafür findet sich am Ende der bekannte Zusatz über die Horazerklärer (aus der Vita Pseudo-Acroniana). In der Aufzählung der Dichtungen finden sich Differenzen, die aber vielleicht dem Cruquius zur Last fallen. Die vor dem Kommentar Porphyrios überlieferte Vita hält Christ gegen Reifferscheid und Schanz (vgl. auch Vahlen im Hermes CXXX [1895] 23) für echt. Porphyrio kannte, wie aus Ep. II 1, 1 hervorgeht,*) die Suetonvita, beschränkte sich aber darauf, seinen Lebensabriß des Dichters wesentlich auf Stellen seiner Dichtungen zu basieren. [Nach Leo S. 12 ist Porphyrios Vita ein kurzer, mit Zuthaten aus den Gedichten erweiterter Auszug aus einem anderen d. h. einem nichtsuetonischen Exemplar der Vita.] Die andere Vita wird durch die genannte Porphyriostelle als suetonisch bezeugt; die beiden von Lessing und Reifferscheid verdächtigten Stellen vom pater salsamentarius und von den specula des cubiculum (Christ giebt eine Emendation der letzteren) sind gerade bei Sueton ganz und gar nicht zu beanstanden (vgl. Leo 139 Anm. 4).

Die von Sueton benutzten Quellen waren zunächst die Horazischen Gedichte selbst, sodann Gedichte und Testament des Maecenas, die Inschrift auf dem Grabdenkmal des Horaz, eine Notiz über Geburts- und Todestag, besonders aber noch Briefe des Augustus. [In der zuerst aus diesen angeführten Stelle schlägt Heidenhain vor statt 'parasitica' zu lesen 'satrapica'. Vgl. jetzt auch Goetz, C. Maecenas (Jena 1902) S. 25.]

Wir kehren hier passend zu Körtge zurück, der im 3. Kapitel von den Quellen Suetons handelt und die Parallelen aus der griechischen

*) So sicher ist das nicht, denn Porphyrio kann die Anführung Suetons aus seiner Quelle (viell. Helenius Acron, vgl. Kießling 'De personis Horatianis' 10) übernommen haben.

Biographie zusammenstellt. Varro steht natürlich an der Spitze; an ihn knüpft Sueton an und benutzt ihn soweit als möglich, besonders das Buch De poetis. Daneben werden von Sueton zu Rate gezogen Nepos, Santra, Hyginus, Fenestella, Asconius Pedianus u. a., Briefe des Augustus und amtliche Schriftstücke; gelegentlich treten auch eigene Erinnerungen auf. Im letzten Abschnitt soll in Weiterführung der Untersuchung von W. Schmidt das Verhältnis Suetons zur griechischen Biographie festgestellt werden; Körtge zeigt, indem er die einzelnen τόποι durchgeht, die innige Verwandtschaft mit der biographischen Schriftstellerei der Peripatetiker. — Weiter führen uns die Studien Leos, deren für uns wichtigstes Ergebnis sich etwa dahin zusammenfassen läßt: Die Grundlage für die litterarhistorische Biographie haben die Peripatetiker geschaffen, auf dieser Grundlage haben die Alexandriner weiter gebaut. Der Unterschied zwischen beiden beruht darauf, daß jene sich an ein größeres Publikum wandten, dem sie in kunstmäßiger Form und populärer Darstellung ein Bild von den einzelnen Persönlichlichkeiten vorführen wollten, wohingegen die Alexandriner sich auf den engeren Kreis der Gelehrten beschränkten; sie 'sichteten das ausgebreitete Material, bildeten neue Methoden es zu verwerten aus und begründeten die chronologische Forschung neu'. Dadurch entstanden 'gelehrte Biographien gelehrten Stils': ein mit den vorhandenen Notizen nebst Überlieferungsvarianten mehr oder weniger ausgefülltes Schema in kunst- und schmuckloser Form. Diese grammatische oder wissenschaftliche Biographie hat Varro nach Rom verpflanzt und Sueton übernimmt sie nach der Wiederbelebung der varronischen Philologie durch Probus.*)

Von den beiden Veröffentlichungen Büttners beschäftigt sich die ältere mit den in Suetons Terenzvita erhaltenen Bruchstücken des Porcius Licinus. Diese Arbeit hat seitens der Kritik zum Teil recht ungünstige Aufnahme gefunden (s. E. Thomas in R. cr. 1894, 188; R. Ehwald in D. L. 1896, 970; vgl. auch P. Cauer in N. ph. R. 1894, 372 und C. Weyman in Bayr. Gy. 1895, 144). Die Erörterungen über die Überlieferung im Donatkommentar (S. 9 ff.) beruhen auf ungenügender Kenntnis der Donathss und konnten nicht zu richtigen Ergebnissen führen. In der anderen Arbeit beschränkt sich Büttner auf die Dresdener Hs und konstatiert auf grund eigener Vergleichung, daß die Angaben Ritschls in Reifferscheids Sueton, die auf einer Kollation Vahlens beruhen, zuverlässiger sind, als der Apparat in den Opuscula;

*) Bei dieser Gelegenheit sei noch auf die Anmerkung in Leos Plaut. Forschungen S. 28 aufmerksam gemacht, die die Einleitung zu Suetons 'De grammaticis' betrifft.

einige Kleinigkeiten sind allerdings versehen und werden von Büttner berichtigt (bis auf ein paar Stellen, wo auch er sich geirrt hat). Über Büttners Polemik gegen Sabbadini vgl. Rh. M. Ph. LII 97. In betreff der verschiedenen Terenzbiographien, von denen Dziatzko und Sabbadini handeln, ist auf den letzten Abschnitt über die Terenzkommentare zu verweisen; über die Frage, ob das Kapitel des Diomedes De poematibus in der Hauptsache auf Sueton beruht, wie Reifferscheid behauptet hat, wird unter Diomedes berichtet werden. Hier verdient noch der Aufsatz von Schanz Berücksichtigung, insofern er die Differentiae, die Reifferscheid in Suetons Pratum untergebracht hatte, dem Sueton überhaupt abspricht. Aus dem Pratum seien, worauf schon der Titel 'ex libro Suetonii' hindeute, Synonyma zusammengestellt und dann späterhin erweitert worden. An ein ganzes Kapitel oder gar ein ganzes Buch sei nicht zu denken, denn das würde nicht so leicht den suetonischen Charakter abgestreift haben. Schanz schließt sich mit dieser Erklärung der Ansicht Beckers an, die dieser in N. J. Ph. P. 1863, 644 ausgesprochen hatte. Vgl. auch Beck, De differentiarum scriptoribus latinis, 12 ff. und oben unter Plinius.

Auf Macés dickleibiges Suetonbuch im einzelnen einzugehen, liegt hier kaum Veranlassung vor, nur einige Bemerkungen seien herausgehoben. S. 55 heißt es 'Suétone n'était pas proprement un historien, encore moins un rhetor; c'était un grammaticus' und S. 58 wird erklärt, daß Sueton Lehrer der Grammatik war, daher u. a. die liebevolle Einleitung zu De grammaticis (M. beruft sich besonders auf Plin. ep. II 3, 5—6: scholasticus = homme d'école ou professeur, s. S. 52). Seine Biographien sind nicht rhetorisch gehalten; er berücksichtigt in den Cäsarenviten besonders die Sprache und den Stil der Kaiser. Später gab Sueton seine Lehrthätigkeit auf und widmete sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien. Vgl. besonders S. 76. — Weiterhin kommt M. auch auf die dem Sueton beigelegten Differentiae zu sprechen, die er zu den oeuvres apocryphes zählt; sie stammen von einem Kompilator, der, allerdings ziemlich selten, auch ein paar alte Autoren benutzte, darunter möglicherweise Sueton (S. 339). Ebenso wenig wie Sueton hat Remmius Palaemon Differentien verfaßt. Die Stelle in Scotts Waverley ist entlehnt aus Fabers Thesaurus eruditionis scholasticae 1696, worauf bereits Howard in den Harv. Stud. 1896 hingewiesen hat (vgl. auch Beck, De differentiarum scriptor. lat. S. 15). Auf S. 405 bemerkt M.: 'Diomède semble avoir consulté l'Historia ludicra (cf. Roth p. LXXII) et, dans le troisième livre de son Ars, il a probablement exploité le de Poetis (Teuffel § 419),' also einfache Reproduktion älterer Ansichten; nach dem nicht unzutreffenden Urteil über Reifferscheid (S. 339/40) hätte man vielleicht eine Prüfung des Verhältnisses zwischen Diomedes und Sueton erwarten dürfen.

g) Flavius Caper.

P. v. Winterfeld, Ein Petroncitat des Grammatikers Caper. Herm. 33 (1898) 506—11.

In dem Nachlasse des Eugenius Vulgarius, erhalten im Cod. Bamberg. P III 20 a. d. J. 999, findet sich 1. eine Stelle aus 'Caper ('caput' fälschlich Dümmler in s. Ausg.) de differentia calcis'; 2. sechs Verse des Eugenius; 3. eine Petronstelle. Nach W. gehören No. 1 und 3 zusammen; es ergiebt sich demnach eine reichere Fassung der Caperschen Schrift, als in den Gr. L. VII 98, 10 vorliegt. Die weiteren Bemerkungen betreffen Petron.

Besondere Arbeiten über Caper sind mir nicht bekannt geworden; gelegentlich wird er berücksichtigt von Froehde, De C. Julio Romano, J. kl. Ph. XVIII. Suppl. 640 ff.; ders., Die griech. und röm. Quellen der Inst. des Priscianus Jb. kl. Ph. 1895, 279 ff. (s. unter Priscian), von Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen (vgl. den Index rerum zu diesem Werk S. 296), Mackensen, De Verrii Flacci libris orthographicis (bes. S. 21; s. auch unter Verrius Flaccus).

h) Terentius Scaurus.

Hier kommen dieselben beiden Arbeiten in Frage: Froehde 634—36 und Mackensen, der im 2. und 5. Kapitel seiner Dissertation sich ausführlicher mit Scaurus beschäftigt, worüber man unter Verrius Flaccus nachsehen wolle. Man vgl. auch Jeep, Zur Gesch. der Lehre von den Redeteilen, der des öftern (s. Index rerum S. 306) auf Scaurus zu sprechen kommt.

i) Caesellius Vindex.

Über diesen Gelehrten handeln gelegentlich Froehde, De C. Julio Romano, J. kl. Ph. XVIII. Suppl. 636—37 und Mackensen, De Verrii Flacci libris orthographicis 20 f., ohne etwas Neues beizubringen.

k) Gellius.

J. W. Beck, Studia Gelliana et Pliniana. S.-A. a. d. 19. Suppl. d. N. J. Ph. P. Leipzig 1892.

Der Zweck dieser Abhandlung ist, die Benutzung der Libri dubii sermonis in den Noctes Atticae nachzuweisen oder doch wahrscheinlich zu machen. Es werden folgende Stellen behandelt: IV 16 und IX 14; V 20—21; VI 9, XV 13, 15, XVIII 12; XIII 21, XV 9, IV 1; XIX 8; X 11, 21, 24, XII 15. Vergleicht man diese Stellen mit Becks Plinianischer Fragmentensammlung, so wird man meistens eine ziemliche Übereinstimmung nicht verkennen können, darf freilich nicht vergessen, daß der Plinianische Ursprung jener Fragmente durchaus

nicht überall über jeden Zweifel erhaben ist. Es wird also die Möglichkeit zuzugeben sein, daß sich unter den behandelten Stücken Plinianisches Gut verbirgt; der bestimmte Nachweis ist freilich nicht zu führen, und so hat Beck m. E. recht daran gethan, die Galliusstellen nur in die Anmerkungen aufzunehmen. Nun hängt aber die Sache mit der Probusfrage eng zusammen; wird doch eine jener Stellen (XIII 21) zum Teil dem Probus in den Mund gelegt. In der Probusfrage aber nimmt Beck (vgl. den letzten Bericht von Goetz S. 136) eine eigentümliche Stellung ein, die er auch in der Einleitung seiner Pliniusausgabe S. XVII behauptet; er bestreitet, daß wo in der grammatischen Litteratur ein Probus auftritt, wir es mit dem Berytier zu thun haben, und leugnet so auch, daß die Stellen, an denen Valerius Probus bei Gellius erscheint, auf jenen Gelehrten zurückgehen. Ohne die von Beck, namentlich in seiner früheren Abhandlung De M. Valerio Probo Berytio, eingeschlagene Methode gutheißen zu wollen, muß ich doch gestehen, daß ich den Eindruck habe, als sei der Probus bei Gellius nur Dekoration, eine der zur Belebung des Stoffes eingeführten Personen, wie so mancher andere. Freilich, das ist nur ein allgemeiner Eindruck, und beweisen läßt sich in dem Falle schwerlich etwas; wenn jemand doch meint, Probus sei, wenn auch nicht überall, so doch hier und da der (wohl indirekte) Gewährsmann des Gellius — dies die Ansicht von Goetz, dem sich auch Froehde, J. kl. Ph. 1895, 287 angeschlossen hat —, so gebe ich ihm dies gerne zu; hier heißt es eben 'non liquet'. (S. auch die Rezensionen von Goetz in B. ph. W. 1893, 1262—64; Froehde W. kl. Ph. 1892, 1346—50; Weyman Bayr. Gy. 29, 231; Haeberlin D. L. 1893, 1448—50; P. Thomas R. cr. 1893, 372—75.) Im übrigen vgl. unter M. Valerius Probus.

l) Julius Romanus.

O. Froehde, De C. Julio Romano Charisii auctore. S.-A. aus dem 18. Suppl. zu N. J. Ph. P. 567—672. Leipzig 1892.

Es ist eine Eigentümlichkeit fast aller der Arbeiten, die die Spuren eines nicht erhaltenen Autors in der Litteratur zu verfolgen suchen, daß sie mehr beweisen sollen, als sich beweisen läßt. Der Wunsch, ein möglichst vollständiges und deutliches Bild von der Thätigkeit und Wirksamkeit des Betreffenden zu gewinnen, macht oft blind gegen die Grenzen, die unserer Erkenntnis nun leider einmal gezogen sind. Wie wir es bei Plinius, Caper und Palaemon erlebt haben, so ist es nun auch mit Romanus gegangen, den sich Froehde zum Objekt seiner Forschung gewählt hat. Um den richtigen Maßstab zur Beurteilung seiner Ergebnisse zu gewinnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, was sich mit Sicherheit feststellen läßt; das ist aber folgendes: In der

uns erhaltenen Ars des Charisius werden eine Anzahl Abschnitte direkt unter dem Namen des Romanus eingeführt, nämlich B. I c. 17: 'De analogia, ut ait Romanus'; II c. 13 der letzte Abschnitt: 'G. Julius Romanus ita refert de adverbio sub titulo ἀφορμῶν'; II c. 14 De coniunctione, ebenfalls der letzte Abschnitt, zu dessen Anfang es heißt 'ut ait C. Julius Romanus', während am Ende zu lesen ist 'de quibus plenius G. Julius Romanus libro ἀφορμῶν sub titulo de coniunctione disseruit'; II c. 15 letzter Teil: 'Gaius Julius Romanus de praepositionibus libro ἀφορμῶν ita refert'; mit demselben Schluß wie in c. 14, nur 'sub titulo de praepositione'; von II c. 16 gehört der letzte, fast das ganze Kapitel füllende Teil dem Romanus, denn 'G. Julius Romanus ita refert: interiectio est' etc. Zu diesen recht umfangreichen Bruchstücken kommen nun eine Anzahl kürzerer Anführungen: B. I c. 15 (De extremitatibus nominum) 'plenius autem de analogia in sequentibus Romanum disseruisse invenies' (= 51, 5—6); 'Romanus poematis refert — schemasin' (= 53, 12—18); 'Romanus autem in libro de analogia — amforarum' (= 56, 4—7); 'Romanus ita refert: mare — tranquillo mare' (= 61, 5—14); ferner I c. 16 'Romanus libro de analogia ita inquit — alacris' (= 114, 1—6) und 'Cicero in Laelio — ut Romanus refert in libro de adverbiis sub eodem titulo' (= 114, 25—28); endlich in II 15 'generaliter autem et canonice, ut Romanus, disertissimus artis scriptor, refert — ut apud eundem Romanum invenies' (= 232, 7—10) und III c. 4 'sed C. Julius Romanus ea verba idiomata appellavit' (= 254, 8—9). Diese eben aufgeführten Reste vom Werke des Romanus sind so umfänglich, daß sie uns ermöglichen, die Anlage seines Buches im einzelnen sowie die Qualität der von ihm benutzten Quellen zu erkennen, und daß sie auch einige Schlüsse gestatten auf die Art, wie er seine Vorlagen benutzt und verarbeitet hat; auch lernen wir einige ganze Teile kennen und können Vermutungen über andere anknüpfen, aber hier verlassen wir schon die sichere Grundlage. Wenn es nun nur darauf ankäme, uns ein Bild von dem Schaffen des Romanus zu machen, so dürften die sicher bezeugten Partien allenfalls ausreichen, wenn wir darauf verzichten, alles wissen zu wollen. Nun ist aber die Frage gestellt worden: Hat Charisius nicht auch sonst den Romanus benutzt, ohne ihn zu nennen? Veranlassung dazu gaben vielfache Übereinstimmungen zwischen Romanus und anderen Abschnitten. Dabei ist eine Vorfrage gar nicht berücksichtigt, die m. W. erst Jeep aufgeworfen hat: Steht es fest, daß die Romanuspartien von Charisius selbst aufgenommen worden sind oder liegen nicht vielleicht spätere Zusätze vor? Jeep kommt durch Vergleich mit Diomedes dazu, den letzteren Fall anzunehmen (vgl. unter Charisius), und damit verliert die erste Frage ihre Berechtigung; sie muß dann so lauten: Sind — nach Ausscheidung der

späteren Romanuszusätze — die Übereinstimmungen zwischen Charisius und Romanus zu erklären durch Benutzung des letzteren oder seiner Quellen, bezw. hat der von Charisius ausgeschriebene Autor dieselben Quellen benutzt wie Romanus? — Doch lassen wir dies jetzt beiseite, denn wie gesagt, bis auf Froehde einschließlich nahm man als selbstverständlich an, daß Charisius selbst den Romanus benutzt habe. Die Aufmerksamkeit erregte hauptsächlich das 15. Kapitel des 1. Buches. Daß dieses im ganzen auf einer Quelle beruhe, nämlich auf Palaemon, hatte Marschall (das Nähere findet man bei Goetz Bu. J. 1891) behauptet; schwerlich mit Recht, denn es fehlt nicht an Anzeichen, die auf Kontamination führen. Nimmt man mehrere Quellen an, so gilt es womöglich festzustellen, welche und wie weit sie benutzt sind. Die Antworten auf diese Frage lauten verschieden: Den Anteil des Romanus beschränken auf die ausdrücklich bezeugten Stellen Marschall, v. Morawsky und Boelte; Schottmüller setzt auch sonst Romanus als Quelle an, Neumann desgleichen, aber nur indirekt; die Übereinstimmungen führen auf gemeinsame, direkte oder indirekte Quelle des Charisius und Romanus zurück Marschall (Palaemon) und Boelte (Anonymus de analogia). Froehde ist nun der Ansicht, daß der erste Teil des Kapitels, die Disposition und Grundlage von Palaemon herrühre, der zweite Teil (p. 93, 3 ff.) in der Hauptsache direkt aus Romanus geflossen sei. Wo Romanus mit Namen angeführt werde, handele es sich um Nachträge des Charisius. Die vorhandene Unordnung komme daher, daß Charisius zwei Quellen mit verschiedener Anordnung des Stoffes vermischt habe. Die Zuteilung an die beiden Quellen erfolgt auf grund der Übereinstimmung mit den übrigen sicher dem Palaemon oder Romanus gehörigen Partien, sowohl hinsichtlich der von ihnen vorgetragenen Lehren nach Inhalt und Form, wie in Rücksicht auf die von ihnen citierten Schriftsteller. Von den letzteren führe Palaemon nur die bekanntesten an, Romanus dagegen gebe viele erlesene Citate, was gewiß richtig ist. Aber nun kommen die Schwierigkeiten: Palaemon hat öfter dieselbe Quelle benutzt wie Romanus, wie soll man da entscheiden? Ferner: Romanus nennt den Dichter der Äneis konstant Maro, im 15. Kapitel heißt er stets Vergilius. Froehde glaubt die Verschiedenheit damit erklären zu sollen, daß Charisius, durch seine Hauptquelle Palaemon verführt, das 'Maro' des Romanus regelmäßig durch 'Vergilius' ersetzt habe. Das mag für die Partien gelten, wo Romanus mehr gelegentlich benutzt sein soll; aber wo Charisius einen ganzen längeren Abschnitt aus letzterem entlehnt, ist es wenig glaublich. Weiterhin stellt sich bei Froehdes Untersuchung heraus, daß gar manches, was er nach seiner Methode auf Romanus zurückzuführen genötigt ist, bei diesem sich nicht nachweisen läßt. Da nimmt Froehde seine Zuflucht zu der Annahme, das

Kapitel 17 De analogia sei nicht der vollständige Romanus, sondern nur ein Excerpt; aber diese Zuflucht ist doch nur eine Ausflucht, um der unbequemen Notwendigkeit zu entgehen, daß für Charisius I 15 eine reichhaltigere Quelle angesetzt werden muß als Romanus, woraus man mit Christ und Morawsky eben nur auf eine gemeinsame Quelle für beide schließen kann. Dabei wird man sich wohl beruhigen müssen; der sichere Nachweis, daß Charisius den Romanus direkt benutzt habe, ist auch von Froehde nicht erbracht worden.

Es bleiben noch zwei kleinere Abschnitte, die man dem Romanus zuweisen wollte: in II c. 13 (De abverbio) p. 189, 25—190, 4 (Usener; dagegen Jeep Rh. M. Ph. 51, 438 ff.) und IV (De saturnio, De rhythmo et metro) p. 288—290 (Schottmüller; dagegen Jeep a. a. O. 439); die Zuweisung gründet sich hauptsächlich auf die angeführten Autoren, die auch bei Romanus öfter citiert werden. Sichere Schlüsse sind aus diesem Zusammentreffen kaum zu ziehen.

Der zweite Teil von Froehdes Arbeit ist den von Romanus genannten grammatischen Autoren gewidmet, wo bei jedem einzelnen alles Bekannte zusammengetragen wird, darunter auch viel Unwesentliches. Dieser Teil enthält viele sorgfältige Untersuchungen, unter denen der umfangreiche Abschnitt, der dem Plinius gewidmet ist, hervorgehoben zu werden verdient. Die Schriftsteller von der Mitte des 1. Jahrh. an hat Romanus wohl direkt benutzt, die älteren durch deren Vermittelung kennen gelernt. Die Hauptquelle sind die Libri dubii sermonis des Plinius; die anderen, darunter Caper, sind mehr gelegentlich herangezogen. Außer grammatischen Werken benutzte Romanus auch Kommentare (Helenius Acron, Asper, Porphyrio) und Glossare (auch Differentiensammlungen). Seine Arbeitsweise (darüber handelt Froehde im 3. Teil) war die, daß er an die Spitze der einzelnen Kapitel die allgemeine Regel stellte und dann die Belege in alphabetischer Ordnung anschloß; die letzteren gewann er durch Excerpieren der Quellen und gab ihnen, vielleicht nach dem Muster des plinianischen Werkes, Glossenform mit einem Lemma an der Spitze. Eigene Zusätze des Romanus sind selten.

Bei der Rekonstruktion des Werkes — Titel ἀφορμαί oder ἀφορμῶν —, die Froehde im dritten Teile vornimmt, bleibt das meiste problematisch; als sicher können nur angesehen werden die Kapitel: De analogia, De adverbio, De coniunctione, De praepositione, De interiectione; dazu vielleicht noch nach eigenen Angaben des Romanus De orthographia (περὶ ὀρθογραφίας) und De consortio praepositionum. Das reicht aber nicht aus, um Anlage und Umfang des Gesamtwerkes festzustellen.

Die Zeit des Romanus bestimmt Froehde mit Hülfe der von ihm benutzten Autoren und setzt ihn an das Ende des 2. oder den Anfang

des 3. Jahrh., was m. E. etwas zu früh ist; vgl. unter Porphyrio, aber auch unter Charisius. Wegen p. 215, 22 ist Froehde geneigt, Kampanien als Heimat anzusehen. —

Rezensionen findet man: D. L. 1892, 1558 (H. Keil), L. C. 1892, 1675; W. kl. Ph. 1892, 872 (C. Weyman); B. ph. W. 1893, 110 (Goetz); R. cr. 1893, 112.

m) Nonius Marcellus.

1. L. Havet, Noniana. R. Ph. XV (1891) 61—63.

2. W. M. Lindsay, Spätlateinische Randglossen in Nonius. A. L. L. IX (1894) 598—99.

3. Nonius Marcellus, De compendiosa doctrina I—III. Ed. J. H. Onions. Oxford 1895.

4. J. W. Brown, The corrections in the Florence Ms. ot Nonius. Cl. R. IX (1895) 396—403; 447—54.

5. W. M. Lindsay, The lost 'Codex optimus' of Nonius Marcellus. Cl. R. X (1896) 16—18.

6. W. M. Lindsay, Die Handschriften von Nonius Marcellus I—III. Ph. LV (1896) 160—69.

7. L. Havet, Nonius p. 63 M. R. Ph. XX (1896) 22.

8. J. H. Onions-Lindsay, The Nonius Glosses. H. St. IX (1898) 67—86.

9. C. M. Francken, Noniana. Mn. XXVI (1898) 373—79.

10. L. Valmaggi, Ennio Plauto e Nonio. Bo. fi. cl. V (1899) 39—46.

11. W. M. Lindsay, A Study of the Leyden Ms. of Nonius Marcellus. A. J. Ph. XXII (1901) 29—38.

12. W. M. Lindsay, Die Handschriften von Nonius IV. Ph. LX (1901) 217—28.

13. W. M. Lindsay, Die Handschriften von Nonius V—XX. Ph. LX. (1901) 628—34.

14. W. M. Lindsay, The Codex Tornaesianus of Nonius Marcellus. Cl. R. XV (1901) 156—57.

15. W. M. Lindsay, Le manuscript de Cambridge du livre IV de Nonius. R. Ph. XXV (1901) 50—65.

16. W. M. Lindsay, Nonius Marcellus. St. Andrews University Publications No. I. Oxford 1901.

17. W. M. Lindsay, The Emendation of the Text of Nonius. Cl. R. XVI (1902) 46—52.

Ein wesentliches Verdienst L. Müllers, des letzten Herausgebers des gesamten Nonius, besteht darin, daß er zuerst eine Sichtung des handschriftlichen Materials vorgenommen und den Text seiner Ausgabe auf denjenigen Handschriften aufgebaut hat, die er als die zuverlässigsten erkannt hatte, nämlich dem Lugdunensis *L* und dem Harleianus *H*, von welchen er diesem im allgemeinen, jenem in orthographicis den Vorzug gab; daß er ferner daneben auch andere gute Hss wie den Genevensis und den Bernensis *B* wohl berücksichtigte (vgl. seine Adversaria Noniana K. III). Zu einer Erledigung der Überlieferungsfrage hat es Müller freilich nicht gebracht und konnte es auch gar nicht, da ihm verschiedene für diesen Punkt wichtige Hss gar nicht, andere nicht durch Autopsie bekannt waren; gerade die letztere ist aber nötig bei Hss, die, wie zahlreiche Nonius codices, eine mehrfache Korrektur erfahren haben, wovon fast eine jede auf einen besonderen Zweig der Überlieferung zurückgeht. Daher konnte auch seine Klassifizierung der Hss (a. a. O. S. 266) nur eine ganz summarische sein. Die also noch ihrer Lösung harrende Aufgabe hat zuerst Onions und nach dessen frühem Tode (1889) Lindsay übernommen. Im folgenden soll versucht werden, das Ergebnis ihrer Forschungen zusammenzufassen.

Von den Noniushss enthält ein Teil das ganze Werk, ein anderer nur B. I—III, wieder andere nur B. IV. Das mag seinen Grund darin haben, daß der Archetypus in drei dem Umfange nach ziemlich gleich starke Bände zerlegt worden war. Da nun auch von den vollständigen Hss die meisten in den durch diese Zerlegung sich ergebenden drei Partien verschiedener Überlieferung angehören, so entsteht die Notwendigkeit, für jede Partie gesondert die Verwandtschaft der Codices zu untersuchen. Im allgemeinen sind drei Klassen von Hss zu unterscheiden: α hat die reine Tradition bewahrt; β bietet einen (wohl in der Karolingerzeit) emendierten Text, dessen Grundlage eine Hs der Klasse α bildete; γ umfaßt die sogenannten Excerpthss, in denen der Versuch gemacht ist, durch Weglassung von Citaten, Ergänzung fehlender Erklärungen u. dergl. die Compendiosa doctrina in eine Art lateinisches Wörterbuch umzuwandeln; auch hier diente eine Hs der Klasse α als Grundlage. Wenden wir uns nun zu den drei Partien des Werkes und ihrer Überlieferung.*)

Für die Bücher I—III wird die Klasse α repräsentiert durch den Lugdunensis L^1, seinen Abkömmling (abweichend Onions [No. 3] Einleitung S. XXIII) *F* (Florentinus), sowie durch die beiden Hss. H^1 (Harleianus) und E^1 (Escorialensis), die wiederum (*E* aber nur für II med. — III) auf den bereits korrigierten *F* zurückgehen. In betreff der letztgenannten

*) Ich habe statt der von Lindsay verwendeten Siglen A^A, B^A, C^A u. D^A griech. Buchstaben eingesetzt, um einer Verwirrung vorzubeugen.

Hs hat Onions nämlich festgestellt, daß sie doppelte Korrektur erfahren hat:*) F^2 aus der Vorlage (L nach Lindsay) und F^3 aus einem verlorenen 'Codex optimus',**) der nur B. I—III enthalten zu haben scheint und der sich von allen übrigen Hss dadurch unterschied, daß in ihm nicht wie im Archetyp aller übrigen ein Stück aus dem vierten Buche ins erste verschlagen war; letzteres war wohl dadurch hervorgerufen, daß in der gemeinsamen Quelle der erhaltenen Hss (vielleicht der Vorlage von L) ein loses Blatt an falscher Stelle eingelegt worden war. Übrigens finden wir in L, dem ältesten Vertreter dieser Klasse, ebenfalls schon Korrekturen, was auch L. Müller nicht entgangen war; Lindsay unterscheidet drei Hände: L^1 (= Schreiber), L^2 (Korrektur nach Klasse γ) und L^3 (Korrektur nach Kl. β). Zieht man alles in betracht, so bleibt als einziger selbständiger Vertreter der Klasse α für B. I—III nur L^1 übrig. — Die Klasse β, die mit L auf éine Vorlage zurückgeht, hat in der ersten Partie folgende Vertreter: V (Wolffenbütteler Hs; bei Müller G), die beiden auf gemeinsame Quelle zurückgehenden Hss P (Paris. 7667) und E (dieser nur für B. I—II med.), ferner H^2 und, wie bemerkt, L^3. Eigentümlich sind dieser Klasse die Randglossen (veröffentlicht aus Onions' Nachlaß durch Lindsay in No. 8; vgl. No 6 S. 164), zu denen das Noniusglossar des Cod. Leidensis 67 F (s. Müller, Advers. 170 ff.; Goetz, Corp. gloss. V p. XXV und 637 ff.) in engster Beziehung steht. Daneben enthält H von dritter Hand noch eine andere Gruppe von Randglossen (vgl. Z. f. kelt. Philol. I 25 und No. 2 S. 598). — Zur Klasse γ gehören zwei Gruppen von Hss, denen das Fehlen von B. III gemeinsam ist. Von einem Original γ' stammen ab die Hss C (Paris 7666), X (Voss. 116) und A (Bamberg.), von einem Originale γ'' die Hss D (Paris. 7665 + Bern. 347 und 357), M (Montepess.) und O (Oxford). Das gemeinsame Original, dem γ' näher steht als γ'', war wohl eine L sehr ähnliche Hs.

In der zweiten Partie, gebildet durch das umfangreiche B. IV, wird die Klasse α zunächst durch L^1 vertreten, sodann durch mehrere Hss, die nur diesen Teil enthalten: Gen(evensis), B (Bernensis) und Z (Cantabrigiensis), endlich durch H und F. Der letztere ist durch ein Zwischenglied, in das Lesarten einer anderen guten Quelle aufgenommen waren, aus L abgeleitet; B verrät Beziehungen zur Klasse γ. Dagegen ist Gen.[1] ein vorzüglicher Repräsentant von α; von den Korrekturen dieser Hs stammt Gen.[2] aus Klasse β, während Gen.[3] aus einer anderen guten Hs herrührt, auf die auch H^3 zurückgeht. H^1 hingegen und

*) Genaueres bei Brown (No. 4).

**) Lindsay (No. 5) vermutete in ihm den Archetyp aller unserer Noniushss.

Z^1 sind aus dem bereits korrigierten Gen. geflossen und haben daher keinen selbständigen Wert. Somit bleiben L^1, Gen.[1] und B übrig. Mit dem Gen. ist allem Anscheine nach der Codex Tornaesianus identisch (No. 14). — Die Klasse β wird in B. IV vertreten durch die Hs V, sowie die Korrekturen E^2, H^2 und Z^2; P ist aus $Z^1 + Z^2$ abgeschrieben. Für Klasse γ kommt nur die Gruppe γ'' ($D\ M\ O$) hier in Frage, da in γ' ($C\ X\ A$) das IV. Buch fehlt.

Endlich in der dritten Partie, B. V—XX umfassend, haben wir als Repräsentanten der Klasse α anzusehen L^1, dann H^1 nebst den auf dieselbe Vorlage zurückgehenden E^1 und P, sowie wahrscheinlich die Hss der Gruppe γ', die für diese Partie den vollständigen Text geben. Klasse β hat als Vertreter $V\ H^2\ E^2$, wozu noch L^3 kommt, während für Klasse γ nur die Gruppe γ'' übrigbleibt, zu der wiederum L^2 in Beziehung steht. Über H^3 (die Hand, von der die zweite Glossengruppe herrührt) ist kein sicheres Urteil möglich; anscheinend hängt sie mit γ zusammen, enthält aber auch Konjekturen.

Über die jungen Hss s. XV vergleiche man Onions (No. 3) S. XXIV ff. und Lindsay (No. 13) S. 631; da sie für die Kritik nicht in Frage kommen, können sie hier füglich übergangen werden.

Wie weit die Entwirrung der ziemlich verzwickten Verhältnisse gelungen ist, läßt sich aus der Ferne ohne Autopsie der Handschriften nur schwer beurteilen, doch darf man zu Lindsay das Vertrauen haben, daß das Resultat so weit gesichert ist, als bei derartigen Dingen eine Sicherheit zu erlangen ist. Die von L. Müller getroffene Auswahl von Hss erscheint im ganzen als gerechtfertigt; die Leidener Hs nimmt nach wie vor eine hervorragende Stellung ein, die Bedeutung von Gen. und B ist in ein helleres Licht gerückt, anderen Hss wie dem Guelferbytanus, dem Bambergensis und dem Vossianus fällt mehr eine sekundäre Rolle zu. Der Harleianus scheidet für B. I—IV als selbständiger Textzeuge aus, dafür sind in F^3, Gen.[3], (H^1), H^3 und z. T. in F andere gute Quellen erschlossen worden. Nach alledem darf man annehmen, daß die handschriftliche Grundlage für die neue Ausgabe so zuverlässig als möglich sein wird. — Über die Ausgabe von Onions, die bei ihrem fragmentarischen Zustand praktisch keinen großen Wert besitzt, vergleiche man die Rezensionen in B. ph. W. 1896, 392 (Goetz), Cl. R. 1895, 447 (Brown), Acad. No. 1248, 285 (Owen), Cu. XV 91 (C. P.), Ath. 3596, 222, A. L. L. IX (1896) 610, D. L. 1896, 937 (Ref.).

Von einer anderen Seite wird die neue Ausgabe durch Lindsay in der unter No. 16 aufgeführten Abhandlung vorbereitet, die eine Untersuchung über die Entstehungsweise und die Quellen des Nonianischen Werkes enthält. Den Weg, den der Verf. einschlägt, haben schon andere vor ihm (Hertz, Riese, Schottmüller, Schmidt u. a.) betreten. Auch

Lindsay geht von den in der Compendiosa doctrina deutlich erkennbaren Autorenreihen aus, aber durch die Anwendung der Methode auf das ganze Werk und sämtliche Schriftstellerserien kommt er zu einem mehrfach abweichenden Resultate, das ich im folgenden skizzieren will. Nach Lindsay machte sich Nonius aus den Bänden seiner eigenen Bibliothek oder der seiner Heimatstadt ziemlich oberflächliche Excerpte und legte sich so eine Anzahl Listen (41—43) an, die er in bestimmter Reihenfolge durchging, um ihnen die für die einzelnen Bücher seines Werkes verwendbaren Excerpte zu entnehmen. Zu dem Lemma mit dem Leitcitat fügte er dann häufig noch, unter Innehaltung derselben Listenfolge, Reihen von Zusatzcitaten. Indem Lindsay nun diesen Autorenreihen nachgeht, stellt er die von Nonius excerpierten Werke und die Reihenfolge ihrer Benutzung fest. Es handelt sich in der Hauptsache um Ausgaben mit Anmerkungen, unter Bevorzugung der archaischen Litteratur; daneben kommen einige Glossare und grammatisch-antiquarische Werke (darunter Gellius) in Betracht (S. 7 ff.).

Sodann giebt Lindsay eine eingehende Analyse des gesamten Werkes, zunächst der nicht alphabetisch geordneten Bücher I, V—XIX (XX enthält keine Citate) und sodann der alphabetisch geordneten II—IV, in deren einzelnen Buchstabengruppen dieselbe Quellenfolge nachzuweisen versucht wird, die sich in den ganzen anderen Büchern erkennen läßt. Was den Unterschied zwischen den beiden Gruppen anlangt, so ist ja gewiß anzunehmen, daß in B. II—IV eine Umarbeitung vorliegt; ungewiß bleibt aber, ob Nonius selbst diese Umarbeitung vorgenommen hat oder ein Späterer, für welche letztere Annahme sich allerdings kein sicherer Beweis erbringen läßt (S. 3 und 90), wenngleich manches dafür zu sprechen scheint.

Weiterhin werden eine Anzahl der ermittelten Quellen besprochen. Eigentliche Kommentare, meint Lindsay, habe Nonius nicht benutzt — die Kommentarientheorie war bisher wohl allgemein angenommen, so auch von L. Müller —, vielmehr seien die Ausgaben der von ihm bevorzugten ‘antiqui auctores’ mit Glossen und Scholien versehen gewesen, aus denen der Kompilator wohl auch gelegentlich noch ein Citat entnahm. Die Listen 26—28, im Verzeichnis als Glossare bezeichnet, könnten vielleicht aus einem einzigen grammatischen Werke gezogen sein; das 5. Glossar (38a und b) zeige Beziehungen zu Festus. Daß Nonius übrigens auch einiges aus eigenem Wissen dem zusetzte, was er seinen Quellen entnahm, wird auch von Lindsay zugegeben.

Von seinen Untersuchungen verspricht sich Lindsay einen doppelten Gewinn. Einmal wird dadurch die Textkritik, der auch zahlreiche eingestreute Bemerkungen gelten, gefördert; das steht ganz außer Frage und zweifelsohne wird man durch ein eingehendes Studium des Nonianischen

Werkes ein gutes Stück über L. Müller hinauskommen, dem es vor allem um die Citate der verlorenen Autoren zu thun war, während er den Nonius selbst ziemlich geringschätzig behandelte. Zum anderen sollen die Resultate seiner Untersuchung der Litteraturgeschichte und der Überlieferungsgeschichte der erhaltenen Schriftsteller (Plautus, Terenz u. s. w.) zu gute kommen, auch dies wird man zugestehen können, wenngleich man vielleicht gut thut, sich vorerst in dieser Beziehung keinen allzu großen Illusionen hinzugeben. Alles in allem kann man nur sagen, daß die Darlegungen Lindsays höchst interessant sind, und daß seine Resultate ziemlich bestechend sind, läßt sich ebensowenig leugnen; trotzdem halte ich eine gründliche Nachprüfung für angezeigt, wofür nach dem Erscheinen der neuen Ausgabe der Zeitpunkt gegeben sein wird. Vgl. auch die Anzeigen in W. kl. Ph. 1902, 98—104 (Froehde) und B. ph. W. 1902, 296—302 (Ref.).

Die letzte Publikation von Lindsay (No. 17) enthält eine Darlegung der kritischen Grundsätze, die bei der Behandlung der Citate in der Compendiosa doctrina anzuwenden sind, sowie eine Anzahl Beispiele dafür. L. verwendet dabei, wie natürlich, die Ergebnisse seiner oben besprochenen Untersuchungen und kommt vielfach zu einem, von seinem Vorgänger L. Müller erheblich abweichenden Resultate. Was er S. 49 ff. über die Behandlung der Fragmente ausführt, hat allgemeinere Bedeutung und verdient wohl beherzigt zu werden.

Die unter No. 1, 7 und 9 angeführten Artikel enthalten Verbesserungsvorschläge; No. 10 bringt Bemerkungen zu Nonius p. 150, 6 M.

IV. Artigraphen und letzte Ausläufer.

a) Charisius, Dositheus, Excerpta Bobiensia.

1. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den lateinischen Grammatikern. Leipzig 1893, 1—13 (Charis.), 14—16 (Dos.), 16—23 (Exc. Bob.).

2. Ders., Die jetzige Gestalt der Grammatik des Charisius. Rh. M. Ph. LI (1896) 401—40. (Vgl. Plinius, Julius Romanus, Diomedes.)

Jeeps Untersuchungen knüpfen an seine frühere Arbeit im Rh. M. Ph. XLIV (1889) 25—51 [vgl. Goetz in Bu. J. 1891, 150] an. Schon Bölte hatte festgestellt, daß unter den fünf in engerer Beziehung zu einander stehenden Grammatikern Charisius, Dositheus, Anonymus Bobiensis, Donatus und Diomedes die ersteren drei sich besonders nahe stehen, während ihnen gegenüber die beiden letzten eine Gruppe für sich bilden. Er hatte Benutzung ein und derselben Quelle durch alle fünf, zweier verschiedenen Rezensionen derselben durch die beiden

Gruppen angenommen und das Übereinstimmende auf einen Anonymus zurückgeführt. Abweichend davon hatte Jeep für Charisius und die Excerpte eine gemeinsame Quelle angesetzt, die durch Verschmelzung des Dositheus mit einem anderen grammatischen Werke entstanden war; Diomedes benutzte den Charisius und daneben dessen Quelle. Jeeps neueste Ansicht geht nun dahin: die Übereinstimmungen zwischen Charisius und Exc. Bob. kommen von der Benutzung einer durch Zusätze erweiterten Grammatik des Cominianus, während Dositheus diese Zusätze in seiner Quelle noch nicht vorfand, diese also in ursprünglicherem Zustande wiedergiebt; wobei freilich zu beachten ist, daß die Grammatik des Dositheus in unsystematischer Weise zugestutzt, lückenhaft und interpoliert (aus Diomedes) auf uns gekommen ist. Auch die Excerpte, die im übrigen die ihnen mit Charisius gemeinsame Quelle besser als dieser wiedergeben, sind von Einfügungen anderen Ursprungs nicht frei.

Der Vergleich zwischen Charisius und dem Anonymus Bobiensis hatte ergeben, daß die gemeinsamen Partien diejenigen sind, für die Cominianus entweder als Quelle von Charisius genannt wird oder als Quelle anzunehmen ist und die mit einer Ausnahme (B. 2 c. 12) an der Spitze der betreffenden Kapitel stehen. Dieser meist kürzeren Darstellung, gewissermaßen dem Elementarkursus, hat Charisius fast regelmäßig eine eingehendere nachgestellt, die er dem Palaemon entlehnt hat und die für fortgeschrittenere Schüler bestimmt war. Hierin erblickt Jeep also ein pädagogisches Prinzip, bei dem die Partien aus Romanus gar keinen Platz haben; es handelt sich dabei in erster Linie um die letzten Abschnitte des Kap. 13—16 des 2. Buches. Nun hat nach Jeep Diomedes die Grammatik des Charisius benutzt (s. darüber unter Diomedes); ein Vergleich ergiebt die Thatsache, daß er wohl die Partien aus Cominianus und Palaemon, nie aber die aus Romanus berücksichtigt. Das läßt — meint Jeep — nur die eine Erklärung zu, daß er in seiner Grammatik des Charisius die Romanuspartien nicht vorfand, diese letzteren mithin erst nach Diomedes zugefügt worden sind. Das gilt also auch für das 17. Kap. des 1. Buches De analogia und natürlich auch für die Stellen des 15. Kapitels, wo auf das 17. verwiesen oder sonst eine Bemerkung aus Romanus angeführt wird (p. 51, 5 [fehlt bei Diom. 439, 22]; p. 53, 12; 56, 4; 61, 5; ferner in I 16 p. 114, 1 und 25, in II 15 p. 232, 7 und in III 4 p. 254, 8.). Damit leugnet Jeep natürlich die vielen Übereinstimmungen zwischen dem 15. und dem 17. ganz dem Romanus gehörigen Kapitel nicht; aber während andere sie dadurch erklärten, daß Charisius an den betreffenden Stellen des 15. Kapitels den Romanus benutzt habe, führt Jeep das Gemeinsame auf die Quelle des Romanus zurück, die Charisius

herangezogen habe, indem er dafür besonders geltend macht, daß Charisius öfter mehr Citate bringt als Romanus, ohne in den Verdacht zu geraten, sie aus eigenem Wissen zugefügt zu haben.*) Aus der von Charisius benutzten Quelle des Romanus müssen nach Jeep auch die Übereinstimmungen zwischen Charisius und Nonius sowie Priscian hergeleitet werden. Außer den Zusätzen aus Romanus sind auch andere Stellen in die Grammatik des Charisius interpoliert worden (z. B. p. 47, 29—31; 168, 19—33; 181, 17—186, 29), während sich anderwärts Verstümmelung und Verwirrung des Textes nachweisen läßt. Betreffs des 15. Kap. des 1. Buches verzichtet Jeep übrigens darauf, eine ausführliche Analyse vorzunehmen, scheint aber der Ansicht derer nicht abgeneigt zu sein, 'die das genannte Kapitel ganz oder im wesentlichen aus Palaemon herleiten wollen' (No. 2 S. 438).

Wenn Jeep mit der Annahme, daß Charisius den Romanus nicht benutzt hat, im Recht ist, so ist das für die Chronologie verschiedener lateinischer Grammatiker nicht unwichtig. Zunächst fällt der einzige sichere Terminus ante quem für Romanus selbst fort, dessen untere Lebensgrenze man eben bisher durch Charisius, dessen Zeit ziemlich feststeht, bestimmte. Von der Zeit des Romanus ist aber wieder abhängig die des Caper und Porphyrio, durch letzteren wird die Zeit des Helenius Acron bestimmt. Wenn sich somit die Möglichkeit eröffnet, die genannten Grammatiker weiter herabzurücken, so führen doch mannigfache andere Erwägungen dazu, die bisherigen Ansätze beizubehalten oder wenigstens nicht wesentlich davon abzugehen.

---

*) Eine Bestätigung für Jeeps Ansicht kann man vielleicht bei Charis. I 15 p. 65, 16—25 finden, wenn man die Stelle mit Romanus p. 119, 9—120, 3 vergleicht. Letzterer scheint hier 2 Quellen ineinander gearbeitet zu haben. Die eine (Caper?) berichtete, daß betr. ambos und ambo 'indifferenter locutos veteres', und gab dafür reichliche Beispiele. Hierzu fügte Romanus die Angabe aus Helenius Acron, der im Komm. zu Ad. V 9, 5 für ambos (wie zu Ad. V 3, 23 für duos, vgl. Rom. p. 126, 13—19) eintrat und die Ansicht des Verrius (vgl. Festus Pauli p. 4 M.) bekämpfte; sodann aus der anderen Quelle, die dieselbe Anschauung wie Acron vertrat ('qui cum Helenio faciunt') eine Begründung derselben, die man nur als Auszug aus dem ansehen kann, was Charisius a. a. O. vorgetragen hat. Charisius handelt p. 64, 9—13 über die vier Wörter octo, pondo, duo und ambo, anscheinend nach derselben Quelle wie der Anon. Bob. 543, 5—11 (teilweise wörtlich übereinstimmend), bricht aber mit 'de quibus infra dicetur' ab, da er aus anderer Quelle ausführlicher über ambo und duo, speziell den Accusativ, zu schreiben vorhatte; das ist die Stelle 60, 16—25 (Auszug daraus bei Beda Gr. L. VII 264, 1—4). Vgl. auch Bölte in N. J. Ph. P. 137, 413—414.

b) Diomedes.

1. H. Usener, Ein altes Lehrgebäude der Philologie. S. M. A. 1892, 582—658.

2. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen. Leipzig 1893, 56—68.

3. Ders., Die jetzige Gestalt der Grammatik des Charisius. Rh. M. Ph. LI (1896) 401—40.

4. A. Buchholz, Über die Abhandlung 'De poematibus' des Diomedes. N. J. Ph. P. CLV (1897) 127—144.

5. Fr. Schoell, Zur Abhandlung 'De poematibus' des Diomedes. N. J. Ph. P. CLV (1897) 879.

6. G. Kaibel, Die Prolegomena περὶ κωμῳδίας. Gö. Abh. N. F. II 4 1898.

7. P. Wessner, Untersuchungen zur lateinischen Scholienlitteratur. Bremerhaven 1899. (Vgl. auch Charisius und Suetonius.)

Die Einrichtung der Ars des Diomedes beruht, wie er selbst (p. 299, 420, 473) angiebt, auf einem pädagogischen Prinzip, ist also nicht nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten getroffen. Die Vorausschickung der Lehre von den Redeteilen hat ihre Analogie in der Ars minor des Donat; während dieser aber denselben Abschnitt in der Ars maior noch einmal behandelte, läßt Diomedes ihn an der entsprechenden Stelle aus und fügt dafür am Schlusse die Verslehre hinzu. Freilich war die Folge der Auslassung, daß nun die Paragraphen über die Elemente der Sprache sich mit den stilistischen Abschnitten zu einem übel gefügten Ganzen zusammenfanden. Die pädagogische Theorie, die Diomedes befolgt, ist also im Grunde dieselbe, die sich bei Donat zeigt; ihre Eigenart verbietet an ein zufälliges Zusammentreffen zu denken, vielmehr wird der eine dem andern gefolgt sein. Da nun augenscheinlich Donat der Urheber der Stoffverteilung ist, so wird Diomedes der Nachahmer sein, denn dessen Anordnung erklärt sich wohl aus den zwei Kursen des Donat, nicht aber umgekehrt. Die Zeitverhältnisse begünstigen eine solche Annahme; denn Donat und Charisius werden beide von Hieronymus in dieselbe Zeit (353 bezw. 358) gesetzt, Charisius ist, wie Jeep anderweit darzulegen versucht, von Diomedes benutzt worden, also ist Diomedes jünger als Donat.

Hierzu kommt nun noch die schon von Bölte nachgewiesene weitgehende Übereinstimmung zwischen Donat und Diomedes. Das Verfahren des letzteren besteht darin, daß er den Donat teilweise, oft mit kleinen Änderungen, ausschreibt, und entweder durch Zusätze aus anderen Quellen erweitert oder ihn streckenweise verläßt, um anderen

Gewährsmännern zu folgen. Unter diesen steht voran Charisius, den Diomedes ausgiebig benutzt hat. Den Beweis für dieses Abhängigkeitsverhältnis findet Jeep einmal darin, daß Diomedes an mehreren Stellen dieselbe Unordnung zeigt, wie wir sie bei Charisius finden; letzterer hat diese aber selbst verursacht, wie im Kapitel über Charisius dargethan wird. Ein zufälliges Zusammentreffen in der fehlerhaften Anordnung ist ganz unwahrscheinlich. Sodann hat Charisius neben die Abschnitte aus Cominian diejenigen aus Palaemon gestellt; Diomedes hatte aber eine gleiche Zusammenstellung vor sich, denn er kombiniert häufig den Inhalt der Parallelstellen. Daß aber außer Charisius noch jemand gerade die beiden genannten Grammatiker vereinigt haben sollte, ist nicht gut glaublich. Dazu kommt ferner, daß eine Flüchtigkeit des Charisius in der Benutzung des Palaemon bei Diomedes wiederkehrt, daß an einer anderen Stelle Charisius beim Ausschreiben der ihm mit den Exc. Bobiensia gemeinsamen Quelle abbricht, Diomedes aber ebenfalls die abgekürzte Fassung hat. Bei dieser Sachlage wird man nach Jeeps Ansicht an eine selbständige Benutzung des Palaemon und Cominian durch Diomedes nicht mehr denken können; Charisius ist der Vermittler gewesen. Wenn aber Diomedes vielfach über jenen hinausgeht, so kommt das daher, daß er noch andere Quellen (außer Donat noch Scaurus, Arruntius, Claudius, Valerius Probus u. a.) herangezogen und wohl auch manches aus eigener Überlegung hinzugefügt hat. Von der auffälligen Thatsache, daß Diomedes die Romanusabschnitte bei Charisius nicht kennt, ist schon oben unter Charisius die Rede gewesen.

Es mag noch bemerkt werden, daß die Ausführungen Jeeps sich in erster Linie auf den Abschnitt über die Redeteile (B. I) beziehen (s. Redeteile S. 60, Anm. 2); der Aufsatz im Rh. M. Ph. berücksichtigt auch das zweite Buch, soweit sich Beziehungen zu Charisius ergeben.

Bei seinem Bemühen, die Spuren eines vierteiligen philologischen Systems zu verfolgen (s. unter Varro), kommt Usener auch dazu, sich mit Diomedes zu befassen und zwar mit B. II und III. Was das erstere angeht, so verdienen hier folgende Bemerkungen erwähnt zu werden. In dem Abschnitt über die vier Teile der Philologie (426, 21—31) hat Diomedes zwei Quellen zusammengearbeitet; ihre Scheidung vollzieht sich mit Hülfe des Dositheus ohne Schwierigkeit. Die ältere Quelle, die in letzter Linie auf Varros Disciplinarum libri zurückgeht, liegt nämlich bei Dositheus (VII 376, 5) noch unvermischt vor; der jüngeren, die den Stempel späterer ungelehrter Zeit trägt und nur eine Aufzählung ohne Definitionen gab, folgen auch noch Victorinus (VI 188, 7) und Audax (VII 322, 4). [Usener S. 598 ff.]. — Die Unterlage für das 2. Buch des Diomedes bildete vermutlich ein aus Scaurus abgeleitetes Handbuch; dazu kamen Nachträge aus einer Schrift, welche

varronische Lehre berücksichtigte. [Usener S. 643.] — Es folgen Erörterungen über die Abschnitte De barbarismo und De soloecismo (Diom. 451, 22 ff.) mit besonderem Hinblick auf den Anteil des Palaemon. [Usener S. 628.] —

Besonders eingehend beschäftigt sich Usener (S. 614) mit dem Abschnitt des 3. Buches, der die Überschrift 'De poematibus' trägt (482, 13 ff.). Derselbe zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil (482, 13 ff. und 483, 27 ff.); beide sind nach Useners Annahme von vornherein nicht füreinander bestimmt gewesen, denn die Klassifikation des ersteren sei der folgenden Einzelbesprechung der Dichtungsarten nachweisbar fremd. Diomedes habe diesen Teil aus einem jüngeren Schulbuche eingefügt; desgleichen die Abschnitte über Epoden und bukolische Poesie (485, 18—29 und 486, 17 —487, 10), die demnach mit Reifferscheid auszuscheiden seien. Dann bliebe eine in guter Ordnung fortschreitende Besprechung der einzelnen Dichtungsarten übrig: Epos, Elegie, Jambus, Satire, Drama; beim Drama sei freilich eine arge Unordnung zu konstatieren, insofern der Kompilator den Abschnitt über das römische Drama gleich an die griechische Komödie angeschlossen habe. Die folgende Partie über Satyrdrama und Mimos scheint Usener gleich dem letzten Abschnitte über Teile und Schauspielerzahl der Komödie abzusondern; jedenfalls leitet er Diom. 491, 20 —492, 14, wo allein Sueton genannt wird, nicht aus derselben Quelle ab wie den Stamm der voraufgehenden Poetik. Eine besondere Erörterung finden die Paragraphen, die vom Drama handeln; denn hier wird Varro genannt und somit auf ihn die Vierteilung des Dramas zurückgeführt. Aus Useners Äußerungen darf man wohl entnehmen, daß er Sueton nicht als Quelle der Poetik ansieht.

Gegen die Hypothese von Reifferscheid, der das ganze Kapitel des Diomedes im wesentlichen als suetonisches Eigentum betrachtete, wendet sich Buchholz. Er führt folgende Argumente an: Sueton ist nur für den Schlußabschnitt als Quelle bezeugt; daraus folgt nichts weiter, als daß Diomedes seine Hauptquelle durch einige dem Sueton entnommenen Nachrichten, obendrein in höchst ungeschickter Weise, ergänzt hat. Wollte man aber Sueton auch als Quelle für den Hauptteil annehmen, so ergäbe sich die schwierige Frage, welches Werk des Sueton dem Diomedes als Vorlage gedient habe. Von den Prata sei ohne weiteres abzusehen, gegen Jahns Vermutung aber betr. die Ludicra historia habe Reifferscheid z. T. wohl berechtigte Einwendungen erhoben; sonach bleibe nur das Werk De viris illustribus übrig, dem denn auch Reifferscheid das Diomedeskapitel einverleibt hat. Hiergegen erklärt Buchholz zunächst, daß gerade die für Sueton bezeugten Schlußbemerkungen ganz und gar nicht dahin passen; überdies aber zeigen

die Reste von Suetons biographischem Werke, daß die Einleitungen zu den Kapiteln über die Rhetoren und Grammatiker in jeder Hinsicht dem Diomedesabschnitt fremdartig gegenüberstehen: dort spricht der Historiker (anders Macé, vgl. unter Sueton), hier aber entschieden ein Grammatiker. Also kann von Sueton nicht mehr die Rede sein. Soweit gebe ich Buchholz vollkommen recht, im übrigen kann ich ihm aber nicht folgen. Seinen Grammatiker glaubt er nämlich in Probus gefunden zu haben. Er geht dabei aus von dem Abschnitt über die bukolische Poesie, wo Vergil mit 'noster' bezeichnet wird; die Partie stammt also (und das ist richtig) aus einem Vergilkommentar. Nun soll aber Diomedes die einzelnen Stücke aus lauter Einleitungen zu Kommentaren des Probus zusammengestellt haben: außer dem schon erwähnten Vergilkommentar, dem auch die allgemeine Einleitung zugewiesen wird (vgl. auch Usener 607), denkt Buchholz für Jambus, Epoden und Satire an einen Kommentar zu Horaz, für das Drama an einen solchen zu Terenz und für die Elegie setzt er sogar einen Tibullkommentar des Probus an! Mit diesen verschiedenen Schriften eines Autors sollen sich dann auch die sich hier und da findenden Widersprüche leicht erklären lassen. Man kann aber doch nicht gut von der Benutzung einer Hauptquelle reden, wenn es sich um vier verschiedene Werke handelt. Ich muß somit den positiven Teil von Buchholz' Untersuchung ablehnen, halte aber auch Useners Auffassung von dem Charakter des Diomedes-Kapitels für unzutreffend, und zwar im Hinblick auf die Erörterungen von G. Kaibel in seiner Schrift 'Die Prolegomena περὶ κωμῳδίας', der die Poetik des Diomedes in den größeren Zusammenhang der griechisch-römischen Tradition einstellt, aus dem heraus sie erst richtig gewürdigt werden kann. Weiter darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort; ich begnüge mich auf Kaibel S. 19, 28ff., 49—52, 54, 64—67 hinzuweisen.

Bei Diomedes werden im allgemeinen Teil des eben behandelten Kapitels (483, 5) die Arten des γένος κοινόν der Poesie aufgezählt; der überlieferte Text weist da eine Lücke auf: 'species prima est heroica, ut est Iliados et Aeneidos; 'secundae liaca' ut est Archilochi et Horatii (oratius die Hss)'. Keil schrieb 'secunda est lyrica', Reifferscheid 'secunda est <lyrica, ut est . . . . tertia est> elegiaca, ut est < . . . quarta est iambica, ut est> Archilochi', Buchholz (137) ging wieder auf Keil zurück, da er an den Lücken bei Reifferscheid Anstoß nahm, strich auch 'et oratius' als Glossem; Schoell verteidigt das letztere und schlägt vor 'secunda melica' zu schreiben, sonst wie bei Keil; das Richtige hatte schon vorher Usener (615) gefunden, der im Anschluß an Reifferscheid folgendermaßen verbessert 'secunda elegiaca <ut est Callimachi et Properti; tertia iambica>, ut est Archilochi et

Horati'. Bestätigt wird diese Herstellung einmal durch die griechische Tradition: ἐπικόν ἐλεγειακόν ἰαμβικόν μελικόν, sodann aber m. E. durch den speziellen Teil, wo sich folgen Epos, Elegie, Jambus. Daß im allgemeinen wie im besonderen Teil das γένος μελικόν fehlt (die Abschnitte über Satire und Bucolica sind römische Zuthaten zur griechischen Quelle), spricht wohl trotz Usener für die Zusammengehörigkeit des Ganzen.

Zum Schluß erwähne ich noch, daß ich in meiner Abhandlung gelegentlich der Analyse der Einleitungen zum Donatkommentar des öfteren Veranlassung hatte, auf die Beziehungen zwischen jenen und der Poetik des Diomedes hinzuweisen; ausführlicher gedenke ich an anderem Orte darüber zu handeln.

c) Aelius Donatus und seine Kommentatoren (Servius, Explanationes, Cledonius, Pompeius).

1. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen. Leipzig 1893, 24—56.

2. A. Schellwien, De Cledonii in Donatum commentario. Diss. Königsberg 1894.

Nach einer Charakteristik der beiden Artes — die Ars minor stellt in Frage und Antwort den Elementarkursus dar, die Ars maior ist für die zweite Unterrichtsstufe bestimmt — bespricht Jeep ihr Verhältnis zu einander. Eine Gegenüberstellung der sich entsprechenden Abschnitte ergiebt verschiedene Differenzen, die dadurch zu erklären sind, daß die Ars minor an den Stellen, wo sie mehr hat als die Ars maior, interpoliert ist, während diese an einer Stelle (391, 26) offenbar lückenhaft ist; die Ergänzung bietet Diomedes (419, 1).

Der Kommentar des Servius zu beiden Artes giebt eine Erklärung einzelner Punkte mit dem sichtlichen Bestreben, Wiederholungen thunlichst zu vermeiden. An verschiedenen Stellen paßt er nicht zum Texte des Donatus; der Grund dafür ist zu suchen entweder in der Ungenauigkeit des Servius oder in einer Korruptel des Donattextes oder endlich darin, daß bei Servius Interpolation vorliegt. Der Kommentator hat für seine Erklärungen noch andere Grammatiker benutzt, vielleicht u. a. einen Auszug aus Caper, dem er einige Citate (Lucilius, Plinius) entnahm.

Die Explanationes unbekannten Ursprungs fallen in die Zeit zwischen Servius (der 496, 26 genannt wird) und Pompeius (der sie benutzt hat). Es ist aus formellen wie sachlichen Gründen wahrscheinlich, daß sie von verschiedenen Verfassern herrühren; die Expl. in art. min. ist eine Art Fortbildung des Serviuskommentars, dagegen

die Expl. in art. maior. eine unordentliche Zusammentragung aus verschiedenen Quellen, u. a. aus einem Grammatiker Scaurus, wobei man nicht ohne weiteres an Terentius Scaurus denken darf. — Über 529, 2 ff. (Explan. I) vgl. auch Usener, Ein altes Lehrgebäude der Philologie, S. 633 ff.

Cledonius gab ursprünglich eine knappe Erklärung des Donat für den Elementarunterricht; sein Kommentar ist aber nur in zertrümmerter Form überliefert und mit zahlreichen Zusätzen (n. Jeep S. 43 aus Pompeius) versehen. Mit dem Probus, der 10, 6 und 20, 19 genannt wird, dürfte wohl der Berytier gemeint sein.

Mit demselben Kommentar beschäftigt sich Schellwien. Sein Ziel ist, durch Ausscheidung der späteren Zusätze wie durch Umstellungen (soweit diese nicht schon von Bertsch [s. Goetz in Bu. J. 1891, 154] vorgenommen waren) die ursprüngliche Form des Werkes zu ermitteln. Er unterscheidet vier Arten von Interpolationen: 1. Doppelanmerkungen zu einer Donatstelle, von denen nur eine dem Cledonius gehört; 2. Anmerkungen, die sich nicht direkt an Donat anschließen, wenngleich ihre Beziehung zu demselben erkennbar ist; 3. Erweiterungen der Erklärung des Cledonius; 4. Zusätze ohne jede Beziehung zu Donat und Cledonius. Eine Übersicht der ausgeschiedenen Stellen findet sich S. 54—55; sie machen ungefähr ein Siebentel der Ars aus. Schellwien erläutert dann noch an einigen Beispielen die Übereinstimmungen zwischen Cledonius und anderen Donaterklärern; soweit Pompeius in Frage kommt, hält er es für zweifelhaft, ob dieser den Cledonius benutzt hat oder ob der umgekehrte Fall vorliegt. Der Ursprung der Interpolation ist meist nicht festzustellen; einiges findet sich ebenfalls bei den anderen Kommentatoren, zu sicheren Schlüssen reicht es aber nicht aus. Zum Schlusse giebt Schellwien eine Probe des 'Cledonius purgatus'.

Den Kommentar des Pompeius zur Ars maior bezeichnet Jeep als ein elendes Machwerk, das von Servius und den Explanationes abhängig ist. Die Zitate aus Probus Instit. sind entweder aus Servius entlehnt oder interpoliert; auch die paar, die auf Probus Cathol. zurückgehen, hat Pompeius nicht direkt entnommen. So hat er gewiß auch andere Zitate, wie z. B. aus Plinius, auf indirektem Wege (Caper? Servius?) erhalten, manches wohl auch durch die Schulüberlieferung, was Jeep wiederholt, auch bei anderen Autoren, mit Recht hervorhebt. Wenn nun der Cod. Bern. des Cledonius s. VI bereits Zufügungen aus Pompeius enthält (Jeep S. 43), so muß dieser vor dem 6. Jhdt. gelebt haben, wie Keil ähnlich vermutete.

Die späteren Kommentare, die den Donat ganz oder teilweise erläutern, werden nur angeführt, nicht besprochen.

d) Consentius.

L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen. Leipzig 1893, 68—73.

Unter dem Namen dieses Grammatikers sind zwei Schriften erhalten, 'De nomine et verbo' und 'De barbarismis et metaplasmis', in denen wir wohl Teile einer vollständigen Ars zu erblicken haben. Benutzt sind allem Anscheine nach ältere Werke wie Donat, Charisius, Diomedes, doch läßt sich über das Verhältnis zu den Quellen nichts Zuverlässiges feststellen. Gewisse Übereinstimmungen mit Priscian lassen an Caper denken, doch ist auch eine Benutzung von 'Exempla elocutionum' möglich. Es zeigt sich ein gewisses Bestreben, verschiedene Auffassungen zu vereinigen, doch kommt es meist nicht über eine äußerliche Aneinanderreihung hinaus. Über die Lebenszeit des Verfassers fehlt jeder sichere Anhalt.

e) Sacerdos und der jüngere Probus.

1. R. Beer, Zur Appendix Probi. W. St XII (1890) 327—328.

2. K. Ullmann, (App. Probi) in Vollm. Rom. Forsch. VII (1891—92) 195 ff.

3. B. Kübler, Die Appendix Probi. A. L. L. VII (1892) 593—595.

4. W. Foerster, Die Appendix Probi. W. St. XIV (1892) 278—322.

5. P. Rosenstock, Ein Beitrag zur Probusfrage. Philol. LI (1892) 670 ff.

6. O. Froehde, Valeri Probi de nomine libellum Plinii Secundi doctrinam continere demonstratur. N. J. Ph. P. 19. Suppl. (1892) 159—203.

7. G. Gundermann, (Nachträge zu No. 4) in Z. f. franz. Spr. und Litt. XV (1893) 184 ff.

8. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen. Leipzig 1893, 73—82.

9. W. Schulze, Zur Appendix Probi. Z. v. Spr. XXXIII (1895) 138—140.

10. M. Ihm, Probi de nomine excerpta. Rh. M. Ph. LII (1897) 633.

11. W. Heraeus, Zur Appendix Probi. A. L. L. XI (1898) 61—70.

12. W. Heraeus, Die Appendix Probi. S.-A. aus A. L. L. XI (1899) 301—332.

Von Marius Plotius Sacerdos (zu B. I und II fälschlich M. Claudius S. genannt), der nach Osanns Vermutung im dritten Jhdt., sicher zwischen Juba und Diomedes lebte, haben wir eine Ars in drei Büchern, deren Inhalt der Verf. selbst in der Einleitung des dritten angiebt. Vom ersten Buche fehlt ein beträchtliches Stück im Anfang; auch sonst lassen sich Lücken wie andererseits spätere Zuthaten feststellen, sodaß wir diesen Teil weder vollständig noch in der Originalfassung besitzen. Dasselbe gilt auch vom dritten Buche. Das zweite ist nach Jeep, dessen Ausführungen ich folge, ein trauriges Machwerk, aber deshalb nicht ohne Interesse, weil es mit der Probusfrage zusammenhängt. In derselben Bobienser Hs (Vindob. 16), die uns die ersten beiden Bücher des Sacerdos erhalten hat (B. 3 hat eine andere Überlieferung), findet sich auch ein Werk De catholicis Probi, das trotz mancher Abweichungen (s. Jeep S. 76) doch als identisch mit dem 2. Buche des Sacerdos anzusehen ist. (Dies wird von Rosenstock [No. 5], aber ohne rechten Erfolg, bestritten.) Die eben angeführte Bezeichnung muß ziemlich alt sein, da Cledonius und Priscian den Probus citieren, während der Name des eigentlichen Verfassers nur bei Pompeius genannt wird.

Wir haben ferner unter dem Namen Probus ein 'überaus trübseliges Denkmal grammatischer Machenschaft', betitelt Instituta artium. Es gehört wohl ins vierte Jhdt., da einerseits die Thermen Diocletians erwähnt werden, während es andererseits von den Donaterklärern (z. B. Servius) und späterhin von Priscian benutzt wird, und zwar mit Anführung des Namens Probus. Im Verlauf des breiten und mit allerlei Albernheiten angefüllten Buches wird häufig auf einen weiteren Teil verwiesen, der nicht vorhanden ist und nach Jeeps Ansicht (78 Anm. 3) wohl überhaupt nicht geschrieben worden ist. An dem Namen des Autors hält Jeep fest (er verweist dafür auch auf das Paradigma 'probare' p. 160 K., analog der Verwendung von 'sacerdos' bei Sacerdos), und will von hier aus auch den Probus der Catholica erklären. Er vermutet nämlich, Probus habe als Ersatz der versprochenen Fortsetzung seiner Instituta das zweite Buch des Sacerdos (das erste Buch desselben handelt 'De institutis artis grammaticae'!) einfach angehängt, und infolgedessen sei dann sein Name auf dieses, wenn auch ohne seine Schuld und Absicht übertragen worden. Aus einer gewissen Ähnlichkeit zwischen den Instituta und dem 1. Buche des Sacerdos könne man schließen, daß Probus diesen gekannt habe. Natürlich bleibt das nur eine Vermutung, die sich kaum direkt beweisen läßt; ebensowenig lassen sich aber ausreichende Gründe dafür beibringen, daß es nicht einen Grammatiker Probus, den Verfasser der Instituta, gegeben habe, zu welcher Annahme Schanz in seiner Litt.-Gesch. hinneigt.

Unter Übergehung der Schrift 'De ultimis syllabis ad Caelestinum', die im Vindobon. 16 ohne den Namen des Probus (dieser wurde erst von Parrhasius zugesetzt) überliefert ist, wenden wir uns zur sog. Appendix Probi, die in demselben Kodex wie die Instituta (nämlich Vindob. 17) erhalten ist und ihre Bezeichnung durch die ersten Herausgeber erhalten hat. Es handelt sich um vier kleine Traktate: 1. über Ablativ- und Nominativbildungen u. ä., im wesentlichen wohl auf die Instituta des Probus zurückgehend; 2. über Kasuskonstruktionen und Nominalbetonungen; 3. ein Verzeichnis fehlerhafter Wortformen mit Berichtigung; 4. Differentiae, zum Teil auch im Montepessulanus, wo die Bezeichnung 'Differentiae Probi Valerii' vorkommt (s. Beck, De differ. script. lat., Groningen 1883, 11); auch bei diesem Traktat sind Beziehungen zu den Instituta zu erkennen. Besonderes Interesse hat der dritte Traktat hervorgerufen, wie die große Zahl von Publikationen zeigt (No. 1—4, 7, 9, 11, 12); es beruht dies darauf, daß uns hier eine Menge vulgärer Formen geboten werden, die für die Sprachforschung von Bedeutung sind. Für afrikanischen Ursprung traten ein Sittl und G. Paris [s. Bu. J. 1891, 137], denen sich Kübler und Jeep anschließen; dagegen bestreitet Ullmann diese Herkunft und Schanz folgt ihm, indem er den Antibarbarus als Arbeit eines Lehrers oder Schülers im Vicus Capitis Africae zu Rom betrachtet. Hinsichtlich der Abfassungszeit stimmt Jeep dem Ansatze von G. Paris (3. Jhdt.) nicht bei; man dürfe den Traktat nicht zu früh ansetzen, doch lasse sich Genaueres nicht bestimmen. Sittls Bemerkung, er sei für Heiden geschrieben, sei nicht stichhaltig. — Grundlegend ist die Ausgabe von Foerster (No. 4) nach einem Lichtdruck der Hs; auf ihr und den Nachträgen Gundermanns heruht die Ausgabe von Heraeus, der ein wertvoller Kommentar beigegeben ist.

In derselben Wiener Hs, die die Instituta und die Appendix enthält (No. 17, nicht 16, wie Schanz, wohl infolge des Druckfehlers bei Keil, angiebt), steht auch das Schriftchen 'Valerii Probi de nomine'.

Daß es gute, alte Gelehrsamkeit enthält, darüber ist man sich einig, nicht aber über seinen Ursprung. Nachdem schon Beck (Studia Gell. et Plin. 25) bemerkt hatte, daß der Inhalt auf Plinius zurückzuführen sei, suchte Froehde in seiner Abhandlung nachzuweisen, daß es sich um direkte Auszüge aus den Libri dubii sermonis des Plinius handele. Zur Begründung führte er an, daß wegen der einheitlichen Terminologie ein einziger Verfasser anzunehmen sei; da ferner die vorgetragenen Lehren sich sehr eng mit Charisius I 15 berührten, so gingen die Exzerpte auf die gemeinsame Quelle der Gewährsmänner desselben, Palaemon und Romanus zurück, und das sei eben Plinius. So sicher es ist, daß das Schriftchen viel plinianisches Gut enthält, so gewiß

schießt Froehde mit seiner Schlußfolgerung über das Ziel hinaus. Erstens ist die Beobachtung von Steup, der zwei Bestandteile unterschied, dadurch nicht hinreichend widerlegt, daß dies 'excerptoris consilio' geschehen sei und nur auf Nachlässigkeit beruhe; sodann würde aber die Einheitlichkeit der Sprache und Terminologie insbesondere noch nicht mit Sicherheit auf eine einheitliche Quelle führen, wie Goetz (B. ph. W. 1893, 112) treffend hervorhebt; weiterhin ist es bei der herrschenden Unsicherheit über das genannte Charisiuskapitel nicht eben geraten, dasselbe als einziges Fundament zu benutzen. Es findet sich auch gar nicht alles, was die Schrift enthält, bei Charisius, sondern sehr vieles — Froehde weist selbst die Stellen nach — bei anderen Grammatikern: für diese wird nun (S. 198) Plinius als 'auctor primarius et princeps' angenommen und durch Vergleich eben mit der angeblich plinianischen Schrift nachgewiesen: eine bedenkliche Schlußfolgerung! Froehde hat das später selbst eingesehen, vgl. N. J. Ph. P. 1895, 287. Jeep ist vielmehr mit Steup der Meinung, daß sich vieles aus den Instituta Probi, Charisius, Diomedes und Sacerdos herleiten lasse; der Name Probus sei nur von den Instituta übertragen. Ihm hält es für möglich, daß einiges von den Exzerpten auf den Berytier zurückginge, doch enthielte die Schrift sicher auch jüngere Elemente; aus 215, 13 ff. scheine hervorzugehen, daß der Kompilator nicht vor dem 4. Jhdt. gelebt habe. Für Exzerpte aus verschiedenen grammatischen Autoren spricht sich auch Schanz aus.

f) Marius Victorinus und Audax.

1. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen. Leipzig 1893, 82—89.

2. G. Schepß, Marius Victorinus de definitionibus, Philol. LVI (1897) 382. (Vgl. Verrius Flaccus.)

Die unter dem Namen des Marius Victorinus (der nach Hieronymus gleichzeitig mit Donat in Rom lebte) überlieferte Ars besteht aus drei Teilen: 1. dem Anfang einer Ars grammatica (VI 3—31, 16 K.), 2. dem vorn verstümmelten Werke des 'Aelius Festus Apthonius' De metris (VI 31, 17—173; vgl. daselbst die Subscriptio) und 3. einem Anhange De metris Horatianis. Der erste Teil ist ein Konglomerat von Auszügen aus verschiedenen Grammatiken, darunter ein größeres Stück De orthographia (VI 7, 35—26, 13; vgl. darüber unter Verrius Flaccus). Jeep meint, diese Zusammenstellung rühre nicht von Victorinus selbst her, vielmehr liege uns der mit manchen fremden Bestandteilen vermischte Anfang seiner Ars vor. Ebenso leugnet er, dass, wie Keil behauptet hatte, Victorinus die Metrik des Aphthonius selbst

herübergenommen habe; vielleicht müsse man an zufällige Zusammenstellung denken. Nachdem eine größere Lücke entstanden war, durch die der Rest von der Ars des Victorinus und der Anfang vom Werke des Aphthonius samt dem Titel verloren ging, habe man den Namen des ersteren auf das Ganze bezogen, wie ja auch der Anhang über die Horazmetra schließlich mit in das angebliche Gesamtwerk des Victorinus eingeschlossen worden sei (Subscriptio des Cod. Paris. 7539 s. IX). Der Verweis im zweiten Teile (35, 21) auf den ersten (27, 2) 'ut supra relatum est' könne späterer Zusatz sein, 'um die mangelnde Einheit der Arbeit zu erheucheln'. Obgleich offenkundig manche Partien der Ars des Victorinus mit Diomedes, Charisius, Dositheus und Donat eng verwandt seien, lasse sich über die gegenseitigen Beziehungen nichts Bestimmtes ermitteln.

Im nächsten Abschnitt handelt Jeep von den Schriften des angeblichen Maximus Victorinus: 1. Ars und 2. De metrica institutione, sowie von dem 'grammatisch-metrischen Machwerk' des Audax 'De Scauri et Palladii libris excerpta per interrogationem et responsionem'. Der Name 'Maximus Victorinus' ist ohne alle handschriftliche Gewähr, er rührt von Putsche her; der Sangallensis s. IX/X giebt als Überschrift von No. 1 'Ars Victorini grammatici' (ebenso in ein paar anderen Hss; vgl. Keil praef. XVIII), doch hat der Bobiensis-Vindob. 16 s. VII/VIII den Titel 'Incipit liber Palemonis de arte'. No. 2 wird in einigen Hss, die auch No. 1 enthalten, dem Victorinus zugeschrieben, dagegen im Paris. 7559 s. X heißt es 'Incipit ars Palamonis de metrica institutione' etc.

Zu diesen beiden kleinen Schriften steht das Werk des Audax in sehr enger Beziehung, wenn auch die Übereinstimmung keine völlige ist, insofern Audax oftmals mehr bietet. Man wird berechtigt sein, die Benutzung einer gemeinsamen Quelle anzunehmen, der der angebliche Victorinus sich enger angeschlossen hat, während Audax sie gelegentlich verläßt, um den Instituta Probi oder Donat zu folgen. Den Quellenangaben des Audax, von dem nur feststeht, daß er vor dem 7. Jhdt. gelebt hat, spricht Jeep die Berechtigung ab; eine Benutzung des Scaurus lasse sich bei den geringen Resten aus dessen Ars nicht erweisen; betr. Palladius sei Keils Vermutung, daß damit Probus gemeint sei, nicht unwahrscheinlich. Vgl. auch unter Verrius Flaccus. — Die beiden kleinen Schriften gehören sicher éinem Verfasser, den Jeep mit Marius Victorinus identifizieren möchte, namentlich weil in No. 2 (p. 209, 12) Lactantius genannt wird und zwar als Zeitgenosse des Verfassers. Wenn nun Jeep auch betont, man dürfe hier so wenig wie bei der oben besprochenen Ars an das Original des Victorinus denken, so erscheint doch seine Vermutung als sehr unsicher, wenn man allein schon das

Schwanken der Hss betreffs des Autors bedenkt; dass der Bobiensis (für No. 1) und der Parisinus (für No. 2) Palaemon nennen, muß doch auf einer ziemlich alten Überlieferung beruhen, wenngleich an Remmius nicht zu denken ist. — Den Artikel von Schepß habe ich nicht gesehen.

g) Priscianus.

1. M. Ihm, Zu Priscianus. Rh. M. Ph. XLVI (1891) 621—22.

2. L. Havet, Note sur Priscianus II 6. R. Ph. XVII (1893) 62.

3. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen. Leipzig 1893, 89—97.

4. O. Froehde, Die griechischen und römischen Quellen der Institutiones des Priscianus. N. J. Ph. P. CLI (1895) 279—88.

5. G. Cortese, Su Prisciano VIII 380 K. Bo. fi. cl. II (1896) 239.

6. C. Heldmann, Ein neu entdecktes Priscianbruchstück. Rh. M. Ph. LII (1897) 299—303.

Jeep beschäftigt sich in erster Linie mit der Komposition der Institutiones, die sicher vom Verfasser selbst herausgegeben worden sind. Um so weniger erscheint es glaublich, daß das Werk in der vorliegenden Gestalt von Priscian der Öffentlichkeit übergeben ist: man wird wohl an mannigfache spätere Zusätze denken müssen. Wichtig ist die zweite Einleitung, die sich vor Buch VI findet; was in ihr als Inhalt einer besonderen Schrift angekündigt wird, ist in Buch VI—VII enthalten. Man wird also anzunehmen haben, daß Priscian diese Spezialarbeit später seinem größeren Werke einverleibte, aber freilich nicht gehörig einarbeitete. Ebenso deuten gewisse Ankündigungen der zweiten Einleitung auf den Inhalt von B. IX—X, die Jeep daher auch aussondern möchte, worin ihn noch besonders der Anfang von B. IX bestärkt. Bei der Überarbeitung des Ganzen hat Priscian die Einfügungen mit dem ursprünglichen Werke in mannigfache Beziehung gesetzt. Was nach dem Ausscheiden der vier Bücher übrigbleibt, giebt 'ein gut gegliedertes Corpus grammaticum': B. I De voce und De littera, B. II—V über die Silbe, das Wort, die Oratio und ihre Teile bis zum Nomen einschließlich, B. VIII Verbum, B. XI Participium, B. XII—XIII Pronomen, B. XIV Praeposition, B. XV Adverbium und Interjektion, B. XVI Konjunktion, dazu B. XVII—XVIII De constructione, ein Anhang über die Syntax.

Was Jeep dann über die Quellen vorträgt, ist eine Zusammenfassung der Resultate, die frühere (Neumann, Keil, Karbaum) gewonnen haben und worüber Goetz im Bu. J. 1891, 139 ff. und 156 f. eingehend berichtet hat. Von Keils Aufstellungen über das Verhältnis

Priscians zu Caper weicht Jeep nur an einer Stelle ab, nämlich in bezug auf B. V 1—45, wo er mit Neumann direkte Benutzung annimmt; Keils Grund, Priscian werde nicht zweimal denselben Stoff aus derselben Quelle ausgeschrieben haben, wird hinfällig durch die Voraussetzung, daß es sich ursprünglich um zwei verschiedene Werke handelt, deren einem B. V, deren anderm B. VI angehört. Bezüglich des Verhältnisses zwischen Priscian und Arusianus Messius glaubt Jeep mit Karbaum an eine Sammlung von Exempla elocutionum als gemeinsame Quelle, die auf alten Ursprung zurückzuführen ist. Charisius, Diomedes, Donatus, Servius und Probus (Catholica; Caper als gemeinsame Quelle für Pr. und Priscian [so Neumann und Keil] hält Jeep nicht für erwiesen) hat Priscian selbst eingesehen; ebenso liegt direkte Benutzung des Theoctistus (Lehrer Pricians), des Nonius u. a. vor.

Eine Übersicht über die Quellen Priscians giebt Froehde. Er spricht zunächst von den Griechen (die übrigens Jeep auch aufgeführt hat), unter denen Apollonius Dyscolus als Hauptquelle anzusehen ist, wie früher Matthias dargethan hat. Wenn man aber auf Benutzung des Apollonius geschlossen hat, 1. da, wo Übereinstimmung mit den erhaltenen Schriften vorliegt, 2. da, wo die Scholien zur τέχνη des Dionysius Thrax mit Priscian übereinstimmen, so liegt nach Froehde bei No. 2 ein Fehlschluß vor, da man erst aus dem Zusammentreffen von Priscian mit den Scholien den Apollonius in letzteren erschlossen hat. Eine einheitliche τέχνη des Apollonius lehnt Froehde wie andere vor ihm ab. Herodian werde, so fährt dann Froehde fort, wohl auch an Stellen herangezogen worden sein, wo er nicht genannt ist; in welchem Umfange er benutzt sei, lasse sich aber nicht bestimmen. Den von Priscian genannten Didymus ist Froehde geneigt für denselben zu halten wie den Δίδυμος νέος und vielleicht auch den Δίδυμος Κλαύδιος des Suidas.

Bei den römischen Quellen wiederholt Froehde die Bedenken, die Kübler in der B. ph. W. 1890, 1368 erhoben hatte gegen Keils Behauptung, daß Plinius und Probus nur durch Caper zu Priscian gelangt seien. Es sei mit der Möglichkeit zu rechnen, daß auch ein anderer der Vermittler gewesen sei, z. B. Papirianus de orthographia (so schon Neumann). Caper als Quelle für Nonius sei nicht erwiesen, denn aus der Übereinstimmung zwischen Nonius und Priscian folge wohl irgend welche Quellengemeinschaft, aber noch lange nicht eine direkte. Man dürfe eben nicht von vornherein alles das dem Caper zuweisen, was bei anderen Grammatikern mit Priscian übereinstimmt und dort auf Probus oder Plinius zurückgeht. Damit kommt Froehde wieder auf die Probus- und Pliniusfrage, worüber man die betr. Abschnitte vergleichen wolle.

Nach einer kurzen Zusammenstellung der sonst noch von Priscian benutzten grammatischen Quellen spricht Froehde zum Schlusse den

Wunsch aus, es möchte doch einmal genau festgestellt werden, wie weit Priscian die uns erhaltenen Grammatiker, Charisius, Diomedes, Nonius, Donat etc., benutzt habe.

h) Eutyches.

Jeep giebt S. 97—98 ein paar Bemerkungen zur Charakterisierung: ein 'unbedeutendes Opusculum'.

i) Phocas.

L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen. Leipzig 1893, 98—101. (Vgl. unter Suetonius.)

Von diesem Grammatiker besitzen wir eine besondere Schrift De nomine et verbo. Seine Lebenszeit wird auf der einen Seite begrenzt durch Donat, dessen Vergilvita er der seinigen zu grunde gelegt hat, andererseits durch ein Zitat bei Priscian, vorausgesetzt, daß letzteres richtig ist. Das wird von Jeep aber bestritten: nach Priscian X p. 516, 16 sollen Diomedes, Charisius und Phocas das Perfekt 'cusi' bezeugt haben, das stimmt aber höchstens für den ersteren, wenn man von der Unsicherheit der Überlieferung absieht; die anderen beiden haben 'cudi'. Nun nennt Priscian in Verbindung mit Charisius und Diomedes oder einem von beiden des öfteren Probus, und da Phocas nur an dieser einen Stelle des Priscian vorkommt, so schreibt Jeep daselbst 'Probum' für 'Phocam', obgleich sich weder in den Catholica noch in den Instituta eine entsprechende Stelle nachweisen läßt; nach Hertz' Vorgang versteht Jeep unter dem hergestellten Probus den Berytier, der auch da anzunehmen ist, wo sich Probuszitate in den beiden genannten Werken nicht wiederfinden. So bleibt als erster, der den Phocas erwähnt, Cassiodorius. Da nun bei Phocas mehrfache Übereinstimmung mit den Catholica und manche Ähnlichkeit mit Priscian sich erkennen läßt, trägt Jeep kein Bedenken, direkte Benutzung der beiden durch Phocas anzunehmen, woraus sich dann die Lebenszeit des letzteren mit Sicherheit in den Anfang des 6. Jhdts. legen ließe. Für so späte Zeit passe auch der Charakter des Traktats; der von Cassiodor (Gr. L. VII 214, 24 ff.) genannte Phocas könne nicht derselbe sein wie der hier in Rede stehende, da er unter den hervorragenden Grammatikern der älteren Zeit aufgeführt werde. Wie man sieht, steht und fällt die ganze Konstruktion mit der Anerkennung oder Verwerfung der Emendation bei Priscian. Als sichere Zeitgrenzen bleiben jedenfalls Donat und Cassiodor; daß Phocas dem letzteren näher steht, ist an sich wahrscheinlich.

k) Fulgentius Planciades.

1. P. Wessner, Fabii Planciadis Fulgentii expositio sermonum antiquorum. Comm. philol. Jen. VI 2, 63—144.

2. W. M. Lindsay, Wessners Fulgentius. Cl. R. XII 456—457.

3. R. Helm, Anecdoton Fulgentianum. Rh. M. Ph. LII 177—186.

4. R. Helm, Der Bischof Fulgentius und der Mythograph. Rh. M. Ph. LIV 1—24.

5. R. Helm, Fulgentius de aetatibus mundi. Philol. LVI 253—289.

6. R. Helm, Einige sprachliche Eigentümlichkeiten des Mythographen Fulgentius. A. L. L. XI 71—79.

7. Fabii Planciadis Fulgentii V. C. opera. Accedunt Fabii Claudii Gordiani Fulgentii V. C. de aetatibus mundi et hominis et S. Fulgentii episcopi super Thebaiden. Rec. R. Helm, Lipsiae 1898.

Von No. 1 wird unter C (Glossographie) noch die Rede sein; No. 2 enthält Ergänzungen zu No. 1; über die Abhandlungen von Helm und seine abschließende Ausgabe verweise ich auf meine Anzeigen in B. ph. W. 1899, 558—62 und W. kl. Ph. 1899, 626—629.

l) Cassiodorius.

Einige Bemerkungen giebt Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen S. 101 und 105 Anm. 4; etwas eingehender handelt von der orthographischen Kompilation des Cassiodor und ihren Quellen Mackensen, De Verrii Flacci libris orthographicis 13 ff (s. unter Verrius Flaccus).

m) Isidorus.

1. B. Kübler, Isidorusstudien. Herm. XXV (1890) 496—526.

2. K. Wotke, Isidori Synonyma im Papyrus No. 226 der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. S. W. A. 127 (1892) 1—18.

3. J. W. Beck, Observationes palaeographicae ad Isidorum Hispalensem. Mn. XXIII (1895) 270—286.

4. H. Schwarz, Observationes criticae in Isidori Hispalensis Origines. Gymn.-Progr. Hirschberg 1895.

Es ist sehr zu bedauern, daß sich bis jetzt niemand daran gemacht hat, eine brauchbare, handschriftlich gut fundierte Ausgabe des Isidor zu schaffen; da die Ausgabe von Otto im 3. Bande von Lindemanns Grammatici (Leipzig 1833) nichts taugt, so ist man immer noch auf die von Arevalo (Rom 1797—1803; Abdruck in Mignes Patrologie) angewiesen. Sie ist ja immer noch die beste, aber modernen Ansprüchen genügt sie nicht, und daß sie bequem zu handhaben wäre, kann man auch nicht gerade behaupten. Vielleicht holt das 20. Jhdt. nach, was das 19. trotz seiner reichen Produktion an kritischen Ausgaben versäumt hat. Eine tüchtige Vorarbeit liefert Kübler. Im ersten Teil seiner Abhandlung beschäftigt er sich mit der Überlieferung, insbesondere mit der ältesten Wolfenbüttler Handschrift der Origines. Es

ist eine Großquarthandschrift, zum Teil Palimpsest, in jüngerer römischer Kursive um 700, also nur wenige Jahrzehnte nach Isidors Tode (634) geschrieben; sie stammt vielleicht aus Bobbio und ist über Weißenburg i/E. nach Wolfenbüttel gelangt (Wissenburg. No. 64). Der Codex Guelferbytanus ist vielleicht die älteste Isidorhandschrift, die es überhaupt giebt; eine Pariser Hs gehört noch dem 8., drei spanische und eine römische Hs dem 8./9. Jhdt. an. Der Wert der Wolfenbüttler Hs beruht vor allem darauf, daß sie frei von Interpolationen ist, die sich bereits in wenig jüngeren Hss finden. Die Einteilung des Werkes weicht ganz erheblich von der der jüngeren Hss und der auf ihnen beruhenden Ausgaben ab, wie Kübler S. 500 ff. näher ausführt. Bestätigt wird die Buch- und Kapitelabteilung des Guelferbytanus durch ein Bruchstück, das sich als Vorsetzblatt im Cod. Guelf. Helmst. 455 findet und ebenfalls dem 8. Jhdt. angehört.

Im zweiten Teile bespricht K. die juristischen Partien der Etymologien (hauptsächlich B. V). Er giebt zunächst als Probe den Text von II 10 'De lege' und teilt dann eine Anzahl Lesarten des Guelferbytanus zum 5. B. mit unter Beigabe von Parallelstellen und sonstigen Anmerkungen. Ich hebe aus den letzteren die Vermutung heraus, daß Isidor V 27, 10 f. vielleicht einen Plautuskommentar ausgeschrieben habe, und den Hinweis auf die Arbeitsmethode des Isidor, die zu V 27, 26—27 unter Heranziehung von Tertullian Apol. 7 und ad Nat. I 7 erläutert wird; endlich noch die Feststellung, daß Isidor für die juristischen Partien neben den Schriften der Kirchenväter und neben Dichterkommentaren ein juristisches Lehrbuch benutzte, das 'wahrscheinlich in Spanien nach Abfassung des theodosianischen Codex geschrieben worden'.

Im dritten Teile legt K. dar, daß Isidor für die Textkritik von Tertullian De spectaculis (von Isidor im 18. B. der Origines benutzt) doch nicht so bedeutungslos ist, wie andere gemeint haben; nur muß man sich nicht mit den Ausgaben begnügen, sondern bis an die handschriftliche Quelle gehen. —

Die Abhandlungen unter 2. und 3. habe ich nicht einsehen können, und bemerke daher nur noch in Kürze, daß Schwarz (No. 4) eine größere Anzahl von Emendationen vorschlägt, dabei aber nur von der Ausgabe Arevalos ausgeht.

Über Isidors Beziehungen zu den Glossaren, speziell zum Liber glossarum, vergleiche man den Abschnitt C.

n) Beda.

K. Schenkl, Zu Beda de orthographia VII 289, 12 K. W. St. XVIII 160.

Nachweis einiger Stellen aus dem Hexaemeron des Ambrosius, die bei Keil (Beda und Albinus) fehlen.

o) Differentiae.

1. O. Keller, Ps. Fronto de differentiis, R. Ph. XXI (1897) 111.

2. A. Macé, De emendando differentiarum libro qui inscribitur 'De proprietate sermonum' et Isidori Hispalensis esse fertur. Paris 1900.

Diese letztgenannte Abhandlung kenne ich nur aus der Anzeige im A. L. L. XII 297; andere Besprechungen in Bo. fi. cl. VII 180–81 (Ussani); R. F. XXIX 357—58 (Sabbadini); R. cr. 1901, 394; A. J. Ph. XXII 111—12. Im übrigen vgl. unter Plinius, Suetonius, Glossographie. — Keller giebt ein paar textkritische Bemerkungen zu Gr. L. VII 525, 15 und 530, 12.

B. Kommentare und Scholien.

I. Zu Terenz.

a) Aelius Donatus.

(Ältere Litteratur: L. Schopen, De Terentio et Donato eius interprete. Diss. Bonn 1821. — Ders., Specimen emendationis in Aeli Donati commentarios Terentianos. Gymn.-Progr. Bonn 1826. — H. Keil, Joannis Aurispae epistula. Ind. lect. Halle 1870. — W. Hahn, Zur Entstehungsgeschichte der Scholien des Donat zum Terenz. Progr. Halberstadt 1870 und Stralsund 1872. — K. Dziatzko, Zum Terenzkommentar des Donat. Rh. M. Ph. XXIX (1874) 445–62; 511—12. Ders., Beiträge zur Kritik des nach Aelius Donatus benannten Terenzkommentars. N. J. Ph. P. Suppl. X (1879) 662–96. — A. Teuber, De auctoritate commentariorum, quae sub Aelii Donati nomine circumferuntur. Progr. Eberswalde 1881. — Fr. Leo, Die Überlieferungsgeschichte der terenzischen Komödien und der Kommentar des Donatus. Rh. M. Ph. XXXVIII (1883) 317—47.)

1. K. W. Smith, Archaisms of Terence mentioned in the Commentary of Donatus. Diss. Baltimore 1890.

2. R. Sabbadini, Storia e critica di alcuni testi latini. Museo ital. di ant. class. III (1890) 319—76.

3. Ders., Biografia documentata di Giovanni Aurispa. Noto 1891.

4. A. Teuber, Zur Kritik der Terenzscholien des Donatus. N. J. Ph. P. 1891, 353—67.

5. W. Weinberger, Beiträge zu den Bühnenalterthümern aus Donats Terenzcommentar. W. St. XIV (1892) 120—30.

6. R. Sabbadini, Il commento di Donato a Terenzio. St. I. F. II (1894) 1—134.

7. Ders., Briciole Donatiane. Bo. fi. cl. I (1894) 20.

8. Ders., Gli scolii ai due primi atti del' Eunuco di Terenzio. St. I. F. III (1895) 249—363.

9. J. J. Hartman, De Terentio et Donato. Leiden 1895.

10. P. Wessner, Die Überlieferung von 'Aeli Donati commentum Terenti'. Rh. M. Ph. LII (1897) 69—98.

11. R. Sabbadini, Biografi e commentatori di Terenzio. St. I. F. V (1897) 289—397.

12. P. Rabbow, De Donati commento in Terentium specimen observationum primum. (Diss.) N. J. Ph. P. CIV (1897) 305—42.

13. E. Smutny, De scholiorum Terentianorum, quae sub Donati nomine feruntur, auctoribus et fontibus quaestiones selectae. Diss. phil. Vindob. VI (1898) 93—137.

14. P. Wessner, Untersuchungen zur latein. Scholienlitteratur. Festschr. z. 45. Philol.-Vers., Bremerhaven 1899.

15. R. Kauer, Zu Terenz. W. St. 1900, 56—114 (bes. 87 ff.).

16. P. Wessner, Zu den Donatscholien. A. L. L. XII (1901) 284.

Unter dem Namen des Grammatikers Aelius Donatus ('V. C. orator urbis Romae' in den Subskriptionen der älteren und besseren Hss) ist ein Kommentar zu fünf Komödien des Terenz überliefert (Andria, Eunuchus, Adelphoe, Hecyra, Phormio). An der Spitze desselben befindet sich eine fast ganz auf Sueton beruhende Vita des Dichters (s. darüber oben unter Suetonius) und eine Einleitung über die Komödie (darüber s. oben unter Euanthius). Obgleich ungefähr ein halbes Hundert Hss bekannt sind, ist die Überlieferung eine schlechte, da nur 2 Hss älter sind als das 15. Jhdt. und diese beiden nur Bruchstücke des Kommentars enthalten; es sind dies Paris. 7920 s. XI (Vita, Einleitg., Andria, Ad. — I 1, 40; Beschreibung der Hs und ihrer Schicksale von Dziatzko 1874) und Vatic. 1595 s. XIII (Andria von II 1, 23 an; Eun. bis III 2, 1; Hec. III 4, 16—V 2, 8) mit vielfach verkürztem Text. Über diese wie über die meisten übrigen Hss hat ausführlich gehandelt Sabbadini in No. 6. Er beschäftigt sich zunächst mit dem Ursprung und der Beschaffenheit des Kommentars, stellt die verschiedenen Ansichten der Gelehrten über diese Punkte zusammen und trägt nach kritischer Besprechung derselben seine eigene Auffassung vor: der Archetyp unserer Hss ist im 6.—7. Jhdt. durch Vereinigung

zweier Kommentare entstanden; der eine war das zusammenhängende Werk des Donatus, aber bereits durch allerhand Zusätze erweitert, der andere ein Auszug aus jenem, auf die Ränder einer Terenzhs übertragen. Ein Kompilator hat dann beide zusammengeschweißt, ist aber mit dieser Arbeit nur bis Phorm. II 2 gekommen; für die nächste Scene gab er die beiden Scholienreihen nacheinander und für den Rest begnügte er sich mit der Wiedergabe einer von seinen beiden Vorlagen.*) — Im nächsten Abschnitt verfolgt S. die Schicksale des Kommentars. Derselbe wird in alter Zeit nur dreimal erwähnt: von Hieronymus, Priscian und dem Donaterklärer Sergius. Dann lesen wir in einem Briefe des Servatus Lupus die an Papst Benedikt III. gerichtete Bitte um Überlassung einer Hs. Seitdem findet sich kein Zeugnis, bis im 15. Jhdt. Aurispa wieder zwei Hss entdeckt, eine in Mainz (s. Keil 1870, Sabbadini 1890, 91, 94), die andere in Chartres (s. Sabb. a. a. O.) Damit beginnt die Verbreitung des Kommentars, die Sabbadini eingehend darlegt. — Die nächsten Paragraphen seiner Abhandlung befassen sich mit den Donatexzerpten in den Randscholien der Terenzhss (Bembinus, Victor., Riccard.; vgl. unten S. 186 ff.), mit den Beziehungen zwischen der Terenzvita des Donatus und den anderen Viten des Dichters, mit dem Verhältnis des Donatkommentars zu den späteren Scholienmassen (Hallenser Scholien, Expositiones) und mit den Donatspuren in den Glossaren. — Im zweiten Teile giebt Sabbadini eine Beschreibung der Hss und der wichtigeren Ausgaben, eine Klassifizierung der ersteren und eine kritische Würdigung der letzteren; dazu eine Anzahl Textproben, um die vorangegangenen Aufstellungen zu erläutern.

Ergänzungen zur Überlieferung und Textgeschichte gab Sabbadini selbst 1895 (Text von Eun. I und II mit Kommentar, außerdem allgemeine Bemerkungen über die Hss etc.), und 1897 (mit textkritischen Beiträgen zum Phormiokommentar); hierher gehört auch die ältere Arbeit von Dziatzko 1879 (Beschreibung des für die Textkritik wichtigen Oxon. Bodl. 95 s. XV nebst Untersuchungen über seinen Ursprung). Hier möge ferner auf meine ausführlichen Besprechungen von Sabbadinis Arbeiten in B. ph. W. 1895, 426 ff. und 1898, 358 ff. hingewiesen werden, desgl. auf die Rezensionen von E. Thomas in R. cr. XI (1894) 203 ff. und XII (1895) 482 ff. In meinem Aufsatz im Rh. M. Ph. 1897 habe ich versucht, die Beziehungen der Hss untereinander soweit, als es möglich ist, zu bestimmen und zwar unter Zugrundelegung des von Sabbadini bekannt gegebenen wie unter Hinzuziehung eigenen Materials (zusammengefaßt, ergänzt und berichtigt nunmehr in der Praefatio der neuen Ausgabe). Als Ergebnis der diesbezüglichen Untersuchungen darf

*) Vgl. auch unter d) Bembinusscholien.

folgendes gelten: Der größte Teil der jungen Hss stellt eine von den Italienern vorgenommene Rezension dar; deren Ziel war, den oft heillos verderbten Text zu glätten und lesbar zu machen. Wie sie auch sonst in derartigen Fällen verfuhren, haben sie die Überlieferung oft gewaltsam geändert und sich vor Interpolationen nicht gescheut (vgl. meine Bemerkungen im A. L. L. XII [1901] 284). Diese Hss, bei denen sich wieder mehrere, sich öfter kreuzende Gruppen unterscheiden lassen, kommen daher für die Textkritik nur da in Betracht, wo die bessere Überlieferung versagt. Diese wird vertreten durch die beiden oben genannten Hss s. XI und XIII, durch einen Vatic. 1496 s. XV, dessen ursprünglicher Text dem jener beiden sehr nahesteht, aber stark nach der italienischen Rezension korrigiert und teilweise in sie übergegangen ist, endlich durch die Hss, die auf den von Aurispa 1433 gefundenen und später nach Mailand gelangten Codex Maguntinus zurückgehen; es sind dies der Oxon. 95 (s. Dziatzko 1879; aus derselben Vorlage der Marucell. C 224), der Vatic. 2905 (nur Vita, Einleitung, Andria und Eun.; letzterer unvollständig) sowie jedenfalls auch der Riccardianus 669 (nur den Phormio enthaltend). Gelegentlich wird die Textkritik gefördert durch die Ausgaben, für die gute alte Hss benutzt sind, die von Stephanus und von Lindenbrog (weniger die von Westerhov). Ersterer benutzte nach eigener Angabe ein 'exemplar vetustum', dessen Lesarten aber nur selten mit Sicherheit zu ermitteln sind; Lindenbrog stand eine Kollation der Brüder Pithou zur Verfügung, die von einem Cod. Cuiacianus genommen war und von der eine Abschrift durch Gronov erhalten ist (in Leiden). S. darüber Dziatzko 1874 und bes. Wessner 1899, 16 ff.

Aus der Erkenntnis, daß der überlieferte Kommentar kein einheitliches geschlossenes Ganzes bildet, wie etwa der Serviuskommentar zu Vergil, gingen zahlreiche Versuche hervor, den echten, alten Donatkommentar herauszuschälen, aber alle bisher ohne sicheren Erfolg. Der Grund hierfür liegt einmal in der Beschaffenheit der erhaltenen Scholienmasse, die ein glattes Resultat überhaupt unmöglich macht; sodann aber auch darin, daß die betr. Untersuchungen teils von willkürlich aufgestellten, teils von einseitigen Gesichtspunkten ausgingen; das erstere gilt besonders von der Euanthiusfrage, worüber später berichtet werden wird. Ein annäherndes Ergebnis läßt sich nur erwarten von einer sorgfältigen Analyse des Kommentars, durch Zerlegung der Scholienkonglomerate in ihre einzelnen Bestandteile unter strenger Berücksichtigung der überlieferten Anordnung bezw. Unordnung und durch Ausscheidung der sicheren Interpolationen. Diesen Weg hat zuerst Schopen betreten (1821, 1826, sowie in dem nur in wenig Exemplaren vorhandenen Fragment der Ausgabe); ihn hat dann Teuber ein-

geschlagen (1881 und bes. 1891), während Sabbadini (1894 und 1895) die Methode erweitert und in die Praxis umzusetzen versucht hat. Die notwendige Grundlage für die auf Heraussonderung des Donatischen Kerns gerichteten Untersuchungen ist eine auf handschriftlicher Gewähr beruhende Ausgabe, die bisher fehlt; ich habe eine solche vorbereitet und darin nach dem Vorgange der eben genannten Gelehrten eine möglichst weitgehende Zerlegung in Einzelscholien durchzuführen versucht; damit ist zwar der alte Donatkommentar noch nicht gewonnen, aber, wie ich hoffe, die Möglichkeit zu einer annähernden Rekonstruktion gegeben.*)

Als wertvolle Vorarbeiten für eine solche sind zu nennen die Dissertationen von Rabbow und Smutny. R. giebt im ersten Kapitel textkritische Bemerkungen, beschäftigt sich im zweiten mit der Einleitung des Euanthius (vgl. unten), insbesondere mit der σύγκρισις Terenti et Plauti, während das dritte eingehende und ergebnisreiche Untersuchungen über die Praefationes zu den einzelnen Komödien bringt. Ich verweise dafür auf meine Anzeige im B. ph. W. 1898, 358 ff. Während Rabbow es als verfrüht ablehnt, an die Donatfrage selbst heranzugehen, sucht Smutny derselben auf dem Wege der Quellenuntersuchung beizukommen. Nachdem er die von Sabbadini aufgestellten Kriterien für die Scheidung der Scholien in mehrfacher Hinsicht modifiziert hat, betont er mit Recht, daß bei der Rekonstruktion die Thatsache der Benutzung älterer Kommentare seitens des Donatus gebührend berücksichtigt werden müsse. Man wird bei der Entscheidung, welche von den zahlreichen Doppelscholien dem Donat zuzuweisen sind, nicht selten gefördert durch den Nachweis, daß dieselbe Lehre sich bei Varro oder Festus findet oder auch bei Nonius, der wahrscheinlich einen Terenzkommentar benutzt hat (s. jedoch unter Nonius). Durch solche Übereinstimmungen ist die Annahme nahegelegt, daß die betr. Angaben aus älteren Kommentaren (Probus, Asper) stammen und von Donat aus diesen entlehnt sind, also dem alten Donatkommentar angehören. Smutny weist nun eine Reihe solcher Beziehungen zu Varro, Festus und Nonius nach; zu berücksichtigen sind ferner der Vergilkommentar des Servius, der einen gleichen des Donatus benutzt hat (Nachweise bei Thilo in der Praef. der Serviusausgabe und bei Lämmerhirt 'De priscorum scriptorum locis a Servio allatis', Diss. Jena 1890), der Horazkommentar des Porphyrio (wegen Helenius Acron) und die Artes grammaticae der Keilschen Sammlung, von anderen abgesehen. Vgl. meine Besprechung von Smutnys Diss. in B. ph. W. 1900, 74 ff.

---

*) Mittlerweile ist der erste Band der Ausgabe der Öffentlichkeit übergeben worden (Leipzig, Teubners Verlag).

Einen eigenartigen Vorschlag hat Hartman gemacht (No. 9). Er hebt, oft in ziemlich überschwenglichem Tone, hervor, daß der überlieferte Kommentar eine Fülle wertvoller Anmerkungen enthalte, die unser Verständnis der Terenzischen Komödien fördern, und weist dies im einzelnen am Eunuchus nach. Daran knüpft er die Forderung, man solle aus einer der vorhandenen Ausgaben alle diese wertvollen Notizen (sie nimmt er allein für Donat in Anspruch!) herausheben und soweit als nötig sinngemäß emendieren, wobei es auf den überlieferten Wortlaut nicht so genau ankomme. Das sei viel nützlicher, als sich mit den Handschriften und dem ganzen Wuste gleichgültiger Scholien herumzuplagen. Ein derartiges Verfahren wäre ja freilich verhältnismäßig bequem und ersparte dem Herausgeber viele Mühe, aber die Resultate würden auch oft danach sein, wie Hartmans eigene textkritische Versuche zeigen. Trotz dieses verfehlten Vorschlages muß anerkannt werden, daß die Arbeit unter vielen überflüssigen und falschen auch manche förderliche Bemerkung enthält. Vgl. die Besprechungen von Dziatzko in D. L. 1896, 842 ff., von Sabbadini in Bo. fi. cl. II (1896) 200 ff., von mir in B. ph. W. 1896, 651 ff. und dazu den Bericht von Schlee in Bu. J. 93, 125 ff.

Wie seiner Zeit Hahn (1870 und 1872) die im Donatkommentar notierten Figuren und Vitia orationis zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung gemacht hatte, um dadurch einiges Licht in die dunkele Entstehungsgeschichte unserer Scholienmasse zu bringen, so unterzieht Smith diejenigen Scholien einer besonderen Betrachtung, in denen ein ἀρχαϊσμός bei Terenz konstatiert wird. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die meisten dieser Anmerkungen zutreffend seien und wohl aus Donats Kommentare stammten (8 Stellen werden ausgenommen), über den er weniger pessimistisch denkt als Hahn. Seine Zusammenstellung enthält manchen nützlichen Hinweis auf Parallelstellen bei anderen Autoren; gelegentlich wird auch auf spätere Zusätze zum ursprünglichen Kommentare aufmerksam gemacht.

Mit einer bestimmten Gruppe von Scholien beschäftigt sich auch Kauer. Er vergleicht die Angaben unseres Kommentars über distinctio, subdistinctio und dergl. mit der von ihm im Bembinus nachgewiesenen Interpunktion, die mit jenen vielfach übereinstimmt. Im Kommentar wird bei dieser Gelegenheit zweimal Probus genannt, Andr. IV, 3, 5 und Eun. I 1, 1; an der ersten Stelle fehlt der Bembinus, an der zweiten hat er genau dieselbe Interpunktion, die im Kommentar auf Probus zurückgeführt wird. Kauer schließt daraus, daß die Interpunktion des Joviales im Bembinus, wie schon ihre Prüfung an sich nahelegt, auf gute, alte Quellen, vielleicht den Kommentar des Probus, zurückgehe. Umgekehrt läßt sich aus der Übereinstimmung mit den

Angaben der Scholien für letztere der Schluß ziehen, daß sie ebenfalls auf alter, guter Überlieferung beruhen und somit wahrscheinlich dem echten Donatkommentar angehören. Auf diesem Wege wäre eine neue Hülfe für die Sonderung der Scholienmasse gewonnen.

Ein paar textkritische Bemerkungen giebt Sabbadini in No. 7; auch die Abhandlung von Weinberger (No. 5) fördert mannigfach das Verständnis des Textes und seine Emendation.

b) Euanthius.

(Ältere Litteratur: H. Usener, Vier lateinische Grammatiker. Rh. M. Ph. XXIII (1868) 490—507, bes. 493 ff. — A. Teuber, Progr. Eberswalde 1881, s. unter a. — E. Scheidemantel, Quaestiones Euanthianae. Diss. Leipzig 1883. — Fr. Leo im Rh. M. Ph. XXVIII (1883) 317—47, s. u. a.)

1. R. Sabbadini, Il commento di Donato a Terenzio. St. I. F. II (1894) 1—130.

2. P. Rabbow, De Donati comento in Terentium (vergl. a) 1897, 314 ff.

3. E. Smutny, De scholiorum Terentianorum, quae sub Donati nomine feruntur, auctoribus et fontibus quaestiones selectae. Diss. philol. Vindob. VI (1898) 93—137.

4. P. Wessner, Untersuchungen zur lateinischen Scholienlitteratur. Festschr. z. 45. Philol.-Vers., Bremerhaven 1899.

Rufinus zitiert Gr. L. VI 554 zwei Stellen aus 'Euanthius in commentario Terentii', die sich wörtlich und in derselben Reihenfolge in der Einleitung des überlieferten Donatkommentars wiederfinden. Daraus hat Lindenbrog und nach ihm Schopen den Schluß gezogen, daß der erste Teil dieser Einleitung, der die zitierten Stellen enthält, nicht von Donat, sondern von Euanthius, seinem älteren Zeitgenossen, herrühre und aus dessen von Rufinus bezeugtem Terenzkommentare stamme. Da nun nachweislich die unter Donats Namen gehende Scholienmasse aus mehreren Kommentaren zusammengefügt ist, so lag der Schluß nahe, daß einer davon der des Euanthius gewesen sei. Usener hat zuerst einige Gesichtspunkte aufgestellt, nach denen vielleicht das Eigentum des Euanthius von dem des Donatus zu scheiden wäre; dann hat Scheidemantel sich eingehend mit der Euanthiusfrage beschäftigt. Ein paar Verweisungen in den Praefationes zu den einzelnen Komödien auf die vorangehende Einleitung, sowie zahlreiche Übereinstimmungen zwischen dieser und letzteren führten ihn dazu, die Vorreden dem Euanthius zuzuweisen (einige Bedenken wurden durch Annahme von Interpolation beseitigt); ferner entsprechen gewisse Scholien hin-

sichtlich ihrer kritischen und ästhetischen Tendenz den Angaben der Einleitung wie der Vorreden und wurden daher ebenfalls dem Euanthiuskommentare zugesprochen; endlich wurden andere verwandte Scholien und Scholiengruppen angereiht.

Die Existenz eines solchen Euanthiuskommentars, wie ihn Scheidemantel teilweise zu rekonstruieren versucht, hatte Teuber bezweifelt. Er war umgekehrt von den Praefationes ausgegangen, die er für Donat in Anspruch nahm, und war bezüglich der Einleitung zu folgendem Resultate gelangt: Es sind drei Traktate zu unterscheiden; der erste ist eine Kompilation des 5. Jhdts., hergestellt mit Benutzung einer von Donat herrührenden Einleitung 'de comoedia', die im dritten Traktat (Anf. 'Fabula generale nomen est') fragmentarisch erhalten ist, sowie mit Benutzung einer Abhandlung des Euanthius 'de fabula' und anderer Quellen; der mittlere Traktat sei unbekannten Ursprungs. Diese Aufstellungen Teubers sind von Leo (326 ff.) und Scheidemantel (7 ff.) zurückgewiesen worden (vgl. auch Weinberger W. St. XIV 122 m. Anm. 4). Dann hat wiederum Sabbadini die Existenz eines Euanthiuskommentars geleugnet und versucht über das Zeugnis des Rufinus durch die Erklärung hinwegzukommen, mit dem Ausdrucke 'in commentario Terentii' sei der Terenzkommentar κατ' ἐξοχήν, nämlich der des Donatus gemeint, in dem ein paar Stellen aus einer Abhandlung des Euanthius 'de fabula' Aufnahme gefunden hätten (S. 16). Daß diese Hypothese unhaltbar ist, habe ich in B. ph. W. 1895, 430 ff. dargethan.

Eine ausführliche Erörterung der Euanthiusfrage findet sich sodann bei Smutny, der zwischen Teuber und Scheidemantel eine vermittelnde Stellung einnimmt. Nach ihm sind die Praefationes von Donat, ebenso der dritte Teil der Einleitung, dieser aber nicht direkt von ihm herrührend. Der erste Teil gehört dem Euanthius, doch ist der letzte Abschnitt ('Illud vero tenendum est . . .') dem mittleren Teil, einer losen Kompilation, zuzuweisen; damit fallen die Beziehungen zwischen Euanthius und den Vorreden weg. Bei letzteren sind, wie schon die äußere Form zeigt, zwei Gruppen zu unterscheiden: Andria Hecyra Phormio und Eunuchus Adelphoe. Dieselbe Wahrnehmung hat unabhängig Rabbow gemacht und dargelegt, daß wir es bei den beiden letzteren und zum Teil auch bei der zur Andria mit Überarbeitungen zu thun haben zu dem Zwecke, die Angaben der Praefationes mit denen der Einleitung über die Komödie in Einklang zu bringen. Sonach fallen die Übereinstimmungen, von denen Scheidemantel ausging, für die Beweisführung weg.

Mit Recht betont nun Smutny, daß an dem Zeugnis des Rufinus und an der Autorschaft des Euanthius für den ersten Traktat festzuhalten sei. Aber dann erhebt sich die Frage, wie dieser Traktat in

unseren Kommentar gelangt ist. Smutny sieht darin, wenn ich ihn recht verstehe, gleichwie in den von ihm (allerdings mit unzureichender Begründung) angenommenen Euanthiusscholien spätere Zusätze zum Kommentar des Donatus; Rabbow hält die überlieferte Scholienmasse für die Kompilation zweier Exzerpte eines ursprünglichen Kommentars, die eine Zeitlang ihre besonderen Schicksale gehabt haben, und stellt den Euanthiustraktat in Parallele zum Reste der Einleitung. Folgen wir Smutny, so müssen wir in der zweiten Hälfte der Einleitung die des Donat suchen, was bei dem bunten Durcheinander der verschiedenartigsten Notizen wenig glaublich erscheint. Aber auch bei Rabbows Annahme fehlt es nicht an Bedenken; denn selbst wenn wir den letzten Abschnitt des ersten Traktats ('Illud vero' etc.) gegen Smutnys Ansicht dem Euanthius mit zuweisen, sind der Übereinstimmungen viel zu wenig, der Verschiedenheiten zu viele, um im zweiten Traktat eine Parallelrezension zur Abhandlung des Euanthius, an dessen Urheberschaft Rabbow nicht zweifelt, erblicken zu können. Eine Lösung der schwierigen Frage habe ich im ersten Kapitel meiner 'Untersuchungen etc.' versucht durch die Annahme, daß Donat bereits den Kommentar seines älteren Kollegen benutzt habe. Wie er die Vita dem Sueton (oder vielleicht schon einem älteren Kommentare) entlehnte, so auch die Einleitung über die Komödie dem Euanthius. Bei der Übertragung seines Werkes auf die Ränder einer Terenzhs ging wohl das Gefüge des eigentlichen Kommentars auseinander (zum Schaden der Vollständigkeit), die beiden zusammenhängenden Stücke an der Spitze aber, Vita und Einleitung, blieben geschlossen und intakt. Des weiteren wurden freie Exzerpte seines Kommentars in eine andere Terenzhs übertragen und dort durch Anmerkungen fremden Ursprungs (darunter die rhetorischen Scholien aus Eugraphius) allmählich erweitert; Vita und Einleitung wurden natürlich nicht mitexzerpiert, wohl aber, wie es scheint, allerhand Nachrichten über die Komödie an der Spitze der Exzerptenhs zusammengetragen. Der Kompilator vereinigte beide Scholiensammlungen, die unter Donats Namen gingen, wobei er Vita und Einleitung der einen voranstellte und dann die diversen Notizen der anderen, so wie er sie vorfand, anhängte; zugleich überarbeitete er, soweit es ihm nötig erschien, die Praefationes, um sie mit der Einleitung in Übereinstimmung zu bringen.

Wenn diese Lösung richtig ist, was sich freilich nicht mit absoluter Sicherheit beweisen läßt, so entgehen wir den Schwierigkeiten, die bei den früheren Hypothesen bestehen blieben, müssen aber auch mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit rechnen, daß Donat den Kommentar des Euanthius sonst noch benutzt hat. Da er aber seine Gewährsmänner meist nur mit 'quidam', 'sunt qui' u. ä. einführt, wird es kaum möglich sein, die Euanthiusscholien jetzt noch bestimmt heraus-

zufinden. Daß die Exzerpte über die Komödie (der zweite Teil der Einleitung) sich gelegentlich mit Euanthius berühren, wird aus der Benutzung gleicher Quellen zu erklären sein.

Rabbow (vgl. oben S. 180) legt dar, dass Euanthius seinen Vergleich zwischen Terenz und den anderen Komikern, bes. Plautus, nach griechischem Muster ausgearbeitet habe, indem er Plutarchs σύγκρισις Ἀριστοφάνους καὶ Μενάνδρου daneben hält. — Die Angaben des E. über Ursprung und Entwickelung der Komödie werden mehrfach berücksichtigt von G. L. Hendrickson, The Dramatic Satura and the Old Comedy at Rome, A. J. Ph. XV (1894) 14 ff (vgl. auch das. XIX 303) und von G. Kaibel, Die Prolegomena περὶ κωμῳδίας, Abh. Gö. Ges. n. F. II 4 (1898) Seite 44 ff. — Eine neue Bearbeitung der Einleitungen, die gleich den Praefationes früher von Reifferscheid gesondert herausgegeben waren (Ind. schol. Breslau 1874 u. 75), giebt Fr. Leo in Kaibels Fragm. com. Graec. I 62—71.

c) Eugraphius.

(Ältere Litteratur: L. Schopen, Über die Pariser Handschriften des Eugraphius. Gymn.-Progr. Bonn 1852. — H. Gerstenberg, De Eugraphio Terentii interprete. Diss. Jena 1886.)

1. K. Dziatzko, Zu Terenz im Mittelalter. N. J. Ph. P. CXLIX (1894) 472 ff.

2. R. Sabbadini, Biografi e commentatori di Terenzio. St. I. F. V (1897) 289—327.

3. P. Wessner, Untersuchungen zur latein. Scholienlitteratur. Bremerhaven 1899.

Den Namen des Eugraphius (in den Hss öfter Eografius) trägt ein vorwiegend rhetorischer Kommentar zu sämtlichen Komödien des Terenz, von dem noch keine vollständige und zuverlässige Ausgabe existiert. Eine solche war von Schopen geplant und in dem Bonner Programm von 1852 angekündigt, doch kam die Absicht nicht zur Ausführung. So war Gerstenberg für seine Untersuchungen genötigt, auf die Hss zurückzugehen, von denen er einige selbst in Augenschein genommen hat, während er sich bei anderen auf fremde Mitteilungen verlassen mußte; ein paar Hss blieben ihm unbekannt. Gerstenbergs Arbeit ist in vielfacher Hinsicht grundlegend. Er stellte zunächst fest, daß der Kommentar in zwei mitunter erheblich voneinander abweichenden Fassungen überliefert ist, und erläuterte ihr Verhältnis an einigen Proben; dann untersuchte er die Quellen des Kommentars, wobei die Beziehungen zu Donat besondere Berücksichtigung fanden, und suchte endlich die Lebenszeit des Autors (ungefähr Mitte des 6. Jhdts.) zu ermitteln. Über das Verhältnis der beiden Redaktionen kam G. zu dem Ergebnis,

daß keine den echten Eugraphiuskommentar darstelle, daß aber die eine (A) demselben näher stehe als die andere (B), die eine planmäßige Bearbeitung erfahren habe.

Ob die Aufstellungen G.s sich in allen Punkten halten lassen, erscheint mir nach genauer Kenntnis des gesamten handschriftlichen Materials, das übrigens nicht sehr umfangreich ist (vgl. demnächst den Artikel bei Pauly-Wissowa), etwas zweifelhaft; namentlich dürften sich die Beziehungen der beiden Redaktionen etwas anders gestalten, als G. angenommen hat, doch ist darüber vorläufig noch kein abschließendes Urteil möglich.

Im dritten Kapitel meiner 'Untersuchungen' habe ich über die Hss und ihr Verhältnis zu einander berichtet; ich kann dem dort Gesagten noch hinzufügen, daß die Hs von Laon 467 thatsächlich, wie ich vermutete, den Eugraphiuskommentar enthält und zwar in der Redaktion B. Sie steht, wie die Kollation ergeben hat, gegen den Sangallensis (ebenfalls s. XV) und geht meist mit dem Leidensis 34 s. X.

In einer Hs der A-Redaktion (Paris. 16235) folgt auf die Überschrift 'Incipit commentum eografii in comediis terencii' die Terenzvita mit dem Anfang 'Terentius comicus genere' und dem Schlusse 'sed humilis servatur in comoediis'; dann folgt 'Incipit andriae prologus' und darauf die Einleitung des Kommentars 'Cum omnes poetae'. Daraus folgerte Dziatzko (472—3), daß jene Vita ursprünglich zum Eugraphiuskommentar gehöre; eine gewisse Bestätigung fand er darin, daß sie auch in einem Oxon. Bodl. (F VI 27) demselben Kommentar voraufginge. Das letzte ist indessen nicht zutreffend, denn wie mir Lindsay gütigst mitteilte, enthält die betreffende Hs gar nicht den Eugraphius, sondern einen anderen Kommentar, dem mit hellerer Tinte ein paar Eugraphiusscholien zur Andria beigeschrieben sind. Wahrscheinlich ist der Kommentar derselbe, den Bruns (1811) aus einem Hallenser Kodex veröffentlicht hat. Dort geht dieselbe Vita voraus, wie in der Pariser Eugraphiushs; während sie aber hier mit dem Horazvers (A. p. 94) schließt (es kommt nur noch die Bemerkung über die tres characteres), folgt im Hallenser Kommentar (ebenso im Paris. 7900 und 7901 und in einem Oxon. bei Westerhov I p. XXXIII) eine Aufzählung der Terenzischen Komödien und dann eine Einleitung zur Andria (Anfang des Arguments 'Bello exorto Athenis Chremes'). Da nun die Vita, mit dieser Einleitung verbunden, sich in zahlreichen Hss vor einem anderen Kommentare findet, sonst aber kein Eugraphiuskodex die Vita enthält, so ist es von vornherein ganz unwahrscheinlich, daß sie von Eugraphius stammt, eine Annahme, gegen die sich aus anderen Gründen auch Sabbadini (312 f.) ausgesprochen hat (vgl. Rabbow 337 f.). Nun hat außerdem die Einleitung bei Bruns am Schlusse eine Angabe, die ziem-

lich genau dem letzten Eugraphiusscholion zur Andria in der Redaktion A entspricht; deshalb hatte auch schon Bruns die Vita seiner Hallenser Hs dem Eugraphius zuteilen wollen. Allein es liegt näher anzunehmen, daß wie an anderen Stellen so auch hier der Verfasser jenes Kommentars den Eugraphius benutzt hat; z. B. stimmt das Hallenser Scholion zu Andr. III 4, 14 fast wörtlich mit Eugraphius überein (vgl. Sabbadini St. I. F. II 36—37). Wir dürfen somit als sicher annehmen, daß Eugraphius keine Terenzvita verfaßt hat; einige andere Gründe s. in B. ph. W. 1898, 361.

d) Bembinus-Scholien.

(Ältere Litteratur: L. Schopen, Unedierte Scholien zum Terenz. Gymn.-Progr. Bonn 1832. — F. Umpfenbach, Die Scholien des Codex Bembinus zum Terentius. Hermes II (1867) 337—402. — W. Studemund, Über die Editio princeps der Terenzscholien des Codex Bembinus. N. J. Ph. P. 1868, 546—71; 1882, 51—63. — H. Gerstenberg, De Eugraphio Terentii interprete. Diss. Jena 1886; bes. S. 107 ff.)

1. R. Sabbadini, Il commento di Donato a Terenzio. St. I. F. II (1894) 20 ff.

2. R. Kauer, Zum Bembinus des Terenz. W. St. 1898, 252—76.

Der Bembinus des Terenz trägt auf seinen Rändern eine beträchtliche Anzahl Scholien zu Andria (von IV 5, 8 an), Eun., Heaut. (bis III 2, 39), Phormio und Adelphoe. Auszüge daraus hatte P. Victorius in eine Terenzausgabe (Mailand 1476) eingetragen, die sich jetzt in München befindet; diese Auszüge veröffentlichte Schopen 1832. Eine Gesamtausgabe besitzen wir erst durch Umpfenbach, dieselbe ist jedoch, wie die Nachträge Studemunds zeigen, ungenügend. Die Schuld daran trägt freilich in der Hauptsache der Zustand der Hs; die Scholien sind zum Teil abgegriffen, zum Teil durch starkes Beschneiden der Ränder verstümmelt. Immerhin wird durch eine neue eingehende Prüfung, die sehr zu wünschen ist, unter Heranziehung der von Umpfenbach nicht gehörig gewürdigten Abschriften (in Terenzausgaben zu Florenz und Mailand, s. Studemund 1868, 546 f.) noch manche Lücke ergänzt und mancher Fehler der Editio princeps berichtigt werden können.

Umpfenbach (S. 338) hielt den Schreiber der Scholien für um drei Jahrhunderte jünger als den des Textes (s. IV/V), ein Ansatz, den schon Studemund (1868, 549) bezweifelte; er rückte die beiden Schreiber näher zusammen. Nach Zangemeister-Wattenbach und v. Sickel gehören aber die Scholien schon ins 6. Jhdt., sowohl die der älteren als auch die einer jüngeren Hand (letztere im Eunuchus und Phormio, aber nicht immer mit Sicherheit zu scheiden), die auch beide nach Studemunds Urteil nicht weit auseinanderliegen. Vgl. Kauer 255 ff. Diese Datie-

rung ist insofern von Wichtigkeit, als sich daraus ein Anhaltspunkt für die Entstehungsart des überlieferten Donatkommentars gewinnen läßt. Dieser ist nämlich im Eun. und Phormio (Scholien der jüngeren Hand) reichlich benutzt, dort freier, hier in engerem Anschluß (s. Sabbadini 22). Zum Heautont. finden sich im Bembinus zahlreiche Scholien, die sich in unserem Donatkommentar, in dem der Heautont. fehlt, nachweisen lassen (Gerstenberg 110). Darin liegt ein Hinweis darauf, daß der Bembinusscholiast in seinem Donatkommentar den Heaut. nicht mehr vorfand (daher entnahm er gleichwie viel später Calphurnius seine Scholien den anderen Teilen des Kommentars); dieser wird aber sicher erst nach der Kompilation der beiden Scholienmassen verloren gegangen sein, die demnach spätestens im 6. Jhdt. stattfand. Ferner stellte Gerstenberg eine doppelte Beziehung zwischen Donat und Eugraphius fest: Eugraphius selbst habe die noch nicht vereinigten Scholienmassen einschließlich des zum Heaut. gehörigen Teiles benutzt, andererseits seien zahlreiche rhetorische Scholien aus Eugraphius in die Kompilation mit aufgenommen worden, sodaß diese nach Eugraphius, den G. in die Mitte des 6. Jhdts. setzt, erfolgt wäre. Die ganze Frage muß, wenn erst die Ausgaben vorliegen, noch einmal im Zusammenhange untersucht werden.

e) Sonstige Scholien und Kommentare.

1. Scholia Terentiana coll. et disp. Fr. Schlee. Leipzig 1893.

2. E. Wölfflin, Die neuen Scholien zu Terenz. A. L. L. VIII (1893) 413—20.

3. R. Sabbadini, Il commento di Donato a Terenzio. St. I. F. II (1894) 20 ff.

4. K. Dziatzko, Zu Terenz im Mittelalter. N. J. Ph. P. CXLIX (1894) 472 ff.

5. R. Sabbadini, Biografi e commentatori di Terenzio. St. I. F. V (1897) 289—327.

6. P. Rabbow, De Donati commento in Terentium etc. N. J. Ph. P. CLV (1897) 337 f.

7. M. Warren, Unpublished Scholia from the Vaticanus (*C*) of Terence. H. St. XII 125—136.

Unter den Scholien der älteren Terenzhss (ausschließlich des Bembinus) finden sich zahlreiche Auszüge aus Donat (im Victor. *D* zu Andria und Eun., im Riccard. *E* zu Hec. und Phormio, im Vatic. *C* und Paris. *P* zu Andria, im letzteren auch zur Einleitung; Ausgaben: Umpfenbach, Terenz praef. XX ff., Sabbadini St. I. F. II 24 ff., Schlee 67 ff.), ferner aus Servius und Priscian und einige aus Eugraphius, Festus, Porphyrio und Isidor (bei Schlee 53 ff.). Neben diesen Exzerpten,

die großenteils mit einem Ursprungsvermerk versehen sind (secundum Donatum u. ä.), stehen nun eine Masse Scholien, die zu einem oder mehreren späteren Kommentaren gehören. Aufklärung über diese wie über die zugehörigen Viten und Einleitungen verdanken wir Sabbadini, Dziatzko und Schlee, über deren Resultate folgende Übersicht orientieren soll.

α) Commentarius antiquior, von Schlee aus dem Monac. 14420 s. XI, der nur den Kommentar enthält, veröffentlicht (aber nicht vollständig, s. Dziatzko 469). Dieser Monac. ist Abschrift einer älteren Scholienhs. Der Kommentar stand frühzeitig oder wohl von vornherein in engster Beziehung zum Text der δ-Klasse der Terenzhss, in deren Vertretern (*D G E F*) sich zahlreiche Exzerpte von erster oder wenigstens gleichzeitiger Hand finden, während solche in den Vertretern der γ-Klasse erst später eingetragen worden sind. Der Monac. und diese Exzerpte, durch *D* schon für das 9. Jhdt. bezeugt, gehen zurück auf einen älteren Kommentar, der eine reichliche Texterklärung und kurze Einleitungen zu den einzelnen Scenen, ferner die Terenzvita mit dem Anfange 'Terentius comicus genere quidem extitit Afer' und wohl auch noch eine Einleitung über die Komödie enthielt und in den zahlreiche, aus den älteren Scholiensammlungen (Donat, Bembinus) geflossene Terenzscholien und -glossen aufgenommen waren. Auf diesen älteren Kommentar, der wie leicht erklärlich im Laufe der Zeit manche Veränderung erfuhr (bes. Zusätze; viell. gehören die aus Eugraphius hierher), geht gewiß auch der von Bruns 1811 aus einer Hallenser Hs veröffentlichte Kommentar zurück, der dieselbe Vita an der Spitze trägt. Die Übereinstimmung mit dem Comm. ant. bei Schlee ist zwar keine vollständige, immerhin aber — und gerade an entscheidenden Stellen — so groß, daß man den engen Zusammenhang für gesichert halten darf. Dafür spricht auch das Argumentum zur Andria, von dem ein Rest im Monac. steht (Dziatzko 470); es ist dasselbe wie im Riccard. *E* (jüngere Blätter), von Schlee fälschlich dem Comm. recentior (172, 16—173, 15) eingereiht, und beginnt 'Orto bello Athenis cum Chremes'. Ein Vergleich mit dem Argument bei Bruns I 5—7 'Bello exorto Athenis Chremes' zeigt, daß beide in engster Beziehung zu einander stehen. Wir dürfen somit wohl annehmen, daß uns zwei Redaktionen eines älteren Terenzkommentars erhalten sind: die — vielleicht ursprünglichere — des Monac. und der δ-Hss und die des Commentum Brunsianum. Über den Verfasser wissen wir so gut wie nichts; Wölfflins Vermutung betr. Pompeius, den Erklärer des Donat, ist durch Dziatzko S. 477 erledigt.

Was oben über die enge Verwandtschaft zwischen Schlees Comm. ant. und den Hallenser Scholien gesagt wurde, findet auch seine

Bestätigung durch die neueste Publikation von M. Warren (No. 7), die Scholien des Vatic. C des Terenz zu Hec. V 4 und Phormio, von denen sich nur ein Teil bei Schlee findet. Was Warren darüber hinaus veröffentlicht, steht fast alles bei Bruns zu lesen, einiges hat der Vaticanus mehr, dafür aber sehr vieles nicht, was die Handschrift von Halle bietet. Da beide Sammlungen von Scholien, oder richtiger Glossen, voneinander unabhängig sind, läßt sich öfter die eine aus der anderen ergänzen oder berichtigen.

β) Commentarius recentior. Proben bei Schlee 163—172, 15 aus Cod. Barberin. VIII 47 s. XIII/XIV; Sabbadini fand ihn im Cod. Riccard. 647 und nannte ihm daher früher (St. I. F. II) Expositio Riccardiana, später (St. I. F. V) einfach Expositio. Diese findet sich auch noch im Guelferbyt. 862 s. XIII.

An der Spitze steht eine Vita mit dem Beginn 'Legitur auctor iste Africanus fuisse'; im übrigen enthält der Kommentar eine Einleitung über die Komödie und eine aus Randglossen, grammatischen Werken (Diomedes), Lexicis u. a. m. kompilierte Texterklärung, in der Horaz besonders häufig angeführt wird. Die Expositio zitiert den Virgilius Grammaticus (s. VII) und wird von Papias (ca. 1063) benutzt; sie gehört wohl in die Zeit der Karolingischen Renaissance (beachtenswert die Übereinstimmung von Schlee 165, 18 ff. mit den Karoling. Scholien zu Horaz A. p. 193 ed. Zechmeister p. 22/23).

Teile dieses Kommentars finden sich in älteren Terenzausgaben unter dem Namen des Servius. Ferner geht vielleicht auf dieselbe Expositio die Angabe in einem Bibliothekskataloge von ca. 1200 'Expositio Terentii in magno rotulo', s. L. Mueller in N. J. Ph. P. XCVII 67.

Gleichen Ursprungs, wenn nicht eher aus dieser Expositio in Terentium abgeleitet, ist der Kommentar des Magister Jacobinus von Mantua s. XIII; Sabbadini nannte ihn früher Expos. Laurentiana, weil er ihn im Laur. 52, 24 fand. Daselbst lautet der Titel 'Incipiunt explanationes comoediarum Terrentii Afri civis Cartaginensis editae per excellentissimum virum magistrum . . . . .'; der Name des Autors fehlt. Es folgt 'Circa expositionem huius libri qui Terentius dicitur'. Nun fand Sabbadini im Ambros. 433 inf. s. XV fol. 5^v 'Sequentur aliqua extracta de scripto Magistri Jacobini de Mantua super Terentium. Circa expositionem huius libri etc.', ferner zahlreiche Scholien mit dem Vermerk Ja. de Ma., die in jenem Laurentianus wiederkehren; somit war der fehlende Name gewonnen. Die Zeit des Verfassers ergiebt sich aus der Anführung der Nova poetria des Geoffroi de Vinsauf (um 1200) und daraus, daß die älteste Hs (in der Kgl. Sammlung zu Kopenhagen No. 1995) dem 13. Jhdt. angehört. Die eigentliche Vita dieses Kommentars beginnt 'Auctor dicitur istius libri fuisse Terentius' (vgl.

oben die Expositio); der Kommentar selbst ist mehr eine oft weitschweifige Textparaphrase.

Zu dieser Expositio gehören die Scholien auf den jüngeren Blättern des Victorianus *D*, von denen man Proben bei Schlee 173, 16 ff. und bei Sabbadini St. I. F. II 34 ff. findet. Letzterer nahm in Übereinstimmung mit Umpfenbach (praef. XVIII) an, diese Blätter seien nur wenig jünger als der Kodex *D*, und kam dadurch in Verlegenheit, die Beziehungen zu dem erst später entstandenen Kommentar zu erklären (St. I. F. II 34 und V 320); nach Schlee Rh. M. Ph. XLVI 147 ff. sind sie aber wahrscheinlich um mehrere Jahrhunderte jünger als die übrige Hs, womit jede Schwierigkeit beseitigt ist.

Ein völlig gesichertes Urteil über diese Kommentare wird erst nach einer umfassenden Untersuchung des reichen Materials möglich sein; dabei wäre zu beachten, wie weit sich Beziehungen zu den alten Kommentaren des Donatus, des Eugraphius und im Bembinus nachweisen lassen.

II. Zu Cicero.

a) Q. Asconius Pedianus.

(Älteres: Ausgabe von A. Kießling und R. Schoell. Berlin 1885. — C. Lichtenfeldt, De Q. Asconii Pediani fontibus ac fide. Breslauer philol. Abh. II 4 1888).

A. C. Clark in Cl. R. X (1896) 301—305 legt dar, daß der Kodex X 81 der Kgl. Bibliothek zu Madrid vermutlich die Reinschrift des Apographons sei, das Poggio von der durch ihn entdeckten St. Gallener Hs angefertigt hat, vgl. Kießling-Schoell praef. XXXIV ff. — Sonst wird der Kommentar des Asconius in den Schriften über die anderen Ciceroscholien gelegentlich berücksichtigt; s. bes. unter Scholia Bobiensia.

b) Pseudo-Asconius.

Der Kommentar zu den Verrinen, den man gewöhnlich mit diesem Namen belegt (vgl. Stangl, Der sog. Gronovscholiast 20 ff.), ist bekanntlich von Poggio in derselben St. Gallener Hs gefunden worden wie der des Asconius, in dessen Ausgabe Kießling-Schoell S. 83 ff. Varianten zur Baiterschen Ausgabe (Ciceronis opera V 2, 97—213; Zürich 1833) mitteilen. Außer dem Aufsatz von Stangl im Rh. M. Ph. XXXIX (1884) 568 ff. (zur Geschichte und Kritik des Textes) und der Dissertation von A. Geßner (Zürich 1888), der an eine Bemerkung Thilos (Servius praef. XXXI) anknüpfend das Verhältnis zwischen Servius und Pseudo-Asconius untersucht (letzterer ein Schüler des ersteren), ist mir eine neuere Arbeit über diesen Kommentar nicht bekannt geworden, doch gilt von ihm ebenfalls das zuletzt über Asconius Bemerkte.

c) Scholia Bobiensia.

(Ältere Litteratur: Ausgabe von Baiter in Orellis Cicero V 2, 280 ff. — L. Ziegler, Rh. M. Ph. XXVII (1872) 420 ff. — Ders., Beiträge zur Textkritik des Scholiasta Bobiensis. Gymn.-Progr. München 1873. — Th. Stangl, Rh. M. Ph. XXXIX (1884) 231 ff.; 428 ff. — H. Gaumitz, Zu den Bobienser Ciceroscholien. Gymn.-Progr. Dresden 1884.)

1. B. Schilling, De scholiis Bobiensibus. (Diss.) Gymn.-Progr. Dresden 1892.

2. Th. Stangl, Bobiensia. Gymn.-Progr. München 1894.

3. P. Hildebrandt, De scholiis Ciceronis Bobiensibus. Diss. Berlin 1894.

4. B. Schilling } Zu den Bobienser Ciceroscholien. N.J.Ph.P.
5. H. Gaumitz } CLI (1895) 129—134.

6. Th. Stangl, Zu den Bobienser Ciceroscholien. N. J. Ph. P. CLI (1895) 784.

7. L. Ziegler, Zur Textkritik des Scholiasta Bobiensis. Hermes XXXI (1896) 19—69; 278—307.

8. Th. Stangl, Zu den Bob. Ciceroscholien. Philol. LVI (1897) 383—84.

Von diesen Veröffentlichungen befassen sich mit Textkritik No. 2, 5—8; in den übrigen werden behandelt: Charakter der Scholien, ihre Quellen und ihr Verhältnis zum Gronovscholiasten sowie zu Asconius, endlich Entstehung und Entstehungszeit. Was den ersten Punkt betrifft, so ist festgestellt, daß der Kommentar teils historische, teils rhetorisch-grammatische Anmerkungen enthält, während bei Asconius nur die erste Art vertreten ist; der ganze äußere Habitus zeigt große Ähnlichkeit mit dem Donatkommentar zu Terenz. Aus gelegentlichen Bemerkungen ist zu entnehmen, daß uns der ursprüngliche Kommentar nicht vollständig vorliegt; ein solcher aber als das Werk éines Autors wird — unbeschadet der Annahme einzelner späterer Zuthaten — wohl vorauszusetzen sein. Zitiert werden eine beträchtliche Anzahl von Autoren, römische wie griechische; reichlich benutzt sind besonders Livius und Nepos. Von diesen beiden sowie von Cicero und Sallust abgesehen, wird wohl ein erheblicher Teil der Zitate einer älteren Quelle entlehnt sein. Denn ältere Kommentare hat der Verfasser der Bobienser Scholien sicher benutzt; das ist bei der ganzen Gepflogenheit seiner Zeit ohne weiteres vorauszusetzen und läßt sich auch in verschiedenen Fällen besonders nachweisen. Viel umstritten ist die Frage, ob Asconius benutzt ist. Madvig hielt es für wohl denkbar, daß die historischen Anmerkungen aus seinem Kommentare entnommen seien, Gaumitz leugnete jede Bekanntschaft; Schilling gab eine solche zu,

hielt sie aber nur für eine oberflächliche, während Hildebrandt seine Zuflucht zur Annahme einer gemeinsamen Quelle nimmt. Dagegen wendet sich dann wieder Schilling (No. 4), indem er unter anderem darauf hinweist, daß der Autor des Kommentars von Bobbio geflissentlich seine Quellen verheimlicht, wie z. B. Livius und Nepos; daher sei es nicht zu verwundern, wenn er sich durch Änderungen und sonstige Mittel den Anschein zu geben suche, als sei er von dem allgemein bekannten Kommentar des Asconius unabhängig. Von den Beziehungen zu den Gronovscholien wird unten noch die Rede sein.

Die Entstehung des Kommentars denkt sich Hildebrandt folgendermaßen: Gegen Ende des 1. nachchristl. Jahrhunderts wurde ein Kommentar zu Ciceronischen Reden verfaßt, der gleich dem des Asconius rein historisch war und z. T. schon auf anderen Kommentaren beruhte. Diesen benutzte im 2. Jhdt. ein 'magister eloquentiae' als Grundlage für seinen nunmehr historisch-rhetorischen Kommentar, der sich auf alle Reden (diese in chronologischer Reihenfolge) erstreckte. Derselbe bildete wieder den Grundstock für einen anderen, der im 4. Jhdt. entstand und denselben Charakter trug wie beispielsweise der des Donat zu Terenz; sein Umfang läßt sich nicht sicher bestimmen. Exzerpte daraus sind unsere Bobienser Scholien.

Diese Aufstellung ist, wie Schilling hervorhebt, reichlich kompliziert; die Annahme eines rein historischen Kommentars neben dem des Asconius schwebt ganz in der Luft, wohingegen eine Erklärung Ciceronischer Reden durch einen Rhetor der Frontozeit ganz wahrscheinlich ist. Ob aber zwischen diesem rhetorisch-historischen Kommentar und den Exzerpten des Palimpsestes noch ein Mittelglied aus dem 4. Jhdt. anzusetzen ist, erscheint einigermaßen fraglich (Stangl 'Gronovscholiast' setzt die Bobienser Scholien ums J. 300 an).

d) Gronovscholien.

1. G. Goetz, Zu dem Gronovscholiasten des Cicero. N. J. Ph. P. CXLIII (1891) 429—32.

2. G. Landgraf, Naevius, Apuleius, Ciceroscholien in Glossaren. A. L. L. IX (1894) 176.

3. Th. Stangl, Zu den Gronovschen Cicero-Scholien. N. J. Ph. P. CLI (1895) 224.

Über die Gronovscholien besitzen wir eine treffliche Monographie von

Th. Stangl, Der sogen. Gronovscholiast zu elf ciceronischen Reden. Leipzig-Prag 1884. (Teil I = Münchener Hab.-Schr. 1883.)

Derselbe unterschied vier Teile:

Schol. A = Orelli-Baiter 399, 31—405; um 450.

„ B = „ „ 382—397; um 600.

Schol. C = Orelli-Baiter 398—399, 22; um 600.
„ D = „ „ 406—444; noch jünger.

Den ersten Teil zerlegte Gaumitz (siehe die Litteratur zu c) wieder in zwei Abschnitte:

A^1 = 399, 31—402, 23 und A^2 = 402, 24—405, 29;

letzterer stehe den Bob. Scholien näher als ersterer.

Daran knüpft dann Hildebrandt (s. unter c) an; er setzt A^1 in die Zeit des Pseudo-Asconius und betrachtet ihn als Kompilation aus mehreren älteren Kommentaren, dagegen ist ihm A^2 ein Exzerpt aus den Scholia Bobiensia unter Weglassung der historischen Anmerkungen und mit Änderung der Wortstellung, die die Quelle hatte. Der Scholiast B hat nach Stangls Ermittelung den Pseudo-Asconius benutzt.

Etwas abweichend ist die Ansicht von Goetz. Die überlieferte Reihenfolge der vier Stanglschen Scholiasten ist: B A C D; scheidet man A C aus, so schließt D unmittelbar an B an und es ergiebt sich folgende Anordnung: div. in Caec., in Verr. act. I, in Catil. II—IV, pro Lig., Marc., r. Deiot., S. Roscio, de imp. Pomp. und pro Milone. Nun findet sich im Cod. Leid. Oct. 88 'ein aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetztes Glossar aus dem zehnten Jhdt., das eine Reihe offenkundiger Ciceroscholien enthält' (= Corp. Gloss. Lat. V 657, 29—659, 29). 'Was die Herkunft dieser Scholien anbetrifft, so steht fest, daß sie einem Exemplar des Scholiasta Gronovianus entnommen sind, teils wörtlich, teils in verkürzter Form mit mannigfachen kleinen Änderungen entlehnt'. Die Reihenfolge der Reden, zu denen sie gehören, ist folgende: Cat. II—IV, pro Lig., Marc., P. Roscio, de imp. Pomp., pro Milone, pro Plancio, divin. in Caec. Die Vorlage der Glossenhs hat also auch diese Reihenfolge, die durchaus sachgemäß auf einen Kommentar weist, der von den leichteren Reden zu den schwereren aufsteigt. Aus dem Glossar gewinnen wir Ergänzungen zum Schol. Gronov. bes. für den Anfang von Catil. II, die Mitte der Divinatio, den größeren Teil der Pompeiana und für die Rede pro Plancio. (S. auch C. Gl. L. V praef. XXXV.)

Von demselben Glossar spricht Landgraf (2) und bemerkt, die Glossen seien aus der Leidener Scholienhs geschöpft, als sie noch nicht so verstümmelt war wie heute.

Der Artikel von Stangl (3) enthält textkritische Bemerkungen.

Eine Gesamtausgabe der Ciceroscholien außer Asconius erwarten wir von Stangl. —

Zum Schluß sei noch auf einige Rezensionen hingewiesen. Stangl, Bobiensia, besprochen von Gaumitz B. ph. W. 1894, 1421—24, von Plasberg D. L. 1895, 364—65, von Tolkiehn W. kl. Ph. 1894, 42 ff. und von E. Thomas R. cr. 1894, 259—60; Hildebrandts Dissertation

von Stangl D. L. 1894, 1513—15 und von Tolkiehn W. kl. Ph. 1895, 117—18. Auch sei genannt L. Gurlitt in B. ph. W. 1895, 550—57, der sich eingehend mit Hildebrandts 2. Kapitel beschäftigt (über Sammlungen Ciceronischer Reden; oben nicht berücksichtigt).

III. Zu Vergil.

a) Servius und Daniel-Scholien.

1. H. Georgii, Die antike Äneiskritik aus den Scholien und anderen Quellen hergestellt. Stuttgart 1891.

2. J. L. Moore, Servius on the Tropes and Figures of Vergil. A. J. Ph. XII (1891) 157—92; 267—92.

3. W. P. Mustard, The Etymologies in the Servian Commentary to Vergil. S.-A. aus Colorado College Studies Vol. III, Colorado Springs 1892.

4. A. Moeller, Quaestiones Servianae. Diss. Kiel 1892.

5. R. Klotz, Animadversiones ad veteres Vergilii interpretes. Gymn.-Progr. Treptow a. R. 1893.

6. R. B. Steele, On the Archaisms noted by Servius in the Commentary to Vergil. A. J. Ph XV (1894) 164--94.

7. A. Haberda, Meletemata Serviana. Gymn.-Progr. Brünn 1895.

8. A. Leuschke, De metamorphoseon in scholiis Vergilianis fabulis. Diss. Marburg 1896.

9. R. B. Steele, Servius and the Scholia of Daniel. A. J. Ph. XX (1899) 272—91; 361—87. (S.-A. 1900.)

10. Trieber, Zu Servius Aen. VI 760. Hermes XXIX (1894) 124.

11. V. Thöresen, Miscell. philologica. I ad Servium. N. T. F. IV 56.

12. W. Heraeus, Zur Kritik und Erklärung der Serviusscholien. Hermes XXXIX (1899) 161—73.

13. P. v. Winterfeld, In Servium. Philol. LVIII (1899) 301—2.

An erster Stelle ist, nicht nur nach der Zeitfolge, das Buch von Georgii zu besprechen. Vergils Äneis hat bekanntlich schon gar bald die Kritik der Gelehrten herausgefordert: 'obtrectatores Vergilio numquam defuerunt' sagt die Vita. Diesen Kritikern stehen die Apologeten gegenüber, an ihrer Spitze kein geringerer als Q. Asconius Pedianus. Über die dem Dichter erteilten Rügen und die an zahlreiche Stellen seiner Schöpfung geknüpften Quaestiones, noch mehr aber über die Versuche, jene zurückzuweisen und diese zu lösen, werden wir unterrichtet teils durch den Kommentar des Servius mit seinen Zusätzen und die Veroneser Scholien, teils durch Gellius und Macrobius. Da nun je später ein Kommentar entstanden ist, desto mehr der apologetische

Charakter hervorzutreten pflegt, so finden wir bei Servius nur verhältnismäßig wenig Stellen, wo die Kritik älterer Gelehrter noch offen zu Tage liegt. Um so wertvoller sind daher die übrigen Quellen, die uns eine große Zahl von Kritiken mitteilen. Vergleicht man diese mit den entsprechenden Stellen bei Servius, so stellt sich die auffällige Thatsache heraus, daß einem Tadel der anderen Quellen bei diesem fast regelmäßig ein Lob des Dichters gegenübersteht, am häufigsten eingeleitet durch 'bene'. Da nun der ursächliche Zusammenhang dieser Belobigungen mit einem anderwärts erhobenen Tadel in zahlreichen Fällen nachweisbar ist, so wird nach Georgiis Folgerung zum mindesten gestattet sein, auch an solchen Stellen, wo der Dichter ohne recht ersichtlichen Grund gelobt wird, als Anlaß dazu eine Kritik zu vermuten. Hiermit ist die Grundlage und die Methode für Georgiis Untersuchung angedeutet; an ungefähr 1200 Stellen hat er auf diese Weise die Spuren älterer Kritik aufgedeckt und damit nicht nur die Natur des Serviuskommentars in ein helles Licht gerückt, sondern auch ein deutliches Bild von der Thätigkeit der alten Kritiker entrollt. Zwar will es mir scheinen, als ob Georgii manchmal bei seiner scharfsinnigen Untersuchung zuviel herausholt: Die mehrfach vorkommende Behauptung, daß 'bene' (bei Servius 689 mal) in der Scholiastensprache stets einen verteidigenden Charakter habe, während der lobenden Hervorhebung nur andere Ausdrücke dienten, erscheint mir als zu weitgehend; bei Servius wird man ja in jener Formel in der Regel die Abwehr einer Kritik erkennen dürfen, aber dies auf andere Kommentare ohne weiteres zu übertragen, halte ich für nicht unbedenklich. Doch davon abgesehen ist die allseitige Anerkennung, die das Buch gefunden hat, wohl berechtigt.

Georgiis Verdienst besteht ferner aber auch darin, daß er die Serviusfrage zwar nicht löst — denn das ist schon durch Thilo und Thomas geschehen —, wohl aber die von den letztgenannten gegebene Lösung in mehrfacher Hinsicht befestigt und verstärkt. Es geschieht dies in einem umfangreichen Kapitel der Einleitung sowie an vielen einzelnen Stellen der Untersuchung. Der in den Hss unter des Servius Namen überlieferte Vergilkommentar ist das echte, einheitliche und im ganzen vollständige Werk dieses Grammatikers, dem die Ergebnisse früherer Forschung in der Hauptsache durch Urbanus und Aelius Donatus vermittelt wurden. Dagegen ist der sogen. Danielsche Servius eine durch 'notae aliorum' vermehrte Ausgabe des echten Servius, von einem unbekannten Autor, der etwa im 7. Jhdt. und vielleicht in Spanien lebte. Dieser benutzte einen älteren apologetischen Sammelkommentar (des Velius Longus?); auf gleiche Quellen gehen zurück die Veroneser Scholien und Macrobius, woraus sich die vielfache Übereinstimmung erklärt. Außer dieser Hauptquelle dürfte, wie schon Thilo hervorgehoben

hat, der Verfasser der Danielscholien noch den Isidorus, einen Mythographen und vielleicht ein Glossenwerk benutzt haben. Sein Kommentar ist nirgends geschlossen, sondern beliebiger Erweiterung fähig; die oft in edelstem Latein gehaltenen Exzerpte aus älterer Quelle heben sich aufs grellste von der eigenen Ausdrucksweise des Redaktors ab. Auf manche interessante Einzelheit, die Georgii noch vorführt, einzugehen muß ich mir leider versagen.

Reiches Material zu derselben Frage haben auch die beiden Amerikaner Moore und Steele gesammelt. Jener stellt die bei Servius und in den Danielscholien genannten Tropen und Figuren zusammen und hebt S. 291 eine Anzahl Unterschiede zwischen den beiden Kommentaren hervor, vergleicht außerdem in einer Tabelle damit andere Scholiasten und Grammatiker (die Angaben über Donat sind unvollständig). Steele bespricht in der ersten Arbeit (1894) die Scholien beider Kommentare, in denen ein Archaismus bei Vergil konstatiert wird, wobei sich wieder Unterschiede ergeben (s. bes. die Tabelle S. 166), während er in der anderen Abhandlung (1899) den Sprachgebrauch beider Scholiensammlungen zum Gegenstand seiner Untersuchung macht. Durch zahlenmäßige Feststellung giebt er ein besonders deutliches Bild von dem verschiedenen Charakter des Serviuskommentars und der späteren Bearbeitung. „Da beide denselben Gegenstand behandeln, so ist eine gewisse Übereinstimmung im Wortschatz nicht auffällig; aber daneben stehen so zahlreiche durchgreifende Verschiedenheiten, daß man sie nur durch die Annahme verschiedener Autoren erklären kann“ (273). „Der Kommentar des Servius lag fertig vor, als die ‘Scholien’ geschrieben wurden“ (386).

Einen weiteren Beitrag zur Serviusfrage würde auch die Arbeit von Mustard geliefert haben, wenn der Verfasser, abgesehen von seiner sonderbaren Gruppierung des Stoffes, nicht den Fehler begangen hätte, nur mangelhaft oder gar nicht die beiden Kommentare zu scheiden; vgl. darüber R. Klotz in B. ph. W. 1892, 1202—4.

A. Moeller beschäftigt sich in seiner Dissertation 1. mit dem Verfasser des ‘commentarius amplior’ und 2. mit dem Verhältnis zwischen der ‘brevior et plenior recensio Serviani commentarii’. Wie schon diese Ausdrücke zeigen, bekennt er sich zu der nach anderen von Ribbeck vertretenen Auffassung, daß die beiden überlieferten Kommentare auf einen vollständigen echten Urservius zurückgingen. Seine Ansicht spricht er am Schlusse (S. 51) dahin aus ‘pleniorem Servium aut exemplar archetypum cum amplius tum planius breviore Servio servasse aut fontem atque auctorem commentarii ab illo decurtati fuisse’, wobei er dem letzteren den Vorzug giebt. Über die Person seines ‘Servius plenior’ stellt er fest, er habe ungefähr um die Wende des 3. und

4. Jhdts. gelebt (S. 12), sei Heide gewesen (S. 17) und Römer, 'quippe qui peritum se praebeat linguae latinae' (! S. 20), er kenne Rom und Umgegend und liebe es, seemännische Ausdrücke und Dinge zu berücksichtigen, habe also wohl an der Küste gewohnt oder sei gar selbst ein 'nauta' gewesen (! S. 21).

Trotz mancher nützlichen Bemerkung ist die Beweisführung als mißlungen zu betrachten; Moeller greift mehrmals zu Textänderungen, um seine Ansicht zu stützen, und zieht die verwandte Litteratur nicht in erforderlichem Maße in betracht, woraus sich denn auch eine so schiefe Behauptung erklärt, wie sie der letzte Satz der Dissertation enthält. Somit kann die Arbeit im ganzen nur als verfehlt bezeichnet werden (vgl. auch Bu. J. 1898, 71!).

Recht schwach ist auch das Ergebnis von Haberdas Meletemata. Er will durch Untersuchung des Sprachgebrauchs das Vaterland des Servius bestimmen und kommt zu dem Resultat (S. 20) 'Servii usum loquendi speciem Africitatis prae se ferre, ita ut veri sit simillimum Servium ipsum Africa usum esse patria' (so schon Thielmann und Cramer im A. L. L. II 180 und VI 354); H. muß aber selber zugeben, daß die Spuren der Africitas im Vergleich zum Umfang des Werkes recht geringfügig sind. Endlich stellt sich Haberda ganz auf Moellers Seite mit der Schlußbehauptung, die Sprache des Servius und der Danielscholien sei dieselbe (als einziges Beispiel wird S Aen. V 70 und DS Aen. II 35 angeführt), und Ribbeck habe recht: der Danielsche Kommentar sei der echte Servius, der überlieferte Servius eine Epitome aus jenem. Was diese angebliche Identität in sprachlicher Hinsicht anlangt, so sind Haberdas Behauptungen durch Steeles gründliche Untersuchung vollkommen erledigt.

Ein Anhänger der Thiloschen Ansicht ist R. Klotz, der gleich zu Eingang mit Recht erklärt, daß nach dem, was Thilo, Thomas und Georgii ausgeführt haben, die Serviusfrage als endgültig entschieden angesehen werden müsse. Eine andere Sache sei es, ob der eigentliche Serviuskommentar vollständig oder lückenhaft überliefert sei, wie Thomas (Essai sur Servius 167 ff.) angenommen hat. Daß kleine Einbußen stattgefunden haben (z. B. an der Vita), giebt auch Georgii zu (S. 17), glaubt aber nicht an Lückenhaftigkeit in größerem Umfange, und ihm tritt Klotz bei, indem er dem Servius allerhand Ungenauigkeiten nachweist, den Kommentar aber als im wesentlichen vollständig erhalten ansieht. Außer einer Anzahl Nachträge zu Thilo (betr. solche Stellen, wo Servius mit 'ut diximus' auf ein anderes Scholion verweist, bei Thilo aber die angezogene Stelle nicht notiert ist) liefert Klotz im 2. Teil seiner Abhandlung den Nachweis, daß von den Vergilerklärern Theokritscholien zu Rate gezogen worden sind.

Leuschke stellt in seiner Dissertation fest, daß die Verwandlungssagen unserer Vergilscholien aus einem älteren Vergilkommentar entnommen sind, dessen Verfasser eine griechische Metamorphosensammlung benutzte. Diese beruht auf derselben Quelle, deren sich Ovid bediente.

Auf die Dissertation von Geßner (ebenfalls Anhänger der Thiloschen Ansicht), der das Verhältnis des Pseudo-Asconius zu Servius untersucht, ist schon oben (S. 191) hingewiesen worden; auf die verschiedenen textkritischen Beiträge (No. 10—13) näher einzugehen liegt keine Veranlassung vor.

b) Aelius Donatus.

Den Vergilkommentar dieses Grammatikers bezeugen Hieronymus und Priscian; ausgiebig benutzt hat ihn Servius, wenn er auch seine Quelle meist nur da nennt, wo er gegen sie polemisiert. Erhalten sind das Vorwort (von Wölfflin im Philol. XXIV 154 aus Cod. Paris. suppl. lat. 1011 s. IX veröffentlicht), die Vergilvita und Einleitung zu den Bucolica (diese beiden in Hagens Ausgabe der Scholia Bernensia 734 ff. nach demselben Paris., dem Bern. 172 s. IX/X und dem Sangall. 862 s. X).

Die letzten beiden Stücke hatte L. Valmaggi in der R. F. XIV (1886) 1 ff. dem Donat abgesprochen, aber seine Gründe sind nicht überzeugend. Neuerdings hat G. Goetz in seiner Abhandlung über den Liber glossarum (s. unter C) 66 ff. nachgewiesen, daß zahlreiche Scholien aus Donats Vergilkommentar in das genannte Glossenwerk übergegangen sind; sie tragen meist den Vermerk 'ut Donatus'. Unter diesen befindet sich auch eine Glosse über die Characteres elocutionum, die aus der Einleitung zu den Bucolica (Hagen 742, 58) stammt; Sabbadini, der diese Beziehung anscheinend übersehen hat, wollte (St. I. F. III 339) daraus auf einen rhetorischen Traktat des Donatus schließen, Valmaggi, dem diese Glosse bei seiner Hypothese sehr störend ist, bezweifelt, ob auf die Angabe 'dicit Donatus' Gewicht zu legen sei; das Zitat könne auch aus irgend einer Ars stammen und dem Donat beigelegt sein. Nach den Darlegungen von Goetz ist eine solche Ausflucht unstatthaft.

Wie Valmaggi, so leugnet übrigens auch Sabbadini (Mus. it. di ant. class. III [1890] 367 ff.), daß die Vita und die Einleitung zu den Bucolica von unserem Donat herrührten. Er führt aus: Im Paris. 1011, und in diesem allein, ist die Vorrede erhalten und mit FL · DONATVS überschrieben, also nicht Aelius, sondern Flavius Donatus; in allen anderen Hss erscheinen die folgenden Teile anonym, in den ältesten Ausgaben entweder auch anonym oder dem Tiberius Claudius Donatus zugeschrieben. Die interpolierte Version dieser Vita, die schon im 14. Jhdt. vorhanden war, benutzte Polenton im 3. B. De scriptoribus linguae la-

tinae, verfaßt 1425; von einer Verbindung mit dem Namen des Donatus war ihm nichts bekannt. Eine solche findet sich zuerst bei Valla, De reciprocatione: 'Donati Grammatici, si modo Donati grammatici libellus est de vita Vergilii'; diese Schrift ist aus dem J. 1449. (Vgl. auch St. I. F. V 384 und VII 37 ff.) — Allein mit diesen an sich interessanten äußeren Nachweisen wird das Zeugnis des Paris. 1011 nicht aus der Welt geschafft, und innere Gründe sprechen eben doch dafür, daß der Fl. Donatus identisch ist mit dem Grammatiker Aelius (El.) D. Weiteres über die Vita s. unter Suetonius.

Erwähnung verdient wohl noch, daß der Vergilkommentar dieses Donat in verschiedenen Untersuchungen eine Rolle spielt, um die Übereinstimmung zwischen Servius und dem Terenzkommentar des Ael. Donatus sowie zwischen Servius und dem Vergilkommentar des Ti. Claudius Donatus zu erklären, worüber vgl. Goetz a. a. O. S. 66/67. S. auch unten bei 'Scholia Medicea'.

c) **Tiberius Claudius Donatus.**

(V. Burckas, De Tib. Claudi Donati in Aeneida commentario. Diss. Jena 1888.)

1. R. Sabbadini, Storia e critica di alcuni testi latini. Mus. ital. di ant. class. III (1890) 367 ff.
2. C. Hoppe, De Tib. Claudio Donato Aeneidos interprete. Diss. Göttingen 1891.
3. H. Georgii, Die antike Äneiskritik im Kommentar des Tiberius Claudius Donatus. Realgymn.-Progr. Stuttgart 1893.

Die 'Interpretationes' zur Äneis, die dieser Donat verfaßt hat, liegen leider nur in alten, schwer zugänglichen Ausgaben vor, die letzte vom J. 1613 (Basel)! Und doch 'fehlt es nicht an guten Bemerkungen, wie auch die Erklärungen und Besprechungen Donats mehr Brauchbares und Beachtenswertes enthalten, als man nach der jetzt üblichen Vernachlässigung derselben annehmen möchte' (Georgii S. 6). Der Kommentar dürfte daher wohl eine Neuausgabe verdienen.

Über die Hss und Ausgaben vgl. man Burckas S. 3 ff. Der Kommentar wurde im J. 1446 in Italien bekannt durch eine Hs, die ein französischer Mönch über die Alpen brachte, worüber Aurispa an Panormita berichtet (Sabbadini 369); um 1450 kannte ihn Angelo Decembrio, um 1456 Poggio. Exzerpte wurden zuerst gedruckt in der Ausgabe des Landinus (Florenz 1487, wie Valmaggi R. F. XIV 1 ff. nachgewiesen; wiederholt Venedig 1489, s. Burckas 3).

Eine gute Charakteristik des Werkes findet sich bei Georgii in der Einleitung, wo er sich auch mit Burckas über die Beziehungen des Kommentars zu den übrigen Vergilscholien auseinandersetzt; die Dissertation von Hoppe scheint Georgii entgangen zu sein. Seine Ansicht

läßt sich dahin zusammenfassen: Von Servius ist Tib. Donatus nicht benutzt; der von ihm zitierte Donat ist der bekannte Grammatiker. Da nun Servius schlechthin von Donatus spricht, so folgt daraus, daß er nur éinen Vergilerklärer dieses Namens kannte; also ist der andere Donatus jünger als Servius. Auf der anderen Seite hindern sprachliche Gründe daran, den Autor der Interpretationes über das 5. Jhdt. herabzurücken, woraus sich ergiebt, daß er den erst im 7. Jhdt. entstandenen Danielschen Kommentar nicht benutzt haben kann. Auch umgekehrte Benutzung liegt nicht vor, da Serv. Dan. eine Anzahl Kritiken, die sich bei Tib. Donatus finden, nicht kennt. Die mannigfache Übereinstimmung zwischen beiden erklärt sich aus der Benutzung gleicher Quellen; dasselbe gilt von den Beziehungen zu den Veroneser Scholien. Georgii hält es für möglich, daß Serv. von Tib. Donatus benutzt worden ist; Hoppe dagegen meint, die Übereinstimmung sei auch hier auf einen älteren Kommentar zurückzuführen. Während aber Burckas als direkte Quelle das Werk des Aelius Donatus ansieht, erklärt Hoppe, das sei nicht der Fall, vielmehr sei der Kommentar des älteren Donatus nur durch Vermittelung eines anderen wie zu Servius und dem Verfasser der Danielscholien so zu Tib. Donatus gekommen, eine Annahme, die auch wieder auf mancherlei Schwierigkeiten stößt. Die Frage ist also noch nicht definitiv entschieden, so daß eine abschließende Untersuchung, am besten auf grund einer neuen, weiteren Kreisen zugänglichen Ausgabe, wünschenswert erscheint.

d) Probus.

(Ältere Litteratur: A. Riese, De comm. Vergiliano qui M. Valerii Probi dicitur, Bonn 1862. — J. Steup, De Probis grammaticis. Jena 1871. — B. Kübler, De Probi Berytii commentariis Vergilianis, Berlin 1881. — Dazu O. Ribbeck, in N. J. Ph. P. LXXX 351 und Proleg. Verg. 163.)

1. G. Thilo, Über Probus' Kommentar zu Vergils Bucolica und Georgica. N. J. Ph. P. CXLIX (1894) 289—304; 421—32.

2. G. Körtge, In Suetonii de viris illustribus libros inquisitionum capita tria. Diss. philol. Hal. XIV 3, 187—284; bes. 235 ff.

In drei jungen Hss (Vatic. 2930, Paris. 8209 und Monac. 755, alle s. XV) steht ein Kommentar zu Vergils Bucolica und Georgica mit vorausgehender Vita, einer Einleitung zu den Buc. und der Titelangabe 'M. Val. Probi' oder 'Valerii Probi'. Die zuletzt erschienene Ausgabe ist die von H. Keil, Halle 1848, doch wird in Kürze eine neue Ausgabe von Hagen folgen.*)

*) Im 2. Teil des 3. Bandes der Servius-Ausgabe von Thilo-Hagen S. 321 ff; der Herausgeber hatte die Güte, mir die Aushängebogen s. Zt. zugehen zu lassen.

Wir haben uns in erster Linie mit der von S. Brandt aus dem Nachlasse Thilos veröffentlichten, leider nicht abgeschlossenen Untersuchung zu beschäftigen; soweit diese die Vita betrifft, ist oben der Abschnitt über Suetonius zu vergleichen.

Die Einleitung zerlegt Thilo folgendermaßen:

I. 2, 8 — 4, 19 K. (= 324, 8 — 326, 21 H.) Über Benennung und Anfänge des Hirtenliedes.

II. a) 4, 20 — 5, 22 K. (= 326, 22 — 327, 23 H.) Vom Bau des Hexameters, der Sprache und dem Charakter der Darstellung im bukolischen Gedicht, besonders dem Vergils.

b) 5, 22 — 6, 21 K. (= 327, 23 — 328, 19 H.) Über die Gründe, die Vergil zur Abfassung der Buc. veranlaßt haben.

c) 6, 21 — 7, 18 K. (= 328, 19 — 329, 16 H.) Über Vortrag, allegor. Deutung, Dichtungsgattungen.

Das Ergebnis von Thilos eingehender Analyse ist dies: Es kann keine Rede davon sein, daß die Einleitung von éinem als Ganzes verfaßt und später durch Verkürzung in die uns vorliegende Form gebracht sei. Vielmehr hat ein Grammatiker recht später Zeit, frühestens aus der zweiten Hälfte des 5. Jhdts., aus ganz verschiedenen Zeiten stammende Darstellungen zusammengesetzt. Der Abschnitt I ist aus einem Kommentar des 2. Jhdts. ausgeschrieben. Ähnliche Berichte finden sich bei den Theokritscholiasten, bei Diomedes und Donatus (daraus Servius), doch behandelt dieser die bei den anderen ausführlich vorgetragenen Ursprungserzählungen sehr kurz. Alle drei Lateiner sind in ihren Angaben voneinander unabhängig; Probus und der Gewährsmann des Diomedes haben nicht einmal aus derselben Quelle geschöpft, jener hat an einigen Stellen sogar noch mehr als der griechische Scholiast. Auf einen Grammatiker der besseren Zeit führen die Bemerkungen über das carmen ἀστραβικόν sowie die Bruchstücke aus Varro, Cato und Lucilius; an den Berytier zu denken, verbieten mehrfache Abweichungen vom klassischen Sprachgebrauch. — Der Abschnitt IIa erscheint wegen der Unvollständigkeit des Inhalts und der nachlässigen Form als ein in später Zeit angefertigter Auszug, vermutlich aus der Vorrede zu einem Kommentar. Den Verfasser desselben den späteren Scholiasten zuzurechnen, liegt kein Grund vor; einige Wendungen dieses Abschnittes sind afrikanisch. — Im nächsten Abschnitt IIb wimmelt es von Unrichtigkeiten und Verkehrtheiten; seine Ausführlichkeit verbietet, ihn als Auszug anzusehen. Er scheint unverkürzt aus der Vorrede eines Kommentars entnommen zu sein, der selbst schwerlich vor der Mitte des 4. Jhdts., vielleicht sogar später als der Servianische geschrieben war; einzelnes geht wohl auf Berichte aus besserer Zeit zurück. Die Darstellung erinnert

an die des Servius; wie diese ist sie korrekt, aber trocken und in schulmeisterlichem Tone gehalten. Alles dies trifft auch zu bei dem letzten Abschnitt IIc, der sonach wohl gleichen Ursprunges ist.

Was den eigentlichen Kommentar betrifft, so kann auf diese Bezeichnung nur der Teil Anspruch machen, der den Georgica gewidmet ist. Bei dem anderen ist dreierlei zu unterscheiden: 1. eine längere Abhandlung zu Buc. 6, 31, das Machwerk eines Afrikaners ziemlich später Zeit, der ältere Vergilscholien verschiedenen Wertes mit Stellen griechischer und römischer Autoren, die er zum Teil aus eigener Lektüre, zum Teil aber wohl nur als Zitate kannte, ohne Einsicht und Urteil zusammengestellt hat. Das Material, mit dem er arbeitet, ist großenteils vortrefflich, die Ausdrucksweise unnatürlich und schwülstig. An Probus ist nicht zu denken; wiederholt wird gegen Asper polemisiert. 2. eine Anzahl Scholien, in denen die von Vergil berührten Mythen meist ziemlich ausführlich erzählt werden, ohne besondere Gelehrsamkeit, aber in einer reinen Sprache (6, 42; 60; 74; 78; viell. auch 6, 43 und 8, 56). 3. Die übrigen Scholien.

Thilo kommt zu demselben Resultat wie Riese und Kübler, daß nämlich dieser ganze sogenannte Probuskommentar (über die Georgica-Scholien hat Th. nichts hinterlassen) mit dem Berytier Probus nichts zu thun hat.

Mit demselben Thema beschäftigt sich zum Teil auch Körtge im 2. Kapitel seiner Dissertation. Er unterscheidet im ganzen drei Bestandteile: die Vita, die Einleitung zu den Bucolica und den Kommentar, und verspricht, sie im einzelnen und nach ihrem gegenseitigen Verhältnis zu prüfen. vom Kommentar ist aber weiterhin nicht die Rede.

Vita und Einleitung weist er, wie andere vor ihm, verschiedenen Verfassern zu; im übrigen bekämpft er Thilos Ansicht von dem Charakter und Ursprung der Einleitung. Er meint, die Zerlegung in vier Teile sei ganz willkürlich, da sich eine gewisse Disposition erkennen lasse und nicht abzusehen sei, woher der Verfasser die einzelnen sich gut (?) zusammenfügenden Teile habe nehmen können. Hätte ferner der Verf. nach Donat und Servius gelebt, so hätte er schwerlich die von diesen aufgestellte Disposition unberücksichtigt gelassen. Auf ältere Zeit führten auch die Angaben über die Äckerverteilung (5, 28 K. = 327, 28 H.); denn Probus spreche bestimmt vom Sieg bei Actium, Donat drücke sich unbestimmt aus in der Vita, bestimmt in seiner Einleitung (Philippensis victoria), Servius suche beide Angaben zu verschmelzen. Das letzte ist aber schwerlich richtig, denn die von Körtge vorgeführten Stellen aus den Einleitungen des Servius weisen beide eher auf denselben Krieg, den auch Donat meint, als auf die Schlacht bei Actium; diese wird allerdings im Serviuskommentar zu Buc. 9, 11 und 67 direkt genannt,

aber ob hier Probus die Veranlassung gewesen ist, scheint mir mit Rücksicht auf Servius zu Buc. 9, 28 höchst zweifelhaft zu sein. Wenn Körtge ferner wegen des einen Zitats aus Asconius den ganzen letzten Abschnitt (II c nach Thilos Gliederung) auf gute alte Gelehrsamkeit direkt zurückführt, so ist das m. E. etwas kühn, nachdem Thilo selbst zugegeben, daß einzelnes auf Berichte aus besserer Zeit zurückginge, zugleich aber auch Gründe für eine spätere Abfassung vorgebracht hat, die Körtge nicht widerlegt. Aus diesem Asconius-Zitat aber und den drei Zitaten im ersten Teil (I nach Thilo) sowie aus der angeblich guten Disposition und dem passenden Zusammenhang folgert Körtge, der Kern der ganzen Einleitung stamme von Probus, wegen einiger Ausdrücke müsse man aber eine spätere Bearbeitung annehmen. Ich war selbst früher (Besprechung von Körtges Diss. in B. ph. W. 1900, 878) geneigt, dieser Annahme zuzustimmen, muß aber erklären, daß eine erneute eingehende Beschäftigung mit den verschiedenen Traktaten über die Bucolica (Diomedes, Donatus, Philargyrius, Isidorus) diese Annahme nicht bestätigt hat. Höchstens kann zugegeben werden, daß einzelnes (und darunter vielleicht eben die erwähnten Zitate) durch den Kommentar des Probus auf diesem oder jenem Wege in die Quellen gelangt ist, die der Kompilator benutzte.

e) Asper.

Zu den unter dem Namen dieses Grammatikers überlieferten Bruchstücken von Quaestiones Vergilianae (im Palimpsest Cod. Paris. 12 161; gedruckt bei Keil, Probi comm., Halle 1848 S. 109; Ergänzungen von Chatelain R. Ph. X [1886] 87—101) giebt

Fl. Weigel, Serta Harteliana 1896 S. 129—133,

Nachträge auf grund einer 1893—95 vorgenommmenen Nachprüfung.

f) Scholia Bernensia.

Ausgabe von H. Hagen im 4. Suppl. zu N. J. Ph. P., Leipzig 1867, S. 673—1014. Zur Textkritik von Georg. III 7 liefert einen Beitrag

W. Heraeus im Rh. M. Ph. LIV (1899) 146.

g) Scholia Veronensia.

Ausgabe von H. Keil, Probi comm., Halle 1848, S. 71—108; demnächst von H. Hagen in Servius III 2, 391—450.

Sie werden ausgiebig berücksichtigt von H. Georgii, Antike Äneiskritik, worüber unter a) Servius berichtet worden ist.

h) Scholia Medicea.

M. Ihm, Die Scholien im Codex Mediceus des Vergilius. Rh. M. Ph. XLV (1890) 622 ff.

Zu unterscheiden sind zwei ältere, zeitlich sich nahestehende Hände (wohl nach 600) und eine jüngere (12. Jhdt.). Die Scholien (auf S. 626—34 veröffentlicht) beziehen sich nur auf Buc. 1—4 und 6—10. Schreiber und Verfasser sind nicht éine Person; es ist wahrscheinlich eine Auswahl aus einer reicheren Quelle. „Die Annahme, daß unsere Scholien aus dem Kommentar des Aelius Donatus geflossen sind, entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit; zwingende Beweise fehlen freilich" (S. 606). Benutzt sind sie von Pomponius Sabinus in seinem Sammelkommentar, mit dessen Hülfe auch hier und da eine Ergänzung oder Berichtigung möglich ist. Vgl. auch Bu. J. 1893, 204.

i) Fulgentius.

Die 'Virgiliana continentia' dieses Autors liegt jetzt in neuer Ausgabe vor bei

R. Helm, Fabii Planciadis Fulgentii opera. Leipz. 1898, S. 81—107. Vgl. Bu. J. CXIII 68. —

Ergänzend sei noch bemerkt, daß der letzte Band der Thilo-Hagenschen Serviusausgabe auch die

'Explanationes' des Philargyrius zu den Bucolica und die 'Brevis expositio' zu den Georgica bringen wird.

IV. Zu Horaz.

a) Porphyrio.

(Ältere Litteratur: O. Keller, in Symbola philol. Bonn 1867, 495 ff. — W. Meyer, Beiträge zur Kritik des Horazscholiasten Porphyrion. Gymn.-Progr. München 1870. — M. Petschenig, Zur Kritik der Horazscholiasten. Gymn.-Progr. Klagenfurt 1872. — Ders., Zu den Scholiasten des Horaz. Gymn.-Progr. Graz 1873. — Pomponii Porphyrionis commentarii in Q. Horatium Flaccum rec. G. Meyer, Leipz. 1874. — C. F. Vrba, Meletemata Porphyrionea. Diss. Wien 1885.)

1. J. Stowasser, Porphyrionea. W. St. XII (1890) 121—29.
2. R. Sabbadini, Porfirione. Mus. ital. di ant. class. III (1890) 363—67.
3. Fr. Buecheler, Coniectanea. Rh. M. Ph. XLVIII (1893) 87.
4. J. Stowasser, Lexikalisch-kritisches zu Porphyrio. Xenia Austriaca 1893, 131—168 = Gymn.-Progr. Wien 1893.
5. P. Fossataro, De Porphyrionis Horatiani commentarii loco recte interpretando. R. F. XXII (1893) 287.
6. P. Wessner, Quaestiones Porphyrioneae. Diss. Jena 1893 in Comm. philol. Jen. V (1894) 153—196.

7. Pomponi Porfyrionis commentum in Horatium Flaccum rec. A. Holder = Scholia antiqua in Q. Horatium Flaccum rec. A. Holder et O. Keller Vol. I. Innsbruck 1894.

8. J. Lunák, Zu den Horazscholien. Philol. LII (1894) 324.

9. J. Stowasser, Kleinigkeiten aus Porphyrio. Serta Harteliana 1896, 125—28.

10. G. Landgraf, Über die Latinität des Horazscholiasten Porphyrion. A. L. L. IX (1896) 549—65.

11. C. F. Vrba, Zum Commentum des Horazscholiasten Porfyrion. Gymn.-Progr. Wien 1897.

12. W. Gemoll, Kritische Bemerkungen zu latein. Schriftstellern II. Progr. Liegnitz 1898, S. 32.

13. W. Heraeus, Zur Kritik und Erklärung von Porfyrios Horazscholien. Philol. LIX (1900) 158—60; 317—20; 630—33.

14. J. Tolkiehn, Textkritische Bemerkungen zum Horazkommentar des Porphyrio. W. kl. Ph. 1900, 1076—78.

15. G. E. Sengera, KPorfirionu. Filol. Obozr. VII 2, 246.

Der Kommentar Porphyrios ist von den früheren Herausgebern bis auf Pauly und Hauthal ziemlich mißhandelt worden; der Grund dafür ist in dem mangelnden Verständnis für die Eigenart des Werkes, sodann aber auch in der ungenügenden Kenntnis und ungenügenden Benutzung des handschriftlichen Materials zu suchen. Erst W. Meyer hat eine brauchbare Ausgabe geschaffen, die in der Hauptsache auf der Münchener Hs (181) s. X beruht; aus ihr sollten die übrigen jungen Hss (s. XV) mit mehr oder weniger Zwischengliedern abstammen (Meyer 1870, 3) und obendrein redigiert und interpoliert sein, weshalb sie bei der Ausgabe fast unberücksichtigt blieben (vgl. auch Vrba 1885, 10 ff.). Eine Bereicherung erfuhr das hsl. Material durch die Auffindung des Cod. Vatic. Ursin. 3314 s. IX, den Holder 1887 kollationierte. Diese Hs steht dem Monac. so nahe, daß man sie zunächst — wie es auch Vrba 1897, 31 Anm. noch thut — für die Vorlage von diesem zu halten geneigt ist; doch stehen dieser Annahme eine Anzahl Stellen entgegen (vgl. meine Ausführung in N. J. Ph. P. 1895, 418), so daß Holder beide Hss aus einer Quelle herleitet, als die er einen Codex Laureshamensis vermutet (praef. VII u. 612). Da der Vatic. nicht nur älter, sondern auch etwas besser ist als der Monac., so legte ihn Holder seiner Ausgabe zu grunde. Daneben aber berücksichtigte er auch mehrere jüngere Hss: einmal den Paris. 7988 *P* (bei Hauthal *R*), der nach seiner Annahme 'ad archetypum prope accedit', und sodann die Wolfenbütteler Hs *W* (Gudianus lat. 85) s. XV, die neben anderen gelegentlich be-

nutzten Hss hergeleitet wird von dem Porphyriokodex, den Enoche da Ascoli in Deutschland entdeckte und 1455 nach Italien brachte, worüber Sabbadini noch ein paar Zeugnisse mitteilt. In welchem Verhältnis diese Hs zu der älteren durch *VM* vertretenen Überlieferung und zu dem Paris. *P* stand, ist bisher noch nicht eingehend untersucht worden, ebenso ist die Stellung von *P* noch nicht genügend aufgeklärt; nach Holder hat diese Hs selbständigen Wert, doch erregen ihre Lemmata vielfach den Verdacht, daß Korrektur vorliegt, und daraus ergeben sich Zweifel, ob dasselbe nicht doch auch im Texte an den Stellen anzunehmen ist, wo *P* gegenüber von *VM* die richtige Lesart bietet. Eine abschließende Untersuchung darüber wäre wohl wünschenswert.

Wie Meyers Ausgabe gegenüber ihren Vorgängerinnen, so bedeutet wieder Holders Ausgabe gegenüber der Meyers einen Fortschritt, aber von einem Abschluß kann noch keine Rede sein; das zeigen die zahlreichen textkritischen Beiträge, die oben aufgeführt worden sind, hier aber im einzelnen nicht besprochen werden können. Die Schwierigkeiten für eine endgültige Herstellung des Textes sind nicht gering; sie beruhen auf der außerordentlich korrupten Überlieferung des Textes und auf der Eigenart der Sprache Porphyrios. Der Kommentar ist nicht in der ursprünglichen Form auf uns gekommen; er ist außerordentlich lückenhaft (vgl. Wessner 185 Anm.), sodaß uns ein großer Teil der Scholien fehlt, wofür der sichere Beweis erbracht ist (a. a. O. 186 und Holder 619). Sodann sind eine Menge fremde Zusätze eingedrungen, die sich bald mehr, bald weniger leicht erkennen und absondern lassen. Dies und noch einiges andere (z. B. Gedichtüberschriften) führt zu der sicheren Annahme, daß der Kommentar aus einer Horazhs herausgelöst worden ist; ob freilich erst kurz vor dem 9. Jhdt., wie Kießling im Greifswalder Ind. schol. 1880, 6 annimmt, erscheint fraglich. Wenn das Scholion zu S. I 9, 52 von Porphyrio stammt, würde man mit Meyer anzunehmen haben, daß bereits der Kommentator seine Erklärungen in eine Horazhs eintrug, doch spricht eigentlich die Analogie anderer gleichartiger Werke dagegen, und wenn wir es an der angeführten Stelle mit einer Interpolation zu thun haben sollten, könnte man recht gut an ein gegen das Ende dürftiger werdendes Exzerpt aus dem ursprünglich geschlossenen Kommentar denken. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls liegt uns von Porphyrios Werk nur eine spätere, mehrfach alterierte Fassung vor, und es bedarf noch einmal einer gründlichen Untersuchung, ob der Kommentator, wie Petschenig 1873, 7 erklärte, wirklich 'alles kritischen Sinnes bar und ohne besonderes Wissen seine Quellen, schlechte wie gute, gedankenlos abschrieb' oder ob nicht manche sachlichen Unrichtigkeiten und Widersprüche, an denen es nicht mangelt, vielmehr dem Exzerptor oder anderen Leuten

aufs Kerbholz zu schreiben sind (Vrba 1897, 31). Man wird bei dieser Lage der Dinge wohl auch recht vorsichtig sein müssen in der Beurteilung der Sprache, so wie sie sich aus den ältesten Textzeugen unmittelbar ergiebt; ich will nur daran erinnern, daß man Lesarten des Monac. früher für echt porphyrioneisch erweisen wollte, bis sich aus dem Vatic. herausstellte, daß handschriftliche Korruptel vorlag (vgl. N. J. Ph. P. 1895, 421).

Damit soll nun keineswegs in Abrede gestellt werden, daß, von allen zweifelhaften Fällen abgesehen, der Text des Kommentars eine große Anzahl von Eigentümlichkeiten aufweist, die man mit Sicherheit für die Sprache Porphyrios in Anspruch nehmen kann. Man wollte in ihr afrikanisches Latein finden (Keller, Sittl, Ott), Vrba dagegen in seinen Meletemata Porphyrionea, in denen zum ersten Male die Sprache des Kommentators eingehender untersucht worden ist, bemühte sich den Nachweis zu erbringen, daß wir es vielmehr bei den Eigentümlichkeiten der porphyrioneischen Sprache mit Vulgarismen zu thun hätten. Demgegenüber betont Landgraf wieder als Ergebnis seiner Untersuchung 'das afrikanische Gepräge der Latinität des Porphyrio überhaupt' sowie 'die nahe Verwandtschaft seiner Sprache speziell mit den Hauptvertretern des älteren Afrikanismus (vgl. Vrba 1885, 4 ff.) . . . sowie mit den älteren Bibelübersetzungen'. In seiner Programmabhandlung von 1897 setzt Vrba seine Betrachtungen über die Sprache Porphyrios fort, in der er eine eigenartige Vorliebe für Abwechselung nachweist, die man geradezu als Manier bezeichnen könne (33 ff.); dabei warnt er wiederum vor Schlüssen auf die 'Africitas' des Schriftstellers (37), indem er sich auch auf Wölfflin (S. M. A. 1894, 102—3) beruft. Es genügt, an dieser Stelle auf Geyers Ausführungen in Bu. J. 1898, 100—1 hinzuweisen, wo auch Stowassers Konjekturen (1893) gewürdigt werden.

Landgraf hatte mit dem Nachweis der 'Africitas' auch zugleich die Heimat Porphyrios sicherer bestimmen wollen; allerdings wird man wohl an Afrika zu denken haben, aber weniger aus sprachlichen als aus sachlichen Gründen, wie sie Landgraf nach Kellers Vorgang S. 550 ff. zusammenstellt.

Was endlich die Zeit des Horazerklärers angeht, so setzte Keller ihn, allerdings mit einer nicht stichhaltigen Begründung, in die Zeit zwischen 200 und 250, Sittl in die zweite Hälfte des 4. Jhdts., weil er 'für einen Grammatiker sehr schlechtes Latein' schreibe, Meyer ohne Angabe von Gründen ans Ende desselben Jhdts. und Vrba (1885) wegen der Sprache in dieselbe Zeit; dabei bekennt er (63), er würde ihn gern noch weiter herabrücken, wenn nicht ein äußeres Zeugnis dem entgegenstände. Dieser späte Ansatz ging dann in die Litteraturgeschichten von Teuffel-Schwabe und Schanz[1] über; ihn als unhaltbar nachzuweisen

war mit die Aufgabe meiner Quaestiones Porphyrioneae. Da die sprachlichen Indizien zu einer sicheren Zeitbestimmung unzulänglich sind, bleibt nur ein zuverlässiger Weg offen: Porphyrio wird von Julius Romanus bei Charisius 220, 28 zitiert, muß also vor diesem, d. h. vor der Mitte des 3. Jhdts. gelebt haben (vgl. aber auch oben zu Charisius); andererseits führt er den Helenius Acron unter seinen Gewährsmännern an, dessen Lebenszeit mit großer Wahrscheinlichkeit ans Ende des 2. Jhdts. gesetzt wird. Demnach wird Porphyrio der ersten Hälfte des 3. Jhdts. angehören, was Landgraf (565) bestätigt und auch Schanz im 3. Teil seiner L.-G.[1] bereits eingesetzt hat (S. 152 m. Anm. 1).

Über den Horaztext Porphyrios ist zu vergleichen die Praefatio zu Keller und Holders Horazausgabe 2. Aufl. (1899) LXXVIII f. Über die Vita s. u. Suetonius.

Es erübrigt nur noch, auf eine Anzahl von Besprechungen der Holderschen Ausgabe hinzuweisen: Schenkl in D. L. 1895, 744—5; Adamek in B. ph. W. 1895, 811—12; Kornitzer in Z. ö. Gy. 1896, 21—22; Landgraf in Bayr. Gy. 1896, 116—19 und Ref. in N. J. Ph. P. 1895, 417—32.

b) Pseudo-Acronische und andere Scholien.

(Älteres: F. Matthias, Quaestiones Blandinianae. Halle 1882. — R. Kukula, De tribus Pseudacronianorum scholiorum recensionibus. Wien 1883. — H. Jordan, De commentatore Horatii Cruquiano. Königsberg 1883. — A. Kurschat, Unedierte Horazscholien des Codex Parisinus Lat. 7975 (γ). Gymn.-Progr. Tilsit 1884.)

1. P. Wessner, Quaestiones Porphyrioneae, in Comm. philol. Jen. V (1894) 153—196.

2. Q. Horati Flacci opera rec. O. Keller et A. Holder. 2. Aufl. Leipz. 1899. (Vorrede.)

3. W. Heraeus, im Rh. M. Ph. LIV (1899) 158; 305—6 (zur Kritik).

4. O. Keller, Voranzeige von 'Pseudacronis scholia in Horatium vetustiora'. Mitt. d. Teubnerschen Verlags 1900, 112—13.

5. O. Keller, Verbesserungen zu Pseudacron. W. St. XXIII (1901) 109—29.

Es giebt eine große Zahl von Horazhss, die mit Scholien und Glossen mehr oder minder reichlich ausgestattet sind; die ältesten gehören dem 10. Jhdt. an. In der besten Hs, dem Paris. A (7900[a] s. X), ist der Kommentar überschrieben 'Expositio in Horatium', erst im 15. Jhdt. setzte man den Namen 'Acron' (Acronis grammatici explanatio,

commentarius u. ä.) über die gegenüber dem Paris. bedeutend erweiterte und auch sonst veränderte Scholienmasse, die nun bis auf Hauthals Ausgabe diesen Namen behielt. Da man unter dem 'Acron' den bekannten Horaz- und Terenzerklärer Helenius Acron verstand, so ergaben sich allerhand Schwierigkeiten wegen des Verhältnisses zu Porphyrio, der diesen Kommentator zitiert, während andererseits eine Abhängigkeit des unter Acrons Namen gehenden Kommentars von jenem nicht zu verkennen war; darüber vergleiche man Suringar, Hist. critica schol. Lat. III, 1 ff. Den wahren Sachverhalt hat meines Wissens zuerst Usener im Berner Ind. lect. v. 1863 (De scholiis Horatianis) p. VII festgestellt. Während Hauthal die Scholien der verschiedensten Hss kontaminierte und dadurch wie durch einen höchst mangelhaften, um nicht zu sagen liederlichen Apparat seine Ausgabe fast unbrauchbar machte, hat O. Keller zuerst den Versuch gemacht, die überlieferten Scholienmassen zu scheiden. Er nahm (Symbola philol. Bonn. 1867, 499—502) zwei Rezensionen an; die Entstehung der einen (A) setzte er an den Anfang, die der anderen (Γ) an das Ende des 5. Jhdts., während Usener an die Zeit Bedas oder Alkuins gedacht hatte. Darauf beschäftigte sich mit der Frage Kukula, ein Schüler Kellers, und unterschied drei Rezensionen: A, Γ und Γγ, deren Zeit er auf grund sprachlicher Untersuchungen festzulegen suchte (A um 450, Γ frühestens Mitte des 6. Jhdts., Γγ 7. Jhdt.; s. S. 46). Die Entstehung der Scholiensammlungen ist wohl richtig in die Zeit vom 5.—7. Jhdt. gesetzt, ob aber die Aufstellungen Kukulas im einzelnen zutreffend sind, ist einstweilen noch nicht zu beurteilen; sein Material war immerhin nur ein beschränktes und die sprachliche Methode für sich allein muß bei solchen Untersuchungen als unzulänglich betrachtet werden. So hat denn auch schon Kurschat (S. 4) Bedenken gegen Kukulas Ergebnisse geäußert; Kurschat selbst hat aus dem Paris. γ (7975) reichliche Nachträge zu Hauthals Ausgabe geliefert. Daß die Pseudoacronischen Scholien in enger Beziehung zu Porphyrios Kommentar stehen, hat man schon frühzeitig erkannt; mit diesen Beziehungen habe ich mich eingehend beschäftigt in meinen Quaestiones Porphyrioneae, worin hauptsächlich das Verhältnis der Rezension A zu Porphyrio ausführlich behandelt ist. Auf die Beziehungen der γ-Scholien zu demselben Horazerklärer hat Kurschat in zahlreichen Fußnoten hingewiesen.

Mit Freuden war es zu begrüßen, daß Keller und Holder, die sich im Besitze des erforderlichen Materials befanden, sich zu einer wirklich kritischen Ausgabe der Horazscholien entschlossen, die unter dem Titel 'Scholia antiqua in Q. Horatium Flaccum' in Innsbruck erscheinen sollten. Es waren (nach gütiger brieflicher Mitteilung) folgende Teile geplant: 1. Porphyrio, 2. bisher noch unedierte, mit Porphyrio

eng verwandte Scholien, 3. die sogenannten Pseudoacronischen Scholien (Rez. A und Γ) und als Anhang die alten Horazviten. Leider blieb die Ausgabe infolge von Verlagsschwierigkeiten auf den 1895 erschienenen ersten Band beschränkt. Nunmehr hat Teubner in Leipzig den weiteren Verlag übernommen und so ist uns zunächst eine Ausgabe der Pseudoacronischen Scholien in Aussicht gestellt (T. 3 des ursprünglichen Planes). In der Voranzeige äußert sich Keller über das handschriftliche Material, auf dem er seine Ausgabe aufzubauen gedenkt. Erst wenn diese vorliegt, wird man über das Verhältnis der einzelnen Rezensionen zu einander, über ihre Entstehungszeit und ihre Beziehungen zu anderen Horazkommentaren ein sicheres Urteil gewinnen können, soweit das in solchen Dingen möglich ist.*) Dann wird auch der Charakter des unter dem Namen 'Commentator Cruquianus' gehenden Kommentars festgestellt werden können (vgl die Arbeiten von Matthias und Jordan), der nach Kurschats Meinung (S. 4) zum großen Teile heute noch in Handschriften steht und u. a. mit den Scholien γ eng verwandt ist. Vgl. auch die Bemerkungen von W. Christ in S. M. A. 1893, 60 ff. — Eine Anzahl Verbesserungsvorschläge zu Pseudoacron (Sermonen und Episteln) hat Keller in den W. St. (No. 5) veröffentlicht; dabei zeigt sich wieder deutlich, wie unzuverlässig, ja manchmal geradezu erbärmlich die Ausgaben von Pauly und Hauthal sind.

Einen Kommentar zur Ars poetica aus karolingischer Zeit veröffentlichte aus einer Wiener Hs (223 s. X/XI) J. Zechmeister: Scholia Vindobonensia ad Horatii Artem poeticam, Wien 1877; über deren Beziehungen zu späten Terenzkommentaren s. oben S. 190.

V. Zu Germanicus.

Über die Scholien zu den Aratea des Germanicus findet man eine gute Orientierung in Schanz' Litteraturgeschichte. Zu erwähnen ist der Aufsatz von

*) Durch die Güte des Herrn Herausgebers und des Verlags sind mir die Aushängebogen der neuen Ausgabe zugegangen; einige Mitteilungen werden vielleicht nicht unerwünscht sein. An der Spitze stehen zwei Horazviten: 'Horatius Quintus Flaccus praecone patre natus' und 'Poeta Q. Horatius Flaccus libertino patre natus'; es folgt eine Expositio metrica (= Servius, De metris Horatii) und dann die eigentliche Expositio in Horatium. Hinter jedem Scholion sind die Siglen der betreffenden Handschriften angegeben; der Text beruht auf den ältesten Hss, besonders *A*, während für die etwas abweichenden Hss von sekundärer Bedeutung nur der Vermerk 'cons. *cp*' u. ä. gegeben wird. Das von Keller eingeschlagene Verfahren scheint mir für derartige Scholienausgaben das einzig richtige zu sein. Näher auf die Ausgabe einzugehen wird dem nächsten Bericht vorbehalten werden müssen.

M. Manitius, Ein Exzerpt der Scholia Basileensia [der ältesten Scholienmasse s. III] zu Germanici Aratea, im Rh. M. Ph. LIV (1899) 293—304.

Es handelt sich um den Traktat 'De ordine ac positione stellarum in signis'. Der Text wird auf grund von drei Hss veröffentlicht, nämlich einer Dresdener (Dc 183 s. IX/X) und zweier Berliner (1869 s. VIII/IX und 1832 s. IX/X), und die Beziehungen zu den Breysigschen Hss (Germanici Caesaris Aratea cum scholiis ed. A. Breysig, Berlin 1867; die neue Ausgabe, Leipzig 1899, enthält die Scholien nicht) werden besprochen.

Ein weiterer Aufsatz von Manitius, Zu den Scholien zu Germanici Aratea, findet sich Rh. M. Ph. LVI (1901) 462—72.

VI. Zu Persius.

Solange noch nicht die große Zahl von Hss, die Persiusscholien enthalten, gründlich untersucht, dann das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Fassungen geprüft und die älteste davon herausgeschält und ediert ist, wird man gut thun, sich des Urteils über den Wert und die Quellen, über Ursprung und Entstehungszeit des Grundstocks der Scholienmassen zu enthalten. Wohl liegt allerhand Material vor, ein gutes Stück Arbeit bleibt aber noch zu erledigen. Was sich bis jetzt sagen läßt, hat gut zusammengefaßt E. Kurz in der Ausgabe der Berner Scholien (Burgdorf 1889) T. III p. IX f., dessen Ansicht Friedländer in Bu. J. 1892, 173 wiedergegeben hat. Von neueren Beiträgen ist mir nur ein Artikel von v. d. Vliet in Mn. XXV (1897) 202—206, Scholia Persii et Juvenalis, bekannt geworden (zu I 86; 110; II 56; 57; IV 28).

Über die Persiusvita s. unter Suetonius.

VII. Zu Lucanus.

In den Mitteilungen des Teubnerschen Verlags vom J. 1868 S. 5 kündigte H. Usener eine Ausgabe der Lucanscholien an. Der erste Teil, der auch im J. 1869 erschienen ist, sollte die 'Commenta Bernensia' enthalten, eine Scholienmasse, die bis dahin noch ganz unbekannt war; der zweite Teil sollte die 'Adnotationes super Lucanum' bringen und zwar 'zum ersten Male rein und vollständig mit urkundlicher Treue' (auf grund einer Wallersteiner und einer Berner Hs 370), da die Sammlung Webers (1831) durchaus unkritisch älteres und jüngeres Gut, obendrein nach schlechten Hss, in buntem Durcheinander enthielt und somit unbrauchbar war. Ein Auctarium aus alten glossierten Lucanhss, vornehmlich Bern. 45 und dem ersten Vossianus, sollte beigegeben und, was vor allem nötig, die Vorrede mit der Erörterung

über die Hss und die Geschichte der Lucanstudien im Altertum nachgeliefert werden. Leider ist dieser zweite Teil bis jetzt noch nicht erschienen, doch soll er nunmehr, wie mir H. Usener mitzuteilen die Güte hatte, bald der Öffentlichkeit übergeben werden. Dann wird sich auch feststellen lassen, was es für eine Bewandtnis mit den Scholia Montepessulana hat, mit denen sich H. Genthe im Berliner Gymn.-Progr. 1868 beschäftigt, falls Usener diese Frage nicht schon erledigt hat. Neuere Litteratur ist mir nicht bekannt geworden; gelegentliche Bemerkungen findet man in den Vorreden der Lucanausgaben (z. B. v. Hosius 1892 und Lejaye 1894) sowie in den Dissertationen von A. Genthe (De Lucani cod. Erlang., Jena 1894 S. 18) und F. Beck (Unters. zu den Hss Lucans, München 1900 S. 54 und 70).

Über die Viten vgl. Suetonius.

VIII. Zu Statius.

(Ältere Litteratur: R. Unger, Electa e Lactantii in Statii Thebaidem commentariis. Friedland 1864. — Ph. Kohlmann, Neue Scholien zur Thebais des Statius. Gymn.-Progr. Posen 1873. — Ders., P. Papini Stati Achilleidos Libri I versus 1—396 cum scholiis. Progr. Emden 1877. — Ders., Lactantii Placidi in Statii Thebaidos lib. III 1—323 commentarii. Progr. Emden 1887. — Auch Wölfflin im Philol. XXIV 156 und Kohlmann ebenda XXXIII 128.)

1. Mayer, Glossen der Berliner Statius-Hs. Philol. LIII (1894) 194—7.

2. R. Helm, Anecdoton Fulgentianum. Rh. M. Ph. LII (1897) 177—186.

3. Fabii Planciadis Fulgentii opera . . . S. Fulgentii episcopi super Thebaiden rec. R. Helm, Leipzig 1898. S. 180 ff.

4. Lactantii Placidi qui dicitur commentarios in Statii Thebaida et commentarium in Achilleida rec. R. Jahnke, Leipzig 1898.

5. Fr. Bücheler, Coniectanea Rh. M. Ph. LIV (1899) 7—8.

In den Statiushss finden sich eine Menge Scholien am Rande und über dem Texte; daneben giebt es in anderen Hss einen selbständigen Kommentar zu Statius. Beide decken sich nur teilweise, wie auch die selbständigen Scholienhss untereinander nicht genau dasselbe bieten. So fehlen in dem Monac. 19482 s. XI/XII eine Menge Vergilzitate (die Jahnke nur z. T. ausgeschieden hat), fehlen die Scholien, in denen Martianus, Servius, Boethius und Sedulius genannt werden, u. a. m. Daß diese Hs die älteste uns überlieferte Form des Kommentars darstellt, ist wahrscheinlich, doch muß zur endgültigen Entscheidung das

ganze Material geprüft werden, da von derselben Hssgruppe der Kodex von Valenciennes (514, noch nicht vollständig bekannt) noch älter ist als der Monacensis, den auch von den mit Scholien versehenen Statiushss verschiedene an Alter übertreffen. Eine brauchbare, allen Anforderungen genügende Ausgabe muß sich an die älteste Fassung anschließen und alles, was sich an diese später angesetzt hat, deutlich (am besten durch anderen Druck) erkennen lassen. Diese Anforderungen erfüllt die Ausgabe von Jahnke nicht. Ihr liegen zu grunde der oben genannte Monac., ferner die beiden Parisini 8063 und 8064 (s. XIV und XV; J. unterläßt es bedauerlicherweise, das Alter seiner Hss anzugeben, sodaß man dasselbe erst anderwärts feststellen muß); außerdem sind verschiedene Hss der anderen Gruppe, aber nur gelegentlich, und die Lindenbrogsche Ausgabe benutzt. Daß die Erweiterungen der jüngeren Pariser Hss nicht genügend kenntlich gemacht sind, wurde bereits angedeutet; man vermißt ferner die Quellennachweise, nur ein Vergleich mit dem Mythogr. Vatic. findet sich auf S. 503 ff., während Fulgentius ab und zu im Apparat genannt und für Servius [ein Zitat aus den Parisini Th. I 274; im Index fehlt die Stelle] auf eine bis jetzt noch nicht erschienene Arbeit von R. Klotz hingewiesen wird.

Allerdings hat der Herausgeber nachdrücklich hervorgehoben, daß seine Ausgabe keinen Abschluß bilden solle (praef. VII u. IX; s. auch die Voranzeige in Teubners Mitteil.), allein da sich schwerlich sobald ein Verleger entschließen wird, eine neue Ausgabe der Statiusscholien zu übernehmen, so hat Jahnke m. E. der weiteren Arbeit den Weg einigermaßen verbaut. Als Kollationsexemplar wird seine Ausgabe recht gute Dienste leisten, auch sonst für manche Zwecke genügen, aber eine gründliche Untersuchung der Statiusscholien, sichere Schlüsse auf Ursprung und Alter derselben ermöglicht sie leider nicht. Vgl. v. Wilamowitz im Hermes XXXIV 601 ff., R. Helm in B. ph. W. 1899, 425 ff., J. Ziehen in D. L. 1898, 1915; auch A. L. L. XI 296 und L. C. 1899, 346.

Die Coniectanea Büchelers (No. 5) beziehen sich auf Schol. zu Th. II 85; III 689; V 431; 613; VIII 1; Ach. 187.

Helm veröffentlicht im Rh. M. Ph. einen kleinen Traktat über die Thebais, den er dann auch in seine Fulgentiusausgabe aufgenommen hat. Während Goetz (Ind. schol. Jen. 1890, 6 Anm.) das Schriftchen dem Fulgentius absprach, sucht Helm zwar nicht zu beweisen — denn das ist schlechterdings nicht möglich —, wohl aber wahrscheinlich zu machen, daß es doch den Mythographen Fulgentius zum Verfasser hat; die Überschrift nennt den Bischof Fulgentius, dessen Identität mit dem Mythographen Helm im Rh. M. Ph. 54, 1 ff. vertritt.

Die Arbeit von Mayer (1) kenne ich nur dem Titel nach.

IX. Zu Juvenal.

1. K. Zacher, Zu den Juvenalscholien. Rh. M. Ph. XLV (1890) 524—540.

2. W. Hoehler, Die Cornutus-Scholien zu Juvenals VI. Satire. Philol. LIII (1894) 505—535.

3. W. Heraeus, Zu Keils Juvenal-Glossen. A. L. L. IX (1894) 594—595.

4. E. Lommatzsch, Quaestiones Juvenalianae. 22. Suppl. zu N. J. Ph. P. 375—506. S.-A. Leipzig 1896.

5. W. Hoehler, Die Cornutus-Scholien zum ersten Buch der Satiren Juvenals. 23. Suppl. zu N. J. Ph. P. 381—441. S.-A. Leipzig 1896.

6. J. v. d. Vliet, Scholia Persii et Juvenalis. Mn. XXV (1897) 203—205.

7. Ders., scholiolum Juvenalianum emendatum. Mn. XXVI (1898) 111.

Die Juvenalscholien zerfallen in zwei Hauptmassen, eine ältere, die sog. Scholia Pithoeana, und eine jüngere, die sog. Cornutus-Scholien. Von diesen sind die ersteren wohlbekannt durch die Ausgabe von Jahn (1851), die auf dem Pithoeanus *P* (Montepess. 125 s. IX) und dem Sangallensis *S* (870 s. IX) beruht, unter Heranziehung des sog. Probuskommentars, den G. Valla 1486 in Venedig veröffentlichte. Dieser Kommentar, dessen Hs anscheinend verloren ist, setzt sich, wie Chr. Stephan in seiner Bonner Diss. (De Pithoeanis in Juv. scholiis, 1882, c. III) nachgewiesen hat, aus Scholien der beiden oben bezeichneten Gruppen zusammen und bricht mit VIII 198 ab. Hierzu kommen nun noch die Aarauer Fragmente, die dem Pithoeanus sehr nahe stehen. Eine neue Ausgabe ist aus verschiedenen Gründen erforderlich: zunächst weil die Jahnsche Ausgabe vollständig vergriffen und kaum noch aufzutreiben ist, sodann aber, weil dieselbe nicht zuverlässig ist, auch eine Anzahl Scholien der anderen Gruppe mitenthält (vgl. darüber u. a. Schulz i. Hermes XXIV [1889] 481 ff., Stephan a. a. O. 6 ff.), von der Bereicherung des handschriftlichen Materials ganz abzusehen.*) (R. Beer hat leider sein Versprechen, eine Neuausgabe zu liefern, bis jetzt noch nicht eingelöst.) Über die Aufgaben der Kritik, die dabei zu lösen sind, spricht Zacher; es sind die drei: Herstellung des überlieferten

*) Daß die Pithoean. Scholien aus einer vollständigeren Sammlung exzerpiert sind, zeigt ein Vergleich der Scholien aus dem Vatican. Palimpsest bei Goetz, Ind. schol. Jen. 1884 mit der Ausgabe Jahns.

Textes, Zerlegung der Scholienkonglomerate in ihre einzelnen Bestandteile und Untersuchung der letzteren auf ihren Ursprung, um, soweit es möglich ist, bis zu dem alten Kommentar vorzudringen, der als Kern in der erhaltenen Scholienmasse steckt. Die letztere Forderung, die wie die anderen für alle unsere Scholiensammlungen gilt, ist freilich eine ideale und wird schwerlich ganz zu erfüllen sein, da wir nicht über genügende Kriterien verfügen, um die Zusätze vom alten Grundstock mit Sicherheit zu scheiden. Immerhin muß versucht werden, soweit wie möglich zu demselben zu gelangen. Auf S. 527—540 giebt Zacher dann noch eine Anzahl kritischer Beiträge.

Mit der anderen jüngeren Scholienmasse ist es schlechter bestellt. Bis vor kurzem waren nur Bruchstücke aus verschiedenen Hss bekannt, nämlich: Scholien des Leid. 82 s. X bei Hosius, Apparatus criticus ad Juvenalem 95—99; Scholien der Leid. Vossiani 18 und 64 s. X, sowie des Leid. 82 zu Sat. I und VIII bei van Gigch, Apparatus crit. in Juv.; aus denselben Hss, vornehmlich dem Voss. 18, die Scholien zu Sat. III bei Schopen im Bonner Gymn.-Progr. 1847; aus den Vossiani, ferner aus Paris. 9345 s. XI, Sangall. 871 s. XI, Vindob. 277 s. X und 331 s. XI eine Scholienauswahl bei Hoehler im Progr. von Kenzingen 1889; endlich aus einem Teil der eben gen. Hss und dem Laur. 52, 4 s. XV Scholien zu Sat. XII, XV und XVI bei demselben im Progr. von Ettenheim 1890; dazu eine Anzahl Exzerpte bei Achaintre und Cramer. Auf grund seiner eben angeführten Vorarbeiten und mit Benutzung weiteren Materials ging Hoehler daran, die gesamten Cornutus-Scholien bekannt zu machen; diesem Zwecke sollen die oben unter No. 2 und 5 bezeichneten Veröffentlichungen dienen. Hoehler benutzte für No. 2 den Laur. 52, 4 unter gelegentlicher Heranziehung des Paris. und des Leid. 18, für No. 5 denselben Laurentianus, dazu den Laur. 53, 23 und den Vat.-Urb. 664 und gelegentlich wiederum den Parisinus. Hoehlers Arbeit hat in verschiedenen Besprechungen (z. B. von Hosius in B. ph. W. 1897, 813 und von Heraeus in W. kl. Ph. 1898, 281) Anerkennung gefunden und verdient sie wohl auch in mancher Hinsicht, abgesehen vielleicht davon, daß die einzelnen Teile an verschiedenen Orten veröffentlicht wurden. Aber gewisse Bedenken lassen sich nicht unterdrücken in bezug auf die Methode, die Hoehler befolgt hat.

Mit den herrenlosen Scholien — nicht nur bei Juvenal — hat sich allgemein der folgende Prozeß vollzogen: Ein älterer Kommentar wurde von den Rändern einer Hs auf die einer anderen übertragen und so fort, bei welcher Gelegenheit manches verloren ging, besonders aber nach und nach sich allerlei Zusätze einfanden. Je lebhafter eine Zeit sich mit dem kommentierten Schriftsteller beschäftigte, desto deut-

licher pflegte sich dies in der Erweiterung der Scholienmasse zu erkennen zu geben, die nach und nach sich auch öfter in verschiedene Rezensionen spaltete. In der Renaissance war man wenig kritisch und schätzte einen Kommentar um so höher, je reichhaltiger oder, wie man meinte, je vollständiger er war; auch trug man kein Bedenken, ihn einem berühmten Gelehrten des Altertums beizulegen (vgl. Acron). Heutzutage geht man aber doch darauf aus, möglichst die älteste handschriftliche Fassung festzustellen und dann durch weitere Kritik den aus dem Altertum stammenden Kern herauszuschälen. Das hat aber Hoehler nicht gethan, sondern sich gerade auf die jüngsten Hss verlassen — seine beiden Laurentiani und der Urbinas stammen aus dem 15. Jhdt. —, die ja wohl einen ziemlich ebenen Text geben, aber doch die jüngste Fassung darstellen. Alle drei Codices enthalten den aus den Texthss herausgelösten Kommentar zu Juvenal mit darauf folgendem Persiuskommentar; alle drei haben die Subskription 'Expositio Cornuti super toto libro Juvenalis' und weisen auch im Titel den Namen des Cornutus auf, der in allen älteren Hss m. W. fehlt und wohl, wie schon längst ausgesprochen ist, auf Erfindung der Itali beruht. Man wird ja nun diesem jungen Kommentar die Bezeichnung 'Cornutus-Scholien' belassen können, aber ich verstehe nicht recht, was dieses Sammelsurium verschiedener Jahrhunderte für uns soll. Zum mindesten wäre doch eine sorgfältige Angabe zu wünschen gewesen, was sich davon in den ältesten Hss findet, um so die Scheidung der Bestandteile zu erleichtern. Charakteristisch ist zu Sat. I 78 die Bemerkung 'unde in uita Sancti Germani [des Heiricus von Auxerre] legitur 'cessit praetexta togae'; dieses Zitat, mit dessen Hülfe man den Ursprung des Cornutus-Kommentars in die Karolingerzeit verlegt hat, fehlt in den beiden ältesten Hss, dem Leid. Voss. 18 und 64, während es in der etwas abweichenden Rezension des Leid. 82 s. XI und in der des gleichaltrigen Parisinus bereits vorhanden ist. Zu Sat. I 44 bietet Hoehlers Cornutus (wie auch anderwärts) ein buntes Konglomerat von Scholien und Glossen, darunter eine Etymologie von Lugdunum, aber ganz entstellt; die ursprüngliche Form hat Leid. 82, und diese hängt wieder eng zusammen mit der Vita S. Germani (vgl. Du Cange). Andererseits wird aber auch in den beiden ältesten Hss zu Sat. IX 37 der 'magister Heiricus' genannt, in der einen auch (zu XVI 57) Alcuin; aber es ist möglich, daß es sich hier bereits um Zusätze handelt. Wie gerade in der Karolingerzeit Juvenal fleißig gelesen wurde, ist bekannt. Von besonderer Wichtigkeit aber scheinen mir die schon in der ältesten Fassung vorhandenen Doppelscholien zu sein, die uns zeigen, daß zwei Kommentare zusammengeflossen sind, von denen wohl der eine älteren, der andere jüngeren Ursprungs ist. In Hoehlers Ausgabe ist von alledem

kaum noch eine Spur vorhanden; Scholien und Glossen sind da oft ganz bunt durcheinander gewürfelt, vgl. z. B. s. I 81 ff., wo in die Scholien zu v. 81 solche oder Trümmer von solchen zu v. 85 und 86 hineingepackt sind, sodaß ein ganz unverständliches Chaos herausgekommen ist. — Übrigens ist von Wichtigkeit, daß die Rezension der Leidener Hss identisch ist mit den jüngeren Scholien im Pithoeanus, die nach Lommatzsch ebenfalls dem 9. Jhdt. angehören; diese jüngeren Pithoeanus-Scholien sind aber, ebenso wie die Glossen (und auch die Korrekturen der zweiten Hand), aus einer anderen Juvenalhs übertragen, teilweise mit Korruptelen, sodaß wir vielleicht noch ein Stück übers 8. Jhdt. hinaufkommen, während anscheinend Isidor die obere Grenze bezeichnet. Lommatzsch geht allerdings noch viel weiter. Der Zusammenhang der Korrekturen im Pithoeanus, der Interlinearglossen und der jüngeren Scholien mit der Rezension des Nicaeus führte ihn auf die Vermutung, daß derselbe Nicaeus, der in der Subskription einiger Hss als Schüler des Servius bezeichnet wird, nicht nur den Juvenaltext redigierte,*) sondern auch einen Kommentar verfaßte, dessen Scholien und Glossen mit den Hss der neuen Rezension sich fortpflanzten und so auch in den Pithoeanus gelangten. Wie weit diese etwas kühne Vermutung sich rechtfertigen läßt, wird von einer gründlichen Untersuchung der Juvenalscholien und -glossen abhängen, zu der oben der Weg angedeutet worden ist. Mit Hoehlers Cornutusausgabe ist dabei so gut wie nichts anzufangen.

Nun ist, wie besonders Heraeus hervorgehoben hat, der Wert dieses Juvenalkommentars für uns mehr auf der sprachlichen als auf der sachlichen Seite zu suchen; um so nötiger ist es zu wissen, welcher Zeit die einzelnen Scholien angehören. Zur Erläuterung ein Beispiel: Cornutus (bei Hoehler) zu Sat. V 46 hat 'Vatinius quidam sutor Beneventanus voracissimus et ebriosus fuit'; dieselbe Fassung hat schon der Paris. s. XI (verkürzt der jüngere Leid.), dagegen haben die älteren Hss 'Vatinius fuit quidam sutor Beneventanus *meribibulus* et gulosus'. Diese Lesart ist also die ältere, während die andere höchstens bis ans Ende des 9. Jhdts. zurückgeht. —

Lommatzsch hat S. 391 ff. seiner Abhandlung die Glossen des Pithoeanus mit vielen Nachweisen veröffentlicht (vgl. aber v. Winterfeld im Philol. LVIII [1899] 295); sie stehen im engen Zusammenhang mit den zuerst von Keil 1876 und dann von Goetz (s. unter C) herausgegebenen Juvenalglossen des Paris. 7730 s. X, vgl. darüber besonders Lommatzsch S. 379 ff. Mit der Emendation und mit dem Stellennachweis einer Anzahl von Juvenalglossen dieser Pariser Sammlung befaßt sich Heraeus (No. 3), während v. d. Vliet (No. 6 und 7) Bemerkungen

*) Vgl. aber Leo, Plaut. Forsch. 43 Anm. 4.

zu Schol. Pith. I 96, VI 594, Schol. Pseudo-Corn. I 22 und Berichtigungen zu Lommatzschs Glossae Pithoeanae giebt. Beachtung verdient auch noch die Einleitung zu Friedländers Juvenalausgabe mit Beiträgen von Goetz (s. unter C) und Bücheler. — Über die Juvenalviten s. unter Suetonius. (Vgl. auch Probus.)

C. Glossographie.

1. G. Goetz, Der Liber glossarum. Abh. d. S. G. XIII (1891) No. II, 213—288.

2. Ders., De Placidi glossis II, Ind. schol. Jen. 1891.

3. Ders., De Placidi glossis III, Ind. schol. Jen. 1893/1894.

4. Ders., Colloquium scholicum Harleianum., Ind. schol. Jen. 1892.

5. Ders. De divi Hadriani sententiis et epistulis, Ind. schol. Jen. 1892/1893.

6. Ders., Über Dunkel- und Geheimsprachen im späten und mittelalterlichen Latein. B. S. G. 1896, 62—92.

7. Ders., Corpus glossariorum latinorum, vol. III. Leipzig 1892.

8. Ders., Corpus glossariorum latinorum, vol. V. Leipzig 1894.

9. Ders., Corpus glossariorum latinorum, vol. VI 1. 2, VII 1. (Thesaurus glossarum emendatarum) Leipzig 1899—1901.

10. K. Krumbacher, Colloquium Pseudodositheanum Monacense. Abh. f. W. v. Christ 307—364.

11. A. Funck, Glossographische Studien, A. L. L. VIII (1893) 369—396.

12. Ders., Vergilglossen aus dem Glossarium Cod. Vatic. 3321. Comment. Woelfflinianae 43—47.

13. G. Helmreich, Zu den Glossen von Epinal, A. L. L. VII (1892) 274—275.

14. G. Landgraf, Naevius, Apuleius, Ciceroscholien in Glossarien. A. L. L. IX (1896) 169—176.

15. G. Landgraf, Glossographie und Wörterbuch, das. 355—446; 565—566.

16. J. v. d. Vliet, Notulae ad glossas nominum, das. 302—304.

17. C. Weyman, Glossographisches, das. 546.

18. K. Dziatzko, Zu den Helmstedter Glossarfragmenten, das. 593—594.

19. W. Heraeus, Zu Keils Juvenal-Glossen, das. 594—595.

20. Ders., Zu den lateinischen Glossen, A. L. L. X (1898) 507—522.

21. Ders., Die Sprache des Petronius und die Glossen. Gymn.-Progr. Offenbach a/M. 1899.

22. W. M. Lindsay, Spätlateinische Randglossen in Nonius, A. L. L. IX (1896) 598—599.

23. H. Onions-Lindsay, The Nonius-Glosses, H.St. IX 67—86.

24. O. B. Schlutter, Latin glosses, A. J. Ph. XVII (1896) 473—484.

25. Ders., Beiträge zur lateinischen Glossographie, A. L. L. X (1898) 11—15; 187—208; 361—366.

26. A. Dammann, De Festo Pseudo-Philoxeni auctore. Comm. philol. Jen. V (1894) 1—48.

27. J. David, Hermeneumata Vaticana emendata et illustrata, das. 197—238.

28. P. Wessner, Fabii Planciadis Fulgentii expositio sermonum antiquorum, das. VI 2 (1896), 63—143.

29. A. Sonny, Zum Thesaurus glossarum, A. L. L. XII (1901) 125—128.

30. C. M. Francken, Placidus, Mn. 25, 236.

31. J. M. Stowasser, Placidus 76, 24, Z. ö. Gy. 42, 296.

32. E. G. Kenyon, Greek Papyri in the British Museum. Catalogue with Texts. Vol. II. London 1898: No. 481, S. 322—323 (Latein.-griech. Glossar).

33. C. Haeberlin, Zu dem lateinisch-griechischen Glossar. Brit. Mus. Papyrus No. CCCCLXXXI. B. ph. W. 1899, 474—475.

34. M. Pokrowskij, materialy deja istoriceskoj grammatiki latinskago jazyka (Materialien zur historischen Grammatik der lateinischen Sprache). Abh. d. Kais. Univ. Moskau, hist.-philol. Cl. Moskau 1898.

35. Ders., Glossographisches und Linguistisches zum Thesaurus glossarum, A. L. L. XI (1900) 351—360.

36. Ders., Vergilcitate in den lateinischen Glossarien (russ.) J. M. V. (?) 1899, Abt. f. klass. Philol. 15—32.

37. E. Weißbrodt, De R et L consonantium latinarum mutua ratione praecipue e glossariis latinis illustranda. Comm. philol. Jen. VI 2 (1899), 145—193.

38. O. B. Schlutter, Some celtic traces in the glosses, A. J. A. XXI 188—192.

39. Fr. Stolz, Sprachwissenschaftliches aus den lateinischen Glossen, W. St. XXII, 309—313; XXIII, 158—168.

40. W. Heraeus, Beiträge zu den Tironischen Noten, A. L. L. XII (1900) 27—93.

41. G. Goetz, Juvenalglossen, bei Friedländer, Ausg. d. Juv., Leipzig 1895, S. 106—112.

42. Glossarium latino-arabicum ed. Chr. F. Seybold = Semitische Studien von C. Bezold H. 15—17 (1900).

43. R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Kiel und Leipzig 1894.

Die gesamte aufgeführte glossographische Litteratur läßt sich unter vier Gesichtspunkte bringen:

1. Veröffentlichung von Material, No. 2, 3, 4, 5, 7, 8, 10, 22, 23, 32, 41, 42;
2. Bearbeitung des Materials zum Zwecke der Emendation, No. 9, 11, 13, 15, 16, 17, 18, 20, 24, 25, 27, 29, 30, 31, 33, 35;
3. Untersuchung des Materials nach Ursprung, Entstehungszeit, Bestandteilen u. s. w., No. 1, 12, 14, 19, 26, 28, 36, 38, 40;
4. Verwertung des Materials, No. 6, 15, 21, 34, 35, 37, 39, 43.

Natürlich ist es nicht bei allen Arbeiten möglich, sie nur in einer dieser Kategorien unterzubringen; namentlich ist die Kombination von 2 und 3, sowie 2 und 4 häufig.

Wenden wir uns nunmehr zur ersten Gruppe. Die Abhandlung von Goetz (No. 2) bringt Untersuchungen über die römischen Placidushandschriften, also eine Ergänzung zu der Abhandlung v. J. 1886 (De Placidi glossis I), die sich im Hauptteil mit der Pariser Placidushs befaßt, vgl. Goetz in Bu. J. 1891, 162; im Index scholarum von 1893/94 (No. 3) werden in der zweiten Hälfte Glossare besprochen, die mehr oder weniger Placidusglossen enthalten. Alle drei Untersuchungen bereiteten die Herausgabe der Placidusglossen im 5. Bande des Corpus glossariorum vor. Zum dritten Bande desselben Werkes stehen in Beziehung die unter No. 4 und 5 angeführten Veröffentlichungen, desgleichen Krumbachers Beitrag zu den Abhandlungen für Christ (No. 10): es handelt sich um Bestandteile der sogenannten Hermeneumata Pseudodositheana, die im Corp. gl. III (No. 7) in Verbindung mit älteren medizinisch-botanischen Werken gleichen Charakters herausgegeben sind. Der 5. Band aber enthält außer den Placidusglossen die beiden Amplonianischen Glossare, von denen das eine besonders reich an angelsächsischen Wörtern ist, sodann Auszüge und Proben aus verschiedenen anderen Glossaren (Liber glossarum, Abavus maior, A A u. a.), mehrere Spezialglossare: zu Terenz (bereits im Ind. schol. Jen. 1884/1885 veröffentlicht), zu Juvenal (früher von Keil im Ind. schol. Hal. 1876 herausgegeben), zu Nonius (hierher gehören auch

die unter No. 22 und 23 angeführten Arbeiten); endlich den Abschnitt 'De latinitate' aus der Neapler Charisiushs. Über die einzelnen Teile und die Überlieferung wird in den Vorreden der beiden Bände berichtet. — Das unter No. 32 aufgeführte lateinisch-griechische Glossar (a. d. 4 Jhdt.) ist insofern recht bemerkenswert, als die lateinischen Wörter in griechischer Schrift erscheinen. — Von dem unter No. 42 bezeichneten lateinisch-arabischen Glossar giebt Seybold einen genauen Abdruck sowohl der lateinischen Lemmata wie der arabischen Interpretamente. Der lateinische Text ist vom Liber glossarum abhängig und daher ohne selbständigen Wert. Der Anhang enthält eine Reihe von Emendationen, die Goetz beigesteuert hat. Vgl. auch dessen Anzeige in B. ph. W. 1901, 1623.

Wie zu erwarten war, hat das in den vier Bänden des Corpus glossariorum (II—V) in so reicher Fülle dargebotene Material nach verschiedenen Richtungen zu Arbeiten auf diesem Gebiete angeregt. Da sind zuerst die zahlreichen Versuche, die oft schwer verderbte Überlieferung zu bessern; die überwiegende Mehrzahl dieser Arbeiten ist im Archiv f. lat. Lexikographie erschienen. Auf sie näher einzugehen erübrigt um so mehr, als sie bereits im Thesaurus glossarum emendatarum (No. 9) nach Gebühr berücksichtigt worden sind. War früher die Benutzung des Materials nicht immer ganz leicht, namentlich für diejenigen, die sich nicht besonders in das Studium der Glossographie vertiefen konnten oder wollten, so sind nunmehr die gesamten Schätze der das Material enthaltenden Bände, noch um mancherlei vermehrt, in bequemer Form zugänglich gemacht, bis auf den griechischen Teil, dessen Bearbeitung W. Heraeus übernommen hat. Im einzelnen auf die Bedeutung des Thesaurus glossarum und den Wert dieses von Goetz geschaffenen Werkes einzugehen, kann ich wohl unterlassen, da es bereits anderweit von berufenster Seite geschehen ist; ich verweise auf die Besprechungen von Bücheler in der D. L. XXI (1900) 40—42; Gundermann in der B. ph. W. 1901, 974—984; Lejay in der R. cr. 1901, 310—312; Wöfflin im A. L. L. XI (1900) 588 und Hey im A. L. L. XII (1901) 285—286; außerdem ist der Thes. gl. von mir angezeigt in der W. kl. Ph. 1899, 629—631; 1901, 765—769. —

Von den zur dritten Gruppe gehörenden Schriften ist an erster Stelle die Abhandlung von Goetz (No. 1) zu nennen. Nach einer allgemeinen Schilderung des Liber glossarum, der eine klösterliche Encyklopädie für einen Gebildeten des 8. Jahrhunderts darstellt, bespricht Goetz im 1. Kap. die erhaltenen Handschriften; nach einer genauen Beschreibung der einzelnen Codices werden ihre gegenseitigen Beziehungen festgestellt. Kap. 2 handelt von den Abkömmlingen des L. gl. Das Glossarium Salomonis beruht im wesentlichen auf 2 Quellen:

einem gekürzten Liber glossarum (Quellexemplar Monac. 14 429 s. IX) und dem Glossar Abavus maior. Papias ist ebenfalls vom L. gl. abhängig, doch nimmt G. im Gegensatz zu Loewe (Prodromus 235) an, daß ein ungekürztes Exemplar zu grunde liege, da Papias die Zusammenziehungen selbst vorgenommen haben könne. Aus dem L. gl. ist ferner das Glossar Abba pater (6 Hss werden besprochen) geflossen, in dem meist die kürzeren Glossen exzerpiert sind. Weiter gehört hierher das griech.-latein. Glossar Absida lucida (ebenfalls 6 Hss genannt). Sodann werden noch eine Anzahl Handschriften besprochen, die eine Epitome des L. gl. oder Stücke desselben enthalten. Auf Osbern und Ugutio geht G. nicht näher ein. Kap. 3 bringt eine Untersuchung über die Quellen des L. gl. Hauptquelle sind Isidors Etymologien, die fast ganz aufgelöst, in Glossenform gebracht und eingeordnet wurden Der L. gl. geht auf einen verhältnismäßig guten Text zurück und verdient, natürlich unter Berücksichtigung der Umarbeitung, Beachtung bei der Textkritik Isidors. Von weiteren Werken desselben Autors sind Quellen des L. gl.: De rerum natura, Liber officiorum, Libri de ortu et obitu patrum, Differentiae (neben denen Isidors ist wohl noch eine andere Sammlung benutzt), endlich der Liber artium, der sich oft mit den Etymologien berührt, ohne mit ihnen identisch zu sein; wenn er nicht von Isidor selbst herrührt, so wurde er ihm doch beigelegt. Von Augustin kommt in erster Linie in betracht De civitate dei, sodann die Comm. in psalmos und in pentateuchum, die Schriften De Genesi ad litteram und Liber hypomnesticon; endlich werden genannt Aug. in decadis und omilia Augustini. Von Ambrosius ist vorzugsweise Hexaemeron benutzt, daneben die Expositio in Lucam. Weitere Quellen sind Hieronymus, Quaestiones hebraicae in Genesim, in Esaiam und in Ezechielis expositio u. a.; Gregors d. Gr. Dialogi und Moralia; Eucherius, Instructiones (vom Text des Erasmus mehrfach abweichend); Fulgentius; Junilius Africanus, Instituta regularia divinae legis; Clemens Episcopus; Hilarius, De litteris (= contra Dioscurum medicum?); Sarapion (Cassian collat. V; s. Traube in B. ph. W. 1892, 176); Origines, In Leviticum und In Josuae; Orosius, Historiae; Eutropius; Solinus. Ferner sind eine Anzahl medizinischer Quellen benutzt: Isidor, Galen, Hippocrates, Pandecti medici, Libri medicinales, Oxeo Patici (= Caelius Aurelianus de acutis passionibus). Nach kurzen Bemerkungen über den Physiologus, Audax, Paulus Abbas u. a. wendet sich G. zu den glossographischen Quellen: es finden sich Placidusglossen, die, wie G. nachweist, auf ein Exemplar der Parisinusklasse zurückgehen; Vergilglossen, die sich zuweilen mit dem Glossar C. Gl. L. IV 427 ff. berühren, zu Servius nur sehr wenig Beziehungen haben und wohl aus glossierten Vergilhandschriften stammen (die vielen Doppelglossen

weisen auf doppelte derartige Quellen hin); dazu kommen Exzerpte aus dem Vergilkommentar des Aelius Donatus (S. 67 ff. Zusammenstellung der Fragmente); Lucanglossen und gelegentlich welche zu Statius; endlich weist die Quellenbezeichnung De glosis auf ein allgemeines Glossar hin, dem wohl eine Anzahl kleinerer Glossare zu grunde liegen, die zum Teil nicht mehr erhalten sind; daher der Nachweis unter den jetzt vorhandenen Glossaren sehr schwer oder kaum möglich ist. Des öfteren ergeben sich Beziehungen zu den Glossae Abstrusa und dem großen Glossar des Cod. Vatic. 3321 (C. Gl. L. IV 1 ff.). Im 4. und letzten Kapitel behandelt G. die Frage nach dem Verfasser und der Entstehungszeit des Werkes. Während auf die erstere eine bestimmte Antwort zu geben unmöglich ist — der sogen. Ansileubus ist eine recht zweifelhafte Person —, läßt sich die Zeit ziemlich genau umgrenzen; den terminus ante quem bieten die Handschriften, die aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts stammen, den terminus post quem giebt Julianus von Toledo, gest. 690; also ist der L. gl. gegen Ende des 7. oder zu Anfang des 8. Jahrhunderts zusammengestellt worden, allem Anschein nach in Spanien wegen der Bevorzugung dieses Landes, seiner Autoren und der Goten. Eine angehängte Tafel giebt eine Textprobe aus dem Cod. Paris. lat. 11 530. — Ergänzende Bemerkungen von L. Traube finden sich in B. ph. W. 1892, 175—177.

Das große Glossar des Cod. Vatic. 3321 s. VII (im C. Gl. IV 1 ff.) ist unter anderem dadurch interessant, daß sich in ihm ohne allzu große Schwierigkeit Glossenreihen nachweisen lassen, die aus einem Spezialglossar übernommen sind. So hatte Goetz bereits im Ind. schol. Jen. 1889/90 auf eine Reihe von Terenzglossen zur Hecyra hingewiesen, wozu man Funck in der B. ph. W. 1890, 477 vergleichen möge. In seinem Beitrag zu den Commentationes Woelfflinianae (No. 12) weist Funck zahlreiche Glossen zu Vergil nach und stellt fest, daß sich nur schwache und zufällige Beziehungen zu Servius und dem im gleichen Bande des C. Gl. (IV 427 ff.) veröffentlichten Vergilglossar ergeben. — Nachtragsweise mag hier noch bemerkt werden, daß Goetz im Ind. Jen. 1888/89 S. III—V eine Anzahl Glossen aus dem bilinguen Pseudocyrill-Glossar zusammengestellt hat, die Testimonia aus Terenz, Cicero, Vergil und Sallust enthalten, und dazu die Vermutung geäußert hat, daß die Belege einer Sammlung ähnlich der des Arusianus Messius entnommen sein dürften. — Speziell mit Vergilzitaten beschäftigt sich, wie der Titel ergiebt, die Arbeit von Pokrowskij (No. 36), die mir jedoch nicht zu Gesicht gekommen ist. — Landgraf (No. 14) untersucht zunächst die Glossare des Vatic. 1469 und Cassin. 90 (C. Gl. V 520 ff. und 559 ff.) auf ihre Beziehungen zu Festus-Paulus und auf einige Naeviuszitate; sodann weist er nach, daß eine Reihe von Glossen

des Leid. Voss. 88 (das. 657) aus Apuleius, De deo Socratis gezogen sind, während andere mit dem Scholiasta Gronovianus zu Cicero (vgl. unter Ciceroscholien) aufs engste zusammenhängen. — Heraeus (No. 19) giebt Ergänzungen und Berichtigungen zu Keils Stellennachweisen im Pariser Juvenalglossar, welches nicht nur Juvenal, sondern — wenn auch spärlich — Horaz und Persius berücksichtigt (vgl. auch unter Juvenalscholien). In der anderen Abhandlung (No. 40) untersucht Heraeus die Tironischen Noten und stellt dabei fest, daß sie in vielfachen Beziehungen zu den Glossen stehen; die Sache ist so zu erklären, daß die Glossatoren die Noten benutzt haben. Besonders interessant ist das Verhältnis der Glossae Isidori (Glossae Scaligeri i. C. G. V 589 ff.) zu den Tironischen Noten (Heraeus S. 83 f.). — Über die Juvenalglossen handelt auch Goetz in der Einleitung zu Friedländers Ausgabe und macht bei dieser Gelegenheit Mitteilung von zwei von dem Pariser unabhängigen Juvenalglossaren, die sich im Cod. Harleianus 3826 s. X (Ex libro Juvenalis: V 8—VIII 249) und im Cod. Vaticanus Regin. 1392 s. XIII (De iuuenali: VI 236—X 182; I 1—VI 202) finden. Die Glossen berühren sich zum Teil mit den jüngeren Scholien zu Juvenal (vgl. z. B. Gl. Vatic. zu I 44 mit der Erklärung des Heiric). — Auf Glossen, die aus der Expositio sermonum antiquorum des Fulgentius geflossen sind, hatte bereits Goetz im Ind. Jen. 1889/90 S. III—IV hingewiesen; dies gab mir Veranlassung im Anhang zu meiner Ausgabe dieses Werkchens (No. 28) alle Beziehungen zu Fulgentius, die sich in den Glossen auffinden lassen, zusammenzustellen. — Mit dem bilinguen Glossar des Pseudo-Philoxenus (C. gl. II 1 ff.) beschäftigt sich Dammann in seiner Dissertation (No. 26), deren erster Teil De compositione glossarii handelt. Nach D. wurde dem Grundstock, in dem die alphabetische Reihenfolge bis zum dritten Buchstaben (Aba, Abd, Abe u. s. w.) durchgeführt war, eine zweite Glossenmasse zugefügt, bei der nur der erste oder die beiden ersten Buchstaben berücksichtigt waren; dadurch wurden die Reihen des Grundstockes häufig unterbrochen. Eine glatte Aussonderung der zweiten Glossengruppe lässt sich jedoch nicht vornehmen, da einzelne Glossen derselben an der richtigen Stelle eingefügt sein mögen und somit als späterer Zusatz nicht mehr erkennbar sind. Des weiteren finden sich zahlreiche Doppelglossen, die sich entweder völlig oder teilweise decken, was D. in der Weise erklärt, daß er annimmt, es sei ein gewisses Glossar zweimal verwendet worden, einmal direkt und einmal indirekt, nämlich nachdem es in ein anderes größeres Glossar aufgenommen worden wäre. Nachdem kurz auf Fälle von Glossenkompilation hingewiesen worden ist, wendet sich D. zu den drei Arten von Glossen: den lateinisch-griechischen, den lateinisch-lateinisch-griechischen und den rein lateinischen. Von den letzteren läßt sich

ein großer Teil mit mehr oder weniger Bestimmtheit auf Horaz zurückführen (sie decken sich meist mit Ps.-Acron b. Hauthal, worauf hätte hingewiesen werden können), einige auf Martial, Plautus und Vergil. Ähnlich liegt die Sache bei der zweiten Art von Glossen, deren griechische Interpretamente späterer Zusatz und einfache Übersetzung der ursprünglichen lateinischen Glosse sind. Endlich wird nachgewiesen, daß auch unter den lateinisch-griechischen Glossen nicht wenige auf Horaz zurückgehen, der ja einzeln genannt wird; darauf hatte, ebenso wie auf Cicero- und Vergilglossen, bereits Loewe Prodr. 186 hingewiesen. — Erst der zweite Teil der Dissertation bringt die im Haupttitel versprochene Untersuchung, die ihren Ausgang von der Glosse 8, 21 nimmt, in der πομπήϊος (Festus) angeführt wird. Im einzelnen versucht nun D. festzustellen, welche Glossen sich mit Sicherheit oder wenigstens mit Wahrscheinlichkeit auf Festus zurückführen lassen; allerdings nicht direkt, sondern durch Vermittelung einer aus Festus gezogenen Glossensammlung. Durch den Nachweis des Ursprungs ist es D. gelungen, manche Glosse herzustellen, die Frühere vergeblich zu emendieren versucht haben; die Resultate der Dissertation sind dem Thes. glossarum zu gute gekommen. — Vgl. die Recension von Funck in der B. ph. W. 1894, 38. — Den Aufsatz von Schlutter (No. 38) habe ich nicht gesehen.

Von den Veröffentlichungen, die zur vierten Gruppe zu rechnen sind, scheiden, als zu einem anderen Gebiet gehörig, von der Berichterstattung an dieser Stelle aus No. 34*), 35, 37 und 39, auch No. 15 kann hier füglich übergangen werden. Die Dissertation von David (No. 27) gehört größtenteils zur zweiten Kategorie; die Einleitung handelt in der Hauptsache von den Besonderheiten der griechischen Wortformen, die in den Hermeneumata Vaticana auftreten und diese von den anderen Werken desselben Charakters unterscheiden; nebenher werden die Fragen nach Heimat und Entstehungszeit mehr gestreift, da ganz bestimmte Resultate sich nicht gewinnen lassen. Die Programmabhandlung von Heraeus (No. 21) giebt eine Erläuterung der Sprache Petrons aus den Glossen, nebenbei auch aus anderen Quellen wie Tiron. Noten, Scholien, Inschriften, und ist für die Lexikographie wie für die Sprachforschung von großem Werte; näheres findet man in den Anzeigen A. L. L. XI (1899) 145; W. kl. Ph. 1899, 1177—78 (Ref.); B. ph. W. 1899, 1516—19 (Ref.); D. L. 1900, 293—94 (Lommatzsch); R. Ph. 1900 83—84 (Fabia); Z. ö. Gy. 1900, 746—47 (Swoboda); R. cr.

*) Aus der Anzeige von M. Niedermann im A. L. L. XI 437—39 entnehme ich, daß der 'glossographische Studien' betitelte Anhang enthält: 1. Versuch einer Charakteristik des sogen. kyrillischen Glossars; 2. zur Textkritik von C. gl. IV und V; 3. Quellen der Glossen des 4. und 5. Bandes des C. gl.; 4. einzelne interessante Wörter und Wendungen.

1901, 387—89 (Lejay). Eine interessante Verwertung finden die botanischen Partien der Hermeneumata (C. gl. III) durch die Untersuchungen von v. Fischer-Benzon, insofern er sie, ebenso wie die botanischen Glossare desselben Bandes, benutzt, um spätlateinische Pflanzennamen zu deuten, speziell die im 70. Kapitel des Capitulare de villis Karls d. Gr. aufgeführten. Der Anhang I enthält eine Ausgabe der betreffenden Partien mit reichlichen und wertvollen sachlichen Anmerkungen. Ich verweise im übrigen auf die Besprechungen in B. ph. W. 1894, 820—22 (Funck), W. kl. Ph. 1895 No. 10 und Z. f. Kulturgesch. 1894, 332—33 (O. Schrader), D. L. 1896, 1099 ff. (Ref.). Den Beschluß mag wieder eine Arbeit von Goetz bilden (No. 6), wenn sie gleich nur zum Teil hierher gehört. Der zweite Abschnitt handelt von der Vorrede der Anthologia Salmasiana, die schon längst als ein Muster glossematischer Latinität bekannt ist; sie setzt sich großenteils aus den Lemmata der Placidusglossen zusammen, sodaß das Placidusglossar gewissermaßen den Schlüssel zum Verständnis bildet, doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, alles zu erschließen. Als weitere Beispiele dieser aus glossematischen Wörtern zusammengefügten Dunkelsprache führt Goetz dann an das 3. B. De bellis Parisiacae urbis des Abbo von St. Germain, das Polipticum des Atto von Vercelli (Veröffentlichung des 17. Kapitels in den beiden Fassungen mit den Glossen der zweiten) und die Vorrede zu Osberns Panormia (nach 2 Münchener Hss. mit den Glossen abgedruckt).

Nachtrag.

Zu Sueton: J. M. Stowasser, Porcius Licinus über Terenz. Z. ö. Gy. 1900. 1069—75.
Fr. Schoell, Die Verse des Vallegius in der Vita Terentii. Rh. M. Ph. LVII 163 ff.
M. Ihm, Zu Suetons Vita Lucani. Hermes XXXVII 487.

Zu Nonius: H. Nettleship, Notes on Nonius. J. Ph. XXIV 1896 212—45.
W. M. Lindsay, De fragmentis scriptorum apud Nonium servatis. Rh. M. Ph. LVII 196 ff.
Ders., Sur la provenance de quelques manuscrits de Nonius Marcellus. R. Ph. 1902, 211—12.

Zu Diomedes: A. Ludwich, Das Arktinosfragment bei Diomedes (477, 4 f. K.). B. ph. W. XXII 925—26.
J. Tolkiehn, Zur Ars grammatica des Diomedes. I. W. kl. Ph. XIX 1156—59.

Zu den Terenzscholien: P. Wessner, Orcula. Amussis (zu Don. in Ter. Eun. 537 u. 539). A. L. L. XII 477—78.

Zu den Ciceroscholien: Favonii Eulogii disputatio de somnio Scipionis ed. A. Holder. Leipzig 1901.
F. Skutsch, Zu Favonius Eulogius und Chalcidius. Ph. LXI 193—200.
W. Peterson, Collations from the Codex Cluniacensis s. Holkhamicus. A ninth-century manuscript of Cicero . . . with certain hitherto unpublished scholia . . . Oxford 1901 (Vgl. Bu. J. CXIII 88).

Zu den Horazscholien: Fr. Buecheler, Coniectanea (zu Porphyrio ad c. I 2. 17 H.). Rh. M. Ph. LVII 321.

Zu den Lucanscholien: M. Manitius, Scholien zu Lukan aus einer Dresdener Handschrift (Dc. 148 s. XII). Ph LXI 317.

Zu den Statiusscholien: M. Manitius, Aus Dresdener Handschriften.
I. Scholien zu Vegetius im cod. Dc. 182 s. VIII/IX.
II. Scholien zu Statius Thebais im cod. Dc. 156. Rh. M. Ph. LVII 392 ff.

Eine Besprechung muss, soweit sie erforderlich scheint, dem nächsten Bericht vorbehalten bleiben.

Bericht über die Litteratur zu C. Sallustius Crispus 1878—1898.[1])

(Fortsetzung.)

Von

B. Maurenbrecher,

Halle.

VII. Die Historiae Sallusts.

Noch mehr als die erhaltenen Schriften Sallusts haben sich in dem 21jährigen Zeitraum, den wir hier zu besprechen haben, die Historiae der Aufmerksamkeit und der Arbeit der Fachgenossen zu erfreuen gehabt. Der Grund hierfür liegt in den Funden Haulers und in der Anregung, die durch sie und nicht minder durch die sachgemäße, vortreffliche Behandlung, die diese durch Hauler erfuhren, ausging auf die Mitforscher und der allein es zu verdanken sein wird, daß nicht weniger als 4 Gelehrte gleichzeitig dem Versuche, die Historiae neu zu bearbeiten, näher getreten sind. — Ich folge in der Besprechung der Litteratur zu Sallusts Historien derselben Disposition, wie für Catilina und Jugurthinum (siehe J. B. 1899, cap. 2. 3. 5. 6). —

§ 1. Allgemeines. Ausgaben.

Litteratur.

1. Henri Jordan, Commentationis fragmentum de Sallustii historiarum libri II reliquiis, quae ad bellum piraticum Servilianum pertinent. (Index lectionum Königsberg, S. S. 1887, Ebenda Schubert und Seidel.)

---

[1]) Vgl. Bd. 101 (1899 II) S. 165—248 (weiterhin citiert als J. B. 1899). Wenn diese Fortsetzung erst verspätet erscheint, so lag der Grund der Verzögerung nicht an Redaktion oder Verlagsbuchhandlung, sondern ausschließlich am Referenten, der leider durch verschiedene Umstände an der Vollendung gehindert wurde.

2. Paul Jürges, De Sallustii historiarum reliquiis capita selecta. (Göttinger Inaug.-Dissertation, Einbeck 1892, Vandenhoek u. Ruprecht.)

3. C. Sallusti Crispi Historiarum reliquiae, ed. B. Maurenbrecher, fasc. I: Prolegomena, 1891. — fasc. II: Fragmenta argumentis commentariis apparatu critico instructa. Accedunt indices. 1893. Lipsiae, B. G. Teubner.

[Die Inauguraldissertation: B. Maurenbrecher, Quaestionum Sallustianarum capita tria. Leipzig 1891, ist nur ein Abdruck von fasc. I S. 1—40.]

4. S. Brandt, Verzeichnis der im Codex 169 von Orleans vereinigten Fragmente von Handschriften lateinischer Kirchenschriftsteller. (Sitzungsberichte der philolog.-histor. Klasse d. Wiener Akademie, Bd. 110 [1885], S. 171.)

5. Ders., Zur Fundgeschichte der neuen Sallustfragmente. (Berliner philol. Wochenschrift VI, 1886, S. 900.)

6. E. Hauler, Ein neues Palimpsestfragment zu Sallusts Historien. (Wiener Studien VIII, 1886, S. 315—330.)

7. Ders., De novis Sallustii historiarum fragmentis. (Revue de philologie X, 1886, S. 113—131.)

8. Ders., Neue Bruchstücke zu Sallusts Historien. (Sitzungsberichte der ph.-hist. Kl. d. Wiener Akad. 113, 1886, S. 615—678.)

[Dasselbe auch separat, Wien 1887, Gerold.]

9. Ders., Die Orléaner Palimpsestfragmente zu Sallusts Historien. (Wiener Studien IX, 1887, S. 25—50, auch separat, Wien 1888, Gerold.)

10. F. Vogel, Quaestionum Sallustianarum pars altera. (Acta seminarii philol. Erlangensis II, 1881, S. 405—448.)

11. G. Landgraf, Blätter für das Bayr. Gymnasialschulwesen 31, 1895, S. 133.

12. E. Hauler, Zeitschrift f. österr. Gymnasien 1894, S. 747—60. (Beides Rezensionen von Maurenbrecher 'Historiarum reliquiae', No. 3.) —

Die Palimpsestfragmente sind ferner abgedruckt in den Ausgaben von H. Jordan (3. Aufl. 1887, vgl. J. B. 1899, S. 208, No. 2) und von Long-Frazer (2. ed. 1884, vgl. J. B. 1899, S. 219, No. 39). Sehr zahlreich sind die Sallustausgaben, welche außer Catilina und bellum Jugurthinum auch den Text der Reden und Briefe aus den Historien enthalten. Es sind dies die J. B. 1899, S. 208 ff. besprochenen folgenden deutschen bez. ausländischen (a. O. S. 217 ff.) Ausgaben: Jacobs-Wirz 7. Aufl. 1878, 10. 1894, mit Kommentar (No. 3);

A. Scheindler 1883 und 1891 (No. 7); H. Jordan 3. Aufl. 1887 (No. 2); A. Eußner 1887, 1893, 1897 (No. 4); Klimscha 1888, 4. Aufl. 1894 (No. 12); Novak 1891 (No. 13), Th. Opitz 1897, Bd. III: Reden und Briefe aus den Historien, mit Kommentar (No. 14); Vogel, Orationes selectae 1887 (nur die 4 Reden aus den Historien, nicht die beiden Briefe, ein wörtlicher Abdruck aus Eußner, vgl. J. B. 1899, S. 222, No. 74). Sodann die Editionen von Constans 1881 und 1888 (No. 27), Long-Frazer 1884 (No. 39), Marcou 1880, 1883, 1892 (No. 25), Lebaigue 1881, 1883, 1890 (No. 29). Unbekannt blieb mir: 'Sallustius, le orazioni e le epistolae contenute nelle Storie, illustrata da Fighiera', Savona 1897, Ricci.

Die größte Bereicherung erfuhr unsere Kenntnis von Sallusts Historien durch die Auffindung und Herausgabe der sog. Orleaner Fragmente. S. Brandt (No. 4) teilte den Inhalt eines Sammelcodex aus Orléans mit (Cod. 169), in welchem unter dem Text zweier Fragmente des Kommentars des Hieronymus zu Jesaias eine alte Kapitalschrift sichtbar wurde, Hauler hat den Inhalt dieses Palimpsestes bald als zu Sallusts Historien gehörig erkannt. Nach einem kurzen Hinweis auf diese Entdeckung im „Anzeiger der Wiener Akademie", 1886, No. 11 (vom 5. Mai 1886) durch v. Hartel hat Hauler dann in den 4 genannten Abhandlungen (No. 6—9) die Bruchstücke erst einzeln, dann 1887 (No. 9) in einer Gesamtedition herausgegeben. Sofort hatte er erkannt (No. 6), daß der Orleaner Palimpsest zu derselben alten Handschrift gehört, aus welcher das sog. Berliner Fragment stammt (das von Hertz veröffentlicht, dann von Bergk und Roth als sallustisch erkannt worden war), er beobachtete auch, daß die Schnitte genau ineinander passen und so in höchst willkommener Weise die Lesung zweier bisher nicht verständlicher Kolumnen des Berliner Fragmentes klar gemacht wird. Die Handschrift, die (nach No. 7) aus dem 4.—5. Jahrh. stammt und wohl Gallien zur Heimat hatte, ist, wie Hauler (Wiener Studien 10, 1888, S. 136, s. u. No. 48) später nachwies, dieselbe, aus der auch die Vatikanischen Historienfragmente aus dem 3. Buche herrühren, ein in der Überlieferungsgeschichte lateinischer Autoren wohl einzig dastehender Fall.

Hauler hat in Wien. Stud. 1886 (No. 6) zunächst die 1. 4. 5. 6. Kolumne des Palimpsestes veröffentlicht (= fr. II 42. 47. 52 M), gleichzeitig in der revue de ph. (No. 7) die col. 1—4, 8. 9, 13—15 (= fr. II 42. 43. 45. 47, 87 B. C., 98 M), dann im Wiener Sitz.-Ber. (No. 8) col. 7—10, 16—18 (= fr. II 87. 92. 93. 98 D, III 5. 6. M) und schließlich 1887 (No. 9) die gesamten Fragmente des Palimpsestes. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit und dankenswerter Akribie hat er die Lesungen des Palimpsestes wiedergegeben, mit vorsichtiger und

auf trefflicher Kenntnis des Sallustischen Sprachgebrauchs begründeten Textkritik den Wortlaut hergestellt und ergänzt, anschließend hieran auch einen guten sprachlichen Kommentar und umsichtige sachliche Erklärungen hinzugefügt. Der Text selbst ist — von einigen wenigen Kleinigkeiten abgesehen — in den 3 Voreditionen derselbe wie in der Gesamtausgabe (No. 9). Was an kleineren Beiträgen von anderen Gelehrten zur Textkritik der Palimpsestfragmente beigetragen worden ist (siehe unten § 3), steht ebenso wie die Ausgabe der Historien des Ref. (in diesen Fragmenten) durchaus nur auf Haulers Schultern. — Einen knappen Bericht über die Orleaner Palimpsestfragmente gab (nach der Wiener Ausgabe) die Berl. philol. Wochenschrift 1886, S. 770, ebenda hat Brandt (No. 5) nochmals geltend gemacht, daß ihm die erste Nachricht von dem Codex 169 und den Palimpsestblättern verdankt wird. Ferner hat Wölfflin (Archiv für lat. Lexikogr. III, 1886, S. 305/6) 1½ Spalten des Orleaner Fragm. (fr. II 87 C, D) mit mehreren beachtenswerten Textesvorschlägen bekannt gemacht.

Die Einreihung des neu gewonnenen Schatzes in die Sammlung der übrigen Fragmente hatte zunächst H. Jordan geplant, der nicht nur eine editio maior der ganz erhaltenen Werke (vgl. praefatio zur 3. Aufl. seiner Ausgabe 1887), sondern auch eine Neuordnung und Sammlung der historiae in Aussicht genommen hat. Nach seinem Tode ist ein Stück dieser Neubearbeitung herausgegeben worden (No. 1), das offenbar gerade durch die neuen Fragmente angeregt worden ist. Nach einer Einleitung über die bisherigen Ausgaben der Historien und starkem, aber berechtigtem Tadel der Ausgabe von Rudolf Dietsch (1859) behandelt er zunächst die Ereignisse des Seeräuberkrieges des P. Servilius in den Jahren 78—75 nach den spärlichen Quellen und giebt dann eine Zusammenstellung der hierher gehörigen Fragmente des 1. und 2. Buches; er zieht hierzu (in folgender Reihenfolge) die Fragmente I 127. 129. 131. 132. 130. 128 M und II 81. 84 M; aus den Nummern selbst ist ersichtlich, daß Ref. in seiner Ausgabe (No. 3, II) im einzelnen von dieser Anordnung hat etwas abweichen müssen, sowie auch, daß er noch einige Fragmente des 2. Buches mehr herangezogen hat.[1]) Nach Jordans Tode haben drei jüngere Gelehrte dieselbe Aufgabe umfassender aufzunehmen versucht, P. Jürges, der frühverstorbene Th. Böhnigk und B. Maurenbrecher (Ref.), die beiden letzteren im Anschluß an eine 1889/90 in Leipzig gestellte akademische Preisaufgabe.

---

[1]) Hauler (No. 7) bezieht auf die Geschichte des Isaurerkrieges fr. I 130, II 84. 85 M, dazu — wohl unrichtig — fr. II 39. 88. 90, Ref. selbst auf den Seeräuberkrieg fr. I 127—132, auf den Feldzug in Kilikien und Isaurien fr. II 81—86.

Der erstere hat in seiner Dissertation 1892 (No. 2) einmal eine Reihe von Einzelfragen in umsichtiger Weise behandelt und gelöst, sodann zugleich eine Teiledition der Historien und zwar die auf den 3. Mithradatischen Krieg bezüglichen Fragmente des 2., 3. und 4. Buches als 'specimen novae editionis' gegeben. Er teilte zu mehreren Sallustcitaten in Donats Terenzkommentar die von Dziatzko ihm zur Verfügung gestellte Kollation des codex Oxoniensis mit und bespricht dabei fr. I 136. II 17. 34. 101. 111 und fr. inc. 23. 25 M; dieselbe Kollation hat auch Ref. (durch C. Wachsmuths Vermittelung) benutzen können. Sodann folgen mehrere textkritische Bemerkungen, die einige Sallustfragmente mit ähnlichen Stellen solcher Autoren, die Nachahmer des Sallustischen Stiles gewesen sind, vergleichen (behandelt sind I 25. 55, 8 [= Orat. Lepidi]. IV 24. 28. 36. 66 M), schließlich werden 4 neue Fragmente mitgeteilt (fr. III 90. IV 31. inc. 18. 27 M). Der Hauptwert dieser Schrift liegt in der eingehenden und sorgfältigen Behandlung der Fragmente zum Mithradatischen Kriege (S. 24—88); Jürges erörtert erst die Chronologie dieses Krieges bis zum Jahre 70 v. Chr. (S. 24—34), vgl. darüber § 2, S. 245 ff. und stellt dann die bezüglichen Fragmente zusammen, indem er nicht nur ausreichenden kritischen Apparat, sondern besonders auch einen sehr ausführlichen sachlichen Kommentar zu denselben giebt und zu diesem die betr. Stellen der anderen Quellen heranzieht. Zwei Aufgaben waren für eine Neuedition der Sallustischen Historien vor allem zu lösen, wenn sie in der Gegenwart über die für ihre Zeit glänzende Ausgabe von Kritz (1853) hinauskommen wollte: einmal mußte versucht werden durch eingehende Interpretation und Analyse der Fragmente selbst, soweit dies möglich ist, den Zusammenhang, in welchem jedes einzelne gestanden hat, den Gegenstand, auf den es sich bezieht, und damit die Anordnung der Fragmente zu ermitteln; die zweite wichtigere Aufgabe war, durch Quellenanalyse die Historien inhaltlich wiederzugewinnen, indem man alles das zusammenstellt, was aus ihnen bei späteren Historikern exzerpiert und geschöpft worden ist. Erst in zweiter Linie mußten die Aufgaben der Textkritik und der sprachlichen Erklärung stehen: für die letztere konnte immer noch der ausgezeichnete Kommentar von Kritz genügen, während die Texteskonstituierung durch die trefflichen Ausgaben fast aller einschlägigen Grammatiker und Scholiasten auf sicherer und festerer Grundlage gestellt war, als zu den Zeiten von Gerlach, Kritz und Dietsch. Daß in dieser letzten Beziehung der von Jürges gegebene Text allen Anforderungen genügt und auf trefflicher und vorsichtiger Benutzung des heute reichlichst zu Gebote stehenden Materials beruht, kann hervorgehoben werden. Die grammatische Erklärung ist reichhaltiger, als in der Ausgabe des Ref. Auch in der sachlichen Er-

klärung und Zuweisung der einzelnen Fragmente ist ein Fortschritt über Kritz hinaus nicht zu verkennen. Freilich sind es im großen und ganzen dieselben Fragmente, die schon bei Kritz und Dietsch der Erzählung derselben Ereignisse zugewiesen sind; im einzelnen ist manches und meist zum Vorteil gegen jene geändert, aber der Zuwachs an solchen Fragmenten, die eine bestimmte Beziehung auf irgend ein von Sallust erzähltes Ereignis und damit einen gesicherten Platz haben, ist im ganzen nicht wesentlich größer als bei Kritz. Als Beispiele wähle ich einmal den geographischen Exkurs 'de situ Ponti' im 3. Buch, sodann die Geschichte der Kämpfe bei Kyzikos (von 74—73) bis zur Flucht des Mithradates nach Pontus: der situs Ponti umfaßt bei Kritz (fr. III 32 f. und III 43 ff.) **13**, bei Dietsch (fr. III 39 ff.) **14**, bei Jürges **17**, bei Maurenbrecher (fr. III 61 ff.) **20** Fragmente; die Belagerung von Kyzikos hat bei Dietsch (der hier einen Rückschritt gegen Kritz macht wie meist) (fr. III 14 ff.) **16** Fragmente, bei Kritz (III 11 ff.) **20**, ebensoviel bei Jürges, bei Maurenbrecher (fr. III 19 ff.) **24**. Ist so in Text und Kommentar ein Fortschritt bei Jürges unverkennbar, so ist er den quellenkritischen Problemen, die zur inhaltlichen Rekonstruktion der Historien führen, nur wenig näher getreten; es treten alle Quellenberichte über den Mithradatischen Krieg ohne wesentlichen Unterschied im Kommentar der Fragmente auf und ein Versuch, die Sallustische Darstellung aus den ihm entstammenden Berichten näher zu bestimmen, wird kaum gemacht.

Die Prolegomena der Historienausgabe des Ref. (No. 3 I) sollten durch Behandlung der historischen und der quellenkritischen Fragen die Grundlagen abgeben für die versuchte Rekonstruktion des ganzen Werkes im 2. Teil. Die Einleitung (S. 1—13) enthält eine knappe Übersicht über die Geschichte der Historiae im Altertum bis zu ihrem Untergang und nennt die bisherigen neueren Arbeiten sowie die erhaltenen antiken Quellen für die Jahre 78—67. Die darauffolgenden Untersuchungen sind stofflich so angeordnet, daß die wichtigsten Ereignisse gesondert untersucht werden, sowohl auf ihre Chronologie als auf die sie betreffenden Quellen hin; gehandelt wird 'de seditione Lepidi' S. 14—20, 'de bello Sertoriano' S. 20—40, 'de tumultu fugitivorum' S. 40—46, 'de bello Mithridatico tertio' S. 47—67, de bello piratico Servilii' S. 67 ff., 'de bellis in Macedonia Thraciaque gestis' S. 69 f., 'de bellis piratico et Cretensi' S. 71—76, 'de rebus urbanis' S. 76—82. Der Hauptwert ist bei diesen Untersuchungen auf das quellenkritische Moment gelegt worden, um durch Ausscheidung und Sammlung aller derjenigen Nachrichten späterer Autoren, die auf Sallust zurückgehen, ein, wenn auch stark verkürztes, Abbild der Historien zu erhalten. An den chronologischen Aufstellungen von T. I ist im einzelnen dann

in T. II noch manches zu korrigieren gewesen; gerade unter ihnen befanden sich manche von der Vulgata abweichenden Ansichten (besonders betr. des Sertorianischen und des Mithradatischen Krieges), die in einem Anhang zu Teil II 'Quaestionum historicarum epicrisis' (S 226—32) gegen Jürges, Bienkowski, Reinach (s. u.) u. a. erneut erhärtet worden sind. Die Quellenuntersuchungen haben sich im allgemeinen an die s. Z. herrschenden Ansichten angeschlossen, so z. B. für Plutarch an die Peters, der für diesen Autor Sallust als Quelle angenommen hatte, und für denselben und für Appian an die Strabohypothese Judeichs und Ottos (darüber näheres s. u. S. 252). Im einzelnen ist versucht worden, die Zerlegung dieser Autoren in ihre Quellen noch schärfer zu fassen und besonders auf die kleineren Nebenquellen (wie Frontinus, Valerius Maximus, Asconius) dabei einzugehen, in denen mehr Sallustisches stecken dürfte, als gewöhnlich angenommen wurde. Von Besprechungen der Prolegomena nenne ich als besonders gehaltvoll die den chronologischen und quellenkritischen Ergebnissen teilweise widersprechende von A. Tilley in der „English historical Review" 1892, S. 337; Hüter sagt (Jahresbericht für Geschichtswissenschaft 1891, I, S. 116) über die Quellenkritik, „den Beweis von Sallusts geistigem Eigentum bleibt er natürlich (!!) oft schuldig."

Die Fragmenta des Ref. (No. 3, II) haben folgende Anordnung: innerhalb der 5 Bücher der historiae ist der von Sallust erzählte Stoff in Kapitel, wie bei Kritz, geteilt worden; sie umfassen nach dessen Vorgang die zu einem und demselben Kriege etc. gehörigen Fragmente eines Buches, doch ist die Disposition den von Hauler (No. 8) aus dem Inhalt der Orleaner Fragmente gezogenen Schlußfolgerungen gemäß eine strenger chronologische als noch Kritz für Sallust annahm; Ref. würde heute noch weiter gehen und glauben, daß Sallust in der Anordnung seiner Erzählung in den Historien fast ganz den Jahresabschnitten gefolgt ist. Jedes dieser Kapitel zerfällt in enarratio und in die fragmenta; erstere giebt eine Inhaltsangabe vorzugsweise nur nach den Exzerptoren Sallusts; des Raumes wegen sind aber die (nach des Editors Annahme) aus Sallust geflossenen Partien nur citiert und knapp angedeutet, im Wortlaut dagegen nur solche kürzeren Stellen angeführt, die entweder mit Sallustfragmenten sich wörtlich decken oder in ihrem Wortlaut Sallustisches Stilgepräge tragen. Ref. glaubt heute, daß diese der Raumersparnis wegen vorgenommene Anordnung unpraktisch war und daß der Zweck des Ganzen, eine inhaltliche Rekonstruktion Sallusts zu erreichen deutlicher geworden wäre, wenn auch längere Stellen Plutarchs, Dios u. s. w. wörtlich aufgenommen wären. In dieser enarratio sind die Stellen bezeichnet, an welchen die einzelnen Fragmente in der Erzählung hineingehören. Die Zusammenstellungen dieser enarratio

sind ganz auf grund der Quellenanalysen von Bd. I gemacht worden, aber auch wo diese heute zu korrigieren sein werden (vgl. § 2), wird das Bild der enarratio nicht wesentlich zu ändern sein, da auch dort, wo Sallust nicht mehr als direkt benutzt angesehen werden darf, doch meist indirekt Sallustische Tradition vorzuliegen pflegt. Zu den historischen Untersuchungen des 1. Teiles treten im 2. hinzu die Quellenanalysen für die geographischen Partien der Historien, 'de situ Sardiniae' (S. 59), 'de situ Ponti' (S. 134 ff.), über Creta (S. 109) und das fretum Siculum (S. 166), für die der Editor sich meist an Müllenhoffs grundlegende Vorarbeiten anlehnen konnte. Für das Proömium (die Geschichte des Sullanischen Bürgerkrieges) ist ein Nachtrag zur enarratio im Vorwort gegeben, indem S. 15—21 ein Kapitel aus der mathesis des Firmicus Maternus I 7, § 25—38 nach Usener (und auf Useners Hinweis) wiedergegeben und mit einem Kommentar versehen wurde, der die inhaltlichen und sprachlichen Parallelen zu Sallusts Darstellung hervorhob. Für den Text, zu dem damals noch nicht die Editionen Sittls und Krolls zur Verfügung standen, wurden mehrere Kollationen Useners benutzt, er steht im wesentlichen dem Krolls näher als dem Sittls.[1]) Die fragmenta enthalten Text, knappen Apparat und einen ausschließlich auf das Sachliche und auf die inhaltliche Bestimmung ausgehenden Kommentar, am Schlusse jedes Buches folgen die Fragmente, denen eine bestimmte sachliche Beziehung fehlt, am Schlusse des Ganzen die fragmenta incerta, die keine sichere Buchzahl haben. — Für die Texteskonstituierung sind alle neueren Ausgaben der Grammatiker u. s. w. hinzugezogen worden; dazu kamen für die noch unedierten 'Adnotationes super Lucanum' Kollationen Useners, die dieser freundlichst beigesteuert hatte, für den Terenzkommentar Donats Kollationen des Oxoniensis und Parisinus von Dziatzko (vgl. oben S. 232), sowie eine des Dresdensis, für die Statiusscholien der Apparat Kohlmanns: so gewannen (ohne Verdienst des Editor) viele Fragmente ein ganz verändertes Aussehen. Eigene neue Konjekturen sind nicht zahlreich (ich erwähne die wichtigeren: fr. I 20. 88. 108. III 2. 7. 82. 88. V 21. inc. 1. 10). Die alten und die neuen direkten (Palimpsest-)Bruchstücke reizten öfters, über Jordan und Hauler in der Ergänzung und Emendation hinauszugehen; einiges mag gelungen sein, anderem hat Hauler mit Recht widersprochen, der in seiner Rezension (No. 12) treffliche Einzelbemerkungen, teils Richtigstellungen meiner Angaben teils neue textkritische Vorschläge oder Verteidigungen seiner eigenen Lesungen beigetragen hat; von wesentlicheren Neuerungen des Herausgebers wären die inhaltliche Tren-

---

[1]) I 7, § 28 giebt Kroll 'in praeturae petitione' als eigene Konjektur an, doch ist so schon a. O S. 16 stillschweigend von Ref. verbessert.

nung der beiden Blätter des fragmentum Vaticanum (fr. III 96 und 98) und mehrere neue Ergänzungsversuche in ebendemselben zu nennen. — Im Apparatus criticus, der äußerst knapp bemessen ist, hätten die Citate der Grammatiker etc. im Wortlaut angeführt werden können; dies berechtigte Desiderium hat ebenso wie den Wunsch genauerer bibliographischer Angaben in diesem Apparat Opitz (Wochenschrift f. kl. Phil. 1894, S. 673 ff.) ausgesprochen. —

Wie Kritz hat der Herausgeber besonderes Gewicht darauf gelegt, die inhaltliche Beziehung und Bestimmung der Fragmente zu fördern; er hat geglaubt, daß durch eingehende Untersuchung des Wortlautes der Fragmente die Situation, aus welcher heraus und zu welcher dasselbe geschrieben ist, sich mehr als bisher bestimmen ließe; denn auch wo eine mehrfache Möglichkeit der Einreihung gegeben ist (und dies wird meist der Fall sein), läßt sich durch Vergleich mit den andern Quellen und besonders durch genauere Prüfung der aus Sallust geflossenen Quellen die Gewißheit oder doch Wahrscheinlichkeit einer einzigen bestimmten Beziehung näher bringen. Besonders unterstützend treten hierzu einmal Übereinstimmung im Wortlaut oder in der Diktion, sodann die Thatsache, daß durch die oft fest überlieferte Buchnummer des Fragmentes von vornherein der Kreis der Möglichkeiten stark eingeengt wird. Immerhin bleibt in vielen Fällen eine solche Einreihung nur Konjektur, doch steht Ref. auch heute noch auf dem Standpunkt, daß auch eine bloße Wahrscheinlichkeit besser ist als nichts und daß man in diesen (wie in anderen Fragen) zufrieden sein muß, eine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit über andere als die mehr berechtigte hervorheben zu können. Daß der Herausgeber in dieser Bestimmung weiter gegangen ist als andere, geht aus den S. 231 für den Isaurischen und S. 233 für Einzelheiten des Mithradatischen Krieges gegebenen beiden Beispielen hervor; ich stelle hier übersichtlich die Zahl der bestimmten und auf ein Ereignis fest bezogenen und eingereihten Fragmente der drei größeren Ausgaben von Kritz (1853), Dietsch (1859) und Maurenbrecher (1893) zusammen: erklärt sind

	bei Dietsch	Kritz	Maurenbrecher
vom I. Buch	82	82	136
„ II. „	51	62	98
„ III. „	70	85	106
„ IV. „	62	63	81
„ V. „	16	20	27

Entsprechend sind die Zahlen der buchlosen unerklärten Incerta fragmenta kleiner, es sind bei Dietsch 122, Kritz 94, Maur. 38.

Die Gesamtzahl der Fragmente hat sich — eingerechnet die neugefundenen Palimpsestbruchstücke aus Orléans — in dem hier be-

handelten Zeitraum nicht wesentlich vermehrt und ist auch in des Ref. Ausgabe nur wenig größer als bei Kritz. Neue Fragmente hat F. Vogel 1881 (No. 10, S. 432—441) durch Vergleich mehrerer stilistischer Imitatoren Sallusts zu gewinnen gesucht, so erschloß er aus Dictys II 21 und Hegesippus II 4, 28 die Floskel impetrari nequitum est (vgl. Jug. 31, 8), aus Dict. II 2, Ammian. Marcell XIV 2, 13 und Heges. III 23, 10 die Worte maiora viribus aggressus (vgl. Jug. 89, 3), aus Dict. I 3, Symmach. epist. VI 5, Justin. II 13, 2 fama ut fieri amat in maius extollens als Sallustisch, mit Unrecht m. E., denn hier sind der Möglichkeiten des Ursprungs dieser Phrasen so viele, daß es mir zu gewagt erscheint, sie direkt Sallust und gar den Historien zu vindizieren. Anders sind die Fälle, in denen auch aus inhaltlichen Gründen Sallustischer Ursprung nahe liegt. Vogel hält so Florus II 8 'Spartacus Crixus Oenomaus effracto Lentuli ludo cum septuaginta haut amplius eiusdem fortunae viris erupere Capuam' unter Vergl. von Comment. Bern. ad Lucanum II 554 für ein Sallustisches Fragment (= fr. III 90 M), ebenso die Worte 'adfluentibus in diem copiis cum iam esset iustus exercitus', vgl. Sulpic. Sever. chron. II 20, 2 '*multis* ad eum *confluentibus speciem iusti exercitus effecerat*' und schließlich aus der Geschichte des Marius Exuperant. 'de ergastulis erutis servis exercitum confecerunt unter Vergl. mit Aurel. Victor de vir. ill. 67 'ruptis ergastulis exercitum fecit'. In allen 3 Fällen ist nicht nur stilistische Imitation Sallusts, sondern auch Benutzung desselben als Quelle für dasselbe erzählte Ereignis sicher, wir werden demnach mit Recht in ihnen Fragmente Sallusts zu sehen haben; für die erste Stelle hat sich dies inzwischen (fr. III 90 M) glänzend bestätigt durch ein Citat in Horazscholien. Ref. bedauert demnach, in der 2. und 3. Stelle die Citate nur in die enarratio und nicht als selbständige Fragmente aufgenommen zu haben; er hätte hierin Vogels Vorgang folgen müssen. — Außer den 4 von Jürges neu aufgenommenen Fragmenten der Historien (s. o. S. 232) und den Orleaner Bruchstücken sind dann in des Ref. Sammlung noch 9 Stellen aus Scholien und Grammatikern hinzugekommen, die bisher übersehen waren oder durch neues Material und neue Lesungen gewonnen wurden (fr. I 48. 96. IV 9. 35. V 27. Incerta 11. 21. 28. 31, von diesen 2 von Wölfflin, 2 von Schmitz, 1 von O. Müller schon früher beobachtet); auf fr. V 27 (aus dem Placidusglossar) machte (ohne Wölfflins Vorgang zu kennen) Heraeus 'Jahrbücher für klass. Philol.' Bd. 133, 1886, S. 717 Anm. nochmals aufmerksam. Ferner kamen hierzu 5 neue Fragmente aus den Lucanscholien, deren Lesarten Usener dem Herausgeber vermittelt hatte (fr. I 10. 31. III 67. 72. 78 M, von denen 2 schon früher von Usener veröffentlicht) und einige Fragmente, die

gerade die Ausgaben des 19. Jahrh., obgleich jene früher bekannt waren, vergessen hatten (z. B. I 73. 95. III 22 M). Andererseits mußten aber mehrere Fragmente aus den Sammlungen von Kritz und Dietsch wieder entfernt werden, die auf falscher oder unzuverlässiger Überlieferung beruhten, s. hierüber Maurenbrecher, Teil II S. 210 ff. in einem Anhang 'de locis falso antea pro fragmentis historiarum Sallustianarum habitis'. So kam es, daß die Gesamtzahl nicht wesentlich gewachsen ist, denn Kritz hat 513, Dietsch 506, Maurenbrecher auch nur 527 Fragmente gezählt. Aber auch von ihnen wird noch einiges zu streichen sein. So ist fr. I 60 M gar keine Salluststelle, sondern, wie schon H. Keil und L. Müller (Rhein. Mus. 24, S. 242) sahen, ein Septenar, also ein Komödienfragment (Comici ed. Ribbeck, fr. inc. pall. 59) und fr. II 68 ist nach neueren Kollationen nur ein anderes Citat zu III 45 (Weßner, Berl. philol. Wochenschrift 1900, S. 1436). Hinzugekommen ist seitdem nur ein Citat aus den Placidusglossen (Corp. gloss. lat. V S. 136) „praevertimus, dum aliquid praemittimus, Sall. neu praeverteret de se natos“ (desenatos cod., verb. von Wölfflin); Wölfflin versteht (nach freundlicher brieflicher Mitteilung) dies höchst ansprechend im Sinne von 'vorziehen', vgl. Plaut. Amph. 528 'ne me uxorem praevertisse dicant prae re publica', ebenso später Heraeus (Archiv f. lat. Lexik. IX, 1896, 597); Hauler hat dies Citat auf fr. III 98 C, 20 bezogen ('celeritate praeverterent de re nuntios', wo im Vaticanus nach 'praeverterent' eine Lücke von 4 Buchstaben ist) (s. u. No 48), was Landgraf (No. 11) billigt, indem dann neu aus 'Sall. h. III' oder 'Sall. in III' korrumpiert worden sei; doch scheint mir der Überlieferung nach die Wölfflinsche Annahme näher zu liegen.

Der Ausgabe des Ref. Bd. II ist schließlich ein dreifacher Index mitgegeben, 1. Tabula fragmentorum, eine Vergleichung der Fragmentnummern nach Dietsch und Kritz, 2. Index nominum atque historicus (in dem auch die 'enarrationes' der 5 Bücher mit hineingezogen sind, nicht nur die wörtlichen Fragmente, 3. Index verborum (nicht ohne Druckfehler); „une table des auteurs qui ont gardé les fragments“ hat hierzu Lejay (Revue critique 1894, S. 430) gewünscht.

Von den oben S. 229—30 genannten Ausgaben, welche auch die Reden und Briefe aus den Historien enthalten, hebe ich besonders die von Eußner, von H. Wirz und Th. Opitz hervor. Im allgemeinen gilt von diesen dasselbe, was auch über ihre Edition der erhaltenen Schriften gesagt wurde (vgl. J. B. 1899 S. 209 ff.). Eußners Text zeichnet sich durch ein vorsichtiges Festhalten an der Überlieferung des Vaticanus aus, er geht in diesem Konservativismus sogar so weit, auch gegen die Zeugnisse antiker Quellen an V festzuhalten; so liest er Orat. Philippi 14 'concordiae gratia tribuniciam potestatem restitui'

(mit V), wo man meist aus Priscian ein testimonium für den Text 'plebei trib. p. restitui' herauslesen wollte (letzeres gewiß falsch, vgl. Ref. Comm. zu fr. I 73), und Orat. Licinii Macri 14 schreibt er 'omittendum morem' mit V gegen Arusianus (der amittendum morem hat). In dem Pompejusbrief dagegen hat er aus dem Orleaner Palimpsest auch gegen V Lesarten entnommen. — Wirz hat auch in den Reden und Briefen seinen Text durchaus selbständig sowohl gegenüber seinem Vorgänger Jacobs als auch gegen Jordan gestaltet. Er neigt zur Aufnahme von Konjekturen, so hat er nicht weniger als 7 mal eigene Vermutungen (wie Ref. glaubt an allen 7 Stellen unnötigerweise) in den Text hineingesetzt, in anderen Fällen aber ist er auch gegen seine Vorgänger zur Überlieferung zurückgekehrt. Ausgezeichnet ist auch für diese Partien sein Kommentar, der hier naturgemäß mehr das Historische als das Sprachliche betrifft, und der Benutzung auch der neueren Litteratur zeigt. Sprachliches und Sachliches ist gleichmäßig berücksichtigt in dem trefflichen Kommentar von Opitz, der ebenso wie Wirz jedes Stück durch eine kurze historische Einleitung einführt und beleuchtet. —

Von allgemeinen Fragen über die Sallustischen Historien sind schließlich aus dieser Periode zwei nicht unwesentliche behandelt worden, einmal diejenige der Geschichte des Werkes im Altertum und des Zeitpunktes seines Unterganges, sodann die Frage, ob die Historien von Sallust überhaupt vollendet sind. Die erste hat F. Vogel (No. 10), S. 426—432 behandelt (de fatis historiarum Sallustii); er weist nach, daß die Historien gelesen sind nur bis zum 5. Jahrhundert n. Chr., die späteren Autoren, die sie nennen oder Fragmente aus ihnen anführen, haben diese aus zweiter Hand, besonders gilt dies auch von Priscian und Isidor; der letzte, der die Historien noch aus eigener Lektüre kannte, war Augustinus. Mit den Resultaten der von Vogel gegebenen Skizze stimmt heute überein, daß (nach Haulers und anderer Urteil) auch der Orleaner Palimpsest noch aus dem 4.—5. Jahrhundert stammt; jene alte Sallusthandschrift, deren Teil er ist, wurde etwa im 8. Jahrhundert zerrissen, und das ist die Zeit, nach welcher, wie Vogel lehrt, das neu erwachte Interesse für Sallust wieder beginnt. Eine knappe Übersicht über die Geschichte der Historien giebt (zum Teil im Anschluß an Vogel) auch Maurenbrecher (No. 3) Teil I, S. 10 ff. — Daß die Historien von Sallust unvollendet hinterlassen seien, hatte schon Teuffel (Litt.-Gesch. § 205), wenn auch zweifelnd, vermutet, dasselbe hat — ebenfalls nur vermutungsweise — Hauler (Zeitschr. f. österr. Gymnasien 40, 1889, S. 313) als Möglichkeit hingestellt. In den Prolegomena (No. 3, I) S. 71 hat dann Ref. zu beobachten geglaubt, daß der Krieg des Q. Metellus Creticus in Kreta von 69—67, der im

5. Buche der Historien hätte erzählt werden müssen, überhaupt von Sallust gar nicht berichtet worden ist; als Ursache hierfür bleibt dann freilich nur die Annahme übrig, daß Sallust die Historien nicht mehr hat vollenden können. Außer dieser inhaltlichen Lücke führte Ref. noch 2 Argumente für diese These an, einmal, daß die Zahl der Fragmente des 5. Buches so unverhältnismäßig gering ist gegenüber derjenigen der anderen 4 Bücher, sodann daß bei Cassius Dio, der Sallust exzerpiert hat, der dem 5. Buche entnommene Stoff wirklich nur 3 Kapitel umfaßt. Die Vermutung selbst, der auch Tilley (a. a. O.) zugestimmt hat, halte ich auch heute für richtig,[1]) obwohl gerade der Ausgangspunkt mir nicht mehr beweiskräftig erscheint, denn daß wir keine Fragmente über die Unterwerfung Kretas durch Metellus besitzen oder zu besitzen glauben, kann auch darin seinen Grund haben, daß wir bei dem gänzlichen Mangel an anderen Quellen über die Details dieses Feldzuges einfach nicht mehr imstande sind, etwa vorhandene Fragmente auf diese Ereignisse zu beziehen. —

§ 2. Inhalt und Quellen der Historien.

Die historische Litteratur dieses Zeitraumes, soweit sie die Geschichte der Jahre 78—67 v. Chr. betrifft, gehört in den Rahmen dieses Berichtes nur insofern sie zur Festlegung der Ereignisse selbst und zur Kommentierung der Fragmente dienen kann, die quellenkritische (gerade für diesen Zeitraum recht reiche Litteratur) ist für die Historien aber von höchster Wichtigkeit, da allein die Quellenkritik eine Grundlage abgeben kann für die Rekonstruktion des verlorenen Werkes. Sie muß also ebenfalls in diese Besprechung hineingezogen werden.

Litteratur.[2])

13. Schnorr von Carolsfeld, Die Reden und Briefe bei Sallust. Leipzig (Teubner) 1888 (gekrönte Preisschrift).

Hierzu wichtig die Besprechung von Hauler, Zeitschr. f. öst. Gymn. 40, 1889, S. 308 ff

14. Eug. Linden, De bello civili Sullano. (Diss. inaug.) Freiburg i. B. 1896.

15. Jos. Franke, Der Angriff des M. Lepidus und M. Brutus auf das Reformwerk Sullas. (Jahrbücher f. kl. Philol. 147, 1893, S. 49—63.)

---

[1]) Auch Bonnet (Revue des études anciennes II, 1900, S. 117 ff.) hat jetzt zugestimmt.

[2]) Diejenigen Schriften, die dem Ref. nicht selbst vorgelegen haben, sind mit einem Stern bezeichnet.

16. Edler, Quaestiones Sertorianae. (Diss. inaug., Münster.) Herford 1880.

17. P. von Bienkowski, De fontibus et auctoritate scriptorum historiae Sertorianae. (Pamiętnik Akademii Umiejętności w. Krakowie [Denkschriften der Akademie von Krakau, philol.-philos.-histor. Abt.] VIII, 1890, S. 56—109.)

Hierzu Rezension von Jejienicki, Zeitschr. f. öst. Gymn. 43, 1892, S. 438—43.

18. P. von Bienkowski, Kritische Studien über Chronologie und Geschichte des Sertorianischen Krieges (Wiener Studien 13, 1891; I. S. 129—158. II. S. 210—230.)

19. Th. Reinach, Mithridate Eupator, roi de Pont. Paris 1890. Dasselbe mit Berichtigungen und Nachträgen des Verf. ins Deutsche übertragen von A. Götz, Leipzig (Teubner) 1895. (Citiert ist hier nach der deutschen Ausgabe.)

20. Reinach, Rezension von H. Jordan, Sallusti op. ed. 3, 1887. (Revue critique XXI. 2, 1887, S. 262—64.)

21. H. Bernhardt, Chronologie der Mithridatischen Kriege und Aufklärung einiger Teile derselben. (Progr. d. Realgymn. Dortmund 1896, zugleich Inaug.-Diss. Marburg 1896.)

*22. Beversen, De L. Licinii Luculli vita ac moribus commentatio. (Diss. Groningen 1888.)

*23. Bonghi, Spartaco (Atti della reale Academia di scienza morali di Napoli, 16 (1880).

*24. Maggipinto, Spartaco. Conferenza storica. Napoli 1892.

25. F. Münzer, Der erste Gegner des Spartacus. (Philologus 55 [N. F. 9] 1896, S. 387—89.)

26. C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig (Hirzel) 1895.

*27. Lely, Plutarchus et Appianus de bellis Mithridaticis. Amsterdam 1879.

28. Fr. Reuß, De Jubae regis historia Romana a Plutarcho expressa. (Progr. Gymn.) Wetzlar 1880.

29. Fr. Arnold, Untersuchungen über Theophanes von Mytilene und Posidonius von Apamea. (Jahrbücher f. kl. Phil. 13. Suppl.-Bd., S. 79—150) Leipzig 1884 (schon 1882 erschienen).

30. Ant. Gleitsmann, De Plutarchi in Luculli vita fontibus ac fide. (Diss. inaug. Erlangen.) München 1883.

31. Schacht, Die Hauptquelle Plutarchs in der vita Luculli. (Gymn.-Progr.) Lemgo 1883.

32. W. Judeich, Cäsar im Orient. Kritische Übersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis Oktober 47. Leipzig 1885.

33. C. Vogel, Quaestiones Plutarcheae. (Marburg. Diss. inaug.) 1889.

34. P. Otto, Strabonis ἱστορικῶν ὑπομνημάτων fragmenta, colleg. et enarravit adiectis 'Quaestionibus Strabonianis' P. O. (Leipziger Studien, 11. Suppl.-Bd.) 1889.

35. E. Kornemann, Die historische Schriftstellerei des Asinius Pollio. (Jahrbücher f. kl. Phil., 22. Suppl.-Bd. 1896, S. 557—692.)

36. E. Schwartz, Appianus. (Pauly-Wissowa, Realencyklopädie II, 1896, S. 216—237.)

37. Schwartz, Cassius Dio. (P.-Wiss. Realenc. III, 1899, S. 1684—1721.)

38. Clifford H. Moore, Julius Firmicus Maternus, der Heide und der Christ. (Diss. inaug.) München 1897.

38a. E. Wölfflin, Firmicus Maternus. (Archiv. f. lat. Lexikogr. X, 1898, 433.)

Eine synchronistische Zusammenstellung der Ereignisse des (von Sallust nur im Proömium des 1. Buches erzählten) Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla bietet Linden (No. 14) S. 27 f. Der ausführliche Aufsatz von Franke (No. 15) behandelt mit gesundem Urteil den Aufstand des Lepidus vom Tode Sullas bis zum Untergang des Lepidus (Sallust B. I—II) in sorgfältiger Zusammenstellung der von den Quellen berichteten Ereignisse. Von Einzelheiten hebe ich zweierlei hervor, einmal die richtige Bemerkung, daß die wirkliche Rede des Lepidus nicht, wie Sallust es will, bei Lebzeiten, sondern erst nach dem Tode Sullas gehalten sein wird, Sallust habe diese Verschiebung der Hervorhebung des Lepidus wegen gemacht; sodann die Feststellung, daß die von Lepidus veranlaßte lex frumentaria (auf die sich auch Orat. Philippi § 6 beziehe) 77 wieder abgeschafft und erst im Jahre 73 erneuert worden ist. Dagegen sind die Ereignisse des Jahres 77 m. E. nicht richtig von Franke angesetzt; er setzt zwischen die Niederlage des Lepidus vor den Thoren Roms und die Schlacht bei Cosa noch die Gefangennahme des Scipio durch Pompeius in Alba; doch können zwischen beiden Kämpfen nur wenige Tage Zwischenraum gewesen sein, denn nach fr. I 81 M und Exuperantius ist Lepidus in überstürzter Eile von Rom abgezogen, hatte also keine Widerstandskraft mehr; die Überwältigung der oberitalischen Häupter der Revolution, Brutus und Scipio, durch Pompejus muß vor dem Treffen bei Rom schon vollendet gewesen sein (vgl. auch Ref. No. 3, Teil II, S. 22). —

Die Chronologie der Ereignisse des Sertorianischen Krieges ist vielfach strittig gewesen, so weichen in dieser die Arbeiten von Edler (No. 16), Bienkowski (No. 18) und Maurenbrecher (No. 3, I S. 20 ff.) nicht unwesentlich ab. Edler stellt S. 7—13 die Nachrichten über des Sertorius Thätigkeit im Bürgerkriege zusammen, seine Behandlung des Sertorianischen Krieges selbst ist nicht frei von schlimmen Irrtümern: so hält er S. 15 einen „Prokonsul" L. Domitius und den Legaten Cn. Domitius für zwei verschiedene Personen und identifiziert den ersteren mit L. Domitius Ahenobarbus, Konsul von 94 (der doch 79 gar nicht mehr lebte!), während der Statthalter von Hispania citerior i. J. 79 (nach Ref. No. 3, I S. 21) M. Domitius Calvinus hieß; der Statthalter von Gallien 78 soll identisch mit C. Manlius Maximus, Konsul 105 (!), sein; bei Segovia fielen nach ihm (S. 27) noch „Hirtuleii fratres" (vgl. Ref. No. 3, I S. 38), schließlich hält er gar Q. Metellus Pius (79—72 in Spanien) und Q. Metellus Creticus (Konsul 69) für eine Person. — Dagegen hat v. Bienkowski den einschlägigen historischen Fragen eine eingehende und sorgfältige Untersuchung gewidmet. Die wichtigeren Differenzpunkte in der Chronologie dieses Krieges sind folgende: Datum der Ankunft des Pompejus in Spanien: Edler S. 18, Bienkowski S. 210, ebenso Hauler (No. 8 S. 661 Anm.) und Tilley (Engl. hist. Review 1892, 337) treten mit Mommsen für den Herbst 77 ein, dagegen versuchte Ref. I S. 23 den Ansatz Gerlachs und Drumanns in das Jahr 76 wieder zu Ehren zu bringen, gegen Bienkowski und Tilley wird dies II S. 226 erhärtet. Hiermit steht in Zusammenhang die Datierung der Ereignisse des Liviusfragments aus Buch 91, Edler und Bienkowski nehmen für sie den Winter 77—76, Ref. I S. 25 Winter 76—75 in Anspruch. Die Schlacht bei Segovia setzt Bienk. S. 146 ins Jahr 80 und hält sie nicht für identisch mit dem Gefecht, in welchem 75 Hirtuleius fiel, weil Florus sie mit den Niederlagen des Domitius und Thorius zusammen nennt; ich glaube dagegen, daß ins Jahr 80 kein römischer Sieg fallen kann, da gerade damals ganz Hispania ulterior (unter Fufidius) an Sertorius verloren ging. Florus beweist nichts dagegen, da er ganz unchronologisch erzählt und (wie aus dem Ausdruck *oppressi* und der Gegenüberstellung von Hirtuleius und Domitius folgt) offenbar die Vernichtungsschlacht von 75 meint. Die Schlacht bei Valentia verlegt Bienk. S. 214 gegen Mommsen zwar ins Jahr 76, aber nach der Schlappe von Lauron, dagegen Ref. I S. 26 und Bd. II (zu fr. II 54) ins Jahr 75; die Schlacht bei Italica verlegte Ref. I S. 26 'exeunte anno 76', aber ebenda S. 36 in den „Hochsommer" desselben Jahres, Bienk. S. 216 in den August.

Den Krieg des Servilius gegen die Seeräuber und Isaurer behandelt Jordan (No. 1); den Widerspruch zwischen Livius (Eutrop),

der von einem triennium, und Cicero, der von fünfjährigem Imperium redet, läßt J. ungelöst, hierüber sowie über die Chronologie dieser Expedition vgl. Ref. (No. 3) I S. 67 f. Der Feldzug hat, wie jetzt aus dem Orleaner Fragment mit Sicherheit zu schließen ist, von 78—75 (also 4 Jahre) gedauert und zerfiel in die beiden Phasen, den Seekrieg nebst Eroberung der Küstenstädte von Lykien und Pamphylien i. J. 78 (Sallust 1. Buch) und den dreijährigen Landkrieg in Cilicien und Isaurien 77—75 (Sallust B. II); hierbei ist, wie Ref. a. a. O. aufgestellt hat, von der Eroberung eines zwiefachen Corycus bei Sallust die Rede gewesen, die bisher — und von Jordan ebenfalls — verwechselt worden sind: des Corycus (der alten Stadt Attaleia) in Pamphylien und der gleichnamigen Stadt in Cilicien. Die Ereignisse des Isaurerfeldzuges, deren Schluß (Eroberung von Isaura vetus und Übergabe von Isaura nova) im Orleaner Palimpsest (fr. II 87 M) erzählt ist, bespricht ebenfalls Hauler (No. 7 u. 8); eine Meinungsverschiedenheit über die Ansetzung dieser Dinge ist zwischen Hauler und dem Ref. nur über die von Frontin erzählte Einnahme Isauras durch Ablenkung eines Flusses und Ausdürsten entstanden. Hauler bezog dies auf Isaura nova, setzt also die von Frontin erzählten Dinge hinter die Ereignisse des Orleaner Fragments an, da die geographische Lage bei Isaura vetus ein solches Strategem unmöglich mache, dies aber sehr wohl bei der Neustadt geschehen sein kann; Ref. dagegen ließ dies von Isaura vetus gesagt sein auf grund der Sallustischen Worte fr. II 87 B „egestate aquae coacta deditio est“ und der Thatsache, daß nach der von Sallust erzählten Übergabe der Neustadt von einer Belagerung nicht mehr die Rede sein konnte; danach gehört die Nachricht Frontins vor den Ereignissen des fr. II 87 und Sallust hat, wie oft, aus topographischer Unkenntnis einen Schnitzer gemacht. Hauler hat 1895 (Wiener Studien 16 S. 250) demgegenüber an seiner ersten Ansicht festgehalten, ich möchte zur Begründung der meinigen nochmals auf Komm. zu fr. II 87 hinweisen; nach der in den letzten Worten dieses Fragments gegebenen Schilderung der Situation ist eine förmliche Belagerung (und dabei Ablenkung des Stromes mit langwierigen Erdarbeiten) eine militärische Unmöglichkeit; hier blieb dem Servilius nur mehr der gewaltsame Angriff durch Sturm übrig. Und warum sollte Sallusts Darstellung durch gewaltsame Interpretation gerettet werden? Denn dies ist ja nicht das einzige Mißverständnis des oft flüchtigen Autors. Haulers Vermutung, daß er „gewiß Daten aus dem Munde dieses tüchtigen, dem Kreise Cäsars nahestehenden Feldherrn verwertet habe“, bleibt ohne weitere Argumente.

Zu lebhafter Diskussion hat die Chronologie des Mithradatischen Krieges Anlaß gegeben, welche schon von Drumann, Ihne

und Neumann einerseits[1]) und Mommsen andererseits verschieden angesetzt worden war. Die Ansichten der ersteren hat Reinach (No. 19) S. 313 ff. in einer Darstellung des 3. Mithr. Krieges — oder wie er ihn treffend nennt, des „bithynischen Erbfolgekrieges" — aufgenommen und dahin präcisiert, daß der Tod des Nikomedes von Bithynien zwischen Oktober und Dezember des Jahres 74 falle, der Beginn des Feldzuges aber erst ins Jahr 73, die Belagerung von Kyzikos 73/72, der Zug des Lucullus ins Innere (nach Cabira) erst 71 anzusetzen seien. Für das Datum des Todes des Nikomedes ist ihm ein Hauptargument die Existenz von Münzen mit dem Jahre 224 der bithynischen Ära (= Spätherbst 74), für die Datierung des Krieges stützt er sich auf Velleius II 33 und die von Cicero Acad. prior. II 1,1 erwähnte Konsulatsführung des Lucullus 74 in Rom; das seiner Datierung der Kämpfe um Cabira entgegenstehende Zeugnis Phlegons wird durch Textes-konjectur beseitigt, die Angabe Memnons (c. 55), Mithradates habe zwischen der Niederlage von Cabira und dem Beginn des Römisch-Armenischen Krieges 69 20 Monate in Armenien geweilt, wird auf Herbst 71 bis Frühjahr 69 bezogen. Reinach hatte schon früher (No. 20) darauf hingewiesen, daß nach dem Zeugnis des Orleaner Sallustfragmentes 74 L. Octavius Statthalter von Cilicien war, daß also der Feldzug unter Lucullus erst 73 habe beginnen können. Den Standpunkt Reinachs und dessen Argumente hat dann Jürges (No. 2) S. 24—34 näher ausgeführt und zu begründen versucht. Dagegen hat Ref. (No. 3) Teil I, S. 47 ff. die Ansetzung Mommsens zu verteidigen unternommen und dies im Anhang zu Teil II (S. 228) gegen Reinach, Jürges und Tilley (English historical Review 1892, S. 337) weiterhin erhärtet. Meine Argumente waren (und sind noch heute), daß Cicero in Übereinstimmung mit Livius bezeugt, daß Cotta und Lucullus als Konsuln, (nicht als Prokonsuln) nach Asien gegangen sind, daß nach Plutarch Lucull. c. 33 die Belagerungen von Kyzikos und Amisos in zwei aufeinanderfolgenden Wintern und nach Phlegon die Kämpfe bei Cabira im 3. Winter stattgefunden haben (also W. 74/73, 73/72, 72/71) und daß nach Sallust (Buch II) der Tod des Nikomedes und das Bündnis zwischen Mithradates und Sertorius noch im Laufe des Jahres 75 geschehen sind. Über die von Jürges und Reinach angeführten Gründe, besonders über die Ansetzung der bithynischen Münzen siehe Ref. II a. a. O.; ich bemerke hierzu ferner, daß Cicero Acad. II 1,1 nicht

---

[1]) Ed. Meyer, Geschichte des Königreiches Pontos (Habilitationsschrift Leipzig 1879) giebt S. 106 f. nur einen ganz knappen Abriß der Ereignisse der Römerkriege des Mithradates, auch er setzt den Tod des Nikomedes ins Jahr 75.

gegen Mommsens und meine Datierung spricht, da Lucullus jedenfalls bis zum Tode des L. Octavius — also doch wohl mehrere Monate — als Konsul in Rom weilte, und daß die 20 Monate des Mithradates in Armenien nur auf die Ansetzung des Falles von Cabira in das Frühjahr 71 (April oder Mai) passen (20 Monate = Mai/Juni 71 bis Januar/Februar 69). — Für Ref. und gegen Reinach und Jürges tritt schließlich H. Bernhardt (No. 21) S. 17 f. ein: er führt (außer den von Ref. benutzten Gründen) zwei beachtenswerte Argumente an, einmal, daß auch Appian Mithr. c. 72 Lucull als Konsul entsendet sein läßt (ὑπατεύειν καὶ στρατηγεῖν αἱρεθείς) und dann, daß (nach Reinachs Erwähnung) von Mithradates im Winter 74/73 in Parion Münzen geprägt worden sind: da dies nicht nach der Befreiung von Kyzikos und der Flucht des Königs geschehen sein kann, wird auch hierdurch die Belagerung von Kyzikos auf Winter 74/73 festgelegt.

Von einzelnen Ausführungen über die Ereignisse des 'bithynischen Erbfolgekrieges' erwähne ich hier folgendes: Jürges (No. 2) S. 38 meint, daß die Vererbung Bithyniens an Rom durch Testament des Nikomedes von allen Autoren und so auch von Sallust erzählt sei, während Ref. (I S. 58—59) dies als Livianische romfreundliche, aber falsche Tradition hingestellt hat: ich betone hier nochmals, dass nach Sall. fr. II 71 M und Epist. Mithr. (IV 69) § 9 Sallust es mindestens offen gelassen hatte, ob der bithynische Praetendent legitim sei oder nicht, daß er also die (auch heute allgemein recipierte) fable convenue vom Testamente des Nikomedes nicht erzählt haben kann, und dann wird wohl der (a. a. O. citierte) Ciceroscholiast auf Sallust zurückgehen; an und für sich hat natürlich diese der offiziellen Version widersprechende Überlieferung den Schein der Wahrheit für sich.[1]) Gegen Jürges hatte ich T. II S. 229 behauptet, daß Cotta 74 vor Lucull in die Provinz abging; dies ist aber nach Plut. Luc. 6 falsch: der Hergang war folgender: im Frühjahr geht Octavius nach Cilicien, etwa im Mai erfolgte der Angriff des Mithradates auf Bithynien und die Propontis, etwa gleichzeitig stirbt Octavius, nun werden beide Konsuln nach Asien geschickt, Cotta trifft noch im Hochsommer in seiner Provinz ein (Chalkedon), Lucull ist erst später auf den Kriegsschauplatz gekommen (Herbst und Winter), da er erst nach Kilikien mußte und erst von dort mit seinem Heer und der kilikischen Besatzung nach Kyzikos vorrückte. — Schließlich habe ich anzuführen, daß Reinach a. a. O. die Einnahme der Pontusstädte mehrfach richtiger, als ich es gethan,

[1]) Unentschieden läßt diese Frage Ed. Meyer (a. o. S. 38 a. O. S. 106), er sagt „als die Römer 75 in Bithynien einzogen, ohne sich um einen angeblich ehelichen Sohn des Nikomedes zu kümmern" u. s. w.

ansetzt: die Belagerung von Herakleia ist von 72—70, der Fall von Sinope in das Frühjahr 70, derjenige von Amaseia in den Herbst 70 zu datieren.

Die Kriege in Makedonien und Thrakien sind vom Ref. (No. 3) T. I S. 69 ff. anders angesetzt worden, als meist bisher, nämlich der Feldzuge des Appius Claudius in die Jahre 77 und 76 (nicht schon 78), der des Curio nicht von 75—73 sondern 76—74, da Curio als Nachfolger des im Amte gestorbenen Appius noch in seinem Konsulatsjahr in die Provinz ging (vgl. dazu Ref., Kommentar zu fr. II 80 M), schließlich das Kommando des M. Lucullus nicht 72 und 71, sondern 73—72; den Feldzug des Cosconius in Dalmatien setzte Ref. vermutungsweise in die Jahre 77—76, möglich wären auch die Jahre 76 und 75, da aus fr. II 39 M nur soviel folgt, daß Sallust seine Ereignisse im 2. Buch erzählt hat, daß sie also nicht später als 75 fallen. Diese Kriege hat Bernhardt (No. 21) S. 21 ff. (der in ihrer Chronologie noch der Vulgata folgt) in einen interessanten Zusammenhang gebracht: er meint, daß die thrakischen und illyrischen Völker mit König Mithradates in Waffengenossenschaft gestanden hätten und daß besonders die griechischen Städte am Pontus (Apollonia, Mesembria u. s. w.), gegen die M. Lucullus zu Felde zog, mit Mithradates verbündet gewesen seien.

Im Aufstand des Spartacus hatte Ref. I S. 40 f die Übernahme des Kommando durch M. Crassus tälschlich auf Frühjar 71 angesetzt statt Herbst 72, dies aber II S. 231 zurückgezogen; F. Münzer (No. 25) hat die Namen der römischen Führer bei Beginn des Aufstandes i. J. 73, die meist (und auch bei Ref. II S. 146) falsch genannt waren, richtig gestellt, sie heißen P. Varinius (ohne das Cognomen Glaber) und C. Claudius Glaber (nicht Pulcher). — Im Anschluß an die Erzählung des Sklavenkrieges hat Sallust eine Beschreibung des fretum Siculum gegeben; über diese handeln Ref. T. II S. 165 ff und Jürges (No. 2) S. 9—12, letzterer stellt die Autoren noch vollständiger, als Ref. gethan, zusammen und glaubt, aus dem Vergleiche der Sallustischen enarratio mit der des Strabo ginge die Benutzung des Timaeus durch Sallust hervor. Sollte nicht Poseidonios der Vermittler gewesen sein? Zweifelnd hatte Jürges hingestellt, daß auch Seneca Sallust (in dieser Schilderung) vor Augen gehabt habe. Mir erscheint dies jetzt sicher und ich bedauere, die Stelle nicht in die enarratio von B. IV der Historien aufgenommen zu haben. — Die wichtigeren kleineren und innerrömischen Ereignisse der Jahre 78—67 sind von Ref. I S. 76 (de rebus urbanis) zusammengestellt worden; ich hebe daraus hervor, einmal die Ansetzung der Gesetzesanträge des L. Gellius und Cn. Lentulus (Sall. fr. IV 1) ins Jahr 72

(nicht wie Mommsen 70), sodann die Datierung der Prätur des M. Lucullus, der Anklage des C. Antonius durch Cäsar und des letzteren Abreise nach Asien in das Jahr 77; dies hat Jürges (No. 2) S. 26 Anm. richtig gestellt; der Prozeß des Antonius und des Lucullus Prätur waren erst 76; Cäsar wird erst 75 (nach Jürges a. a. O. sogar erst 74) abgereist sein.

Über die den Historien von Sallust einverleibten Reden hat Schnorr von Carolsfeld (No. 13) gehandelt, der auch von den einzelnen Reden und Briefen treffende Charakteristiken gegeben hat. Er schließt aus den Gesichtspunkten, nach denen im Catilina und im Jugurthinum Sallust den handelnden Personen Reden gegeben und nach denen er sie auf sein Werk verteilt habe, daß noch mehr Reden, besonders solche in indirekter Sprache, in den Historien gewesen seien; so seien solche (indirekten) Reden für Sertorius und für Lucullus zu verlangen. Als Reste einer solchen Sertoriusrede aus dem 2. Buche sieht Schn. fr. I 93 M und II 61 an (dies mit Zustimmung von Opitz, Wochenschrift f. kl. Philol. VI S. 63); beide Sätze gehören gewiß dem Sertorius, doch erscheint mir die Situation in beiden so verschieden zu sein, daß ich nicht glaube, sie in einer und derselben Rede zusammenfassen zu können. Lucullus habe bei Sallust vor der Schlacht von Tigranocerta im 4. Buche eine (indirekte) Rede gehalten, daraus sei fr. IV 44 M. Doch dies Fragment läßt noch andere Deutungen zu, so daß mir die Annahme einer Lucullusrede, von der wir sonst gar nichts wissen, in der Luft zu stehen scheint. Auffällig ist, daß Schn. (neben der Rede des Catulus fr. V 24) die beiden größeren Reden des Pompejus, die einzig sicheren in indirekter Rede, nicht beachtet hat, einmal vor seiner Wahl Dezember 71 (fr. IV 45—47, und hierzu zog ich auch das von Schn. auf Lucullus bezogene fr. IV 44) und dann vor der lex Gabinia Frühjahr 67 (fr. V 20). Ferner nimmt Schn. die Existenz einer jetzt verlorenen direkten Rede des Gabinius aus dem 5. Buche an, aus der die fr. V 21. 22 stammen, er muß also Unvollständigkeit der Redenekloge im cod. Vaticanus vermuten. Hiergegen wendet sich Hauler (zu No. 13) S. 313, der aus der Vollständigkeit der Reden und Briefe im Catilina und im Jugurthinum schließt, daß auch für die Historien der Vat. vollständig sei; er leugnet folglich die Beziehung auf die Gabiniusrede in diesen Fragmenten und erblickt in ihnen eigene Raisonnements des Autors.[1]) Diese Möglichkeit halte

[1]) Einen ganz willkürlichen Ausweg schlug Uber (Quaestiones aliquot Sallustianae, Göttinger Diss. 1882, s. u. No. 78) vor, indem er an einen Irrtum Priscians glaubt und die beiden Fragmente in indirekte Rede (Accus. c. inf.) setzen will. (Übrigens vgl. auch J. B. 1899, S. 201.)

ich für gänzlich ausgeschlossen, die Worte fr. V 21 können nur von Gabinius gesprochen sein (während ich jetzt für V 22 auch andere Möglichkeiten der Erklärung zugeben würde). Aber kleinere Reden oder Aussprüche in direkter Rede sind in den Historien auch sonst überliefert und demnach gar nicht zu leugnen; so fr. V 7 die Worte des scythischen Arztes des Mithradates und andere Worte unbekannter Sprecher fr. inc. 20 und 26 (fr. inc. 27 kann aus Sallusts Proömium sein). Wir werden also hieraus und aus jener richtigen Beobachtung Haulers die Schlußfolgerung zu ziehen haben, daß Sallust eine längere Rede des Gabinius nicht mitgeteilt hat (wenigstens nicht in direkter Rede), daß aber einzelne Worte desselben aus jener Volksversammlung im 5. Buch enthalten waren und ein solches Bruchstück ist fr. V 21.

Von den sekundären Quellen, welche dieselben Ereignisse, wie Sallusts Historien, erzählten, galten Plutarchs Viten und (für die Geschichte der Jahre 68—67) das 36. Buch des Cassius Dio bisher als diejenigen Schriften, die ganz (oder teilweise) aus Sallusts Historien exzerpiert seien; vereinzelt war, wenn auch nicht ohne Widerspruch zu finden, dasselbe auch für Appian, Valerius Maximus, Frontinus, Asconius und Florus behauptet worden. Eine Übersicht zunächst über alle für Sallusts Historien in betracht kommende Quellen gaben Ref. (No. 3, T. I), über die Autoren für den Sertorianischen Krieg Edler (No. 16) S. 1—6 und v. Bienkowski (No. 17), sowie für die des Mithradatischen Krieges Reinach (No. 19, im Anhang). Die quellenkritischen Arbeiten dieses 21 jährigen Zeitraumes haben nun in erster Linie der Erforschung der Quellen Plutarchs und Appians gegolten. Daß Plutarch lateinische Autoren und demnach wie Livius auch Sallusts Historien (die er beide citiert) benutzt hat, war durch Peter bewiesen worden und galt seitdem für die Viten des Lucullus und Sertorius, teilweise für die des Pompejus und Crassus als sicher. An diese Meinung hatte sich auch Ref. angeschlossen und dies für das Leben des Crassus c. 8—12 (I S. 41 f.) (mit Ausnahme einer gelegentlichen Benutzung des Livius c. 8) und das des Sertorius c. 4 und c. 6 ff. (außer c. 9) (I S. 27 f.) zu erhärten versucht; Edler (No. 16) schloß freilich aus häufigen Übereinstimmungen Plutarchs im Sertorius mit Frontin darauf, daß Livius Plutarchs Quelle sei (wobei dann Frontin = Livius ohne näheren Beweisgrund angesetzt wurde), aber wie Peter und Ref. hat auch Bienkowski (No. 17) über den βίος des Sertorius geurteilt und ihn von c. 6 an auf Sallust zurückgeführt; über Plut. c. 16 urteilt er gewiß richtiger als Ref., der (I S. 35) für die Fabel von den 2 Pferden alle 3 Autoren (Plutarch c. 16, Frontinus I 10, 1, Valerius Maximus VII 3, 6) auf Sallust bezogen hatte: B. weist darauf hin, daß Plut. geringe Verschiedenheiten von Frontin und Valerius Maximus zeigt, also

haben diese beiden wohl Livius als Quelle gehabt und Livius schöpfte wie Plutarch aus Sallust. — Für das Leben des Sulla ist Sallust, wie Ref. I S. 16 behauptete, von c. 36 ab als Quelle benutzt worden, nicht allein, sondern neben Livius und Nepos. Ebenso hat Peter mit seiner Sallusthypothese im wesentlichen Bestätigung gefunden für die vita des Lucull; so hat Arnold (No. 29) S. 88 f. diese auf die Historien zurückgeführt und für diese Anschauung mehrere neue Argumente beigebracht; ich hebe von diesen hervor (weil vom Ref. a. a. O. I übersehen) die feine Beobachtung, daß Plut. Luc. c. 19 Murena schlecht beurteilt, dies weist auf Sallust, der dem Gegner der Catilinarier i. J. 63 feindlich gesinnt ist. Aber zugleich hat Arnold auch erkannt, daß in dieser Vita eine zweite griechische Quelle benutzt ist, daß also nicht alles auf Sallusts Historien zurückgeführt werden darf; er meint (im Zusammenhange seiner u. S. 251 zu erwähnenden Hypothese), dies sei Theophanes von Mytilene direkt bez. dessen Nachrichten durch die Vermittelung Strabos. Gegenüber dieser scharfsinnigen Untersuchung, die sich von der üblichen summarischen Art der Quellenbestimmungen auch dadurch auszeichnet, daß sie den Autor methodisch in seine Bestandteile zu zerlegen sucht, bedeuten die oberflächlichen Arbeiten von Gleitsmann (No. 30) und Schacht (No. 31) keinen Fortschritt; ersterer tritt auch für Sallust als Hauptquelle ein, die Übereinstimmungen mit Appian in Plutarchs Lucull sollen daher stammen, daß Livius (= Appian) auch Sallust öfters benutzt habe. Die Einleitung (c. 1—4) dieser Lebensbeschreibung sowie der Schluß wird richtig auf andere Autoren als Sallust bezogen (Sullas Memoiren, Poseidonios, Nepos). Schacht behauptet, Livius sei des Plutarch Hauptquelle; Beweis: Übereinstimmung mit Obsequens und Appian (!); die Diskrepanzen zwischen Plutarch und Appian werden durch Annahme von Mißverständnissen oder Flüchtigkeit des Schriftstellers wegdisputiert. Schließlich hat Reinach (No. 20) darauf hingewiesen, daß Plutarch Luc. c. 5 mit dem neuen Orleaner Sallustfragment (II 98 D) übereinstimme, ebenso weise die Erzählung über des Lucullus Verhältnis mit Praecia auf Sallust, wenn man ähnliche Geschichten (über Orestilla, Fulvia, Sempronia) im Catilina vergleiche. Daß Sallusts Hauptquelle Plutarch sei, hat Reinach weiterhin (No. 19, S. 425 und 440) festgehalten, daneben habe Plutarch eine Biographie des Lucull von Archias benutzt, die überall da hervortrete, wo Livius und Appian mit Plutarch übereinstimmen.

Für Appian war inzwischen die Quellenanalyse nicht wesentlich gefördert worden; für den Mithradatischen Krieg begnügten sich Gleitsmann (No 30) und Schacht (No. 31) einfach mit der Gleichung Appian = Livius, doch hatte schon Arnold (No. 29) Widersprüche zwischen beider Überlieferung aufgedeckt und Livius als Hauptquelle

zurückgewiesen; da er im Feldzuge des Pompejus Theophanes von Mytilene glaubte als Hauptquelle Appian erkennen zu können, nahm er dasselbe auch für den Krieg des Lucullus an, lehnte aber Strabo auf grund mehrerer Widersprüche ab. Für die ἐμφύλια hatte Arnold in der Geschichte des Sertorianischen und des Sklavenkrieges Abweichungen von Plutarch (= Sallust) erkannt (besonders für das Ende des Sertorius b. c. I 112), ebenso Edler (No. 16) S. 33 und S. 36 (in der Erzählung der Schlachten am Sucro und bei Sagunt i. J. 75)[1]; Arnold führte B. I der „Bürgerkriege" auf Posidonios und daneben auf Strabo zurück. Trotzdem hat v. Bienkowski (No. 17) S. 101 ff. als Appians einzige Quelle (für den Sertoriuskrieg) Sallust angenommen, meist auf grund der Übereinstimmung mit Plutarch (= Sallust); er glaubte, daß geringe Verschiedenheiten Appians und Plutarchs (auf die er S. 78, 79 u. ö. hinweist) dies Ergebnis nicht beeinträchtigten. Ebenso hat Ref. (No. 3, I S. 19, S. 32 f. u. 43 f.) für die Erzählung des Lepidusaufstandes, des Sertorianischen und des Sklavenkrieges (App. b. c. I 107 ff.) Sallust als einzige und direkt benutzte Hauptquelle Appians hingestellt, teils auf grund von Übereinstimmung mit Sallustfragmenten, meist wegen Übereinstimmung mit Autoren, die auf Sallust zurückgehen, wie Exuperantius, Plutarch, Granius Licinianus; Widersprüche zwischen Plutarch und Appian (z. B. b. c. I 112) wurden vom Ref. harmonisierend umgedeutet; Mißverständnisse und Fehler Appians wurden eben durch Benutzung dieser lateinischen Quelle erklärt. Eine Einschränkung machte Ref. nur für b. c. I 118—120, wo Appian mit Sallust eine zweite Quelle ungeschickt kontaminiert habe.

Eine vollständige Verschiebung hatte währenddessen die Untersuchung der Quellen Plutarchs und Appians dadurch erlitten, daß Thouret (1878) erkannt hatte, daß Plutarch in mehreren seiner Viten sowie die Bürgerkriege Appians eine und dieselbe gemeinsame griechische Quelle haben; so konnte die Frage nach den primären Quellen derselben (und damit die Frage nach den Benutzern und Ausschreibern Sallusts) erst beantwortet werden nach Lösung der Vorfrage, wer jene Mittelquelle gewesen ist und wie die Art ihrer Quellenbenutzung war. Freilich hat gerade diese Frage auch heute noch nicht eine ausreichende und allseits befriedigende Lösung gefunden, nur negative Resultate sind bis heute hierin erzielt worden. Zuerst sollte Jubas Geschichtswerk jene Quelle gewesen sein, dies schloß F. Reuß (No. 28) aus der Über-

[1]) Andere Abweichungen sind z. B. b. c. I 107 (Lepidus erhält Gallia transalpina, nach Plut. und Sall. Oberitalien), I 109 (Plünderung und Zerstörung von Lauro), I 116 (Heer des Spartacus 120 000 M., nach Sallust = Comm. Bernens. ad Luc. II 554 40 000 M., nach Livius 60 000 Mann).

einstimmung der Plutarchischen Vitae einmal mit Plutarchs (aus Juba geschöpften) αἴτια Ῥωμαικά, sodann mit Appian. Mehr Wahrscheinlichkeit hatte Judeichs (No. 32) S. 33 auch von Niese (Rhein. Mus. 38) vertretene Hypothese, daß in dieser durch Plutarch und Appian wiedergegebenen griechischen Mittelquelle das verlorene große Geschichtswerk Strabos zu erkennen sei, eine Hypothese, der sich kurz darauf gleichzeitig C. Vogel (No. 33) und P. Otto (No. 34) mit Eifer annahmen. Ersterer ging so weit (S. 20) zu folgern, daß die Primärquellen wie (Asinius Pollio und) Sallust gar nicht direkt von Plutarch benutzt worden sind; er folgert dies aus wörtlichen Übereinstimmungen der vita Pompeji mit anderen Lebensbeschreibungen (wie der des Sertorius), was (nach Vogel) eine griechisch schreibende Quelle (also Strabo) verrate: die frühere und m. E. einzig berechtigte Anschauung, nach welcher Plutarch im Pompejus sich selbst ausschreibe, ist dadurch nicht erschüttert worden. Otto hat in dieser — von der Hauptthese abgesehen — geradezu für quellenkritische Arbeiten mustergültigen, gründlichen und methodischen Untersuchung zunächst (De Strabone Appiani et Plutarchi fonte, a. O. S. 245 ff.) die zahlreichen Belege für eine Plutarch und Appian gemeinsame und zwar griechische Quelle zusammengestellt und dann sowohl aus inneren Gründen als aus zahlreichen Übereinstimmungen zwischen Appian und Strabo begründet, daß dies Strabos ἱστορικὰ ὑπομνήματα gewesen seien (im einzelnen wird dies am Bürgerkrieg B. II und IV, am Μιθριδάτειος und der Κελτική zu erweisen versucht, während es B. I. III. V unsicher gelassen wird). — Gegen die Vogel-Ottosche Ansicht erhob sich aber Widerspruch: ihr hatte Ref. (No. 3) noch rückhaltlos beigestimmt, doch schon Reinach (No. 19) machte S. 445 auf Abweichungen Appians von Strabo in der Geschichte des Mithr. Krieges aufmerksam; er vermutete als Appians Quelle Nikolaus von Damaskus. Daß der gesuchte unbekannte Autor gerade Strabo nicht sein kann, da die Übereinstimmungen geringfügig, die Widersprüche Appians gegen Strabos echte Fragmente und besonders seine argen geographischen Schnitzer stark sind, hat dann Schwartz (No. 36) S. 235 f. erwiesen; aber seine alles bisher Geglaubte auf den Kopf stellende Annahme, daß Appian (der lateinisch natürlich hat verstehen können) nur lateinische Quellen gehabt habe, und daß bei ihm ein römischer, lateinisch schreibender Autor zu grunde liegen müsse, hat er m. E. nicht beweisen können (die Ausdrücke, auf welche Schw. sich stützt, b. c. II 70. 79. IV 12. V 45 kann Appian übernommen haben); zugestimmt hat ihm Wachsmuth (No. 26, S. 605). Der Annahme einer vermittelnden (und entstellenden) griechischen Quelle Appians und Plutarchs hat auch Kornemann (No. 35) S. 575 widersprochen; er meinte, zur Erklärung der (von ihm aber nicht weggeleugneten) griechischen Übereinstimmungen

zwischen Plutarch und Appian genüge die Annahme einer griechischen Übersetzung der Primärquelle Asinius Pollio, ein unglücklicher Ausweg, denn solche Übereinstimmungen bestehen auch in der Geschichte vor d. J. 60. Dagegen hat auch Kornemann Strabo als Mittelquelle mit Recht (S. 566) zurückgewiesen. Schließlich ließ Linden (No. 14) es wieder unentschieden, ob (im Bürgerkrieg B. I) Appian direkt oder indirekt (wie etwa durch Strabos Vermittelung) auf Poseidonius zurückginge. Aus den genannten sowie den neueren Arbeiten von Witte[1]) und Soltau[2]) hat sich m. E. als Resultat niedergeschlagen, zunächst dies, daß — wie Thouret und Otto, ohne widerlegt zu sein, nachgewiesen haben — Appians und Plutarchs gemeinsame Quelle ein Grieche war, der vor 24 n. Chr. schrieb (Otto S. 304); für seine Identifizierung können vielleicht die von Reinach und Witte aufgedeckten Beziehungen zu Nikolaus von Damaskus nützlich werden, Strabo war es sicher nicht. Auch scheint es mir sicher, daß Appian nicht eine, sondern zwei Quellen kontaminiert bez. meist nebeneinander gelegt hat (nach Buresch, Maurenbrecher, Otto, Soltau).

Durch den hier skizzierten Verlauf der Quellenfragen für Appian und Plutarch ist diejenige Untersuchung, von der ausgegangen wurde, wesentlich auf veränderte Grundlagen gestellt worden: es fragt sich, dürfen wir heute noch Sallusts Historien als direkte Quelle jener beiden Griechen ansehen? Aus dem eben Gesagten folgt, daß dies für Appian zu verneinen ist. Im Mithradatischen Krieg ist Appian ausschließlich und einzig jener unbekannten Mittelquelle gefolgt; es würde sich für dies Werk nur darum handeln, die indirekte Benutzung der Sallustischen Historien festzustellen. Daß jener vermittelnde griechische Autor (fälschlich Strabo genannt) gelegentlich Sallust und andere lateinische Quellen herangezogen habe, daß er aber vorzugsweise — ebenso wie der Pontiker Memnon — auch romfeindlicher d. i. also kleinasiatisch-griechischer Überlieferung gefolgt ist, versuchte Ref. (No. 3, I S. 61 ff.) nachzuweisen; aus römischer Überlieferung finden sich bei Appian eher mehr Übereinstimmung mit Livius als mit Sallust. Dagegen hat Schwartz (No. 36, S. 222 f.) behauptet, daß indirekt „die Historien die Erzählung von Lucults Feldzügen geradezu beherrscht haben"; er sucht dies vor allem durch die Übereinstimmung Appians mit Plut. Lucullus zu erweisen. Aber gerade diese Übereinstimmungen beweisen gar nichts für Sallustische Tradition, diese Kapitel bei Plutarch heben sich deutlich von der Hauptmasse der Plutarchischen Erzählung

---

[1]) De Nicolai Damasceni fragmentorum Romanorum indole (Diss. Berlin 1900).

[2]) Philologus, Suppl. Bd. 7, 1899, S. 624.

(die allerdings Sallustisch ist) ab, Plutarch läßt sich (wie Otto und Ref. im einzelnen nachgewiesen haben) ziemlich reinlich zwischen Sallust, der griechischen Quelle Appians und gelegentlich Livius scheiden; Schwartz hätte nicht unter Ignorierung der (oben aufgeführten) früheren Quellenuntersuchungen unterschiedslos Plutarch durchweg gleich Sallust setzen dürfen. Auch beweisen die 3 von Schwartz für Übereinstimmung von Appian mit Sallust angeführten Beispiele gar nichts hierfür, da sie Thatsachen betreffen, die ganz allgemein sind und bei denen Kongruenz notwendig war.

Ebenso wird direkte Benutzung Sallusts jetzt abzulehnen sein für die ἐμφύλια B. I (u. II). Abweichungen Appians in der Geschichte des Sertorianischen Krieges von Plutarch hatten schon Arnold und Bienkowski mit Recht festgestellt, wenn auch letzterer ebenso wie Ref. trotzdem an der Benutzung Sallusts durch Appian festhielten (s. o. S. 251). Richtiger hat Schwartz (No. 36) S. 223 ausgeführt, daß auch hier nur dieselbe annalistische Hauptquelle Appians zu grunde liegt, diese aber hatte (für diese Periode, Lepidusaufstand, Sertorianischen und Sklavenkrieg) Sallust als hauptsächlichsten Führer erwählt.[1]) Der von Ref. unternommene Rekonstruktionsversuch der Sallustischen Historien wird also dadurch nicht wesentlich alteriert (auch wo er Appian zu grunde legt).

Hingegen sind durch die im letzten Jahrzehnt gewonnenen quellenkritischen Resultate über den gemeinsamen Berichterstatter Plutarchs und Appians die früheren Ergebnisse für Sallust als Quelle von Plutarchs Viten des Lucullus, Sertorius, Pompejus und Crassus (s. o. S. 249) nicht wesentlich betroffen worden. Daß der Plutarchische Lucullus in den Historien seine Hauptquelle gehabt habe, bewies eingehend von neuem Otto (No. 34, S. 297 f. und 315 ff.); ein neues und durchschlagendes Argument sah er darin, daß der für Sallust citierte und für diesen Autor so charakteristische Zug, die Unzufriedenheit der Soldaten hervorzuheben, durch die ganze Plutarchische Vita sich hindurchzieht. Daneben habe Plutarch Livius und Strabo (wofür jetzt ein anderer Name einzusetzen ist) benutzt. Die Ansicht Ottos ist vom Ref. (I S. 48) im einzelnen korrigiert und ergänzt, im ganzen bestätigt worden. Daß Plutarch im Leben des Sertorius Sallust direkt benutzt habe, hielt Tilley (Engl. historic. Rev. 1892, 337) gegen Ref. für nicht erwiesen und hielt die Möglichkeit, daß er (mit Appian) aus zweiter Hand Sallustische

[1]) Schwartz begründet dies durch Vergleich von b. c. I 80 mit Sall. fr. V 20 M; gerade hier ist der Nachweis möglich, daß Sallust nicht direkt benutzt worden ist, denn das hatte Sallust zum Jahre 67 v. Chr., aber Appian zum Jahre 81 bemerkt.

Überlieferung erhalten habe, für vorhanden. Doch scheint mir noch heute durch die mannigfache Übereinstimmung von Sallustfragmenten mit Plutarch im Wortlaut sowie durch die gelegentlichen Abweichungen von Appian erwiesen zu sein, daß Sallust direkte Quelle Plutarchs ist, dieser also in erster Linie zur Rekonstruktion der Historien verwendet werden darf. In dem Leben des Pompejus schließlich hat Ref. für d. J. 77 Livius, für den Sertorianischen Krieg Sallust, für den Seeräuberkrieg Livius und Strabo (also jetzt — griechischer Historiker Appians) als Quellen vermutet.

Daß Cassius Dio, dessen 36 Buch die Ereignisse der Jahre 68—67 zum Teil noch umfaßt, Sallusts Historien als Quelle benutzt habe, hatten Wilmanns und Grashof früher schon nachzuweisen versucht. Für die Rekonstruktion der Historien ist dies fast noch wichtiger als die Quellenfrage bei Plutarch, denn in Dio haben wir eine fortlaufende zusammenhängende Erzählung, nicht bloß einzelne herausgerissene Stücke, wie bei Plutarchs Biographien, und würden also die Möglichkeit haben, ein zusammenhängendes Exzerpt der beiden letzten Bücher Sallusts aus Dio herstellen zu können. Jener Ansicht, nach welcher Sallust direkt Dios Autor ist, steht die ebenfalls früher ausgesprochene Möglichkeit gegenüber, daß Cassius Dio hier, wie in den Hauptpartien seines Werkes, nur aus Livius schöpft, daß demnach höchstens nur indirekt Sallust als Quelle zu gelten hat. Erstere Ansicht haben in diesem Zeitraum Reinach (No. 19) S. 450 und Referent (No. 3) I S. 54, 73, 81 Anm.) geäußert, ersterer hat sehr richtig darauf hingewiesen, daß Abweichungen von Plutarchs Lucullus nicht gegen Sallust zu sprechen brauchen, letzterer hat die alte These von neuem eingehender zu beweisen versucht; zustimmend sprach sich Wachsmuth (No. 26) S. 600 aus. Für Livius als einzige führende Quelle des Dionischen Geschichtswerkes traten Gleitsmann (No. 30) und vor allem Schwartz ein (No. 37, S. 1706 f.), „die Meinungen, daß Sallust oder Cäsar herangezogen seien, sind Einfälle (sic!) die eine energische Prüfung nicht vertragen“ (S 1714). Schw. macht drei angebliche Widersprüche zwischen Cassius Dio und Sallust geltend; einmal soll Dio 36, 14, 3 gegen Sallust und Plutarch (Luc. 33) polemisieren; aber das hatte beides auch Sallust erzählt, vgl. fr. V 9 M und Ref. I, S. 56; sodann soll c. 1, 1—2 gegen Sallust, Epist. Mithrid. (fr. IV 69 M) § 3 sprechen: hier ist überhaupt kein Gegensatz, auch deutet Ep. Mithr. § 4 „qualem tu voles societatem accipiet“ die von Dio erwähnte Abtretung an; schließlich soll Dio c. 1 b (Abwesenheit des Mithradates bei der Schlacht bei Tigranocerta) nicht gegen Livius sprechen, also für Sallust ins Gewicht fallen, da Dio hier nur durch Xiphilinos vertreten wird und es unbekannt (!) sei, wie Sallust es dargestellt habe: doch Sallusts Erzählung kennen wir hier

aus Plutarch und dieser stimmt (in dem angezogenen Punkte) mit Xiphilinos, so daß hier einen Widerspruch Sallusts und Dios nur aus der Möglichkeit, daß der echte Dio einen solchen vielleicht enthalten haben könnte, konstruieren zu wollen, wohl zu kühn sein dürfte. So kann ich auch jetzt nur den Schluß ziehen, daß Sallust direkt von Dio exzerpiert worden ist, da 1. kein Widerspruch beider oder Dios und Plutarchs besteht, 2. zahlreiche Fragmente in wörtlicher Fassung mit Dio passen, was bei einem Umweg über Livius wohl ausgeschlossen ist (vgl. Ref. I S. 56), 3. diese Übereinstimmung beider sich sogar auf sichere Fehler erstreckt (wie der Name des Partherkönigs Arsaces (ib. S. 54) und die Altersangabe des Mithradates Sall. fr. V 5 M, vgl. Reinach No. 19, S. 273).

So werden, wenn wir Sallusts Historien nicht nur aus den direkt überlieferten Fragmenten kennen lernen wollen, uns vor allem auch weiterhin ihre Exzerptoren Plutarch und Cassius Dio, nicht aber Appian, dienen dürfen. Bei den kleineren Schriftstellern findet sich fernerhin auch noch manches Sallustische Gut verstreut. So hat Referent Benutzung der Historien besonders für Granius Licinianus (No. 3 I, S. 15) (Geschichte der Lepidusunruhen), Asconius und die anderen Ciceroscholien (z. B. a. O. S. 65, 72, 73), Valerius Maximus (a. O. S. 17, 35, 37, der aber ebensowohl auch aus Livius schöpfte), Frontinus (a. O. S. 35, 45, 69; Frontin hat mehr aus Sallust als aus Livius entnommen) und Florus (nur einzelne Floskeln, während er im ganzen = Livius ist, Beispiele a. O. S. 19, 38, 42, 65) behauptet. Die auf die Geschichte des Sertorianischen Krieges bezüglichen Beispiele Frontins und des Valerius Maximus hat Bienkowski (No. 17) stillschweigend Livius gleichgesetzt, doch glaube ich nicht, daß so summarisch verfahren werden darf; dagegen hat mit Recht für Valerius Wachsmuth (No. 26) S. 226 ein anderes Bedenken hervorgehoben, „bei Sallusts Historien schwankt die Entscheidung, da Valerius seinerseits schon Beispielsammlungen ausgebeutet hat.“ Für Florus wäre die schöne Untersuchung von Vogel (No. 10) S. 436—40 noch zu nennen, der für das den Spartacusaufstand betreffende Kapitel aus sprachlichen Indizien Benutzung Sallusts wahrscheinlich macht. Dagegen hat mit Unrecht Referent (No. 3 I, S. 39) ein Fragment Diodors über den Tod des Sertorius auf Sallust zurückgeführt; diese Stelle Diodors geht vielmehr mit Appian zusammen und widerspricht der Sallustischen (und Plutarchischen) Tradition. Für das Proömium der Sallustischen Historien (Geschichte des Sullanischen Bürgerkrieges) hat Ref. (No. 3, in der Praefatio zu Bd. II, S. 15—21) einer Anregung Useners folgend ein Kapitel aus Firmicus Maternus I c. 7 § 25—38 als aus Sallust geschöpft betrachtet und herangezogen. Vorangegangen war

ihm hierin schon Vogel (No. 10, S. 411), der eine Sallustische Floskel bei Firmicus verglichen hatte. Dagegen hat Moore, der (No. 38) S. 39—47 auch die Quellen der geschichtlichen Beispiele von Firmicus I c. 7 untersucht hat, die Ansicht aufgestellt, diese stammten auch hier aus Livius (bez. der Liviusepitome); er druckt wie Ref. die Stelle ab unter Hervorhebung dessen, was sprachlich aus Livius und was aus dem eigenen Sprachgebrauch des Firmicus herrührt. Die Anklänge an Livius sind zweifellos, es sind nicht nur sprachliche, wie M. richtig hervorhebt, sondern auch sachliche (Übereinstimmung mit Orosius und Augustinus), worauf ebenfalls Ref. a. O. II S. 20 selbst hingewiesen hatte; immerhin ist damit nichts gegen die Annahme von Sallust als Quelle von Firmicus gesagt. M. selbst führt S. 49 als Beweis für die „Belesenheit" des Firmicus Phrasen aus Sallust an, auch sind die vom Ref. als Sallustisch bezeichneten Stellen nicht als Livianisch nachgewiesen worden;[1]) zu den sprachlichen Indizien aber kommen die sachlichen, die Moore übersehen hat. Mehr der methodischen Wichtigkeit wegen, als weil auf die Einzelheiten dieser Streitfrage viel Gewicht zu legen wäre, nenne ich ein charakteristisches Beispiel: Firm. c. 7 § 25 (Sullas Lasterleben) hielt Ref. für Sallustisch (vgl. Plut. Sulla c. 36 und Sall. fr. I 58 u. 61 M); dem hielt M. gegenüber, daß der Ausdruck „nundinati pudoris" aus dem Sprachschatz des Firmicus selbst entnommen sei und daß 'nundinare' bei Sallust fehlt; darauf aber kommt es ja gar nicht an und dies war gar nicht von mir behauptet worden. Sallust ist deshalb als Quelle anzusehen, weil gerade diese Züge er mit Vorliebe (und in diesem Falle sicher), Livius dies aber nicht erzählt hat. Dieselbe Ansicht wie Moore vertritt auch Wölfflin (No. 38a); die vom Ref. behauptete Ähnlichkeit mit Sallust erklärt W. durch indirekte Verwandtschaft: „daß Livius selbst seine Erzählung auf grund von Sallust gab, ist nicht zu bezweifeln." Da m. E. gerade dies heute gesichert zu sein scheint, daß Livius in der Geschichte der Bürgerkriege die Historien Sallusts nicht benutzt hat, so bleibt demnach auch für Firmicus Maternus nur direkte Benutzung Sallusts übrig; es werden hier die sachlichen Momente ausschlaggebender sein als die — ja auch nicht fehlenden — sprachlichen.

Daß Livius, von dessen Werk freilich nur spärliche Exzerpte vorliegen, ebenfalls die Historien benutzt habe, ist von vornherein sehr wahrscheinlich; daß Sallust unter des Livius Quellen für den Sertorianischen Krieg gewesen sei, vermutet Bienkowski (No. 17 S. 90);

[1]) Mit Ausnahme von § 28 „degeneris animi timore", was aus der Aeneis ist. Hierzu würde nach Vogel (No. 10, S. 411) kommen § 27 „in medio sinu urbis Romae" (vgl. Catil c. 52, 35), wofern die Lesung authentisch ist; so liest P (nach Usener), Kroll und Sittl schreiben mit ihren Hss *in foro*.

gerade hier finden sich kaum Spuren Sallustischer Erzählung in den Trümmern der livianischen Tradition, und durch Sallusts Parteinahme für den Volksmann Sertorius ist dies auch unwahrscheinlich; Orosius citiert (natürlich aus Livius) Sulpicius Galba,[1]) was aber nicht weiter führt. Dagegen ist — nach Ref. I S. 56 — ausgiebige Benutzung Sallusts für die Geschichte des Mithradatischen Krieges anzunehmen.

Daß es für die Beurteilung Sallusts nicht unwichtig wäre, bestimmen zu können, aus welchen Quellen er schöpfte und welche Zuverlässigkeit seiner Darstellung zukommt, ist zwar klar, doch sind hierüber ebensowenig wie für Catilina oder Jugurthinum (vgl. J. B. 1899 S. 182 und 188) sichere Resultate bisher gewonnen. Für den Sertorianischen Krieg nahm Bienkowski (No. 17) S. 103 Sisenna (!), Gabinius, (nach der korrupten Lesart bei Strabo XVII 3, 8) Varro, Tarquitius, L. Manlius als Quellen Sallusts in Anspruch; aber von diesen Autoren wissen wir eben gar nichts; mit Recht wandte sich gegen solche Vermutungen Jejienicki (zu No. 17). Für die Geschichte des Mithradatischen Krieges hat Reinach (No. 19) S. 420 mehrere geographische und historische Irrtümer Sallusts nachgewiesen; sie lassen sich vermehren, wenn man Memnons Darstellung neben die Sallustische (und die der anderen von Rom beeinflußten Quellen) legt. Immerhin hat Sallust, zumal gegenüber der Ruhmredigkeit der bei Livius benutzten Annalen, eine mittlere Stellung eingenommen (ein Beispiel bei Ref. I S. 59, s. o. S. 246). Über die Annahme eines anderen topographischen Irrtums im Isaurischen Krieg bei Sallust s. oben S. 244.

§ 3. Einzelne Stellen.

Litteratur (soweit in ihr mehrere einzelne Stellen behandelt sind; die Beiträge, in welchen nur eine Stelle besprochen wird, sind an ihrem Ort angeführt):

39. F. Vogel, Ὁμοιότητες Sallustianae. (Acta Seminarii philologici Erlangensis I. 1878, S. 313—365) (vgl. oben No. 10, S. 229).

40. H. Keil, Quaestionum grammaticarum pars VI. De Arusiani Messi exemplis elocutionum. (Index scholarum, Sommersem. 1879, Halle.)

41. Th. Opitz, Sallustius und Aurelius Victor. (Jahrbücher f. kl. Philol. 127, 1883, S. 217—222.)

42. Ders., Zu Sallustius. (Jahrbücher f. kl. Philol. 137, 1888, S. 61—63.)

---

[1]) Edler (No. 16) bringt es fertig, Benutzung des Galba durch Orosius selbst zu behaupten.

43. Nitzschner, De locis Sallustianis qui apud scriptores et grammaticos veteres leguntur. (Diss. in Göttingen.) 1884.

44. A. Kunze, Sallustiana. I. II. III, 1. 2. 1892. 93. 97. 98. Leipzig (Simmel & Co.) vgl. hierüber cap. VIII § 1.

45. E. Hauler, Zur Sallustkritik. (Wiener Studien 17, 1895, S. 122—151.)

46. K. J. Neumann, Zu den Historien des Sallust. (Hermes 32, 1897, S. 313—17.)

47. H. Jordan, De Vaticanis Sallustii historiarum schedis. (Hermes 14, 1879, S. 634—36.)

48. E. Hauler, Beiträge zur Geschichte und Lesung des Vaticanischen Fragments zu Sallusts Historien. (Wiener Studien 10, 1888, S. 136—149.)

49. Ders., Epilegomena zu den Orleaner Sallustfragmenten. (Wiener Studien 16, 1895, S. 247—53.)

50. Ders., Zeitschrift für. österr. Gymnasien 38, 1887, S. 834—841. (Rezension von Jordans Sallustausgabe ed. 3, 1887.)

*51. K. Cumpf, Über die neuen Sallustfragmente (in czech. Spr.). (Listy filologicke 14, 1887, S. 213.) (Hat Ref. nicht vorgelegen.)

Zu diesen Abhandlungen kommen hinzu die oben S. 229 genannten Ausgaben der Reden und Briefe aus den Historien, von Jacobs-Wirz 1878 ff., von Scheindler 1883, von Eußner 1887 ff., von Th. Opitz 1897; zahlreiche Konjekturen zu den Historien sind ferner veröffentlicht von Novak in den (J. B. 1899, S. 215 f. charakterisierten) Ausgaben des Jugurthinum 1888 und des Catilina 1891 (diese Ausgaben sind im folgenden durch A bezeichnet, also: Eußner A = Eußner in der Ausgabe Sallusti opera ed. Eußner 1887); viel einzelne Beiträge sind in den oben S. 228 f. citierten Schriften von F. Vogel (No. 10), G. Landgraf (No. 11), E. Hauler (No. 12) enthalten.

Keil (No. 40) hat S. 9—11 die Lesarten des Neapolitanus des Arusianus Messius (der einzigen unverfälschten Quelle) für Sallust mitgeteilt. Diese Lesarten sind inzwischen aufgenommen in seine Ausgabe dieses Grammatikers (gramm. lat. VII); behandelt sind Sall. hist. fr. I 40. 57. 122. 149, II 66. 82. 105, III 54, IV 4. 15. 51 (M), mit einer Ausnahme (darüber s. u. S. 271) sind Konjekturen und aus cod. N rezipierte Lesungen der späteren Ausgabe gleich. — Für das Vatikanische Fragment aus dem 3. Buch der Historien gab Jordan (No. 47) Nachträge zu seiner Kollation nach erneuter Autopsie durch P. Krüger; sie betreffen fr. III 96 B. C. D, fr. 98 A. C. D (M) und wurden in die 3. Auflage der Jordanschen Sallustausgabe 1887 aufgenommen. Maßgebend für das sog. Vatikanische Fragment ist heute die Revision seiner Lesarten

durch Hauler (No. 48), der zugleich eine Geschichte desselben seit seiner Auffindung (die vermutlich Petrus Daniel verdankt wurde) giebt. Diese Haulersche Kollation konnte also Ref. in der Ausgabe benutzen. Nachträge zur Lesung der Orleaner Palimpsestfragmente hat dann Hauler zugleich mit Verteidigung seiner Ergänzungen oder Vermutungen und mit neuen Beiträgen zur Kritik mitgeteilt in den Rezensionen der Ausgaben von Jordan (No. 50), von Maurenbrecher (No. 12) und in dem abschließenden Aufsatze von 1895 (No. 49). Kritische Beiträge nur zum Orleaner Fragment enthält der Aufsatz (No. 42) von Opitz.

In der Mitteilung der Beiträge zu einzelnen Stellen ist in folgendem die Reihenfolge eingehalten worden: 1. die Reden und Briefe, 2. die direkten (Palimpsest)-Fragmente, 3. die einzelnen kleineren Fragmente; hierbei durften alle solche Beiträge, welche vor 1893 erschienen sind und in der Ausgabe des Referenten (No. 3) Erwähnung gefunden hatten, an dieser Stelle unerwähnt bleiben.

Oratio Lepidi (Hist. fr. I 55 M) **§ 1**, quam si peior atque intestabilior *metu vestro* fuerit] erklärt P. Thomas (Revue de l'instruction publique en Belgique 22, 1879, S. 112 und nochmals ebenda 37, 1894, S. 44) als Ablativus comparationis (wie *spe* oder *opinione*) und stützt dies durch das Beispiel von Lucan I 635 „sed venient maiora metu", diese Auffassung dürfte wohl feststehen.

§ 6 solus omnium post memoriam humani <generis>]. Opitz (No. 41) führt an, daß auch Aurelius Victor Caes. 39, 15 'post memoriam humani' (ohne *generis*) schrieb; offenbar hat dieser Nachahmer Sallusts die Stelle schon mit der Korruptel des V gelesen.

§ 7 eum per scelus occupata periculosius demissurum] per scelus *et periculo suo* occupat*am* Weidner (Adversaria Sallustiana, Progr. Dortmund 1886, S. 9); *periculo suo* schon vor ihm Schöne (Hermes 9, 254).

8 nihil gloriosum nisi tutum] *nisi metum* Weidner ebenda, dagegen Jürges, (No. 2, S. 6) vgl. Maurenbrecher, Komm. z. St.

11 quaeve humana superant] *ve* streicht Wirz A, ebenso Novak A.

18 quae tum formidine mercatus sum pretio, soluto iure dominis tamen restituo]. Zu der vielbehandelten Stelle konjicierten Novak A: 'quae tum form. mercatus sum *pretioque* soluto *iure* <teneo>, dominis tamen rest.', Ungermann (Jahrbücher 133, 1886, S. 139): 'quae tum f. m. s. pretio soluto <*salvo*> iure d. t. r.', Boot (Mnemosyne 18, 1890, S. 358), quae t. f. m. s. *praedia* soluto iure etc., vgl. aber ferner Ref., Komment. z. St.

24 nisi maneat expulsa agris plebes, praeda civilis acerbissima] praeda civilis *divisa servis, summum* (ius iudiciumque omnium rerum etc.) Wirz A, praeda civilis <*belli*> ac. Novak A, praeda civilis *a servis sumpta* Eußner A.

Oratio Philippi (Hist. fr. I 77 M) **§ 1**: omnia turbata sunt et ab iis, quos] *etiam* ab eis Novak A.

§ 3 Pro di boni, qui hanc urbem *omissa cura* adhuc tegitis]. Ausführlich bespricht diese Stelle und ihren Gedankengang L. Lange (De L. Marcii Philippi orationis apud Sallustium loco, Dekanatsprogr. Leipzig 1879); er weist die Konjekturen Haupts und Schönes zurück ebenso wie die früheren Rettungsversuche der Stelle, schließt aus dem allgemeinen und regelmäßigen Gebrauche von 'cura omissa', daß ein Genetiv fehlen müsse, und sieht diesen in den Worten des folgenden Satzes (die dort störend und sowohl logisch als sachlich falsch und die er also umstellt): omissa cura *vatum carminis* (als Anspielung auf den Brand des Kapitols und der Sibyllinischen Bücher 83 v. Chr.). Lange schreibt demnach im folgenden Satz 'mussantes et retractantes verbis pacem optatis magis quam <re> defenditis'. Andere Vorschläge machten Th. Bergk (aus seinem Nachlaß in 'Kleine philol. Schriften' I S. 651—655 veröffentlicht), '*obnixa* cura adhuc tegitis', er widerlegt Langes Konjektur; ferner Wirz A: 'omissa cura *nostra*' (gebilligt von Hauler No. 45, S. 147 und Scheindler, Zeitschr. f. öst. Gymn. 1898, S. 214); Kraut (Jahrbücher 127, 1883, S. 440): 'qui hanc urbem *nimis securam* adhuc teg.' (*securam* vor ihm schon Schöne. Herm. 9, 254); Novak A: '*non remissa* cura', Opitz A: 'urbem omissam cura nostra'. Daß *omissa cura* zu halten ist und aus altlateinischer Diction geflossen ist, folgt aus dem alten Spruche bei Livius V 17.

7 sicariis, quorum nemo diurna mercede vitam mutaverit] nemo *non* diurna merc. verteidigt Headlam (Classical Review 12, 1898, S. 351), der *non* für überliefert zu halten scheint, es ist aber Konjektur Carrios, die überlieferte Lesart giebt einzig Sinn, denn damals konnte Lepidus mit seinen Söldnern nichts Ernstliches wagen.

Ib. cum imperio non *empto* sed dato a vobis] non *dempto* Hartel (bei Scheindler A), non *adrepto* Wirz A, non *negato* Novak A.

14 ex qua omnes discordiae accensae] *sunt* setzt Novak A hinzu.

16 neque te provinciae neque leges neque di penates civem patiuntur] neque te *proconsulem legiones* neque etc. Wirz A, provinciae *regem* neque Eußner A, vorher schon Zeitschr. f. Gymn. Wesen 29, S. 84), provinciae neque *patria* neque di Novak A.

Oratio Cottae (Fr. II 47 M) **§ 7**: classe, quae commeatus *tuebatur* minore quam antea navigamus] *tueatur* vermutet ansprechend, wenn wohl auch nicht notwendig, Opitz (Jahrbücher f. kl. Ph. 131, 1885, S. 270).

Epistula Pompeii (Fr. II 98 M). Eine gute Charakterisierung des Briefes und der übertriebenen und falschen Angaben in demselben

sowie seiner stilistischen Eigentümlichkeiten findet sich bei Schnorr von Carolsfeld (No. 13) S. 67 ff.

§ 2 hacine spe pop. R. liberos suos ad bellum misit] *mittit* Novak A.

5 recepi Galliam Pyrenaeum Lacetaniam] *Lacetaniam* (nicht Jacetaniam) verteidigt Hauler (No. 7) unter Anführung mehrerer Parallelstellen als die richtige Namensform.

Ib. hiememque castris . . . egi] in castris Novak A, so auch die Abschrift des Petrus Candidus Decembrius nach Sabbadini (Museo ital. di antich. class. III S. 69) (vgl. J. B. 1879, S. 199).

Ib. ex ambitione mea egi] *mea* streicht mit Hauler (No. 7 und 9) auch Eußner A.

6 quid deinde proelia aut expeditiones . . . . enumerem?] quid deinde? proelia . . . enumerem? teilt Wirz A.

Ib. res plus valet quam verba] *valent* Sabbadini a. a. O. (mit Cod. Dec.).

§ 6 dux hostium . . . cum urbe Valentia et exerci*tu* deleti satis clara *vobis* sunt] exerci*tus* deleti . . . . *nobis* Hauler (No. 7, 9, 50.).

7 victor uterque in Italiam venire potest] victor*que* Sabbadini (mit Cod. Dec.).

9 praeter maritimas civitates, ultro nobis sumptui onerique] *sunt* (mit fr. Aurel.) Hauler, *quae* ultro . . sunt Schlee (Jahresber. d. philol. Ver. 1890, S. 47), (*quae* schon Konjektur der Aldina), ebenso Novak A, *quia* — onerique Sabbadini (Bolletino di filol. cl. II, 1896, S. 213, früher Museo ital. d. ant. cl. III, 1888, S. 69 mit Cod. Dec. 'et ultro'), sumptui *aerique sunt* Eußner A.

10 exercitus hinc . . in Italiam transgradientur] *hic* (mit fr. Aurel.) Schmalz (Wochenschrift f. kl. Philol. 4, 1887, S. 1329).

Oratio Licinii Macri (Fr. III 48 M). Daß diese Rede dem Urteile Ciceros (Brut. 238) über Macer entspricht und wirklich eine gute und klare Disposition zeigt, hat ansprechend Hauler (zu No. 13, S. 320) ausgeführt, er findet (mit Recht) gerade in dieser Rede am meisten eigene politische Gedanken Sallusts.

§ 1 multis mihi disserendum fuit docendique] *eratis* fügt Novak A hinzu.

7 concessere illuc omnes, at mox . . . ad vos plerique] *transibunt* setzt Novak A hinzu.

11 certatum *utrimque* de dominatione in vobis sit] *utrimque* streicht Wirz A als Dittographie aus § 12.

15 ne vos ad virilia illa vocem *quo* tribunos plebei, *modo* patricium magistratum, paravere] *quis* Novak A, er streicht *modo*.

23 Pompeium tantae gloriae adulescentem malle principem volentibus vobis esse quam illis dominationis socium] soll nach Neumann (No. 46) nicht auf Pompejus sich beziehen, der i. J. 73 weder adulescens

gewesen noch an das Principat dachte, sondern auf Cäsar Octavianus, ungefähr 36 v. Chr. Mir scheint jedes Wort auf Pompejus zu passen, die auf ihn gesetzte Hoffnung der Popularpartei, die Vorstellung des adulescens (denn er konnte nur als 29 jähriger, als der er 77 nach Spanien zog, in der Erinnerung des Volkes leben), der Ausdruck princeps, der einzig auf seine Stellung nach 67 paßt, was Sallust eben antizipierte. Dagegen glaube ich nicht, daß Cäsar — und besonders nach dem Siege über S. Pompejus — unter des Pompejus Bild gemeint sein kann, auch müßte erst erwiesen sein, daß Buch III nach 36 abgefaßt wurde.

25 neque enim ignorantia res claudit] *claudit res* schrieb Ref. A nach Donat. ad Ter. Eun. I 2, 84, dies ist falsch, denn Donats Wortfolge stimmt mit der des Vat. überein (vgl. Weßner, Berl. phil. Wochenschr. 1900, S. 1436). —

Epistula Mithridatis (fr. IV 69 M) § **2**: Tibi si perpetua pace frui liceret (licet), nisi hostes opportuni et scelestissimi, <ni> egregia fama . . . futura est] 'si p. p. fr. *licet*' will Hauler (No. 45) halten, er schreibt (nach der 1. Hand des Vat.) 'ni *regia* fama'; 'si *liceat*, nisi *opportuni* hostes (= obnoxii) sceleratissimi *et* egregia fama fut. *sit*' Novak A, den Gedankengang dieses Satzes erklärt gut Scheindler (Zeitschr. f. öst. Gymn. 1898, S. 214).

§ **3** si vera existimare voles] v*ere ae*stumare Novak A (*vere* schon Madvig).

9 cum filius Nysa, quam reginam appellaverat, genitus] appellave*rant* Novak A.

16 magnas opes virorum, armorum et auri] armorum<*que*> et auri Novak A.

Ib. consilium est, . . parvo labore per nostra corpora bellum conficere] parvo<*tuo*> labore (nach Gertz) Wirz A, Hauler No. 45, *parvo labore* streicht (weil bei Charisius fehlend) Nitzschner (No. 43, S. 55).

Ib. (bellum) quo neque vincere neque vinci . . . possumus] *quom* Opitz A (Vat. quõ, was nach Hauler so aufzulösen).

17 Convenas . . . pestem (peste) conditos orbis terrarum] *pestem* Novak A, Maurenbrecher A, für *peste* Jordan A, Nitzschner (No. 43, S. 72), Wirz A, Eußner A, Opitz A, mit Recht. —

Fragm. Aurelianense fr. II 42 M, V. 10: Cotta promptius, sed ambitiose (ambitione) tum ingenio largitore] *ambitione ingenita* vermutete Ref., *ambitiose* (und danach Interpunktion) besser Hauler, der dies (No. 50) nochmals verteidigt, *ambitione* nimmt (nach Hauler No. 12) zu viel Raum ein.

Fr. Berolinense fr. II 45 M V. 11: fugientisque secuta ad Octavi domum, quae propior erat in . . . gnaculum pervenit] in *senaculum* oder *in cubiculum* Rossi (nach brieflicher Mitteilung an Hauler vgl. No. 50), für letzteres stimmt dieser.

Fr. Aurel. II 47 A V. 3: permaestus quod pro cupita voluntate plebes (abalienata?) fuerat]. So (teilweise nach Bücheler) Ref.; wie Hauler No. 49 mitteilt, ist aber der 1. Buchstabe nach dem überlieferten *plevis* nicht A, sondern R; in der nächsten Zeile nicht *valin*, sondern *vali a*; 'quod pro cupita voluntate *plebis rivali af*fuerat' vermutet glänzend Hauler (früher — No. 9 — hatte er pro cup. vol. plebis abalienaverat (scil. voluntatem plebis) vermutet, Ref. würde unter Anlehnung an Hauler jetzt 'pro c. vol. *plebes rivali affuerat*' lesen.

Ib. fr. II 52 esar (am Ende der Zeile)] Hauler hat scharfsinnig (No. 9) vermutet, daß von Cäsars Thaten 76/75 (gegen die Seeräuber oder gegen Mithradates) die Rede gewesen sei, möglich ist aber auch eine Ergänzung *<host>es ar<ma>* oder ähnliches.

Ib. fr. II 87 A. Über die Situation des in dieser Kolumne erzählten Belagerungsgefechtes entstand eine Meinungsverschiedenheit zwischen Hauler und Ref.; ersterer verstand (No. 8) 'simul utrimque pugnam occipiunt' von 2 Sturmkolonnen, mit denen die belagerten Isaurer den Wall der Römer angriffen, und verteidigt dies No. 49 S. 248; Ref. No. 3 II S. 96 dachte an einen Kampf mit 2 Fronten (daher *utrimque)* indem, wie bei Aleria die Römer von den ausfallenden Isaurern und zugleich im Rücken durch ein Entsatzheer angegriffen wurden. Mir erscheint letzere Ansicht auch heute noch wahrscheinlicher, da die Worte „fuga tuta fuit“ etc. sich nicht auf die zurückgeworfenen Krieger und belagerten Stadt beziehen können (denn antike Belagerungsheere liegen dicht an den Stadtmauern, der Angriffswall innerhalb Pfeilschuß = unter 180 m) und wir keinen Grund haben zu bezweifeln, daß die Bewohner von Isaura nova die Römer im Rücken angegriffen hätten.

Ib. II 87 A, 20 pars vallo transfixa] *in* vallo Maurenbrecher A, mit Recht zurückgewiesen von Hauler (No. 49, S. 752) nach Cäs. b. g. VII 73, 4.

Ib. II 87 B, 18 ne de missione mutarent animos] Hauler nahm (No. 50) zunächst seine Konjektur 'de demissione' wieder zurück und schloß sich an Hartel 'demissione' (= Niedergeschlagenheit) an, was auch Opitz (No. 42) unter Vergleich von Jug. 38, 10 „quia mortis metu mutabantur“ billigte; 'de promissione' vermutete Landgraf (No. 11), Hauler (No. 12) billigte zuletzt die Lesung des Ref. „de missione“ (sc. obsidum).

Ib. II 87 C, 5 praeterea milites a praedationibus agrorum . . . retinebat] a *praedationibus* verteidigt Hauler (No. 50) mit Recht als die leichteste und sprachlich nächstliegende Konjektur, *populationibus*

(wie nach Hartel und Mommsen Ref. schrieb) empfiehlt sich nicht, da *populari* und *populatio* bei Sallust fehlt.

Ib. V. 10 ne <se> suspectum haberent] *se* (wie Ref. nach Heerwagen schrieb) erscheint mir jetzt unnötig.

Ib. V. 18 uti quisque acciderat] acciderat belegt Opitz (No. 42) durch Jug. 88, 6 und 107, 6 gegen Hartels und Büchelers Änderungen.

Ib. II 87 D, 9 mox tamen extrema victis paterentur] 'extrem*as vices* paterentur' früher Wölfflin (Archiv f. lat. Lex. III 1886, S. 305) (nicht wie Ref. A angab Jordan), dies ist aber ebenda IV S. 166 von ihm zurückgenommen.

Ib. V. 16 ex quo in fugam oppidi teli coniectus erat] *in fugam* hatte Hauler (No. 9) zuerst halten wollen (= „Rückzugslinie" oder = 'si fugere conarentur'), sehr ansprechend vermutete er zuletzt (No. 49) 'in *togam oppidi*' nach Nonius p. 406 'toga dicitur et tectum'; (wir würden dann aber *in togas* erwarten). Novak A streicht die unbequemen Worte (ex quo in oppi*dum*), anderes siehe Ausg. d. Ref.

Fr. Aurel. II 92, 4 ubi illorum fortia facta <ca>nebant] *concinebant* hatte mit Rücksicht auf das auszufüllende spatium Hauler (No. 50, ebenso No. 12 S. 753) vorgeschlagen, was Ref. hätte aufnehmen müssen.

Ib. V. 5 *ea* postquam Pompeius . . . adventare compertus est] *ea* verteidigt Opitz (No. 42), indem er es zu *compertus* zieht, *eo* Ref. A.

Ib. V. 12 arma cep<ere> occupato . . . loc<o *et e*>*os* testabantur inopes patriae . . . eoque uber<a *et*> partus . . viris manere] Hauler (No. 12) hat gegen Ref. mit Recht geltend gemacht, daß 1. das von Ref. nach cepere eingesetzte *et* des mangelnden Raumes wegen unwahrscheinlich sei, daß 2. *illos* testabantur (wie Ref. A) unwahrscheinlich, er vermutet (neben *eos*) obvios oder dubios; ich möchte durch Einfügung von *et* den Satzbau glätten; 3. daß nach *ubera* auch des Raumes wegen *et* einzuschieben sei.

Fr. II 93, 11 cuius multum intererat, ne ei perinde Asiae . . . atque vadi e facultate] gegen seine, wie gegen Ref. Besserungsversuche nimmt Hauler (No. 12) Hartels Ergänzung 'ne ei *periret* Asiae <*spes*>' auf, ich würde jetzt (unter Annahme von *periret*) vielleicht Asiae <*via*> vorschlagen, doch scheint die ganze Stelle noch nicht geheilt, da auch die Ergänzung *intererat* unsicher ist (*interesse* fehlt bei Sallust).

Ib. fr. II 98 D, 6 consules . . . . provincias inter se paravere] zum Schutze des angezweifelten *paravere* verglich Mendelssohn (Mitteilung an Hauler, vgl. No. 50) die lex Julia (CIL I 206) Z. 25 „aediles . . . inter se paranto aut sortiunto, qua in partei urbis quisque eorum vias publicas . . . reficiundas sternendas curet".

Ib. fr. III 5 zur Erklärung der in diesem Fragment geschilderten kriegerischen Situation ist die ansprechende Vermutung Haulers nach-

zutragen (No. 8 und No. 9), daß der hier erwähnte (m. E. von Antonius angegriffene, nach Hauler von diesem verteidigte) Hafen derjenige Massilias sei; hierzu paßt auch die Erwähnung der Ligurer.

Ib. V. 5 neque Mamercus host<ium navis> .... tutior in aperto sequebatur] Die kürzere Ergänzung *hostes* empfahl Hauler (No. 50).

Ib. V. 10 diebus aliquot per dubitationem <tritis>] Statt Haulers (und Ref.) *tritis* wollte Opitz (No. 42) *consumptis* nach Jug. c. 62, 9 einsetzen; hierfür reicht das vorhandene Spatium nicht aus, vgl. auch fr. III 16 M.

Ib. V. 11 f. Die vom Ref. vermutete Satzfassung: 'cum Ligurum prae<sidia cessissent> in Alpis, Terentun<orum ac>citu quaestio fac<ta ad> Sertorium perve<hi cum> Antonio ceterisque placeret' entspricht nach Hauler (No. 12) mehrfach nicht dem verfügbaren Raume; er vermutet (m. E. richtig) 'cum Ligurum *re<gressu>* in A. Ter.<*que* ac>citu qu. f. <*esset* ad> Sert. perve<hi *idque*> Ant. cet. placeret'.

Ib. fr. III 6 aut longe <acta al>io classe quam .... au>t temere nexis ratibus] *temere nexis* vermutete Hauler (No. 50) schon 1887 richtig, temere*que textis* des Ref. war demnach überflüssig, classe *qua meabat* Hauler No. 49 (quam *emiserat* ders. früher, quam *evocarat* Ref., beides unmöglich, wenn *aut* geschrieben werden muß).

Ib. V. 10 praemisso cum equi<tatu> Manio legato] Da der Raum nach Hauler No. 49 nur für *equitatu Manio* oder *equitibus Afranio* ausreicht, ist *cum equitibus Manio* falsch. Daß dieser Manius mit Manius Acilius Glabrio Cos. 67 v. Chr. identisch sei, hatte Hauler No. 8 vermutet.

Ib. V. 16 atque illi loco freti] <at>aeque verlangt der Raum und die Form des ersten Buchstabens nach Hauler No. 49.

Ib. V. 20 Die Ergänzungen des Ref. '<ad hoc> fron<te> ut angusto <ita har>enoso ingressu' überschreiten nach Hauler No. 49 den verfügbaren Raum.

Fragmentum Vaticanum, fr. III 96 B gegen die Ergänzungen des Ref. (V. 1—2) hat Hauler (No. 12) sachliche Zweifel vorgebracht.

Ib. V. 15 procul visentibus erexerant fulta <ante portam> recentia cadavera] so Ref., fulta *stipitibus* Hauler No. 48.

Ib. V. 18 <ut for>midine f<ugarentur Va>rini <milites>] (so Ref.), *formidine fecerant* Hauler No. 48.

Ib. fr. III 96 C, 15 Der Ergänzungsversuch des Ref. '<muni>to tamen *ag<mine insidia>s* pavens se <recipit>' füllt den vorhandenen Raum nach Hauler No. 12 nicht hinreichend aus; vielleicht ist zu schreiben: 'munito tamen agmine *cum omnibus copiis* pavens'.

Ib. fr. III 98 A, 13 Des Ref. Ergänzung '<pauci> prudentes p<robare liberi ani>mi nobiles<que>' überschreitet nach Hauler No. 12 den Raum; es bleibt (neben dem Vorschlage Haulers No. 48

('prudentes docilisque animi nobiles') die Möglichkeit 'pauci prudentes probare, plurimi nobiles<que obsistunt> laudantque q<uod vetuerat fac>ere'.

Ib. fr. III 98 C, 20 vgl. oben S. 238.

Fragmenta singula: Fr. I 2 'recens scrip<tum>' wurde bisher allgemein auf Vorgänger Sallusts (Sisenna) bezogen, dagegen hat Wölfflin ('Das Adverbium recens', Archiv f. lat. Lexikogr. IX, 1896, S. 353) darauf hingewiesen, daß scribere = conscribere (exercitum) gefaßt werden kann; er thut dies (trotz Sulpicius Severus I 6, 2 'in libris recens scriptis') wegen ähnlicher Bedeutung bei Sallust Jug. 43, 3, 84, 5, 86, 2 und wegen Julius Valer. Alex. 1, 21 'quos (milites) ipse recens scripserat'. Mit Recht hat W. diese zweite, bisher unbeachtete Erklärungsmöglichkeit betont; eine Entscheidung läßt sich nicht gewinnen, da beide Bedeutungen im Sallustischen Gebrauch (siehe Index bei Dietsch) und bei imitatores vorkommen. Ist ein Heer gemeint, so kann es sich auf das Heer des Marius oder des Sulla 86, auf das Marianische 83, auf den Sertorianischen Krieg 80/79 oder den Abmarsch des Pompejus 77 beziehen; jedenfalls gehört dies Bruchstück zu den incerta.

Fr. I 4 In der Ed. des Ref. fehlt das Testimonium Hieronymus Epist. 61 (I 350 V.) 'Solus es Cato, Romani generis disertissimus' (worauf Wölfflin schon Philol. 17, S. 544 hinwies), Wölfflin machte (briefl.) noch auf Fronto S. 203 N und Arnobius 3, 6 aufmerksam.

Fr. I 8 Für den Genetiv *Persi* fehlt bei M. das Testimonium Charis. Exc. (I 541 K.).

Fr. I 11 Für die Lesart 'nisi *qua* paludibus invia fuit' (nicht *qua a*) weist Vogel (No. 39, S. 365) auf Mela III 3, 29, Ambrosius Hex. VI 7, Heges. V 15, 16 hin.

Fr. I 14 Die Beziehung des Bruchstücks auf das Proömium der Historien ist ganz unsicher (so Hauler No. 12, S. 751 und Landgraf No. 11).

Fr. I 18 ut omne ius *in viribus* esset] so Ref. nach den Lucanscholien, *in validioribus* empfiehlt (nach Fronto) Landgraf No. 11, da *validior* bei Sallust beliebt und hier fr. 11 und 12 vorkommt, m. E. richtig. Im Kommentar hätte Ref. auf das Sprichwort bei Plautus Trucul. 812 'plus potest qui plus valet' hinweisen sollen.

Fr. I 20 omnibus lex Licinia *ingrata* fuit] *parata* Landgraf No. 11 (*fratra* überlief.), doch bleibt dann *omnibus* unverständlich.

Fr. I 21 Italia *animis* discessit] 'animis *atque armis*' Vogel (No. 39, S. 354) nach Heges. II 1, 75.

Fr. I 23 *quippe* vasta *Italia rapinis* fuga caedibus] hält Landgraf No. 11 für identisch mit Orat. Lepidi (I 55) § 17 'vastam *urbem* fuga *et* caedibus'.

Fr. I 26 nihil esse de re publica neque libertate . . pactum] 'neque *de* libertate' Kunze (No. 44, III 2, S. 250).

Fr. I 44 ut per singulos artus expiraret] diese (besser überlieferte) Lesart bestätigt auch Vogel (No. 39, S. 323).

Fr. I 46 magnis operibus perfectis obsidium coepit] Ref. hatte die Worte des Festus 'obsidium tamquam praesidium subsidium' wie Kritz so verstanden, daß damit eine andere, ältere Bedeutung des Wortes *obsidium* angegeben werden solle (= auxilium), und demnach (mit Körte) *cepit* geschrieben; mit Recht machte hiergegen Heraeus (Archiv f. lat. Lexikogr. IX, 1896, S. 132) geltend, daß des Festus Worte sich nur auf die Wortbildung beziehen und daß sich nur so die Überlieferung *coepit* (mit Objekt wie Ep. Mithr. IV 69, 13) erklären läßt. Sallust hat hier wie Ep. Mithr. 14 die ältere Form obsidium (Columna Rostrata, Plautus, Ennius), nur einmal (fr. II 93) obsidio gebraucht (obsidione exempti wie Col. Rostr. 'obsidiod exemet'). Durch die veränderte grammatische Auffassung des Fragments wird die Beziehung desselben verschoben: die Belagerung, welche Catilina selbst leitete, ist demnach nicht Präneste, sondern eine andere, von Sulla 83 eroberte Stadt.

Fr. I 54 de praefecto urbis quasi possessione rei publicae . . contendebatur] quasi *de* possessione Kunze (No. 44, III 2, S. 282).

Fr. I 57 Sullae dominationem queri non audebat, qua offensus] Lesarten italienischer Hss Donats jetzt bei Sabbadini Studi italiani di filol. class. II S. 102. Auch in diesen scheint 'neque est offensus dominatione Sullae' überliefert zu sein, 'neque eam infensius' Sabbadini, jedenfalls hat *fuit*, das Ref. nach *qua* einsetzte, keine Gewähr, es wird 'qua offensus' oder 'neque ea offensus' zu schreiben sein.

Fr. I 60 s. o. S. 238.

Fr. I 74 Landgraf (No. 11) hält dies Citat (nam talia incepta ni in consultorem vertissent, rei publicae pestem factura) für identisch mit Orat. Philippi I 77, § 1 'denique prava incepta consultoribus noxae esse'.

Fr. I 88 quin ille dehonestamento corporis maxime laetabatur] Bienkowski (No. 17, S. 61 Anm.) verteidigt die Überlieferung *quid* (Quid? ille dehon. etc.).

Fr. I 94 modicoque et *eleganti* imperio percarus fuit] 'et *blando*' oder *gentili*, („den Landessitten entsprechend") vermutet Landgraf No. 11.

Fr. I 103 (more humanae cupidinis ignara visendi) bezieht nach dem Citat des Nonius Nitzschner (No. 43) auf Jug. c. 93; da N. selbst annimmt, daß Nonius hier nur aus Gellius schöpfte, wird auch er die Schlußfolgerung nicht umgehen können, daß die Worte 'Jugurthino bello' ein αὐτοσχεδίασμα des Nonius sind.

Fr. I 107 cum ex suo quisque terrore . . . . novas immanis <formas e finibus> Oceani <ap>puls <as> . . . contenderent] statt *formas* (so nach Kritz Ref.) vermutet Landgraf No. 11 ansprechend *beluas* (beluas Oceani accitas) unter Vergl. mit Cic. Sull. 76, Tac. ann. II 24; die Ergänzung 'e finibus' scheint mir des Raumes wegen notwendig zu sein.

Fr. I 108 postquam tam <al>tas ripas . . . . videt] Einfacher als diese meine Konjektur (statt überlieferten *tantas spiras*) erscheint mir jetzt *tantas ripas*.

Fr. I 116 sanctus alia] Für die Schreibung *alia* (nicht *alias*) und die Vereinigung der beiden Citate des Charisius und des Servius auf diese eine Stelle traten ebenfalls ein Vogel (No. 39, S. 359) und Wölfflin (Archiv f. lat. Lexikogr. II 1885, S. 94), letzterer wies zur Unterstützung der Schreibung *alia* (außer den vom Ref. im Komm. z. St. genannten Stellen) auf Aurel. Vict. Caes. 9, Mela I 19, 19, und (briefl. Mitteil.) auf Amm. Marc. XXVIII 4, 3, XXIX 3, 9, XXXI 14, 6 hin. Wie Ref. hat gleichzeitig Bienkowski (No. 17, S. 71) dies Fragment auf Metellus Pius bezogen (vgl. Cicer. pr. Archia 9).

Fr. I 120 K. J. Neumann (No. 46) bezieht dies Fragment nach Silius Italicus XII 354 (virgulta tegitur valle ac frondentibus umbris) auf die Kämpfe des Statthalters Triarius mit Lepidus (i. J. 77, also im 2. Buch der Historien); daß die Sallustworte hier von Silius nachgebildet sind, erscheint auch mir jetzt sicher, über die inhaltliche Beziehung aber folgt daraus zunächst gar nichts, und wenn N. argumentiert, 'ein zwingender Anlaß zu einer Loslösung des Fragments aus dem Zusammenhang, in dem es bei Silius erscheint, liegt nicht vor', so würde dies gegen seine Auffassung und eher für Beziehung auf die Geschichte der Kämpfe des Torquatus auf Sardinien sprechen; da aber diese (auch in dem Exkurs 'de situ Sardiniae') Sallust kaum erwähnt haben wird, bleibt es am nächstliegendsten, die (nur sprachlich von Silius nachgeahmten) Worte auf die im Komm. z. St. vom Ref. angezogene Plutarchstelle und auf die Kämpfe des Sertorius in Spanien zu beziehen.

Fr. I 127 itaque Servilius aegrotum Tarenti collegam prior transgressus] Hercher Progr. Realschule Gera 1878 S. 8) machte den Accusativ von 'transgressus' (= überholen) abhängig; hierbei würde *prior* unverständlich werden. Ref. (vgl. Komm. z. St.) ergänzte ein Verbum (wie *reliquit* oder ähnlich).

Fr. I 140 Bei Ref. fehlt als Testimonium z. St. Ambrosius de fuga saeculi, Migne 14, 577.

Fr. II 6 Auf ein weiteres Zeugnis zu dieser St. wies Landgraf No. 11 hin, Liber gloss. (Corp. gl. V S. 167) 'Sallustius ait Aristaeum primo insulam Ceam relicta patria coluisse'.

Fr. II 16 Für die Überlieferung *oris improbi* könnte (worauf Wölfflin hinwies) Capitol. Macr. 2 sprechen (animi atque oris inverecundi), doch werden die Übereinstimmungen von Sacerdos und Plinius mit den besseren Handschriften ebenso wie der offenbar von Sallust beabsichtigte Gegensatz an der Lesart *oris probi* festhalten lassen.

Fr. II 19 cum validis vecte certabat] cum *callidis* Senger (Wochenschr. f. klass. Phil. 1894, S. 1265).

Fr. II 57 atque edita undique tribus tamen cum muris et magnis turribus] Kunze (No. 44, III 2, S. 10) erklärt mit Recht *cum* als Konjunktion, nicht als Präposition (zu erg. circumdata esset), die Ausgaben (Gerlach, Kritz, Dietsch, Ref.) haben die Stelle ohne grammat. Erklärung gelassen.

Fr. II 65 Saguntium] Obwohl der Genetiv Saguntium von Charisius bezeugt scheint, werden wir doch mit Wölfflin (Antiochos von Syrakus und Caelius Antipater, 1872, S. 37) Saguntinum zu lesen haben.

Fr. II 68 vgl. oben S. 238.

Fr. II 78 per obsequentiam orationis et maxime odium Sullae graves carique erant] maxime *per* odium Kunze No. 44, III 2, S. 164.

Fr. II 88 hat Bienkowski No. 17, S. 78 auf die Spanier bezogen, die in der Schlacht am Sucro i. J. 75 des Pompeius Pferd erbeuteten.

Fr. II 91 virgines nuptum a parentibus mittebantur] dabantur Novak A.

Fr. II 100 zieht Hauler (No. 12) auf fr. III 6 der Furt wegen.

Fr. II 101 Gegen die Konjektur des Ref. 'qui in flumen <se> ruebant' macht Hauler (No. 12, S. 700 Anm. 1) Einwendungen; daß an ihr festzuhalten sein wird, zeigt m. E. die Erläuterung Donats „quod faciant qui ipsi praecipites alios prosternant"; die Situation ist also derart, daß diejenigen, die (auf der Flucht) in den Fluß nachspringen, die darunter und bereits in demselben befindlichen durch die Schwere ihrer auffallenden Körper töten.

Fr. II 111 Lesarten von Donathandschriften zu dieser Stelle bei Sabbadini Studi ital. di filol. class. II S. 106.

Fr. III 2 qui orae maritimae . . . *curator nocentior* (damnosior?) piratis] (überl. contrarius) *curator <mis>sus piratis* Landgraf No. 11, doch würde ich dann 'curator <adver>sus piratas' vorziehen oder eher noch *curator piratis* schreiben, indem dann der Abl.-Dativ von einem uns unbekannten nicht mitcitierten Verb abhängen würde.

Fr. III 7 graviore bello qui prohibitum venerant socii se gere<re>] gravi*ores* . . . bello . . . *se gerere* Ref. A (*graviorem* überlief.), graviore *m<ore>* bel*lum* . . . socii gerere Landgraf (No. 11, wiederholt Archiv für lat. Lexik. IX, 1896, S. 50 Anm. 1).

Fr. III 24 dedecores inultique terga . . . caedebantur] 'dedecores *inultique*' bei Heges. V 27, 24 schützt die alte Verbesserung 'inulti' (so Vogel No. 39).

Fr. III 45 Sed Metellus in ulteriore provincia] 'in ulteriorem provinciam' wird nach Weßner jetzt zu lesen sein (vgl. Berl. phil. Woch. 1900, S. 1436).

Fr. III 54 icti saepe fragmentis navium aut adflicti al*veos* undarum vi] *alvos* edierte nach Dietschs unglücklicher Konjektur Ref. A, *alveos* hatte mit Recht schon Keil (No. 40) hergestellt.

Fr. III 79 nomenque Danuvium habet, *ut* ad Germanorum terras adstringit] *ut ad* ist nach dem Vaticanus jetzt zu lesen (und so schon in M), die Konjektur *quoad* (Christ) erübrigt sich also.

Fr. III 81 Dies Fragm. (hanc igitur redarguit Tarquitius) bezieht Bienkowski (No. 17 S. 106) auf die Schriften des Tarquitius, die Sallust bei einer Auseinandersetzung mit seinen Quellen erwähnt, eine Deutung, die den Worten Donats nicht entspricht, s. u. S. 272.

Fr. III 83 Auch in Ref.s Ausg. fehlt das Zeugnis Donats (ad Aen. I 698) (mediam) 'nam is locus potior apud veteres fuit; nam Salustius ita Sertorii convivium describit, ut ipsum quia potior fuit collocasset in medio'.

Fr. III 85 Perpernam forte cognoscit] *Et* Perp. f. cogn. jetzt nach Vat. Porphyrios.

Fr. III 90 Daß die Worte des Florus (II 8, 3) „Spartacus . . . . effracto Lentuli ludo cum 74 haud amplius eiusdem fortunae viris erupere Capua" Sallustisch sind, hatte mit Recht Vogel (No. 10 S. 436) unter Vergleich von Comment. Bern. ad Lucan. II 554 behauptet; Ref. hatte die Zahl (74) dem Sallust abgesprochen, dem widersprechen — mit Recht — Jürges (No. 2), Schmalz (Berl. phil. Woch. 1894 S. 493) und Opitz (Wochenschr. f. kl. Ph. 1894 S. 677).

Fr. III 91 In der Ausg. des Ref. fehlt für die Worte 'ingens virium' das Zeugnis Donats (ad Ter. Eun. II 2, 43).

Fr. III 102 se quisque in formam parmae equestris armabat]. Der Zusatz *scuto* (so Ref. A, *clupeo* Dietsch) erscheint mir jetzt unnötig.

Fr. IV 4 prope rationem explorare iubet] propere regionem Landgraf (No. 11) unter Hinweis auf Jug. c. 58, prope *munitionem* Keil (No. 40), der aber Gramm. lat. VII dies fallen ließ und die überlieferte Lesart mit Recht verteidigte.

Fr. IV 30 dolia . . . sub trabes locata] sub *trabibus* Novak A.

Fr. IV 41 haud impigre neque inultus occiditur]. Die Streichung des *haud* (No. 10 S. 439) nahm Vogel später (Jahrbücher f. klass. Philol. 133, 1886, S. 867) zurück und belegte die Wendung 'haud impigre' bei dem Nachahmer Sallusts Sulpic. Sever. I 10, 2 und I 33, 2; andere Parallelen für derartige natürliche, aber unlogische Ausdrucksweisen gaben Vogel (Archiv f. lat. Lex. IV, 1887, S. 320) und

W. Heraeus (Jahrbücher f. kl. Philol. 133, 1886, S. 713—720 und ebenda 143, 1891, S. 501—507).

Fr. IV 51 boni aut mali publici gnavus exactor] *aestimator* Ref. A, *exactor* hatte Keil (No. 40) zu verteidigen gesucht, mit Recht vgl. Suet. Caes. 65.; *gnarus* (überl. ist gravus) Landgraf No. 11.

Fr. V 13 comperto . . . *sese* missos esse (überl. *esse*)] einfaches *se* schlug Kunze (No. 44, I, S. 24) vor zu schreiben, da *sese* in den Historien nicht vorkomme, giebt aber III 1, S. 7 zu, daß dies ein Zufall sein könne.

Fr. V 21 spe<ciem et> celebritatem nominis intellego timentem]. Die Konj. des Ref. (speciem et cel. statt 'spe celebritate') billigt Landgraf (No. 11). Über die Beziehung des Fragm. s. o. S. 248 f.

Fr. inc. 10 ne deditis quidem <armis bellum excitare metuentibus>] auch die Handschriften Sabbadinis haben die Abkürzung a. b. e. m. (nicht a. b. c. m), damit ist die Möglichkeit, daß Ref. richtig ergänzt hat, gegeben.

Fr. inc. 25 atque ea cogentis, non coactos . . . obstringi] obstringi (oder abstringi), nicht distringi haben auch die Handschriften Sabbadinis.

Fr. inc. 26 ad Jovis mane veni]. So hat in glänzender Konjektur den locus desperatus Landgraf (No. 11) hergestellt (mandevani der Oxoniensis).

Fr. fals. 4. Die beiden Septenare schrieb Ref. A, um die Worte des Charisius 'Crispus III' zu retten, dem (Dichter? und) Redner Vibius Crispus der Vespasianischen Zeit zu, richtiger hat Ribbeck in ihnen ein Fragment eines unbekannten alten Palliatendichters gesehen (Comici inc. pall. fr. 34); als Historienfragment hat also nur *acriter* (zum 3. Buche) zu gelten, der Satz Sallusts selbst ist bei Charisius zugleich mit dem Namen des Dichters ausgefallen.

Zu Fr. III 81 (s. o. S. 271) Schlee (Jahresbericht d. ph. Ver. Berlin, Z. f. Gymn.-Wes. 52, 1898, S. 112) meinte, da der Terenzkommentar nur Fragen anführe, seien auch diese Worte eine Frage und gehörten zu einer Verhandlung über die 1. Verschwörung gegen Sertorius.

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

L. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundvierzehnter Band.

Dreissigster Jahrgang 1902.

Dritte Abteilung.

ALTERTUMSWISSENSCHAFT.

Register über die drei Abteilungen.



LEIPZIG 1903.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des hundertundvierzehnten Bandes.

Bericht über römische Geschichte für 1894—1900

von

Dr. Ludwig Holzapfel

in Gießen.

Die sieben Jahre, auf die sich dieser Bericht erstreckt, haben auf fast allen Gebieten der römischen Geschichte eine rege Thätigkeit mit sich gebracht. Einen sehr bedeutenden Anteil hieran hat Italien selbst, das nunmehr den anderen Nationen mit der Begründung einer Zeitschrift für alte Geschichte vorangegangen ist. Es ist dies die 1895 von G. Tropea ins Leben gerufene Rivista di storia antica, an deren Herausgabe jetzt auch E. Pais beteiligt ist. Im Jahre 1897 begann in Italien für das gleiche Fach noch eine zweite, von F. P. Garofalo redigierte Zeitschrift zu erscheinen unter dem Titel Rivista bimestrale di antichità greche e romane; doch ist auf den 1899 herausgekommenen Band, welcher die letzten drei Hefte des ersten und die beiden ersten Hefte des zweiten Jahrganges enthielt, keine Fortsetzung mehr gefolgt. Die Erkenntnis, daß die alte Geschichte eines besonderen Organs bedarf, machte sich bald auch anderweitig geltend. So sah sich 1899 der Verleger A. Hettler in Bern veranlaßt, eine Zeitschrift für alte Geschichte zu begründen, die einen internationalen Charakter haben sollte; doch ist dieses Unternehmen, für welches Mitarbeiter aus den verschiedensten Ländern gewonnen worden waren, nicht über das im Jahre 1900 erschienene zweite Heft des ersten Bandes hinausgekommen. Dafür ist seit 1901 Deutschland mit zwei Zeitschriften vertreten, denen man wohl eine längere Lebensdauer zutrauen darf, nämlich den von C. F. Lehmann herausgegebenen Beiträgen zur alten Geschichte und den unter W. Sieglins Leitung publizierten Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie.

Obwohl in diesem Berichte solche Arbeiten, die sich speciell mit den Provinzen oder Altertümern beschäftigen, nicht berücksichtigt werden sollen, so ist doch noch ein so bedeutendes Material zu bewältigen, daß

nur solche Schriften, deren Ergebnisse einen Fortschritt bezeichnen oder doch wenigstens Beachtung verdienen, in betracht gezogen werden können. Von der Besprechung populärer Schriften wird daher in der Regel abgesehen werden müssen. Das Gleiche gilt von denjenigen Arbeiten, die in dieser Zeitschrift bereits in einem anderweitigen Berichte, wie über Ciceros Briefe, die Liviuslitteratur, über die späteren römischen Geschichtschreiber, über Cäsar und seine Fortsetzer, Sallust und Tacitus, über römische Epigraphik, über Mythologie und Religionsgeschichte, eine Beurteilung erfahren haben oder voraussichtlich noch erfahren werden. Wem es darum zu thun ist, sich einen Überblick über die gesamte auf dem Gebiet der römischen Geschichte und der zu ihr in Beziehung stehenden Disziplinen erschienenen Litteratur zu verschaffen, wird für die Jahre 1894 bis 1897 in den Referaten, welche von E. Kornemann für die von E. Berner herausgegebenen Jahresberichte der Geschichtswissenschaft geliefert worden sind und deren von anderer Seite zu erwartende Fortsetzung sich hoffentlich nicht mehr lange verzögern wird, sämtliche Arbeiten mit Einschluß der in deutschen und ausländischen Zeitschriften enthaltenen Rezensionen verzeichnet finden.

Es erübrigt dem Ref. noch die Erfüllung der angenehmen Pflicht, denjenigen Autoren, die ihm durch Übersendung ihrer Arbeiten seine Aufgabe erleichtert haben, auch an dieser Stelle seinen Dank auszusprechen.

I. Schriften von allgemeinerem Inhalt.

a) Geschichtswerke und sonstige ein größeres Gebiet umfassende Schriften.

1. E. Pais, Storia d'Italia dai tempi più antichi sino alle guerre puniche. Parte I: Storia della Sicilia e della Magna Grecia. Vol. I. Turin-Palermo 1894. XVI und 622 S. 8.

Parte II: Storia di Roma. Vol. I, parte I: Critica della tradizione sino alla caduta del decemvirato. Turin 1898. XXIV und 629 S. 8. und parte II: Critica della tradizione dalla caduta del decemvirato all' intervento di Pirro. Turin 1899. XLVII und 746 S. 8.

Wie aus der Vorrede zum ersten Teile ersichtlich ist, war die Absicht des Verf. ursprünglich bloß darauf gerichtet, die Geschichte Siciliens und Großgriechenlands, welche beiden Länder trotz ihrer gleichartigen Bevölkerung und Kultur noch keine zusammenhängende Darstellung gefunden hatten, zu behandeln. Da indessen die römische Politik durch die gleichen Bestrebungen, die zuvor für Syrakus maßgebend gewesen waren, geleitet wurde, so sah sich Verf. allmählich ver-

anlaßt, die ganze Geschichte Italiens bis zu den punischen Kriegen zum Gegenstande seines Werkes zu machen. Die drei Teile, welche bis jetzt vorliegen, zeugen von vollkommener Beherrschung des Materials und großer Gründlichkeit der Untersuchung. Verf. ist durchgängig bemüht, die verschiedenen Überlieferungen zu zergliedern und bis auf ihren Ursprung zu verfolgen, und gelangt so sehr häufig zu Resultaten, die sich von den bisherigen Ergebnissen erheblich entfernen.

Der erste Band zerfällt in vier Abschnitte, von denen sich die beiden ersten mit den ältesten Einwohnern Süditaliens und Siciliens vor der Ankunft der griechischen Kolonisten beschäftigen. In dem dritten Kapitel werden sodann die Nachrichten über die einzelnen Gründungen der Reihe nach einer Prüfung unterzogen. Im vierten Kapitel sucht Verf. endlich ein Urteil über die Glaubwürdigkeit dieser Notizen sowohl im allgemeinen als im einzelnen zu gewinnen und aus der Entwickelung der Kolonisation vom Ende des achten bis zum Anfange des fünften Jahrhunderts die Ursachen der ältesten Einwanderungen zu ermitteln. In einer Reihe von Anhängen, die nahezu die Hälfte des Bandes einnehmen, findet eine Anzahl von Specialfragen, wie über die Messapier und Japyger, den Ursprung des Namens Italien, die ältesten Beziehungen zwischen Griechenland und Italien, die Aboriginer und Siculer und über die Entstehung der Bezeichnung Magna Graecia, eine eingehende Erörterung. Ferner wird noch ein weiterer Anhang, der sich mit den Quellen beschäftigen soll, in Aussicht gestellt.

Was zunächst die Volksstämme, welche Italien und Sicilien vor der griechischen Kolonisation bewohnt haben sollen, und ihre verschiedenen Wanderungen betrifft, so wird mit Recht geltend gemacht, daß die griechischen Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, denen wir die ältesten Nachrichten hierüber verdanken, nicht mehr in der Lage waren, zuverlässige Mitteilungen zu geben, da zwischen der Periode der Wanderungen und ihrer eigenen Zeit ein Intervall von mehreren Jahrhunderten lag. Nicht minder wird man dem Verf. beistimmen, wenn er die in Hinsicht auf die Aussendung der ältesten griechischen Kolonien überlieferten Zeitangaben in Zweifel zieht, wie dies auch in den beiden etwa gleichzeitig erschienenen Werken von E. Meyer (Geschichte des Altertums II, Stuttgart 1893, S. 443. 478 ff., vgl. unten unter No. 7) und J. Beloch (Griech. Geschichte I, Straßburg 1893, S. 173) geschehen ist. Von positivem Werte ist der auf eingehende Vergleichung der Ortsnamen gestützte Nachweis, daß die Messapier auf der sallentinischen Halbinsel, die sich schon durch ihren Namen als einen griechischen Stamm zu erkennen gaben, und die nördlich vom Vorgebirge Crimissa wohnenden Choner aus dem westlichen Griechenland über das Meer eingewandert sind, die über ganz Apulien verbreiteten Japyger

dagegen, welche mit den östlich von den julischen Alpen wohnenden Japuden identisch sind, zu Lande gekommen sein müssen. — Die Angabe des Antiochus über die älteste Bedeutung des Namens Italia (vgl. Dionys. I 35. Strabo VI 255) wird im Gegensatze zu *Cocchia (Studi Latini, Napoli 1883, S. 3 ff.), Tropea (Storia dei Lucani, Messina 1894, S. 80) und Puglisi-Marino (Sul nome Italia in der Rivist. bimest. di Antichità Greche e Romane, Ann. I, fasc. 4—6, Catania 1899, S. 67 ff.) mit Recht dahin aufgefaßt, daß derselbe die vom Napetinischen bis zum Scylletinischen Meerbusen gezogene Linie nicht als die südliche, sondern als die nördliche Grenze des alten Italien betrachtet habe. Verf. bezweifelt indessen die Richtigkeit dieser Ansicht, weil die rauhe und wilde Hochebene des sich durch den südlichen Ausläufer von Bruttium hindurchziehenden Gebirges Aspromonte, welche Räubern als ständige Zuflucht diente, nicht die Wiege einer italischen Civilisation habe sein können, und entscheidet sich daher dahin, daß unter Italien von Haus aus der ganze die achäischen Städte und das Gebiet der Choner in sich begreifende Küstenstrich verstanden worden sei. Die von Antiochus vertretene Ansicht sei ausgegangen von den mit seiner Vaterstadt Syracus verbündeten epizephyrischen Locrern, welche den Namen Italien für ihr eigenes Gebiet in Anspruch genommen, die feindlichen Achäer dagegen davon ausgeschlossen hätten. Aber ist es nicht sehr wohl möglich, daß die auf den Reichtum an Rindern beruhende Bezeichnung Italien sich zunächst auf den südlichsten Teil von Bruttium erstreckt, für den sie im Hinblicke auf die der Weidewirtschaft günstige Beschaffenheit des Landes (vgl. Nissen, Ital. Landeskunde I 246) durchaus angemessen war, und sich mit dem Fortschreiten der griechischen Kolonisation weiter nach Norden ausdehnte?

Die Geschichte Roms, zu der wir uns nunmehr wenden, ist in der Weise angelegt, daß nach einer sehr ausführlichen Einleitung über die Quellen die einzelnen Berichte der Reihe nach einer gründlichen Prüfung unterzogen werden. Ebenso wie Schwegler giebt Verf. für eine bestimmte Gruppe von Begebenheiten zunächst einen Überblick über die Tradition, um sodann eine eingehende Kritik folgen zu lassen. An diese rein analytische Arbeit, zu der in einem Ergänzungsbande noch eine Untersuchung über die Quellen, die Fasten und die Chronologie hinzukommen wird, soll sich später eine Rekonstruktion der wirklichen politischen Geschichte anschließen.

Für die Auffassung der Überlieferung im allgemeinen ist nun in erster Linie entscheidend die Beurteilung der Magistratstafel. Nach der gegenwärtig herrschenden Ansicht bildet dieses Verzeichnis die Grundlage der gesamten Tradition und kann, da man dasselbe auf alte

Aufzeichnungen zurückführt, die entweder bis zu dem Anfang der Republik oder doch jedenfalls weit über den gallischen Brand hinaufreichten, von vereinzelten Interpolationen abgesehen, für zuverlässig gelten. Im Gegensatze hierzu vertritt Verf. die Ansicht, daß die Pontifices erst gegen das Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. oder um die Zeit, wo Appius Claudius Cäcus die Censur (312) und Cn. Flavius die kurulische Ädilität (304) bekleidete, begonnen hätten, die gleichzeitigen Begebenheiten zu notieren. Bei einem solchen Sachverhalt könnte von einer glaubwürdigen Überlieferung der jenseits der Samniterkriege liegenden Begebenheiten natürlich keine Rede sein. In der That geht die Beweisführung des Verf. darauf hinaus, daß die Berichte über die Königszeit und die ersten Dezennien der Republik fast durchweg auf sakralen Legenden, Fälschungen zu gunsten einzelner Geschlechter und Doubletten beruhen und von der ganzen Tradition als geschichtlich nur eine etruskische Herrschaft in Latium vom 6. bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts und eine sich gleich hieran anschließende sabinische Invasion, die sich in dem Angriffe des Titus Tatius auf Rom wiederspiegle, verbleiben. Auch in der folgenden Periode bis zur Ankunft des Pyrrhus ist die Tradition nach der Ansicht des Verf. in weit höherem Maße von Erfindungen durchsetzt, als man bisher angenommen hat. Ref. glaubt hiergegen (Berl. Phil. Wochenschrift 1900, Sp. 1359 ff.) gezeigt zu haben, daß die wesentlichsten Bedenken, welche von Pais gegen das Vorhandensein annalistischer Aufzeichnungen in der älteren Zeit geltend gemacht worden sind, auf sehr unsicheren Argumenten beruhen. Wer nun daran festhält, daß die Pontifices mit der Begründung der Republik oder wenigstens nicht sehr lange nachher angefangen haben, Jahr für Jahr die Namen der Oberbeamten und die wichtigsten Begebenheiten zu registrieren, für den wird es auch keinem Zweifel unterliegen, daß bereits der Name des letzten römischen Königs, welchen Verf. mit dem Gotte Tarpeius identifizieren möchte, als historisch zu betrachten ist, was nicht gewagter erscheint, als die Realität eines Porsenna, die auch Pais nicht in Abrede stellt, gelten zu lassen.

Wenn wir nun auch gegen die in diesem Werke zu Tage tretende Grundauffassung Bedenken haben erheben müssen, so verleiht ihm doch andererseits die reiche Fülle feiner Beobachtungen, die sich in der Kritik der einzelnen Berichte findet, im Verein mit manchen treffenden Bemerkungen über die Beschaffenheit der litterarischen Überlieferung einen so bedeutenden Wert, daß es bei weiteren Untersuchungen über die ältere Geschichte Roms stets wird zu Rate gezogen werden müssen.

Über den Inhalt des die Geschichte Siciliens und Großgriechenlands behandelnden Teiles orientiert nach H. Swobodas Angabe (s. unten) am besten die Schrift von *F. P. Garofalo, Sull' opera di E. Pais

„Storia della Sicilia e della Magna Grecia“, Catania 1894. Ferner ist dieser Band noch eingehend besprochen worden von B. Lupus, Wochenschrift f. klass. Phil. 1894, Sp. 1334—1341. Sp. 1372—1375, von A. Holm, Berl. Phil Woch. 1894, Sp. 1023—1027 und von H Swoboda, N. Ph. Rundsch. 1895, S. 311—316. Für den ersten Teil der Geschichte Roms liegen ausführliche Kritiken vor von G. Tropea, Rivist. di Stor. ant. III 1, 1898, S. 77—85, H. Swoboda, N. Ph. Rundsch. 1899, S 179—184, G. F. Hertzberg, Berl. Phil. Wochenschr. 1899, Sp. 585—589 und F. Münzer, Deutsch. Littz. 1898, Sp. 1164—1167. Mit dem zweiten hat sich Ref. in der bereits erwähnten Anzeige (Berl. Phil. Wochenschr. 1900, Sp. 1358—1364. 1390—1394) und mit der in beiden Bänden zur Geltung gebrachten Gesamtauffassung O. E. Schmidt in einem den konservativen Standpunkt vertretenden Aufsatze über die gegenwärtige Krisis in der älteren römischen Geschichte (N. Jahrb. f. d. klass. Altert., 1900, S. 38—54) eingehend beschäftigt.

2. B. Niese, Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, Band III, Abteilung 5). München 1897, Beck. VIII und 265 S. gr. 8. 5 M.

Die erste Auflage dieses sehr brauchbaren Grundrisses, welche 1886 erschien, hat in der neuen Bearbeitung eine bedeutende Erweiterung erfahren, welche namentlich der Quellenkunde und der Darstellung der späteren Zeit von 167 v. Chr. bis 476 n. Chr. zu gute gekommen ist. Ausführlichere Besprechungen geben K. J. Neumann, Lit. Centralbl. 1897, Sp. 1288—1292, J. R. Asmus, N. Phil. Rundschau 1897, S. 251—254, A. Höck, Wochenschr. f. klass. Phil. 1897, Sp. 369—373 und L. Holzapfel, Berl. Phil. Wochenschr. 1897, Sp. 1038—1041.

3. H. Schiller, Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. I. Band: Geschichte des Altertums. Berlin u. Stuttgart 1900. XIV, 689 u. 78 S. gr. 8. 8 M.

Obwohl von der Erwähnung populärer Schriften in der Regel abgesehen werden soll, so möchten wir doch nicht unterlassen, auf dieses Werk, das die Mitte zwischen den großen Weltgeschichten und den grundrißartigen Nachschlagebüchern hält und dank der rüstigen Arbeitskraft des Verf. nunmehr in vier Bänden vollendet vorliegt, hinzuweisen. Die Darstellung der römischen Geschichte, welche nahezu die Hälfte des ersten Bandes (S. 379—689) einnimmt, ist, wie man von dem an der Forschung auf diesem Gebiet selbst mit wertvollen Arbeiten beteiligten Verf. nicht anders erwarten kann, mit Sachkenntnis abgefaßt

und wird dem Verständnis des Lesers durch Hinzufügung größerer Abschnitte aus den Quellen sowie auch durch einige sorgfältig ausgewählte und gut ausgeführte Karten und Porträts näher gebracht. Vermöge der den einzelnen Abschnitten beigegebenen litterarischen Nachweisungen, die sich bis auf das Jahr 1900 erstrecken, wird das Werk mitunter auch für das gelehrte Studium von Nutzen sein. Verschiedene Mängel in der Disposition und einige unzutreffende Angaben, auf welche F. Rühl, Litt. Centralbl. 1900, Sp. 1885 ff. hingewiesen hat, werden in einer neuen Auflage leicht beseitigt werden können.

Ebenfalls populär, aber auch für wissenschaftliche Kreise beachtenswert ist

4. A. Holm, W. Deecke, W. Soltau, Kulturgeschichte des klassischen Altertums. Leipzig 1897. XII und 594 S. gr. 8.

Es bildet dieses Werk einen Teil der in vierter Auflage in neuer Bearbeitung erscheinenden Kulturgeschichte von F. von Hellwald (1. Aufl. Augsburg 1875). Holm hat die Griechen, Deecke die Etrusker und Soltau die Römer übernommen, auf welche letzteren bei weitem der größte Teil des Raumes (S. 190—569) entfällt. Im allgemeinen kann man sagen, daß es den Verfassern, auch wenn sie in der Anlage des Ganzen und in manchen Einzelausführungen an Hellwalds Werk gebunden waren, doch gelungen ist, den Stand der heutigen Forschung in geeigneter Form wiederzugeben. Das Verständnis wird durch zahlreiche Abbildungen, die sich jedoch leider nicht immer an der richtigen Stelle finden, und die Orientierung durch ein von O. Henne am Rhyn bearbeitetes Sachregister erleichtert. In Hinsicht auf die Etrusker wird es von Interesse sein zu vernehmen, daß dieselben nach der Ansicht, zu welcher Deecke nunmehr gelangt ist, ein Mischvolk waren, dessen Grundmasse ein italischer, den Faliskern und Latinern nahe verwandter Stamm bildete. Aus Soltaus Darstellung verdienen namentlich die Ausführungen über die Entstehung des Christentums, in denen die Persönlichkeit Christi mehr zu ihrem Rechte gelangt als in der früheren Bearbeitung, hervorgehoben zu werden. In den Einzelheiten bieten sich manche Angriffspunkte, die in E. Bethes abfälliger Kritik (Deutsch. Littzeit. 1897, Sp. 420—422) ausschließlich zur Geltung kommen, während Bruncke (N. Phil. Rundsch. 1897, S. 173—175) zwar ebenfalls verschiedene Ausstellungen macht, aber doch der Bedeutung des Werkes gerecht wird.

Eine knappe und gut disponierte Darstellung der römischen Geschichte, in der jedoch das geistige Leben hinter den politischen Begebenheiten zu sehr zurücktritt, bietet

5. H. F. Helmolt, Weltgeschichte. IV. Band. Die Randländer des Mittelmeeres. Leipzig und Wien 1900. X und 574 S. gr. 8.

Der auf Italien entfallende Teil dieses mit geeigneten Karten und Abbildungen schön ausgestatteten Werkes ist in zwei Abschnitte gegliedert, indem zunächst C. Pauli (S. 297—314) von den Urvölkern der Apenninenhalbinsel und sodann J. Jung (S. 315—468) von Italien und der römischen Weltherrschaft handelt. Wie sehr die Ansichten kompetenter Forscher über den Ursprung der Etrusker noch heutzutage voneinander abweichen, ersieht man daraus, daß Pauli im Gegensatze zu Deecke (4) ihre indogermanische Abstammung in Abrede stellt. Aus Jungs Darstellung ist als wertvoll der geographisch-historische Ausblick auf Land und Leute der Apenninenhalbinsel hervorzuheben. Es finden hier die Veränderungen, die sich im Laufe der Zeit in der Besiedelung vollzogen, in der Gestaltung des Bodens ihre natürliche Erklärung. Verf. gelangt zu dem einleuchtenden Ergebnis, daß die centrale Lage Italiens innerhalb des Mittelmeers die Fremdherrschaft nicht minder begünstigt hat wie die sogenannte Weltherrschaft.

6. W. Ihne, Römische Geschichte. II. Band: Vom ersten punischen Kriege bis zum Ende des zweiten. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1896, Engelmann. V und 448 S. 8. 4 M.

Ebenso wie der erste Band der neuen Auflage, welcher in diesen Jahresberichten (Bd. 94, S. 3) von L. Hüter besprochen worden ist, zeigt auch der vorliegende Band, daß Verf. bemüht gewesen ist, seiner Darstellung eine sorgfältige Revision angedeihen zu lassen und die mittlerweile erschienenen Schriften zu berücksichtigen. Bei der Fülle der in betracht kommenden Litteratur kann es nicht auffallen, daß manche wichtige Untersuchung, wie z. B. die sehr wertvolle Schrift von J. Fuchs über den zweiten punischen Krieg und seine Quellen, Wiener-Neustadt 1894 (s. hierüber unten im V. Abschnitt), unbenutzt geblieben ist. Den Problemen, welche die Überlieferung des ersten und des zweiten punischen Krieges für die Chronologie bietet, ist Verf., wie es scheint, absichtlich aus dem Wege gegangen und hat hierdurch seine Darstellung einigermaßen geschädigt. Bei der Verschiedenheit der Ergebnisse, zu denen die neueren Arbeiten über römische Chronologie gelangt sind, erscheint es ja keineswegs verlockend, sich mit dieser Litteratur näher zu beschäftigen. Verf. hätte aber daraus wenigstens soviel entnehmen können, daß die Jahrzählung der kapitolinischen Fasten hinter der varronischen Ära um eine Stelle zurückbleibt. Die befremdliche Bemerkung, daß C. Sempronius Blaesus (cos. 501 varr.), dessen Triumph nach den Fasten am 1. April des Jahres 500 stattfand, dieser Angabe zufolge noch vor dem Antritt seines Konsulats triumphiert hätte (S. 71, A. 1), wäre alsdann samt den weiteren sich daran schließenden Ausführungen in Wegfall gekommen. — In der Schilde-

rung von Hannibals Marsch durch Gallien (S. 159) findet sich ebenso wie in der ersten Auflage die unverständliche, hoffentlich nur auf einem Druckfehler beruhende Angabe: „Ein römisches Heer war bei Massilia gelandet und stand nur vier Tagemärsche entfernt von der Mündung der Rhone". Es muß natürlich heißen: „an der Mündung der Rhone". — Als eine zweckmäßige Neuerung kann es bezeichnet werden, daß die Darstellung des zweiten punischen Krieges in verschiedene größere Abschnitte gegliedert ist. Es hat sich jedoch in der Inhaltsangabe (S. IV) ein störender Fehler eingeschlichen, denn der dritte Abschnitt reicht nicht bis zur Eroberung von Syrakus, sondern vielmehr bis zum Abfall von Syrakus.

7. E. Meyer, Geschichte des Altertums. II. Band. Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege. Stuttgart 1893, Cotta. XVI und 880 S. 8. 15 M.

Dieser Band beschäftigt sich zwar vorwiegend mit der älteren Geschichte Griechenlands, ist jedoch auch für die Geschichte Roms, die bis zur Begründung der Republik hinabgeführt wird, von Wichtigkeit und verdient daher, da er in dem vorigen Berichte unberücksichtigt geblieben ist, hier besprochen zu werden.

Die Darstellung ist in Paragraphen gegliedert, in denen die vom Verf. gewonnenen Ergebnisse in Kürze dargelegt werden. Wo es nötig erschien, sind Anmerkungen beigefügt, die neben den erforderlichen Belegen und den Verweisungen auf die einschlagenden neueren Arbeiten oft auch eine eingehende Begründung der im Text aufgestellten Ansichten enthalten. Verf. läßt es sich überall angelegen sein, diejenigen Angaben, die auf wirklicher Überlieferung beruhen, von den Hypothesen und Kombinationen zu scheiden, und gelangt so unter sorgfältiger Verwertung der neueren Forschungen zu Resultaten, die für gesichert oder doch für wahrscheinlich gelten dürfen.

Wir erhalten zunächst (S. 470—484) einen Überblick über die Anfänge und die Entwickelung der griechischen Kolonisation in Sicilien und Italien. Es folgt sodann (S. 484—532) eine alle wesentlichen Momente zusammenfassende Darstellung der ältesten Geschichte Italiens. Nach einigen einleitenden Ausführungen über die physikalische Beschaffenheit der italischen Halbinsel und den Zustand unserer ethnographischen Überlieferung giebt Verf. eine Übersicht über die ältesten Volksstämme Italiens, wobei er in Übereinstimmung mit Mommsen und im Gegensatze zu Nissen an der auf sprachliche Erwägungen gestützten engeren Verwandtschaft der Osker und Umbrer festhält. Die Frage, auf welchem Wege die Italiker in ihre Wohnsitze gelangten, wird wohl mit Recht dahin entschieden, daß sie nicht über die See, sondern über

die Alpen gekommen sind, was mit Pais (1) auch von den Japygern, deren Einwanderung nach der Ansicht des Verf. auf dem Seewege erfolgte, anzunehmen sein dürfte. Was die Etrusker betrifft, so findet Verf. das Hauptproblem darin, daß sie in ihren geschichtlichen Wohnsitzen nirgends ursprünglich heimisch zu sein scheinen. Von Wichtigkeit ist jedenfalls der Hinweis auf die von Pais (Storia della Sicilia e della Magna Grecia I 167 f.) nicht beachtete Thatsache, daß sie bereits im J. 1280 v. Chr. (S. 501 heißt es irrtümlich im 12. Jahrhundert, während S. 210 die richtige Angabe bietet) unter dem Namen Turscha unter den Seevölkern erscheinen, welche einen Raubzug gegen Ägypten ausführten. Sie müssen also, wie Verf. mit Recht folgert, schon damals am Meer ansässig gewesen sein. In dem den Anfängen Roms gewidmeten Abschnitte sind von besonderem Interesse die Ausführungen über das Wesen des Patriziats. Die von Niebuhr begründete und von Mommsen beibehaltene Auffassung, wonach der Adel eine nach Analogie der Spartiaten über stammfremde Unterthanen herrschende Bürgerschaft gewesen sein soll, wird mit einleuchtenden Gründen zurückgewiesen. Ebenso ist Verf. im Rechte, wenn er in den drei Tribus der Tities, Ramnes und Luceres, deren Realität gegen Niese und Bormann glücklich verteidigt wird, nicht die Überbleibsel selbständiger Gemeinden, sondern politische Abteilungen einer einheitlichen Gemeinde erblickt. Ref. hat mittlerweile diesen Fragen eine eingehende Untersuchung (in C. F. Lehmanns Beiträgen zur alten Geschichte I 2, 1901, S. 228 ff.) gewidmet und ist zu den gleichen Resultaten gelangt. In den späteren Abschnitten ist die Rede von den letzten Zeiten der griechischen Kolonisation in Unteritalien und Sicilien (S. 677—683), von den Anfängen Karthagos und der Etruskerherrschaft in Italien, dem Bündnisse zwischen Karthagern und Etruskern und der etruskischen Kultur (S. 695—715), endlich von dem Zuge der Etrusker gegen Kyme (524 v. Chr.), der Befreiung Roms von ihrer Herrschaft und den Anfängen der römischen Republik, dem politischen und geistigen Leben Unteritaliens in der gleichen Periode und der Tyrannis auf Sicilien (S. 808—827). Erfreulich war es dem Ref., daß sich Verf. dafür entschieden hat, den ersten bei Polybius erwähnten Vertrag zwischen Rom und Karthago in die ersten Jahre der Republik zu setzen.

8. J. Schvarcz, Die Demokratie. II. Band, Abteilung 1 und 2, Leipzig 1891 und 1899. LXXXVIII, XXV u. 650 S. gr. 8.

Nachdem in dem ersten Bande dieses Werkes (Leipzig 1884) die athenische Demokratie behandelt worden ist, soll der vorliegende Band, der mit einem Überblick über die sonstigen bedeutenderen Demokratien Griechenlands und des hellenischen Westens und einer Charakteristik

der wichtigsten neueren Bearbeitungen der griechischen und römischen Geschichte sowie einem Nachtrage über Aristoteles und die ihm zugeschriebene Ἀθηναίων πολιτεία eingeleitet wird, eine staatswissenschaftliche Würdigung der römischen Massenherrschaft von der Begründung der Republik bis auf Tiberius bieten. Obwohl in Rom niemals eine Demokratie bestanden hat, so glaubte Verf. doch die dortigen Verhältnisse deshalb in seine Darstellung aufnehmen zu müssen, weil dieselben denen der italienischen Städterepubliken, mit denen er sich später zu beschäftigen gedenkt, und wohl auch der Organisation des städtischen Gemeinwesens in verschiedenen anderen europäischen Staaten zur Grundlage dienten.

Ungeachtet der auch vom Verf. nicht bestrittenen Verdienste, welche sich die Römer um das Rechtsleben und das Kulturleben der späteren Nationen erworben haben, gelangt die Untersuchung zu dem vernichtenden Ergebnis, daß die Geschichte der römischen Massenherrschaft und der großen militärischen Demagogen kaum etwas anderes sei, als „die Geschichte einer geschichtlich entwickelten enormen Räuberbande“. Dieses Urteil erscheint, auch wenn es auf gravierende Thatsachen gestützt werden kann, doch zu schroff; denn es führt einesteils zu der irrigen Vorstellung, daß im alten Rom schlimmere Zustände bestanden hätten, als in anderen Staaten, in denen die politische Entwickelung nicht minder durch den Kampf um das Dasein, den Besitz und die Macht bestimmt wurde, und wird andererseits der sittlichen Tüchtigkeit, der die Römer doch wohl in erster Linie ihre Erfolge verdankten, nicht gerecht.

Im übrigen muß anerkannt werden, daß Verf. es wohl verstanden hat, in seiner nach staatsrechtlichen Gesichtspunkten disponierten Darstellung, die ein eingehendes Studium der modernen Litteratur erkennen läßt, die wichtigsten politischen und sozialen Veränderungen auf beschränktem Raume gut darzulegen. Von historischem Sinn zeugen die Ausführungen über die sullanische Verfassung, deren Bedeutung im Gegensatze zu Mommsen mit Recht hervorgehoben wird. Die Reaktion gegen die Auffassung dieses Forschers hat aber andererseits die Folge, daß Cäsar und Augustus zu sehr herabgedrückt werden.

Hin und wieder gewinnt man leider den Eindruck, daß Verf. seine Kenntnis nicht aus den Quellen, sondern aus modernen Darstellungen geschöpft hat. Auf diese Weise erklärt sich wohl die Erwähnung eines Mordversuches auf Pompeius, den Cäsar als Konsul im Jahre 59 angestiftet haben soll (S. 437). Allem Anschein nach liegt hier ein Mißverständnis von Ihne, Röm. Gesch. VI, 330 zu grunde. Es heißt daselbst: „Am deutlichsten tritt (der nicht zu zügelnde Eifer des Vatinius) zu Tage in einer der verwerflichsten Kabalen, welche in

jener Zeit von Trug und Hinterlist unter Cäsars Oberleitung ins Werk gesetzt wurde, der erlogenen Verschwörung zur Ermordung des Pompeius."

Der vom Verf. geäußerte Wunsch, daß das Wirtschaftsleben der Römer von seiten eines realphilologischen Forschers wie Pöhlmann behandelt werden möchte (S. 627 f.), ist mit dem Erscheinen des zweiten Bandes der Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus (München 1901) in Erfüllung gegangen, doch muß dessen Besprechung dem nächsten Jahresbericht vorbehalten bleiben.

Auf einem ganz anderen Standpunkte befindet sich

9. K. Jentsch, Der Römerstaat. In den Grenzboten, Bd. 58, 1898, Abt. 2—4 und in „Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum", Leipzig 1900, von S. 179 bis 372. kl. 8.

Es soll diese Schrift, in der auf die Entscheidung streitiger Fragen verzichtet wird, ein bescheidener Versuch sein, das politisch Lehrreiche aus der römischen Geschichte herauszuheben und in einer vollständigen Übersicht zusammenzustellen. Verf. hat diese Aufgabe mit großem Geschick behandelt, und es dürften daher seine Ausführungen auch von seiten der Fachmänner Beachtung verdienen. Sehr wohl gelungen erscheint der auf verschiedene Thatsachen und Traditionen gestützte Nachweis, daß die Religion wenigstens in der älteren Zeit keineswegs bloß auf eine mechanische Verrichtung von Ceremonien hinauslief, sondern wirklich einen ethischen Gehalt hatte, der auch häufig im Verhalten der Römer gegen andere Nationen zum Ausdruck kam. Es ist von Interesse, die gleiche Auffassung in dem nicht in diesem Bericht zu besprechenden Werke von W. Warde Fowler, The Roman Festivals of the Period of the Republic, London 1899 (vgl. Berl. Phil. Wochenschr. 1901, Sp. 718 ff.) vertreten zu finden. Ein hervorragender Beweis für die sittliche Tüchtigkeit des römischen Volkes liegt jedenfalls in der vom Verf. mit Nachdruck hervorgehobenen Thatsache, daß der politische Kampf zwischen Patriciern und Plebejern zwei Jahrhunderte gedauert hat, ohne zu einer Revolution zu führen, welcher Fall sich in der Weltgeschichte nicht mehr wiederholt. Was die äußere Politik betrifft, so erscheint die Behauptung, daß die Römer von Haus aus keineswegs ein Eroberungsvolk gewesen seien, durchaus gerechtfertigt. Nicht minder wird man dem Verf. zustimmen, wenn er von den Gracchischen Reformbestrebungen sagt, daß sie mit der heutigen Arbeiterbewegung nicht die geringste Ähnlichkeit hätten, sondern vielmehr mit der seit 1886 von der preußischen Regierung betriebenen inneren Kolonisation auf eine Linie zu stellen seien. Sehr beachtenswert ist auch die Bemerkung, daß die Reden, welche Dionys den Führern der sich bekämpfenden Parteien in den Mund legt, wenn sie auch für die historische

Wahrheit wertlos seien, doch für den Politiker große Bedeutung hätten; denn man erfahre aus ihnen, daß schon vor mehr als zweitausend Jahren alles gesagt worden sei, was die Parteien der Reichen und der Armen, der Privilegierten und der Zurückgesetzten einander zu sagen hätten.

Nicht allgemein befreunden wird man sich mit der teleologischen Auffassung, die die ganze Darstellung beherrscht. Verf. ist der Ansicht, daß die Römer im zweiten Jahrhundert n. Chr. ihre providentielle Aufgabe erfüllt hätten, indem ganz Europa von ihnen bis zum Piktenwall hinauf mit der antiken Kultur durchtränkt worden sei. Dann hätten sie untergehen müssen, um dem Germanentum und dem Christentum Platz zu machen.

10. E. Meyer, Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums. Ein Vortrag, gehalten auf der 3. Versammlung deutscher Historiker in Frankfurt a. M. am 20. April 1895. Jena 1895. 72 S. gr. 8.

Zwei nambafte Forscher, Rodbertus und Bücher, haben die Ansicht aufgestellt, daß der Zustand der geschlossenen Hauswirtschaft, in welcher „die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden“, von den Anfängen der Kultur bis in das Mittelalter hinein herrschend gewesen und die nächst höhere Form des direkten Austausches, in welcher „die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen“, erst am Ausgange des Mittelalters, in der Zeit vom 15. zum 16. Jahrhundert entstanden sei. Im Zusammenhang mit dieser Auffassung, die bei Historikern und besonders bei Nationalökonomen vielfach Beifall gefunden hat, steht der zunächst einem theologischen Bedürfnis entsprungene und namentlich von der populären Philosophie gepflegte Glaube, daß die Entwickelung der Geschichte der Mittelmeervölker in einer kontinuierlich aufsteigenden Linie verlaufen sei. Verf. betont dem gegenüber mit großem Nachdruck, daß man hier zwei parallele Perioden zu unterscheiden habe, indem mit dem Untergang des Altertums die Entwickelung mit den schon einmal längst überwundenen, aber schließlich zurückgekehrten primitiven Zuständen von neuem begänne. Der Vortrag soll nun, ohne den umfangreichen Stoff zu erschöpfen, ein Bild von dem wirklichen Verlaufe der wirtschaftlichen Entwickelung geben. Obwohl Verf. erst am Schlusse dazu gelangt, sich mit den römischen Verhältnissen, die für diesen Bericht allein in betracht kommen, zu beschäftigen, so erscheint es doch angemessen, seine inhaltreichen Ausführungen in ihrem ganzen Zusammenhang wiederzugeben.

Es wird zunächst gezeigt, daß im alten Orient schon bei dem Beginn geschichtlicher Kunde eine hochentwickelte Industrie und ein

allgemeiner Handelsverkehr existierte. Verf. wendet sich sodann zu dem griechischen Wirtschaftsleben, dem eine sehr eingehende Behandlung zu teil wird. In dem sich in den homerischen Gedichten spiegelnden „Mittelalter“ tritt uns allerdings noch die autonome Wirtschaft des Einzelhaushalts als die maßgebende Lebensform entgegen; doch hat es auch in dieser Zeit an Handwerkern keineswegs gefehlt. Zugleich kommt der Seehandel auf, der der Odyssee bereits ganz geläufig ist und seit dem achten Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung nimmt. Diese Entwickelung führt einesteils zu einem stets zunehmenden Sklavenimport, anderenteils aber zum Eindringen des Geldverkehrs und der Geldwirtschaft. Hieraus ergiebt sich eine völlige Umgestaltung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse, die den Sturz der Adelsherrschaft zur Folge hat. Der Ertrag der Landwirtschaft geht seinem Wert nach stetig zurück, der Bauer gerät in Verschuldung, und es beginnen nunmehr auch die Adligen, an Handel und Schiffahrt teilzunehmen. Das letzte Resultat ist die Umwandlung des patriarchalischen Staates in einen Rechtsstaat mit festen, geschriebenen Gesetzen, die Souveränetät der Gesamtbürgerschaft, die Gleichheit aller vor dem Gesetz, die Beseitigung aller ererbten Privilegien und die Verteilung der finanziellen und militärischen Lasten und Pflichten einerseits sowie der politischen Vorrechte andererseits nach der ökonomischen Leistungsfähigkeit des einzelnen. In zahlreichen Staaten, wie vor allem in Athen, entwickelt sich schließlich die volle Demokratie, bei welcher die Abstufung der bürgerlichen Rechte nach dem Vermögen beseitigt wird, während die Abstufung der Pflichten nach dem gleichen Maßstabe bestehen bleibt. Das Regiment fällt hiermit, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich der städtischen Bevölkerung zu. In der hellenistischen Zeit tritt eine fundamentale Veränderung ein; denn es kommt nunmehr, indem der Orient in die hellenische Kultur hineingezogen wird, zu einer Verschiebung der Handelsverhältnisse, was die Verödung zahlreicher Städte im griechischen Mutterlande zur Folge hat. Die Bevölkerung zerfällt daselbst nur noch in einen Stand von Großkapitalisten, in deren Händen sich der Grundbesitz mehr und mehr konzentriert, und ein seines Verdienstes beraubtes Proletariat, das stets mit Revolutionen droht und auf Staatskosten oder durch Spenden der reichen Leute versorgt werden muß.

Rom hat wohl nicht die gleiche, aber doch eine ähnliche Entwickelung durchgemacht. Verf. verzichtet indessen darauf, uns die früheren Stadien vorzuführen, und wendet sich nach einem kurzen Hinweise auf den während der Republik in Italien eingetretenen Ruin der Bauernschaft und die Entstehung ungeheurer Kapitalien auf der einen und eines besitzlosen Proletariats auf der anderen Seite sogleich zur Kaiserzeit. Was uns hier entgegentritt, ist die Auflösung einer aufs

höchste gesteigerten Kultur, die sich von innen heraus, in völlig geordneten inneren Verhältnissen ohne jeden ernsthaft in betracht kommenden äußeren Feind vollzieht. Verf. erhebt nicht den Anspruch, das gewaltige Problem, das hier vorliegt, zu lösen, sondern begnügt sich damit, die Hauptfaktoren der Katastrophe hervorzuheben. Das wesentlichste Moment erblickt er in der allgemeinen Verbreitung der antiken Kultur, wodurch die Gebildeten die Führung verlieren. Dies geschieht indessen nicht nur auf dem geistigen, sondern auch auf dem militärischen und politischen Gebiet. Hiermit fällt zusammen der Untergang der städtischen Selbstverwaltung, welche durch die Entwickelung der Reichsbeamtenschaft überwuchert wird, der Rückgang des Wohlstandes und der Bevölkerungszahl. Als die Hauptursachen dieses Prozesses betrachtet Verf. das ständige Anwachsen des Großkapitals, das die Existenz eines kräftigen Bauernstandes unmöglich macht, und die magnetische Anziehungskraft, welche die Hauptstadt vermöge der sich daselbst bietenden materiellen und sozialen Vorteile auf die Landbevölkerung ausübt. Schließlich wird aber auch die Hauptstadt selbst von dem Ruin der Landbevölkerung ergriffen; denn Handel und Verkehr beginnen zu stocken, die Industrie steht still, und die Lebensmittel können nicht mehr in genügender Menge produziert werden. Ihre höchste Steigerung findet die Krisis endlich in der im dritten Jahrhundert stets wachsenden Geldnot, welche zuletzt in der Zeit Diocletians dahin führt, daß das Geld wieder zur Ware wird. So langt denn die Entwickelung wieder bei den primitiven Lebensverhältnissen an und hat auf diese Weise ihren Kreislauf vollendet.

11. H. Liers, Das Kriegswesen der Alten mit besonderer Berücksichtigung der Strategie. Breslau 1895. VIII und 391 S. 8.

12. H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. I. Teil: Das Altertum. Berlin 1900. XV und 533 S. gr. 8.

Diese beiden Werke, in denen der Seekrieg und der Belagerungskrieg ausgeschlossen sind, ergänzen sich gegenseitig. Liers behandelt seinen Gegenstand in systematischer Weise, indem nach einem kurzen Überblick über die Entwickelung der Kriegführung im Altertum zunächst die Organisation und Elementartaktik, sodann die angewandte Taktik (Marsch, Lager und Schlacht) mit der Verpflegung, hierauf die Strategie in ihrem ganzen Umfange und endlich der kriegerische Charakter der einzelnen Völker zur Sprache kommt. Es wird hier in übersichtlicher Gruppierung ein reiches Material vorgeführt und so für alle, die sich mit der antiken Kriegführung näher bekannt machen wollen, ein wertvolles Hülfsmittel geboten. Delbrück, dem wir bereits

verschiedene bedeutende Beiträge zur antiken Kriegsgeschichte verdanken (Die römische Manipulartaktik in v. Sybels Hist. Zeitschr. Bd. 51, 1883, S. 239—264. Die Manipularlegion und die Schlacht bei Cannä, Hermes Bd. 21, 1886, S. 65—90. Die Perserkriege und die Burgunderkriege, Berlin 1887. Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs d. Gr., Berlin 1890), hat sich dagegen seinerseits die Aufgabe gestellt, unter Ausschluß der Antiquitäten (Detail des Exerzierens, Waffentechnik, Befestigung u. s. w.) die Entwickelung der Kriegskunst bei den Griechen und Römern im Rahmen der politischen Geschichte darzulegen und durch eine gründliche Untersuchung der uns vorliegenden Berichte zu einem besseren Verständnis der wichtigsten Schlachten und Operationen zu gelangen. Nachdem in den drei ersten Abschnitten das griechische Heerwesen von den Perserkriegen bis auf Alexander behandelt worden ist, beschäftigen sich die folgenden vier Abschnitte (S. 217—525), die den größten Teil dieses Bandes ausmachen, mit dem der Römer. Die Darstellung beginnt mit der Klassenphalanx. Sehr beachtenswert, aber doch noch einer näheren Prüfung bedürftig, erscheint die auf eine Berechnung der Bevölkerung Roms um das J. 510 gegründete Annahme, daß dieses System auf einer gleichmäßigen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht beruht habe. Es ist sodann die Rede von der in die Jahrgänge der hastati, principes und triarii gegliederten Manipularphalanx, deren Entstehung in die Zeit der Samniterkriege gesetzt wird. Hieran schließen sich einige kurzgefaßte Ausführungen über das Exerzieren der Römer, ihre Lagerkunst und Disciplin, über den Krieg mit Pyrrhus und den ersten punischen Krieg. Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit dem zweiten punischen Krieg, dem eine sehr eingehende Behandlung zu teil wird. Verf. hat nicht unterlassen, für die strategische Einleitung des Krieges die sehr instruktive Untersuchung von J. Fuchs (s. unten im V. Abschnitt) und für die Schlacht bei Zama-Naraggara die nicht minder wertvolle Arbeit von K. Lehmann (s. ebenda) in gebührendem Maße zu berücksichtigen. Das schließliche Unterliegen Hannibals in einer auf freiem Felde gelieferten Schlacht wird mit Recht darauf zurückgeführt, daß dem karthagischen Heerführer, der lange Zeit nur mit den jeweiligen Oberbeamten der Republik zu kämpfen hatte, endlich in Scipios Person ein ebenbürtiger Feldherr entgegentrat, dem es gelungen war, seinen im Laufe des Krieges aus einem Bürgerheere in eine Armee von Berufssoldaten umgewandelten Truppen durch Anordnung eines größeren Abstandes zwischen den hastati einerseits und den principes und triarii andererseits mehr Beweglichkeit zu verleihen. Sehr treffend erscheint die Bemerkung, daß Scipios Marsch nach Naraggara, durch welchen zwar die Operationsbasis aufgegeben, aber die Vereinigung mit Masinissa

gesichert wurde, mit dem Abmarsche der Schlesischen Armee von der Mulde über die Saale im J. 1813 und ihrem Rückzuge von Ligny auf Wavre auf eine Linie zu stellen sei. In den folgenden Kapiteln beschäftigt sich Verf. mit den Kämpfen der Römer mit den Macedoniern, der weiter um sich greifenden Umgestaltung des Bürgerheeres in Berufssoldaten, den Centurionen und den Kriegen mit Mithridates und den Parthern. Der letzte Abschnitt ist den Feldzügen Cäsars gewidmet, denen eine sehr eingehende Untersuchung zu teil wird. Ein nicht geringes Verdienst hat sich Verf. durch die kritische Prüfung erworben, die er den bei den alten Autoren überlieferten Truppenzahlen hat angedeihen lassen. Es ist ihm gelungen, nachzuweisen, daß diese Angaben sehr oft auf erheblichen Übertreibungen beruhen. In manchen Fällen können indessen, wie J. Kromayer (Deutsche Littz. 1900, Sp. 1388) und A. Bauer (v. Sybels Hist. Zeitschr. Bd. 86, 1901, S. 286 ff.) gezeigt haben, gegen Delbrücks Resultate gewichtige Bedenken geltend gemacht werden.

Im verflossenen Jahre ist von dem Delbrückschen Werke auch die erste Hälfte des zweiten Bandes erschienen, welche sich mit den Römern und Germanen befaßt und im nächsten Berichte zu besprechen sein wird. Vgl. hierüber einstweilen H. Wolffs Anzeige in der Berl. Phil. Wochenschr. 1902, Sp. 47–55.

Wir haben nunmehr noch einige wertvolle Hülfsmittel zu erwähnen. An erster Stelle ist zu nennen die

13. Prosopographia imperii Romani saec. I. II. III. Edita consilio et auctoritate academiae scientiarum regiae Borussicae. Pars I–III. Berlin 1897 8. IX. 489. 443. 502 S. gr. 8.

Im Hinblick auf die Fülle des in unseren Inschriftensammlungen aufgespeicherten Materials erscheint es nunmehr als eine lohnende Aufgabe, dasselbe der geschichtlichen Forschung in höherem Maße zugänglich zu machen, als dies bisher durch die den einzelnen Bänden der corpora beigegebenen Indices geschehen ist. Die Preußische Akademie sucht daher zu bewirken, daß Onomatologica, Verzeichnisse der bedeutenderen Männer, der sacra, der militärischen und munizipalen Einrichtungen u. s. w. herausgegeben werden. Es sollen hierbei nicht nur die Angaben der Inschriften, sondern auch die Schriftsteller, die Münzen und die Papyri Berücksichtigung finden. Als ein specimen für derartige Arbeiten soll vorliegendes Werk dienen, welches eine Übersicht über die namhafteren Personen aus der Zeit von der Schlacht bei Actium bis auf Diocletian bietet. Die Wahl dieser Periode empfahl sich hauptsächlich deshalb, weil hier die inschriftliche Überlieferung für die Erweiterung unserer Kenntnis von der größten Bedeutung ist. Der nicht

besonders glückliche Titel Prosopographia beruht auf dem Vorgange des Jacobus Gothofredus, der sich in dem Personalindex seiner Ausgabe des codex Theodosianus (im 2. Teile des 6. Bandes der Ritterschen Ausgabe, Leipzig 1745) dieser Bezeichnung zuerst bediente.

Von den drei bis jetzt erschienenen Bänden der vorliegenden Publikation ist der erste (A—C) von E. Klebs und der zweite (D—O) von H. Dessau bearbeitet worden. Den dritten Band (P—Z) hatte P. von Rohden übernommen; doch konnte derselbe wegen schwerer Erkrankung seine Aufgabe nicht vollenden, und es hat daher von S. 145 an unter Benutzung des von ihm gesammelten Materials H. Dessau die Arbeit weitergeführt. Es soll nun noch ein vierter Band folgen, welcher die Konsularfasten und die Verzeichnisse der anderen Beamten sowie die während der fünfjährigen Drucklegung der drei ersten Bände notwendig gewordenen Nachträge enthalten wird.

Aufgenommen sind zunächst sämtliche Mitglieder des Senatorenstandes, soweit sie uns bekannt sind. Zur Hervorhebung ihrer Namen ist Kapitalschrift angewendet. Ebenso haben die kaiserlichen Beamten aus dem Ritterstande mit ihren Freunden und Verwandten Berücksichtigung gefunden. Auch andere Römer, die bei den Schriftstellern und insbesondere bei den Historikern erwähnt werden, sind meistens angeführt; doch bleibt die große Menge gewöhnlicher Leute, die in der juristischen und kirchlichen Litteratur vorkommen, aus dem Spiele. Von den Griechen und sonstigen Ausländern sind nur diejenigen genannt, die irgendwie zu Römern oder römischen Verhältnissen in Beziehung gestanden haben. Bei den Kaisern wird von der Regierungsthätigkeit abgesehen und von den ausländischen Königen nur das Wissenwerte erwähnt. Was die Schriftsteller betrifft, so konnte auf eine eingehende Besprechung ihrer litterarischen Thätigkeit, die anderweitig ausführlich genug behandelt wird, verzichtet werden.

Die Namen sind alphabetisch geordnet in der Art und Weise, daß bei den Römern die Geschlechtsnamen, soweit sie ermittelt werden konnten, bei den Griechen dagegen meist die cognomina maßgebend sind. Eine große Annehmlichkeit bietet die Einrichtung, daß sich sämtliche Namen, die jemand führte, unter ihren Anfangsbuchstaben verzeichnet finden, wodurch das Nachschlagen sehr erleichtert wird.

Im allgemeinen kann man sagen, daß in diesem Werke in gedrängter Kürze ein sehr reiches, mit großer Mühe und Sorgfalt gesammeltes Material vereinigt ist, das für weitere historische Studien von bedeutendem Nutzen sein wird. Zu Ausstellungen dürfte sich nur selten Anlaß bieten. Aus dem Ritterstande hätte wohl der als Freund Cäsars und Octavians bekannte C. Matius noch angeführt werden können, dessen Lebenszeit sich nach Plin. n. h. XII 13 bis zum Jahre 4 v. Chr.

erstreckte. Seine Bedeutung erhellt aus Tac. ann. XII 60, wo er neben Augustus' Vertrautem P. Vedius Pollio als Inhaber einer ähnlichen Machtstellung genannt wird, wie sie zu Cäsars Zeit Balbus und Oppius besessen hätten. Von dem Geschichtschreiber C. Clodius Licinus wird I 417 unter Verweisung auf Suet. de gramm. 20 bemerkt: Ovidio poetae familarissimus fuit Clodius Licinus consularis, historicus, qui eum admodum pauperem decessisse tradit et liberalitate sua, quoad vixerit, sustentatum. Hiernach wäre Ovid nicht im Exil, sondern in Italien gestorben. In Wirklichkeit lautet die Stelle: fuitque (Hyginus) familiarissimus Ovidio poetae et Clodio Licino consulari, historico e. q. s.

Welchen Ertrag man sich von der Prosopographia sowohl für die Textkritik als auch für die Geschichtsforschung versprechen kann, hat H. Peter in seiner ausführlichen Anzeige (N. Jahrb. f. d. klass. Altert. I 1898, S. 38—53) an einigen instruktiven Beispielen gezeigt.

In nicht geringerem Maße werden dem Studium der römischen Geschichte folgende Werke zu gute kommen:

14. Paulys Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von G. Wissowa. Berlin 1893 ff. gr. 8.

15. Dictionnaire des antiquités grecques et romaines d'après les textes et les monuments. Ouvrage rédigé par une societé d'écrivains spéciaux, d'archéologues et de professeurs sous la direction de M. Ch. Daremberg et Edm. Saglio. Paris 1877 ff. 4.

15. Dizionario epigrafico di antichità romane di E. de Ruggiero. Rom 1895 ff. 8.

Von der neuen Bearbeitung der Paulyschen Real-Encyklopädie sind von 1893 bis 1901 acht Halbbände, die bis zum Artikel Demodoros reichen, erschienen. Das in Lieferungen herauskommende Dictionnaire von Daremberg et Saglio ist nunmehr bis zur Vollendung der zweiten Abteilung des zweiten Bandes (Paris 1896), die die Buchstaben F und G umfaßt, fortgeschritten. Von dem ebenfalls in Lieferungen erscheinenden Dizionario Ruggieros liegt bis jetzt nur der die Buchstaben A und B enthaltende erste Band (Rom 1895), zu welchem F. Haug (in diesen Jahresberichten, Bd. 81, 1895, S. 250—252) verschiedene Nachträge und Berichtigungen giebt, fertig vor. Alle diese Werke entsprechen nicht nur, soweit sie veröffentlicht sind, dem bisherigen Stande der Forschung, sondern führen, indem manche Artikel auf eingehenden Spezialuntersuchungen beruhen, nicht selten darüber hinaus und bieten so für weitere Forschungen eine vorzügliche Grundlage. Die während der letzten Decennien erzielten Fortschritte fallen am meisten in die

Augen, wenn man verschiedene Artikel in Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie, wie Aera und ager von J. W. Kubitschek, ala von C. Cichorius, über die Kaiser P. Aelius Hadrianus, T. Aurelius Fulvus Antoninus Antoninus Pius), M. Annius Verus (M. Aurelius), L. Aurelius Commodus und M. Aurelius Antoninus (Caracalla) von P. v. Rohden, M. Aurelius Severus Alexander von P. Groebe, conventus von E. Kornemann, Appianus und Cassius Dio Cocceianus von E. Schwartz mit denen der früheren Auflage vergleicht. Es wäre zu wünschen, daß es den Herausgebern der drei Werke gelänge, dieselben rascher, als es bisher geschehen ist, ihrer Vollendung entgegenzuführen.

Endlich darf in diesem Abschnitte nicht übergangen werden

17. Oeuvres complètes de Bartolomeo Borghesi. Tome dixième, publié sous les auspices de M. le ministre de l'instruction publique par les soins de l'académie des inscriptions et belles lettres. Les préfets du prétoire. Paris 1897. 835 S. 4.

Im Jahre 1884 ist von Borghesis Werken, deren Veröffentlichung 1862 begann, der 2 Teil des 9. Bandes, welcher die Liste der praefecti urbi enthält, erschienen. Mit dem jetzt von A. Héron de Villefosse herausgegebenen 10. Bande, in welchem die praefecti praetorio zusammengestellt sind, findet die Publikation ihren Abschluß. Der Band zerfällt in zwei Teile, von denen der erste die praefecti bis auf Konstantin und der zweite die praefecti der späteren Zeit nach ihren Bezirken (Orient, Illyrien, Italien, Afrika und Gallien) und innerhalb derselben wiederum der Zeit nach geordnet vorführt. In jedem einzelnen Falle sind die litterarischen und urkundlichen Belege, deren Wortlaut im Text vollständig in lateinischer Sprache wiedergegeben wird, beigefügt. Auf Veranlassung der Pariser Akademie hat sich E. Cuq, Professor an der juristischen Fakultät in Paris, der ebenso mühsamen wie entsagungsvollen Arbeit unterzogen, die sehr fragmentarischen Notizen Borghesis zu ordnen und durch Verwertung der mittlerweile erschienenen Litteratur zu vervollständigen. Welchen Anteil dieser Gelehrte an dem Werke gehabt hat, lassen die überall vorkommenden Zusätze erkennen, welche in eckigen Klammern ohne Namensangabe hinzugefügt sind. Außerdem hat sich auch der Herausgeber selbst und neben ihm W. H. Waddington, der den Druck noch bis zum 24. Bogen hat überwachen können, durch eigene Zusätze um die Arbeit verdient gemacht. Auf diese Weise ist es erreicht worden, daß das Werk, dessen Benutzung durch ein alphabetisches Namensverzeichnis erleichtert wird, dem heutigen Stande der Forschung entspricht und sich neben der Prosopographia (No. 13) und der neuen Bearbeitung der Paulyschen Real-Encyklopädie (No. 14), die in den Nachträgen beide berücksichtigt sind, als ein brauchbares Hülfsmittel bewähren wird.

b) Methodologische Schriften.

18. E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte. Zweite, völlig durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1896, Duncker & Humblot. XI und 624 S. 8. 12 M.

Im Vergleiche zu der 1889 erschienenen ersten Auflage hat sich der Inhalt dieses bewährten Buches, das durch Hinzufügung eines (Autorenverzeichnisses und eines Sachregisters an Brauchbarkeit gewonnen hat, um etwa fünf Bogen vermehrt. Unter den fast allenthalben vorkommenden Zusätzen verdient namentlich die wohlbegründete Polemik gegen die von O. Lorenz aufgestellte Generationentheorie (S. 64 ff.) und die gleichfalls gegen Lorenz gerichtete Erörterung der in der Erzählung selbst begründeten Kriterien der Wahrheit und Unwahrheit (S. 238 ff.) hervorgehoben zu werden. Als eine willkommene Zugabe sind ferner die Ausführungen über die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung (S. 538 ff.) zu betrachten. Auf dem Gebiete der römischen Geschichte, die im Vergleich zu der des Mittelalters einigermaßen zurücktritt, hätten als Beispiele besonders schwieriger Fragen die Kontroversen über die von Polybius (III 22 ff.) erwähnten römisch-karthagischen Verträge, über das Verhältnis der dritten Dekade des Livius zu Polybius und das der plutarchischen Biographien des Galba und Otho zu Tacitus, sowie auch über das Zeitalter der scriptores historiae Augustae angeführt werden können.

19. R. Pöhlmann, Zur Methodik der Geschichte des Altertums (in der Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1895, No. 123 und in den unter dem Titel „Aus Altertum und Gegenwart", München 1895 vereinigten Abhandlungen, S. 34—55).

Es wird hier mit Recht darauf hingewiesen, daß in der Altertumskunde noch immer die beschreibende Methode, welche „ihre Bilder nach wesentlich deskriptiv angelegten Kategorien entwirft und chronologisch aneinanderreiht", zu sehr überwiegt. Man vermißt noch vielfach, wie Verf. treffend bemerkt, „die Fähigkeit zu jener allerdings ungleich schwierigeren, aber doch ungleich tiefer in das Leben und Weben der Geschichte eindringenden Analyse, welche die den einzelnen Zuständen und Institutionen zu grunde liegenden Entwickelungstendenzen, die ihre innere Struktur bedingenden Entwickelungsreihen nachzuweisen imstande ist — eine Analyse, die eben eine universalgeschichtliche Kenntnis der typischen Entwickelungsstufen von Recht und Volkswirtschaft, von Staat und Gesellschaft voraussetzt, welche die Menschheit überhaupt im Gange

der Geschichte durchlaufen hat." Eine solche Art und Weise der Forschung ist nach Pöhlmanns weiteren einleuchtenden Ausführungen nur dann möglich, wenn es gelingt, die alte Geschichte ebenso, wie es mit der Archäologie bereits geschehen ist, von der Philologie zu emanzipieren und den historischen Sinn, der nur durch stete Fühlung mit dem wirklichen Leben erworben werden kann, zu erwecken.

Nahe mit dieser Abhandlung berührt sich der kurze Aufsatz von

20. J. Jung, Über Umfang und Abgrenzung der alten Geschichte in A. Hettlers Zeitschrift für alte Geschichte I 1899, S. 5—10.

Verf. zeigt, daß gegenwärtig auf dem Gebiete der alten Geschichte die Forschung den verschiedensten Zielen zugewandt ist, so daß eine feste Abgrenzung der allgemeinen Geschichte gegenüber unthunlich erscheint, und schließt seine lehrreichen Ausführungen mit der Mahnung, gegenüber dieser Mannigfaltigkeit der Bestrebungen die Pflege des historischen Sinnes nicht aus den Augen zu verlieren.

21. K. Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwickelungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens. I. Band. Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtschreibung. Berlin 1900. XXXV und 291 S. 8.

Vorliegender Band bildet die Vorarbeit zu einem groß angelegten Werke, von welchem jetzt auch die nicht mehr in diesem Berichte zu besprechende Einleitung (II. Band: Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit in zwei Abteilungen, Berlin 1901) erschienen ist. Zunächst ist es dem Verf. darum zu thun, die Ziele der geschichtlichen Forschung überhaupt zu bezeichnen und im Anschlusse daran die Umrisse einer historischen Staats- und Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftslehre zu entwerfen. Der Stoff ist in zwei Bücher gegliedert, von denen sich das erste mit den Aufgaben einer allgemeinen Geschichtschreibung und das zweite mit den hierbei anzuwendenden Maßstäben oder, um einen verständlicheren Ausdruck zu gebrauchen, mit den verschiedenen für die soziale und geistige Entwickelung in betracht kommenden Gebieten beschäftigt. In dem ersten Buche wird davon ausgegangen, daß die Geschichte, die die Vergangenheit der Völker oder der Menschheit als Ganzes ins Auge zu fassen hat, naturgemäß in zwei Teile zerfällt, von denen der eine das soziale und der andere das geistige Leben seinem ganzen Umfange nach in sich begreift. Den Unterschied dieser beiden Sphären definiert Verf. in geistvoller Weise dahin, daß in der einen der im Schauen schaffende Geist, in der anderen der handelnde Wille vorherrsche. Als höchste Einheit ergiebt sich die Uni-

versalgeschichte, welche auf einer Kombination der Sozialgeschichte mit der Geistesgeschichte beruht. Die Geschichtschreibung kann indessen, wie in eingehender Ausführung gezeigt wird, ihrer Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn sie mit den systematisch-philosophischen Wissenschaften in lebendiger Berührung bleibt und hierdurch vor der durch die sozialen und religiösen Strömungen nahe gelegten Gefahr einer einseitigen Auffassung bewahrt wird. In dem zweiten Buche läßt es sich Verf. angelegen sein, die verschiedenen Gebilde und Bewegungen des sozialen Lebens und die mannigfachen Formen des geistigen Schaffens in ihrem Wesen zu erfassen. In einem Schlußabschnitt wird auf die zahlreichen Züge hingewiesen, welche Kunst und Wissenschaft miteinander gemein haben, und gezeigt, in welcher Weise beide im Verein mit der Religion den Gang der Sozialgeschichte bestimmen. Es schließen sich hieran noch einige kurze Bemerkungen über den entscheidenden Einfluß, welchen die in den Massen vorhandenen, fast unter der Schwelle des Bewußtseins befindlichen Gefühlsströmungen auf den Gang der Begebenheiten auszuüben vermögen.

Es seien hiermit diese gedankenreichen Ausführungen, deren Ergebnisse dem zweiten Bande in hohem Maße zu gute gekommen sind, der Aufmerksamkeit eines jeden, der für die höheren Probleme der Geschichtschreibung Interesse hat, empfohlen.

c. Quellen.

Einem längst empfundenen Bedürfnis kommt auf diesem Gebiete entgegen

22. C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig 1895, Hirzel. VI und 717 S. 8. 16 M.

Es wird hier nicht nur eine Einleitung in die alte Geschichte, sondern eine encyklopädische Übersicht über die antiken Quellen und die modernen Forschungen gegeben. Nach einem historischen Überblick über die Behandlung der alten Geschichte in der neueren Zeit beschäftigt sich ein allgemeiner Teil mit den litterarischen Quellen, den Urkunden, der Metrologie und Chronologie. In einem besonderen Teile ist sodann von der Geschichte der orientalischen und klassischen Völker die Rede.

Verf. beherrscht seinen Stoff vollkommen und hat es wohl verstanden, überall in einer kurz gefaßten, aber gut lesbaren Darstellung den neuesten Stand der Forschung vor Augen zu führen. Da die meisten Leser mit der chronographischen Litteratur und der orientalischen Geschichte nur wenig vertraut sein dürften, so war es angemessen,

diese Gebiete besonders ausführlich zu behandeln. Auffallend ist es, daß in dem Abschnitte über die Karthager Philinus und Silen keine Berücksichtigung gefunden haben.

Um einem Veralten des sehr brauchbaren Werkes vorzubeugen, will Verf. in geeigneten Zwischenräumen besondere Ergänzungshefte folgen lassen. Bei der regen Thätigkeit, die gegenwärtig auf dem Gebiete der römischen Geschichte herrscht, darf man dem Erscheinen eines solchen wohl schon demnächst entgegensehen.

23. M. Büdinger, Die Universalhistorie im Altertum. Wien 1895, Gerold. VII und 222 S. 8. 5 M.

In einem einleitenden Abschnitte bemüht sich Verf., dessen Dahinscheiden wir nunmehr beklagen müssen, zu zeigen, daß bereits bei den orientalischen Völkern, deren Herrscher sich rühmten, über die Gesamtheit der Menschen oder über alle Länder der Erde zu gebieten, die Anfänge einer universalhistorischen Auffassung zu erkennen seien. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich sodann mit den griechischen Autoren, die sich zu einem solchen Standpunkte erhoben, und der dritte mit der Einwirkung der Römerherrschaft.

Als den ersten römischen Geschichtschreiber, der von Bedeutung für die Universalhistorie gewesen sei, betrachtet Verf. den Fabius Pictor, der die Gründung Roms in das Anfangsjahr der nabonassarischen Ära (747 v. Chr.) verlegt und hiermit die Schicksale seines Vaterlandes in eine Zeitenordnung von universeller Gültigkeit eingefügt habe. Als zweiter Vertreter einer universalhistorischen Auffassung wird Ennius genannt, nach dessen Zeitrechnung die Erbauung Roms in das von Ktesias für die Begründung des medopersischen Reiches angenommene Jahr 884/3 gefallen sei. Es ist sodann die Rede von Ämilius Sura, welcher nach einer bei Vell. I 6, 6 vorliegenden Interpolation die Weltherrschaft Roms mit der Niederwerfung des Antiochus im Jahre 190 beginnen ließ und nach einer ansprechenden Vermutung C. Triebers (Hermes XXVII 1892, S. 337 ff.) dem nämlichen Zeitalter angehörte, von seinen Nachfolgern Agatharchides und Posidonius, von Diodor und schließlich von Trogus und Tacitus. Am eingehendsten sind natürlich Polybius und Diodor, auf den allein der dritte Teil des Buches entfällt, behandelt.

Was Fabius und Ennius betrifft, so wird man darüber streiten können, ob ihre römischen Gründungsdaten so, wie es Verf. will, zu erklären sind. Gegen die Einreihung des Tacitus unter die Universalhistoriker hat bereits F. Koepp (Berl. phil. Wochenschr. 1896, Sp. 1489) berechtigten Widerspruch erhoben. Im allgemeinen wird man den Ausführungen des Verf., die durchgängig von selbständigem Urteil

zeugen und wohl geeignet sind, zum Nachdenken über mannigfache Probleme anzuregen, mit Interesse folgen. Als treffend möchten wir hervorheben die Bemerkung, daß Diodors römische Berichte unser sonstiges, immerhin kritisch zu prüfendes Material wohl ergänzen, aber ohne dasselbe in ihrer gekürzten und flüchtig hingeworfenen Gestalt überhaupt nicht verständlich sind. Nicht minder berechtigt erscheint der Widerspruch gegen die nahezu zur Geltung eines Axioms gelangte Ansicht, daß die Spärlichkeit der Namen in den die römische Geschichte betreffenden Abschnitten des Diodorischen Werkes auf eine allgemeine Beschaffenheit der älteren Historiographie zurückzuführen sei. Verf. macht hiergegen das einleuchtende Argument geltend, daß ein derartiges Verfahren von Nepos (Cat. 3, 4) als eine Eigentümlichkeit Catos bezeichnet wird.

Bericht über die Litteratur zur antiken Naturgeschichte. 1895—1897.*)

Von

Hermann Stadler

in München.

Der Bericht soll eigentlich nur die genannten drei Jahre umfassen, doch war einige Male, um nicht Zusammengehöriges allzusehr zerreißen zu müssen, ein Vor- und Zurückgreifen unvermeidlich. Schwierigkeiten machte vor allem die Abgrenzung gegen Nachbargebiete, insbesondere die Medizin; denn gerade diese berührt und deckt sich im Altertume so innig mit der Naturgeschichte, daß eine völlige Trennung unmöglich erschien.

Daher sollen denn, trotz des Bestehens eines eigenen Referates für Medizin, diejenigen Schriften zur Geschichte dieser Wissenschaft, welche dem Berichterstatter Beziehungen zur Naturgeschichte zu haben scheinen, kurz erwähnt werden: im übrigen sei für dieses Gebiet vorläufig auf die vortrefflichen Berichte von Puschmann-Töply-Pagel in R. Virchows Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte der gesamten Medizin (Berlin, A. Hirschwald XXIX—XXXIII 1. Bd.) und auf die medizinische Bibliographie (XX) in Schmidts Jahrbüchern der in- und ausländischen gesamten Medizin (Leipzig, O. Wiegand) verwiesen. Dazu kommt noch:

1. H. Diels, Bericht über die neuesten Leistungen für die antike Medizin. Vortrag, gehalten in der 43. Versamml. d. Philol. u. Schulmänner zu Köln.

2. R. Fuchs, Bericht über die Fortschritte auf dem Gebiete der Geschichte der Heilkunde in den letzten zwei Jahren. VVDPh 44.

Leider ist der in den VVDPh 43 erschienene Auszug so dürftig, daß sich daraus nur ein Hinweis auf Ilbergs und Kuehleweins unten

---

*) Der Bericht über die Jahre 1898 bis 1900 folgt im nächsten Jahrgange. D. Red.

zu erwähnende Arbeiten entnehmen läßt, während doch wohl auch noch andere neuere Leistungen erwähnt wurden. Fuchs bespricht Virchows Jahresbericht und Susemihls Bericht über Aristoteles und die älteren Peripatetiker BuJ Bd. 79 (1894) 384 ff., um sodann weitere Ausführungen zu geben zu dem Autor anonymus der Diagnosis acutorum et tardorum morborum (cod. Par. suppl. Graec. 636 vgl. No. 47) sowie zu dem Iatrosophium Hippocratis, Galeni, Magni et Erasistrati (cod. Par. Graec. 2324).

Ähnlich steht es mit der Abgrenzung der Mineralogie gegen die Technik und Archäologie. Was aber die Unmöglichkeit anbelangt, gerade in diesem Referate eine absolute Vollständigkeit zu erzielen, so hat sich darüber mein sehr verehrter Herr Vorgänger in seinem letzten Berichte (Bd. LXXXX 71) in so zutreffender Weise ausgesprochen, daß ich weiter nichts beizufügen habe. Für Zeitschriften u. s. w. benutze ich die Abkürzungen der Bibl. phil. class., die auch in allen bibliographischen Dingen, wie Format, Preis, Verleger, Seitenzahl und Rezensionen der besprochenen Schriften zu Rate zu ziehen ist.

I. Medizin.

Zuerst ist hier zu gedenken der zahlreichen Arbeiten von Oefeles (Neuenahr), die zwar meist auf dem Gebiete der ägyptischen und vorderasiatischen Medizin liegen, aber doch recht oft in unseres herüberragen.

Dieselben sind leider in allen möglichen medizinischen und pharmazeutischen Zeitschriften verstreut und infolgedessen vielfach schwer zugänglich.

Aus ihrer großen Zahl sind im folgenden einige ausgewählt, welche noch am meisten mit der Antike zusammenzuhängen scheinen:

1. Ein gleichlautendes Kantharidenrezept bei Hippokrates und im Papyrus Ebers. Allg. Medizin. Central-Zeitg. 63 (1894) S. 176.

2. Die nichtpathologische Gynäkologie der alten Ägypter. Ebenda 800, 814, 823, 836, 847, 860.

3. Eine Angina behandeln die alten Ägypter mit der gleichen Inhalation wie Hippokrates. Ebenda 1111 (vgl. auch 1161 und 64 (1895) 392).

4. Der Krankheitsname Typhos führt sich zurück auf den ägyptischen Krankheitsnamen āaā. Ebenda 1198.

5. Die Medizin in Mesopotamien zur Keilschriftzeit. Ärztl. Rundschau V (1895) 706, 723, 740, 758, 772.

6. Die ersten Entlehnungen der Griechen von der ägyptischen Medizin wurden schon in der vorgeschichtlichen griechischen Zeit gemacht. Allg. Medizin. Central-Zeitg. 64 (1895) 58.

7. Die Lehre der Pneumatiker ist altägyptische Entlehnung. Ebenda 129.

8. Das Iusiurandum des Hippokrates stammt aus ägyptischen Quellen. Ebenda 297 (vgl. auch 370).

9. Diodorus Siculus über ägyptische Medizin. Ebenda 406.

10. De aëre, aquis et locis ist griechische (Überarbeitung und) Übersetzung ägyptischer Vorlagen. Ebenda 850.

11. Die Excerpta Menonia in ihrer Beziehung zur ägyptischen Medizin. Ebenda 934.

12. Vorhellenische Medizin Kleinasiens. Zeitschr. f. klin. Med. XXX (1896) 573 ff.

13. Die Wege der griechischen Medizin in die deutsche Volksmedizin. Allg. Med. Central-Ztg. 65 (1896) 288.

14. Ansicht zu Beginn der römischen Kaiserzeit über das Verhältnis zwischen ägyptischer und griechischer Medizin. Ebenda 799.

15. Griechische und ägyptische Sekten der Ärzte. Ebenda 1042.

16. Zauberpapyrus des Leydner Museums (Leemann-Dieterich). Janus II 384 u. s. w.

Der Verfasser geht hiermit ganz neue Wege; er ist Arzt, nicht Philologe, und hat sich in die Keilschrift- und Hieroglyphenlitteratur erst einarbeiten müssen; zudem sitzt er in einem Orte ohne Bibliothek und sonstige Hülfsmittel. Dazu ist das Material, das wir auf diesen Gebieten besitzen, äußerst lückenhaft und wird durch Neufunde ständig verschoben; die Deutungen sind nichts weniger als sicher. Infolgedessen sind natürlich diese Schriften nicht frei von Mängeln verschiedener Art, von Widerrufen, Übersehen, Mißgriffen, Anticipationen und allzu kühnen Konstruktionen. Aber im ganzen und großen scheinen seine mit Hülfe einer ungewöhnlichen Sachkenntnis und Rührigkeit errungenen Ergebnisse doch richtig zu sein, und nicht nur die Mediziner, sondern auch die Philologen werden seine Hinweise auf die engen wissenschaftlichen Verbindungen zwischen Orient und Occident zu würdigen und die Pfade einzuschlagen haben, welche Oe. in diesem Urwalde zuerst gebahnt hat.

Zu Hippokrates sind, abgesehen von kleineren Arbeiten textkritischen oder rein medizinischen Charakters, erschienen:

17. H. Kuehlewein, Hippocratis opera quae feruntur omnia. Vol. I. Prolegomena conscr. J. Ilberg et H. Kuehlewein. Leipzig 1895, Teubner.

18. J. Ilberg, prolegomena in Hippocratis opera quae feruntur recensionem novam. Adnexa tab. phot. Leipzig 1894, Teubner.

19. R. Fuchs, Hippokrates sämtliche Werke übersetzt und ausführlich kommentiert. 3. Bd. München 1895—1900. Dr. H. Lüneburg.

20. H. Faßbender, Entwickelungslehre, Geburtshülfe und Gynäkologie in den hippokratischen Schriften. Eine kritische Studie. Stuttgart 1897, F. Enke.

Der Anfang zu einer großen kritischen Neuausgabe des H. wäre also gemacht, leider ist sie noch immer nicht über den ersten Band hinausgekommen, so daß man nach wie vor auf Littré angewiesen ist. Mit den großen Autoren hat überhaupt die Teubneriana kein Glück — Aristoteles, Hippokrates, Galen — überall einige Bändchen, aber nichts Ganzes!

Dieser erste Band enthält sieben Schriften: Über die alte Medizin, Über Luft, Wasser und Örtlichkeit, Das Prognostikum, Von der Lebensordnung in akuten Krankheiten (echter und unechter Teil), Epidemien (1. und 3 Buch). Die vortrefflichen Prolegomena behandeln hauptsächlich die Quellen- und Dialektfrage.

Die Übersetzung von R. Fuchs wurde anfangs nicht überall gleich freundlich aufgenommen, so hat insbesondere gegen den Kommentar Puschmann in Virchows Jahresbericht (1894 S. 309 ff.) verschiedene Ausstellungen erhoben. Mit der Zeit hat aber auch dieser berufene Kritiker ihren infolge von Verbesserungen noch steigenden Wert anerkannt, und heute ist sie besonders in ärztlichen Kreisen allgemein geschätzt. Der Kommentar enthält vorzüglich im zweiten Buch der Diät und in: 'de vulneribus et ulceribus' viele Deutungen von Droguen und insbesondere von Pflanzennamen, aber da dieselben meist Leunis' Synopsis der Botanik entnommen sind, besteht hier kein Anlaß, darauf einzugehen.

Die Schrift von Faßbender hat R. Fuchs in der WklPh 1897, 1051 zwar als einen empfehlenswerten Ratgeber auf dem Gebiete der hippokratischen und vorhippokratischen Gynäkologie bezeichnet, hat aber mit Recht diesem Lobe einen scharfen Tadel vorausgeschickt gegen die sträfliche Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit so vieler Verfasser medico-historischer Abhandlungen und Bücher in philologisch-bibliographischen Dingen. Was wird hier gesündigt durch unvollständige und unklare, ja selbst ganz falsche Citate, die entweder aus schlechten und ganz veralteten Ausgaben geschöpft oder aus völlig unzureichenden Handbüchern u. s. w. einfach abgeschrieben werden! Wenn nur diese Herren wenigstens angeben würden, nach welchen Ausgaben sie citieren, oder woher sie die Citate haben!

Besonders lebhaft erörtert wurde in den Berichtsjahren die Frage nach der Echtheit der einzelnen hippokratischen Schriften. Die Anregung ging aus von:

21. H. Diels, Supplementum Aristotelicum ed. cons. et auct. Acad. lit. reg. Boruss. Vol. III p. I. Anonymi Londinensis ex Aristotelis Iatricis Menoniis et aliis medicis eclogae. Berlin 1893. XVIII 116 S.

22. — — Über die Exzerpte von Menons Iatrica in dem Lond. Pap. 137. Herm. XXVIII (1893) S. 407—434.

23. — — Medizin in der Schule des Aristoteles. Preuß. Jahrb. LXXIV 412—429.

Darin wurde nämlich u. a. darauf hingewiesen, daß der Aristoteliker Menon kein verlässiger Zeuge für die Echtheit hippokratischer Schriften sein könne, da er ja die unechte Schrift περὶ φυσῶν (de flatibus) für echt hielt und benutzte (vgl. Susemihls Bericht über Aristoteles etc. BuJ Bd. 79 (1894) S. 384 ff.). Dagegen verteidigte Menons Glaubwürdigkeit mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen — Umsturz der gesamten bisherigen meist auf Galens Äußerungen aufgebauten Anschauungen von Hippokrates und seinen Werken — in folgenden Veröffentlichungen ein litterarisch sehr rühriger Ansbacher Arzt, nämlich: Fr. Spaet.

24. Anonymus Londinensis. Auszüge eines Unbekannten aus Aristoteles-Menons Handbuch der Medizin und aus den Werken anderer älterer Ärzte. Griechisch hrsg. von H. Diels. Deutsche Ausg. von H. Beckh und Fr. Spaet. Berlin 1896.

25. Spaet, Fr., Der gegenwärtige Stand der Hippokratesfrage und das Corpus Hippocraticum vom Standpunkte der Menon-Aristotelischen Überlieferung. Allg. med. Centr.-Ztg. 1896. S. 1102, 1114, 1127. Vorläufige Mitteil. auf d. 68. Versamml. d. Naturf. u. Ärzte zu Frankf. a. M.

26. — — Zur Geschichte der altgriech. Medizin. Aus dem griech. London. Papyrus 137. Münch. Med. Wochenschr. 1896. S. 857.

27. — — Der gegenwärtige Stand der Hippokratesfrage. Janus I (1896/97) 243 ff. u. 344 ff.

28 — — Die geschichtliche Entwickelung der sogenannten hippokratischen Medizin im Lichte der neuesten Forschung. Eine geschichtlich-medizinische Studie. Berlin 1897. 55 S.

Gegen die hierin ausgesprochenen Ansichten erhoben vor allem heftigen Widerspruch R. Fuchs in seiner Besprechung dieser Arbeiten

(WklPh 1897, 313—317 und Janus II 38 und 47) sowie J. Ilberg (BphW 1897, 1153), während andere Forscher wie z. B. Puschmann (in Virchows Jahresb. f. 1897 S. 309) ihm wohlwollender begegneten.

Hier kann auf die schwierige und weitläufige Frage nicht näher eingegangen werden; für die Geschichte der Naturwissenschaften ergiebt sich aber aus diesem Streite die Notwendigkeit, kein Hippokratescitat unbesehen hinzunehmen, sondern vor der Verwertung erst zu prüfen, wie sich die besten Kenner zu der betreffenden Schrift in bezug auf Echtheit u. s. w. stellen. An Hippokrates schließt sich am nächsten an:

29. J. Ilberg, Das Hippokratische Glossar des Erotian. Abh. d. K. S. Ges. d. Wiss. Bd. 34 S. 101. (Der Abh. d. phil.-hist. Kl. 14. Bd.)

Dieses Glossar ist hiernach nicht in ursprünglicher Reihenfolge erhalten, sondern umgearbeitet. Die unter den vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets stehenden Einzelgruppen sind nach demselben stets wiederkehrenden Prinzip geschichtet. Die Zusammenstellung der mit dem gleichen Buchstaben beginnenden Worte ist derartig, daß immer die der gleichen Schrift entnommenen in der vom Hippokratestexte gebotenen Ordnung vereinigt werden, und daß diese kleineren Gruppen dann nach Maßgabe einer feststehenden Schriftenfolge geordnet erscheinen. Nach einer Kritik der bisherigen Ausgaben untersucht er die Beziehungen der auf grund eigener Kollationen zusammengestellten Hippokratesscholien zu Erotian und stellt hierauf, ausgehend von E.s Proömium, die von diesem für echt gehaltenen Schriften innerhalb der drei Gruppen der semiotischen, physiologischen und therapeutischen Werke ordnend die Schriftenfolge des Urglossars her.

Zu den griechischen Medizinern zwischen Hippokrates und Galen ist die wichtigste Erscheinung:

30. M. Wellmann, Die pneumatische Schule bis auf Archigenes. Philologische Untersuch. hrsg. v. Kiesling u. Wilamowitz-Moellendorf. H. XIV. Berlin 1895.

Der Verfasser giebt im ersten Teile eine äußerst scharfsinnige und gelehrte litterarhistorische Untersuchung über die pneumatische Schule, ihre Anhänger und deren Werke. Für das uns in den Schriften der späteren Mediziner (Galen, Aretaeos, Oribasius u. a.) Erhaltene erscheint als gemeinsame Grundlage Archigenes. Der zweite Teil will eine Darstellung der physiologischen, pathologischen, diätetischen und therapeutischen Grundsätze der Pneumatiker geben, doch bemerkt speziell hierzu Puschmann in Virchows Jahresb. 1895 S. 286, W. habe, indem er als Nichtmediziner rein medizinische Dinge behandelte, über seine Kraft gehandelt und infolgedessen viele Fehlgriffe gemacht.

Etwas Ähnliches mußte ich an anderer Stelle (s. u. 99) auf botanischem Gebiete vermerken, und auch seine letzten Arbeiten zeigen wieder denselben Fehler. Sieht man aber von diesen Schwächen ab, so bedeuten W.s Arbeiten stets einen tüchtigen Ruck vorwärts in unserer Erkenntnis der Entwickelung antiker Medizin und Naturwissenschaft und verdienen in dieser Hinsicht auch die überaus freundliche Aufnahme, die sie nicht nur bei den Philologen gefunden haben.

Die Arbeiten zu Dioskorides sollen ihres vorwiegend botanischen Inhaltes halber unter Botanik besprochen werden. —

Von den römischen Ärzten bietet Celsus verhältnismäßig wenig Naturwissenschaftliches: es genügt daher wohl an dieser Stelle eine bloße Nennung von

31. S. Sepp, Pyrrhoneische Studien. (I. Die philosoph. Richtung des Cornelius Celsus. II. Untersuchungen auf dem Gebiete der Skepsis.) Dissert. v. Erlangen 1893. 149 S.

Dagegen ist hier eingehender zu besprechen:

32. F. Rinne, Das Rezeptbuch des Scribonius Largus zum ersten Male teilweise ins Deutsche übersetzt und mit pharmakologischem Kommentar versehen. In: Histor. Studien aus d. pharmakol. Institute d. K. Univ. Dorpat herausgegeben von Dr. R. Kobert. V. Halle 1896. S. 1—99.

R. giebt eine Übersetzungsprobe der praefatio und der Kapitel I—LXXIX. Allerlei Übersetzungssünden etc. hat R. Fuchs in seiner Besprechung (WklPh 1896 S. 1062) hervorgehoben, sonst ist die Arbeit sehr gelobt worden. Der Kommentar bespricht über 300 Arzneistoffe aus den drei Reichen und zeigt neben gründlicher Sachkenntnis auch genügende Vertrautheit mit der einschlägigen alten Litteratur, wenn auch von philologischer Seite noch manches zu beanstanden ist. So ist es z. B. falsch, wenn S. 40 gesagt wird, Diosk. IV 69 und Plin. n. h. XXV 17 behaupteten, die Giftpflanze Hyoscyamus hieße bei den Arabern Altercum. Arabische Synonyma kennen beide nicht, nicht einmal in den Interpolationen; bei Plin. beruhen die Araber nur auf einer schlechten Lesart älterer Ausgaben (Sillig). Auch sonst treten viele Deutungen viel zu bestimmt auf; wir wissen lange nicht alles so bestimmt, als es nach R. den Anschein hat. Allein das Gute überwiegt entschieden das Verfehlte, und so wird diese Arbeit in Zukunft immer zu berücksichtigen sein.

Des medizinischen Inhaltes der Bücher 20—32 wegen ist hier auch der nat. hist. des Plinius zu gedenken, von der in den Berichtsjahren gerade die einschlägigen Bücher neu herausgegeben wurden von:

33. C. Mayhoff, C. Plini Secundi naturalis historiae libr XXXVII. vol. III. libri XVI—XXII (1892). vol. IV. lib. XXIII—XXX (1897). vol. V. XXXI—XXXVII (1897). Leipzig, B. G. Teubner.

Berichterstatter hat die Teile III und IV bereits angezeigt in NphR 1893 S. 203 und NJPhP 1897 S. 343 ff., möchte daher hier nur hervorheben. was für die Geschichte der Naturwissenschaften in dieser Ausgabe besonders wichtig erscheint, daß nämlich unter dem Texte die Quellen, Parallelstellen und späteren Ausschreiber — leider nicht von einander geschieden — verzeichnet sind. Die Würdigung vom rein philologischen Standpunkte aus, Handschriftliches und Textkritisches gehört ja ohnehin nicht hierher: Spezialschriften zu den botanischen, geologischen und mineralischen Büchern werden unter diesen Fächern behandelt werden. Dagegen ist von allgemeiner Bedeutung und kann daher dort nicht untergebracht werden:

34. F. Münzer, Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius. Berlin 1897. XI. 432 S.

Hierüber gab Berichterstatter eine eingehendere Besprechung in NphR 1898 S. 172 ff.

Halb noch zu Plinius gehört:

35. J. Keese, Quomodo Serenus Sammonicus a medicina Pliniana ipsoque Plinio pendeat. Diss. inaug. Rostock 1896. 67 S.

Der Verfasser beweist darin, daß die medicina Pliniana bereits von diesem Autor des dritten nachchristl. Jahrh. benutzt ist, während sie V. Rose erst in die erste Hälfte des vierten setzen wollte. Auch hatte sie nicht die Form, in der sie Rose herausgab, sondern war viel vollständiger. (Nicht zu den Quellen gehört dagegen Dioskorides.) Erst hernach ward sie exzerpiert zu dem breviarium, das in den codd. Sangallens. und Dredens. vorliegt. In einem zweiten Teile werden einzelne Stellen besprochen. Im Anschlusse hieran möchte sich Berichterstatter zu bemerken erlauben, daß es sich doch vielleicht lohnen dürfte, einmal die ersten drei Bücher G. Plinii Secundi de re medica, wie sie in den Medici antiqui omnes etc. der Aldina von 1547 und bei H. Stephanus (1567) vorliegen, natürlich unter Berücksichtigung der Arbeiten Roses, darauf durchzugehen, ob nicht nach Ausscheidung der zahlreichen Interpolationen aus Caelius Aurelianus, Pseudoapuleius und Vindicianus sich doch noch ein Bild jener älteren Rezension gewinnen ließe.

Die von V. Rose 1882 herausgegebenen Bruchstücke des Soranus wurden weiteren Kreisen zugänglich gemacht durch:

36. Soranus Ephesius Gynäkologie (περὶ γυναικείων) übersetzt von H. Lüneburg. Kommentiert von J. Chr. Huber. München 1894. IX. 173 S.,

nach allgemeinem Urteil eine sehr tüchtige Leistung. Einige Nachträge bringt Huber in der Münchener med. Wochenschr. 1897 No. 14 und weist darin auf auch die französische Übersetzung des Nanziger Gynäkologen F. Jos. Herrgott hin, welche die Ausgabe von Ermerius als Vorlage benutzt und in Deutschland wenig bekannt geworden zu sein scheint:

Soranus d'Éphèse, Traité des maladies des femmes et Moschion son abbréviateur et traducteur. 237 p. gr. 8. mit Tafel. Nancy 1895.

Zu Galen nenne ich honoris causa zuerst I. v. Müller, Über Galens Werk vom wissenschaftlichen Beweis, Abh. d. K. bayer. Akad. d. Wiss., München, Bd. 20 Abt. 2 S. 403 ff., 1895, dem wir u. a. den gelungenen Nachweis verdanken, daß Galen nicht, wie man bisher annahm, 131, sondern bereits im Sommer d. J. 130 n. Chr. geboren sei.

Auch bei diesem Autor ist man noch immer auf die anerkanntermaßen in jeder Beziehung ungenügende, schwerfällige und schlecht zugängliche Kühnsche Ausgabe angewiesen; von einzelnen Schriften sind folgende Neuausgaben erschienen:

37. Claudi Galeni Protreptici quae supersunt ed. G. Kaibel. Berlin 1894.

38. — Institutio logica ed. Carol. Kalbfleisch. Leipzig 1896., wozu gehört desselben Verfassers:

39. Über Galens Einleitung in die Logik. NJPhP. Leipzig 1897. 23. Suppl.-Bd.

40. — de temperamentis lib. I. ad codd. primum conlatos recens. G. Helmreich. Programm d. K. Gymn. Augsburg 1897.

41. — de victu attenuante liber. Primum graece ed. C. Kalbfleisch. Leipzig 1898.

Für die richtige Datierung und Beurteilung der einzelnen Schriften unseres Autors ist am wichtigsten:

42. J. Ilberg, über die Schriftstellerei des Klaudios Galenos, eine Reihe von Aufsätzen im RhMPh, von denen hier zunächst III und IV (LI 165—196 und LII 591—624) in Frage kommen. Im ersten werden die pathologischen und therapeutischen Werke behandelt, an die sich die Betrachtung der hygienischen und pharmakologischen anschließt. Hier sind zunächst wichtig die Bemerkungen über περὶ τροφῶν δυνάμεως ᾱβ̄γ̄ (Anknüpfung an Vorgänger, wie Diokles, Mnesitheos, Phylotimos und eigene Erfahrung). Die Abfassungszeit wird auf die Zeit zwischen dem 5. und 6. Buche der ὑγιεινὰ festgestellt. Ein Auszug für Praktiker ist: περὶ εὐχυμίας καὶ κακοχυμίας τροφῶν. Von den pharmakologischen Hauptwerken war bereits XLIV die Rede; verloren sind die echten drei Bücher περὶ εὐπορίστων; was wir unter diesem Titel haben, ist

später gefälscht. Die späteste Arbeit sind die zwei Bücher περὶ ἀντιδότων. Den Schluß bildet eine tabellarische Übersicht dieser Werke. Der zweite Aufsatz behandelt die philosophischen Schriften. Ebenda (LI 466) bringt Ilberg einen Nachtrag zu seinem Aufsatz über G. und weist auf Costomiris Anzeige von dem griechischen Urtexte des vorher nur lateinisch bekannten Buches περὶ λεπτυνούσης διαίτης (de victu attenuante) hin. Im Anschlusse daran stellt Kalbfleisch, der dasselbe hernach herausgab, den Titel richtig (das in der Hs stehende καὶ παχυνούσης ist nachträglicher und eigenmächtiger Zusatz des Schreibers) und giebt einige Hülfsmittel an zur Textverbesserung dieser ältesten diätetischen Schrift G.s.

BphW 1896 S. 59 weist K. Kalbfleisch nach, daß die angebliche G.-Schrift περὶ προγνώσεως (XIX 497) nur ein Teil ist des echten Buches περὶ συστάσεως ἰατρικῆς (cap. 17—Schluß = I 289—304) und giebt dann einige Textverbesserungen an, die sich für den I. Band noch aus dem XIX. gewinnen lassen. Dies bestätigt und ergänzt aus handschriftlichem Material ebenda S. 317 G. Helmreich.

Zum Schlusse sei noch der vortrefflichen Ausgabe einer pseudogalenischen Schrift gedacht, nämlich

43. K. Kalbfleisch, Die neuplatonische, fälschlich dem Galen zugeschriebene Schrift: Πρὸς Γαῦρον περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦται τὰ ἔμβρυα, aus der Pariser Hs hrsgeg. Abh. d. K. preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1895.

Mehr sprachlich als sachlich bedeutsam ist

44. E. Landgraf, Ein lateinisch-medizinisches Fragment Pseudogalens. Progr. von Ludwigshafen 1895.

Auch von den späteren Ärzten ist eine Ausgabe zu nennen, nämlich

45. Theodori Prisciani Euporiston libri III cum physicorum fragmento et additamentis Pseudo-Theodoreis editi a Valentino Rose. Accedunt Vindiciani Afri quae feruntur reliquiae. Lipsiae, B. G. Teubner, 1894.

An dieser Stelle ist besonders hinzuweisen auf Pseudotheodori i. e. Anonymi ex libris Galeni epitomae de simplici medicina in brevius contractae (textus cod. S. Galli 762 (G.) s. IX) und den manch schätzbare Zusammenstellung von Namensformen u. s. w. enthaltenden Index. P. Geyer hat die Ausgabe in ALL IX 325 ff. angezeigt und insbesondere das Verhältnis der Hss zu einander erläutert; in Bayr Gy XXX 587 ff. weist er am zweiten Buche der Eupor. auf grund eigenen Materiales nach, daß die Angaben der adnotatio critica öfters der wünschenswerten Zuverlässigkeit und Genauigkeit entbehren.

46. R. Fuchs, Simeon Seth und der Cod. Par. Graec. 2324 s. XVI. Ph LIII (1894) 449.

Der Verfasser weist darauf hin, daß Langkavels Ausgabe dieses Autors aus verschiedenen Gründen ungenügend, also immer noch die Pariser Ausgabe des Bogdanus v. 1658 unentbehrlich sei. Grundbedingung für eine neue Ausgabe ist peinliche Sorgfalt in Benutzung der alten Ausgaben und Heranziehung aller noch nicht benutzten (besonders Pariser) Hss. Aus einer derselben, dem cod. Par. Graec. 2324, prüft er sodann den Text mittels Stichproben und betrachtet die Zahl der Kapitel, ihre Anordnung und die Titelform.

47. — — Der cod. Paris. suppl. Graec. 636. Anecdota medica Graeca. RhMPh NF XLIX (1894) S. 532—551.

Diese Handschrift ist ein Sammelband medizinischer, naturwissenschaftlicher und theologischer Stücke, deren Quellen erst noch festzustellen sind; hergestellt wurde er von einem neugriechischen Schreiber des 17. Jahrh. nach einem ähnlichen Sammelbande, ist aber schon von diesem und noch später durch allerlei Zuthaten bereichert worden. F. giebt nach einer Einführung die Inhaltsangabe, eine Kollation von fol. 102^{v}—105^{v} zu dem Kanon des Maximus Planudes und den Abdruck eines bisher unbekannten medizinischen Traktates in doxographischer Form, der in Inhalt und Citaten an Soranus gemahnt, jedoch nach Fuchs älter als dieser zu sein scheint.

Zum Schlusse sei noch auf die meist von M. Wellmann verfaßten Ärztebiographien in Pauly-Wissowas Realencyklopädie erinnert (Alexander Trallianus, Aetius Amidenus, Apollodor, Apollonios, Asklepiades u. a. m.), welche u. a. auch durch die Angabe der neuesten Litteratur wertvoll erscheinen.

Den Übergang zur eigentlichen Naturgeschichte bilden hier:

II. Tierheilkunde und Landwirtschaft.

48. Eug. Oder, De Hippiatricorum codice Cantabrigiensi. RhMPh 1896 (NF Bd. 51) S. 52—69.

49. — — Hipp. codex. Anecdota Cantabrigiensia edidit et commentatus est E. Oder. Pars prima. Gymn.-Programm Berlin (Friedr.-Werdersch. G.) 1896.

Der Verfasser, durch seine Beiträge zur Geschichte der Landwirtschaft bei den Griechen u. a. bereits rühmlichst bekannt, berichtet in erster Arbeit über benannte Hs, beschreibt sie genauer und giebt den Inhalt an. Neben anonymen enthält sie 92 mit Namen versehene Auszüge, worunter solche aus Africanus, Apsyrtus, Hippokrates mulomedicus, Tiberius, Hierocles, Eumelus Thebanus, Theomnestus, Pelagonius, Ana-

tolius, 'ἐκ τῶν Διοσκορίδου', Oribasius und einem sonst wenig bekannten Antonius. Unsicher bleiben Cassius (Dionysius?) und Moschion. Es folgen dann noch einige Erörterungen zu Heraclides Tarentinus, Asclepiades, Stratonicus (in Strato verschrieben) Apollonius φυσικὸς und zum Schlusse der Patriarch Theophylactus und der hl. Chrysostomus. Daran reiht sich der Abdruck eines Fragmentes des Σίμων Ἀθηναῖος περὶ εἴδους καὶ ἐπιλογῆς ἵππων. S. 311 verbessert ein Addendum einige Druckfehler und bringt den Nachweis, daß das Fragment auch im Londoner Hippat.-Cod. enthalten sei, eine Kollation und nähere Erörterungen einer Stelle.

50. Ed. Wölfflin, Proben der vulgärlateinischen Mulomedicina Chironis. ALL X 412 ff.

giebt Proben aus einer von W. Meyer aus Speier in Cod. latin. Monac. 243 saec. XV. entdeckten vulgärlateinischen Tierheilkunde (Chironis Centauri. Absynti . . . artis veterinariae libb. X) dieses Autors des vierten Jahrh. n. Chr., der eine Hauptquelle des Vegetius gewesen sein soll. Dazu fügt er noch grammatisch-lexikographische Erläuterungen.

Die Ausgabe der ganzen Schrift von E. Oder fällt in den nächsten Bericht.

Was nun die Landwirtschaft anbelangt, so hat über die einschlägigen Schriftsteller schon mein Vorgänger in seinen letzten Berichten sich verbreitet. Dabei hat er nicht gekannt: H. Stadler, Die Quellen des Plinius im 19. Buche der nat. hist. Münchener Dissert. Neuburg a. D. 1891, besprochen v. P. Rusch NphR 1893 S. 134, worin Berichterstatter u. a. auch diese Litteratur behandelt und insbesondere S. 9 ff. darauf hingewiesen hat, daß Plinius nicht den uns vorliegenden Columellatext, sondern jene erste Auflage benutzt haben müsse, von der wir noch den lib. de arbor. übrig haben. Diese Behauptung ist trotz der Einwände Münzers, Beiträge z. Quellenkritik S. 36 Note, die ich bereits NphR 1898 a. a. O. zurückgewiesen habe, aufrecht zu erhalten und ist auch von W. Becher in der noch zu besprechenden (67) Columellabiographie angenommen worden (S. 30 und 53).

Auch dem Karthager Mago hat Berichterstatter dort ein Kapitel gewidmet und aus Plinius einige Stellen dieses Schriftstellers nachgewiesen. Daran anknüpfend hat

51. Lundström V., Magostudien. Eranos II S. 60 f.

noch weitere Stellen eruiert und schließlich mit Recht die Wichtigkeit einer gründlichen Durchmusterung der Columellaquellen hervorgehoben.

Zu Cato ist zu nennen:

52. Cato de agri cultura liber. Recognovit H. Keil. Leipz. 1895. Bibl. Teubneriana. (Text und vereinfachter Apparat a. d. größeren 1882 erschienenen Ausgabe.)

53. M. Porci Catonis de agri c. l. M. Terenti Varronis r. r. l. III ex recensione H. Keil vol. III fasc. 1. Index verborum in Catonis de re rustica lib. comp. R. Krumbiegel. Leipzig, Teubner, 1897.

54. E. Hauler, Zu Catos Schrift über das Landwesen. Wiener Programm 1896.

Der Verfasser tritt im ersten Teile für die Echtheit des Schriftchens ein, indem er die Gründe der Gegner zu entkräften, die anstößigen Punkte (Sprache u. s. w.) zu erklären sucht. Im zweiten Teile bespricht er die Titelfrage und giebt eine Anzahl meist recht guter, die Überlieferung oft gegen Keil wahrender Besserungsvorschläge. Zu Varro bringt Lafaye in der RPh XIX 210 den Vorschlag r. r. II 5, 5 zu lesen: Novi . . . et hunc Pl. locutum esse latine <relatione>, quam <ab> Hirrio praetore renuntiatam Romam in senatum, scriptam habemus. Den Übergang zu Vergil bildet: Morsch, H., De Varrone Reatino, auctore in Georgicis a Vergilio expresso. In der Festschrift z. 150 jähr. Bestehen d. K. Realgymnasiums zu Berlin (1897).

Er findet bei einem Vergleich der ähnlichen Stellen beider Autoren bald Übereinstimmung, bald nicht, und stellt fest, daß Vergil zwar den Varro stellenweise benutzt hat, daß aber auch viel Gemeinsames gemeinsamen Quellen angehört, so z. B. Nicander, in welchen Hygin den Dichter eingeführt haben soll (daher bei Columella dessen paedagogus genannt). Ganz anders faßt das Verhältnis Abert in 110. Auch die Serviusstellen, die auf eine Benutzung des Varro in astrolog., mytholog. u. a. Beziehung hindeuten, werden berücksichtigt und zum Schlusse zur Empfehlung der Varrolektüre auf die interessante Stelle in r. r. I 12, 2 hingewiesen, wo in den animalia minuta quae non possunt oculi consequi, die durch Mund und Nase in den Körper eindringen und gefährliche Krankheiten erzeugen, die erste Andeutung der Bacillentheorie zu finden sei.

Von Vergils Georgica, die hier zunächst allein in Frage kommen, sind besonders außerhalb Deutschlands mehrere, meist für Schulzwecke bestimmte Ausgaben, Kommentare und Übersetzungen erschienen; einen wirklichen Fortschritt für die Geschichte der antiken Naturwissenschaft bedeuten sie nicht, weshalb ich auch nur die Titel anführe:

55. V., Georgics books I and II ed. by Young and Masom with introduct., text, notes, vocabulary and translation. London 1895.

56. — les Géorgiques. Expliquées littéralement par E. Sommer. Traduites en français et annotées par A. Desportes. Paris 1896.

57. — Bucolics and Georgics. Edited with introduction and notes by T. L. Papillon and A. E. Haigh. Oxford 1897.

58. — Georgicon lib. IV. Edited, for the use of schools, with vocabulary, by T. E. Page. London 1897.

In Deutschland kommt dazu:

59. V., Bucolica et Georgica iterum rec. O. Ribbeck. Leipzig 1894.

Nicht zugänglich waren mir:

60. Kvícala, kritische und exegetische Beiträge zu V. Georg. Ceské Museum filol. 1896. S. 90 ff. und

61. Reforgiato V. la natura nelle opere di Vergilio. Catania 1895.

Vgl. auch unter: Zoologie.

Am reichsten ist die Litteratur zu Columella:

62. V. Lundström, Ein Columella-Exzerptor aus dem 15. Jhrh. Upsala 1894.

63. — — Emendationes in Columellam I. II. III. et IV. Eranos I 38 ff., 169 ff. II 49 ff.

64. — — Collectio scriptorum veterum Upsaliensis: L. Juni Moderati Columellae opera quae exstant recensuit V. L. Fasciculus primus. L. J. M. C. Librum de arboribus qui vocatur continens. Ups.-Lips. 1897.

65. V. Langlet, ad Columellae r. r. V, 1, 1. Eranos I 187.

66. — — ad C. cod. Sangermanensem qui vocatur. Eranos I 86.

67. W. Becher, De Lucii Iunii Moderati Columellae vita et scriptis. Leipzig, Diss., 1897.

68. — — Das Caeretanum des L. Iun. Mod. Col. Philol.-hist. Beitrag f. Wachsmuth. S. 186 ff.

69. Ed. Stettner, De L. Iunio Moderato Columella Vergilii imitatore. Triester GPrgr 1894.

70. A. Malein, Zu Columella. Filolog. obosr. XI 71 ff.

71. Reitzenstein, R., Zu Oppian und Columella. Ph LVII 317.

72. G. Schepß, Zu Columella, Julius Victor etc. BayrGy XXXII (1896) 404.

Lundström beschreibt die kleine Handschrift LIX 24 der Bibl. commun. zu Siena, die schließlich als eine der besseren C.-Hss, s. XV, bezeichnet wird, und mustert in einem Exkurse diese jüngeren Hss, die er in drei Klassen teilt, ganz wertlose, bedenkliche (interpolierte etc.) und solche, welche ein ziemlich treues Bild des von Poggio gefundenen, mit dem Ambrosianus nahe verwandten Codex bieten. (a = Laurent. plut. 53, 32; c = Caesen. Malatest. plut. 42, 2; q = Laurent. plut. 91, 6;

s = Laurent. Strozz. 69; u = Mosquens.) Übersehen ist hier und in der Ausg. des lib. de arb. der Aufsatz von G. Schepß (72), worin u. a. nachgewiesen wird, die St. Germainer Exzerptenhss des Gronov sei in dem Parisin 13 955 saec. X erhalten. Die Emendationes bringen eine Anzahl z. T. evidenter Textverbesserungen zum lib. de arb. und zur praef. des 10. Buches. Was die Ausgabe des lib. de arb. anbelangt, verweise ich auf meine Besprechung in BayrGy XXXIV (1898) 758.

Bechers sorgfältige und gründliche Arbeit ist wohl das Beste, was wir gegenwärtig über unsern Autor besitzen; zu einer Auseinandersetzung über Einzelheiten, in denen ich nicht seine Ansicht teile, ist hier kein Raum; nur ein Mißverständnis möchte ich beseitigen. Nach Note 184 soll ich nämlich behauptet haben (S. 15 der Pliniusquellen), Columella hätte in seiner ersten Aufl. alle Schriftsteller der Liste vor Atticus benutzt. Das habe ich nicht gesagt: ich sagte nur: „sie standen ihm zu Gebote“, was doch wohl heißt: „er *konnte* sie benutzen“, weil sie eben schon da waren. Ob er sie *wirklich benutzt* hat, ist eine andere Frage, die mich damals nichts anging. Im übrigen ist ja B. auch hier meiner Meinung, nämlich daß die erste Aufl. schon vor Celsus, Atticus und Graecinus erschienen sei. —

Im 'Caeretanum' weist derselbe Verfasser nach, daß dieses Landgut nach r. r. III 3, 3 im Gebiete des etrurischen Caere zu suchen sei, und nicht, wie Beroaldo wollte (im Index verb. der Gesnerschen Ausg. v. 1529) in den Pyrenäen (= Ceredagne, Cerdaña) oder Schwabe (RL[4] § 293) im südl. Teile der span. Provinz Estramadura.

Langlet schlägt an der betreffenden Stelle vor statt uastitas — universitas zu lesen und begründet diesen Vorschlag durch Parallelstellen; zum Cod. Sangerman. legt er dar, daß Schmitts und Häußners Kollationen dieser Handschrift — bei letzterem mit Ausnahme des sorgfältig verglichenen 10. Buches — strengeren Anforderungen nicht genügten und giebt eine Übersicht der von ihren Angaben abweichenden Lesarten der Handschrift nach seiner Kollation.

Stettner weist auf die Nachahmung des Vergil seitens Columellas Inhalt, Sprache und Wahl der poetischen Darstellungsmittel hin. Fast all diese sind dem späteren Autor Entlehnungen aus den siderei vatis praecepta Maronis aber 'effusiores et audaciores et humiliores'.

Reitzenstein macht darauf aufmerksam, daß von Col. außer dem Sangermanensis eine zweite alte Hs in St. Gallen existiert haben muß, da der eine Schreiber des Sangall. 878 (s. X) Blatt 370 ein kleines Stück aus dem XII. Buch C. kopiert hat.

Maleins Aufsatz war, weil russisch geschrieben, Berichterstatter nicht verständlich.

Zu Palladius ist zu verzeichnen:

73. M. Liddell, the Middle-English translation of Palladius de re rustica. Edited with critical and explanatory notes. Part I. Berlin 1896.

74. La cultura e l' uso dei fiori in Palladio secondo il volgarizzamento di Andrea Lancia. Firenze 1897.

75. Palladii Rutilii Tauri Aemiliani viri inlustris opus agriculturae ex recensione J. C. Schmittii. Leipzig, B. G. Teubner, 1898.

Liddell druckt eine mittelengl. Übersetzung des Palladius in Versen ab; die Noten sind meist textkritischer Art; Sacherklärungen werden nicht gegeben. Lancias Arbeit war mir nicht zugänglich. Schmitt bespricht in seiner praefatio die Codices, welche die Früheren und welche er selbst benutzte; eine zweite Textquelle, nämlich die verschiedenen Ausschreiber dieses seit dem frühesten Mittelalter so vielbenutzten Autors hat er nicht herangezogen. Immerhin haben wir durch sein Verdienst einen verlässigen Text erhalten und müssen dafür trotz mancher Einwände der Kritik dem Herausgeber dankbar sein; nur schade, daß er so gar keinen Index beigegeben hat, der doch gerade bei einem derartigen Schriftsteller besonders wichtig wäre. So ist man nach wie vor auf das höchst mangelhafte Lexicon rusticum angewiesen. Zu vergl. sind zu diesen Autoren auch noch die einschlägigen Kapitel der bereits genannten oder noch zu nennenden Quellenforschungen zu Plinius, sowie die Geschichte der röm. Litteratur von M. Schanz.

Den Abschluß dieses Abschnittes bilden:

76. Geoponica sive Cassiani Bassi Scholastici de re rustica eclogae. Recensuit Henricus Beckh. Leipzig (Teubneriana) 1895.

77. Baumstark, Lucubrationes Syro-Gracae. NPhP Supp. XXI (1894) 357 ff.

78. — — Beiträge zur griechischen Litteraturgesch. Ph 53 (1894) 449.

79. C. Brockelmann, Die armenische Übersetzung d. G. ByZ V 385 ff.

Ersteres habe ich angezeigt in BayrGy XXXIII (1897) 120, im übrigen sei auf die sachkundigen Rezensionen von Gemoll, Krumbacher, Grübler, v. de Vries, Maaß, Bohatta, Ilberg u. a. verwiesen. Baumstark schildert in den Luc. erst das Leben und die Schriften des Archiaters Sergius Resinacensis († u. 536), der den syrischen Text direkt aus dem Originalwerke des Anatolius übersetzte. Diese Übersetzung ward im 9. Jahrh. ins Arabische übertragen (cod. bibl. Lugd. Batav. Arab. 192). Lagardes Ausgabe der syrischen Übersetzung liegt der Text des cod. Mus. Brittan. 14 662 zu grunde, der am Anfang und

Ende verstümmelt und obendrein nur ein Auszug eines späteren Mönches aus dem ursprünglichen Werke des Sergius, doch noch besser ist als jene arabische Übersetzung. Anatolius hatte nach Photius nur 12 Bücher, die Epitome 14, also muß Sergius 2 Bücher zugesetzt haben, und zwar aus einer Tierheilkunde des Anatolius, die von den eclogae rusticae verschieden war. Darin hatte er hauptsächlich Apsyrtus und die Cesti des Sextus Julius Africanus ausgeschrieben. — Die Beiträge handeln in No. 1 die γεωργία des Orpheus, eine lose Aneinanderfügung von nur stofflich sich berührenden Werken über Landwirtschaft, von welchen die Dodekaëteriden und Ephemeriden bei Tzetzes genannt werden. — Brockelmann weist angesichts der Mängel der arabischen und syrischen Übersetzung auf die Bedeutung der armenischen hin. Gefertigt ist sie — eine sicherere Datierung als in das späteste Mittelalter ist nicht möglich — nach einer arabischen Vorlage, doch nicht nach der oben genannten. Der armenische Text ist von Cassianus Bassus und Sergius in der Anordnung unabhängig und bietet vielfach mehr als diese. Ob aber diese Vorlage das Werk des Anatolius in wortgetreuer Übertragung oder in irgend einer Bearbeitung enthielt, kann nur durch eingehende Vergleichung mit der einschlägigen Litteratur erwiesen werden.

III. Botanik.

80. G. Buschan, Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- und Nutzpflanzen der alten Welt auf grund prähistorischer Funde. Breslau 1895. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

81. H. Lewy, Die semitischen Fremdwörter im Griechischen. Berlin 1895.

82. E. Post, Flora of Syria, Palestine and Sinai, from the Taurus to Ras Muhammad, and from the Mediterranean Sea to the Syrian Desert. Beirut (1896).

83. V. Loret, La Flore Pharaonique d'après les documents hiéroglyphiques et les spécimens découverts dans les tombes. 2. édition, revue et augmentée, suivie de six index. Paris 1892.

84. Ch. Joret, Les plantes dans l'antiquité et au moyen âge; histoire, usages et symbolisme. Première partie: les plantes dans l'orient classique. I. Égypte, Chaldée, Assyrie, Iudée, Phénicie. Paris 1897.

Alle diese Arbeiten haben gemeinsam, daß sie sich zunächst nicht mit dem klassischen Altertum beschäftigen, dabei aber infolge der zahllosen Fäden, die ihr Gebiet mit jenem verknüpfen, entweder selbst hinübergezogen werden, oder wenigstens dem Altertumsforscher als gute

Hülfsmittel dienen. So geht Buschan zunächst aus von den prähistorischen Kulturverhältnissen Schlesiens, die er aus den im Breslauer Museum schlesischer Altertümer aufbewahrten Gräberfunden von Sämereien u. a. Pflanzenresten besonders genau studiert hat. Dabei bleibt er aber nicht stehen, sondern giebt eine oft recht ausführliche Geschichte von 120 Pflanzen; so ist z. B. unter Hordeum eine Geschichte des Bieres enthalten, die freilich durch R. Koberts noch zu besprechenden Vortrag und Olks Artikel Bier in Pauly-Wissowas RE überholt ist. Über die vorgebrachten etymologischen Untersuchungen wage ich nicht zu urteilen: das philologische Rüstwerk läßt an Sorgfalt zu wünschen übrig; so ist doch die von Hippokrates in einem eigenen Buche gerühmte tisana (n. h. XVIII 75) nicht eigentlich Bier, wie B. sagt; schlimmer ist: „Homer kennt den Knoblauch noch nicht: dagegen unterscheidet Theophrast ihn bereits als besondere Art Namens σκόρυδον (!) von der Küchenzwiebel κρόμυον. Der altgriechische Name scorydon (also nicht Druckfehler) ist im Neugriechischen die Bezeichnung f. d. gl. Pflanze geblieben.“ Die Citate sind wie gewöhnlich in derartigen Werken oft ungenau oder falsch.

Lewy deutet eine Anzahl Tiernamen (κάμηλος, φύραξ, ἴξαλος, ὄρυξ, ταῦρος, πάρδαλις, . . . ἀετὸς, ἀνόπαια, ταώς, γρύψ, ὄφις, ἀσπίς, σήψ, χαμαιλέων, θύννος, κυπρῖνος, σής, κάμμορος, . . . κοράλλιον) und sehr viele Pflanzennamen (δάκτυλος, . . . συκάμινος, γίγαρτον, βαλαύστιον, ἀμυγδάλη, μιμαίκυλον, κόμαρος, ἀφάρκη, φακὸς, σήσαμον, . . . σικύη, ἄσχιον, μαλάχη, γελγίς, . . . κυπάρισσος etc., βράθυ, κέδρος, σάνταλον, ἀλόη . . . κασία, κιννάμωμον, ἄμωμον, ὕσσωπος, κύμινον, μαγύδαρις, βάκκαρις, νάρδος, βάλσαμον, στύραξ, μύρρα u. a. ἀμάρακος, μυρίκη, λίβανος, χαλβάνη, βδέλλιον, λήδανον, λωτὸς, κίστος, ἄσαρον, ἄσκυρον, φῦκος, κρόκος, σοῦσον, ἀνεμώνη, ἀργεμώνη, ἄγνος, ἀκαλήφη, κάκτος, σόγχος, ζίζυφον, ἀσπάλαθος, μεσπίλη u. a.) aus dem Semitischen, ebenso einige Mineralnamen (νίτρον, ἄσφαλτος, σκίρος, ἀλάβαστρος, ἀρσενικόν, ἀχάτης, σάπφειρος, ἴασπις, σμάραγδος, σάρδιον, σμύρις, χρυσὸς und βάσανος), sowie viele Bezeichnungen von Gegenständen aus Menschenleben, Nahrung, Tracht, Wohnung, Hausgerät u. s. w. Die Kritik hat viele seiner Deutungen gebilligt, andere verworfen, aber jedenfalls ist das Buch unentbehrlich für jeden, der sich mit der Frage nach der Herkunft naturwissenschaftlicher Namen beschäftigt.

Daß das von Post botanisch in hervorragender Weise beschriebene Gebiet für uns sehr wichtig ist, bedarf keines Beweises; seine Angaben ergänzen Boissiers Flora orientalis in der trefflichsten Weise. Loret verbreitet sich eingehend über 202 in den Gräbern Altägyptens aufgefundene Pflanzen. Ungemein erleichtert wird die Benützung dieses ohnehin schon übersichtlichen Buches durch die sorgfältigen Indices, welche der auf diesem Gebiete bereits durch eine Reihe von einschlägigen

Studien (L'Égypte au temps des Pharaons, Paris 1889, Le Champ des Souchets Paris 1890, Recherches sur plusieurs plantes connues des anciens Égyptiens, Le Cédratier dans l'antiquité Paris 1891 etc.) bekannte Verf. geliefert hat. Dagegen ist es sehr unangenehm, daß solche Jorets breit angelegter und leider bisher über diesen ersten Band noch nicht hinausgediehenen Arbeit gänzlich fehlen. Andererseits ist dieses Werk wieder wichtig durch seine reichlichen Noten mit Litteraturangaben und die anschaulichen Schilderungen von Landschafts- und Florenbildern; es ist überhaupt weniger Nachschlagebuch als Lektüre.

In das eigentliche griechisch-römische Altertum führen:

85. Die homerische Flora von Stephan Fellner. Wien 1897.

86. Kums, les choses naturelles dans Homère. Paris 1897.

87. O. Gruppe, Bericht über die antike Mythologie und Religionsgeschichte. BuJ Bd. 102 (1899) S. 169—173.

Von Fellner hat Referent eine ausführliche Besprechung in BayrGy XXXV (1899) 323 ff. gegeben. Kums behandelt S. 37—72: Les odeurs. Les parfums. — Les végétaux. — Les animaux. Er begnügt sich mit einer einfachen Zusammenstellung dessen, was der Dichter über jeden Naturgegenstand sagt, ohne jede weitere Erläuterung. Als Beispiel genügt der Anfang der Végétaux: Il. XII 132. Le chêne aux vastes rameaux, solidement implanté dans le sol. Il. V 560, XXIV 450, Od. V 239. Le pin et particulièrement le pin gigantesque de l'Ida, fameux bois de construction. Il. V 693, XVI 766. Le hêtre dont un célèbre dans la plaine devant Troie et souvent cité dans l'Iliade. Daß es sich hier nicht um die Buche (Fagus silvatica L) handeln kann, sondern nur um Quercus Aegilops L oder etwa noch Castanea vesca gaertn. verschlägt nichts. Das Buch eignet sich allenfalls zur Einstellung in Schülerbibliotheken. — Anschließen möchte ich noch einen Hinweis auf den Anhang zu Ameis-Hentzes neuer Homerausgabe, der natürlich manches hier Einschlägige bringt.

Gruppe bespricht kurz einige einschlägige Arbeiten von Toulain, Murr, Köbert (s. o.), Harrison Jane, Weniger (s. o.), Ehrwald R.

Zur Botanik bei Aristoteles ist nur zu erwähnen:

88. A. von Rüpplin, Aristoteles über die Pflanzenseele. Natur und Offenbar. 1893. Bd. 38. S. 705.

In dieser wesentlich philosophischen Arbeit wird nachzuweisen versucht, daß die ausführlich dargelegte aristotelisch(-thomistische) Lehre von der Pflanzenseele heute noch haltbar und mit den modernen botanischen Anschauungen wohl vereinbar sei.

Mehr liegt zu Theophrast und Dioskorides vor:

89. Θεοφράστου περὶ πυρός edidit A. Gercke. Universität Greifswald. Ostern 1896.

90. A. Schöne, Zu Theophrastos περὶ φυτῶν ἱστορίαι NJPhP (1894) 848.

91. H. Stadler, Ein unbeachtetes Fragment des Theophrastos. NJPhP (1896) 862.

92. — — Zu Theophrastos περὶ φυτῶν ἱστορίαι. NJPhP (1896) 679.

93. — — Lateinische Pflanzennamen im Dioskorides. ALL X 83 ff.

94 — — Nachtrag zu den lateinischen Pflanzen im Dioskor. ALL XI 105 ff.

95. M. Wellmann, Die Pflanzennamen des Dioskurides. H XXXIII 360 (1898).

96. — — Krateuas. Abh. der K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. NF B. 2 No. 1. 1897.

97. — — Das älteste Kräuterbuch der Griechen. In Festgabe f. Franz Susemihl (1898).

98. — — Dioskorides. VVDPh 44.

99. H. Stadler, Neues zur alten Botanik. BayrGy XXXIV (1898) 609.

100. H. Kästner, Pseudodioscorides de herbis femininis. H XXXI 578 ff.

101. — — Addendum ad Pseudod. d. h. f. H XXXII 160.

102. — — Kritisches und Exegetisches zu Pseudo-Dioskorides de herbis femininis. Progr. des Neuen Gymn. zu Regensburg 1896.

103. H. Stadler, Dioskorides als Quelle Isidors. ALL X 403.

104. — — Dioskorides Longobardus (Cod. Lat. Monacensis 337). Vollmöllers Romanische Forschungen. X 181, 369, XI 1, XIII 161 ff.

105. M. Auracher, Die Berner Fragmente des lateinischen Dioskorides. ALL X 117 ff.

Gercke sucht den Text des kleinen nicht direkt hierher gehörigen Büchleins, der in den Hss und Ausgaben besonders arg entstellt ist, soviel als möglich auf den Archetypus zurückzuführen; die adnotationes geben neben einleitenden Bemerkungen die Begründung der manchmal sehr kühnen Textgestaltung. Schöne erhebt einen Einwand gegen eine vom Berichterstatter vorgeschlagene Emendation zu Theophr. H I 3, 1 (1894 S. 603), die Erwiderung darauf in 92 bringt einige weitere solche. 91 ergänzt Frgm. CLXVI Wimm. aus Oribas. V 460 Bussem.-Daremb. — Das Verhältnis der Arbeiten 93, 94 und 95 zu einander legt die Einleitung

zu 94 dar: Wellmanns Abhandlungen über Krateuas und Diokles von Karystos hat Berichterstatter ausführlicher besprochen in 99, ebenso Kästners Arbeiten in ALL X 310; das Addendum trägt einige Kapitel nach, die durch ein Versehen ausgefallen waren.

An diese Ausgabe anknüpfend weist die Arbeit zu Isidor die Beziehungen zwischen Origines XVII und Dioscorides mat. med., insbesonders aber zu dem Pseudodiosc. de h. f., nach und sucht diesen als einen Rest einer Übersetzung oder besser Bearbeitung zu erweisen, die neben der des cod. Lat. Mon. 337 bestanden hätte. Das dürfte dahin zu ändern sein, daß besagtes Schriftchen überhaupt nichts mit der mat. med. zu thun hat, sondern vermittels noch unbekannter Zwischenglieder mit älterer auch von Dioskor. und den Interpolatoren benützter Litteratur zusammenhängt.

In Vollmöllers R. F. ist Aurachers Ausgabe (1882) fortgesetzt, der Text nach dem Cod. Mon. abgedruckt, von dem zu Buch IV auch eine phototypische Probe beigegeben ist. Dazu kommen noch die Varianten von Cod. Parisin. 9332, aus welchem auch die ziemlich umfangreichen in M. verlorenen Stücke des IV. und V. Buches ergänzt sind, ferner die Lesarten der Göttinger Fragmente und der alphabetischen Bearbeitung nach den erhaltenen Hss und den Inkunabeldrucken.

Das Pergamentblatt A 91 in groß Folio der Berner Staatsbibliothek, welches die Kapitel XIX—XXXII des ersten Buches des lat. Diosk. enthält und in 24 aus A. Nachlaß abgedruckt ist, gehört, wie Berichterstatter an anderem Orte nachweisen wird, dem schon genannten Paris. 9332 an, aus dem es, während er noch zu Chartres lag, irgendwie entfernt wurde. Weiteres zum lat. Diosk. wird der nächste Bericht bringen; über das griechische Original, dessen Handschriften und Ausgaben, sowie seine Studien und Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe, welche er im Auftrage und mit Unterstützung der K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen besorgen wird, berichtete M. Wellmann in der 44. Versamml. d. Philol. und Schulmänner zu Dresden. Hoffentlich wird diese Arbeit, welche den Forschungen auf diesem Gebiete erst einen sicheren Boden geben wird, nicht mehr allzulange auf sich warten lassen; Köberts Pseudoapuleius fristet leider noch immer ein embryonales Dasein in den Zettelkästen des Thes. L. L.

106. C. H. Moore, Die medizinischen Rezepte in den Miscellanea Tironiana (von W. Schmitz). ALL X 253 ff.

M. giebt erst verbesserte Lesungen, bespricht sodann die Teile und Quellen des Traktates (Pseudoapuleius, Plinius Valerianus u. a.), ergänzt z. T. hieraus Mangelhaftes, stellt die neuen Wortformen und Bedeutungen zusammen und bestimmt schließlich die Hs als eine italienische

des 9. Jahrh., doch müssen die Rezepte aus einer älteren Vorlage kopiert sein.

Hieran schließen sich zunächst:

107. G. Goetz, Corpus Glossariorum Latinorum vol. II—V. Leipzig 1888—1894.

108. — — vol. VI—VII 1. Thesaurus Glossarum emendatarum. Leipzig 1899—1901.

109. Die althochdeutschen Glossen. Gesammelt und bearbeitet von Elias Steinmeyer und Eduard Sievers. Dritter Band: Sachlich geordnete Glossen. Berlin 1895. XII 723 S.

Daß die Glossare für die Geschichte der alten und mittleren Botanik eine äußerst wichtige Quelle sind, bedarf, besonders nach den Darlegungen Fischer-Benzons (121 S. 14) keiner weiteren Worte mehr. Die meisten botanischen Glossen enthält der 3. Bd. des CGl., doch stecken solche und darunter auch einige zoologische und mineralogische auch in den andern Bänden. Ganz besonderer Dank aber gebührt dem hochverdienten Herausgeber für die unglaublich mühevolle und die Geduld auf harte Proben stellende Ausarbeitung des Thesaurus gl. em., der erst die richtige Benützung der verborgenen Schätze ermöglicht. Wer wie Berichterstatter das Werk im Werden beobachten konnte und aus eigener Erfahrung die Mühen kennt, die oft die Enträtselung eines einziges Wortes macht, weiß das erst ganz zu würdigen. Natürlich ist noch viel Rätselhaftes nachzulösen und noch viele Fehler sind zu bessern, aber ein fester Boden ist nun doch geschaffen für künftige Studien auf dem Gebiete der Pflanzenkunde und der Synonymik.

Da aber die antike Botanik nicht ohne die mittelalterliche behandelt werden kann, welche ja nur deren Fortsetzung darstellt und gar manches Rätsel in jener lösen hilft, so ist hier auch Steinmeyer-Sievers Glossenwerk zu erwähnen. Dasselbe bietet gerade in dem dritten Bande eine reiche Fülle von Glossen zoologischen, botanischen und mineralogischen Inhaltes, die allein schon genügten, dasselbe für uns unentbehrlich zu machen. Nun hat aber der Herausgeber auch noch mit erklärenden Noten nicht gegeizt und ist dadurch noch über das CGl. hinausgegangen, das ja nur nackte Glossen bietet. Ob derselbe über jene Sammlung jetzt noch so enttäuscht wäre, wie er in seinem Vorwort berichtet, da doch der Thes. Gl. Em. der Besserungsversuche, Verweisungen und Erläuterungen genug bietet, wozu freilich auch seine Noten Beihülfe gewährten? Andererseits hat aber doch auch er aus dem CGl. viel gelernt, so daß also beide Sammlungen sich trefflich ergänzen. Von der hohen kulturhistorischen Bedeutung dieser Werke zu reden, ist jetzt eigentlich noch zu früh, da meines Wissens

noch kein ernsthafter Versuch gemacht ist, die hier aufgehäuften Rohstoffschätze entsprechend zu verarbeiten.

Zu Plinius-Theophrast führen zurück:

110. F. Abert, Die Quellen des Plinius im 16. Buch der naturalis historia. Progr. d. Gymn. Burghausen 1896.

111. L. Renjes, De ratione quae inter Plini nat. hist. librum XVI et Theophr. lib. de plant. intercedit. Dissertation von Rostock 1893.

Ersteres vom Berichterstatter eingehend gewürdigt: BayrGy XXXIII (1897) 453, letzteres NJPhP (1895) 856 ff.

Mehr allgemeinerer Natur sind:

112. J. Murr, Die geographischen und mythologischen Namen der altgriechischen Welt in ihrer Verwertung für die antike Pflanzengeographie. Innsbruck 1889 und 1890 (Progr. d. K. Obergymn. zu Hall).

113. — — Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie. Innsbruck 1890.

114. — — Die Gottheit der Griechen als Naturmacht. Grundzüge eines einheitl. Systems griechischer Götterlehre. Zugleich einleitender Teil zu d. Verf. Pflanzenwelt in d. gr. Myth. Innsbruck 1892.

115. — — Die beschreibenden Epitheta der Pflanzen bei den römischen Dichtern. I. Holzgewächse. Progr. d. K. K. Staatsgymn. Marburg 1893.

116. — — Die beschreibenden Epitheta der Blumen bei den griechischen und römischen Dichtern. Progr. d. K. K. St.-G. Marburg 1894.

117. H. Köbert, Der zahme Ölbaum in der religiösen Vorstellung der Griechen. Progr. d. K. Maximilians-Gymn. zu München 1894.

118. L. Weniger, Der heilige Ölbaum in Olympia. Progr. d. Gymn. Wismar 1895.

Murrs Beiträge zur altklassischen Botanik, Progr. des K. K. Staatsgymn. Innsbruck 1888, liegt zu weit zurück, um hier noch besprochen zu werden; wenn er aber in den geographischen und mythologischen Namen nach Pape-Benselers Wörterbuch der griechischen Eigennamen (1875) alle irgendwie bekannten Ortsnamen etc. in Palästina, Phönikien, Cypern, Äthiopien u. s. w. auf griechische Wörter zurückführt, so geht das entschieden zu weit. Denn „bei der bekannten Meisterschaft der Griechen, fremden Eigennamen ein hellenisches Gepräge aufzudrücken" stecken doch darunter ganz sicher eine Menge semitischer Namen, die, oft durch Volksetymologie u. s. w. entstellt, wie griechische aussehen. So hat denn auch schon Oberhummer, besonders aber Lewy (vgl. 81), eine Anzahl von Murr auf griechische Pflanzennamen zurückgeführte

Wörter als semitische in Anspruch genommen (z. B. Ἐλαίους, Ἐλαία u. a. m.). Berichterstatter findet es überhaupt von vornherein verfehlt, wenn ein Philologe mit seinem einseitigen Wissen eine solche Arbeit unternimmt, ohne sich mit einem kundigen Orientalisten zu verbinden; aber auch in philologischer Hinsicht ist Pape-Benseler keine genügende Grundlage; hier wären doch die Quellen selbst und insbesondere die Inschriften zu benützen gewesen.

Was die übrigen Arbeiten M.s anbelangt, so bin ich für das Mythologische nicht kompetent; im Botanischen vermisse ich aber die Quellenkritik. Neben Dioskorides und Plinius erscheint als Quelle für griechische Flora Macer Floridus, ein Franzose des 11. Jahrh.! alle möglichen Autoren aus allen Zeiten und aller Herren Länder, Dichter, Rhetoren, Grammatiker, Mythographen werden als gleichwertig behandelt, statt neuerer Pharmakologen, Botaniker u. s. w. erscheint als Autorität der gänzlich veraltete Billerbeck und Dierbach, die gar oft auch für klassische Stellen statt der Quellen angeführt werden — (wenn diese die antiken Quellen mangelhaft angeben, so ist das keine Entschuldigung für den Verfasser derartiger Arbeiten, denn dieser muß die Quellen selber kennen und zu ihnen selber hinabsteigen). So sind denn diese Arbeiten, denen ich als fleißigen Zusammenstellungen durchaus nicht jeden Wert absprechen möchte, nur mit Vorsicht zu benützen. Von den „beschreibenden Epitheta“ beschränkt sich leider der erste Teil auf die römischen Dichter, während der zweite auch die Griechen berücksichtigt. Auch hier ist M. nicht weit genug gegangen. Besonders die römischen Dichter sind so selten originell; es ist daher, wenn wir ein Epitheton botanisch verwerten dürfen, stets zu untersuchen, ob wir es mit eigener Anschauung oder Nachahmung (Übersetzung, stehender Redensart etc.) zu thun haben. So kann, um nur ein Beispiel anzuführen, fagus bei den Römern unsere Buche sein, wenn sie italienische Verhältnisse im Auge haben und Quercus Aegilops, wenn sie ein griechisches φηγὸς übersetzen. Trotzdem wären gerade diese beiden Arbeiten sehr verdienstlich, denn der Historiker der Naturwissenschaften kann nicht immer die ganze Litteratur bis in die spätesten Dichter und Grammatiker hinaus nach irgend einem Epitheton durchsuchen; ist also für derartige Sammlungen sehr dankbar. Aber dann müssen sie verlässig sein. Diese Eigenschaft streitet aber ein gewichtiger Gewährsmann, nämlich Köbert in dem Vorwort des unter 117 genannten Programmes unserem Gelehrten ab. Damit büßen natürlich auch diese Schriften viel an Wert ein. Auf sachliche Einzeldinge kann ich leider hier nicht mehr eingehen.

Köberts Arbeit schließt sich, was Exaktheit der Forschung, Kritik und Wissen betrifft, seiner Pseudoapuleiusschrift würdig an.

Ausgehend von Verbreitung und Geschichte, weist er nach, daß bei Homer die Kultivierung des Ölbaums bereits bekannt, dieser aber noch nicht in den Kreis der Mythologie gezogen ist. Das geschah erst in Attika. Daher bespricht er denn zuerst die attischen Sagen, die sich an den Ölbaum knüpfen, dann die außerhalb dieses Landes nachweisbaren, die Gebräuche, bei denen er eine Rolle spielt, und zuletzt die mit ihm verknüpften abergläubischen Vorstellungen. —

Weniger schildert den Standort des heiligen Ölbaumes nach Pausanias und Phlegon und bespricht sodann die pindarische Version, die pseudoaristotelische Tradition vom Pantheion, das Zweigopfer und den Haindienst. Die späteren Gebräuche werden von altertümlicher Baumgeistverehrung hergeleitet. Der älteste heilige wilde Ölbaum stand bei der hinteren Halle des Tempels. Phlegon ist als Gewährsmann dem von Nebenrücksichten geleiteten Pindar vorzuziehen; das pseudoaristotelische Pantheion wird innerhalb der Altis in der Nähe des Zeustempels angenommen und durch Interpretation und Emendation zu stützen gesucht, was O. Keller in seiner Rezension BphW 1896 S. 622 verwirft. Im letzten Abschnitte wird in sehr eingehender Weise die Hegung des wilden Ölbaums mit dem Gaiakulte in Verbindung gebracht. Berichtigungen giebt: Maaß DLZ XVI (1895) 683 f.

119. Flückinger, F. A., Pharmakognosie des Pflanzenreiches. Dritte Aufl. Mit einem geschichtlichen Anhange. Berlin 1891. 1117 S.

120. Dragendorff, G., Die Heilpflanzen der verschiedenen Völker und Zeiten. Ihre Anwendung, wesentlichen Bestandteile und Geschichte. Ein Handbuch für Ärzte, Apotheker, Botaniker und Droguisten. Stuttgart 1898. 884 S.

121. Fischer-Benzon, R. v., Altdeutsche Gartenflora. Untersuchungen über die Nutzpflanzen des deutschen Mittelalters, ihre Wanderung und ihre Vorgeschichte im klassischen Altertum. Kiel und Leipzig 1894.

122. Söhns, Franz, Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Leipzig 1897. Zweite Aufl. 1899.

123. Pieper, Richard, Volksbotanik. Unsere Pflanzen im Volksgebrauche, in Geschichte und Sage, nebst einer Erklärung ihrer Namen. Gumbinnen 1897.

124. Emmerig, A., Erklärung der gebräuchl. fremden Pflanzennamen. Donauwörth 1894.

125. Heldreich, Th. v., Μελέτη περὶ τοῦ Παρθενίου φαρμακώδους βοτάνης παρὰ τοῖς ἀρχαίοις in Φιλολ. Σύλλογος Παρνασσός. Ἐπετηρίς· Ἔτος Α΄. Athen 1896.

126. Basler (Offenburg), Die Cerealien, ihr Schicksal, ihre Wirkungen im Körper und die in Beziehung dazu stehenden physiologischen Probleme. Nach der Darstellung der Alten, besonders Galens. In Janus Archives internationales etc. Jhrg. 1897/98.

127. Keppel, Th., Weinverbesserung im Altertum und in der Neuzeit. BayrGy XXXII (1896) S. 24—28.

128. — — Die Weinbereitung im Altertum und in der Neuzeit. G.-Programm. Bayreuth 1896.

129. Weise, Paul, Über den Weinbau der Römer. Progr. der Realschule vor dem Lübeckerthor zu Hamburg. 1897.

130. Kobert, Rudolf, Über den Kwaß und: Zur Geschichte des Bieres. Beides in: Historische Studien aus dem pharmakol. Institute der K. Universität Dorpat. Halle 1896. S. 100 und 132.

131. Rosendahl, H. V., Pharmakologische Untersuchungen über Aconitum septentrionale Koelle. In Koberts Arbeiten des pharmakol. Inst. zu Dorpat. Bd. 11—12. 1895.

132. *Husson, G., histoire du pain à toutes les époques et chez tous les peuples d'après un manuscrit. Tours 1896.

133. Comes, Orazio, Darstellung der Pflanzen in den Malereien von Pompeji. Autorisierte, vom Verfasser revidierte Übersetzung. Stuttgart 1895.

134. Philippson, A., Reisen und Forschungen in Nordgriechenland. In Z. d. Ges. f. Erdke. XXX 6.

135. — — Zur Vegetationskarte des Peloponnes. Petermanns Mitt. Bd. 41. Heft 12. Mit Karte.

136. Baldacci, Die pflanzengeographische Karte von Mittelalbanien und Epirus. Peterm. Mitt. Bd. 43. Heft 7 u. 8. S. 163 u. 179 ff.

137. Carton, climatologie et agriculture de l'Afrique ancienne. (Extrait de l'académie d'Hippone n. 27.) Bone 1895.

138. Rainaud, A., Quid de natura et fructibus Cyrenaicae Pentapolis antiqua monumenta cum recentioribus collata nobis tradiderint. (Thèse.) Paris 1895.

139. Blümner, Hugo, Die trözenischen Fragmente des Edictum Diocletianum. Ph LIII (1894) 334.

140. Wiesbauer, J. S. J., Ist der Eibenbaum (Taxus bacata L.) giftig? Natur und Offenb. 40 (1894) S. 335 ff.

141. *Haselstein, Wohlgerüche des Altertums. In: Pharmazeut. Post 1892.

142. Fischer-Benzon, R. von, Zur Geschichte unseres Beerenobstes. Botan. Centralbl. 64. Bd.

143. Caetani-Lovatelli, E., Antike Denkmäler. S. 57 ff. Adonisgärten.

144. Fuchs, R., Nachtrag zu Bd. L S. 580 (des RhMPh) RhMPh LI (1896) S. 164.

145. Garlick, Constance, Grammar of the Lotus. ClR VIII (1894) S. 228.

146. Zacher, G., Zur Geschichte der Roßkastanie. Prometheus VII (1896) S. 160 ff.

147. — — ebenda S. 801. Zur Geschichte des Zuckers.

148. *Saccardo, P. A., la botanica in Italia; materiali per la storia di questa scienza. Mem. del r. ist. Veneto. T. XXV. Padova.

Flückingers Werk ist wesentlich pharmazeutisch-chemischer Art, giebt aber doch und zwar in recht vorsichtiger und selten zu beanstandender Weise bei jeder Drogue deren Geschichte kurz an, und ist auch wegen des historischen Anhanges, der viele Litteratur bietet, hier zu erwähnen.

Dragendorff ist als Nachschlagebuch unentbehrlich, und als Beweis der Anteilnahme naturwissenschaftlicher Kreise an unseren Studien mit Freuden zu begrüßen. Daß hier und da die philologische Genauigkeit und Kritik fehlt, insbesondere manche gewagte Behauptungen Sprengels, Kochs u. a. unbesehen herübergenommen werden, muß vorderhand bei derartigen Arbeiten in den Kauf genommen werden. — Gegen Fischer-Benzons treffliches Buch hat Schrader (WklPh 1895 S. 266), der im übrigen den Wert desselben voll anerkennt, einige Ausstellungen erhoben und gewünscht, es möchte in der Behandlung der Vorgeschichte unserer Nutzpflanzen im klassischen Altertum größere Ebenmäßigkeit herrschen, da hierauf nur gelegentlich eingegangen wird. Auch die Heimatsfrage komme zu kurz, so besonders bei Myrte, Nußbaum, Roßkastanie und Weinstock. Nach der Ansicht des Berichterstatters war das nicht F.s Aufgabe: wenn er derartiges doch bot, war es eine erfreuliche Zugabe, und was Urgeschichte anbelangt, so hat hier das beste Schrader selbst bereits geleistet.

So möchte Berichterstatter denn dieses Buch jedem Philologen und Geschichtslehrer, der sich für Pflanzen interessiert, bestens empfehlen, da es weit mehr bietet, als der Titel verspricht, und insbesondere auch auf die Anhänge (Aus den Hermeneumata des Corp. Gloss.

Lat. III; zwei Inventare Kaiserlicher Gärten aus d. J. 812, Kapitel 70 des Capitulare de villis, Entwurf zu einem Klostergarten aus d. 19. Jahrh., Der hortulus des Walafriddus Strabus (Inhaltsübersicht), Glossae Theotiscae und die Pflanzennamen in der Physica der heiligen Hildegard) hinweisen. Daß natürlich nicht alle Fragen gelöst, nicht alle Angaben unzweifelhaft sind, versteht sich auf diesem Gebiete von selbst; doch sei stets dankbar der guten Dienste gedacht, die das Buch bei der Verbesserung des Thes. Gloss. emend. geleistet hat. Zu bedauern ist nur, daß der Verf. die Steinmeyerschen Glossen noch nicht benutzen konnte.

In dem Aufsatze zur „Geschichte des Beerenobstes“ beschäftigt er sich hauptsächlich mit den Ribesarten und sucht insbesondere für den Namen Grossularia deutsche Herkunft nachzuweisen. Söhns' und Piepers Arbeiten hat Berichterstatter bereits gewürdigt in BayrGy XXXVI (1900) 149—153; trotz der dort gerügten Mängel dürften sie, vorsichtig gebraucht, dem Lehrer zur Vorbereitung für deutschen und naturgeschichtlichen Unterricht zu empfehlen sein.

Emmerigs Büchlein beansprucht keine wissenschaftliche Bedeutung; Caetani-Lovatellis Adonisgärten giebt als Pflanzen solcher an: Korn, Anis, Gerste, Malven, hauptsächlich aber Lattich, und macht auf ein Fortleben des Adonisfestes als Johannisfest in Sardinien aufmerksam.

In geradezu klassischer Weise weist Heldreich, gegenwärtig wohl der beste Kenner der griechischen Flora, ausgehend von Plutarchs Perikles 13, 5 und n. h. XXII 41, 43—44 aus der Lokalflora der Akropolis nach, daß das παρθένιον dortselbst nur Parietaria Judaica L. (Boissier Fl. or. IV 1149) sein kann, und giebt dafür weitere Beweise aus der noch enthaltenen medizinischen Verwendung, den in Attika und auf den ionischen Inseln noch lebenden Beinamen (περδίκι, περδικοῦλι', περδικάκι = περδίκιον), sowie aus den Beschreibungen der Alten.

Keppel bespricht und erklärt in dem ersten Aufsatze die Sitte der Alten, die auf Flaschen gefüllten Weine dem Rauche oder richtiger der Wärme auszusetzen, und verweist auf moderne Analogien, sowie ganz besonders auf das Pasteurisieren. In dem Programme sucht er zu beweisen, daß die Weinbereitung der Römer im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit den heutzutage von Weinproduzenten und Weinhändlern angewandten Methoden in den wichtigsten Punkten übereinstimmte, und daß nur die Art der südlichen Weine und die Gefäße, deren sich die Alten bedienten, manche Verschiedenheiten in der Bereitung und dem Genusse des Weines bedingten, weshalb auch die heutige Behandlung der südlichen Weine der der Alten ähnlicher ist als die unserer deutschen Weine. Dies wird im einzelnen dargethan, indem erst Bereitung und Behandlung der Weine ohne fremde Zusätze, dann

die Verbesserung der Weine ohne solche und mit solchen, die Wiederherstellung kranker Weine und die Herrichtung des Weines vor dem Genusse geschildert werden.

Weise verzeichnet erst die Quellen (meist nach Reitzenstein, Teuffel, Marquardt und Becker) und die Litteratur, und geht sodann über zu Herkunft und Alter des Weinbaues in Italien. Auf grund der neueren paläontologischen Funde äußert auch er sich dahin, daß die Reben, von denen man Reste schon im unteren Eocän fand (vitis vinifera im Travertin von Toscana etc.), bereits vor Einwanderung der Italiker dortselbst vorhanden waren. Auch eine primitive Pflege und Weinbereitung scheint sich dort entwickelt zu haben. Ein rationelles Verfahren freilich lehrten erst die Griechen. Sodann bespricht er, hauptsächlich den Angaben der Scriptores rei rusticae und Plinius folgend, in ausführlicher Darstellung die Anlage der Weinpflanzungen, Beschaffenheit des Bodens, Lage der Weinberge, Rebsatz und Traubensorten. Auf Quellenfragen, wie z. B. Abhängigkeit dieser Schriftsteller von Mago, den Griechen und einander selbst, wird nicht eingegangen.

Baseler beschreibt kurz die Getreidearten der Alten und ihre Verwendung, Verarbeitung in einfacherer und komplizierterer Form, die Bereitung von Suppen und Brühen, berauschenden Getränken, Teig und Brei, Brot und feineren Gebäcken, Ursprung und Verbreitung der Cerealien. Ein zweiter mehr physiologisch-philosophischer Teil behandelt: Die Lehre von der Ernährung, Wesen der Nahrung und das Verhältnis von Organismus und Nahrung zu einander. Etymologien und Citate lassen vielfach zu wünschen übrig.

Koberts Arbeit über den Kwaß interessiert hier hauptsächlich durch den Hinweis darauf, daß alle bierartigen Getränke vor Pipin und Karl dem Großen, weil ungehopft, nichts anderes als Kwaß gewesen seien. Das beweist auch das mitgeteilte, zuerst von O. Grüner 1814 herausgegebene Fragment des Zosimus aus Panopolis περὶ ζύθων ποιήσεως.

Viel eingehender behandelt die Geschichte des Bieres im Altertum und Mittelalter die zweite Arbeit, deren Hauptergebnis freilich, der Nachweis nämlich, daß nicht, wie Buschan wollte (Zur Geschichte des Hopfens. In: Das Ausland 1891 S. 613 und Vorgeschichtliche Botanik S. 50) das Hopfenbier von den Slaven erfunden, sondern eher finnischen Ursprunges ist, nicht mehr hierher gehört.

Rosenthals Arbeit löst die Frage nach dem ἀκόνιτον der Alten n i c h t, dazu beherrscht Verfasser schon das philologische Material viel zu wenig.

Hierin ist ihm natürlich Wagler (Artikel ἀκόνιτον) in Pauly-Wissowas Realencyklopädie weit überlegen. Rosenthals Ergebnisse sind etwa folgende: Das Aconit der Griechen ist nicht identisch mit dem

heutigen Genus Aconitum, sondern umfaßt mehrere Giftpflanzen. Manche ziehen das χάμμαρον des Hippokrates hierher; Theophrast gebraucht zuerst das Wort und giebt eine — wie Wagler richtig bemerkt ganz unplastische — Beschreibung der Pflanze; außerdem führt er unter dem Namen θηλύφονον oder σκορπίος Pflanzen an, die hierher gehören. Dioskorides unterschied vier verschiedene Arten; ähnliche Angaben macht Plinius (natürlich!). Das ἀκόνιτον ποντικὸν des Dioskorides — diese ganze Stelle ist interpoliert! — ist nicht Aconitum Napellus, sondern eher A. lycoctonum; dagegen ist ersteres unter einer anderen Aconitum-Art des Dioskorides zu verstehen. — Mit dem Zusammensturze der philologischen Grundlage fällt natürlich auch diese ganze Beweisführung. Galen erwähnt zwei Arten, von denen die eine Ac. lyc. ist (?). Die späteren Autoren wiederholen dies.

Recht interessant sind die folgenden pharmakologischen Untersuchungen über Aconitum septentrionale, sie scheinen noch mehr zu beweisen, daß die Aconita der Alten absolut nichts mit unseren zu thun haben. Auch mit Wagler ist Berichterstatter nicht ganz einverstanden, insbesondere dürfte auch Doronicum Pardalianches, das sicher keine Giftpflanze ist, auszuscheiden sein; denn Versuche, wie sie Sprengel II 608 von Amatus Lusitanus und Bern. Dessenius berichtet, haben doch heute keine Beweiskraft mehr. Die Abbildungen der Wiener Handschriften zeigen Pflanzen, die mit Aconitum und Doronicum gar nichts gemein haben; und hiervon ausgehend ist die ganze Frage von neuem zu prüfen; dann kann man vielleicht finden, was den Zeichnern, resp. denen ihrer Vorlage, ἀκόνιτον war. Anderen ist es wieder etwas anderes gewesen (darin stimmen wir alle überein), am allerwenigsten aber die bisher dafür erklärten Pflanzen. Hierzu ist auch noch zu vergleichen:

Sticker, G., Historische Notizen über die Aufnahme von Arzneien und Giften vom Mastdarm und von der Scheide aus. Münch. Med. Woch. 1896 S. 131,

worin die Möglichkeit von Fällen, wie der n. h. XXVII 4 erwähnte, vom Standpunkte der modernen Wissenschaft aus anerkannt und mit weiteren Beispielen belegt wird.

Der Übersetzer von Comes' Darstellung der Pflanzen in den Malereien von Pompeji hat sich mit Recht nicht genannt; seinen philologischen Kenntnissen nach scheint er ein Frauenzimmer zu sein. Atenes Deipnosoph. S. 13, 16, 32, 46 etc. Exiodus (Opera et dies S. 65), Hyppocrates S. 15 und 16. Nicandrus S. 5. Marzialis etc., Homer erwähnt II 370 (lies Il. II 307) die Platane Aulidens S. 49; Atides, der Geliebte Cybelens u. a. dürfte genügen. Im übrigen ist schon das Original philologisch schwach und botanisch nicht unanfechtbar.

Philippsons Reise ging von Athen nach Lamía, dann über Limogárdi—Gura—Halmyrós und über Vrýmena—Mýli—Echinós—Stylis zurück nach Lamía, von da über Domokós nach Phársalos und über Kato—Agoriani—Derelí, den Mochlúka-Paß nach Varylopi in der Spercheios-Ebene. Hauptsächlich galt sie topographisch-geologischen Forschungen, doch wurde auch dem allgemeinen Charakter der Vegetation Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Vegetationskarte des Peloponnes giebt eine sehr detaillierte Übersicht des Standes von 1887/88 und unterscheidet in Farben: a. Kulturland, b. Wald (Tanne, Schwarzkiefer, Aleppokiefer, Pinie, Eichen), c. Buschwälder, Steppen, Matten, Ödländereien.

Baldacci bespricht auf grund eigener sechsjähriger Untersuchungen und Sammlungen zunächst in allgemeinen Zügen die Flora des ungefähr dem alten Epirus entsprechenden Gebietes. Die Karte bezeichnet die Mittelmeerländer-, Bergwald- und Hochgebirgsregion und im einzelnen die Verbreitung von Citrus und Olea, Quercus Aegilops und Grisebachii, Cytisus Wildeni, Aesculus Hippocastanum, Nerium Oleander und Arceuthobium Oxycedri.

Carton führt die heutige Verschlechterung des Klimas in Nordafrika (zu viel Winter-, zu wenig Sommerregen) und den sich daraus ergebenden Rückgang der Bodenkultur auf die Entwaldung zurück. Die Schrift ist wichtig zur Erklärung und richtigen Beurteilung mancher Stellen der Scriptores rei rusticae, die ja durch den hellenisierten Mago-Dionysius auf afrikanische Verhältnisse Bezug nehmen. Noch viel mehr gilt dies von Rainauds interessanter und sehr fleißiger Arbeit, welche in acht Kapiteln erst von den hauptsächlichsten Quellen und Hülfsmitteln, litterarischen wie monumentalen, älterer und neuerer Zeit handelt, dann von den Namen, Lage und Grenzen der C. P., von Geologie, Höhenlage, Klimatologie, Bewässerung etc., von Mineralien, Fauna und Flora. Bei letzteren ist ein großer Abschnitt dem Silphion gewidmet, jedoch erscheint ihm keiner der bisher gemachten Deutungsversuche befriedigend, so daß er schließlich mit Recht bemerkt: Iure igitur existimamus Cyrenaicum Silphion vel omnino periisse vel adhuc non repertum esse.

Blümner giebt eine Erläuterung der trözenischen Fragmente des Edictum Diocl. und bespricht dabei in gewohnter sach- und litteraturkundiger Weise eine große Anzahl von Droguen pflanzlicher und mineralischer Herkunft.

Etwas unübersichtlich sammelt Wiesbauer alle alten und neuen Zeugnisse für die Giftigkeit oder Harmlosigkeit der Eibe, geordnet nach den einzelnen Teilen, geht auch auf die Etymologie ein und kommt zu dem Endergebnisse, die männlichen Bäume seien überhaupt nicht giftig und auch bei den weiblichen sei nicht jedes Organ taxinhaltig, im

reinen sei man sich nur über den Giftgehalt der Samen. Was nun das Fruchtfleisch oder richtiger den Arillus anbelangt, so erinnert sich Berichterstatter selbst, als Knabe zu Kelheim von einstweilen verschwundenen Bäumen ganze Hände voll von Früchten gesammelt und das süße Fleisch — nicht aber den Samen — mit großem Behagen und ohne jede schlimme Nachwirkung verzehrt zu haben.

Die weiteren Nummern enthalten Kleinigkeiten: so erklärt Fuchs den byzantinischen Pflanzennamen βουζίων = sambucus; Zacher verlegt die Heimat der Roßkastanie nach Nordgriechenland, Macedonien, Epirus, Thessalien, in die waldreichen Schluchten der Hochgebirge und bringt einige Notizen über den Zucker im Altertum; Garlick bietet eine zu Theophr. H. IV 8, 9 passende Beobachtung an Nymphaea stellata, dem Lotus der alten Ägypter, aus dem botanischen Garten zu Kiew.

Nicht zugänglich waren Berichterstatter die Arbeiten von Husson, Saccardo, Haselstein.

149. A. Wünsche, Die Pflanzenfabel in der orientalischen und klassischen Litteratur. Münchener Allg. Ztg. Beil. 1896 No. 59, 60, 61.

150. Rudow, Die Kaprifikation der Feigen. Illustrierte Wochenschrift f. Entomologie. Neudamm I. (1896) 624.

Wünsche verfolgt die Pflanzenfabel durch Bibel, Midrasch, Sophos, Äsop, Babrios, Phädrus u. a. m., giebt zahlreiche Proben und weist daran nach, daß der Natursinn der alten Völker auch die Pflanzen als Typen moralischer Ideen verwendete.

Rudow tritt für die — u. a. von Heldreich, Die Nutzpflanzen Griechenlands, S. 21 für bedeutungslos erklärte — Kaprifikation ein. Neuere Litteratur zu dieser Frage bietet u. a. Engler-Prantl, Natürliche Pflanzenfamilien III 1, 89.

151. Olk, F., Der Akanthus der Griechen und Römer. In: Festschrift z. 50jähr. Doktorjubiläum Ludw. Friedlaenders. Leipzig 1895. S. 337—359.

152. Meurer, M., Das griechische Akanthusornament und seine natürlichen Vorbilder. JDAI XI (1896) S. 117—159.

Nach Olk konnten die Griechen nur Acanthus spinosus L. nachahmen, da nur dieser in Griechenland heute häufig vorkommt, während in Italien A. mollis in ganz Italien gemein ist (A. spinosissimus ist nur in Apulien und Kalabrien zu finden). Vorbild ist das Laubblatt, doch giebt er zu, daß gerade die ersten uns erhaltenen Darstellungen des Akanthus geringe Ähnlichkeit mit dem natürlichen Blatte haben. Im folgenden charakterisiert er die einzelnen Formen des Akanthusblattes auf den mit großem Fleiße zusammengestellten Denkmälern. Bei ge-

nannter Differenz setzt Meurer ein. Er geht aus von der Natur; untersucht und beschreibt ins einzelne die grund- und stengelständigen Laubblätter, sowie die Hochblätter von Acanthus mollis, spinosus und spinosissimus und kommt zu dem Ergebnisse, die ersten Akanthusformen, auf welche es zunächst ankommt, seien nicht aus den Laubblättern, sondern aus den Stützblättern und weiterhin aus den Hochblättern des Blütenstandes hervorgegangen. „Das Stützblatt ist der Stammvater des Akanthus-Ornamentes.“ Daran reiht sich eine chronologisch geordnete Aufzählung der Denkmälerklassen, in denen dieses Ornament vorkommt, sowie der Nachweis, daß es nicht aus anderen, z. B. Lotus oder Palmette, entstanden sein könne. Aufgenommen wurden in die Akanthus-Ornamente auch noch einige Formen der Doldenblütler. Die ältesten Kunstformen können sich sowohl aus A. spinosus wie aus A. mollis entwickelt haben, in den späteren finden sich aber so viele Berührungspunkte mit A. mollis, daß Verf. zu der Annahme gedrängt wird, diese Art habe in Griechenland wie noch heute wenigstens in Anpflanzungen (Gräberpflanze) existiert oder sei gar einheimisch gewesen und erst infolge der zunehmenden Trockenheit des Bodens verschwunden. Möglicherweise ist auch A. mollis nur eine Kulturform von A. spinosus. Die beigegebenen schönen ornamentalen Beispiele und Abbildungen der natürlichen Blattformen etc. sind meist nach den Originalen an Ort und Stelle photographisch aufgenommen und daher frei von jedem subjektiven Einflusse.

Hierzu käme noch Waglers Artikel Akanthus in Pauly-Wissowas Realencyklopädie, der kurz das bis dahin bekannte Material an Stellen und Denkmälern zusammenstellt, ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen.

IV. Zoologie.

151. Hahn, Eduard, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Eine geographische Studie. Leipzig 1896. X 581 S. u. 1 Karte.

152. Keller, D. C., Die afrikanischen Elemente in der europäischen Haustierwelt. Globus LXXII. S. 285 ff.

Hahns Werk ist das Bedeutendste, was in diesen Jahren zur Haustierfrage erschienen ist. Nach einer Festlegung des Begriffes „Haustier“ werden die Veränderungen besprochen, welche die Domestikation an den Tieren herbeigeführt hat u. a. m., und sodann in 36 Kapiteln die einzelnen Haustiere vorgeführt. Daran reiht sich eine Darstellung von sechs Wirtschaftsformen: Fischfang und Jagd, Hackbau, Plantagenbau, Gartenbau, Viehwirtschaft, Ackerbau. Ihre

Verbreitung auf der Erde veranschaulicht eine Karte. Sodann werden die Wirtschaftsverhältnisse der verschiedenen Länder und Kulturgebiete beschrieben, wobei stets der Grundgedanke hervortritt, das ganze menschliche Wirtschaftsleben unter dem Gesichtspunkte der Haustierzucht zu betrachten. Es ist hier ganz unmöglich, mehr von dem reichen Inhalte dieses wichtigen Buches, das auch für unser Gebiet sehr viel bietet, mitzuteilen: eine sehr eingehende Würdigung brachten unter dem Titel:

„Die Haustiere und das Wirtschaftsleben der Völker“ die Grenzboten 1896 S. 397 ff.

Keller, der besonders Ludwig Rütimeyers Verdienste um die Haustierkunde warm anerkennt, bezeichnet als afrikanische Elemente in unserer Haustierwelt vor allem Windhund, Pferd, Esel und Katze. Von letzterer lassen sich unter den Mumien zwei Stammarten scheiden: Felis Chaus und Felis maniculata, letztere schon lange als Stammart bezeichnet. Die Griechen besaßen die Hauskatze wohl noch nicht, die Römer führten sie ein; im frühen Mittelalter kam sie nach Mitteleuropa. Eine Ableitung von der Wildkatze ist ausgeschlossen. In Ägypten selbst kam das Tier zuerst aus religiösen Gründen in das Haus. Weiterhin wird auch noch Schaf, Ziege und Rind besprochen.

153. Baranski, A., Die vorgeschichtliche Zeit im Lichte der Haustierkultur. Wien 1896. IV 296 S.

Die zoologischen Behauptungen des Verfassers fordern zwar zu fortgesetztem Widerspruch heraus, so z. B. wenn das europäische Pferd von einem erst jüngst ausgerotteten europäischen Wildpferde, der zahme Hund vom indischen Windhunde abgeleitet wird, lassen sich aber doch wenigstens noch lesen. Wenn er aber in großen Tabellen, welche einen Hauptbestandteil des Buches bilden, ausgehend von der pathologischen Ansicht, in den meisten auf die Pferde etc. bezüglichen Worten müßten zwei oder mehr verschiedensprachliche (hamitisch-altaische) Pferdenamen stecken, Etymologien aufstellt, wie: Et-et, est, ist. indog. gall.: et-able und est-able Viehof; provenç.: stable Stall, latein.: st-abul-um aus et-tabl und es-tabl; gall.: et-r-ier und est-r-reu Steigbügel; poln.: stre-mie Steigbügel; Kareta Wagen (kar, et Pferd); gall.: et-alon Hengst, wovon engl. stalion (aus est-al-on); griech. Eigenname: Kal-istr-o, wenn hamitisch-altaische Namen im Griechischen sind: an-ab-at-es Hengst (türkisch at Pferd), agele Viehherde, hebräisch egel Kalb, iber. z agal Hirt, hemeron zahmes Tier, arabisch himar, hamar Esel, ohema(!) Wagen, etrusk. ohema Wagen, Hippodamnos Eigenname, etrusk. damnos Pferd, so ist nur O Schrader beizustimmen, der in Buschans Centralbl. f. Anthropol. u. Urgesch. den ganzen Inhalt für Unsinn erklärt und

bedauert, daß Leute in verantwortlicher Stellung — B. ist Professor an einer österreichischen Tierarzneischule — solche Sachen veröffentlichen.

154. Fellner, St., Der homerische Bogen. ZöGy 46 (1895) S. 193—208.

155. — — Naturgeschichtliche Bemerkungen zu Homer. Il. II 305 ff. Ebenda 47 (1896) S. 588—590.

156. Scheindler, A., Naturhistorisches zu Homer. Ebenda 46 (1895) S. 598.

157. Auden, Natural history in Homer. ClR X (1896) 107.

158. Prehn, Die Insekten in den homerischen Gedichten. Ill. Wochenschr. f. Entomologie. II. Neudamm 1897, S. 390—392.

159. Steuding, H., Skylla, ein Krake am Vorgebirge Skyllaion. NJPhP 1895 (41) 185.

160. Waser, O., Skylla und Charybdis in der Litteratur und Kunst der Griechen und Römer. Dissert. Zürich 1894. 103 S.

Hieran schließt sich zunächst:

161. Gemoll, Bericht über die Realien bei Homer. BuJ Bd. 92 (1897) S. 232—278.

Über Naturkunde handelt er S. 239—141; für uns ist nur bemerkenswert die Erwähnung von Goebel, E., Homerische Blätter II. Progr. von Fulda 1893 (No. 3 in ἰξάλου αἰγὸς Il. IV 105 wird ἴξαλον = κέρας erklärt) und die mit Recht abfällige Besprechung von Wegner, W., Die Tierwelt bei Homer Prgr. Königsberg 1897 — eine bloße Stellensammlung, die noch dazu nicht verlässig ist.

162. Gruppe, O., Bericht über die antike Mythologie und Religionsgeschichte. BuJ Bd. 102 (1899) S. 169—173,

worin einschlägige Arbeiten von Cook, Bienkowsky, Roscher (s. N, 177 f.) Kroll, Drexler, Svoronos, Wernicke, Tümpel, Steuding (s. No. 159), Jamot, Houssay. A. de Ridder, Mylonas, O. Keller, Furtwängler, D'Arcy-Wentworth-Thompson (s. No. 168) Holland, W. Robert-tornow besprochen worden.

Fellner bestimmt αἴξ ἄγριος 1. als Wild- oder verwilderte Ziege (z. B. Od. XVI 294), 2. als Paseng (Capra aegagrus, gm. Bezoarziege z. B. Il. IV 105). Im Anschlusse daran mustert er die übrigen Haustiere der hom. Zeit (Schaf, Rind, Pferd, Hund, Hausschwein, Taube ganz domestiziert, Gans halb, Bienen wild). Eine Verzögerung der völligen Zähmung wird bei Esel, Maulesel und Ziege durch ihren Eigensinn bedingt. Die Ziege ist, wie heute noch das Ren, zugleich Jagd- und Haustier. Pandaros also schießt einen Paseng und läßt sich aus dessen

Hörnern den Bogen machen. Hier widerlegt F. mit eingehenden, aber nicht immer unbedenklichen Ausführungen über Gewinnung und Verarbeitung der Metalle und insbesondere über Eisen und Stahl (κύανος?) die bisherige Auffassung von Il. IV 210 ff., am Bogen seien die Wurzelenden der Hörner durch einen Metallbeschlag verbunden und die schwächeren Kopfenden derselben zur Befestigung der Sehne geeignet gewesen, als technisch unmöglich. Ihm ist vielmehr dieser Bogen wie auch der des Odysseus aus Holz (die ἴπες sind Anobium pertinax); über die Enden eines hölzernen krummen Mittelstückes (πῆχυς), das selber frei bleibt, werden die Hörner des Paseng aufgetrieben und festgekeilt. Die Sehne ist an einem Horne festgemacht und wird am zweiten nur eingehängt, am Einwärtsschlüpfen aber durch die goldene κορώνη (Ring oder Widerhaken) gehindert.

In der zweiten Arbeit sucht er das μέγα σῆμα naturhistorisch zu deuten. Erstens vollzog sich der Vorgang nicht plötzlich, sondern beanspruchte infolge des langsamen Schlingens der Schlangen mindestens eine Stunde. Auch die Jungen sind noch nicht flügge, sondern sitzen als halbreife Nestlinge neben dem Neste auf einem Aste der Platane. Deshalb, und weil ihrer neun sind, ist weniger an Sperlinge als an Baumläufer (Certhia familiaris L.) zu denken, die Schlange selbst ist Elaphis quaterradiatus Dum. et Bibr. — Das geht entschieden zu weit; die Stelle schildert ein Wunder, und Poeten sind keine Zoologen.

Scheindler leitet aus Il. II 469 ff. Od. IV 86; Il. IV 433 und Od. X 244 ab, daß zur homerischen Zeit das Rind zur Milchgewinnung noch nicht verwendet wurde, sondern für den menschlichen Gebrauch nur Ziegen- und Schafmilch benützt wurde, und auch diese nur im Frühjahr, der natürlichen Wurfzeit dieser Tiere.

Prehn erwähnt als homerische Insekten: Stubenfliege, Stechfliege, Schmeißfliege, Biene, Bremse, Wespe, Heuschrecke und Cikaden; von sonstigen Gliedertieren: die Spinne; Würmer werden mit σκώληξ, ἴψ und εὐλαί bezeichnet, wovon ersteres ein wirklicher Wurm, das zweite ein Bohrkäfer (Larve) und das dritte Schmeißfliegenlarven sind. Von Speciesbestimmung ist im richtigen Gefühle der Unzulänglichkeit abgesehen.

Auden erläutert aus einer Stelle in Big. Game Schooting vol I. F. C. Selons pg. 327, wie naturgetreu Homer Il. V 161 das Überfallen eines Rindes durch einen Löwen schildert.

Steuding erklärt die Skylla für einen riesigen Ochpous vulgaris L., nun fehlt nur noch eine paläontologische Abhandlung über den kolchischen Drachen!

Wasers sorgfältige und kenntnisreiche Arbeit ist vornehmlich mythologisch-archäologischen Charakters. Ausgehend von der Etymo-

logie der Namen, die vielleicht semitischen Ursprunges sind, untersucht er sehr gründlich das Lokal der Sage, und das Vorkommen derselben in der alten Litteratur und in der Kunst der Griechen, Etrusker und Römer. Anhangsweise folgt noch eine kurze Übersicht über alle nicht speziell besprochenen Kunstdarstellungen der Skylla.

163. Tümpel, K., Tethys und die Tethysmuschel. Ph LIII (1894) S. 197.

164. Babelon, E., L'éléphant d'Annibal. RN 1896 (tom. XIV) S. 1—13.

165. Borinski, K., Die Tiere in der Kunstgeschichte. Beilage z. Münchn. Allg. Ztg. 1896 No. 171.

Im Anschlusse an seinen Aufsatz über die Muschel der Aphrodite (s. vor. Ber. S. 119) sucht Tümpel aus einer Konjektur beim Scholiasten von Nikanders Alexipharm. V 396, sowie aus einigen anderen Stellen nachzuweisen, daß τήθη (τήθυα — τήθεα) gleich Meerohr sei und so gut wie zur Aphrodite auch zur Thetys Bezug haben konnte. — Babelon behauptet, gewisse etruskische Bronzemünzen, die auf der Vorderseite einen Negerkopf, auf der Rückseite das Bild eines Elefanten tragen, stellten den einen von Hannibal nach Italien gebrachten Elefanten dar (Liv. XXII 2, 10) samt seinem Kornaken. Das Bild scheint thatsächlich den langohrigen afrikanischen Elephanten wiederzugeben.

Borinski bespricht paraphrasierend E. P. Evans Animal Symbolism in Ecclesiastical Architecture. London 1896.

166. Volprecht, Alf., Die physiologischen Anschauungen des Aristoteles. Dissert. von Greifswald 1895. 54 S.

167. Hammerschmidt, Karl, Die Ornithologie des Aristoteles. G.-Prgr. v. Speier 1897. 80 S.

168. Thompson d'Arcy Wentworth, A glossary of Greek birds. Oxford 1895. 204 S.

169. Schenkling, Sigm., Die Entomologie des Aristoteles. Ill. Wochenschr. f. Entomologie. I. Neudamm 1896. S. 469 ff. u. 491 ff.

170. Zahlfleisch, Aristotelisches. Ph 53 (1894) 749.

171. Marchl, P., Des Aristoteles Lehre von der Tierseele. Prgr. von Matten. I. Teil. 1897. II. Teil. 1898.

Volprecht stellt in die Kapitel: Herz, Gehirn, Atmungsorgane und Ernährung, und Entwickelungsgeschichte geordnet, in Übersetzung, ohne weitere Zusätze und Erläuterungen die betreffenden Stellen des Aristoteles zusammen und kommt zu dem Endergnisse, daß die Leistungen des Philosophen für die damalige Zeit wirklich großartig waren, besonders auf dem Gebiete der Entwickelungsgeschichte. Benutzt ist vor allem:

Jürgen Bona Meyer, Aristoteles Tierkunde und die Bibl. anatomica von Haller.

Hammerschmidt giebt in seiner tüchtigen Schrift eine durchaus sachverständige Würdigung der ornithologischen Kenntnisse des Aristoteles. Schon in der Einleitung stellt er fest, daß A. keine Zoologie schrieb, sondern eine vergleichende Biologie, daß nicht die Beschreibung der einzelnen Arten und Individuen Hauptzweck war, sondern den großen Gesichtspunkten absichtlich untergeordnet und nur insoweit berücksichtigt wurde, als sie sich der biologischen Darstellung der ganzen Tierwelt einreihte und zum Belege der aufgestellten Grundsätze dienen konnte.

Sodann erläutert er mit steter Bezugnahme auf die Ergebnisse der modernen Wissenschaft den Körperbau der Vögel, die Fortpflanzung und sonstige Eigenschaften und Lebensgewohnheiten und fügt daran eine erklärende Übersicht der genannten Vögel. Das Hauptverdienst des A. beruht aber nicht sowohl auf einer mächtigen Förderung der zoologischen Kenntnisse, als vielmehr auf der einheitlichen Darstellung derselben, durch welche er die Zoologie zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft erhob. Er war der erste, der auch die Ornithologie systematisch dargestellt hat, ein Ornithologe aber, der seine gefiederten Lieblinge in der freien Natur beobachtet und belauscht, das war er nicht und konnte er nicht sein. Den Schluß bildet ein reiches Stellenverzeichnis.

Schenkling bespricht erst die Zoologie des A. im allgemeinen, dann dessen Wissen von der Insektenwelt und zählt schließlich die in der Tiergeschichte angeführten Insekten auf, wobei er die Namen — meist nach älteren Hülfsmitteln — deutet.

Thompsons Glossary bietet ein alphabetisches Verzeichnis der aus dem Altertum überlieferten Vogelnamen und ihrer Bedeutung mit möglichst vollständiger Angabe der Belegstellen, Epitheta, Mythen, sprichwörtlichen Redensarten, Fabeln und bildlichen Darstellung, die zu einem jeden überkommen sind. Die beigefügte Tafel giebt einige Vogelbilder auf Münzen wieder. Eine Probe der Darstellungen nebst einigen Ausstellungen hat O. Keller in seiner anerkennenden Besprechung BphW 1897 S. 307 ff. gegeben, gegen Mythendeutungen des Verfassers protestiert W. W. Merry in ClR X (1896) 115 ff.

Zahlfleisch giebt u. a. einige Textverbesserungen zu περὶ ζῴων γενέσεως; Marchls Programme sind philosophischen Inhaltes und stehen im ganzen auf dem Standpunkte Rüpplins (s. o. No. 88). Er definiert aus dem Geiste der aristotelischen Lehre die Tierseele als: ἐντελεχεία ἡ πρώτη (= ὡς οὐσία) σώματος φυσικοῦ ὀργανικοῦ δυνάμει ζωὴν αἰσθητικὴν ἔχοντος oder als Begriffsbestimmung: ἡ τοῦ θηρίου ψυχὴ τοῦτό ἐστιν ᾧ ζῇ καὶ αἰσθάνεται πρώτως. Dann schildert er in eingehender Darstellung die Vermögen der Tierseele auf vegetativem und sensitivem Gebiete.

Dyroff, A., Die Tierpsychologie des Plutarchos von Chaironeia. Prgr. des neuen Gymn. zu Würzburg 1897.

— — Zur stoischen Tierpsychologie. I. Plutarchos Schrift über den Tierverstand als Quelle für die stoische Tierpsychologie. II. Inhalt der stoischen T. BayrGy XXXIII (1897) 399—404 und XXXIV (1898) 416—430.

Plutarchs Dialog über den Tierverstand, die Hauptquelle für unsere Kenntnisse über seine Tierpsychologie, zerfällt in einen gegen die Stoiker, welche den Tieren die Vernunft absprachen, nicht ungeschickt polemisierenden und einen schwächeren positiven Teil, in welchem die eigene Ansicht des Autors dargelegt wird, daß die Tiere Vernunft haben. In dieser Absicht werden mit Zurückdrängung der animalischen Triebe vor allem die vernünftig-praktischen Triebe der πρόθεσις, ἐπιβολή und παρασκευή nachzuweisen gesucht, ferner die höheren Seelenthätigkeiten des Denkens, Überlegens, Berechnens etc., sowie eine ganze Reihe ethischer Eigenschaften. Hierbei mangeln freilich genauere psychologische Unterscheidungen, und auch um die Beschaffung des empirischen Materials hat er sich wenig Verdienste erworben, da das meiste schon vor ihm gesammelt war. Der erste Artikel des BayrGy weist im einzelnen nach, daß Plutarchs Schrift über den Tierverstand fortwährend gegen einen Stoiker polemisiert. Dieser dürfte ein gewisser Antipatros gewesen sein, der von Plutarch selbst citiert und von Plinius als Quelle für das 8. Buch der n. h. genannt wird; als Stoiker bezeichnet ihn Alex. Aphrod. zu περὶ κράσεως 216, 12 (II 2 Bruno in der Berl. Ausg. der Aristoteleskommentare). Vielleicht kämpfte dieser Antipatros gegen Hagnon, einen Schüler des Karneades, und Plutarch mit Zuhülfenahme des letzteren gegen Antipatros. Jedenfalls aber dürfen alle in jener Schrift angegriffenen Sätze als stoisch angenommen werden. In dem zweiten Artikel wird zuerst festgestellt, daß die Stoiker den Tieren eine Seele zuerkannten, deren Funktionen des näheren erörtert werden, die Vernunft aber denselben absprachen und damit natürlich auch diejenigen Eigenschaften, welche dem Lebewesen neben den Tugenden den Charakter der Vernünftigkeit aufdrücken. Im ganzen aber haben die Stoiker zwar ihren litterarischen Sammelfleiß auch für die Tierpsychologie fruchtbar gemacht, und haben auch in der Einführung der teleologischen Betrachtung neue Gesichtspunkte gefunden und in dem Ausschlusse eines Vergleiches zwischen Menschen- und Tierseele ohne Analyse der Vorgänge im menschlichen Bewußtsein eine richtige Methode befolgt, aber da sie in der Auswahl ihrer Nachrichten zu wenig kritisch verfuhren, zeigt sich in der Anwendung der Theorie auf die Erklärung der einzelnen Tierhandlungen gegen Aristoteles ein gewaltiger Rückschritt.

Leider erlaubt hier der Raum nicht, auf die reichlichen und sehr interessanten Beispiele einzugehen.

172. Wellmann, M., Ägyptisches. Herm. XXXI (1896) S. 221—253

erweist erst, daß die von Plutarch de Iside et Osiride c. 12—19 vorgetragene bekannte Sage eine absichtliche Verschmelzung altägyptischer und hellenischer Religionsvorstellung ist. Hieran knüpft sich eine von dem Tierkult der Ägypter ausgehende Quellenanalyse des Plutarch. Das Ergebnis derselben ist, daß alle über Ägypten in dieser Hinsicht berichtenden Autoren, wie Seleukos, Plutarch, Älian, Porphyrios und Horus, der Gewährsmann des Macrobius, aus einer Quelle geschöpft haben, nämlich den Αἰγυπτιακά des Apion. Vgl. hiermit Cohn bei Pauly-Wissowa I 2803—2806.

173. Eberl, Georg, Die Fischkonserven der Alten. Stadtamhof 1892. 34 S.

174. Horace Addison Hoffmann and David Starr Jordan, a catalogue of the fishes of Greece, with notes on the names now in use and those employed by classical authors. Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia 1892. Philadelph. 1893. S. 230—285.

175. Husemann, Th., Zur Vorgeschichte des Lanolins. Janus I S. 42, 132, 219, 313, 414.

176. Roscher, W. H., Die Entstehung des Gifthonigs und des Schlangengiftes nach antikem Volksglauben. NJPhP 41 (1895) S. 329—332 u. S. 668.

177. — — Das von der Kynanthropie handelnde Fragment des Marcellus von Side. Abh. der philol.-hist. Kl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. XVII. Bd. No. III. Leipzig 1896. II 92 S.

178. — — Die Hundekrankheit der Pandareostöchter und andere mythische Krankheiten. RhMPh NF LIII S. 169—204.

179. Kroll, Antiker Volksglaube. RhMPh NF LII S. 338 ff.

Hoffmanns und Jordans Fischkatalog ist auf die einzig richtige Weise entstanden, nämlich durch Sammeln an Ort und Stelle (Fischmärkte Athens), Erfragen der heute üblichen Namen und gewissenhaften und sachverständigen Vergleich der alten Autoren, insbesondere des Aristoteles, dessen Angaben sich hierbei besonders in einem angeführten Falle genau bestätigten. Die Abhandlung erscheint daher sehr wichtig und da dieselbe wohl nicht überall zugänglich ist, seien wenigstens die Bestimmungen antiker Fischnamen kurz wiedergegeben (AG = Altgriech. Autoren). Es ist also hiernach:

Scylliorhinus canicula L. = σκύλαξ AG σκυλίον Arist. ζω 565a 16—26; 566a 19.
Catulus stellavis L. = κάττα, κάττος byzant. u. röm. Zeit catta Martial 13, 69.
Carcharodon Carcharias L. = καρχαρίας, λάμια, σκύλλα Athen. VII 306 d.
Sphyrna zygaena L. = ζύγαινα Arist. ζω 506b 10. Epicharmfrg. 30.
Squalus blainvillei Risso = γαλεὸς, γαλεοειδής und γαλεώδης Arist.
Oxynotus centrina = χοῖρος Strabo 823, Athen. VII 312a.
Squatina squatina H. = ῥίνη Arist.
Torpedo torpedo L. = νάρκη Arist.
Raja punctata L. = βάτος Arist.
Raja miraletus L. = σέλαχος Arist.
Aetobatis aquila L. = ἀετὸς Arist. ζω 540b 18.
Dasyatis pastinaca L. = τρυγών Arist.
Parasilurus Aristotelis Agassiz = γλάνις Arist.
Harengula aurita Cuv. et Val. = θρίσσα Arist. cf. Athen. VII 328e.
Clupea pilchardus L. = σάρδη, σαρδήνη Galen, Σαρδῖνος Arist.
Anguilla anguilla L. = ἔγχελυς (mit ausführl. Besprechung, die mit Oders Artikel in Wissowas Realencykl. zu vergl. ist.)
Leptocephalus conger L. = γόγγρος Arist. Conger lat.
Ophisurus serpens L. = θαλάττιοι ὄφεις Arist. ζω 505b 8, 10; 621a 2.
Muraena helena L. = σμύραινα und μύραινα Arist.
Esox belone L. = βελόνη Arist.
Hippocampus hippocampus = ἱππόκαμπος AG.
Siphonostoma acus L. = ῥαφὶς Athen. VII 319d.
Mugil = κεστρεύς AG.
Mugil cephalus, saliens, labeo, chelo und curtus entsprechen dem κέφαλος, μύξων und χελὼν der Alten als Species.
Atherina hepsetus L. = ἀθερίνη und ἀθερῖνος Arist.
Sphyraena sphyraena L. = σφύραινα Arist. Athen. VII 323a.
Xiphias gladius L. = ξιφίας Arist.
Gymnosarda alliterata Rafinesque = θύννος, θύννα und θυννίς.
Gymnosarda pelamys L. = ὀρκύς Arist. ζω 543b 5 und Athen. VII 315c—d (ὄρκυνος).
Sarda sarda L. = πηλαμύς Arist.
Trachurus mediterraneus Stemdachus = σαῦρος Arist. ζω 610b 5.
Lichia amia L. = γόμφος (γομφάριον) Tzetzes ad Lycophr. 664 und Oppian Schol.
Dicentrarchus labrax L. = λάβραξ Arist.
Serranus scriba L. = πέρκη Arist.
Serranus cabrilla L = χάννα (χάννη) Arist.
Epinephelus gigas Brünnich = ὀρφός (ὀρφώς) Arist. u. a.

Diplodus vulgaris Geoffrey St. Hilaire = σαργος Arist.
Diplodus sargus Gmelin = σπάρος (σκάρος) Arist.
Diplodus vetula Cuv. et Val. = σκάρος Arist. u. a.
Pagellus mormyrus L. = μόρμυρος Arist. ζω 570b 20 u. a.
Sparus pagrus L. = φάγρος und ἐρυθρῖνος Arist. u. a.
Sparus aurata L. = χρύσοφρυς Arist.
Spondyliosoma cantharus Gmelin = κάνθαρος Arist.
Box boops L. = βῶξ (βόαξ) Arist. ζω 610b 4; 1528a 20?
Boops salpa L. = σάλπη Arist.
Oblada melanura L. = μελάνουρος Arist.
Dentex dentex L. = συναγρίς Arist.
Spicara smaris L. = μαινίς und σμαρίς Arist.?
Mullus surmuletus L. = τρίγλη Arist.
Umbrina cirrosa L. = σκίαινα Arist. ζω 601b 30.
Labrus bergylta Ascanius = φύκης und φυκίς AG.
Trachinus draco L. = δράκων (δρακαινίς etc.) AG.
Uranoscopus scaber L. = καλλιώνυμος Arist u. a.
Trigla hirundo Bloch = χελιδών Arist.
Scorpaena scrofa L. = σκορπίος Arist.
Gobius iozo L. = κωβιός Arist. u. a.
Pollachius poutassou Risso = ὄνος AG.?
Solea solea L. = βούγλωσσος (ψῆττα) Athen. u. a.
Lophius piscatorius L. = βάτραχος ὁ ἁλιεύς Arist.

Aus den gleichfalls mitgeteilten mittel- und neugriechischen Namen, die hier leider nicht wiedergegeben werden konnten, ergiebt sich, daß sich gerade auf diesem Gebiete noch recht viele alte Namen erhalten haben.

Eberls Schrift bringt nicht sehr viel wesentlich Neues und ist auch in manchen Punkten bereits überholt (vgl. zum Thunfisch: Paul Rhodes überaus sorgfältige Abhandlung: Thynnorum captura quanti fuerit apud veteres momenti in NJPhP Suppl. XVIII [1892] 1—79), allein sie enthält doch manche Ergänzung und Verbesserung zu Koehlers Recherches sur l'histoire et les antiquités des pêcheries de la Russie méridionale (Mémoire de l'académie impériale des sciences de St. Petersbourg. Ser. VI tome I 1832 S. 347—488), ist übersichtlich und bequem zugänglich, verdient also größere Beachtung, als ihr bisher geworden ist.

Husemann giebt auf grund richterlicher Entscheidungen in Patentprozessen den Unterschied zwischen Lanolin (Emulsion von reinem Wollfett) und Οἴσυπος (höchstens halbreines Wollfett) an und erörtert sodann die Mängel der bisherigen Darstellung (Wulfsberg, Vulpius). Sodann bringt er die bez. Stellen der Alten und die Form des Wortes, das allmählich in ὕσσωπος, ysopum, ysopus etc. verändert wurde, so daß Verwechselungen mit der Pflanze hyssopus eintraten. Hier wäre mit

großem Nutzen der lateinische Dioskorides, Galen ad Patern. und die davon abhängigen mittelalterlichen Schriften, sowie die Glossare hereinzuziehen gewesen. Weiterhin erörtert er die Darstellung des Oesypum, seine Verfälschungen und Surrogate und verfolgt dessen Geschichte durch die gesamte deutsche und außerdeutsche Pharmakopoe. Den Schluß bildet eine Abhandlung über das O. als Heilmittel in bestimmten Krankheiten, die mit ihm bereiteten Arzneien und eine Zusammenstellung der Ergebnisse. Die Arbeit ist als eine der besten auf diesem Gebiete zu bezeichnen.

Roscher führt die Erzählung vom Gifthonig im Roman des Iamblichos auf Xenophon Anab. IV 8, 20 zurück, stößt sich aber an der gewöhnlichen Erklärung von: ἀλλ' ἀπὸ ἑρπετῶν συμπεπορισμένον = von den Schlangen gewonnener Honig und schlägt, gestützt auf die Ansicht der Alten von der Entstehung des Schlangengiftes aus dem Fressen giftiger Kräuter vor, nach ἑρπετῶν den Ausfall eines Wortes wie νομῆς, φορβῆς oder ῥιζῶν anzunehmen. S. 688 bringt er noch eine Ergänzung, worin nach einem englischen Konsulatsberichte indirekt angegeben wird, daß noch heute bei Trapezunt Bienenzucht nur des Wachses wegen betrieben wird, der Honig ist giftig wegen der Häufigkeit des Stechapfels.

Die weiteren Schriften des Verfassers sowie Krolls Einwurf liegen doch mehr auf dem Gebiete des Mythos und der Medizin als auf dem der Zoologie, weshalb die Erwähnung und ein Verweis auf die Besprechungen von Rohde, Weizsäcker u. a. genügen mag. Dagegen dürfte es hier geboten sein, Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie zu nennen, das zwar einem ganz anderen Zwecke dient, gelegentlich aber doch auch naturwissenschaftliche Dinge berücksichtigt.

180. Radermacher, L., Über den Cynegetikus des Xenophon. RhMPh NF LI (1896) S. 596. LII (1897) 13 ff.

181. — — Varia. Ebenda S. 463.

182. Reitzenstein, R., Zu Oppian und Columella. Ph LVII 317.

183. Zimmermann, A., Lateinische Tiernamen aus Menschennamen. ALL IX 592.

184. Bancalari, F., Sull trattato Greco de vocibus animalium. StIF I (1893) 75—96.

185. Cook, A. B., Descriptive animal names in Greece. ClR VIII (1894) 381.

186. Hill, G. F., on descriptive names of animals in Greece. ClR IX (1895) 12.

187. Allen, T. W., on descr. n. of anim. i. Gr. Ebenda S. 13

188. Achelis, Th., Über Tierkultus. Umschau I (1897) 30.

189. Ihm, M., Nemesians Ixeutica. RhMusPh NF LII S. 454—457.

Radermacher erweist aus sprachlichen und stilistischen Gründen den Cynegetikus des Xenophon als untergeschoben. Dabei wird auch einiges Zoologisches (Verbreitung des Bären) herangezogen, um etwas Licht auf die Heimat des Verfassers zu werfen. Im Verlaufe der Untersuchung wird der Text auf die erste Hälfte des vierten Jahrh. datiert; das Proömium dagegen dürfte als ein echtes Stück asianischer Beredsamkeit schwerlich vor dem dritten vorchristlichen Jahrh. entstanden sein. In den Varia bringt er einige Konjekturen zu Aelian hist. anim.

Nach Reitzenstein (in der schon bei Columella genannten Notiz) scheint die älteste Überlieferung von Oppians Halieutica in einigen Palimpsestblättern des Laurent. 57, 26 vorzuliegen. Ihm sucht die Echtheit der dem Nemesianus zugeschriebenen Fragmente de aucupio (über tetrax = Auerhahn oder Trappe und σκολόπαξ = Schnepfe) zu erweisen und tritt für Bernhardys Konjektur: ἰξευτικὰ statt des bei Vopisc. Numerian. 11, 2 überlieferten nautica ein.

Zimmermann giebt als Tiernamen, welche aus Menschennamen herzuleiten wären, an: Iulus (ein Fisch, n. h. XXXII 152), Lucius Hecht, Titus Taube, Accia, Acceia Schnepfe, Caecilia Blindschleiche, Gavia Möwe, Valeria Schwarzadler. Davon ist das erste sicher falsch, da schon Aristoteles ζω 610b 6 einen Fisch, ἰουλίς kennt und Numenius nach Athen. VII 304 f. den Regenwurm ἴουλος nannte, der Name also wohl auf die Form geht.

Anknüpfend an eine Aufforderung Studemunds stellt Bancalari 47 Hss, in welchen Traktate de vocibus animalium enthalten sind, zusammen und beleuchtet dieselben nach allen Seiten, um schließlich den Text des Archetypus so gut als möglich wieder herzustellen. Nachträge — Hinweis auf weitere Handschriften und deren Varianten — bringt N. Festa ebenda S. 384 und III 496, Bancalari selbst I 512 und IV 223.

Cook weist ausgehend von der Übereinstimmung der Sprache Hesiods mit der des delphischen Orakels auf allegorische und umschreibende Tiernamen bei den Alten wie bei modernen Völkern hin und führt schließlich μελάμπους auf „Ziege“ zurück.

Hill lehnt diese Deutung aus dem Namen ab, während Allen ὑλοτόμοιο in Hymn. in Demet. v. 229 auf einen Holzwurm deutet (ἕλμινς or σκώληξ = engl. woodcutter; ebenso ὑλοταμνόν v. 228 = pover).

Achelis sucht den Tierkultus psychologisch zu erklären.

190. Neri, Fr., gli animali nelle opere di Virgilio. Pisa 1896. 15 S.

191. Le Breton, A., De animalibus apud Vergilium thesim facultati Litterarum Parisiensi proponebat. 1895. 115 S.

192. Schenkling, Sigm., Die Entomologie des Plinius. Illustr. Wochenschr. für Entom. II. Neudamm 1897. S. 1—6.

193. König, Clemens, Die Schriftsteller des klassischen Altertums, welche über die Wespen und Hornissen berichten. Ebenda I. 1896. S. 184—189.

194. — — Was wußten die alten Griechen und Römer von den Wespen und Hornissen? Ebenda. S. 261—266.

195. Prehn, Welche Kenntnisse von den Insekten besaß das Altertum. Illustr. Wchschr. f. Ent. I. Neudamm 1896. S. 57—61.

196. Sajó, Karl, Pelopoeus = Ichneumon des Plinius. Ebenda I. 1896. S. 402.

197. Über den Scarabaeus der Ägypter. Ebenda I. 1896. S. 403.

198. Schultz, Oskar, Die Insekten in ihrer Verwendung als Arznei-, Speise- und Färbemittel. Ebenda II. 1897. S. 481—485 und 519—524.

199. Osten-Sacken, C. R. On the so-called Bugonia of the ancients and its relation to Eristalis tenax, a two-winged insect. Bulletino della Societa entomologica Italiana anno XXV. Firenze 1893. S. 186—217.

200. Cook, O., the bee in Greek mythology. JHSt XV (1895) S. 1—24.

201. Glock, Joh. Ph., Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker für wissenschaftlich gebildete Imker sowie alle Freunde des klassischen Altertums und einer ästhetischen Naturbetrachtung nach den Quellen bearbeitet. Heidelberg 1891. 2. Ausg. 1900. 411 S.

Neris Abhandlung war Berichterstatter nicht zugänglich: Le Breton bekämpft in der Einleitung die Deutschen, welche den Vergil zum blossen Nachahmer und Ausschreiber der Griechen machten, so Knoche (Vergil. quae graeca exempla secutus sit in Georgicis. Leipzig 1877) J. van Wageningen (De Verg. Georg. Utrecht 1888) und besonders Morsch (De Graec. auct. in Georg. a Verg. expressis Halle 1878). Nach ihm verdankt Verg. allerdings viel dem Aristoteles — jedoch kaum direkt — Theophrast, Demokrit, Aratus, Nikander; nicht benützt hat er Menekrates und Mago. Sodann aber sucht er aus der Lebensgeschichte und aus Stellen des Dichters dessen innige Vertrautheit mit dem Landleben darzuthun. Besonders was die Tierwelt anbelangt, ist

Vergils Eigentum alles, was er mehr hat als Aristoteles und Varro — ein ganz schiefer Schluß, da es ja noch andere zoologische Autoren gab, die freilich uns verloren sind. Sein zoologisches Wissen wird gerühmt, doch auch auf einige Fehler aufmerksam gemacht. Die folgenden Kapitel: Qua scribendi arte animalium formam habitumque ad vivum expresserit und Qua pectoris affectu animalia cecinerit sind mehr rhetorisch-ästhetische Prunkstücke als kritische Untersuchungen. Die Arbeiten Königs und Prehns sind durchaus gemeinverständlich gehalten und ganz nett zu lesen. Ein wissenschaftlicher Wert kommt ihnen aber eigentlich nicht zu, da sie hauptsächlich auf dem doch sehr veralteten Ottmar Lenz aufbauen und auf das Verhältnis der einzelnen Autoren zu einander sowie auf sonstige philologische Fragen viel zu wenig Rücksicht nehmen. Schultz geht neben den antiken auch auf moderne Zustände ein; am besten scheint mir Sajós Deutung der spinnentötenden Ichneumonen des Plinius auf Pelopoeus destillatorius Latr. und P. spirifex L. zu sein. Eine sehr bedeutsame Leistung haben wir in Osten-Sackens Aufsatz zu begrüßen, denn hier wird eine im ganzen nicht bloß klassischen Altertum viel erwähnte Wundergeschichte, nämlich die Entstehung von Bienen und Wespen aus Tierkadavern, in so einfacher und naturgemäßer Weise erklärt, daß ein Widerspruch wohl nicht möglich sein dürfte. Es ist nämlich eine bekannte Thatsache, daß die gemeine Schwebfliege Eristalis tenax, deren „Rattenschwanzlarven“ in Aborten u. s. w. häufig zu finden sind, ihre Eier auf Aas legt, daß die Larven sich in der faulenden Masse entwickeln und sich endlich in einen Schwarm von Fliegen verwandeln, die in ihrer Gestalt, ihrer Haarbedeckung und Farbe ganz wie Bienen aussehen, obwohl sie zu einer ganz anderen Insektenordnung gehören (Mimikry). Auch die Entstehung von Wespen aus Pferdeleichen führt er auf eine ähnliche Verwechselung mit Helophilus, einer wespenähnlichen und Eristalis sehr nahestehenden Fliegengattung zurück. Er giebt sodann auch die Belege für diese Bugonia von prähistorischen Zeiten an über die Bibel, das klassische Altertum und das Mittelalter bis auf die Neuzeit. Selbst Swamerdam fand noch nicht die Lösung des Rätsels, dagegen scheint es Réaumur gelöst zu haben (Mémoires Vol. IV 439), jedoch wurde dies infolge seiner mangelhaften Nomenklatur nicht weiter beachtet (vgl. auch Naturwiss. Rundschau IX (1894) 363 und Carus Sterne in Prometheus VI (1895) 310 ff.). Über Cook hat bereits O. Gruppe a. a. O. berichtet: Glocks Bienensymbolik ist eine überaus fleißige, kenntnisreiche und sehr belehrende Stoffsammlung, die sich flott liest und auch im Unterricht verwerten läßt. Hier ist besonders zu erwähnen die Übersetzung von Verg. Georg. IV mit ihren, was Bienenzucht anbelangt, sehr verständigen sachlichen Erläuterungen.

Im nächsten Berichte wird natürlich des schönen Artikels über Biene und Bienenzucht von Olk in Pauly-Wissowas Real-Encykl. zu gedenken sein.

202. Kayser, Bruno von, Jagd und Jagdrecht in Rom. Dissert. v. Göttingen 1895. 44 S.

203. Keller, O., Die Schildkröte im Altertum. Prag 1897. 14 S.

204. Mayhoff, K., Zu Plinius naturalis historia NJPhP (1897) 877 f.

Kaysers juristische Dissertation bietet auch uns etwa folgende interessierende Sätze. Im alten Italien war wie heute ein zahlreicher Wildstand nur in eingehegten Besitzungen reicher Leute vorhanden, Gemeindewälder waren spärlich, infolgedessen Hochwild und Rehe selten. Die paar Hasen waren nicht wichtig genug, ein Urrecht aller Menschen — sich herrenloser Dinge zu bemächtigen — in Frage zu ziehen. Herrenlos aber war bei den Römern das Wild, gefangene wilde Tiere gehörten dem Fangenden, also gab es auch kein Schongesetz und keinen Wilddiebstahl. Die Jagd steht jedem frei, wenn der Grundbesitzer es nicht verwehrt, das Jagdgebiet zu betreten. Die Hauptjagd richtete sich übrigens wie heute auf die durchziehenden Vögel. Bei alledem liebten auch die Alten die Jagd und schätzten sie als schönste männliche Thätigkeit und die beste Vorübung für den Krieg. Mayhoff bringt einige Emendationen und Rechtfertigungen der Überlieferung gegen die Herausgeber (n. h. VIII 34 coortosque für mortusque; VIII 182 et iocose für et ideo; verteidigt wird: VIII 61 das überlieferte fieri statt ferri; XI 140 nec locustis cicadis statt nec l. <nec> c.; XI 166 cum ipsi statt c. ipsis. Die Besprechung von 203 folgt im nächsten Bericht.

205. Peters, Emil, Der griechische Physiologus und seine orientalischen Übersetzungen. Berlin 1898. 105 S.

206. Puntoni, V., frammenti di una recensione greca in prosa del Physiologus. StIF vol. III (1895) S. 169—191.

207. Cohn, C., Zur litterarischen Geschichte des Einhorns. Progr. d. XI. städt. Realschule Berlin. I. Teil 1896. II. Teil 1897.

Die Physiologusübersetzung Peters' hat Berichterstatter besprochen in BayrGy XXXV (1899) S. 502.

Puntoni giebt aus dem cod. Bologn. Univers. gr. 2702 (579) elf Kapitel des Physiologus (Viper, Phönix, Elefant, Hirsch, Geier, Adler, Pelikan, Specht, Wiedehopf, Taube und Rebhuhn) wieder mit Apparat und Erörterung des Verhältnisses zu den übrigen bekannten Handschriften und Ausgaben.

Cohn unterscheidet in seiner ausgezeichneten Abhandlung drei Überlieferungen über das Einhorn, die antike, die des Physiologus und die biblisch-theologische. Der Ausgangspunkt der ersteren liegt wohl in des Ctesias Erzählung vom einhörnigen und einhufigen indischen Esel, aber die Schilderungen der Gestalt des Einhorns gehen nicht auf Ctesias und Älian (hist. anim. IV 52 etc.) zurück, stimmen vielmehr mit dem überein, was Älian (XVI 20) von dem indischen καρτάζωνος erzählt. Nur zwei Züge aus des Ctesias Schilderung haben eine weite Verbreitung gefunden, nämlich daß man das erwachsene E. nicht lebend fangen könne und die Sage von der Wunderkraft des Hornes. Nebenher läuft die Verwechselung des μονοκέρως mit dem ῥινοκέρως. Diese antike Tradition pflegte das Mittelalter nur in der gelehrten Litteratur der Encyklopädien, sonst hält es sich mehr an die vielleicht orientalischen Quellen entstammende Physiologus-Überlieferung (Fang durch eine Jungfrau), deren Entwickelungsgang ins einzelne nachgewiesen wird. Die biblisch-theologische Überlieferung beruht auf der Verwendung des Wortes μονοκέρως durch die Septuaginta an den Stellen, wo in der Bibel Re'em steht. Schon früh gehen die drei Überlieferungen ineinander über, doch lassen sie sich bei geeignetem Verfahren immer wieder auseinanderlegen.

Zum Schlusse sei noch an die einschlägigen Artikel von Oder, Marx, Wellmann, Thraemer u. a. (Aal, Acus, Aëdon, Adler, Affe u. s. w.) in Pauly-Wissowas Realencyklopädie erinnert.

V. Mineralogie.

208. Helbig, W., Eiserne Gegenstände an drei Stellen des homerischen Epos. (Ilias Λ 123, 485 Σ 34.) Herm. XXXII S. 86—91.

209. Goetze, Die trojanischen Silberbarren der Schliemann-Sammlungen. (Ein Beitrag zur Urgeschichte des Geldes.) In: Globus LXXI (1897) 214—220.

210. Helm, O., Das Antimon und seine Benutzung zur Herstellung von Bronze bei den alten Völkern. Prometheus IX (1897) S. 41—44.

211. — — Rohzinkfund aus vorgeschichtlicher Zeit. Verh. d. Berlin. anthropol. Gesellsch. 1895 S. 619.

212. Ohnefalsch-Richter, M., Kupfer, Bronze und Erze im Altertum. Eine kulturgeschichtliche Skizze. In: Zeitgeist (Beibl. z. Berliner Tageblatt) v. 25. Mai 1896.

213. Lippmann, E. O. von, Die chemischen Kenntnisse des Plinius. In: Mitteil. aus dem Osterlande, herausgegeben von der naturforsch. Gesellsch. des Osterlandes zu Altenburg 1892, NF Bd. V S. 370 ff.

214. Binder, J. J., Laurion. Die attischen Bergwerke im Altertum. Progr. v. Laibach 1895. 54 S., 1 Karte u. 4 Tf.

Helbig verteidigt gegen Cauer, Grundfr. der Homerkritik, seine Verwerfung der genannten Verse, in welchen von eisernen Gegenständen die Rede ist, als späterer Einschiebsel.

Goetze bespricht und bildet ab die Silberbarren aus der zweiten Stadt, welche Schliemann fälschlich für homerische Talente erklärte. Sie sind hinsichtlich ihrer Form aus Bronze- oder Kupferkelten, welche als Tauschmittel dienten, entwickelt.

Das Antimon war nach Helm sowohl in prähistorischer als in antiker Zeit bekannt (στίμμι, στίβι, Diosk. Plin. u. a.). Man verstand, es zu reduzieren und zur Darstellung von Bronze zu benützen. In chemisch untersuchten Bronzen fand er das Zinn zum Teil oder ganz durch A. ersetzt. Die westpreußischen (vorgeschichtlichen) Bronzen sind reicher an A. als alle andern; die Erze dürften aus Siebenbürgen-Ungarn bezogen worden sein, dessen Bergwerke auch von den Römern ausgebeutet wurden. Beigegeben wurde das A. jedenfalls in der Form von Erz. Was den Rohzinkfund anbelangt, so werden im Anschlusse an einen siebenbürger Fund aus bleihaltigem Zinn die Kenntnisse der Alten vom Zinn zusammengestellt. Die Römer kannten nur die Kupferlegierung (Messing = ὀρείχαλκος, fälschlich auri chalcum geschrieben und mit aurum zusammengebracht). Sie stellten dasselbe her durch Erhitzen von Rohkupfer mit Galmei und Kohle, wobei das reduzierte Zinn sich mit dem Kupfer legierte (Erfind. etwa 200 v. Chr.). Bei den Griechen deutet eine Stelle bei Strabo auf seine Bekanntschaft. Das ψευδάργυρος genannte Metall nämlich, das aus einem Stein von Andeira in der Troas gewonnen in Verbindung mit Kupfer das Messing giebt, kann wohl nur Zink sein, indem nämlich Zinkblende geröstet und mit einer Art Erde (Mineralkohle?) geschmolzen wurde.

Der Artikel von Ohnefalsch-Richter war Referenten nicht zugänglich.

Binder entwirft nach eigener Anschauung eine Schilderung des ganzen Bergwerkgebietes (etwa 20 000 ha). Eine Karte veranschaulicht, was etwa noch an Schutthalden, Schachten u. s. w. zu sehen ist. Eingehend dargestellt wird Betrieb und Verwaltung, Grubenarbeit, Geräte, Förderung, Metallwäsche und Verhüttung (Votivbilder). Der Hauptertrag bestand in Silber, Nebenprodukte waren Kupfer, Blei, Zinnober u. a. Dann werden die Besitzverhältnisse erörtert (Staatseigentum, jedoch Betrieb verpachtet — Bergzins). Es fehlte auch nicht an einem Berggrundbuch und Bergprozessen. Den Schluß der sehr kenntnisreichen und belehrenden Arbeit bildet eine Geschichte des attischen Bergbaues von der ersten Erwähnung in Äschylos' Persern an bis zur Wiederauf-

nahme des Betriebes durch eine französische Gesellschaft (1865), welche die antiken Abfälle verwertet.

v. Lippmanns Darstellung der chemischen Kenntnisse des Plinius dürfte die vollständigste bisher existierende Zusammenstellung dieses Stoffes sein und ist daher mit Dank zu begrüßen. Freilich bietet sie nur den Rohstoff, denn auf die Frage, woher eigentlich Plinius all diese „Kenntnisse“ habe, was richtig, was falsch, was von ihm mißverstanden oder was verdorben sei, geht Verfasser nicht ein, ebensowenig ist die Parallellitteratur herangezogen. So wäre denn hieran erst eine weitere Untersuchung zu knüpfen, worin nachzuweisen wäre, was Plinius der vorausgehenden Litteratur entnahm, was Zeitgenossen boten und was seine eigenen Zuthaten sind. Vermißt habe ich einen Hinweis auf das n. h. XXXVI 195, Isidor. Orig. XVI 16, 6 u. a. erwähnte vitrum flexile, worüber im nächsten Berichte mehr zu sagen sein wird. Einen sehr ausführlichen — nahezu einem Abdrucke gleichkommenden — Auszug aus dem wohl nicht überall zugänglichen Originale bietet Naturwissenschaftliche Rundschau (W. Sklarek) IX (1894) 426, 438, 450, 475, 490.

215. Henning, L., Die neuesten Forschungen über die Steinzeit und die Zeit der Metalle in Ägypten. Globus LII (1897) 263.

216. Jevons, F. B., Iron in Homer. JHSt (1892/93) 25—31.

Hennings Artikel ist eine ausführliche Besprechung von Morgan, J. de, Recherches sur les Origines de l'Égypte. L'âge de la pierre et les métaux. Paris 1896.

Jevons Aufsatz, der für die Ansetzung der homerischen Gedichte in den Anfang der Eisenzeit eintritt, ist ausführlicher besprochen von Gemoll in seinem Berichte über die Realien bei Homer, BuJ Bd. 92 (1897) S. 240.

217. Babelon E., Les origines de la monnaie. Science sociale 11° an. tom 21. 1896. S. 32—51; 120—158; 202—230; 292—322; 318—411.

218. — — L'or et l'argent dans l'antiquité. Ebenda 11° an. tom 22. S. 37—76; 422—444; 609—623. 1897. 12° an. tom 23. S. 70—92.

219. — — Les origines de la monnaie considerées au point de vue économique et historique. Paris 1897. XII 427.

Die erste Aufsatzreihe bespricht den Tauschhandel der ältesten Zeit, der Naturvölker (Waren, Sklaven, Vieh, Metallgegenstände) und Neuzeit, die Münzverhältnisse in Ägypten, den Euphratländern und Vorderasien, bei der griechischen Urbevölkerung, den Italikern und übrigen Europäern. Hierauf folgt die Darstellung der freien und der staatlich

garantierten Münzprägung und endlich ein Abschnitt über die Traditionen der Alten von der Erfindung der Münzen. Die zweite Reihe beschäftigt sich mit den Eigenschaften der Münzmetalle, ihrem Vorkommen, der Ausbeutung der Minen, dem Wertverhältnisse zwischen Gold und Silber in verschiedenen Staaten und Zeiten, mit den Scheidemünzen u. a. m.

Das Buch ist eine im wesentlichen unveränderte Vereinigung der beiden Artikel.

220. Babelon E., Catalogues des Camées antiques et modernes de la Bibliothèque Nationale. Publié sous les auspices de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Ouvrage accompagné d'un Album de 76 planches. Fondation Eugène Piot. Paris 1897.

221. — — La gravure en pierres fines, camées et intailles. Bibliothèque de l'enseignement des Beaux-Arts publiée sur la direction de M. Jules Comte.

Die beiden hauptsächlich archäologischen Bücher sind hier nur aufgenommen, weil der Verfasser ausführlicher im ersten, knapper im zweiten, den Stoff und die Technik der Glyptik bespricht. In dem Abschnitt: Les vases murrhins (s. XIX des Catal.) scheidet er diese in zwei Sorten, künstliche, aus einer den Sardonyx imitierenden Glaspaste gefertigte, und natürliche aus einer Art von Sardonyx.

222. Pregél Th., Die Technik im Altertum. Prgr. d. techn. Staatslehranstalten. Chemnitz 1896. 54 S.

233. Jaeck, Industrie und Gewerbe im Altertum. Prometheus IX (1898) S. 416 ff.

224. Gallenstein, H. T. R. v., Beiträge zur Kenntnis der römischen Glasindustrie nach Funden von Aquileja. Prgr. von Görz. 1895. 49 S.

225. Steinmetz, G, Die römischen Glasspiegel in den Sammlungen des historischen Vereins zu Regensburg. Korresp.-Bl. d. Gesammtver. d. dtschn. Gesch.- und Altertumsver. 1897. S. 17—22.

226. Schumacher K., Zur römischen Keramik. In: Jahrbücher d. Ver. v. Altertumsfreunden im Rheinlande. Heft 100. Bonner Jahrb. S. 102—113 (1897).

227. Hettner, F., Keramik. In: Festschrift für Overbeck. 1894. S. 165 ff.

228. Koenen, K., Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. Bonn 1895. 154 S. Mit 590 Abbild. auf 21 Taf.

229. Dragendorff, H., Terra sigillata. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen und römischen Keramik. Jahrb. des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. Heft 96 und 97 (1895) S. 18—155.

230. Gümbel, W. v., Viride Appianum. ALL X (1897) 292.

Noch niemals ist Berichterstatter bei einer modernen Arbeit so sehr an Plinius' naturalis historia gemahnt worden, als von Pregéls Technik.

Mit wahrem Bienenfleiß sind alle möglichen Notizen aus einer Reihe von Schriften zusammengetragen, aber ohne jede Kritik, ohne tiefere Litteraturkenntnis, ohne jegliche philologische Grundlage. Wiewohl Plinius, Vitruv, und insbesondere Homer sehr oft erwähnt werden, so sind doch sämtliche Citate aus ihnen nur mittelbar gegeben, von mykenischer Kultur wird kein Wort geredet, grundlegende Werke, wie Blümners Technologie, Marquardts Privataltertümer, Schliemanns Werke u. a. sowie nahezu die ganze von diesen angeführte wissenschaftliche Litteratur sind anscheinend Verfasser völlig unbekannt, der hauptsächlich auf Releaux Buch der Erfindungen, L. Becks Geschichte des Eisens (vgl. Blümners Techn. IV 67 Note 4), Rühlmanns allgem. Maschinenlehre, Lipperts Kulturgeschichte, Büchsenschütz' Besitz und Erwerb u. s. w. fußt. Daher ist auch die ganze Arbeit nicht zuverlässig, weil sie beständig Veraltetes und Neues, Falsches und Wahres vermengt, ganz abgesehen von kleineren Verstößen philosophisch-historischer Natur.

Wissenschaftlicher scheint Jaecks Aufsatz zu sein, der besonders die metallurgischen Kenntnisse der Alten bespricht und manchmal recht anziehende Mitteilungen macht, z. B. Reagenspapier n. h. XXXIV 26. Die vasa murrhina sind nach ihm aus einer roth- und weißgefleckten Milchglasmasse hergestellt, in welcher die gewünschte Trübung durch einen Zusatz von phosphorsaurem Kalk (Knochenmehl) hervorgerufen wurde. Auch die Zusammenstellung des sinkenden Münzwertes in Rom dürfte in weiteren Kreisen interessieren. —

Für Glasspiegel im eigentlichen Altertum haben wir, nach Steinmetz, als Zeugen nur Plin. n. h. XXXVI 193 und einige unbedeutende Fundreste, denn Alexander [Aphrodisias] Problem. I 132 (Ideler phys. te med. Gr. min. I p. 45) gehört, weil nach neueren Forschungen von dem Arzte Alexander Trallianus verfaßt, nicht mehr hierher.

Danach ist auch Blümners Technol. IV 403 u. a. zu berichtigen. Dagegen sind in Regensburg 29 Glasspiegel aus röm. Gräbern zum Vorschein gekommen, deren Fundstellen etc. genau angegeben werden. Die Spiegel selbst sind kleine, unregelmäßig runde oder vielseitige Glasscheiben von leichter Wölbung und ungemein dünn. Der Belag

($^1/_2$ mm) stellte sich bei chemischer Untersuchung als reines Blei heraus, das freilich im Laufe der Zeit stark oxydierte. Als Herstellungsart der eingehend beschriebenen Spiegel dürfte Ausschneiden aus einer geblasenen Kugel anzunehmen sein, als Fabrikationsort Regensburg und Umgebung selbst. Vgl. auch BayrGy XXXIII (1897) 746.

Schumacher beschäftigt sich hauptsächlich mit den Formen der röm. Glas- und Thongefäße.

Dragendorff bespricht als Einleitung: Name, Gattung, Technik und Litteratur der sog. Terra-sigillata-Gefäße, die aus feinem roten, aufs beste bearbeiteten und sehr hart gebrannten Thon mit natürlichem Eisenoxydgehalte und alkalischer Glasur bestehen. Dann bringt er noch einige orientierende Bemerkungen über einige hellenistische Reliefvasen, welche die Vorläufer der terra sigillata bilden, und behandelt sodann die arretinischen, kampanischen, mutinensischen und puteolanischen Vasen, sowie die ornamentierten Gefäße. Es folgen dann noch Abschnitte über T. s. in den Provinzen, über Gefäße des ersten nachchristl. Jahrh., der späteren Zeit und das Ende der ganzen Industrie. Im Anhange werden nach den in den drei Formentafeln angegebenen 55 Formen geordnet die Stempel derjenigen T. s.-Gefäße aufgeführt, welche in deutschen und französischen Museen vorhanden sind. Gallensteins und Hettners Arbeiten waren Berichterstatter nicht zugänglich.

Gümbel weist zur Etymologie von Viride Appianum (n. h. XXXV 48) darauf hin, daß heute noch in einem Val Apiana genannten Thal am Monte Baldo, unweit des Dörfchens Avio, Grünerde gegraben wird, der Name also geographischen Ursprunges ist.

Koenens Gefäßkunde bringt zwar besonders in dem Abschnitte: „Die Gefäße der römischen Zeit“ (65—127) allerlei Bemerkungen über Material und Technik, ist aber doch vorwiegend archäologisch gehalten.

231. Majonica, H., Über die antiken Gläser aus Aquileja. VVDPh 42, 312—13.

Der Verfasser brachte antike Gläser aus Aquileja zur Ausstellung und erwies aus denselben die Existenz einer blühenden Glasindustrie von der Zeit der römischen Republik bis in die christliche Epoche. Es finden sich dort aber auch sog. phönikische und alexandrinische Gläser, Gläser mit griechischen Inschriften und solche aus der römischen Kaiserzeit. Alle Arten der Glastechnik sind vertreten, fernerhin Nachahmungen von Halbedelsteinen, Gemmen und Kameen, besonders auch von Gegenständen aus Bernstein. Die moderne Glasfabrikation in Venedig scheint nur eine Fortsetzung der antiken von Aquileja zu sein.

232. Lepsius, R., Geologie von Attika. Beitrag zur Lehre vom Metamorphismus der Gesteine. Berlin 1893.

233. Philippson, Alfred, Geologische und geographische Wahrnehmungen auf einer Orientreise. In: Sitzungsberichte der niederrhein. Ges. f. Natur- u. Heilkunde zu Bonn 1897. A. S. 4—51.

234. Washington, Harry S., A petrographical sketch of Aegina and Methana. Chicago Journal of Geology II 879—913; III 21—46; 138—168.

235. Elias Balsamakes, ἡ γεωλογία ἐπίκουρος τῇ ἱστορίᾳ. In: Παρνασσὸς 1895 S. 293—302.

236. Hailer, E., Ein Beitrag zur antiken Paläontologie. BayrGy XXXI (1895) 556—567.

237. K. B. Der deutsche Bernstein und die griechische Heliadensage. MAZB 1896 No. 250.

238. Ruelle, Note sur les fragments des Cyranides retrouvés dans un manuscrit de la Bibliothèque Nationale. RPh 1897 S. 189.

239. Schneer, J. und Stein-Nordheim, von, Der Vesuv und seine Geschichte von 79 n. Chr.—1894. Mit zahlreichen Illustrationen entnommen zeitgenössischen Werken. 2. Aufl. Karlsruhe (1896). 69 S.

Über Lepsius' Geologie von Attika hat Partsch in der BphW 1895 S. 334—341 so sachverständig und gründlich gehandelt, daß Berichterstatter nur auf diese Besprechung verweisen kann.

Philippsons Arbeit ist wesentlich geographisch; Washingstons petrographische Skizze war nicht zugänglich. — Balsamakes weist darauf hin, daß bekannte Sagengestalten, wie z. B. der erymanthische Eber, der marathonische Stier, die Ziege der Amaltheia auf paläologische Funde zurückgehen könnten, und wie auch sonst die natürliche Beschaffenheit des Landes und Bodens auf Sage, Kultur und Geschichte, sowie auf die Gebräuche etc. einwirkte.

Hailer stellt die Berichte der Alten über paläontologische Funde im Altertum zusammen, wobei noch weiter, als es geschehen ist, auf die Quellenfragen (z. B. bei Älian und Plinius) einzugehen gewesen wäre, und kommt zu dem naheliegenden Schlusse, daß in den Klassikern zwar Angaben über Versteinerungen zu finden sind, von einem eigentlichen paläontologischen Wissen aber nicht gesprochen werden kann. Insbesondere sind mit Ausnahme einer einzigen Stelle bei Apuleius de magica alle Angaben über ἰχθύες ὀρυκτοὶ etc. auf lebende Schlammfische, wie Protopterus annecteus u. a. zu beziehen, nicht aber auf wirkliche Versteinerungen. —

Gestützt auf Plin. n. h. XXXVII 35 und eine ältere Angabe (aus dem 18. Jhrh.), an der Ostseeküste bedienten sich arme Leute

schlechten Bernsteins als Licht, rechtfertigt der ungenannte Verfasser des oben genannten Aufsatzes den Pytheas gegen Strabo und sonstige Verkleinerer deutet den Eridanos der Alten = Radan (Nebenfluß der Weichsel; Radaune?) und sucht schließlich die ganze Heliadensage insbesondere mit sprachlichen Gründen als germanischen Import zu deuten. —

Ruelle zeigt kurz an, daß in MS 2510 der Bibliothèque Nat. zu Paris unter dem Titel: Διοσκωρίδος καὶ Ἱπποκράτους καὶ Γαληνοῦ περὶ ἰατρικῆς ἐπιστήμης etc. eine willkommene Ergänzung der verlorenen Stücke der Cyraniden erhalten ist, für die man bisher auf eine mittelalterliche lateinische Übersetzung angewiesen war. —

Von der Arbeit über den Vesuv sind das Interessanteste die Abbildungen des Berges und seiner Ausbrüche aus den verschiedenen Jahrhunderten. Der Text enthält u. a. auch eine Übersetzung der beiden Briefe des jüngeren Plinius an Tacitus über den Ausbruch des Jahres 79 n. Chr. Derselbe scheint übrigens, wie die Namen Dione (= Cassius Dio), Falco Beneventanum, Leo Marsicano-Ostientis, Andrea Scotto u. a. beweisen, ziemlich kenntnislos aus italienischen Quellen zusammengetragen zu sein.

Zum Schlusse seien noch einige Arbeiten angeführt, die sich nicht wohl in eine der aufgestellten Abteilungen einreihen ließen:

240. Dannemann, Friedr., Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften, zugleich eine Einführung in das Studium der naturwissenschaftlichen Litteratur. I. Bd. Erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten. 1896. XII 375 S. (2. Aufl. 1902.)

241. II. Bd. Die Entwickelung der Naturwissenschaften. 1898. 435 S. Leipzig.

242. Jäger, O., Grundzüge der Geschichte der Naturwissenschaften. Stuttgart 1897. VIII 120 S.

243. Kroll, W., Antiker Aberglaube. Sammlung gemeinverständl. wiss. Vorträge. NF H. 278. 43 S.

244. Rieß, E., Pliny and Magic. AJPh XVII (1896) 77—83.

245. Wessely, D. C., Neue Griechische Zauberpapyri. Wiener Denkschr. XLII (1893) 1—96.

246. Hertlein, F., οἶνοψ. WüKor 1895, 197—205.

247. Hesselmeyer, Drei homerische Epitheta für das Meer: porphyreos, melas und oinops. Süddeutsche Bl. f. höh. Unterrichtsanstalten. 1895. 625 ff.

248. Uzanne, Octave, Das Kochbuch des Apicius. Zeitschr. f. Bücherfreunde. I 7.

Dannemanns Grundriß hat Berichterstatter bereits BayrGy XXXVI (1900) 605 ff. besprochen; Jägers Grundzüge geben sich selbst als ein Schülerbuch, bestimmt, Schülern der oberen Klassen höherer Lehranstalten eine Übersicht über die Entstehung der modernen Naturwissenschaften gewinnen zu lassen.

Kroll bespricht nach Festlegung des Begriffes Aberglaube die Grundanschauungen desselben (Vermenschlichung der Natur, Sympathie, Übertragung, homöopathische Mittel u. s. w.). Dazu kommen noch Vorstellungen, welche sich auf die Person des Zaubernden beziehen, z. B. Enthaltsamkeit in jeder Beziehung, Reinigungen, ferner Beobachtung gewisser Zahlen u. a. Dabei wird natürlich einer Menge von Naturdingen gedacht, weshalb das interessante Schriftchen hier erwähnt werden mußte. Aus dem gleichen Grunde ist hinzuweisen auf den Artikel „Aberglaube“ von Rieß in Pauly-Wissowas Realencyklopaedie.

Rieß macht aufmerksam auf die auffallenden Ähnlichkeiten, die zwischen dem Aberglauben in den griechischen Papyri und in der nat. historia sich finden, sowie auch auf einige Verschiedenheiten zwischen beiden. Wessely veröffentlicht im Anschlusse an seine Sammlung griechischer Zauberpapyri in Bd. XXXVI S. 27 ff. der Wiener Denkschr. eine Anzahl neuer verwandter Texte. Für uns ist am wichtigsten die Zusammenstellung der Synonyma (S. 15) wie: τρίχες κυνοκεφάλου = ἀνήθου σπέρμα; γόνος Ἑρμοῦ = ἄνηθος; αἷμα ἀπ' ὤμου = ἄκανθος; ὀστοῦν ἰατροῦ = ἀμμίτης λίθος; αἷμα χηναλώπεκος = γάλα συκαμίνης etc., weiterhin die daran anschließenden Verzeichnisse von Pflanzen, Tieren und Mineralien und der Wortindex.

Hertlein wendet sich gegen die Fassung von οἶνοψ als Epitheton ornans = weinrot oder dunkelrot sowie gegen den Versuch, es prägnant als „dunkel, schwarz“ zu nehmen zur Bezeichnung der stürmischen See. Er verwirft überhaupt jede Farbenbedeutung und damit auch die Ableitung von οἶνος und erklärt es für „gewaltig-stimmig, weithin brüllend“ von den Wurzeln vi und vok und sucht diese Ansicht weiter zu begründen. Ähnlich erklärt Hesselmeyer nach einer nicht einwandfreien Darstellung der antiken Purpurfärberei, die sich hauptsächlich auf W. A. Schmidts, Die griechischen Papyrusurkunden der Kgl. Bibliothek zu Berlin (1842) stützt, πορφύρεος für keine besondere Farbbezeichnung, sondern nur für „funkelnd, strahlend, glänzend, glitzernd, schillernd“. Dem Ursprunge nach hält er das Wort für phönikisch. Zu übersetzen wäre es mit „purpurn“ mit einer angeknüpften Belehrung des Schülers darüber, was sich die Alten unter purpureus etc. eigentlich dachten. Auch μέλας bezeichnet nur den funkelnden Glanz, das dunkele Funkeln der See. οἶνοψ erklärt er mit Verwerfung der Deutung Wecks (NJPhP

1884, 443 = einfarben oder einsam) und Hertleins, s. o. 246, als „wie Wein aussehend, weingleich schimmernd wie Chierwein“.

Uzanne giebt in unterhaltender Plauderei bibliographische und biographische Notizen und Übersetzungsproben auf grund der Amsterdamer Ausgabe Listers (1709) von dem Apicius Coelii, der unter Heliogabal schrieb. —

Zum Schlusse sei wiederholt an alle Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, Abhandlungen u. s. w., und besonders von solchen, welche in wenig verbreiteten oder ganz fernliegenden Organen erscheinen, die Bitte gerichtet, dem Berichterstatter entweder Sonderabzüge oder doch wenigstens eine kurze Mitteilung zukommen zu lassen. Für jede Bemühung in dieser Hinsicht dankt derselbe im voraus bestens.

Jahresbericht über lateinische Lexikographie.

Von

Professor Dr. Carl Wagener

in Bremen.

Indem ich hiermit zum ersten Male über die auf die lateinische Lexikographie bezüglichen Arbeiten, welche in den Jahren 1886—1899 erschienen sind, berichte, ist es für mich eine angenehme Pflicht, hier des Mannes, der bisher diese Jahresberichte geliefert hat, rühmend zu gedenken. Schon als Schüler beschäftigte sich K. E. Georges mit lexikographischen Studien; seit Oktober 1828 bearbeitete er mit Lünemann das kleine Handwörterbuch Schellers und nach Lünemanns Tode (1830) stellte er vom Buchstaben S allein die Ausgabe fertig. Dann schrieb er sein ausführliches deutsch-lateinisches Handwörterbuch (1831—1833) und besorgte die folgenden Auflagen des Scheller-Lünemannschen Handwörterbuches, bis er dasselbe völlig umgearbeitet im Jahre 1869 als selbständiges Werk unter seinem Namen allein herausgab. Dasselbe erschien 1879 und 1880 in siebenter, fast gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage (vgl. Fleckeisens Jahrb. für klass. Philol. 1882 S. 593; Heerdegen in Iwan v. Müllers Handb. der klass. Altertumswissensch. II^3 S. 506; Wölfflin im Archiv IX 623). Unvergänglich ist das Verdienst, welches sich Georges dadurch erwarb, daß er mit geradezu bewunderungswürdigem Fleiße und zäher Ausdauer ohne Mitarbeiter ein solches Werk schuf, wie es keine andere Nation in gleicher Reichhaltigkeit, Genauigkeit und Sorgfalt aufzuweisen hat.

A. Thesaurus linguae Latinae.

Soweit es in den Grenzen eines Handwörterbuches liegt, hat Georges durch seine Arbeit dem dringendsten Bedürfnisse abgeholfen, aber die höhere Aufgabe, die Abfassung eines Thesaurus linguae Latinae war immer noch zu lösen; jedoch können wir uns jetzt der Hoffnung hingeben, daß wir, wie wir mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts den Anfang des Riesenwerkes gedruckt vor uns haben, so auch in absehbarer Zeit das Ganze vollständig erhalten werden. Im vorigen Jahrhundert

war es der Begründer der modernen klassischen Philologie Friedrich August Wolf (1759—1824), der zuerst den Plan zu einem solchen Werke faßte, aber wieder fallen ließ (vgl. Heerdegen a. a. O. II³ 515; Archiv für lat. Lexikographie II 485). Der nächste, der viel energischer an die Sache ging, war Carl Halm (1809—1882), der einen mit Ritschl, Fleckeisen (vgl. Goetz, Nekrolog von Alfr. Fleckeisen S. 139) und Bücheler genau durchgearbeiteten Plan auf der Philologenversammlung zu Wien im Jahre 1858 vorlegte. Es war beabsichtigt, von den Klassikern des archaischen und goldenen Zeitalters sowie von den wichtigsten des silbernen vollständige Spezialwörterbücher ausarbeiten zu lassen, für die übrigen Autoren der Kaiserzeit aber nur lexikalische Exzerpte anzulegen und aus der wissenschaftlichen Fachlitteratur nur die termini technici auszuziehen; der Kreis der Autoren sollte nicht über die Mitte des 6. Jahrh. n. Chr. ausgedehnt werden. Als Leiter des Ganzen war der jugendliche, erst 21 Jahre alte Fr. Bücheler ausersehen. Ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß es ihm auch nach 42 Jahren beschieden war, die Vorrede zum Thesaurus linguae Latinae (Juli 1900) abfassen zu können. Mit Jubel wurde der Plan Halms aufgenommen, aber aus verschiedenen Gründen, besonders infolge des italienischen Krieges, sollte die Hoffnung unerfüllt bleiben. Wohl bedauerte man es damals, daß es der Philologie nicht vergönnt war, diesen Schritt vorwärts zu machen, aber wenn wir die Forderungen und Aufgaben, die wir heute an ein solches Werk stellen, recht erwägen, so können wir uns nur freuen, daß die Arbeit damals unterblieben ist.

Der dritte, der wie selten ein Gelehrter dazu berufen war, die große Aufgabe von neuem anzuregen und das Fundament zu einem Lexikon der Zukunft zu legen, ist Eduard Wölfflin (geb. 1. Januar 1831), der Nachfolger Halms an der Universität München (vgl. I. W. Beck, Prof. Eduard von Wölfflin). Zuerst spricht er in einem Aufsatze:

Über die Aufgaben der lateinischen Lexikographie (Rhein. Mus. N. F. Bd. XXXVII 1882 S. 83—123)

über die Notwendigkeit eines Thesaurus und erinnert daran, daß es an der Zeit sei, auch an den Ausbau eines solchen Wörterbuches zu denken (vgl. Georges im Jahresbericht 1881 und 1882 S. 259—264). Und bald (1884) trat er mit einem Unternehmen auf, welches eine Vorarbeit zu einem solchen Thesaurus linguae Latinae, gleichsam eine Versuchsstation, wie er es nannte, sein sollte. In dem Vorwort zu dem

Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluß des älteren Mittellateins

entwickelt er seinen Plan, bestimmt die Grenzen des Untersuchungsgebietes bis auf die beiden Gregore, ausnahmsweise auch bis Isidor,

spricht sich hier mit Entschiedenheit gegen die Spezialwörterbücher und lexikalische Exzerpte aus und verlangt, daß alle in betracht zu ziehenden Schriftsteller und Glossarien, Inschriften wie Leges und Kapitularien, Chartae und Diplomata unter die Mitarbeiter verteilt würden, damit diese die von ihnen übernommenen Schriftsteller, Glossarien u. s. w. exzerpieren und die von der Centralstelle gestellten Fragen beantworten sollten. Wie vorauszusehen war, so hat zich zwar die erste Begeisterung der angeworbenen Freischar bedeutend abgekühlt, aber im Laufe der Zeit hat sich doch ein guter, zuverlässiger Stamm von älteren und jüngeren Gelehrten gebildet, die mit dem schönsten Erfolge auf diesem Gebiete weiterarbeiten, wie dies eine Reihe von Musteraufsätzen in dem Archiv (von dem bis jetzt 11 Bände und 3 Hefte vorliegen) deutlich zeigt. Und wenn der Herausgeber nach dem Abschluß des zehnten Jahrganges (Arch. XI 145) einen Rückblick auf die geleistete Arbeit wirft und die Fülle von lexikalischen, grammatischen und stilistischen Abhandlungen, die nicht nur der lateinischen sondern auch der romanischen Sprache zu gute kommen, überschaut, dann kann er mit seinem Erfolge wohl zufrieden sein. Das meiste und beste rührt von ihm selbst her, und mit Recht sagt Beck a. a. O. p. 7: Self stond Wölfflin als een echt veldheer altijd in de voorste gelederen. Overal hooren wij de stem, de bevelen en wenken van den Imperator. Und daher ist es auch gekommen, daß das Archiv wie am Anfange so auch jetzt noch auf der Höhe steht, daß es jetzt eine viel gelesene Zeitschrift ist, die das Bedeutendste auf diesem Gebiete zu bringen pflegt. Es haben daran im Laufe der Zeit Gelehrte aus allen Ländern teilgenommen, und so kann man mit Recht sagen, daß aus einer deutschen Zeitschrift eine internationale geworden ist. Namentlich haben in letzter Zeit junge Amerikaner, die in München studierten, höchst wertvolle Arbeiten geliefert, und es ist erfreulich zu sehen, wie die Bewohner des anderen Weltteils gerade die deutsche Wissenschaft zur Grundlage ihrer Studien nehmen und sich geistig mit uns verbünden.

Eine eifrige Unterstützung fand Wölfflin an Martin Hertz, der auf der Philologenversammlung in Görlitz (Herbst 1889) als erster Vorsitzender in der Eröffnungsrede auch die Thesaurus-Frage berührte. Als er dann die gedruckte Rede (Verhandlungen der 40. Versammlung etc. Leipzig 1890, S. 9—11) dem Minister von Goßler vorlegte, erhielt er von diesem die Zusicherung (27. Februar 1890), daß die in der Rede gegebene Anregung zum Gegenstand weiterer Erwägung gemacht werden sollte. Später wurde diese Angelegenheit in einer Konferenz (15. Februar 1891), an der die H. H. Althoff, Mommsen, Vahlen, Diels und Hertz teilnahmen, eingehend erörtert und letzterer aufgefordert, ein Schriftstück über Bedeutung, Geschichte, Plan eines solchen

Unternehmens abzufassen. Die hauptsächlichsten Grundsätze, die Hertz in dieser Denkschrift (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1891 S. 671—684) ausführlich entwickelt hat, sind folgende: Die Eigennamen sind ganz auszuschließen, sonst aber darf kein Wort innerhalb der zu bestimmenden Grenze übergangen werden; von jedem Worte muß seine Geburt, sein Lebenslauf und, soweit es sich nicht dauernd am Leben erhalten hat, auch sein Tod ersichtlich sein. Es kann aber nicht beabsichtigt werden, eine vollständige Sammlung aller Stellen von dem Vorkommen jedes Wortes zu geben, daher wird von gewöhnlichen und durchweg gangbaren nur eine Anzahl von Stellen, zum Teil nur durch Ziffern bezeichnet, oder bei sehr ausgedehntem Gebrauche durch ein „etc.“; dagegen sind die ἅπαξ λεγόμενα sorgfältig anzugeben und von selten vorkommenden Wörtern alle Belege zu verzeichnen. Die Zeitgrenze, bis zu welcher die Schriftsteller exzerpiert werden müßten, sollten die beiden Gregore und Isidor bilden, wie auch Wölfflin schon vor ihm vorgeschlagen hatte. In dem Gutachten, welches von den Mitgliedern der Berliner Akademie über diese Denkschrift abgefaßt ist (a. a. O. S. 685—689), traten diese mit großer Wärme für den Plan ein und weisen mit Recht darauf hin, daß das Unternehmen nicht Sache eines Privatmannes sei, sondern nur einer staatlich organisierten Korporation übertragen und nur durch Reichsmittel ausgeführt werden könne. Diese beiden Schriften bespricht Wölfflin in dem Aufsatze:

Zwei Gutachten über das Unternehmen eines lateinischen Wörterbuches (Archiv VII 507),

indem er dabei über die Bedeutung des Thesaurus, über die Geschichte des Unternehmens, über die Organisation der Arbeit, über Arbeiter und Leitung, über Zeit und Geld eingehend handelt. Noch einmal äußert sich Hertz in der in deutscher Sprache geschriebenen Programmarbeit: De thesauro latinitatis condendo (Sommer-Lektionskatalog Breslau 1892), ohne indes etwas Neues zu bringen, vgl. noch Archiv VIII 158.

Eine Zeitlang drang von dem Thesaurus wenig in die Öffentlichkeit, bis dann in dem Archiv VIII 621 ein Plan zur Begründung eines Thesaurus linguae Latinae erschien, der den fünf deutschen Akademien in Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien von der Berliner Delegiertenkonferenz zur Genehmigung vorgelegt und von sämtlichen einstimmig genehmigt worden ist. Aus demselben ersehen wir, daß nach verschiedenen Beratungen und Konferenzen zu Frankfurt a/M. und Koburg die genannten Akademien sich bereit erklärten, die ganze Last des Unternehmens auf gemeinsame Schultern zu nehmen, wonach auf jede während der für das Unternehmen festgesetzten Zeit von 20 Jahren 100 000, also jährlich 5000 Mark fallen

würde, und daß man sich nach eingehender Prüfung der von Bücheler und Wölfflin ausgearbeiteten Planes auf folgenden Modus einigte: Für einige wenige Klassiker fand man die vorhandenen Speziallexika ausreichend. Für die übrigen Schriftsteller dagegen wird eine neue Verzettelung stattfinden. Und zwar sollen aus den von Fachleuten revidierten und vorbereiteten Musterausgaben vermittelst des Meuselschen Systems vollständige Indices omnium verborum et locorum hergestellt werden. Die archaische und goldene Latinität (auch der Inschriften) wird ganz, die silberne größtenteils, die spätere Zeit nur in zweckentsprechender Auswahl verzettelt werden. Dabei soll namentlich auch auf die die mittelalterliche Latinität bestimmenden Schriften Rücksicht genommen werden. Die übrige antike Literatur (einschließlich der Inschriften) und die modernen Fachzeitschriften und Fachwerke sollen durch kundige Gelehrte exzerpiert werden. Sofort nach Herstellung und Revision der so gewonnenen Spezialindices beginnt das Werk der Ordnung und Bearbeitung im Rohen; die Zettel werden alphabetisch gelegt, die Frequenz der Wörter und Wortformen statistisch festgestellt, die Arten und Abarten der Bedeutung in großen Gruppen ausgesondert und die charakteristischen Typen jeder Art ausgehoben. Durch diese Roharbeit wird es gelingen, vor der eigentlichen Redaktion die Massenhaftigkeit des ungeheuren Materials auf eine zweckdienliche Auswahl zu reduzieren, doch so, daß man jeden Augenblick auf die Einzelindices zurückgreifen kann, die auch nach Vollendung des Thesaurus ihren selbständigen Wert für die Forschungen behalten werden. Ist nun diese Rohbearbeitung der einzelnen Indices abgeschlossen, so wird das gesiebte Material zusammengelegt und einzelne Buchstaben oder Teile derselben den eigentlichen Redaktoren zur Feinbearbeitung überwiesen. Das Ergebnis dieser Thätigkeit ist das Manuskript des Thesaurus, das nach der Revision der Direktion druckreif ist.[1]) Das Direktorium bilden die Professoren Bücheler in Bonn, Leo in Göttingen und Wölfflin in München. Der Umfang des ganzen Werkes soll 12 Bände groß Quart zu durchschnittlich 1000 Seiten nicht übersteigen.

---

[1]) Ausführliche Darlegungen über die Geschichte des Planes und seiner Verwirklichung geben Heerdegen, Handbuch der klass. Altertumswissenschaft II^3 515; Wölflin, Archiv VII 507–522; XII 300; 450; Leo, Nachr. der Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen, geschäftl. Mitt. 1899 Heft 1; Diels, Elementum; Brugmann, Anzeiger für idg. Sprach- und Altertumsk. X, 1899, 368—373; Thesaurus Vol. I praefatio; Kirby Flower Smith, American Journal of Philology XXII 203—210; Gundermann, Zeitschrift für franz. Sprache und Litteratur 1901 Bd. XXIII Heft 8 S. 193; S. Reiter, Der Thesaurus linguae Latinae in N. Jahrb. f. klass. Altert. herausgegeben von Ilberg und Richter IV 513 ff.

Die Oberaufsicht über das ganze Werk steht den 5 Akademien zu, die zu der jährlichen Konferenz je ein Mitglied zu delegieren haben, welche mit dem Direktorium die leitende Kommission bilden. Noch mag bemerkt werden, daß die Indices, wenn sie erst geordnet sind, sofort von den Gelehrten benutzt werden können und zwar bei der Akademie zu München die für die Prosaiker, in Göttingen die für die Dichter. Doch auf der Pfingstkonferenz von 1898 wurde beschlossen, sämtliche teils in Göttingen teils in München gesammelten Materialien an einem Orte zu vereinigen und zwar in München, wo die bayerische Akademie der Wissenschaften vier geräumige Zimmer zur Verfügung gestellt hat (Arch. XI 300). Die Gesamtzahl der Zettel dürfte 4½ Millionen betragen, welche in etwa 300 Kartonschachteln verwahrt werden. Abgesehen von dem Generalredakteur (Fr. Vollmer) und dem Sekretär (Oskar Hey) werden etwa 12 Assistenten (Georg Dittmann, Wilh. Bannier, Walter Otto, Alfr. Klotz, Ernst Lommatsch, Paul Rabbow, Ernst Diehl, Georg Lehnert, Adolf de Meß, Heinrich Oertel, Carl Prinz, Ernst Bickel) beschäftigt sein, die Lexikonartikel auszuarbeiten (Arch. XI 459). Nach Abschluß der Vorarbeiten hat nun im Oktober 1899 die eigentliche Arbeit am Thesaurus d. h. die Abfassung der Artikel begonnen. Und was nach dem Kommissionsberichte vom 3. und 4. Juli 1895 (Arch. IX 481) und nach dem Referate, welches Professor Diels auf der Philologenversammlung zu Köln am 26. September 1895 lieferte (Verhandlungen der Philologenversammlung zu Köln S. 24—26), zu hoffen war, daß mit Beginn des neuen Jahrhunderts auch der Anfang des Thesaurus gedruckt werden würde, ist wirklich in Erfüllung gegangen, denn mit Freude können wir berichten, daß im Jahre 1900 die erste Lieferung (vol. I, fasc. I a—absurdus) und im Jahre 1901 die zweite Lieferung (vol. II, fasc. I an—apluda erschienen sind.

Was wir für ein Werk zu erwarten haben, das können wir am besten aus den Arbeiten im Archiv ersehen, die sich auf Lautlehre, Wortbildungslehre, Syntax, Semasiologie, afrikanisches, gallisches Latein und auch auf Literaturgeschichte beziehen. Man erkennt sogleich, daß alle diese Beiträge mehr oder weniger in einem inneren Zusammenhange mit der Lexikographie stehen und daß diese keine mechanische Arbeit mehr ist, sondern sich zu einer selbständigen Wissenschaft herausgebildet hat. Das Lexikon der Zukunft soll daher nicht etwa eine vermehrte oder verdoppelte Auflage des Forcellini sein, auch nicht ein Nachschlagebuch, in dem man jede Stelle finden kann, es wird etwas ganz anderes werden, als es Halm und Ritschl im Sinne hatten, es wird ein Werk sein, welches „das Leben jedes einzelnen Wortes und damit die Geschichte der lateinischen Sprache vor unseren Augen entrollt“. Daher wird man auch schärfer als bisher darauf achten müssen,

ob ein Wort in der Literatursprache oder im Vulgärlatein vorkommt. Ein ganz neuer Gesichtspunkt ist auch der, daß man die lokale Verschiedenheit der Sprache aufs genaueste berücksichtigt, um „einem nach Ländern provinziell gefärbten Latein, einer den romanischen Sprachen entsprechenden Veränderung des lateinischen Sprachschatzes in Spanien, Frankreich, Italien auf die Spur zu kommen". Ferner wird auch das Absterben und Fehlen der Wörter beachtet werden müssen, „da ja der Romanist sich oft darüber klar werden muß, ob ein lateinisches Wort in einer gewissen Periode noch oder schon gelebt habe." Dann ist aber auch weiter zu untersuchen, welche Mittel die Sprache benutzte, um für das Verschwinden der Wörter Ersatz zu schaffen, so z. B. durch Ansetzung von Suffixen, durch Bildung von Frequentativ- oder Intensivformen und vor allem durch Umschreibung oder durch Auflösung in zwei Wörter, durch Einsetzung von Synonymen und dergl. Alle diese Fragen hat Wölfflin besonders in den Aufsätzen:

Die alten und die neuen Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae (Archiv. IX 1) und

Die neuen Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae (Sitzungsbericht der philos.-philol. und der histor. Klasse der k. bayer. Akad. d. Wiss. 1894, Heft I)

eingehend besprochen. Mögen zum Schluß die Worte stehen, die der verstorbene Otto Ribbeck dem Unternehmen widmete: „Es soll hiermit zum ersten Mal, aus dem Vollen und Ganzen geschöpft, mit allen Mitteln fortschreitender Erkenntnis und Methode ein bis in die feinsten Züge ausgeführtes getreues und zuverlässiges Abbild des lateinischen Sprachschatzes von den ältesten Zeiten bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. geschaffen werden, welches allen Wissenschaftszweigen, die nach irgend einer Seite hin auf das Verhältnis der lateinischen Sprache und der von ihr entlehnten Ausdrucksweise angewiesen sind, zu gute kommen, für das sichere Verständnis aber der lateinischen Autoren, ihrer stilistischen Eigentümlichkeiten und Vorbilder, die Feststellung ihrer Texte und das Studium der Sprachentwickelung auch in kulturhistorischer und psychologischer Richtung von unermeßlichem Nutzen sein wird," vgl. Heerdegen a. a. O. II³ S. 525.

Noch ist es nötig, auf die Artikel der ersten Lieferung des

Thesaurus linguae Latinae editus auctoritate et consilio academiarum quinque Germanicarum Berolinensis Gottingensis Lipsiensis Monacensis Vindobonensis. MDCCCC Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri

selbst etwas genauer einzugehen. Nach der von Bücheler verfaßten Vorrede und dem Verzeichnis der gebrauchten Ausgaben lateinischer

Autoren führt uns der eigentliche Schöpfer des Werkes, Wölfflin, den ersten Buchstaben gleichsam als eine Probe vor. Wie dieser Artikel so sind fast alle größeren angelegt. Der „Kopf“ bringt genau die Form des Wortes und dabei auch ungewöhnliche Formen mit Anführung von Grammatikerzeugnissen. Dann sind die zur Übersetzung verwendeten Glossen gesammelt und in knapper Form Beobachtungen zur Geschichte und zum Bedeutungswechsel zusammengestellt; auch sind die lateinischen Schriftsteller, bei denen das Wort fehlt, verzeichnet. Hieran schließen sich kurze Notizen über Etymologie von Professor Thurneysen und über das Fortleben des Wortes in den romanischen Sprachen von Professor Meyer-Lübke. Der eigentliche Artikel enthält die Citate, die möglichst nach der Bedeutungsentwickelung chronologisch geordnet sind, wobei die Beispiele so weit ausgeschrieben sind, daß der Sinn verständlich ist. Am Ende des Artikel folgt eine Zusammenstellung von synonyma und apposita des Wortes.

Nach der ganzen Anlage und den großartigen Vorarbeiten war es zu erwarten, daß in dem neuen Werke die größte Vollständigkeit herrschen würde. Und so sind denn auch die Artikel weit umfangreicher, als die gleichen in dem bisher größten Lexikon von Forcellini — De Vit. „Es ist wohl nicht zu viel gesagt,“ heißt es in dem von der Verlagsbuchhandlung beigegebenen Prospekte, daß der „Thesaurus, wo überhaupt der Stoff verwendbar war, auf etwa doppeltem Raume bis zum Zehnfachen dessen bietet, was Forcellini bringt. Z. B. nimmt der Artikel animosus bei Forcellini 33 Zeilen ein, im Thesaurus 80; Forcellini citiert 21 Stellen, der Thesaurus, abgesehen von den Glossen, 130. Unter animo giebt Forcellini 54 Zeilen mit 24, der Thesaurus 113 Zeilen mit 139 Citaten, animatus umfaßt bei Forcellini 48 Zeilen mit 26, im Thesaurus 35 Zeilen mit 48 Stellen.“ Den größten und schönsten Zuwachs aber hat der Thesaurus durch Aufnahme der Eigennamen erhalten, von denen besonders die inschriftlichen überaus beachtenswert sind, da sie bisher in den Indices und in anderen Publikationen verborgen waren. Außerdem ist in dieser ersten Lieferung, die bis absurdus reicht, eine lange Reihe von bisher meist unbekannten Vokabeln, die auch im Forcellini fehlen, in den Thesaurus aufgenommen, von denen ich mir folgende angemerkt habe. Ich führe sie hier alle auf, damit man so recht die Reichhaltigkeit des Werkes kennen lerne; in Klammern habe ich G. und N. beigefügt, wenn das Wort bereits von Georges in seinem Handwörterbuche (7. Auflage) und von Nettleship, Contributions to Latin Lexicography, verzeichnet war. Es sind: ababalsamum, abactio (G.), abaddir (G. N.), abalbus, abalteruterum (G. N.), abanet. abangustus, abantes, abantonia, abarguo, ? abartenum, abarticulamentum, abaso, abatto, abbatia, abbo, abbundio, abdecet (N.), abdiscit, abditudo,

[abegato], ? aberipio, ? abes, abextra, abgistinus, abhibeo (G.), abhorridus ? abhorris vel aborris, ? abhumus, abiectito, abiectivus, abietalis, abigeius, abigus, abinde, abinfra, abingruentes, abintellegentes, abinterius, abintro, abinundans, abingus, ablacta, ablava, abligur[r]igine, ? ablinda, abling(u)o (G.), [ablinio], ablumentum, abluvio (G.), abnegantia, abnegito, ? abniso, abnuentia (G.), abnurus, abolitus (G.), ? abomathon, abominabiliter, abonnis, abordinatio, aborigineus (G.), aborsorius, aborticium, ? abpono, abrasio (G.), abrelinquo, abremissa, ? abreptabat, ? abrepticius, abreptio (N.), abreptus, (G. N.), abrogantia, abscidio, abscidit, ? abscissio (G.), abscissura, ? abscito, absconditio (G.), absentatio, ? abseratio, absideo (andere Lexika haben mit Unrecht absedeo), absigno (N.), absoleo, absolubilis (G. N.), absorbitio (G. N.), abstensus, abstentatio, abstersio abstirpat, abstlatata, abstrepitus, ? abstringo, (abstulus).

Manche Wörter sind aber weggelassen, die sich wie unnützer Ballast von Lexikon zu Lexikon fortgeschleppt haben, z. B. agmentum, wofür jetzt Rose in Theod. Prisc. II 34, 113 (p. 216, 5) ab augmentis liest; abfluat, was Goes. im Simplicius de re agr. p. 76 schrieb; adhiemabit Plin. N. H. 18, 35, 81 (354), wo die Herausgeber nach den besten Hss hiemabit geben; abiectaculum, was Plaut. Truc. 2, 7, 38 (597) nur eine Konjektur von Bothe war, ferner noch abietinum, abo, abrumus, absordeo, abspes, absuetudo. Bei einigen Wörtern, die sich auch sonst in guten Wörterbüchern finden, aber im Thesaurus fehlen, steht mir das handschriftliche Material nicht zu Gebote, um richtig darüber urteilen zu können. So wird auch von Georges abaestuo angeführt und mit Tert. oder Cypr. carm. de ind. dom. 1 (quid faciat laetis ut vitis abaestuet uvis) belegt. Für abblandior führen Paucker, Supplem. lex. Latin. I 1 und Nettleship a. a. O. p. 5 Hilar. Pict. in Ps. 140, 6 (mulier . . abblandiens pellexit) und Forcellini und Nettleship Script. Eleg. de Fortunae viciss. 21 (ut facile amissos abblandiar ore favores) an. Bei abcaecatio citieren Forcellini und Nettleship a. a. O. p. 5 eine gloss. Cyrill. ἀποτύφλωσις abcaecatio. Abnodare belegen Klotz und Georges mit Columella, Georges erwähnt weiter nichts, Klotz aber bemerkt noch, daß Schneider mit Unrecht adnotare schreiben will.

Wie bei abrotonum auf habrotonum verwiesen ist, so hätte dies auch bei abrotonites, absis, absida, absidatus geschehen können. Ausgelassen ist Abducta, welches der Name einer Komödie des Afranius ist, vgl. Ribb. Scaen. poet. II 164, sowie auch absinthiatus, absinthium, absinthites, welche vielleicht an einer anderen Stelle behandelt werden, warum aber, weiß ich nicht. Ein Druckfehler scheint bei dem Worte abhorridus, von dem H. Ploen im Arch. IV 286 sagt: cuius nullum exstat exemplum, vorzuliegen, wo ich die Stelle Sen. epist. 8, 19 nicht habe finden können.

Zum Schluß spreche ich die Hoffnung aus, daß das Versprechen der Verlagsbuchhandlung in Erfüllung gehen und das ganze Werk in gleicher Güte und Vortrefflichkeit, wie dies bei der ersten Lieferung in jedem Artikel zu Tage tritt, in 15 Jahren vollendet uns vorliegen möge.

B. Vorarbeiten zum Thesaurus linguae Latinae.

Die Vorarbeiten zum Thesaurus, die in die Zeit fallen, über welche der Jahresbericht handelt, sind folgende:

1. Wölfflin, Arch. 4, 101—108: abdīco; abdōmen (S. 101); abecedaria (S. 103); [abĕdo]; abĕmo; abequito; aberrātio; aberro (S. 104); abgrego; abhibeo (S. 108).

2. Meurad, Arch. 4, 467—531: abeo (S. 467); Ăb-ĕ-ōna und Ăd-ĕ-ōna (S. 531).

3. Ploen, Arch. 4, 109—115: abhinc. Aus den Erläuterungen (S. 114—115) ersehen wir, daß sich abhinc bei Plautus, Terenz, Pacuvius, Lukrez, Cicero, in einem Briefe des Antonius, in den Episteln des Horaz sowie 20mal bei Velleius Paterculus findet, daß es aber Cäsar gar nicht verwendet, durch dessen Einfluß (vielleicht in dem Buche de analogia) es auch gekommen sein mag, daß das Wort bis 150 n. Chr. gleichsam aus der Schriftsprache verbannt war. Erst die Schriftsteller seit der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts holten es wieder aus der archaischen und klassischen Literatur sowie aus der Volkssprache hervor. Abhinc wurde ursprünglich von der Vorzeitigkeit gebraucht und mit dem Accusat. verbunden, bis dann daneben der Abl. auftrat (zuerst bei Cic. pro Q. Rosc. 37; Verr. 2, 130; Epist. ad Att. 12, 17 neben dem Acc. pro Q. Rosc. 37; Verr. 1, 34; 2, 25; pro Balb. 16; Philipp. 2, 119; Divinat. 2, 118), der dann auch den Sieg davontrug. Neben der ursprünglichen Bedeutung scheint schon früh die futurale einhergegangen zu sein, später wird abhinc mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit angewandt. Daneben entwickelte sich auch die lokale Bedeutung, das erste Beispiel wird aus Lucr. 3, 954 aufer abhinc lacrimas angeführt, später findet es sich zuerst wieder bei Apulejus. Bei den Schriftstellern der untergehenden Literatur aber ging die klare Vorstellung des Wortes ganz verloren und man schrieb es sogar in zwei Worten.

4. Ploen, Arch. 4, 277—286: abhorreo (S. 277); abhorresco; abhorridē (S. 286); Wölfflin, Erläuterungen zu abhorreo (S. 286—287). Aus dieser ersehen wir, daß abhorreo in der Poesie sehr zurücktritt, daß es bei Plautus, Terenz, Lukrez, Catull selten ist und daß es bei Virgil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid, Manilius, Lucanus, Valerius Flaccus, Silius, Statius, Martial gar nicht vorkommt. Bei dem inc. auctor de

ratione dicendi, Varro, Sallust finden wir abhorreo nicht, sehr selten bei Cäsar, Seneca, recht häufig bei Cicero und Livius. Was die Konstruktion betrifft, so ist die gewöhnliche: abhorrere ab aliqua re. In der Bedeutung „einen Abscheu (Widerwillen) haben vor (gegen) etwas" ist es erst von Curtius mit dem bloßen Ablativ verbunden worden, mit dem Accusativ der Person und der Sache zuerst von Sueton. In der übertragenen Bedeutung „verschieden sein von, nicht stimmen zu" hat abhorrere die Präposition ab bei sich, den bloßen Ablativ haben die poetisierenden Prosaiker wie Curtius, Florus und Apulejus; Livius (2, 14, 1) hat sogar einmal den Dativ; auch findet sich abhorrere mit inter und in aliqua re.

5. Thielmann, Arch. 4, 522—561: abicio (S. 532); abiectito; abiectus a um (S. 552); perabiectus a um; abiectē (S. 558); abiectio, ōnis; [abiaceo] (S. 559). Abicio ist, wie in den Erläuterungen ausgeführt wird, vorwiegend von Prosaikern gebraucht worden; Cicero und Val. Maximus wenden das Wort auffallend häufig an, dagegen macht Livius davon nur sparsamen Gebrauch, während Cäsar, Sallust, Curtius u. a. nur die eigentliche Bedeutung kennen. Von den Dichtern vermeiden es Lukrez, Lukan und Silius ganz, ebenso Ovid in den Metamorphosen, sehr selten gebrauchen es Virgil und Val. Flaccus. Ein inschriftliches Zeugnis für die Schreibung abicio scheint nicht vorhanden zu sein, während sie sich häufig in guten Handschriften findet. Die erste Silbe ist bei Dichtern bald lang, bald kurz.

6. Wölfflin, Arch. 4, 288—315: abiectio, ōnis (S. 288); abiegneus a um; abiegnus a um (S. 289); abiēs (S. 290); abietarius; abĭga; abigātor (S. 292); abigeāta; abigeātor; abigeātus, ūs; abigeātus a um; abigeus; abĭgare; abigĕre (S. 293); abĭgus a um; abitio, ōnis; abĭtare; abītĕre (S. 302); abitus, ūs (S. 303); abiudĭco; abiŭgo; abiunctum; abiunctus a um (S. 304); abiungo (S. 305); abiurātor; abiūro (S. 306); ablactatio, ōnis; ablacto; ablaqueatio, ōnis (S. 308); ablaqueo; ablativus (S. 309); ablativus a um; ablātor, ōris; ablavo; ablegatio, ōnis; ablēgo (S. 311); ablĕvo; abligurrio (S. 313); abligurritio, ōnis; abligurritor, ōris; ablingĕre (S. 314). In den Erläuterungen (S. 314—315) führt Wölfflin aus, daß in klassischer Zeit Subjekt und Objekt zu abigere lebende Wesen zu sein pflegen. Während abducere sich mehr auf Menschen (Objekt) bezieht, wird abigere mehr von Tieren gesagt und kann sowohl bedeuten „aus dem Stalle, von dem Orte, wo sie sich befinden, wegtreiben" als auch „lästige Tiere verscheuchen". Bei den Dichtern der klassischen Zeit sind Subjekt und Objekt meistens keine lebende Wesen, erst in der silbernen Latinität greift dieser Gebrauch um sich. Se abigere = sich packen, sich entfernen, kann nur vulgär gewesen sein.

7. Wölfflin, Arch. 4, 562—586: ablatio, ōnis (S. 562); ablinda; ablŏco; ablūdo; ablumentum; abluo (S. 563); ablutio, ōnis (S. 571); ablutor, ōris; abluvio, ōnis (S. 572); abluvium; abmatertera; abnato, abnegatio, ōnis; abnegativus a um (S. 573); abnegator, ōris; abnegito; abnĕgo (S. 574); abnepos; abneptis; abnocto (S. 577); abnōdo; abnormis e; abnormitas; abnueo; abnuitio, ōnis; abnumero; abnuo (S. 578); abnūrus, ūs; abnutīvus a um; abnūto (S. 585). Von abnuere kommen passive Formen nur sehr wenige vor; vielleicht hat Livius, wie Wölfflin in den Erläuterungen (S. 586) sagt, zuerst abnuitur und abnuendum angewandt. Livius ist es auch, der zuerst abnuere mit accus. c. infin. geschrieben hat. In transitiver Bedeutung verbindet Cicero es nur mit dem Accus. eines Pronomen, Virgil sagt abnuere omen, und ähnliches dann die Prosaiker von Sallust an; abnuere deum taucht erst seit Apulejus auf, von demselben ist wohl auch zuerst abnuere de aliqua re in die Literatur eingeführt worden.

8. Wölfflin, Arch. 5, 107—119: abolefacio; aboleo (S. 107); abolesco; abolitio, ōnis (S. 115); abolitor, ōris; abolitus, ūs; abolla (S. 117). In den Erläuterungen zu aboleo (S. 118—119) weist Wölfflin nach, daß Livius das Wort in die Prosa eingeführt hat und die Dichter Virgil, Ovid, Statius es selten gebraucht haben, daß aber im silbernen Zeitalter der Gebrauch des Wortes immer mehr sich ausbreitete. Zu beachten ist, daß aboleo immer ein Transitivum geblieben ist, die Perfektformen mit intransitivem Gebrauch gehören zu abolesco.

9. Ploen, Arch. 5, 89—106: abominabilis e (S. 89); abominamentum; abominandus a um (S. 90); abominanter; abominatio, ōnis (S. 91); abominātus, us ?; abomino und abominor (S. 93); aborior (S. 98); aboriscor; aborsorius a um; abortio, onis; abortire (S. 99); abortium; abortīvus a um (S. 100); abortīvum; aborto; abortum; abortus und aborsus, us (S. 102). Aus den Erläuterungen zu aborior (S. 105—106) ersehen wir, daß aborior in den Hss oft mit oborior verwechselt worden ist und daß Nonius einen Unterschied in der Bedeutung zwischen den Formen des Partic. Perf. auf -sus und auf -tus festzustellen versucht hat, der aber von den Schriftstellern nicht beobachtet worden ist. In den romanischen Sprachen hat sich keine Spur von aborior erhalten.

10. Wölfflin, Arch. 5, 120—124: aborbito; abpatruus; abracadabra (S. 120); abrādo (S. 121); abrasio, ōnis; abrelĕgo; abrelinquo (S. 122); abremissio, ōnis; abrenuntiatio, ōnis; abrenuntio (S. 123).

11. Ploen, Arch. 5, 243—253: abrepticius; abreptio, onis; abrepto; abreptus ūs; abripio (S. 243). In den Erläuterungen bespricht Ploen die Vertauschung von abripere und arripere, die Bedeutung von abripere, arripere und abducere, ferner die Konstruktion von abripere.

12. Schmalz, Arch. 5, 254—263: abrōdo; abrogatio, ōnis; abrogator, ōris: abrŏgo (S. 254); abrotonites; abrotŏnum und abrotŏnus (S. 260). In den Erläuterungen zu abrogare (S. 261—263) wird der Unterschied zwischen consulatum petere und consulatum rogare, zwischen legem rogare und legem abrogare besprochen, ferner abrogare imperium, magistratum, consulatum. Aus der Untersuchung ergiebt sich, daß abrogare nicht weit über das publizistische Gebiet sich hinauswagte, daß erst in der ganz späten Latinität sich die Bedeutung so erweiterte, daß der Zusammenhang mit dem ursprünglichen offiziellen abrogare sich ganz verwischte.

13. Wölfflin, Arch. 5, 264—276: abrumpo (S. 264); abruo; abrupte (S. 270); abruptio, ōnis; abruptum (S. 271); abruptus a um (S. 273). In den Erläuterungen zu abrumpo (S. 275—276) wird über die Bedeutung und Konstruktion des Wortes gesprochen. Als Schöpfer desselben ist ohne Zweifel Ennius zu betrachten, der auch in der ganzen archaischen Literatur allein abrumpere gebraucht hat, da die ältere Latinität sich mit rumpere begnügte.

14. Miodoński, Arch. 5, 277—285; 500—507: abscedo (S. 277); abscessio, ōnis (S. 504); abscessus, ūs (S. 505).

15. Fürtner, Arch. 5, 520—533: abscidio, ōnis; abscīdo (S. 520); abscindo (S. 527); abscise; abscisio, ōnis (S. 531); abscissura; abscisum; abscisus a um (S. 532). Die Erläuterungen beziehen sich auf abscido und abscindo, die oft vertauscht sind, besonders die Participien abscisus und abscissus.

16. Thielmann, Arch. 5, 534—539: absconditē; absconditio, ōnis; absconditor, ōris; absconditus a um und absconsus a um (S. 534); inabscondo; [abscondor?]; absconsē (S. 538); absconsio, ōnis; absconsor, ōris (S. 539).

17. Wölfflin, Arch. 5, 508—519: absdo; absectus a um; absedeo; absegmen; absentatio, ōnis; absentia (S. 508); absentivus a um; absento; absidatus a um; absigno; absilio (S. 511); absimilis e; absinthiacus a um; absinthiatus a um (S. 512); absinthites; absinthium (S. 513); absis (S. 514); absisto (S. 516); absītus a um; absŏcer (S. 518). In den Erläuterungen bespricht Wölfflin absimilis und absistere, die wir zuerst bei Cäsar gebraucht finden; absimilis, das nach Analogie von absonus und absurdus gebildet zu sein scheint, ist zuerst wieder von Columella gebraucht und auch dann nicht häufig, weil dafür dissimilis angewandt wurde; absistere kommt bei Dichtern und bei Livius sehr häufig vor, Cicero kennt es nicht.

18. Ploen, Arch. 5, 540—564: absolvo. In den Erläuterungen zu absolvo (S. 564) wird zuerst über die ursprüngliche und übertragene Bedeutung gesprochen, dann bemerkt, daß Cäsar das Wort mit bewußter

Absichtlichkeit vermeidet, daß auch die meisten Dichter der klassischen Zeit es nicht gebrauchen. Nur einmal hat es Horaz in den Satiren und Ovid in den Metamorphosen angewandt; auch bei den Dichtern des ersten Jahrhunderts n. Chr. bleibt absolvere sehr selten.

19. Thielmann, Arch. 6, 151—167: abscondo. In den Erläuterungen (S. 163—167) wird gezeigt, wie abscondo gebildet wurde, als absdo wegen Kollision mit addo in der Volkssprache unbrauchbar wurde. Von den Schriftstellern der klassischen Zeit wurde es teilweise absichtlich vermieden, aber in der silbernen Latinität verbreitete es sich mehr und mehr, bis es durch das Bibellatein das eigentliche Wort für „verbergen" wurde. Eingehend wird über Perf. Act. und über Partic. Perf. Pass. gesprochen.

20. Ploen, Arch. 6, 169—184; absolubilis e; absolute (S. 169); absolutio, ōnis (S. 173); absolutive; absolutivus a um (S. 177); absolutor, ōris; absolutorius a um; absolutus a um (S. 178); inabsolutus (S. 184).

21. Wölfflin, Arch. 6, 185—195: absonans; absone; absono; absonus a um (S. 184); absorbeo (S. 187); absorbitio, ōnis; absorptio, ōnis; abspello; abstantia; abstensio, ōnis; abstentatio, ōnis; abstentio, ōnis; abstemia (S. 191); abstemis e; abstemius a um (S. 192); absterreo (S. 193). In den Erläuterungen (S. 195) spricht Wölfflin über absonus und absterrere; absonus ist von den Klassikern absichtlich gemieden, in der Volkssprache aber lebte es fort und taucht wieder bei den archaisierenden Schriftstellern auf; absterreo ist im allgemeinen ein seltenes Wort geblieben, und während es in der ganzen archaischen Latinität seine eigentliche (lokale) Bedeutung beibehalten hat, ist es im Spätlatein fast ganz verschwunden.

22. Praun, Arch. 6, 197—212: absque, das nach dem Verfasser (in den Erläuterungen S. 211—212) trotz Schömann und Brugmann (vgl. Wackernagel, Indogerm. Forschungen I 417) von Haus aus als Präposition galt und zwar ursprünglich in der Bedeutung sine = ἄνευ, seit Plinius = praeter πλήν, später auch = πρός c. dat.; als Adverb kommt absque sehr selten und sehr spät vor, es findet sich zuerst bei Maxim. Victorin. de final. metr. 235, 15. Als Präposition wurde es stets mit dem Ablativ verbunden, seit dem Jahre 256 n. Chr. auch mit dem Accusativ. Seit Terenz ist absque aus der Schriftsprache geschwunden und gelangt erst bei den Frontonianern und später zur üppigen Nachblüte, denn im Cic. Epist. ad Att. 1, 19, 1 und Invent. 1, 64 wird es von C. F. W. Müller nicht mehr gelesen, und ob bei Quintil. 7, 2, 44 absque sententia und Anonym. invect. in Tullium 1, 3 absque carnificis nomine geschrieben wurde, ist sehr zweifelhaft, vgl. Jordan, Kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache S. 310.

23. Weinhold, Arch. 6, 213—218: abstergeo (S. 213); abstergo; abstersio, ōnis (S. 217). In den Erläuterungen bemerkt Weinhold, daß abstergère nicht vor Scribon. Larg. zu belegen sei. Die klassische Form abstergeo heißt „abwischen, einen nassen Gegenstand durch Trocknen reinigen, die Nässe wegbringen“ (während bei abluere ursprünglich ein trockener Gegenstand zu befeuchten ist); in der Medizin: „vertreiben, Mittel sein gegen“; bei den Kirchenschriftstellern wird abstergere mit Objekten aller Art verbunden, welche Dinge bezeichnen, die zu verbannen sie für Pflicht erachteten.

24. Weinhold, Arch. 6, 509—527: abstineo. Das Wort ist, wie Weinhold in den Erläuterungen erwähnt, bei Dichtern selten, die Patristik aber hat sich desselben mit Vorliebe bedient. Horaz wendet es in den Satiren und Episteln an, in den Oden, abgesehen von abstinens, nur einmal und zwar mit dem gräcisierenden Genitiv. Was die Bedeutung betrifft, so macht es keinen Unterschied, ob man die Präposition ab wiederholt oder nicht, ob man das Wort reflexiv gebraucht oder nicht.

25. Wölfflin, Arch. 6, 529—552: abstentatio ōnis; abstinax; abstinens (S. 529); abstinentia (S. 532); abstirpo (S. 538); absto; abstollo; abstractio, ōnis; abstractorius a um; abstraho (S. 539); abstrudo (S. 547); abstruse; abstrusio, ōnis; abstrusum; abstrusus a um (S. 549); abstulo; abstulus a um (S. 551); absumēdo, inis (S. 552). Wölfflin bemerkt in den Erläuterungen (S. 552) zu abstinens, daß Cicero es nur absolut gebraucht und keinen Superlativ davon bildet, zu abstinentia, daß die Schriftsteller oft mit abstinentia und continentia nach Belieben abwechseln, zu absto, daß die klassische Sprache es vermieden habe, zu abstraho, daß bei Augustin. Op. imperf. contra Iulian. 1, 57 abstractus statt attractus zu lesen sei, und zu abstrudo, daß es offenbar mehr der Volkssprache angehört habe.

26. Cramer, Arch. 7, 146—183: absum. In den Erläuterungen (S. 181—183) macht Cramer darauf aufmerksam, daß absum in den romanischen Sprachen untergegangen sei wie beinahe kein Kompositum von esse (außer absens, praesens, interesse) sich hinübergerettet habe. Auch erwähnt er, daß die vier bei Cicero vorkommenden Beispiele mit tantum abest ut — ut in die Jahre 46 und 45 fallen, daß tantum abest mit acc. c. infin. schon Ambrosius kennt, daß Heges. 3, 21, 9 sogar tantum aberat quominus schreibt. Bei Sallust, Livius, Curtius, Tacitus, Quintilian fällt die Vorliebe für procul abesse auf im Gegensatz zu Cäsar (longe).

27. Cramer, Arch. 7, 389—407: absens. Absentem esse ist, wie Cramer in den Erläuterungen (S. 407) zeigt, eine Schöpfung des Spätlateins, was sich aus dem Streben des fortschreitenden Sprachlebens nach volleren Formen erklären läßt. Was die übertragene Bedeutung

betrifft, so findet sie sich in der älteren Latinität selten und wird auch von Sachen erst spät gebraucht. In absenti, wofür die Juristen per absentiam sagen, erscheint in den Sortes Sangallensis und bei Venantius.

28. Wölfflin, Arch. 7, 185—206: absumo (S. 185); absumptio, ōnis; absurdē (S. 196); absurditas (S. 198); absurdum; absurdus a um (S. 199). In den Erläuterungen (S. 205—206) hebt Wölfflin hervor, daß Cicero absumere nur sehr selten gebraucht und Cäsar das Wort nicht kennt, daß beide dafür consumere nehmen, daß dagegen Livius an etwa 100 Stellen absumere gebraucht hat. Absurdus ist eine Verstärkung von surdus und meist in übertragenem Sinne angewandt, von Cäsar gemieden, von Livius selten gebraucht. Ad absurdum deducere ist nicht antik.

29. Stöcklein, Arch. 7, 207—267 und 409—420: abundabilis e; abundans (S. 207); abundanter (S. 217); abundare (S. 220); abundē (S. 244); abundus (S. 251); abundantia (S. 409); abundatio (S. 414). In den Erläuterungen (S. 252—267 und 414—420) handelt Stöcklein sehr ausführlich über abunde, abundus und abundare. Zuerst stellt er fest, daß abundē ein Adverb mit langer Endsilbe sei, also von abundus gebildet ist, das zwar erst seit Gellius vereinzelt auftritt, aber wahrscheinlich aus der archaischen Periode wieder hervorgeholt sei. Nachdem gezeigt ist, daß abunde sich bei Plautus, Terenz und Cäsar gar nicht findet, bei Cicero sehr selten ist, bei Sallust und bei den Schriftstellern der silbernen Latinität häufig vorkommt, spricht Stöcklein über den Gang der Bedeutungsentwickelung, über die Konstruktion von abunde mit dem Genetiv, die selten ist und erst spät vorkommt, und über die Verbindung von Synonymen mit abunde zur Verstärkung des Begriffs, da von abunde sich kein Komparativ und Superlativ findet. Ebenso eingehend und genau wird über die Etymologie, Bedeutung und Konstruktion von abundare gehandelt.

30. Wölfflin, Arch. 7, 421—434: abusio, ōnis (S. 421); abusitatus; abusive (S. 423); abusivus a um; abusor, ōris; abusus, ūs (S. 424); abutor (S. 425). Aus den Erläuterungen ersehen wir, daß abutor bei Virgil, Horaz, Ovid, Valer. Flaccus, Silius und Statius gar nicht vorkommt, daß es sich oft schwer feststellen läßt, ob man besser von einem Gebrauch als von einem Mißbrauch spreche und daß abuti auch die Bedeutung von non uti, neglegere, contemnere angenommen hat. Im archaischen Latein heißt abuti aufbrauchen und wird mit dem Accusativ verbunden, so ist auch Sallust. Cat. 13, 2 nicht mit „mißbrauchen“, sondern mit „aufbrauchen“ zu übersetzen.

31. Weyman, Arch. 7, 529—568: abyssus (S. 529); acacia (S. 531); acalanthis; acanos; acantha; acanthice; acanthinus a um; acanthion; acanthis (S. 532); acanthus (S. 533); acanthyllis; acapnos;

acatalecticus; acatalectus a um; acatalexis; acates; acatium; acatus (S. 534); acaustos; accado; accano; accanto; accantus; accedo (S. 535). Für den persönlichen Gebrauch des Passivs von accedo scheint, wie Weyman in den Erläuterungen (S. 568) anmerkt, nur Tac. Ann. 12, 33 vorzuliegen. Accedo mit dem Infinitiv, was in der Itala häufig vorkommt, wird von Hieronymus vermieden. Eigentümliche Wendungen sind accedente quod bei Ammianus, ferner accedit quia und accedit quoniam bei Augustinus.

32. Wölfflin, Arch. 7, 569—578: accelebro; accelerate; acceleratio, ōnis; accelero (S. 569); accendo (S. 572). Da die Hoffnung auf das Zustandekommen des Thesaurus sich gesteigert hatte, so schrie Wölfflin zum ersten Male den Artikel accendo so ziemlich in der Form, in welcher die Artikel des Thesaurus abgefaßt werden sollen. In den Erläuterungen (S. 577—578) geht Wölfflin näher auf die äußere Form ein, zeigt aber auch, wieviel Neues hier geboten wird.

33. Wölfflin, Arch. 8, 115—129: accendium; accendo, ōnis; accenseo; accensibilis e; accensio, ōnis (S. 115); accensiuncula; accensor, ōris; accensus, ūs; accensus, i (S. 116); accentio, onis; accentiuncula; accento; accentor, oris; accentus, ūs (S. 117); accepta; acceptabilis e (S. 120); acceptabiliter; acceptatio, ōnis; acceptator, oris; acceptilatio, ōnis; acceptio, ōnis (S. 121); acceptito; accepto (S. 122); acceptor, ōris (is qui accipit); acceptor, ōris (Jagdfalke); acceptorarius; acceptoricius a um (S. 123); acceptorius a um; acceptus, ūs; acceptus a um (S. 124). Aus den Erläuterungen, in denen auf die Schwierigkeit der Veränderung der Wortbedeutung aufmerksam gemacht wird, ersehen wir, daß carus acceptusque nur von Personen gebraucht wird, gratus acceptusque nur von Sachen, was bei Sallust. Iug. 70, 2 und Liv. 35, 15, 4 zu beachten ist.

34. Wölfflin, Arch. 9, 126—131: accessa; accessibilis e; accessibilitas; accessibiliter; accessio, ōnis (S. 126); accessito; accessum (S. 131).

Von nun an folgen lateinisch geschriebene Artikel, die der Form der Thesaurusartikel entsprechen sollen:

1. Hey, Arch. 9, 453—457: accessus, ūs (S. 453); accīdo (S. 454).

2. Hey, Arch. 9, 575—577: accidens (S. 575); accidentalis e; accidentaliter (S. 576); accidenter; accidentia (S. 577).

3. Wölfflin, Arch. 9, 579—585: accidia; accīdo; acciduus a um; accieo; accinctio, ōnis (S. 579); accinctus, ūs; accingo (S. 580); accino (S. 581); accio (S. 582); accīsus a um; accītio, ōnis; accito; accītus, ūs; acclavense (S. 583); acclinatio, ōnis; acclinatorium; acclīnis e; acclīno (S. 584); acclīvis e; acclive; acclivitas; acclīvus a um; acclūdo (S. 585).

4. Funck, Arch. 9, 587—591: accipiter (S. 587); acclamatio, ōnis (S. 589); acclamo (S. 590).

Zuletzt mag noch eine Übersicht der vulgärlateinischen Substrate romanischer Wörter, welche Gröber zusammengestellt hat, folgen, wobei auch die Artikel aus den früheren Archivbänden aufgenommen sind: Einleitung: Arch. 1, 204—232; abbreviare—buttis Arch. 1, 233—254; caccabus—curbus Arch. 1, 539—557; damnum—dui Arch. 2, 100—107; eber—fiticum Arch. 2, 276—288; flagrare—gutta Arch. 2, 424—443; haedus—ilicem Arch. 3, 138—143; ille—lamna Arch. 3, 264—275; lacusta—mille Arch. 3, 507—531; minaciae—nutrire Arch. 4, 116—136; obedire—putidus Arch. 4, 422—454; qua(d)raginta—rasc(u)lare Arch. 5, 125—132; reburrus—rutilare Arch. 5, 234—242; sabanum—suus Arch. 5, 453—486; tabanus—zirulare Arch. 6, 117—149; Nachtrag: Arch. 6, 377—397; 7, 25—64.

C. Wörterbücher der lateinischen Sprache.

Da in letzter Zeit manche Wörterbücher oder lexikalische Arbeiten langsamer fortschreiten, als beabsichtigt war, oder überhaupt ganz aufgehört haben zu erscheinen, so ist, wie

Merguet, Über Lexikographie. Progr. Insterburg 1900

glaubt, der Grund zu der Annahme vorhanden, daß vielfach auch sachliche Schwierigkeiten, die erst im Verlauf der Arbeit vom Verfasser erkannt werden, sich nachträglich störend erwiesen. Nachdem der Verfasser die einzelnen Schwierigkeiten ausführlich besprochen hat, giebt er am Ende seiner Arbeit den Gang an, den man bei der Ausarbeitung eines lexikalischen Werkes nehmen muß. Es sind folgende Punkte: 1. Ermittelung des Umfangs der Arbeit nebst der für sie erforderlichen Zeit; 2. Feststellung des Planes und der inneren Einrichtung des Wörterbuches; 3. Auswahl der zur Vereinfachung der Arbeit brauchbaren technischen Hülfsmittel; 4. Sammlung des Materials möglichst in dem erforderlichen Umfang und der für das Buch geeigneten Fassung; 5. Verarbeitung oder Zusammenstellung des Materials zum druckfertigen Manuskript; 6. Korrektur des Druckes. Ob die Arbeit von Merguet wirklich dazu beiträgt, lexikalische Arbeiten zu fördern, möchte ich doch sehr bezweifeln. Meistens sind es andere Gründe; vornehmlich liegt die Schwierigkeit darin, einen Buchhändler zu finden, der bereit ist, sein Kapital für ein Werk anzulegen, das so beträchtliche Opfer fordert, und der imstande ist, die nötige Zahl von Abnehmern eines solchen Werkes zusammenzubringen. Es ist betrübend aber wahr; denn leider haben wir dies bei dem gediegenen Liviuslexikon von Fügner kennen gelernt, und

Merguet hat selbst mit seinem Handlexikon zu Cicero die Erfahrung machen müssen, daß wegen der geringen Zahl der Abnehmer das Werk nicht zu stande gekommen ist.

Das Gesagte gilt hauptsächlich von großen Spezialwörterbüchern, aber auch ausführliche Wörterbücher der lateinischen Sprache sind seit dem Jahre 1882 in Deutschland nicht erschienen, weil das

Ausführliche Latein. - Deutsche Handwörterbuch von K. E. Georges (7. Auflage)

überall solche Anerkennung und Verbreitung gefunden hat, daß jeder Versuch zu einem neuen Werk unterblieben ist. Obwohl das Lexikon das beste seiner Art ist, so ist doch bekannt, daß manches übersehen ist, und daß manches ganz fehlt, manches geändert werden muß, weiß jeder, der das Werk eingehend benutzt oder sich selbst mit lexikalischen Arbeiten beschäftigt hat (vgl. J. H. Schmalz, Unsere lateinischen Lexika, Gymnasium V p. 785). Noch möchte ich bei dieser Gelegenheit einen Wunsch aussprechen, dem gewiß viele zustimmen, daß nämlich die von Georges im Wörterbuche angeführten und besprochenen Stellen, welche nur mit dem Namen des Autors bezeichnet sind, in einer neuen Auflage durch den Namen des Buches, durch das Kapitel und den Paragraphen genauer bestimmt werden. Hierdurch würde das Buch wohl etwas größer und teurer werden, aber der innere Wert würde bedeutend steigen.

Zusätze und Ergänzungen zu dem Wörterbuche von Georges finden sich in den zwei Abhandlungen von:

a) Anton Zingerle, Beiträge zu den lateinischen Wörterbüchern. im 4. Hefte der „kleinen philologischen Abhandlungen", Innsbruck 1887. S. 90—94;

b) A. Dräger, Zur Lexikographie der lateinischen Sprache. Progr. Aurich 1890.

Beide Abhandlungen bringen eine Reihe von neuen Wörtern, die in dem Wörterbuche von Georges fehlen, hauptsächlich aus spätlateinischen Schriftstellern, so Zingerle aus Hilarius Psalmenkommentar, Dräger aus Boet. ad Aristot. περὶ ἑρμηνείας. Außerdem führt namentlich der letztere viele Eigennamen und Angaben von Stellen an, von denen es freilich zweifelhaft ist, ob Georges davon Gebrauch gemacht hätte, da er ja mit Citaten recht sparsam zu Werke gegangen ist. Beachtenswert sind manche grammatische Konstruktionen, die Dräger aus klassischen Schriftstellern anführt. Einige von den neu hinzugekommenen Artikeln stammen aus der Schrift von Henri Goelzer, Étude lexicographique et grammaticale de la latinité de Saint Jérome, Paris 1884.

In England hat Prof. Key 19 Jahre lang an einem latein.-englischen Wörterbuche gearbeitet und bei seinem Tode 1875 ein unvollständiges Manuskript hinterlassen, welches unter dem Titel

Th. H. Key, A Latin-English dictionary, printed from the unfinished M S of M. Key. Cambridge 1888, 676 S.

erschien. In betreff der Belegstellen herrscht nach K. E. Georges (Berl. Phil. Wochenschrift VIII 1414) eine große Ungleichheit, manche Artikel und Wörter, deren Lesart längst verbessert ist und daher in unseren Wörterbüchern nicht mehr stehen, sind zu berichtigen. Das Werk steht nicht auf der Höhe der Wissenschaft und wäre besser ungedruckt geblieben.

Die wissenschaftlichen lexikalischen Studien sind auch an der Schule nicht spurlos vorübergegangen. Ein wesentliches Verdienst erwarb sich Stowasser durch seine Rede, die er am 26. Mai 1893 auf der Philologen-Versammlung zu Wien hielt:

Über die konzentrierende Stellung des Wörterbuches im Lateinunterricht (Verhandl. der Philol.-Versammlung zu Wien, S. 182—195).

Hier findet man ganz vortreffliche Gedanken, und mit den meisten Forderungen, die Stowasser an ein Schulwörterbuch stellt, wird man sich im allgemeinen einverstanden erklären können. Aber manches regt zum Widerspruch an, so z. B. die Forderung, die uns vom praktischen Standpunkte ganz unausführbar erscheint, daß nämlich das Wörterbuch nicht bloß Hilfsbuch sondern vor allem ein Lehrbuch sein solle (vgl. Menrad in der Rez. von Stowassers Wörterbuch in den Bl. f. bayer. Schulw. 1894 S. 223 Anm.). Während jetzt mit Recht auf deutschen und, wie ich glaube, auch auf österreichischen Gymnasien der Schwerpunkt aus dem Lateinschreiben in das Lateinlesen gelegt ist, fordert Stowasser etwas, was weit über die Grenzen eines Gymnasiums hinausgeht, wenn er S. 186 sagt: „Vor allem aber kann durch das Lexikon eine Einsicht in unseren Schülern geweckt werden, die nach unser aller Erfahrung ihnen meistens gänzlich mangelt, — ich meine die Einsicht in die ästhetische Seite der Sprachbildung und in die Fluktuation des Sprachmaterials, die Einsicht in die historisch erkennbare Entwickelung der Sprache in bezug auf Begriffsschöpfung ebenso wie auf Durch- und Umbildung syntaktischer Formen.“ Wie dies bei der heutigen geringen Stundenzahl im Lateinischen möglich sei, vermag ich nicht zu sagen.

Bald erschien auch das von dem Verf. in seiner Rede angekündigte Wörterbuch unter dem Titel:

J. M. Stowasser, Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch. Prag, Wien, Leipzig bei Tempsky u. Freytag, 1894. 1092 S. Lex. 8.

In demselben ist der Verf. bemüht gewesen, das zu leisten, was er in dem Vortrage versprochen hat. Manches ist recht zu loben, so die Erklärungen, die sich auf antike Geographie, Geschichte und Realien beziehen. Die aus den Schriftstellern gewählten Beispiele sind praktisch und erfüllen vollständig ihren Zweck. Die Verdeutschungen können meistens als recht glücklich und gelungen bezeichnet werden, doch reichen sie nicht überall aus, wie R. Menge in Fries und Meier, Lehrproben und Lehrgänge, Hft. 39 S. 109 hervorhebt. Die Bedeutungsentwickelung eines Wortes ist in kurzer Dioposition zusammengestellt, worauf dann die Belege mit korrespondierenden Zeichen folgen. Ob diese Methode bequemer und praktischer ist als die alte, darüber sind die Ansichten verschieden, vgl. N. Philolog. Rundsch. 1894 S. 60 und Wochenschr. f. klass. Philolog. 1894 S. 242. „Die eigentliche Stärke und das größte Verdienst des Verf. erkennen wir," sagt Wölfflin (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1894 S. 113), „in der Entwickelung der Wortbedeutung", wir erkennen dies vollkommen an, doch möchten wir bemerken, daß uns die Wortbedeutungslehre noch nicht so entwickelt zu sein scheint, daß sie schon jetzt in einem Schulwörterbuche konsequent durchgeführt werden könnte, um so mehr da die lateinische Etymologie jetzt noch auf so unsicherem Boden ruht. Und gerade „die Etymologie ist bekanntlich Stowassers Lieblingsgebiet; seine Divinationsgabe stellt niemand in Abrede; aber daß er seiner Phantasie manchmal die Zügel schießen läßt, kann nicht geleugnet werden." Aber in den letzten Worten Scheindlers (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1894 S. 311) liegt eine große Gefahr für Schüler, noch mehr aber für Lehrer, die sich mit dem Studium der Etymologie nicht eingehend beschäftigt haben, weil sie oft die vorgetragenen etymologischen Erklärungen, welche der Sprachforscher als falsch erklärt, für richtig halten und in der Schule weiter verbreiten. Recht gut sind die „Vorbegriffe", welche über Sprachgeschichte, Lautgesetze, Wortbildung u. s. w. handeln, aber „lesen wird dies freilich bloß ein für Sprache lebhaft interessierter älterer Schüler; von den andern und von allen jüngeren Schülern wird diese wertvolle Zugabe unbeachtet bleiben" (R. Menge a. a. O. S. 108). Noch müssen wir auf einen Punkt aufmerksam machen, daß nämlich bei der Auswahl der Schriftsteller nur auf den Kanon der österreichischen Gelehrtenschulen Rücksicht genommen ist, daß infolgedessen das Wörterbuch für Catull, Tibull, Properz sowie für diejenigen Schriftsteller des silbernen Zeitalters, die z. B. in der Anthologie für Schulen von Opitz und Weinhold enthalten sind, nicht völlig ausreicht. Auch „fehlt im einzelnen öfters," wie R. Menge bemerkt, „die philologische Genauigkeit, die an einem Wörterbuche, auch an einem Schulwörterbuche, die erste Tugend ist". Wir stimmen in das Urteil Scheindlers ein, wenn er sagt:

„Stowassers Buch ist eine Etappe auf dem Gebiete der lateinischen Lexikographie, ein originelles, epochemachendes Buch, wie man ohne Übertreibung behaupten kann,“ wobei wir aber nicht vergessen dürfen, was Wetzel (Gymnasium 1894 S. 309) sagt, daß „das Buch noch sehr verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig“ sei, und „vorläufig steht die Sache noch nicht so,“ sagt R. Menge, „daß wir alle anderen Schulwörterbücher verwerfen und allein das von Stowasser empfehlen könnten“. Außer den hier berücksichtigten Besprechungen vgl. noch Centralorgan f. d. Interessen des Realschulwesens 1894 S. 748; N. Koresp. Blätter f. d. Gelehrtenschulen 1894 S. 475; Archiv VIII S. 600. Noch muß ich hier bemerken, daß H. Löwner das Wörterbuch von Stowasser zum Gegenstand einer besondern Programmarbeit gemacht hat, indem er in seinen „Lexikographische Miscellen“ (Progr. Arnau 1895) auf 28 Seiten Verbesserungen und Zusätze bringt und den Verf. auf manche Lücken, die ihm bei dem Studium des Werkes aufgefallen sind, hinweist, während er sich auf eine eigentliche Besprechung nicht weiter einläßt. Ob sich Stowasser bereit finden wird, viele von diesen Zusätzen aufzunehmen, scheint mir deshalb zweifelhaft, weil er, wenn ich recht beobachtet habe, in der zweiten Auflage nichts hiervon berücksichtigt hat, und doch hätte Stowasser die Übersetzung der horazischen Stelle: credat Iudaeus Apella (das glaube der Herr Kohn) ändern müssen, da Löwner S. 3 mit Recht sagt, daß diese Übersetzung in kein wissenschaftliches Werk, vielleicht in ein Witzblatt gehöre.

Obige Rezension habe ich als Jahresbericht nach den mir zu Gesicht gekommenen Besprechungen des Lexikons zusammengestellt, was ich selbst darüber denke, habe ich im Lit. Centralbl. 1894 S. 216 gesagt.

Im Jahre 1900 ist eine „zweite verbesserte und mit Nachträgen versehene Auflage“ erschienen; „aber,“ wie der Verf. im Vorwort sagt, „einer vollständig neuen Auflage mit neuem Satze standen die außerordentlich hohen Kosten im Wege, die der Verleger trotz aller Opfer, die er für das Buch nicht gescheut hat, jetzt noch vermeiden zu sollen glaubte. In der vorliegenden zweiten Auflage haben wir uns daher darauf beschränkt, eine große Reihe von Versehen und Irrtümern — es kamen schließlich rund 1500 heraus — in den Platten zu entfernen und zu verbessern.“ Sodann ist ein Nachtrag von 12 Seiten hinzugefügt, in dem die Wörter, die entweder ursprünglich übersehen waren oder zu dem Sprachschatze von Ciceros Briefen gehörten, enthalten sind. Letztere Sammlung hatte Prof. J. Sander in Wittenberg für den Verf. übernommen. Von dem, was ich über die 1. Auflage gesagt habe, kann ich kein Wort zurücknehmen; ich bedauere es lebhaft, daß in dem Buche neben wirklich Gutem so viele Fehler sich fanden und noch finden; es

war nur eine kleine Auslese von Ungenauigkeiten, die ich in meiner Besprechung zu tadeln hatte, und was ich getadelt habe, habe ich alles mit Beispielen belegt, daher ist meine Rezension kein „unfreundlicher Angriff“, wie Stowasser sie in dem Vorwort nennt, sondern eine rein sachliche Anzeige. Ich habe sehr viel Zeit auf die genaue Durcharbeitung des Buches verwandt, viel mehr als man gewöhnlich auf neue Erscheinungen zu verwenden pflegt, und habe mir dabei viele Notizen gemacht, wo ich mit dem Verf. nicht übereinstimme. Es ist hier nicht der Platz, um dies im einzelnen auszuführen, vielleicht findet sich eine andere Gelegenheit, nur will ich das eine noch bemerken, daß selbst ein ganzer Artikel wie invenio fehlt, den der Verf. jetzt erst auf S. 1098 zugefügt hat.

Julius Sander hat, wie bereits erwähnt ist, die Aufgabe übernommen, die sämtlichen Briefe Ciceros nach sprachlichen Besonderheiten zu durchforschen, und diesen Stoff hat er in dem Progr. des Melanchthon-Gymnasiums in Wittenberg (1901): Bemerkungen zu den Cicero-Briefen verarbeitet. Der Stoff zerfällt naturgemäß in zwei Teile, in einen lexikalischen und einen grammatisch-stilistischen. Im ersten sind außergewöhnliche Nomina, Adverbia und Verba zusammengestellt, woran sich Besonderheiten im Sprachgebrauch anschließen. Die Sammlung scheint vollständig zu sein und verdient Anerkennung, weil die Citate recht genau sind. Nur einiges wenige will ich hierzu bemerken. S. 8 möchte ich pigmentarius lieber durch Salbenhändler als durch Farbenhändler übersetzen, vgl. Gurlitt Philolog. N. F. XII 45 ff. — Bei nugax (S. 11) hätte auf Landgraf Archiv X 225 verwiesen werden müssen. — Eine Sammlung von griechischen Lehnwörtern findet sich bereits bei Linderbauer, De verborum mutuatorum et peregrinorum apud Ciceronem usu et compensatione I p. 25—32. — S. 8 übersetzt Sander duo parietes de eadem fidelia dealbare durch: zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, was Otto, Die Sprichwörter der Römer S. 265 Anm. bestreitet. — Bei dem zweiten Teil der Arbeit aber können wir dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen, daß die Arbeit den heutigen Ansprüchen nicht genügt. Denn nachdem wir so vortreffliche Spezialarbeiten wie z. B. die von J. H. Schmalz besitzen, verlangen wir mehr als eine bloße alphabetische Zusammenstellung. Wenn wenigstens diese vollständig wäre, so könnte man deswegen den zweiten Teil der Arbeit empfehlen, aber auch das trifft nicht zu. Einige Beispiele mögen dies zeigen. S. führt S. 22 den Ablativ des als Adjektiv behandelten Particip languenti stomacho an, es fehlen ähnliche Ablative, wie ardenti studio Ep. ad Q. fr. 2, 13, 2; animo gaudenti ac libenti Ep. ad Att. 2, 4, 2; animo libenti Ep. ad Att. 16, 16, 13; tam libenti senatu Ep. ad Att. 1, 14, 3; praesenti iracundia Ep. ad Fam. 1, 9, 20; praesenti dignitate Ep. ad

Fam. 2, 9, 1; praesenti iudicio Ep. ad Fam. 12, 8, 2; praesenti silentio Ep. ad Q. fr. 2, 1, 1; insequenti officio Planc. bei Cic. Ep. ad Fam. 10, 8, 1; trementi voce Ep. ad Q. fr. 3, 2, 2. — Bei dem Dat. mi statt mihi fehlen folgende Stellen: Ep. ad Fam. 3, 6, 5; 7, 24, 2; 13, 16, 4; 14, 3, 2; ad Att. 1, 8, 3; 1, 13, 5; 4, 8b, 3; 4, 12; 5, 13 1; 6, 1, 19; 11, 7, 6; 12, 21, 1; 12, 32, 1; 12, 42, 1; 12, 52, 2; 13, 25, 3; 13, 28, 3; 13, 31, 2; 13, 38, 1; 13, 44, 3; 13, 46, 3; 13, 46, 4; 13, 51, 2; 16, 3, 6; Cael. bei Cic. Ep. ad Fam. 8, 17, 1 und Balb. bei Cic. ad Att. 9, 13A, 2. — Quis für quibus findet sich noch Ep. ad Att. 10, 11, 2; 10, 11, 3; 13, 22, 4. — Meme haben Mendelsson und C. F. W. Müller Ep. ad Fam. 13, 1, 2 geschrieben, vgl. Becher, Über den Sprachgebrauch des Caelius S. 11. — Welche Ausgabe der Episteln der Verfasser seiner Arbeit zu grunde gelegt hat, sagt er nicht; daß es aber die neueste von C. F. W. Müller nicht gewesen sein kann, geht daraus hervor, daß er intellexti und decesse als Archaismen anführt, weil diese Formen hier richtig verbessert sind; wichtig sind die Bemerkungen Müllers in der Vorrede zum 1. Teile p. XXXVII und zum 2. Teile p. CXI und CXXIII. — Wenn Sander „calface statt calfac" anführt, so stellt er damit calfac als die gebräuchliche Form auf, was zu beweisen ihm aber sehr schwer fallen möchte. Die mit Präpositionen gebildeten Komposita von facio haben bekanntlich den Imperativ auf e, so z. B. interfice; von den mit Verbalstämmen gebildeten Komposita kennen wir außer calface bei Cicero nur noch recalface Ovid. A. A. 2, 445 und olfac Augustin. Confess. 10, 35, 54, der Grammatiker Macrobius führt in den Exc. Bob. ed. Keil V 641, 1 olfac und olface an. Sollen wir nun mehr Gewicht auf Cicero und Ovid oder auf Augustin legen? Ich stimme den ersteren zu und habe deshalb in der mit J. H. Schmalz herausgegebenen Grammatik § 68 die Regel aufgestellt: die Komposita von facio behalten das e, also interfice, perfice, caleface. — Es fehlt der Infinitiv dicier, der bei Vatinius (Ep. 5, 9, 1) vorkommt, vgl. J. H. Schmalz, Über die Latinität des Vatinius S. 34. — S. 23 behauptet S.: „nimium adverbial kommt in guter Prosa nur in Verbindung mit einem Verbum vor." Diese Behauptung ist nicht richtig, denn wenn man Merguet (Lexikon zu den Reden Ciceros) III, 305 und (Lexikon der philosophischen Schriften Ciceros) II 706 nachsieht, findet man gerade das Gegenteil, nämlich daß nimium mit einem Adjektiv, Particip und Adverb viel häufiger vorkommt als mit einem Verbum. — Der transitive Gebrauch von persuadere soll nach Sander nur dichterisch sein. Auch das ist nicht richtig, wie sich der Verfasser aus Neue-Wagener, Lat. Formenlehre III^{3} 4 überzeugen kann.

Andere Schulwörterbücher sind in dem letzten Dezennium in

Deutschland nicht erschienen, wohl aber die alten in neuen Auflagen wieder herausgegeben, so

1. Georges, K. E., Kleines lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. Lateinisch-deutscher Teil, 6. und 7. verb. und vermehrte Aufl. von Heinrich Georges. Leipzig, Hahn, 1897, 2742 u. 1898, 2624 S.

2. Georges, K. E., Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Schulwörterbuch. Lateinisch-deutscher Teil, 4. Ster.-Ausg. Mit Anhang: Wörterbuch der Eigennamen. Leipzig, Hahn, 1887, VI 812 u. 110 S. — Deutsch-lateinischer Teil. Ausgearbeitet von E. Georges, 3. Ster.-Ausg. Ebend. 1888. VI 848 S.

3. Heinichen, F. A., Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Schulwörterbuch bearbeitet von C. Wagener. Lateinisch-deutscher Teil, 6. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1897, 926 S. — Deutsch-lateinischer Teil, 5 verb. Aufl. Ebend. 1895. XII 872 S.

Der Kreis der Schriftsteller, wie ihn Heinichen festgesetzt und Dräger in den früheren Auflagen beibehalten hat, ist von mir nicht überschritten worden, doch nahm ich eine Reihe von Wörtern auf, um den Wortschatz, wie er mir für ein Wörterbuch dieser Art nötig schien, möglichst vollständig zu geben. Die veralteten Lesarten sind nach den besten Texten geändert und die lateinische Orthographie ist nach den neuesten Untersuchungen geregelt. Wesentlich vermehrt sind die Artikel über Mythologie, Geschichte, Geographie und Realien, überall ist die Kürzen- und Längenbezeichnung der Vokale, auch der in Positionssilben stehenden, durchgeführt, wohl zum ersten Mal in einem Lexikon; über jeden Vokal ist daher ein Zeichen der Kürze oder Länge gesetzt, außer da, wo es nicht möglich war, etwas Bestimmtes zu geben. In betreff der Etymologie habe ich nur ganz Sicheres aufgenommen; denn wer da weiß, mit welcher Willkür oft Etymologien gebildet werden, der wird mir recht geben, wenn ich in diesem Punkte recht vorsichtig gewesen bin. Auch schien mir die Semasiologie, über deren Grundprinzipien unter den Gelehrten noch keine Einigung herrscht, für die Schule noch nicht reif zu sein.

Zu erwähnen ist hier auch

4. van Wageningen, Latijnsch Woordenboek, Groningen 1900.

Aus der Vorrede hebe ich folgende Stellen heraus. Bij het samenstellen van dit woordenboek is het Schulwörterbuch van Heinichen,

waarvan de vierde en vijfde druk door Dräger, de zesde door Wagener herzien is, tot grondslag genomen. Daaraan is alles, wat op Lucretius betrekking heeft, toegevoegd, terwijl bevendien uit Georges, Klotz en eenige speciaallexica is aangevuld, wat niet goed scheen gemist te kunnen worden. Ferner: Wat de orthographie aangaat, dienden Brambach (Mehler) en Georges (Wortformen) tot leiddraad. Van de etymologieën van O. Keller, Bréal-Bailly, Stowasser e. a. is een voorzichtig gebruik gemacht.

5. Ingerslev, C. F., Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Schulwörterbuch. Lateinisch-deutscher Teil, 10. Aufl. XVI 809 S. und Deutsch-lateinischer Teil, 10. Aufl. XXIV 645 S. Braunschweig, Vieweg, 1887.

Diese Auflage ist wie auch die früheren nur eine Ster.-Ausgabe, und doch hätte besonders der lateinisch-deutsche Teil, an dem, soviel ich glaube bemerkt zu haben, seit 1867 nichts verbessert ist, einer recht gründlichen Umarbeitung bedurft. Diese müßte sich besonders darauf erstrecken, daß die besten Textesrezensionen genau verwertet würden; auch müßten die üblichen Konstruktionen der Substantiva, Adjektiva und Verba mehr berücksichtigt und die Phraseologie mehr vervollständigt sowie schwierige Stellen erklärt oder übersetzt werden.

6. Mühlmann, G., Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. Neu bearbeitet von H. Windel. Lateinisch-deutscher Teil, 34. Aufl. Leipzig, Ph. Reclam jun., 1893 und Deutsch-lateinischer Teil, 35. Aufl. Ebend. 1895.

Auch diese fortwährend erscheinenden Auflagen sind nur Abdrücke der Bearbeitung von H. Windel vom Jahre 1884, über die Georges im Jahresbericht 1884 S. 98 gesprochen hat.

7. Koch, A., Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Taschenwörterbuch, Berlin, Friedberg & Mode,

ist mir nicht zu Gesichte gekommen, ich kenne es nur aus der Anzeige von Georges im Jahresbericht 1884 S. 99. Trotzdem es schwer zu sagen ist, für wen das Taschenwörterbuch eigentlich paßt, so sind doch eine Reihe von Auflagen erschienen, die wahrscheinlich auch wohl nur bloße Abdrücke sind.

In Italien erschien eine Übersetzung von Georges unter dem Titel:

Georges, C. E., Dizionario della lingua latina. Secondo l'ultima edizione tedesca con prefazione ed aggiunte dell' autore scritte appositamente per l'edizione italiana. Traduzione con aggiunte condotta da F. Calonghi. Torino, Rosenberg, 1889,

ferner als selbständiges Werk

Cortese, G., Vocabolario della lingua latina ad uso delle scuole. 2 vol. Torino 1890.

Wie auf dem Titelblatt steht, ist das Werk ad uso delle scuole bestimmt, infolgedessen sind auch nur die Schriftsteller bis zur Zeit des Sueton, Florus und Justin benutzt. In der auf der ersten Seite aufgestellten Liste der benutzten Schriftsteller haben sich einige Fehler eingeschlichen, indem es T. Carius Lucretius st. Carus, Cn. Naevius st. C. und T. Maccius Plautus st. M. Accius heißen muß. Eigentümlich ist es, daß unter Plin. sowohl der Naturhistoriker als auch der Epistologe und unter Seneca sowohl der Vater als auch der Sohn gemeint sind. Vielen Fleiß hat der Verf. auf die Anordnung und Übersetzung der Beispiele verwandt, gewöhnlich wird ein Artikel in die Hauptteile: Proprio und figurato und in die Unterabteilungen: Particulare und generale zerlegt. Welche Hülfsmittel benutzt sind, wird nicht weiter angegeben; freilich versichert Cortese tutti gli ausilî della filologia progredita e della lessicografia benutzt zu haben, doch lassen manche Fehler vermuten, daß ihm die hauptsächlichsten Werke, besonders deutsche, unbekannt geblieben sind. Manche Verbesserungsvorschläge hat er in der Vorrede zum 2. Bande selbst schon erwähnt, besonders möchten wir, daß angegeben würde, welche Steigerungs- und welche Verbalformen sich wirklich belegen lassen. Auch wollen wir den Verf. darauf aufmerksam machen, daß eine Reihe von Wörtern, die von klassischen Schriftstellern angewandt sind, noch fehlt, daß bei vielen Wörtern die Orthographie nicht richtig ist und daß noch manche prosodische Fehler verbessert werden müssen. Da der Verf. bestrebt ist, sein Werk für die Schule immer brauchbarer zu machen, so ist zu hoffen, daß mit der Zeit ein recht gutes Schulwörterbuch zu stande kommen wird.

Über das in Frankreich erschienene Werk

Chatelain, E., Dictionnaire latin-francais. Paris, Hachette, 1889,

welches ich nicht zu sehen bekommen habe, vgl. Archiv VII 281.

Noch möchte ich hier das seit 1867 im Erscheinen begriffene Onomasticon erwähnen:

Totius Latinitatis Onomasticon, opera et studio Vincentii De-Vit lucubratum. Prati.

Der Verf. sammelt mit staunenswertem Fleiße aus Schriftstellern, Münzen und Inschriften die Eigennamen. Leider sind die Autorenausgaben, welche der Verf. benutzt, nicht die besten, sondern die,

welche in Italien gebraucht werden. Daher leidet dies großartige Unternehmen wie auch die neue Bearbeitung des Forcellini an demselben Fehler, daß oft Namen und Lesarten angeführt werden, die schon längst verbessert worden sind. Über den Plan und die ganze Anlage des Werkes brauche ich nicht weiter zu sprechen, da Georges in den Jahresberichten 1882 S. 248, 1884 S. 96 und 1886 S. 9 eingehend darüber gehandelt hat.

Über Eigennamen handeln noch folgende Arbeiten:

1. K. Braasch, Lateinische Personennamen, nach ihrer Bedeutung zusammengestellt. Prog. Zeitz 1892. 36 S. 4.

Der Verf. ordnet die Personennamen der republikanischen Zeit bis in die Kaiserzeit herab nach der etymologischen Bedeutung und führt in kleineren Abschnitten zuerst die Namen auf, welche von Götternamen und Zahlen gebildet sind und mit den Umständen bei der Geburt zusammenhängen. Dann stellt er die nomina zusammen, welche sich auf Lebensalter, Verwandtschaftsverhältnisse, auf den Körper und seine Teile, auf Essen und Trinken, auf den Geist und menschliche Zustände und Verhältnisse, auf Thätigkeit besonderer Art, auf friedliche Beschäftigungen, auf die Tier- und Pflanzenwelt, auf Ortsverhältnisse beziehen. Zuletzt folgen noch einige Spottnamen, griechische Namen sowie die der peregrini und der Freigelassenen. Leider ist dem Verf. die Hauptquelle der Namenforschung, vielleicht die wichtigste, die römischen Inschriften verschlossen geblieben, aber auch so ist uns diese Zusammenstellung höchst willkommen; zeigt sich doch auch hier so recht der nüchterne Charakter der Römer, vor allem wohl darin, daß dem neugeborenen Kinde die Nummer gegeben wurde, die es im Verhältnis zu seinen schon verhandenen Geschwistern zu beanspruchen hat. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verf. einen Index nominum hinzugefügt hätte.

2. R. Macke, Die römischen Eigennamen bei Tacitus. Hadersleben I. Prog. 1886 19 S.; II. Prog. 1888 20 S.; III. Prog. 1889 22 S.; IV. Prog. 1893 18 S. 4.

In streng wissenschaftlicher Form werden in den drei ersten Programmarbeiten die Anzahl, Art und Reihenfolge der Personennamen behandelt. Dreistellige Namen d. h. Pränomen, Gentile und Cognomen zusammen finden sich bei Tacitus sehr selten; sicher ist nur Agr. 4 Gnaeus Iulius Agricola und vielleicht auch Ann. 12, 41 Ti. Claudio quintum Servio Cornelio Orfito consulibus, während es fraglich ist, ob Ann. 2, 1 Sisenna Statilio Tauro L. Libone consulibus Tacitus wirklich so geschrieben hat. Zuerst glaubte M. diese drei Namen beibehalten zu müssen, später aber (III. Prog. p. 20) neigt er dazu, Sisenna zu streichen. Genau und sorgfältig wird nun die Stellung von zwei Männernamen

d. h. von Gentile und Cognomen, Pränomen und Gentile, Pränomen und Cognomen u. s. w. besprochen, sodann die Frauennamen, bei denen im Tacitus nie ein Pränomen vorkommt, und zuletzt die Namen der Konsuln. Im vierten Programm behandelt M. die Praenomina, die sich bei Tacitus finden, wobei der Verf. auch die griechische Inschrift von Mylasa erwähnt, aus der überzeugend hervorgeht, daß Corn. Tacitus den Vornamen Publius und nicht Gaius hatte. Auf Einzelheiten können wir des Raumes wegen nicht weiter eingehen, sprechen aber den Wunsch aus, daß der Verf. das Ganze zu einem Lexikon der Eigennamen bei Tacitus umarbeiten möge.

3. P. Meyer, Die cognomina auf anus griechischen Stammes auf den römischen Inschriften. Prog. Bern 1886. 28 S. 4.

Nachdem der Verf. über griechische Eigennamen im Lateinischen im allgemeinen gesprochen hat, geht er genauer auf die von griechischen Stämmen gebildeten Eigennamen über und behandelt dann die formelle Erklärung des Suffixes, die sachliche Bedeutung desselben, das örtliche Vorkommen und die erste Zeit dieser cognomina. Man ist jetzt darüber einig, daß das Suffix -anus eine speziell lateinische Bildung ist, welche erst von Lateinern auch an griechische Stämme gefügt und dann von den Griechen adoptiert wurde; später ist dann die Endung -ānus allmählich durch die Neubildung von -ianus verdrängt. Die Übertragung des Suffixes ānus auf griechische Stämme scheint in Italien im ersten Jahrh. n. Chr. ihren Anfang genommen und sich dann über alle Provinzen verbreitet zu haben. Vorliegende Abhandlung ist eine recht willkommene Ergänzung der Arbeit von H. Schnorr v. Carolsfeld (Das lateinische Suffix anus im Archiv I S. 177—194), der in bezug auf Eigennamen eine Vollständigkeit nicht erzielt hatte.

4. E. Häfner, Die Eigennamen bei den lateinischen Hexametrikern. Prog. des Ludwigs-Gymnasium in München 1895. 19 S. 8.

Verf. hat es unternommen, nach den von Köne in seinem Buche: „Über die Sprache der Epiker“ angegebenen, aber immer noch zu wenig bekannten Gesichtspunkten die einschlägigen Dichter bis auf Lucan durchzuarbeiten. Aus seiner reichen Sammlung wählt er als Probe die Eigennamen aus und weist nach, mit welchen Mitteln die Hexametriker die unfügsamen Eigennamen sich dienstbar gemacht haben. Besonders interessiert uns hierbei das Lexikalische, wo der Verf. zeigt, wie Substantiva durch andere Substantiva oder abgeleitete Adjektiva oder durch Antonomasie ersetzt sind, z. B. Sicilia durch Trinacria oder Trinacris, Atticus oder Atheniensis durch Actaeus, Cecropius und Mopsopius, Euripides durch cothurnatus vates, Themistocles durch Neoclides, Con-

sualia durch festa para Conso u. s. w. Interessant ist auch der letzte Abschnitt, Metrische Freiheiten, wo Vokaldehnung, Kürzung, Hiatus und Sinalöphe kurz besprochen werden. Ein Beispiel möge genügen, um zu zeigen, wie die Dichter für die Aussprache maßgebend geworden sind. In den obliques Casus von Hannibal und Hasdrubal ist jedenfalls die Silbe bal lang, wie Gell. 4, 7 dies aus Ennius bezeugt und auch die Etymologie verlangt, vgl. Köne p. 232, aber die Dichter seit der Augusteischen Zeit gebrauchen die Silbe bal als kurz, und diese Messung ist später in Gebrauch gekommen.

5. E. Renn, Die griechischen Eigennamen bei Martial. Grammatisch-kritische Untersuchung. Prog. Landshut 1889. 70 S. 8.

Verf. behandelt mit großer Sorgfalt auf den ersten 40 Seiten die Deklination der griechischen Eigennamen bei Martial und zeigt, daß dieser nicht etwa aus Vorliebe für griechische Formen, wohl aber aus Rücksicht auf Metrum und Wohllaut sowie auch um die Elision zu verhüten und um Abwechslung hervorzubringen sich derselben bedient habe. Auch die Mittel, welche Häfner im vorigen Programm anführt, werden hier erwähnt, wie Vokaldehnung in der Endsilbe und im Inlaut, Wortverlängerung, Vokalkürzung u. dergl. Für eine historische Formenlehre der lateinischen Sprache ist diese Arbeit ein vortrefflicher Beitrag.

6. Aug. Zimmermann, Zu den römischen Eigennamen (Archiv VI S. 269).

1. Eine Reihe von Wörtern auf a, die sich auf Körperbeschaffenheit beziehen, dienen als Cognomina, z. B. Ala u. a.; ferner Adjektiva auf a, zu denen ein Substantiv fem. gen. zu ergänzen ist; sodann auch anders endigende Substantiva, die eine Beziehung auf den Körper bezeichnen, so soll Cinna zu cincinnus (Lockenhaar) gehören, vgl. Cincinnatus. 2. Secus und Procus sind nicht aus Secundus und Proculus abgekürzt. 3. Gentilnamen mit der Endung -idius sind teils ursprünglich teils analog gebildet.

7. Aug. Zimmermann, Lateinische Tiernamen aus Menschennamen (Archiv IX S. 592).

Wie in der älteren deutschen Sprache gern Tiere mit menschlichen Namen benannt sind, so finden wir auch ähnliches im Lateinischen, z. B. Iulus (ein Fisch), Lucius (Hecht), Titus (Taube), Accia und Acceia (Schnepfe), Caecilia (Blindschleiche), Gavia (Möwe), Valeria (Schwarzadler).

8. Aug. Zimmermann, Etymologische Versuche. Prog. des Kgl. Marien-Gymnasiums zu Posen 1891 und Prog. des Gymnasiums zu Celle 1893.

Unter einer Reihe von etymologischen Erklärungen, die wir hier übergehen, werden auch einige Eigennamen zu deuten versucht, so I S. 17 Cinna, II S. 17 Cāius und (G)navus, Cnaeus (Gnaeus), Naevius, II S. 18 Gracchus, II S. 19 gens Creperia, Crepereia, Crepusia und gens Sempronia. I S. 19 finden wir eine Erklärung des Namens Arminius, mit der der Verfasser wohl wenig Glück haben wird; er glaubt nämlich, daß dem Befreier Deutschlands der Name von den Römern wegen seiner starken Arme und Schultern beigelegt sei. Es ist dabei natürlich nicht ausgeschlossen, fügt Z. zu, daß auch sein deutscher Name infolge einer entfernten Ähnlichkeit — vielleicht begann er mit „irmin“ — zu dieser Benennung mit beigetragen hat. Schon oft ist der Name Arminius römisch erklärt worden (vgl. Kossinna in den Indogermanischen Forschungen II S. 174, wo die ältere Litteratur verzeichnet ist), zuletzt von R. Much in seinem Aufsatze „die Sippe des Arminius“ (Zeitschr. für deutsch. Altert. 36 S. 361), gegen den sich Kossinna in den Indogermanischen Forschungen a. a. O. und in den Wissenschaftl. Beiheften zu der Zeitschr. des allgemeinen deutschen Sprachvereins III S. 126 wendet und nachweist, daß der Name deutsch sei: Arminius ist also als Koseform eines mit Ermin zusammengesetzten Namens, etwa Erminomerus, und damit als deutscher Name gesichert: er ist zugleich der älteste deutsche Heldenname, denn der Suebenkönig Ariovist, Cäsars großer Gegner, führte einen rein keltischen Namen. Den Namen Arminius schreibt O. Roßbach in seiner Florusausgabe IV, 12, 32 (S. 175, 15) nach den besten Handschriften Armenius und erwähnt in der Anmerkung zu dieser Stelle, daß auch Strabo 7, 291 und Dio Cass. 56, 19 Ἀρμένιος haben. In meiner Besprechung des Florus (Liter. Centralbl. 1897 S. 29) wies ich darauf hin, daß auch sonst in den besten Handschriften römischer Autoren Armenius gelesen wird: Tacit. Ann. 1, 55; 2, 88; 11, 16 im cod. Med. und Frontin. Strat. 2, 9, 4 in H(arleianus) und P(arisinus). Velleius Paterculus, bei dem sich auch der Name Arminius findet, kann nicht in betracht kommen, weil zu orthographischen Fragen die handschriftliche Grundlage dieses Schriftstellers zu unsicher ist.

9. Aug. Zimmermann, Über lateinische von Verwandtschaftsbezeichnungen herrührende Praenomina (Jahrb. für class. Philologie 1896 S. 419—420).

In anderen Sprachen werden Verwandtschaftsbezeichnungen gern als Praenomina verwendet, daß dies auch im Lateinischen der Fall ist, weist Z. an folgenden Worten: Aulus, Opiter, Atta, Appius Titus, Annius nach.

D. Wörterbücher und Indices zu einzelnen Schriftstellern.

Während vor einigen Dezennien eine große Zahl von Philologen es als ihre Hauptaufgabe ansah, die alten Schriftsteller durch konjekturale Kritik lesbar zu machen oder diese auf grund der besten Handschriften herauszugeben, hat man sich in letzterer Zeit vielfach damit beschäftigt, die Sprache der einzelnen Schriftsteller aufs genaueste zu durchforschen und Wörterbücher zu einzelnen Schriftstellern mit Angabe sämtlicher Stellen oder auch genaue Wortindices zu denselben auszuarbeiten. Wie es sich von selbst versteht, waren diese Arbeiten rein wissenschaftlich, daneben ging man aber auch vom praktischen Standpunkte daran, Schulwörterbücher für bestimmte Schriftsteller, aber fast nur für solche, welche auf Schulen gelesen werden, oder auch gedruckte Präparationen für Schulschriftsteller zu schreiben. Ob solche Schulwörterbücher und gedruckte Präparationen für die Schule geeignet sind oder welche von beiden den Vorzug verdienen, das zu entscheiden ist hier nicht unsere Sache; wenn man aber nach dem Verbrauch solcher Bücher urteilen will, dann sind Schulwörterbücher und gedruckte Präparationen für den heutigen Stand der Gymnasien, wo von den Schülern im Lateinischen so wenig verlangt und wo so wenig geleistet wird, geradezu ein Bedürfnis. Von wissenschaftlichen Wörterbüchern für einzelne Schriftsteller gehören hierher folgende:

1. H. Merguet, Lexikon zu den Reden des Cicero mit Angabe sämtlicher Stellen. Jena, Verlag von H. Dufft, Bd. 1 1877; Verlag von G. Fischer, Bd. 2 1880; Bd. 3 1882; Bd. 4 1884.

2. H. Merguet, Lexikon zu den Philosophischen Schriften Ciceros mit Angabe sämtlicher Stellen. Jena, Verlag von G. Fischer, Bd. 1 1887; Bd. 2 1892; Bd. 3 1894.

Wir müssen es aufrichtig bedauern, daß von H. Merguet nicht auch zu den Briefen und Rhetorischen Schriften Ciceros ähnliche Lexika mit Angabe sämtlicher Stellen wie die obengenannten ausgearbeitet werden, daß also das Werk ein Torso bleiben soll. Wenn auch die Methode, nach der der Verfasser vor mehr als 20 Jahren seine lexikalischen Schriften zu arbeiten angefangen hat, von der Meusels weit übertroffen ist, was namentlich bei den größeren Artikeln so recht deutlich zu Tage tritt, indem nämlich bei Merguet der Stoff nur nach rein äußerlichen Mitteln geschieden ist, so haben wir doch ein Werk vor uns, besonders das Wörterbuch zu den Philosophischen Schriften, wo der Text von C. F. W. Müller zu grunde liegt, das, weil hier alle Stellen gesammelt sind, für die Spezialuntersuchung der Reden und der Philosophischen Schriften Ciceros geradezu unentbehrlich ist.

3. H. Merguet, Handlexikon zu Cicero. Leipzig, G. Freytag, 1896.

Da die Ausarbeitung eines Lexikons zu den rhetorischen Schriften und Briefen Ciceros nicht zustande gekommen ist, so hat der Verfasser den Versuch gemacht, ein Handlexikon zu Cicero zu schreiben, von dem ein Probeheft (a—adfero) vorliegt. Der Verfasser beschränkt sich hier auf eine Auswahl von Stellen, indem er jedoch alle Schriften Ciceros heranzieht. Die Einrichtung und Anlage ist im ganzen dieselbe wie in den eben genannten lexikalischen Schriften; wenn es aber in der Ankündigung heißt, daß die Anordnung des Stoffes nach syntaktisch-phraseologischen Gesichtspunkten und innerhalb dieser Gruppen die alphabetische Reihenfolge von der Kritik übereinstimmend gebilligt sei, so können wir uns dem nicht anschließen, vgl. auch Arch. 10, 293. Das Unternehmen ist ohne Zweifel an der geringen Beteiligung gescheitert. Das Ganze sollte 640 Seiten umfassen und ca. 24—30 Mk. kosten.

4. A. Gerber et A. Greef, Lexicon Taciteum. Leipzig, B. G. Teubner, 1877—1900. 14 Lieferungen.

Das gediegene Werk hat von seiten der Kritik überall große Anerkennung gefunden; es ist aber auch mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zeichnet sich durch Vollständigkeit der einzelnen Artikel sowie durch strenge Scheidung der verschiedenen Wortbedeutungen aus. Die im Jahre 1888 herausgegebene 7. Lieferung ist noch von beiden Herausgebern ausgearbeitet, die 8. dagegen, welche im Jahre 1890 erschien und den Stoff von meditatio bis nempe umfaßt, nach dem Tode Gerbers allein von Greef beendet. Leider schreitet das Werk nur langsam weiter, so sind seit dem Jahre 1877 im ganzen 14 Lieferungen, also durchschnittlich alle 1½ Jahre eine Lieferung von ca. 7 Bogen erschienen. Wann das ganze Werk vollendet sein wird, läßt sich schwer sagen, die letzte Lieferung schließt mit superus (summus) ab.

Was von Merguets Wörterbüchern zu Ciceros Schriften zu sagen ist, gilt auch von dem

5. Lexikon zu den Schriften Cäsars und seiner Fortsetzer mit Angabe sämtlicher Stellen. Jena, G. Fischer, 1886,

welches derselbe Verfasser herausgegeben hat. Dazu kommt aber auch noch, daß Merguet die veraltete Stereotypausgabe von Nipperdey vom Jahre 1847 zu grund gelegt und daher die neueren Untersuchungen gar nicht beachtet hat, daß ferner eine Reihe von Stellen ganz fehlen und überhaupt der Druck höchst inkorrekt ausgeführt ist. Daher ist auch das Werk von der Kritik scharf mitgenommen.

6. R. Menge et S. Preuß, Lexicon Caesarianum. Leipzig, B. G. Teubner, 1890.

7. H. Meusel, Lexicon Caesarianum. Berlin, W. Weber, 1887—1893.

Über beide Cäsarlexika urteilt Rudolf Schneider in der Berliner Philol. Wochenschrift 1885 No. 21 folgendermaßen: „Beide Lexika ruhen auf dem quellenmäßigen Texte, beide sind lückenlos. In der Einzelausführung streben Menge-Preuß nach Kürze, Meusels Arbeit ist breiter in der Anlage; Menge-Preuß geben an, was ihnen wichtig erscheint, Meusel stellt alles zusammen, was unter irgend einem Gesichtspunkte wichtig erscheinen könnte; Menge-Preuß schließen die Eigennamen aus, weil sie von Dinter mustergültig behandelt seien, Meusel bietet zu Dinters anerkennenswerter Arbeit durch seine selbständigen Sammlungen erhebliche Beiträge; Menge-Preuß haben aus Raumersparnis den Formenindex und die Zusammenstellungen der Verbindungen des Adjektivs mit dem Substantiv und des Adverbiums mit dem Verbum unterdrückt, obwohl sie diese Register bereits ausgearbeitet hatten, Meusel hat sie am Schlusse jedes Artikels angefügt; Menge-Preuß ziehen die Abschnitte von den Partikeln so zusammen, daß an diesen Stellen aus dem Lexikon ein Index wird, Meusel behandelt dieselben mit voller Ausführlichkeit; Menge-Preuß verweisen möglichst oft auf andere Artikel, auch wenn die einschlagenden Stellen nicht unmittelbar hintereinander stehen, Meusel nur, wenn man die Aufzählung des zweiten Artikels ohne Veränderung an der ersten Stelle einschalten kann.“ Aus allen Rezensionen des Meuselschen Werkes, die wir zu Gesichte bekommen haben, geht deutlich hervor, daß das Cäsarlexikon von Meusel ein Meisterstück ist, das hoffentlich allen ähnlichen Werken als Muster dienen wird.

8. Fr. Fügner, Lexicon Livianum partim ex Hildebrandi schedis confectum. Bd. 1 (1—8. Lieferung). A. B. Leipzig 1898, B. G. Teubner.

Bekannt ist es, daß A. Hildebrand, weil. Direktor des Gymnasiums zu Dortmund, eifrig damit umging, ein lexicon Livianum zu schreiben; sein hinterlassenes Manuskript in 5 Bänden reicht bis T, die Zettel sind vollständig erhalten. Für Hildebrand war es zu bedauern, daß es ihm nicht glückte, einen Verleger für sein Werk zu finden, für die Wissenschaft kann es aber nur als ein Gewinn bezeichnet werden, daß das Lexikon damals nicht herausgegeben wurde. Denn so fleißig und sorgsam auch Hildebrand gesammelt und geordnet hat, so entsprechen seine Sammlungen doch nicht den Anforderungen, die wir heute an ein solches Werk stellen. Fügner, in dessen Hände zuletzt nach langen Wanderungen die Vorarbeiten Hildebrands kamen, war daher gezwungen, von neuem alle Stellen zu sammeln oder sammeln

zu lassen, da er bei seiner schweren Arbeit von einer Reihe von Mitarbeitern fleißig unterstützt wurde, indem Al. Reckzey in Berlin adactio—adoro, Herm. Netzker in Dresden adparatus—adsurgo und adulatio—advolvo, E. Ballas in Fraustadt adtendo—adtribuo und aper—attamen, E. Köhler in Bückeburg aedes—aio, F. Schmidt in Iever ala—anxius, G. Wulsch († 2. Juli 1900) in Barmen auctio—audeo, H. J. Müller in Berlin baculum—bustum fertig gestellt haben. Daß das Werk eine der besten Leistungen auf lexikalischem Gebiete ist, das in jeder Weise es verdient, an die Seite des Meuselschen Cäsarlexikons gestellt zu werden, habe ich im Literar. Centralbl. 1898 S. 336, 337 bereits ausgesprochen. Leider sah sich die Verlagsbuchhandlung gezwungen, das Werk eingehen zu lassen, weil sich die genügende Anzahl von Abnehmern nicht fand. Auch der Versuch, die folgenden Bände in kürzerer Fassung herauszugeben, so daß das Werk statt mit 7—8, jetzt mit 3—4 Bänden abgeschlossen werden sollte, glückte nicht, und so ist denn ein für die Wissenschaft hochwichtiges Werk nur ein Torso geblieben, wie auch das Lexikon zu den Schriften Ciceros von Merguet.

9. O. Gradenwitz, B. Kübler, E. Th. Schulze, Vocabularium iurisprudentiae Romanae. Berlin, G. Reimer, 1894. Fasc. I—III.

Vor einigen Jahren ward den eben genannten drei Gelehrten der Auftrag, auf Grundlage der auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin deponierten Wortindices zu den römischen Juristen, über welche v. d. Leyen in der Zeitschr. für Rechtsgeschichte (IV, IX) berichtet hat, ein Wörterbuch der klassischen Rechtswissenschaft mit Angabe sämtlicher Stellen auszuarbeiten. Das Lexikon umfaßt außer den Digesten Justinians folgende einzeln erhaltene Werke: Gai institutiones, Ulpiani regulae und Pauli sententiae, ferner die Excerpta aus klassischen Juristen, welche in den fragm. Vaticana, in der Mosaicarum et Romanarum legum collatio und in der consultatio veteris cuiusdam iurisconsulti enthalten sind. Aus der ersten vorliegenden Lieferung haben wir mit Freuden ersehen, daß die Anlage des Werkes im großen und ganzen dieselbe ist wie die im Cäsarlexikon von Meusel (Forma, Collocatio, Significatio), was jedenfalls der Arbeit nur zum Vorteil gereichen wird. Die Citate sind, was wir besonders hervorheben wollen, kurz und dadurch das Ganze recht übersichtlich. Bei den Wörtern a, ab, abs und accipio, also wohl bei allen größeren Artikeln, ist eine Neuerung eingeführt, die auch bei dem künftigen Thesaurus linguae Latinae recht angebracht wäre, daß nämlich am Anfange eine genaue Disposition des betreffenden Wortes mit Haupt- und Unterabteilungen und mit Angabe

der Seitenzahl vorangesetzt ist. Für die Gediegenheit der Arbeit selbst bürgen die Namen der Herausgeber.

Während sich wohl jeder mit der Einrichtung und Ausführung des Werkes einverstanden erklären wird, scheint uns die Citiermethode für die praktische Benutzung recht unpraktisch zu sein. Die oben genannten einzeln erhaltenen Werke sind nämlich in der üblichen Weise nach Büchern, Titeln und Paragraphen, dagegen die Digesten nach den Seiten und Zeilen der größeren Mommsenschen Ausgabe citiert und zwar so, daß die größeren Ziffern die Seite, die kleinere folgende die Zeile bezeichnet; bezieht sich das Citat auf den zweiten Band der Mommsenschen Ausgabe, so ist über die kleinere Zahl ein Strich gesetzt. Wer nun aber die Mommsensche Ausgabe der Digesten nicht besitzt, und die werden wohl die meisten Philologen nicht haben, der muß in der beigefügten 75 Seiten langen Konkordanz der Seitenzahlen der Mommsenschen Ausgabe mit der gebräuchlichen Einteilung der Digesten erst nachschlagen, um Buch, Titel und Paragraphen seiner Ausgabe zu finden. Was für eine ungeheure Arbeit dies ist, wieviel Zeit mit diesem doppelten Nachschlagen vergeudet wird, kann nur der recht beurteilen, der den Artikel a, ab, abs durchgearbeitet hat.

Das Wörterbuch soll fortan in Lieferungen von 10 Bogen zum Preise von 8 Mk., also ein Bogen zum Preise von 80 Pf. erscheinen; der Umfang des ganzen Werkes ist auf ungefähr 15 Lieferungen berechnet. Wir glauben nicht, daß dies möglich sein wird.

10. F. Hanna, Specimen lexici Persiani. Wien 1892. Progr. des K. K. Akademischen Gymnasiums.

Der Verfasser, der sich eingehend mit den römischen Satirikern beschäftigt hat, bietet uns hier eine Probe eines Lexikons zu Persius, indem er ac, atque, et und que behandelt und zwar mit Angabe sämtlicher Stellen, was man leicht aus einer Vergleichung mit dem Wortindex in der Ausgabe des Persius von O. Jahn ersehen kann. Da Hanna die lexikalischen Arbeiten von Meusel, Gerber, Fügner kennt und sich in der Zerlegung des Stoffes an diese seine Vorgänger anlehnt, so ist auch die Einteilung eine sehr genaue und sorgsame. Die Beispiele hätten etwas knapper citiert werden können. Zu grunde gelegt ist die 2. Ausgabe von Bücheler, doch sind überall die abweichenden Lesarten der Handschriften und Ausgaben angeführt, was zuweilen etwas viel ist und wodurch die Übersicht erschwert wird.

11. E. Ballas, Specimen lexici Corneliani. Pars I. Progr. des Kgl. Gymnasiums zu Fraustadt 1896.

Wenn ein wissenschaftliches Speziallexikon wünschenswert ist, so ist es ein solches zu Cornelius Nepos. Wir freuen uns, daß Ballas,

der durch seine Arbeiten über Livius bekannt ist, ein solches Lexikon auszuarbeiten gedenkt. Als Probe legt er die Artikel a, ab—affero vor. Die Anlage des ganzen Werkes ist die, wie sie Fügner in seinem Liviuslexikon hat, was kein Wunder ist, da ja Ballas am Liviuslexikon mitgearbeitet hat. Wir wünschen, daß der Verfasser Lust und Ausdauer behält und das Werk auch wirklich zu Ende führt, er kann versichert sein, daß sein Lexikon vielen Anklang finden wird. Wie nun heute einmal die Neposkritik ist, wäre es sehr zu wünschen, wenn Ballas nicht eine oder mehrere Ausgaben des Nepos zu grunde legte, sondern einen mit allen Varianten versehenen Text, den er sich freilich selbst aus den Ausgaben und Handschriften herstellen müßte. Zu welchen Resultaten man auf diesem Wege kommen kann, sehen wir am besten bei Meusel, der uns neben seinem Lexikon auch eine neue Ausgabe des bellum Gallicum geschaffen hat und den ganzen Cäsar mit kritischen Noten herausgeben wird.

12. C. Lessing, Historiae Augustae Lexicon. Fasc. I. Berlin 1897. 24 S.

Wir haben es hier mit einer recht gediegenen Arbeit zu thun. Früher schon hat der Verfasser in seinen „Studien zu den scriptores historiae Augustae" gezeigt, daß er seinen Gegenstand nach allen Seiten hin durchgearbeitet hat und ganz beherrscht. Er legt die 2. Auflage von H. Peter (Scriptores historiae Augustae) seiner Arbeit zu grunde, weicht jedoch insofern von ihm ab, als er dem cod. Palatinus einen größeren Wert beilegt als dem cod. Bambergensis, während Peter in einigen Punkten den ersteren codex für älter hält. Lessing ist in der günstigen Lage, eine genauere, sorgfältigere Kollation, die Dessau angefertigt hat, benutzen zu können. In vorliegendem Programm sind die Wörter von a bis adytum behandelt. Die längeren Artikel zeichnen sich durch eine klare, übersichtliche Disposition aus, die Beispiele sind recht knapp, doch so, daß man alles recht gut versteht. Die Citiermethode ist anders als bisher, insofern er nicht die Namen der Schriftsteller anführt, sondern die der behandelten Kaiser, weil es ja nicht ganz sicher ist, von welchen Autoren die einzelnen Biographien verfaßt sind. Wichtig ist es auch, daß der Verfasser die neueren Forscher wie Petschenig, Mommsen, Dessau, Hirschfeld u. a. genau berücksichtigt hat.

13. Segebade et Lommatsch, Lexicon Petronianum. Leipzig 1898, B. G. Teubner.

Da Petron in sprachlicher Hinsicht als Hauptquelle für das Volkslatein überaus wichtig ist, so ist das lexicon auch nicht nur für klassische Philologen, sondern auch für Romanisten eine recht willkommene Gabe

gewesen. Der Begründer des Werkes, der leider zu früh verstorbene Segebade, hatte den Stoff von a—hic fertiggestellt, so daß nur weniges hinzuzufügen und zu ändern war; das übrige lag auf Zetteln vor, was dann Lommatsch so ausarbeitete, daß alles wie aus einer Feder geflossen zu sein scheint. Die Anlage richtet sich im allgemeinen nach dem lexicon Caesarianum von Menge-Preuß; die größeren Artikel sind sehr geschickt gegliedert, bei kleineren nur die Beispiele verzeichnet. Die Verfasser haben die allenthalben zerstreuten Beiträge zur Kritik und Erklärung des Petron, die in den letzten Jahren erschienen sind, gesammelt und bei den einzelnen Stellen hinzugefügt; von älteren Verbesserungsvorschlägen sind nur die sicheren aufgenommen, die zweifelhaften mit Recht weggelassen. Die zuverlässige Arbeit ist in jeder Weise geeignet, über den Sprachgebrauch Petrons rasche und vollständige Auskunft zu geben, und daher ein unentbehrliches Hülfsmittel für die tiefere Erforschung des Volkslateins. Vgl. Literar. Centralbl. 1898 S. 1237 ff.

Erwähnung verdient auch das Werk von

G. A. Saalfeld, De bibliorum sacrorum vulgatae editionis Graecitate. Quedlinburg 1891,

das gewissermaßen ein Nachtrag zu dem tensaurus italograecus des Verfassers ist. Denn er hat sich hier die Aufgabe gestellt, alle diejenigen Wörter, Eigennamen wie Gattungsnamen, die ganz dem Griechischen entlehnt oder aus dem Griechischen abgeleitet sind, mit Angabe aller Stellen aus der Vulgata uns vorzuführen. Neben jedem Worte stehen die griechischen Formen, die deutsche Bedeutung und dann die Fundstellen mit ausgeschriebenem Wortlaut. Die Wörter calix, cincinnus, columba, linum (lineus, linteamen, linteus, linteolum), lippus, pallium (palliolum), pannus, saccus, saliva, die nach des Verfassers Ansicht nicht griechischer Herkunft sein können, werden mit Stellen aus der Vulgata in der Vorrede S. XI—XVI belegt. Nach den angestellten Stichproben und nach der Vergleichung mit der Konkordanz (Concordantiae Bibliorum utriusque testamenti veteris et novi perfectae et integrae, Antverpiae 1585) zu urteilen, muß man die Sammlung von Saalfeld als vollständig bezeichnen, zugleich zeigt sie zum ersten Male den großen Umfang des gräcistischen Wortschatzes in der biblischen Latinität. Seinem Vorsatze gemäß führt der Verfasser die Fremdwörter nur aus der Vulgata an, ohne näher zu bezeichnen, ob das betreffende Wort auch sonst noch vorkommt. Und doch wäre eine kurze Bemerkung durch einen Stern, Kreuz oder dergl. gerade hier sehr erwünscht gewesen, denn jetzt ist man gezwungen, daneben auch noch den tensaurus italograecus zu Rate zu ziehen. Auch vermißt man Noten

der Art, wie sie in dem tens. italogr. für alle Forscher von großem Werte sind. In dem neuen Werke finden sich nur gelegentlich Verweisungen auf des Verfassers tens. italogr. oder auf Rönsch, Itala und Vulgata, dagegen aber sehr oft eine Worterklärung von Du Cange, was bei dem Umstande, daß wohl die wenigsten Leser dies Werk besitzen, als praktisch bezeichnet werden muß. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verfasser bei seiner Sammlung auch dem cod. Amiatinus mehr Beachtung geschenkt hätte. So wird z. B. der Genitiv elephantis mit 1 Machab. 6, 46 belegt, aber nach dem cod. Amiat. ist hier elephanti statt elephantis zu lesen, die Vulgata kennt daher nur die Formen von elephantus. Ebenso hat derselbe codex richtig Darie rex Dan. 6, 6, während Saalfeld (S. 60) Dari rex schreibt. Die Form Dari läßt sich erst recht spät belegen, in der Mitte des 10. Jahrhunderts, in der Historia de preliis (ed. Landgraf p. 97, 16): surge, domine Dari, surge, während Iul. Valer. 2, 32 (p. 104, 12 ed. Kübler), der fast 600 Jahre früher denselben Stoff behandelt, erige te, quaeso, Darie schreibt. Der cod. Amiat. hat nur Ptolomaeus, daher sind die auf Seite 147 angeführten Stellen zu verbessern. Hinter acharis (S. 2) hätte der Verfasser auch die richtige Verbesserung Thielmanns (Arch. 4, 600 ff.) achariter aufnehmen oder wenigstens erwähnen können.

Neben den Spezialwörterbüchern haben wir hier auch eine Reihe von Indices zu nennen. Wie selbst die oberflächlich gearbeiteten indices verborum der französischen und holländischen Ausgaben lateinischer Autoren immer noch für uns nützlich sein können, so gewähren natürlich die heutigen, viel sorgfältiger gearbeiteten Wörterverzeichnisse einen viel größeren Nutzen. Recht gute und zuverlässige indices haben wir von H. Schenkl in seiner Ausgabe Calpurnii et Nemesiani bucolica, Leipzig und Prag 1885, S. 78, von L. Schwabe in seiner Catullausgabe, Berlin 1886, in denen die textkritischen Forschungen zu grunde gelegt und die Belege vollständig gegeben sind. Ein gleich wertvoller index ist von Ad. Brinck in der Tibullausgabe von Ed. Hiller, Leipzig 1885, der sämtliche Wörter und Wortformen des Tibull, Lygdamus und Sulpicia mit Angabe von Buch und Vers enthält. Zu denen, die mit Vorliebe solche indices verborum zu den von ihnen herausgegebenen Ausgaben anfertigen, gehört besonders Alfr. Holder; so besitzen wir von ihm indices zu Rufi Festi Avieni carmina, Ad Aenipontum 1887, vgl. Arch. 4, 329; zu Pomponi Porfyrionis commentum in Horatium. Ebend. 1894, vgl. Arch. 9, 474; zu Caesar. de bello Gallico, Freiburg und Tübingen 1882 und zu de bello civili, Leipzig 1898, von denen die beiden letzten von der Kritik nicht günstig aufgenommen sind. So sagt Menge bei der Besprechung der Arbeit über den gallischen Krieg (Phil. Rundschau

1883, 970): „Referent ist mit lexikalischen Arbeiten nicht unbekannt, so daß er die dabei vorkommenden Schwierigkeiten zu würdigen weiß und zu einem nachsichtigen Urteil geneigt ist. Aber er muß doch sagen, daß dieser Index der Sorgfalt ermangelt, mit der solch eine Arbeit gemacht sein muß, auf die weitere sprachliche Beobachtungen gegründet sein sollen.“ Auch Meusel (Jahresber. über Cäsar 1899 S. 233) urteilt nicht günstig; mit Recht sagt er, daß ein index zum bellum civile überhaupt ganz überflüssig sei, da wir drei große Cäsarlexika besäßen. Im zweiten Bande der Martialausgabe von L. Friedländer, Leipzig 1886, findet sich ein Wörterverzeichnis, das freilich nicht frei von Versehen und falschen Citaten ist und in dem auch manche Partikeln ganz fehlen. Dasselbe ist von Königsberger Studenten zusammengestellt und der index der Ausgabe in usum Delphini nur zur Kontrolle benutzt, vgl. Arch. 3, 564; 4, 148 und Anm. Ein Wörterverzeichnis zu Juvenal, das von Franz Atorf angefertigt ist, ist in der Juvenalausgabe von L. Friedländer, Leipzig 1895 Recht zuverlässige und vollständige indices sind von A. Miodoński in der Ausgabe Wölfflins de bello Africo, Leipzig 1889, von Fr. Marx in dem Werke Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV, Leipzig 1894, von Rich. Krumbiegel zu Catonis de agri cultura liber von H. Keil, Leipzig 1897 (vgl. meine Anzeige im Literar. Centralbl. 1897 S. 1496) und von Otto Keller in der 2. Auflage des ersten Bandes seiner Horazausgabe, Leipzig 1899. Während Miodoński, Marx und Krumbiegel zu den Belegstellen nur ganz kurze Sätze geben, Miodoński auch dann, wenn ein Wort im Texte eingeklammert ist, führt Keller nur die Worte und Wortformen mit den betreffenden Belegen an, die letzte Arbeit ähnelt am meisten dem index von Ad. Brinck. Die letztgenannten indices sind mit rühmlichem Fleiße gearbeitet, wobei auf Deutlichkeit und Übersichtlichkeit großes Gewicht gelegt ist. Siegfr. Lederer hatte die Absicht, ein lexicon Plautinum zu schreiben und hatte bereits die Wörter, die im miles gloriosus enthalten sind, gesammelt, als er erfuhr nonnullos viros doctos idem opus aggressuros esse et brevi fortasse perfecturos. Es war verständig von ihm, daß er von seinem Plane zurücktrat, damit es mit Plautus nicht ebenso ginge wie mit Cäsar, wo zu gleicher Zeit an drei großen Wörterbüchern gearbeitet wurde. In dem index in T. Macci Plauti militem gloriosum, Krems 1891, giebt der Verfasser eine Probe, die nur die Wörter von a—humanus enthält. Diese sind aber nicht lexikographisch durchgearbeitet, sondern nur mit den Wortformen und den Stellen, wo die Formen sich finden, zusammengestellt. Es wäre zu wünschen, wenn recht viele Ausgaben mit knappen, genauen Wörterverzeichnissen, die nicht viel Raum einnehmen dürfen, ausgearbeitet würden. Sie würden

nicht nur für Lexikographen von Fach, sondern auch für Grammatiker vom größten Nutzen sein.

E. Beiträge zu den lateinischen Wörterbüchern.

Abgesehen von den Kommentaren zu lateinischen Schriftstellern, in denen manches Goldkorn verborgen liegt, und abgesehen von den lateinischen Grammatikern und grammatischen Untersuchungen, mögen sie vom historischen oder vom sprachvergleichenden Standpunkt abgefaßt sein, haben wir eine Reihe von Büchern und Schriften zu verzeichnen, die für die lateinische Lexikographie vom größten Nutzen sind. Diese Beiträge sind sehr verschiedener Art. So haben wir zuerst addenda lexicis Latinis zu erwähnen, die die Wörter, welche in den lateinischen Wörterbüchern — gewöhnlich ist das von Georges oder von Forcellini-De Vit zu grunde gelegt — fehlen, mit Angabe der Stellen bringen, dann kleinere oder größere Abhandlungen und Bücher zu nennen, die lexikographische Stoffe behandeln; hierauf werden die Schriften folgen, die über die Sprache der einzelnen Schriftsteller handeln, wobei freilich zu beachten ist, daß gerade dies Gebiet sich mehr mit dem der lateinischen Grammatik berührt und daher über eine Reihe von Schriften in dem Jahresbericht über lateinische Grammatik berichtet werden wird; zuletzt haben wir einzelne Wörter in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt, über die in Zeitschriften, Programmen, Dissertationen und Festschriften bald in größeren, bald in kleineren Aufsätzen und Miscellen gesprochen worden ist.

a) Addenda lexicis Latinis.

1. K. Sittl, Addenda lexicis Latinis (Arch. 6, 107—110).

Der Verfasser giebt hier aus spätlateinischen Schriftstellern eine Reihe bisher unbekannter Wörter (c. 94) und zwar hauptsächlich Vokabeln, die mit t, u, v beginnen.

2. K. Sittl, Addenda zum Tensaurus Italograecus (Arch. 6, 110—116 und 435—446).

Als Sittl (Arch 1, 594) den tensaurus Italograecus von Saalfeld besprach, hob er auch hervor, daß in dem Buche nicht nur aus später Zeit, sondern auch aus der archaischen und klassischen Literatur gar manches fehle, und zum Beweise hierfür führt er aus allen möglichen Schriftstellern der späteren Zeit Beispiele an, die für die Lehnwörterfrage im Lateinischen sehr wichtig sind. Zugleich aber zeigen diese Sammlungen eine Belesenheit des Verfassers, die wirklich staunenswert war.

3. C. Weyman, Addenda lexicis (Arch. 9, 137—139).

Aus „Apogrypha anecdota“ now first edited from manuscripts by Montague Rhodes James (Cambridge 1893. Texts and Studies. Vol. II No. 3) führt Weyman 37 Wörter auf, von denen einige bisher noch nicht bekannt waren, andere sind wohl bekannt, kommen aber sehr selten vor; von einigen Wörtern sind die Formen und Konstruktionen sehr beachtenswert, so z. B. apparere und obviare in transitivem Gebrauch und uti mit dem Genitiv.

4. A. Souter, Aus Augustin (Arch. 10, 412) und Addenda lexicis Latinis (Arch. 10, 541—543).

Aus der Lektüre spätlateinischer Schriftsteller, besonders aus Augustin, hat der Verfasser eine Reihe von Wörtern und Wortformen gesammelt, die sich im Lexikon von Georges nicht finden.

5. John E. B. Mayor, Addenda lexicis Latinis (Comment. Wölfflin. S. 131—135).

Auch Mayor führt wie Sittl und Souter aus spätlateinischen Schriftstellern eine Reihe von Wörtern auf, er hat nur solche, die mit u und x anfangen, ähnlich wie Sittl. Bei einer Vergleichung meinerseits stellte sich heraus, daß Mayor auch folgende Wörter nennt (văcuefactio, vallensis, vaniter, vaporabilis, vecticulus, vehiculator, vellelus, vernor, vetatio, vicenus, viliabundus, viridiariolum, viscatura, vitrinus, vituperium), die bereits Sittl hat; venundatio führen alle drei an, Sittl aus Cassian und den Glossen, Souter aus Augustin, Mayor aus den Glossen, Hieronymus und Cassian.

b) Bücher und Abhandlungen.

1. Henry Nettleship, Contributions to Latin Lexikography, Oxford 1889.

Das vorliegende Werk besteht aus zwei ungleichartig gearbeiteten Teilen, von denen der erste (S. 1—391) allein den Buchstaben A umfaßt, der zweite (S. 391—609) die Wörter mit den übrigen Buchstaben. Diese Ungleichheit ist dadurch entstanden, daß der ursprüngliche Plan, ein lateinisch-englisches Wörterbuch als Seitenstück zu dem griechisch-englischen Lexikon von Liddel und Scott zu schreiben, aufgegeben wurde und daß der Verfasser, während der Buchstabe A fast vollständig ausgearbeitet war, von den übrigen Buchstaben nur das bot, was in den lateinischen Wörterbüchern in England fehlte und was daher als eine wertvolle Ergänzung dienen kann. Unter A findet sich eine Reihe von Wörtern, die in dem Lexikon von Georges fehlen, wie z. B. abundabilis, accentio u. a., dagegen sind die Eigennamen und die Ableitungen davon in weiterem Umfange als bisher behandelt. Auch ist der Stoff nicht allein aus den späteren Schriftstellern genommen, sondern es ist auch

aus der archaischen und klassischen Periode viel Wertvolles hier gesammelt. Ein großer Vorzug ist, daß wir hier keine trockene Aufzählung der Stellen vor uns haben, sondern erforderlichenfalls Erörterungen über Ableitung, Bedeutungsentwickelung, vergleichende Zusammenstellungen, grammatische Notizen wie auch antiquarische Bemerkungen vorfinden, überall tritt uns eine eingehende Kenntnis und eine große Vertrautheit mit der nötigen, vielfach recht zerstreuten philologischen Literatur entgegen. Die vorausgeschickte Übersicht der Schriftsteller und benutzten Bücher zeigen am besten, welchen gewaltigen Stoff der zu früh verstorbene Gelehrte († 15. Juli 1893) hier verarbeitet hat.

2. H. Rönsch, Semasiologische Beiträge zum lateinischen Wörterbuch. 3 Hefte. Leipzig 1887—1889.

Nach dem Titel zu urteilen könnte man glauben, daß das genannte Buch ein Werk wäre, das auf den Prinzipien von Heerdegen aufgebaut ist; das ist hier aber nicht der Fall, vielmehr enthält es weitere Belege zu den Wortbedeutungen, die bereits bekannt sind, wie auch solche Bedeutungen, die ungenügend belegt waren oder bisher ganz unbezeugt geblieben sind. Auch lesen wir eine Reihe von Wörtern, die noch nicht in den Wörterbüchern zu finden, die aber für die Bildung von neusprachlichen Wörtern wichtig sind, so z. B. arcarius bei Rufin. Interpr. Iosephi Antiqu. XII 14 und 17, frz. archier. Das Buch ist ein rühmendes Zeugnis für den Fleiß und die große Belesenheit des Verfassers, der seine Sammlungen teils der kirchlichen teils der volkstümlichen Latinität mit Einschluß der Scholien und Glossen entnommen hat, also einem Gebiete, das gewöhnlich für Philologen schwer zugänglich ist und deshalb auch von dem Lexikographen bisher wenig beachtet und verwertet worden ist. Besonders wichtig ist das Buch für Romanisten. In drei Heften ist der Stoff vom Verfasser bearbeitet, im ersten steht das Substantiv, im zweiten die Adjektiva und Pronomina, die Adverbia und Adverbialia, im dritten die Verba.

3. G. Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn 1901.

Schon nach wenigen Jahren ist eine neue Auflage dieses für Romanisten und Latinisten so überaus wichtigen Wörterbuches erschienen, jedenfalls der beste Beweis, ein wie nützliches, jetzt schon unentbehrliches Werk der Verfasser geschaffen hat. Wir besitzen in der vorliegenden Auflage — die erste Auflage ist 1891 erschienen — eine wirklich sehr vermehrte und verbesserte, denn von 8954 Artikeln ist der Stoff auf 10 469 gestiegen, auch finden wir innerhalb der einzelnen Artikel viele neue Zusätze und Verbesserungen. An Vollständigkeit hat der

Verfasser natürlich gar nicht gedacht, wie ja überhaupt ein derartiges Werk nie vollständig sein kann. Auch muß noch erwähnt werden, daß nur die romanischen Schriftsprachen behandelt sind, die Mundarten dagegen nur gelegentlich Berücksichtigung gefunden haben. Denn da sicheres lexikalisches Material für die so zahlreichen Mundarten des Romanischen nur erst verhältnismäßig wenig gesammelt und gesichtet ist, so schien die Zeit noch nicht gekommen für eine systematische Einbeziehung der Mundarten in das romanische Gesamtwörterbuch. In einer Anzeige dieser neuen Auflage (Arch. 12, 287) heißt es: Es wäre die schönste Art des Dankes, wenn die zahlreichen Benutzer des Buches ihre Bemerkungen dem Verfasser mitteilen wollten. Nun so mögen hier einige Kleinigkeiten folgen. Bei folgenden Wörtern konnte noch berücksichtigt werden: bei balqa (No. 1193) Wölfflin, Die neuen Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 107; bei bonacia (No. 1500) die Bemerkungen Gröbers im Petron von Friedländer S. 314; bei favonius (No. 3664) Kluge, Etymologisches Wörterbuch S. 114 und Grimm, Deutsches Wörterbuch III 1869; bei hama (No. 4468) Grimm a. a. O. I 191; bei impropero (No. 4794) Rönsch, Itala und Vulgata S. 368 und Keller, Lat. Volksetymologie S. 156; bei latrocinium (No. 5466) Keller a. a. O. S. 132; bei mandra (No. 5872) Traube, Philologus 1895 S. 132; bei matus (No. 6020) Gröber im Petron von Friedländer S. 232 und Keller a. a. O. S. 172; bei mulus (No. 6362) G. Meyer. Indogerm. Forschungen I 322; bei quietus (No. 7669) Suchier, Comment. Woelfflin. S. 71; bei sagma (No. 8264) Seelmann, Aussprache des Latein S. 327; 349. Die Sternform *cardellus (No. 1929) bezeugt Götz, Comment. Woelfflin. S. 128; *transalire (No. 9689) steht Corp. Gloss. ed. Goetz II 200, 50. Devenire (No. 2953) in der Bedeutung „werden" belegt Rönsch, Semasiologische Beiträge III 28 und focus (No. 3871) „Feuer" ders. a. a. O. I 32; labor (No. 5356) „Feldarbeit" Geyer, Kritische und sprachliche Erläuterungen zu Anton. Plac. Itiner. S. 61; bei hostis (No. 4639) möchte ich darauf aufmerksam machen, daß das Wort auch in der Historia de preliis des Archipresbyters Leo ed. Landgraf p. 48, 2 in der Bedeutung „Heer" vorkommt, wie auch daselbst p. 123, 5 inimici für „Feinde" im politischen Sinne gebraucht ist. Hierzu bemerkt Landgraf, daß in dem von Hieronymus neu revidierten Italatexte des Neuen Testaments und des Psalters sich ebenfalls nur inimici findet, während die von demselben selbständig übersetzten Teile des Alten Testamentes beide Wörter aufweisen. Bei finis (No. 3776) ist die Bedeutung „Steuer" zuzufügen, die Rönsch, Semasiologische Beiträge I 32 erwähnt, was vielleicht das Grundwort für ital. finanza war. Der italienischen Präposition eccettuato entspricht exceptato in einer Urkunde bei Muratori, Ant. It. II p. 771 a, 847, vgl. Geyer

a. a. S. 3. Über amantes (Taue), das bei Körting fehlt, vgl. Keller a. a. O. S. 108 und über offensa P. Meyer, De Ciceronis in epist. ad Attic. sermone 1887 S. 17. Mit ags east (No. 3163) hängt sicherlich auch der auf Madeira gebräuchliche Name leste für den aus den Wüsten Afrikas, also von Osten kommenden Wind zusammen, vgl. Pletzer, Aus dem Süden S. 214; 225. Zuletzt möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß sich in dem Buche von E. Appel, De genere neutro intereunte in lingua Latina, Erlangen 1883, gar manches aus dem Spätlatein findet, was der Verf. hätte verwerten können.

4. Ferd. Barta, Über die auf die Dichtkunst bezüglichen Ausdrücke bei den römischen Dichtern. Progr. zu Linz 1889 und 1890.

In dieser fleißigen Arbeit, welche die Dichter von Plautus bis Ausonius umfaßt, sind die Ausdrücke gesammelt, über die der römische Dichter verfügt, um seine dichterische Thätigkeit zu bezeichnen. Wir erkennen hieraus, daß die Wahl des Ausdrucks nicht dem Zufall überlassen wird, daß vielmehr der Sprachgebrauch für den Dichter maßgebend ist. In der Regel hat der Dichter für jede einzelne Dichtungsart verschiedene Ausdrücke gebraucht, um das Erhabene und das Tändelnde, das Schwierigere und das Leichtere zu bezeichnen. Im 1. Teil sind die Ausdrücke für „dichten“ und „Dichter“, im 2. Teil die für „Gedicht“ besprochen.

Die gewöhnlichsten Ausdrücke für „dichten“ sind canere; cantare; componere (verfassen in Prosa und Poesie); condere (zusammenfügend verfassen); dicere (anstimmen, singen); vom Spinnen und Weben entlehnt sind ducere und deducere (den Faden fortspinnen, fein ausspinnen); facere; an die Thätigkeit der Biene erinnert fingere (bildend schaffen); loqui (von Horaz oft von seiner melischen Poesie gebraucht); ludere (Lieder leichten Schlags oder Jugendgedichte dichten); pandere (eröffnen, kundthun aus Dichtermunde); pangere (aneinanderfügen, dichten); scribere ein sehr gebräuchlicher Ausdruck für die schriftstellerische Thätigkeit des Dichters; selten sind: agere; audere; effundere (fundere); modulari; (emodulari); evigilare (vigilare); ferire; frangere (calamos); (comis) garrire (libellos); hiscere; illinere; illudure; iocari; manare; meditari; nectere; poetari; referre; sonare; stringere; tenuare; texere (contexere, detexere, pertexere, subtexere); versificare.

Für „Dichter“ werden gebraucht: vates (der gottbegnadete Sänger) im Gegensatz zu poeta (der Dichter als künstlerischer Bildner); scriptor; seltenere Ausdrücke sind: artifex; bardus; compositor; conditor; fidicen; lusor, oder es werden statt des Dichternamens auch Umschreibungen angewendet, so für Valerius Flaccus: qui per freta duxit Argonautas u. a.

Die gebräuchlichsten Ausdrücke für „Gedicht, Dichtung, Sang" sind: carmen; libellus (Büchlein, Gedichtsammlung); liber; opus; opusculum; poema; scriptum; versiculi (kurze Gedichte); versus; seltenere Ausdrücke für Dichtung, die zum Teil nur eine gewisse Art derselben bezeichnen, sind: amores (Liebesgedicht); apinae (poetische Kleinigkeiten); arma (Heldengedicht); camena (Lied); cantilena (Liedlein); cantus; charta; coeptum; deliciae; ecloga; elegeia; elegi (Elegien); elegidion; epigramma; epodos; epos; hendecasyllabi; honores (Loblied); ignes (verliebte Verse); iambi; ineptiae (ineptiolae); ioci; littera; ludicra; lusus; melos (die Weise des Liedes); modi (Töne, Melodie); monumenta; munera (poetische Gaben); musa; neniae; nequitiae; nugae; numerus (Versfuß); otium; pagina; pes; poesis; scriptura; verba; volumen (Schrift, Buch); ferner comoedia; cothurnus; soccus; tragoedia; satira, sodann avena (Hirtenpfeife zur Bezeichnung der einfachsten Gattung des idyllischen Gesangs); barbitos (Laute); chelys = testudo; cithara; fides (Laute, Lied); lyra; plectrum; tibia; tuba; testudo (Leier). Oft wird die Dichtung durch ein einfaches Pronomen bezeichnet, z. B. aliquid Galli ein Stück des Gallus; me legit sagt Martial, vgl. Platen: „Mein Lohn ist groß, wenn mich die Freunde lesen;" nicht selten steht der Name des Schriftstellers statt des Werkes, z. B. Naso legendus erat.

5. Joh. Babl, De epistularum Latinarum formulis. Progr. Bamberg 1893.

Verf. behandelt seinen interessanten Gegenstand in 4 Abschnitten: de salutandi formulis, de epistularum prooemiis, de valedicendi formulis, de diei locique subscriptione. In älterer Zeit pflegte man, indem der Name des Schreibers dem des Adressaten voranging (was sich freilich in späterer Zeit änderte), salutem dicit und salutem plurimam dicit gewöhnlich in abgekürzter Form S. D. und S. P. D. zu sagen, auch gebrauchte man salutem mittit, salutem impertit, salutem donat. Das Verbum kann auch fehlen, so daß bloß Salutem oder Salutem Plurimam oder auch Salutem Multam geschrieben wurde. Seit dem dritten Jahrhundert traten zu salutem andere Zusätze, wie in Deo patre, in Domino, in Christo u. a. In vertraulichen Briefen ließ man auch die Begrüßungsformel ganz weg, so z. B. Cicero Ligario, oder es wurden andere Formeln mit salutare, salvere iubere, salve dicere, ave, gaudere et bene rem gerere angewandt. — Zu dem Namen des Schreibers und dem des Adressaten konnten auch nähere Bezeichnungen zugesetzt werden, wie z. B. M. Cicero Imper. S. D. Cn. Sallustio Proquaest. oder Tullius Terentiae suae, je nachdem der Brief in vertraulicher oder feierlicher oder wichtiger Form gehalten war. Ein Wandel trat mit dem 2. Jahrhundert n. Chr. ein, wo oftmals dominus, pater, frater oder besonders

Superlative wie amplissimus, amantissimus, beatissimus u. a. zugesetzt wurden; so heißt es in einem Briefe des Salvian: Domino ac beatissimo discipulo, patri, filio, per institutionem discipulo, per amorem filio, per honorem patri, Salonio episcopo Salvianus. In dem prooemium pflegte man häufig si vales, bene est oder si vales, bene est, ego quidem valeo (abgekürzt s. v. b. e. q. v.) oder ähnliche Formeln wie si vos liberique vestri valetis, bene est, ego valeo u. a. anzuwenden, wobei für bene est auch gaudeo gesetzt wurde. In späterer Zeit trat auch wieder ein Wandel ein, so heißt es z. B. valeo quantum sinit aeger animus u. a. m. Während die Abschiedsformeln zuerst sehr einfach waren, wie z. B. vale, valete, salve, wurden dieselben sehr bald durch Zusätze erweitert, so semper vale, semper valete, etiam atque etiam vale, iterum atque iterum ac porro in longam senectutem bene vale, fac valeas, fac ut valeas, vale in Christo u. a. Zuletzt mag noch erwähnt werden, daß der Tag und der Ort bei Absendung der Briefe in alter Zeit gewöhnlich am Ende standen und zwar fast immer der Tag vor dem Orte; nie findet sich der Ort ohne Angabe des Tages, oft aber der Tag ohne Nennung des Ortes; der Ort steht gewöhnlich im Ablativ, auch können die Präpositionen ex und ab hinzutreten, seltener ist der Lokativ (nicht Genitiv, wie der Verfasser sagt), doch nur, wenn data zugesetzt ist.

6. Aug. Engelbrecht, Das Titelwesen bei den spätlateinischen Epistolographen. Wien 1893.

Aus dem Titel ersieht man, daß wir eine ähnliche Schrift wie die von Babl vor uns haben; sie bildet in mancher Beziehung zu derselben eine Ergänzung, indem der Verfasser die wichtigsten Vertreter der erhaltenen Briefliteratur vom 4. bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts in den Kreis der Betrachtung gezogen hat. Absichtlich läßt er die vor dem 4. Jahrhundert verfaßten Briefsammlungen unberücksichtigt, weil die Schreiber im allgemeinen in der Art, ihre Briefe zu überschreiben und die Adressaten anzureden, der antiken Einfachheit huldigten. Als die Zeit, wann eine regelrechte ceremonielle Titulatur bei den lateinischen Schriftstellern in Gebrauch gekommen ist, weist der Verfasser aus den Papstbriefen das 4. Jahrhundert nach, da erst jetzt das altrömische tu der Briefe wie die altrömische Art, die Briefe zu überschreiben, durch konkret gebrauchte Abstracta, beziehungsweise weitläufigere Überschriften verdrängt wurden. Eine solche Anrede und Überschrift findet sich vielleicht zuerst in dem Schreiben der zum ersten arelatanischen Konzil im Jahre 314 versammelten Bischöfe an den Papst Sylvester I. Nach Feststellung dieser Thatsache bespricht Engelbrecht an den einzelnen Schriftstellern die Titel und Titulaturen in der Überschrift oder im Text der Briefe, wobei stets beachtet ist, ob der

Schreiber die Briefe an Freunde, Beamte oder an hochgestellte Personen wie Kaiser und Päpste gerichtet hat, ob es Titel für Geistliche und Laien oder für intime Freunde sind. Die behandelten Schriftsteller sind folgende: Symmachus (S. 5—19), Ambrosius (S. 19—24), die Papstbriefe vom Jahre 352—440 (S. 24—26) und vom Jahre 461—523 (S. 38—40), Hieronymus (S. 26—29), Augustin (S. 29—36), Leo der Große (S. 36—39), Apollinaris Sidonius (S. 40—43), Alcimus Avitus (S. 43—47) und Ennodius (S. 47—52). Besonders wichtig für die Lexikographie ist die am Ende der Abhandlung zusammengestellte alphabetische Ordnung der Titel und der Epitheta honorifica, wobei der Verfasser immer angegeben hat, ob man es mit offiziellen Titeln, Freundschaftstiteln, Höflichkeitstiteln, Standestiteln zu thun hat und ob sie für Geistliche oder weltliche Personen bestimmt sind. Über die gediegene, hoch interessante Abhandlung vgl. noch meine Anzeige in der N. Philolog. Rundschau 1893 S. 148—151.

7. C. Rittweger, De equi vocabulo et cognominatis. Dissert. Halis 1890.

Der Verfasser hat die eingelaufenen Archivzettel, die ihm von Professor Wölfflin zur Verfügung gestellt waren, in oben genannter Dissertation verarbeitet. Er behandelt folgende Wörter: equus, equa; admissarius (amissarius, emissarius, messarius, armessarius); canterius (canterinus); caballus (caballio, caballa); mannus; burrichus (buricus); veredus; paraveredus (Pferd); parhippus und zuletzt iumentum, indem er mehr oder weniger ausführlich über den Ursprung, Form, Gebrauch, Bedeutung u. dergl. der einzelnen angegebenen Worte spricht. Am ausführlichsten ist die Untersuchung über equus, equa und caballus, das zuerst aus Satiren nachgewiesen werden kann und der Volkssprache angehört; der Verfasser giebt eine historische Übersicht von dem Vorkommen desselben in der lateinischen, besonders spätlateinischen Literatur. Zu beachten ist, daß es das Grundwort für die Bedeutung „Pferd“ in den romanischen Sprachen geworden ist. Als Ergänzung zu dieser Arbeit hat Rittweger im Arch. 7, 324—333 auch eine Übersicht über die poetischen Ausdrücke für „Pferd“ gegeben und hier die Wörter quadrupes, quadrupedans, sonipes, cornipes, alipes, iugales, biiugi (biiuges), quadriiugi (quadriiuges) besprochen. Aus der Dissertation veröffentlichte Wölfflin (Arch. 7, 313—323) einen freien Auszug mit einigen Abänderungen und Zusätzen unter dem Titel: „Was heißt das Pferd?“

8. Franz Cramer, Was heißt „Leute“? (Arch. 6, 341—376).

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile, einen historischen und einen lexikalischen. Im ersten Teil hat der Verfasser die Wörter, die

hierbei in betracht kommen, wie populares, mortales, populus, gentes, homines etc. besprochen und gewöhnlich das erste Auftreten in der Bedeutung „Leute" nachgewiesen und dabei den Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller erwähnt, dann geht er dazu über, die Wörter in den einzelnen Ländern wie Afrika, Italien, Gallien, Spanien, Britannien zu besprechen und die Schriftsteller auf die oben erwähnte Frage hin zu durchmustern. Wichtiger ist für uns der zweite, lexikalische Teil. Hier behandelt er folgende Wörter und belegt die Bedeutung mit den nötigen Stellen, indem er gelegentlich auf den ersten Teil, wenn hier über ein Wort eingehend gesprochen ist, verweist: 1. Sing. gens und Plur. gentes mit den Bedeutungen: a) Glieder eines Volkes; b) Bewohner; c) Kriegsleute (Kriegsscharen); d) Zusammeneilende oder bereits versammelte Leute; e) Leute schlechthin. 2. Sing. homo und Plur. homines, wobei zu bemerken ist, daß „homines Leute" namentlich in der Verbindung mit attributiven Bestimmungen vorkommt. In den meisten Fällen ist die Übersetzung „Menschen" ebenso zulässig wie „Leute", doch fehlt es auch nicht an Stellen, wo „Leute" allein passend erscheint. Für „Leute = man" wird eine Stelle aus Columella (11, 1, 26) angeführt: nihil agendo homines male agere discunt. Homines kann auch im prägnanten Sinne „gewöhnliche Leute" wie Angehörige eines Volkes bedeuten, ebenso Mannschaften im militärischen Sinne, Bewohner, Unterthanen, Untergebene, Dienstleute. 3. Mortales gebraucht Cicero nur mit vorgesetztem multi, omnes, cuncti; Cäsar vermeidet überhaupt diesen Gebrauch von mortalis, während Sallust es mit und ohne Zusatz im Sinne von homines anwendet. Über andere Schriftsteller spricht Cramer noch S. 367. 4. Multitudo. 5. Mundus. 6. Natio und nationes. 7. Personae, in der juristischen Literatur z. B. bei Ulpian. 8. Plebecula = „Leute" (vgl. unser „Leutchen") und plebeculae. 9. Sing. plebs, das Statius mit Vorliebe anwendet, wo es sich an einigen Stellen mit „Leute" wiedergeben läßt; bei den christlichen Autoren steht plebs im Sinne von „Gemeinde"; Plur. plebes in der Bedeutung „Leute" und dann „Laien, Gemeinde oder Gemeinden". 10. Populares „Landsleute". 11. Sing. populus: a) Bewohner; b) Kriegsleute; c) Zusammenströmende oder zusammenbefindliche Volksmenge, oft soviel wie unser „Publikum"; d) Leute schlechthin; Plur. populi: a) Volksgenossen, Glieder eines Volkes; b) Leute einer Stadt = Bewohner; c) Leute eines Landesherrn, Unterthanen; d) Kriegsleute; e) Zusammenkommende oder bereits zusammenbefindliche Leute, sei es, daß von einer bestimmten Versammlung (Publikum im Theater, Cirkus) oder von einer zufälligen Menschenversammlung die Rede ist; f) Leute schlechthin. Zuweilen bedeutet populi geradezu „Menschen", auch dient es zur Bezeichnung der „gewöhnlichen Leute" sowohl im verächtlichen Sinne wie auch im Sinne

von „Weltmenschen“. Zu populi „Leute“ tritt ein Attribut, und zwar gewöhnlich ein Zahl- oder Quantitätsbegriff; in der Bedeutung „Laien“ findet sich populi erst im Kirchenlatein, ja populi kommt bei Augustin. Civ. Dei 7,9 sogar im Sinne von „Heiden“ vor. 12. Sing. turba (= multitudo) und Plur. turbae (Getriebe der Welt). 13. Viri. 14. Volgus (vulgus) meist soviel wie „gewöhnliche Leute.“

9. Anton Funck, Was heißt „die Kinder“? Arch. 7, 73—102).

Aus der Vorbemerkung heben wir als beachtenswert hervor, daß liberi nicht nur Kinder, sondern auch ein Kind bezeichnen kann, daß der Sing. liber erst in später Zeit und zwar recht vereinzelt auftrat, so daß diese Bildung kaum als wirklich in der Sprache lebendig genannt werden kann. Der Grund hierfür mag der gewesen sein, daß man den Sing. liber (Kind) mit dem Adjektiv līber (frei) und, wenn man nicht genau war, auch mit dem Substantiv lĭber (Buch) leicht verwechseln konnte.

Hierauf zieht der Verf. folgende Wörter: liberi, nati, pueri, filii, parvuli, infantes in den Bereich seiner Betrachtung, von denen sich im allgemeinen sagen läßt, daß liberi und pueri durch nati, dann durch filii, parvuli und infantes zurückgedrängt wurden, ohne daß sie doch ganz verschwunden sind, daß allmählich die Wörter, welche in den romanischen Sprachen fortlebten, zur Geltung kamen.

Bei dem Worte liberi (die freien Hausgenossen im Gegensatz zu servi) betrachtet Funck zuerst die substantivischen Verbindungen mit coniunx (uxor) und parentes. Was die erstere betrifft, so kommt sie sehr häufig vor, wobei zu bemerken ist, daß gewöhnlich coniunx (uxor) voransteht. Mit dem Zurücktreten von liberi dringen andere Wörter in diese Verbindung ein, wie nati, selten pueri, häufig namentlich in späterer Zeit filii, äußerst selten infantes, bei den Kirchenschriftstellern auch parvuli, wenn auch die Belege hierfür nicht eben zahlreich sind. Wenn man die Ausdrücke nimmt, welche die Eltern mit den Kindern in Beziehung setzen, so ist die Zusammenstellung von parentes mit liberi ganz gewöhnlich, dagegen mit nati spärlich, öfter kommt sie mit pueri, recht oft mit filii vor, wenig dagegen mit infantes und parvuli. Wie bei den substantivischen Verbindungen, so dringen auch in die verbalen Redensarten wie liberos procreare (auch wohl creare, generare und gignere) und liberos educare die genannten Konkurrenzwörter bald mehr, bald weniger ein. Zuletzt fügt der Verf. noch eine stilistische Bemerkung hinzu und erwähnt auch, daß der Ausdruck liberi seine Grenze erweitert, daß er allgemein für „Nachkommen“ auch im 3. und 4. Gliede gesagt wurde.

Nati für „Kinder“ ist im alten Latein selten, bis mit den augusteischen Dichtern ein Wandel eintrat; namentlich seit Virgil und

Ovid gehört der Ausdruck nati für alle Zeiten zu dem festen Bestandteile der daktylischen Poesie, da liberi von der daktylischen Kunstpoesie völlig ausgeschlossen war; in der Prosa dagegen tritt nati sehr zurück.

Die ursprüngliche Bedeutung von puer ist „das Junge, das Kleine", und gerade am Plural pueri läßt sich beweisen, daß dem Worte die Beziehung auf das kindliche und kindische Lebensalter wesentlich ist. Wie bei liberi so veranschaulicht auch bei pueri die stehende Verbindung am klarsten die Eigenart des Wortes: senes mulieres (feminae) pueri, in die auch die Konkurrenzwörter eindrangen, wobei aber zu bemerken ist, daß pueri immer mehr zurücktritt und in der späten Latinität ganz fehlt, wie ja auch pueri in den romanischen Sprachen nicht nachzuweisen ist. Zuletzt werden noch Stellen angeführt, die das puerile an pueri hervorheben.

Bei filii, dessen Grundbedeutung „Säugling" ist, bemerkt Funck, daß aus der ganzen älteren Latinität bis ins 1. Jahrhundert n. Chr. hinab nicht eine einzige Stelle verzeichnet ist, wo an deutlichen Merkmalen zu sehen wäre, daß filii nicht „Söhne" heißen könne, sondern „Kinder" heißen müsse. Dagegen muß betont werden, daß schon von Plautus an eine ganze Reihe von Stellen zu finden ist, welche so unbestimmt gehalten sind, daß sie die weitere Auffassung nicht nur zuließen, sondern selbst begünstigen. Während im 1. Jahrhundert n. Chr. Stellen sich nachweisen lassen, wo filii thatsächlich bereits für „Kinder" gesagt ist, so war der Abusus gegen Ende des folgenden Jahrhunderts bereits so weit zum Usus geworden, daß Tertullian mehrmals, wo er bei filii nur an „Söhne" gedacht wissen wollte, einen Zusatz nötig fand. Bei den Juristen und den Kirchenschriftstellern sind die Belege für den erweiterten Sinn von filii sehr groß.

Erst im 1. Jahrhundert n. Chr. tritt parvuli als Substantiv auf und zwar recht vereinzelt; es änderte sich aber die Sache mit dem Auftreten der ersten kirchlichen Schriftsteller, so ist z. B. bei Augustin parvuli das durchaus herrschende Wort für „Kinder". Dagegen verhielt sich die Sprache der Gesetze und Urkunden lange Zeit dagegen abwehrend.

Die weiteste und allgemeinste Verbreitung in den neueren Sprachen fand infantes. Im Lateinischen blieb die Erklärung von infans (in-fari) lange im Bewußtsein, und daher wurde zu allen Zeiten das Wort vorwiegend für das frühe, zarte Kindesalter angewendet. Als Substantiv findet sich infans schon früh und kommt auch an solchen Stellen vor, die zur weiteren Auffassung des Wortes auffordern, die dann noch mehr bei Medizinern und Kirchenschriftstellern sich nachweisen läßt.

10. Anton Funck, Satur und die davon abgeleiteten Wörter. Progr. Kiel 1888 (auch in gekürzter Form im Arch. 5, 33—48).

Satur (satt, gesättigt, voll) muß als die allein gebräuchliche Form angesehen werden, da saturus sich recht spät findet, so in den Schol. zu Iuven. 3, 293 ed. Schopen p. 22, 7 und im cod. Leid. 67 E, vgl. Loewe Prodr. 410, und der Versuch Augustins (M. 47, 1143), das Adjektiv durch die Normalform saturus auf den richtigen Weg zu bringen, ist fehlgeschlagen; auch insaturus kommt nur Coripp. Ioh. 3, 368 vor. Was die etymologische Erklärung betrifft, so hat auch die vergleichende Sprachforschung nicht vermocht, die eigentümliche Form aufzuklären. Am häufigsten kommt satur bei den Schriftstellern vor, die durch die Natur ihrer Stoffe darauf geführt wurden, bei den Komikern und Satirikern, und, wenn auch selten, in der klassischen Sprache Ciceros; in der späteren Zeit bei den christlichen Schriftstellern sind die Beispiele spärlich, ohne jedoch ganz aus der Literatur zu verschwinden. Satur wird von Menschen und Tieren gesagt, Komiker und Lukrez gebrauchen es nur von Menschen, was auch als das gewöhnliche angenommen werden kann. Aber das muß besonders hervorgehoben werden, daß satur wie unser „voll“ von Trunkenen und daher Ausgelassenen äußerst selten ist und erst spät in einem Fragment des Petron und bei Augustin vorkommt. Interessant ist, was Funck über per saturam (S. 13—20) sagt. Einige Nationalgrammatiker bringen diese Formel mit lex satura zusammen, obgleich an keiner einzigen Stelle legem neben per saturam gelesen wird, andere verweisen auf die sakrale lanx satura. Es ist zu beachten, daß nicht nur außer diesen Stellen bei Grammatikern in der Literatur der Ausdruck lanx satura nirgends vorkommt, sondern auch die alten Gelehrten von der Sache durchweg wie von einer mit Citaten zu belegenden Antiquität sprechen. Aus der Untersuchung hat sich folgendes ergeben: „Zu der am Adjektiv satur erwiesenen Bedeutung „voll“ tritt in der Wendung „per saturam“ die der bunten, mannigfaltigen Fülle. Diese scheint erst auf dramatische, dann auf andere Dichtungen in der Weise übertragen zu sein, daß zuerst kollektivisch die Dichtung, welche die Mannigfaltigkeit des täglichen Lebens in wechselnden Formen zur Anschauung brachte, Satura (vielleicht in Erinnerung an die satura lanx oder lex) genannt wurde, dann der Name auch auf einzelne Gedichte angewendet wurde.“ Vgl. auch Schanz, Geschichte der römischen Litteratur I 19. Eingehend spricht auch Funck über saturitas (S. 20—26), ein in der vorchristlichen Literatur ziemlich seltenes Wort, das aber aus der christlichen Zeit besonders häufig belegt werden kann. Saturare (S. 26—33) kommt in allen Zeiten sowohl in einfacher wie in übertragener Bedeutung vor. Sonstige

Bildungen, die kurz besprochen werden, sind: satullus, satullare, obsatul(l)are; saturator (ἅπαξ εἰρημένον bei Augustin); saturatio, exsaturatio, saturamen; saturabilis, exsaturabilis, insaturabilis, inexsaturabilis; saturanter (Comp. saturantius), saturatim; exsaturare, obsaturare; insaturatus.

11. Ed. Wölfflin, Sescenti, mille, centum, trecenti als unbestimmte und runde Zahlen (Arch. 9, 177—192).

Aus der Aufzählung der Stellen, wo sescenti sich findet, ergiebt sich, wie der Verfasser mit Recht sagt, das überraschende Resultat, daß außer dem sermo vulgaris der Komödie und des Briefstiles die guten Autoren diese Redensart nur sehr wenig gepflegt haben, daß sie nach Cicero zurückzutreten beginnt, daß sie im Spätlatein abgestorben ist und sich nur noch als gelehrte Reminiscenz findet. An die Stelle der altitalischen Ausdrucksweise tritt die griechische d. h. mille (vgl. Donat zu Ter. Phor. 668 ut apud Graecos μύρια, ita apud nos sescenta dicere pro multis usitatum est), miliens, millesimus, die beiden letzteren Wörter sind auch von Cicero angewendet. Außerdem finden sich, namentlich bei Dichtern, quingenti, centum (centies, centesimus), ducenti, trecenti. Lassen wir, sagt Wölfflin, die 200 und die 500 als Ausnahmen beiseite, so bleiben uns 100, 300, 600, 1000; die Erklärung giebt das Dezimalsystem und das Hexadenprinzip oder Duodezimalsystem. Nur mit der Erklärung des letzteren lassen sich die sescenti erklären. Als Anhang folgt der Artikel sescenti, etwa im Zuschnitte, mit Lettern und Kolumnenbreite des Thesaurus; der Umfang ist doppelt so groß als der bei Forcellini — De Vit.

12. Wilh. Kohlmann, De „vel“ imperativo quatenus ab „aut“ particula differat. Dissert. Marburg 1898. 98 S.

Von dem bei Plautus noch deutlich vorliegenden Bedeutungsunterschied zwischen dem Imperativ vel und der Partikel aut ausgehend, versucht der Verfasser nachzuweisen, wie lange das Bewußtsein dieses Unterschiedes in der Sprache lebendig geblieben ist; er will eine kurze Geschichte der Partikel vel geben von den ältesten Zeiten ab, wo man in ihr noch den verbalen Charakter des Imperativs empfand, bis dahin, wo man anfing, vel und aut promiscue zu gebrauchen. Die Vorschriften der Grammatici Latini über die Verwendung der beiden Partikeln, die in cap. I (S. 1—11) zusammengestellt worden sind, bieten im wesentlichen nur den Sprachgebrauch später Zeit und sind deshalb von geringem Belang, bis auf ein Zeugnis in den Exzerpten des Paulus (ed. Thewrewk de Ponor p. 561, 33): vel colligatio quidem est disiunctiva, sed non earum rerum, quae natura disiuncta sunt, in quibus aut coniunctione rectius utimur, ut: aut dies est aut nox, sed earum, quae non sunt contra, e quibus quae eligatur, nihil interest, das in Verrius einen Ver-

fasser derselben Ansicht, welche die vorliegende Dissertation durchzuführen sich bemüht, erkennen läßt. Wie nämlich der Verfasser in cap. II (S. 11—15) nachzuweisen versucht, ist vel Imperativform zu velle wie fer zu ferre. Ausgesprochen hat dies, ohne aber ausführliche Gründe beizubringen, zuerst Bücheler (Rhein. Mus. 36, 239), und gegen Brugmann und Osthoff haben diese Auffassung Skutsch und Solmsen verteidigt (vgl. auch Wölfflin, Arch. 8, 296), deren Argumente der Verfasser teilweise rezipiert, teilweise berichtigt und durch Heranziehung des Umbrischen (veltu) erweitert hat. Eine Bestätigung seiner Ansicht erblickt der Verfasser ferner in einer der von Hülsen (Mitth. d. röm. archäol. Inst. 1896 S. 228—237) veröffentlichten und von Bücheler (Rhein. Mus. 52 S. 392 ff.) besprochenen Spielmarkenaufschriften, die etwa in den Anfang der augusteischen Zeit zu verlegen sind. Auf einer dieser tesserae findet sich das Wort vel. Der Verfasser verwirft Büchelers Ergänzung dieser Aufschrift in velox als unbegründet, erkennt vielmehr in diesem vel den alten Imperativ und erklärt ihn (S. 17): si placet, cie calcem, moram excute; er verweist dabei auf Plaut. Curc. 611:

Si vis tribus bolis, vel, in chlamydem

wo das vel genau ebenso als reiner Imperativ aufzufassen ist, vgl. cap. III (S. 15—18). In cap. IV (S. 18—46) behandelt Kohlmann die Verwendung von aut bei Plautus, denn erst wenn der Gebrauch dieser Partikel, die das Lateinische mit dem Oskischen und Umbrischen gemeinsam hat, festgestellt ist, wird die Bedeutung des speziell lateinischen vel im Gegensatz zu aut klar. Nachdem nun der Verfasser alle Fälle, in denen Plautus aut verwendet, auf ihren Sinn geprüft und danach unter 18 Rubriken verteilt hat,[1]) kommt er zu folgendem Schluß (S. 21): A u t particula in syntaxi ad secundam personam non spectat neque a u t apposito illi, qui appellatur, optio inter complures res daretur, sed duae res discernuntur, quae per se diversae sunt vel ex scientia eius qui loquitur. Si a u t usurpatur, is qui loquitur arbiter est optionis, cuius ad voluntatem disiunctio duarum vel complurium rerum referenda est; eius autem qui appellatur arbitratus omnino neglegitur. Dagegen richtet sich vel (über dessen Gebrauch bei Plautus, das das cap. V (S. 46—69) füllt, vgl. die S. 47 genannten Arbeiten von C. F. W. Müller und Langen) stets an die zweite Person, entsprechend seiner ersten Bedeutung „wolle", und hat diese seine erste Bedeutung, abgesehen von dem schon citierten Curculiovers, an vier Stellen rein und

---

[1]) Besonders verwiesen sei auf den Gebrauch von aut in der Selbstkorrektur (= oder ich will sagen, oder ich will mich lieber so ausdrücken, S. 32), der bisher noch nicht zusammenhängend behandelt ist.

ungetrübt bewahrt, vgl. Amph. 916 ff.; Epidic. 597 ff.; Most. 299 und 920 ff. Aus dieser Grundbedeutung „wolle“ entwickeln sich dann die drei Nuancen: 1. wenn du willst, meinetwegen; 2. oder wenn du willst; 3. wenn du willst, sogar. Jedenfalls nimmt vel in den bei weitem häufigsten Fällen, wo es bei Plautus gebraucht wird (cap. V giebt ein vollständiges Verzeichnis), deutlich bezug auf die Person des Angeredeten (vgl. die nicht seltene Verbindung vel tu und die S. 51 ff. aufgezählten und besprochenen zahlreichen Verse, in denen vel bei der zweiten Person des Imperativs steht). Einige wenige Beispiele des disjunktiven und komparativen Gebrauchs (S. 60 ff.) zeigen dann allerdings, daß schon zu Plautus' Zeiten die Bedeutungsentwickelung des Imperativs zur Partikel langsame Fortschritte gemacht hat. Der alte Imperativ dagegen scheint wieder rein vorzuliegen, wenn eine allgemeine Behauptung durch ein mit vel eingeleitetes einzelnes Beispiel bewiesen werden soll = nimm ein Beispiel. Daß nämlich vel gerade kraft seiner imperativischen Natur diese Bedeutung annehmen konnte, zeigt der Vergleich mit dem ebenso verwendeten Imperativ puta; beide Imperative mußten sich dann in einer Zeit, die ihren Sinn nicht verstand, die Hinzufügung eines ut gefallen lassen.

Cap. VI, das den Gebrauch beider Partikeln bei Terenz behandelt (S. 68—87), stellt insofern eine merkwürdige Verschiebung des Sprachgebrauchs fest, als Terenz aut im Verhältnis viel häufiger, vel viel seltener als Plautus verwendet. Im übrigen aber gilt das, was über den Bedeutungsunterschied der beiden Partikeln bei Plautus gesagt ist, auch für Terenz; auch für ihn läßt sich eine wohl nicht mehr vollbewußte, aber doch instinktive Unterscheidung des Imperativs vel von der Partikel aut behaupten. Denselben Schluß gestatten, teilweise wenigstens, die in cap. VII (S. 87—94) zusammengestellten Verse aus den fragmenta tragicorum et comicorum und aus den fragmenta poetarum Romanorum; besonders das Beispiel aus Ennius, mit dem Festus (vgl. die oben citierte Paulus-Stelle) den Gebrauch von vel belegt:

Vel tu dictator vel equorum equitumque magister
Esto vel consul

stimmt auf das genaueste zu der Ansicht des Verfassers über den Imperativ vel. Auch Catull, der das cap. VII abschließt, liefert in seinen kleineren Gedichten, den nugae, den Beweis, daß ihm der Zusammenhang der Partikel mit dem Imperativ vel noch nicht entschwunden ist. Die Prosaiker dagegen, die in dem Schlußkapitel VIII (S. 94—98) kurz behandelt worden sind, zeigen schon frühzeitig eine völlige Vermischung des Gebrauches von vel und aut, so Cato de re rustica und der Incertus auctor de ratione dicendi ad Herennium; ihnen

schließt sich auch der Dichter Lukrez an. Wenn sich dann bei späteren Dichtern (vgl. Tibull. 4, 5, 13 ff. und Prop. 2, 17, 5 ff.) wieder Anklänge an den plautinischen Gebrauch des Imperativs vel finden, so scheint hier mehr der Zufall als bewußte Absicht die Veranlassung zu sein.

Höchst wichtig für die Lexikographie sind auch die etymologischen Untersuchungen, doch darf man sich nicht verhehlen, daß bei der Aufnahme solcher Erklärungen in ein Wörterbuch, besonders in ein Schulwörterbuch, die größte Vorsicht nötig ist, da die Etymologien sehr oft zu subjektiv sind und vielfach beim Ziel vorbeischießen. Es ist nicht möglich, im folgenden auf alle in den etymologischen Werken behandelten Wörter genauer einzugehen, ich kann nur im allgemeinen auf die Einrichtungen der Bücher verweisen, oder, wo kein Register ist, können nur die besprochenen Wörter kurz citiert werden.

13. O. Keller, Lateinische Volksetymologie. Leipzig 1891.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, im ersten wird die lateinische Volksetymologie behandelt. Unter Volksetymologie versteht der Verfasser, wie er in der Einleitung auseinandersetzt, die Einwirkung teils willkürlicher, teils unwillkürlicher etymologischer Spielerei auf die Wortgestaltung, insbesondere die mehr oder weniger willkürliche Angleichung eines Lehnwortes an den heimischen Wortschatz. Vgl. hierüber auch Skutsch, Berl. Philolog. Wochenschrift 1892 S. 1365 ff. Aber gerade das, was bei den Volksetymologien, wie z. B. im Deutschen und im Griechischen, so nötig ist, Humor und große Kompositionsfähigkeit, fehlt dem Römer. Denn wir haben es hier mit einem prosaisch-praktischen Volke zu thun, das viel mehr zur gravitas als zu Scherz und Witz neigt und das wenig Neigung hat, Wörter aus mehreren Nomina zusammenzusetzen. Später greifen auch, wie der Verfasser bemerkt, infolge der mangelnden Kompositionsfähigkeit des Lateinischen die hybriden Bildungen in merkwürdiger Weise um sich, während die eigentliche klassische Zeit und die gebildete Literatursprache eine große Zahl von Komposita in die lateinische copia verborum einführte. Trotzdem liegt uns hier ein reicher Stoff vor, wofür man dem fleißigen und scharfsinnigen Verfasser wirklich dankbar sein muß. Nach drei Gesichtspunkten führt uns Keller sein inhaltreiches Material vor, zuerst nach der Natur der Gegenstände, welche die fraglichen Wörter bezeichnen: so ist die Volksetymologie besonders thätig bei den geographischen und mythologischen Wörtern, bei den Ausdrücken des Handwerks, bei den Namen der Tiere, Pflanzen, Steine, bei medizinischen, nautischen Dingen u. s. w. Daneben giebt es eine Reihe von Wörtern, die in diese Kategorien nicht passen, und diese werden vom Verfasser

nach grammatischer Rubrizierung alphabetisch aufgeführt. Hierauf folgt die Betrachtung der eigentümlichen laut- und formengeschichtlichen Erscheinungen, welche die lateinische Volksetymologie uns darbietet, und zuletzt ein Anhang (S. 182—217): griechische Volksetymologie. Im zweiten Teil findet man Etymologien und Formen von Lehnwörtern und zwar: Phönikisches Lehngut im Griechischen und Lateinischen (S. 225), griechische Lehnwörter im Lateinischen (S. 254), mitteleuropäische Lehnwörter im Lateinischen (S. 322), oskische Lehnwörter im Lateinischen (S. 327), ein persisch-griechisches und kleinasiatisch-griechisches Lehnwort (S. 328) und zuletzt einiges über römische und griechische Menschenopfer (S. 331—350). Ein gutes Register verweist auf die einzelnen Wörter, und wir sehen so recht deutlich, wie reichhaltig, wie belehrend und anregend das Buch ist.

14. O. Keller, Zur lateinischen Sprachgeschichte. Erster Teil: Lateinische Etymologie. Leipzig 1893. Zweiter Teil: Grammatische Aufsätze. Daselbst 1895.

Während in der zweiten Hälfte der lateinischen Volksetymologie von Keller Etymologien von Lehnwörtern enthalten sind, bietet uns derselbe Verfasser hier nur Etymologien von echt lateinischen Wörtern. Den Hauptstock bilden die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen Kellers, die teils ergänzt, teils umgearbeitet hier in alphabetischer Reihenfolge vorgeführt sind. Ein sorgsam gearbeitetes Register giebt uns Rechenschaft von dem reichen Stoff, der hier vorliegt. Wie in dem früheren Werke, so treffen wir auch hier auf eine klare, anregende Darstellung und auf eine bewundernswerte Belesenheit des Verfassers.

Auf S. 141—182 folgen Nachträge zur lateinischen Volksetymologie.

Eine reiche Fülle von etymologischen Deutungen findet man in den Schriften Stowassers:

15. J. M. Stowasser, Dunkle Wörter. Wien 1890.

Es sind hier folgende Wörter behandelt: Absedere (S. 17); acceptio (S. 23 Anm.); Adjektiva auf . . olentus (S. 24); Adverbia auf . . iter und . . itus (S. 30); alapa (S. 22 Anm.); albumen (S. 29); aliter (S. 30); ambulare (S. 25 Anm.); amoenus (S. 4); an (Präposition = ἀνά S. 25 Anm.); ancunulentae (S. 25); cacumen (S. 29); caeremonia (S. 14); cervix (S. 30); colaphus (S. 22 Anm.); contumelia (S. 11 Anm.); cracere (S. 26 Anm.); discipulus (S. 16); ebur (S. 21 Anm.); elephas (S. 21 Anm.); Eugippius (S. 3); faetiales (S. 11); fraudulentus (S. 28); fraudulosus (S. 29); funditare (S. 22); futare (S. 23 Anm.); ganeum (S. 13); gracilentus (S. 26 Anm.); gracilis (S. 26 Anm.); gurgustium (S. 13); helluari (S. 14); hybrida (S. 22 Anm.); impropero (S. 10); iurulentus (S. 26);

insulentus (S. 26); Labienus (S. 5 Anm.); lagenaris (S. 3); largiter (S. 30); latex (S. 5); legumen (S. 29); litora (S. 6); lotiolentus (S. 25); macilentus (S. 26); maccus (S. 4); malleus (S. 22 Anm.); malva (S. 22 Anm.); Melo (S. 5 Anm.); menstruus (S. 29); mica (S. 3); mutto (S. 9); mutoniatus (S. 9); noverca (S. 6 Anm.); novicius (S. 4); nutrire (S. 17); obiter (S. 30); obturare (S. 7); oltimus (S. 15 Anm.); omen (S. 19); ominari (S. 19); paenulārium (S. 7); palla (S. 21); pallium (S. 21); paluda (S. 21); parricidium (S. 19); peculator (S. 18 Anm.); peculium (S. 18 Anm.); peculor (S. 18 Anm.); pecunia (S. 18 Anm.); perendie (S. 14); praeter (S. 30); prandere (S. 14); prōlytae (S. 17); propero (S. 10); prosferari (S. 10); prosper (S. 9); quocturnix (S. 14); redimire (S. 10); silotrum (S. 6); sonārium (S. 7); stuprum (S. 8); sugillare (S. 20); thriambus (S. 12); triumphus (S. 12); tuditare (S. 22); tunica (S. 6); tussis (S. 6); vinolentus (S. 24); violare (S. 26); violentus (S. 26); vitricus (S. 6 Anm.); ullageris (S. 3); ustium (S. 13).

16. J. M. Stowasser, Eine zweite Reihe dunkle Wörter. Wien 1891.

Adsentari (S. 13); amussis (S. 25); autumari (S. 8); bonacus (S. 27); bonasus (S. 27); burdo (S. 25); cachinnus (S. 28); caecitudo (S. 6); calumnia (S. 31); calvere (S. 31); caperare (S. 32); capitium (S. 13 Anm.); capronae (S. 30); castigo (S. 30); castrare (S. 4); castula (S. 29); cat-ca. = κατά (S. 28); catampo (S. 29); catasta (S. 29); cavillari (S. 31); cerussa = cerosa (S. 27); cimussa (S. 22); consentaneus (S. 14); crassus (S. 8 Anm.); discidium (S. 11); dissentaneus (S. 14); ecce (S. 15); eccerē (S. 18); eccum (S. 15); emussitatus (S. 27); ex = ἔχις (S. 24); excetra (S. 23); excidium (S. 11); honestitudo (S. 5); initium (S. 10); . . itia . . ities (S. 13); . . itium (S. 10); macellotae (S. 1); macellus a um (S. 1); . . mentum (S. 11); roscidus (S. 12 Anm.); russatus (S. 28); scutica (S. 23); servitudo (S. 6 Anm.); simussa (S. 27); stillicidium (S. 11); . . tudo (S. 7); . . tumen (S. 8); veredus (S. 24); vicissitas und vicissitudo (S. 6).

17. J. M. Stowasser, Das verbum lare (eine dritte Reihe dunkle Wörter). Wien 1892.

Circulari (S. 10); circulator (S. 10); depeculari (S. 13); fanum (S. 19); fas (S. 6); fastus (S. 16): Faustulus (S. 15); gratulari (S. 12); hirrire (S. 7); irritare (S. 8); lere (S. 6); migrare (S. 5); peculari (S. 13); praesto (S. 13); praestolari (S. 13); ritare (S. 7); sortilator (S. 15); ustulare (S. 11); ventilatio (S. 15); ventilator (S. 15); vertilabundus (S. 9).

18. A. Semenoff, Etymologisches über einige römische Eigennamen (Xenien S. 21—25). München 1891.

Der Verfasser bespricht ausführlich drei Wörter: Valerius, das er mit „groß, gewaltig“ übersetzt, Gaius (Gavius, Gavus), das er als das „Freudige“ erklärt, und Iulius, das „den zum Sonnendienst gehörigen“ bedeuten soll.

19. A. Zimmermann, Etymologische Versuche. Progr. Posen 1891 und Celle 1893.

In beiden Programmen hat der Verfasser die in Zeitschriften früher veröffentlichten kleineren, sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, die sich besonders auf Etymologie beziehen, einer nochmaligen Prüfung unterzogen, zum Teil erweitert, manches auch besser als früher ausgedrückt. Im ersten Programm handelt er über secus, setius u. s. w. (S. 3) und in einem Anhange hierzu: „Kann intervokalisches ct im Latein sein c verlieren?“ (S. 7); über donicum, donec, doneque, donique, dunc (S. 9) und in einem Anhange hierzu: „Über Verdoppelung von einfachen Konsonanten zwischen Vokalen“ (S. 13); über Augur, Rustius, Sallustius (S. 14); über paenitet, oportet, necesse est (S. 16); über Cinna (S. 17); über Entstehung der Endung idius bei den Gentilnamen (S. 18); über lucus a non lucendo? (S. 19); über Arminius (S. 19). Im zweiten Programm folgen nach einigen Bemerkungen und Zusätzen, die sich auf das vorige Programm beziehen, Abhandlungen über apud (S. 6); über ergo, erga, cuspis, spissus, acervus (S. 8); über sepelio, culpa (S. 9); über sispes (seispes), sospes (S. 11); über tranquillus (S. 12); über festus, festinus, festinare; über supellex, supellectilis (S. 13); über palam, coram, clam (S. 14); über Caius; über (G)navus, Cnaeus (Gnaeus), Naevius (S. 17); über Gracchus (S. 18); über gens Creperia, Crepereia, Crepusia; über gens Sempronia (S. 19), vgl. S. 112.

c) Lexikalische Abhandlungen, die sich auf bestimmte Schriftsteller beziehen:

1. Jul. Grimm, De adiectivis Plautinis. Dissert. und zugleich Progr. zu Altkirch 1892.

Nach einer Zusammenstellung der ablat. absol. absente, praesente, invito, lubente mit einem Pronomen wird eine Anzahl von Adjektiva (c. 80) mit den nötigen Belegstellen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt, indem bei jedem Adjektiv kurz eine hierauf bezügliche Bemerkung gemacht ist, ob z. B. ein Adjektiv nur bei Personen oder bei Sachen steht (so aerumnosus, decrepitus, diligens, dolosus, furtivus u. a. nur bei Personen; festus nur bei dem Substantiv dies; egens nur bei Personen, egenus aber nur bei dem Substantiv res), wie die Wortfolge ist und welche Stellung das Adjektiv im Verse einnimmt. Oft scheint mir der Verfasser zu weit zu gehen, wenn er aus einer Reihe gleich-

mäßiger Verbindungen folgern will, daß auch eine davon abweichende Lesart danach verbessert werden muß; so findet sich z. B. clarus immer hinter seinem Substantiv, nur Poenul. 1146 clarus clamor, wo Grimm (S. 16) clamor clarus herstellen will; ebenso steht medius gewöhnlich zwischen Präposition und Substantiv, Epid. 679 aber medio in mari, wo der Verfasser (S. 25) auch in medio mari zu schreiben vorschlägt.

2. F. Leo, Zum plautinischen Lexikon (Arch. 9, 161—167).

In diesem Aufsatz bespricht Leo folgende Wörter, die er aus den Handschriften erschlossen hat und die bereits in seiner Ausgabe Aufnahme gefunden haben: Poenul. 1016 arvina (Speckstück); Poenul. 1168 calones (hohe Schuhe); Curcul. 502 conspicitur (er fällt auf, man sieht ihn an, tadelnde Blicke richten sich auf ihn); Pseud. 188 Hedytium statt Hedylium; Merc. 29 inertia statt inhaeret etiam; Aulul. 446 steht pipulo, aber an der anderen Stelle Mil. Glor. 584 ist populo zu schreiben; da bei Plautus prope nur in der ursprünglichen lokalen Bedeutung vorkommt, wie auch Pers. 610, so ist nach Leo Bacch. 1160 prope nicht richtig, es muß besser probe stehen; Stich. 765 wird die Adjektivform prostibilis wieder hergestellt und Cas. 851 bellum für vallum geschrieben.

3. Gust. de la Chaux, Der Gebrauch der Verba und ihrer Ableitungen bei Nepos. Vier Programme zu Gumbinnen 1896—1899.

Nachdem Ignatius (De verborum cum praepositionibus compositorum apud Corn. Nepotem, Tit. Livium, Curtium Rufum cum dativo structura, Berlin 1877) die mit Präpositionen zusammengesetzten Verba bei Nepos behandelt hat, unternimmt es der Verfasser obiger Programme, die sämtlichen Verba bei Nepos einer Prüfung zu unterziehen. Dieselben sind alphabetisch geordnet mit Angabe sämtlicher Stellen; jedem Verbum sind die bei Nepos vorkommenden Ableitungen, Substantiva und Adjektiva angefügt. Die Stellen sind vollständig citiert, und dadurch ist die Arbeit ein schöner Beitrag zu einem Neposlexikon.

4. G. Müller, Phraseologie des Sallust. Drei Programme zu Cöthen. 1888, 1890, 1894.

In diesen Programmen giebt der Verfasser eine Zusammenstellung der Verba, die im bellum Catilinae und im bellum Iugurthinum vorkommen. Er hat die alphabetische Reihenfolge gewählt, zu jedem Verbum die im Sallust vorkommenden Phrasen und eine mustergültige Übersetzung hinzugefügt. Wissenschaftlichen Wert beansprucht die Arbeit nicht, sie ist für die Schule bestimmt; wie sie hier aber zu verwerten ist, vermag ich nicht zu sagen.

5. Adolf M. A. Schmidt, Beiträge zur livianischen Lexikographie. I. Progr. zu Baden (Österreich) 1888; II. Progr. zu Waidhofen an der Thaya 1889; III. Progr. daselbst 1892.

Im ersten Programm behandelt der Verfasser die Substantiva auf -men und -tor, sowie die Adjektiva, welche mit prae-, -osus und -bundus gebildet sind; im zweiten die Substantiva auf -mentum, die Adjektiva auf -alis (-elis, -ilis) und -bilis; die Adverbia auf -ter und -im, die Deminutiva und griechische Lehnwörter; im dritten bespricht er den Gebrauch von contra. Es kam dem Verfasser nicht darauf an, in den beiden ersten Programmen nur Material zu sammeln, vielmehr wollte er vor allem zeigen, welche Wörter Livius abweichend von Cicero und Cäsar gebraucht hat, ob diese poetisch sind oder nicht und in welchen Dekaden sie angewandt sind, was um so wichtiger ist, da Livius in den früheren Büchern mit Vorliebe poetische Ausdrücke gewählt hat, in den späteren Dekaden aber immer mehr und mehr zu dem klassischen Latein zurückkehrte. Daher ist die Arbeit nicht nur für die livianische Lexikographie sondern auch für die Kenntnis der Genesis der livianischen Stilistik höchst wichtig. Was sich eigentlich von selbst verstehen sollte, aber leider nicht von allen ganz beachtet wird, ist, daß er die neuere Literatur fleißig herangezogen hat und sich mit allen betreffenden Fragen vertraut zeigt. Da der Verfasser als Mitarbeiter an dem von Fügner herausgegebenen lexicon Livianum mit der Sammlung der mit co beginnenden Wörter bei Livius beschäftigt war, so bearbeitete er contra für den III. Teil (Progr. 1892), wobei er besonders die Verteilung der bezüglichen Ausdrucksweisen auf die einzelnen Dekaden des livianischen Geschichtswerkes berücksichtigte, auch contra mit adversus verglich, das damals gerade im lexicon Livianum erschienen war. Auch in dieser Arbeit hat der Verfasser wie in den früheren versucht, stets die historische Entwickelung hervorzuheben. Nach kurzen Bemerkungen über Form, Stellung und Bedeutung von contra behandelt er das Wort zuerst als Adverb, dann als Präposition. Zu loben ist die genaue und übersichtliche Disposition der Arbeit.

6. G. Wulsch, De verbis cum praepositione „per" compositis apud Livium. Progr. Barmen 1889.

Vorliegende Arbeit ist ein lexikalisches Fragment, denn während der Verfasser alle mit per zusammengesetzten Verba bei Livius behandeln will, bespricht er nur 20, d. h. die von peragere bis perforare, die anderen, 88 an der Zahl, werden nur aufgeführt. Die Disposition bei den einzelnen Verben ist übersichtlich und klar, die citierten Stellen sind alle ausgeschrieben. Auf den Sprachgebrauch der früheren oder späteren Zeit nimmt der Verfasser gar keine Rücksicht, auch geht er nicht auf die verschiedenen Bedeutungen von per ein, sondern verweist hier auf Grysar (Theorie des lat. Stils S. 446 ff.), Nägelsbach (Lat. Stilistik, 3. Aufl. S. 222) und Tegge (Studien zur lat. Synonymik).

7. Ph. Loewe, Lexikalische Studien zu Ovid. Progr. zu Strehlau 1888.

Der Verfasser giebt uns hier eine recht ansprechende Probe eines Ovidlexikons, zu der er alle Werke Ovids, auch die für unecht gehaltenen Texte der Heroiden herangezogen hat. Behandelt sind folgende Wörter: amo (S. 3—9); amator (S. 9—10); amabilis und amabilius (S. 10); amor (S. 10—16) und der Eigenname Amor (S. 16—18). Bei der Disposition hat sich der Verfasser nicht entschließen können, die Bedeutung zur Grundlage zu machen; ihm ist es vielmehr darum zu thun, die Kenntnis der Syntax und des Stiles der lateinischen Dichter fördern zu helfen. Daher hielt er es für notwendig, die Stellung des betreffenden Wortes im Satze zu bezeichnen, seine Verbindung mit den übrigen Satzteilen darzuthun, das andere Mal gleiche Verbindungen, Phrasen u. dgl. nicht in verschiedene Teile zu zerstreuen. Wenn wir auch im Prinzip mit dem Verfasser übereinstimmen, so scheint uns die Disposition mit den allzuvielen Unterabteilungen (vgl. S. 6 und 7) doch der Übersichtlichkeit sehr im Wege zu stehen. Auf der letzten Seite des Progr. werden noch moror, remoror, remoramen, exosus, perosus behandelt, jedoch sind des Raumes halber die Stellen selbst ausgelassen.

8. E. Linse, De P. Ovidio Nasone vocabulorum inventore. Dortmund 1891.

Daß Ovid in der Bildung des Hexameters der vollendetste Verskünstler in Rom war (vgl. die Arbeiten von Drobisch, Hultgren, Birt u. a.) und daß er von sich sagen konnte: et quod temptabam dicere, versus erat, ist bekannt, daß er aber auch in der Wortbildung weit über die althergebrachten Schranken hinausging, ist erst durch die Arbeiten von Jul. Favre, De Ovidio novatore vocabulorum in Metamorphoseon libris (Paris 1885), von A. Dräger, Ovid als Sprachbildner (Progr. Aurich 1888) und von E. Linse in der oben genannten Schrift klar dargelegt. Während Favre nur die Metamorphosen behandelt, verbreiten sich die beiden anderen über alle Werke des Dichters. Dräger stellt im ersten Teil seiner Arbeit in alphabetischer Reihenfolge die von Ovid zuerst gebrauchten Wörter und Wendungen zusammen, im zweiten (S. 17—19) giebt er die Resultate. Leider ist die neuere Literatur zu wenig benutzt, auch ist die Sammlung nicht zuverlässig. Weit besser ist die Arbeit von Linse, der mit großem Fleiße die einschlägige Literatur über lateinische Wortbildung im weitesten Maße heranzieht und die Werke Ovids aufs genaueste durchgearbeitet hat. Nach einer Einleitung spricht er zunächst über griechische Wörter und Wortbildung, dann über lateinische und verzeichnet genau die Wörter, die

Ovid gebildet hat und die sich zuerst bei ihm finden. Schütte, der die Schrift in der Berl. Philolog. Wochenschrift 1892 S. 12 besprochen hat, streicht einige Wörter und fügt mehrere neue zu, so daß nach seiner Berechnung Ovid 514 neue Wörter gebildet hat. Im Arch. 7 S. 611 heißt es in der Anzeige von Linse: Die 324 Neubildungen, welche Favre bloß aus den Metamorphosen gesammelt hatte, die 392 Drägers sind auf 487 angewachsen, oder, wenn man die Völker- und patronymischen Namen mitrechnet, auf mehr denn 700.

9. Emil Stephani, De Martiale verborum novatore. Breslau 1889.

Nachdem der Text des Martial von Friedländer und besonders von Gilbert festgesetzt war, kam es darauf an, auch den Sprachgebrauch Martials inbetreff der Neubildungen einer Untersuchung zu unterziehen. Zwar haben wir eine Übersicht der wichtigsten Neubildungen von Paucker, aber erst durch die fleißige und gründliche Dissertation von Stephani ist diese Frage zum Abschluß gekommen. Die Gesichtspunkte, denen der Verfasser gefolgt ist, sind so verständig durchdacht, daß sie allen Arbeiten ähnlicher Art zum Vorbild dienen können. Er untersucht nämlich, welche Wörter Martial zuerst für neue Sachen eingeführt hat, und wenn diese nicht neu sind, wie ältere Schriftsteller denselben oder ähnlichen Begriff ausgedrückt haben. Deinde, heißt es S. 3, quoniam poetas constat posteriores priorum exempla etiam in copia plerumque sequi, refert cognoscere, quatenus Martialis a superioribus poetis ita discesserit, ut vocabula nondum antea a quoquam poeta posita — nos quidem quod sciamus — primus in versibus usurparet. Bei den zuerst von Martial gebrauchten Wörtern kommt es darauf an, ob spätere Schriftsteller sie angewandt haben oder nicht, im letzten Falle sind es ἅπαξ εἰρημένα, deren Zahl bei Martial sehr groß ist, ob sie bereits in Prosa vorhanden waren und von Martial zuerst in die Poesie eingeführt wurden und, was sehr wichtig ist, ob die Aufnahme aus metrischen Gründen zu erklären ist. Den vocabula Graeca (S. 6—32), welche nach den Gebieten, denen sie angehören, geschieden sind, folgen die von griechischen Eigennamen abgeleiteten Adjektiva. Die lateinischen Wörter (S. 33—87) sind nach Wortklassen geschieden und in einfache und zusammengesetzte getrennt, dann werden sie nach den Endungen und Ableitungen geordnet besprochen. Ein alphabetisches Register schließt die gediegene Arbeit, die nicht nur für die lateinische Lexikographie, sondern auch für die lateinische Wortbildung von Wichtigkeit ist.

10. Ch. Delhorbe, De Senecae tragici substantivis. Bern 1896.

Wichtige Beiträge für die lateinische Lexikographie und für die betreffenden Schriftsteller bilden die Abhandlungen von H. Rassow, De Plauti substantivis (N. Jahrbücher f. klassische Philologie, Supplementband XVII S. 591—732), von M. S. Slaughter, The substantives of Terence (Boston 1891) und von Delhorbe. Beachtenswert ist es, daß Slaughter nach dem Vorbilde von Rassow gearbeitet hat, und Delhorbe auf beide immer bezug nimmt. Wer Gefallen daran findet, zu wissen, wie viel komponierte Substantiva bei Plautus, Terenz und Seneca vorkommen, kann es hier aufs schnellste erfahren, auch kann er gleich ausgerechnet finden, daß die Komposita bei Plautus 14, bei Terenz 17, bei Seneca 13 Prozent betragen. Wie über die komponierten Substantiva, so stellt der Verfasser auch Untersuchungen an über die Deminutiva, über die einzelnen Suffixe, die an Substantiva gehängt sind, ferner über die Adjektiva, die substantivisch gebraucht werden. Wenn diese Berechnungen auch ganz interessant sind, so möchten wir doch auf den zweiten Teil der Arbeit das Hauptgewicht legen, da hier alle Substantiva nach Kasusformen und mit Belegstellen aus Seneca in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt sind. Wenngleich die Abhandlung mit großem Fleiße, mit Sorgfalt und Gründlichkeit gearbeitet ist, so ist sie doch nicht frei von kleinen Versehen; aber wer sich einmal genau mit Lexikographie beschäftigt hat, wird hierbei einen milderen Maßstab anlegen. Bedauern müssen wir, daß Kritik gar nicht angewandt ist, selbst da nicht, wo die betreffenden Stellen jedenfalls verderbt sind. Wünschenswert wäre es und hätte den Wert der Arbeit sehr erhöht, wenn bei zweifelhaften Stellen wenigstens die Lesarten der Codices verzeichnet wären. Hoffentlich arbeitet der Verfasser in diesem Fache weiter, damit ein Lexikon oder wenigstens ein Wörterverzeichnis zu dem Tragiker Seneca zu stande kommt.

11. Wilh. Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen. Leipzig 1899.

Die Sprache des Petronius ist in den letzten Decennien, abgesehen von der ziemlich flüchtig geschriebenen Abhandlung von J. A. Cesareo (De Petronii sermone, Romae 1887), zweimal zum Gegenstand systematischer Untersuchung gemacht worden, zuerst von E. Ludwig (De Petronii sermone plebeio, Marburg 1869), dann von H. v. Guericke (De linguae vulgaris reliquiis apud Petronium, Königsberg 1875). Während Ludwig im allgemeinen seine Untersuchung führt, v. Guericke aber im speziellen Hinblick auf die Pompejanischen Wandinschriften, unternimmt es Heraeus, die Sprache des Petronius mit bezug auf die lateinischen Glossen zu behandeln. Wohl hatte man diese früher schon gelegentlich zur Erklärung und oft zu glücklichen Emendationen des

Textes herangezogen, aber eine Arbeit im vollen Umfange ist erst jetzt möglich, seitdem das große Glossenwerk von Georg Götz vollendet vorliegt. Die Arbeit von Heraeus zerfällt in zwei Teile, einen lexikalischen, der den größten Raum umfaßt (S. 1—38) und uns hier interessiert, und einen grammatischen, der im Jahresbericht über lateinische Grammatik erwähnt werden soll. Der Verfasser bespricht zuerst die seltenen, meist vulgären Wörter und Wortbedeutungen, die sich im Petronius finden, indem er mit staunenswerter Belesenheit besonders die Glossen zur Vergleichung und Erklärung heranzieht, außerdem noch die Tironischen Noten, die Inschriften, Scholien zu lateinischen Schriftstellern und andere vulgäre Texte, ferner die vielfach vernachlässigten Grammatikerzeugnisse sowie die neuesten grammatischen Werke und Abhandlungen, soweit sie den besprochenen Gegenstand berühren. In derselben Weise werden dann auch Redensarten, Formelhaftes, Sprichwörtliches und anhangsweise einige seltene Wörter, die auch selbst in Glossen u. s. w. nicht vorkommen, behandelt, sodann noch einige weniger beachteten Redensarten der Umgangssprache durch Parallelen aus meist späteren Schriften erläutert. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht möglich, wir können die Arbeit aber allen, die sich für solche Forschungen interessieren, auf das angelegentlichste empfehlen; auf jeder Seite wird uns Neues in Fülle geboten, und gern folgen wir dem Verfasser bei seinen Untersuchungen, da man auf Schritt und Tritt merkt, daß wir einen Mann vor uns haben, der auf diesem Gebiete zu Hause ist wie kaum ein zweiter. Wir stehen daher nicht an, hier zu erklären, daß die Arbeit zu den besten gehört, die in neuester Zeit über lateinische Sprache geschrieben sind.

12. J. M. Stowasser, Lexikalisch-Kritisches aus Porphyrio. Wien 1893.

Vorliegende Untersuchung ist die Begrüßungsschrift zur 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von seiten des Lehrerkollegiums des Franz-Joseph-Gymnasiums in Wien 1893. Wir finden hier in dieser frisch geschriebenen Arbeit eine Reihe von lexikalischen und kritischen Beobachtungen, vor allem viele neugebildete Wörter. Ob diese in der Ausgabe von Holder Aufnahme gefunden haben, kann ich nicht sagen, da mir die neueste Ausgabe nicht zur Hand ist. Einige dieser neugebildeten Wörter sind z. B. adsectanter (S. 13); echos (S. 18); eludificari (S. 9); ethicōs (S. 19); exessitas (S. 12); ficeus (S. 25); hianter (S. 13); hymnēsis (S. 17); pantherocamelus (Giraffe S. 9); telephantocamillus (Opferdiener des Mystagogen S. 10) u. a. m.

13. J. van der Vliet, Lexikalisches zu Apulejus und Sidonius Apollinaris (Arch. 10, 385—390).

Folgende Wörter sind hier erläutert: argumentum; foris; ex forma; gremium; partes; sero; succiduus; volaticius und werden im folgenden Abschnitte besprochen.

14. Fr. Naumann, De verborum cum praepositionibus compositorum usu Ammiani Marcellini. Progr. Stendal 1891 und unter demselben Titel die Inaugural-Dissertation Halle 1892.

Beide Arbeiten ergänzen sich, indem in dem Programm der erste Teil des cap. I d. h. die Verba, welche mit ab, de, ex komponiert sind, besprochen werden, woran sich dann in der Dissertation die Fortsetzung d. h. die Verba, welche mit di, pro, re, se, sub, super zusammengesetzt sind, anschließt. In cap. II werden die verba behandelt, quae, cum simplicia sint intransitiva, compositione demum transitivam acceperunt notionem accusativumque asciscunt. Der Verfasser teilt diese dann in solche, quae motum vel quietis statum exprimunt und in solche, quae ad animum aut ad certa quaedam corporis humani membra pertinent. Die Präpositionen, mit denen die hier behandelten Verba zusammengesetzt sind, sind fast alle die, welche bei Ammian gefunden werden, so: ab, ad, ante, circum, cum, de, ex, in, inter, ob, per, prae, praeter, pro, sub, super, trans wie auch amb, dis, intro, re. In cap. III führt uns der Verfasser die Verba vor, welche Ammian außer mit dem Accusativ auch mit dem Dativ verbindet: convenire, ingemiscere, insidere, insilire, insistere, obequitare, obtrectare, praeire, succedere; in cap. IV die verba, quae verbis separationem vel disiunctionem significantia opposita sunt, cum coniunctionem vel consociationem inter duas res vel personas intercedentem exprimant. Talium verborum apud scriptorem nostrum ut omnino in lingua Latina vis exstat permagna. Im Schlußkapitel berichtet der Verfasser über die verba composita, quae apud Ammianum regimen „aliquid alicui“ et „aliquem aliqua re“ admittunt et quae etsi saepius maioreque cum licentia apud poetas reperiuntur, tamen etiam ab optimis prosae orationis scriptoribus hoc modo usurpantur. Dies der kurze Inhalt der überaus fleißigen Dissertation, die ein schöner Beitrag zum Lexikon des Ammian ist. Im einzelnen möchte ich noch bemerken, daß aus Ammian alle Stellen im genauen Wortlaute angeführt sind und, was recht wichtig ist, daß auch der Sprachgebrauch des Cicero, Livius und Tacitus — merkwürdigerweise ist auf Cäsar gar nicht Rücksicht genommen — stets zum Vergleich herangezogen ist. Während man zugeben muß, daß durch die Beobachtungen des Verfassers der Sprachgebrauch des Ammian in der Konstruktion der Verba feststeht, bedarf es bei der kurzen Angabe über den Sprachgebrauch der anderen Schriftsteller doch einiger Vorsicht. So schreibt z. B. der Verfasser in dem Programm S. 8: de-

fendere verbi structuram A. usui Ciceronis, Livii, Taciti accomodavit et ubique praep. ‘ab’ posuit, aber er hat nicht beachtet, daß in den Reden und den philosophischen Schriften Ciceros fast ebensovielmal defendere ab wie defendere contra vorkommt, daß Livius neben defendere ab auch defendere adversus sagt und daß Tacitus auch defendere contra anwendet; ferner heißt es in der Dissertation (S. 7): dilabi verbo in construendo congruit elocutio Ammianea cum Livii et Taciti usu praepositiones ‘ab’ et ‘ex’ poscente; Cicero vero praeter praep. ‘ab’ uno loco nudum ablativum admisit, aber bei Schmalz, Antibarbarus von Krebs I 408: „bei Cicero kommt weder dilabi a noch ex vor“. Es wäre zu untersuchen, wer recht hat.

15. Ferd. Rueß, Ergänzung des lateinischen Wörterbuches durch die Tironischen Noten (Arch. 9, 231—245).

Nachdem der Verfasser über die Handschriften, von denen der Kasseler Codex aus dem 9. Jahrhundert der älteste und beste ist, über den Ursprung und Zusammensetzung der Tironischen Noten, über die Ausgabe derselben von Schmitz, besonders aber über den Index gesprochen hat, stellt er einen Vergleich derselben mit dem Wörterbuche von Georges an, woraus hervorgeht, daß dasselbe durch die Noten um mehr als 1500 Wörter ergänzt werden könne. Von diesen scheinen die ungefähr 500 neu vorkommenden Eigennamen, die aus dem Alten und Neuen Testamente stammen, für das lateinische Wörterbuch entbehrlich, die übrigen 1000 Wörter hat Rueß einer besseren Übersicht wegen grammatisch in nomina, verba u. s. w. geschieden und aufgezählt.

Zuletzt muß noch ein Werk erwähnt werden, das für die lateinische Lexikographie von dem größten Werte ist. Da jedoch die Glossen in einem besonderen Jahresbericht besprochen werden, so dürfen wir hier auf die verschiedenen Abhandlungen und Erläuterungen keine Rücksicht nehmen, doch soll und muß das große Glossenwerk, wenn auch ganz kurz, Erwähnung finden.

16. Corpus glossariorum Latinorum a Gustavo Loewe incohatum auspiciis societatis litterarum regiae Saxonicae composuit recensuit edidit Georgius Goetz. Leipzig 1888—1899.

Der Gedanke, die hauptsächlichsten Glossen, die bereits gedruckt vorliegen oder die noch in Bibliotheken verborgen sind, so zusammenzustellen, daß sie von jedermann leicht und bequem gebraucht werden können, ging von Friedrich Ritschl aus, dem auch der zweite, zuerst herausgegebene Band gewidmet ist. Zum Herausgeber war G. Löwe ausersehen, der wie nur einer zu dieser gewaltigen Aufgabe befähigt war. Leider ereilte ihn ein tragisches Ende († Dezember 1883), und das ganze Unternehmen wäre vielleicht gescheitert, wenn nicht ein

Freund des Verstorbenen, Professor Götz in Jena, in die Lücke getreten wäre und die Herausgabe des Werkes übernommen hätte, das jetzt mit Ausnahme des ersten Bandes und der zweiten Hälfte des siebenten fertig gedruckt vorliegt. Der Plan zu diesem gewaltigen Werke ist kurz folgender: Die Urglossare, die sich nicht weiter in ihre Bestandteile trennen lassen, werden diplomatisch-getreu mit allen nötigen Zuthaten abgedruckt, und damit das Material leicht übersehen werden kann, schließt sich ein Gesamtindex, in dem die Glossen konjiziert sind und die Fundstelle angegeben ist, an die Ausgabe an. Der II. Band enthält die Glossae Latinograecae et Graecolatinae; der III. die Hermeneumata Pseudodositheana; der IV. die Glossae codicum Vaticani 3321; Sangalliensis 912; Leidensis 67 F; der V. Placidus liber glossarum; der VI. Thesaurus glossarum emendatarum (a—nysus); der VII. Thesaurus glossarum emendatarum (o—zythum).

d) Einzelne Wörter in alphabetischer Reihenfolge.

Abhastare, das allein bei Romul. Fab. 3, 14 (ed. Oesterley p. 72, 19 = ed. Hervieux p. 211) sich findet, hat Wölfflin (Arch. 4, 324) mit Recht für falsch erklärt und von der Aufnahme in den thesaurus linguae Latinae ausgeschlossen, so lange nicht bessere Belege beigebracht werden, was bis jetzt nicht der Fall gewesen zu sein scheint, da das Wort wirklich im thesaurus fehlt. Die richtige Lesart für abhastatum securi ist, wie ich Neue Philologische Rundschau 1901, 313 ff. nachgewiesen zu haben glaube, aptata secure (oder securi).

Abietalis, ein in den lateinischen Wörterbüchern fehlendes Wort, wird von Wölfflin (Arch. 5, 124) mit Serv. zu Verg. Aen. 11, 667 belegt.

Absanitas für insanitas glaubt Nettleship (Arch. 7, 578) bei Varro in den Eumeniden (vgl. Non. ed. L. Müller I 67, 26) gefunden zu haben; das Wort ist in den thesaurus nicht aufgenommen.

Abstare, das nur ziemlich selten vorkommt (Arch. 6, 539) und in klassischer Sprache ganz vermieden ist (Arch. 6, 552), will L. Bauer (Arch. 7, 277) im Sil. 12, 480 durch Konjektur herstellen, indem er abstabat für adstabat schreibt. Einen neuen Beleg enthält die Genesis des Galliers Cyprian v. 1440, wo Peiper abstare hat, während Martène abstare vermutete, vgl. Weyman, Arch. 8, 129.

Abstruere, das Forcellini — De Viet mit einer Stelle aus Tertull. adv. Marc. 4, 27 belegt, ist von der Aufnahme in den thesaurus auszuschließen, da die Lesart im Tertull. unsicher ist und das Wort nirgends, auch nicht in den Glossen nachgewiesen werden kann, vgl. Wölfflin Arch. 6, 568.

Aby̆ssus mit kurzer Pänultima wird bei Paul. Nol. 19, 651;

35, 228 (Weyman, Arch. 7, 529) und bei Cypr. Gall. (Gen. 288 ed. Peiper) gelesen, vgl. Weyman, Arch. 8, 293.

Acanthis und acanthyllis bedeuten nach Götz (Comm. Wölfflin. S. 127) dasselbe wie carduelis; acanthis und acalanthis aber stießen schon bei den Alten auf Widerspruch.

Accerso, vgl. arcesso.

Accieo wird von Diomed. 366, 3 ohne Beleg angeführt, auch Plaut. Mil. 935 aciebo wurde durch Konjektur verdrängt. Aber an letzter Stelle schreibt jetzt Leo acciebo und verweist auf Asinar. 360, wo er accieatur vermutet. Aus den Glossen weist Wölfflin (Arch, 9, 586) accieo nach, ferner acciet aus Sil. 13, 368 ed. Bauer und accientur aus Sen. Thyest. 982.

Accipiter in der Bedeutung „Jagdfalke“ wird von Brandes (Arch. 4, 141) mit dem Eucharisticos des Paulinus Pellaeus v. 145 belegt. Zugleich weist er darauf hin, daß die Falkenjagd im Abendlande bereits in den letzten Decennien des 4. Jahrhunderts geübt wurde. Ältere Belege für Jagdfalke bringen Dressel (Arch. 4, 324) aus Firm. Matern. V 7; V 8 und Funck (Arch. 9, 588) aus Augustinus ed. Migne 40, 1306 und Avitus App. 168, 8 bei.

Achariter wird von Thielmann (Arch. 4, 600) aus Vulg. Eccli (Sir.) 18, 18 und Augustin. Specul. p. 133,16 nachgewiesen.

Actio, das Verbalsubstantiv von agere, ist von Hölzl in dem Progr. von Dresden-Neustadt 1894: „Bedeutung und Gebrauch des Wortes actio bei den lateinischen Schriftstellern“ mit Benutzung der für das Archiv eingelieferten Zettel eingehend behandelt worden (vgl. Hölzl-Wölfflin im Arch. 9, 116—125). Wir erfahren hier, daß es zuerst bei Cornificius vorkommt, daß es also in der archaischen Poesie wie bei den Dichtern der ciceronischen und augusteischen Zeit fehlt, da man actus und acta vorzog, auch im daktylischen Versmaß ăctĭō nicht brauchen konnte, daß es sich nur an vier Stellen in Verse nachweisen läßt. Die ursprüngliche Bedeutung ist jedenfalls: das in Bewegung Setzen, Bewegen, Treiben, Führen, es findet sich aber nur im übertragenen Sinne. Um nun darzulegen, wie sich die Bedeutung des Wortes entwickelt hat, zugleich aber auch um zu zeigen, welche Mühe eine solche lexikalische Arbeit erfordert, will ich hier die Disposition, welche der Verfasser seinem Artikel zu grunde gelegt hat, in übersichtlicher Form folgen lassen.

A. Im allgemeinen: Thun, Handeln.

1. Kollektiv: Thätigkeit, Handeln, Wirken, Bemühen u. a.
2. Die einzelne Handlung, That, Unternehmung, das Werk, Geschäft, die Aufgabe u. ä.

3. Actio mit gen. obj.
4. Vitae actio; actio = Leben, Lebensweise, Lebenswandel.
5. Wirkliches Sein, Wirklichkeit.
6. Actio als Kunstausdruck der Grammatiker.

B. Im besonderen: Das feierliche, förmliche Handeln und Reden.
 a) Die Vollziehung, Ausführung einer Sache durch den gehörigen äußeren Vortrag.
  I. Vom Redner.
  II. Vom Schauspieler.
   1. Vortrag.
   2. Theatralische Aufführung, Vorstellung.
   3. Handlung eines Dramas.
  III. Gratiarum actio.
 b) Das öffentliche Handeln und Verhandeln in amtlicher, dienstlicher Stellung.
  I. Als publizistischer t. t.
   1. Öffentliche Verhandlung.
   2. Antrag, Amtshandlung.
   3. Amt.
  II. Als juristischer t. t.
   1. Actio und legis actio im weitesten Umfange.
   2. Legis actio im engeren Sinne, Spruchformelklage.
   3. Schriftformelklage.
   4. Prozessualisches Angriffsmittel, Klage überhaupt.
   5. Gerichtsverhandlung, Termin.
   6. Gerichtsrede, Rede überhaupt.
  III. Als wirklich-theologischer t. t.
   1. Actiones apostolorum u. ä.
   2. Actio in der Liturgie.
   3. Kirchliches Amt.
   4. Kirchliche Verhandlung.

Adductorium übersetzt Ott (Arch. 3, 468) mit „Zelt". Hauer (Arch. 4, 141) aber mit „beweglicher Vorhang" gegenüber den Vorhängen, welche als Wände dienten, und belegt seine Übersetzung mit Augustin. Quaest. in Hept. II 177 § 8 und § 18 sowie mit Exod. 26, 36.

Adeo ist von Langen (Beiträge zur Kritik und Erklärung des Plautus S. 139 ff.) ausführlich und gründlich besprochen worden, doch ist Sydow mit einem Punkte nicht einverstanden. Auf S. 145 sagt Langen: „Völlig abgeschwächt in seiner Bedeutung erscheint adeo, wenn es zur bloßen Hervorhebung eines anderen Wortes dient; doch ist dieser Gebrauch bei Plautus noch sehr beschränkt und hat erst später an

Ausdehnung gewonnen. Nicht selten findet er sich beim Pronomen personale und demonstrativum.“ Auf S. 146 heißt es: „Außerdem dient adeo noch zur Hervorhebung von nunc“ und dann: „Endlich ist adeo einmal überliefert als Verstärkung der Komparativpartikel proinde.“ Sydow dagegen glaubt, daß adeo in allen diesen Fällen nicht zur Verstärkung und Hervorhebung des Pronomens oder Adverbs dient, sondern seine ursprüngliche Bedeutung teils bewahrt hat, teils wenigstens noch erkennen läßt. In dem Progr. Stettin 1896: Zum Gebrauch von adeo bei Plautus versucht dies Sydow an Beispielen aus Plautus klar darzulegen.

Aedeolum als Nebenform zu aediculum wird von Leite de Vasconcellos (Arch. 9, 192) auf einer Inschrift nachgewiesen.

Ala in den Phrasen umbonibus incussaque ala sternere (Liv. 9, 41, 19) und ala et umbone pulsare (Liv. 30, 34, 3) bedeutet nach Hauler (Arch. 9, 246) der mit Eisen beschlagene Schildrand am oberen und unteren Teile des scutum. Im Lexicon Livianum ed. Fügner I 829 wird an diesen Stellen ala durch axilla erklärt.

Amarefacio, was Lachmann im Kommentar zu Lucrez S. 410 ablehnt, weist Haußleiter (Arch. 5, 567) aus dem cod. Augiensis des Primasius-Kommentars nach, wo Apoc. 10, 9 πικραίνω durch amarefacio übersetzt ist.

Ambagio oder ambigio konjiziert Nettleship (Arch. 5, 106) für ambitio in einem Glossar. Berndii, das Rönsch, Semasiologische Beiträge 1 S. 7, für ambitio in der Bedeutung „Sprichwort“ anführt.

Ambrones soll nach Paul. Festi 17 zur Bezeichnung von turpis vitae homines gebraucht worden sein. Sonny (Arch. 10, 366) glaubt aber in ambro den griechischen Ἅβρων (von ἁβρός) zu erkennen, der in dem Sprichworte Ἅβρωνος βίος erscheint. Das „parasitische“ m vor b steht hier wie in strambus für strabus und strambo für strabo.

Amplare ist von amplus gebildet, ampliare von dem Adverb amplius nach Analogie von propitius propitiare, socius sociare, varius variare. Statt ampliare gebrauchen Cicero und Cäsar das Kompositum amplificare, vgl. Wölfflin, Arch. 8, 412.

Anculus, das für die Ableitung von ancilla-ancillor wichtig ist, hat Funck (Arch. 5, 539) auf einer Inschrift des Ager Campsinus (CIL. 9, 998) gefunden, wo es allerdings wohl Eigenname ist.

Animabilis wurde früher, noch von Schömann bei Cic. Nat. Deor. 2, 91 (hac animabili spirabilique natura) als ἅπαξ λεγόμενον gelesen, jetzt hat C. F. W. Müller nach Baiter hier animalis; auch Augustin. Serm. 45, 10 (XXXVIII 270 Migne) ist nach der besten Überlieferung animalibus für animabilibus zu schreiben.

Animus bei Plautus ist der Gegenstand der Programmarbeit von Joannes Guzdek (De vocabuli „animus" apud T. Maccium Plautum usu. Brzezay 1891). In sechs Kapiteln spricht der Verfasser über animus und zwar im ersten über die Grundbedeutung des Wortes und den Unterschied von anima; im zweiten handelt er de animo facultate intellegendi ratiocinandique praedito, quam animi vim Latini scriptores singillatim per „mens animi" seu simpliciter per „mens" exprimunt; im dritten werden die Beispiele, ubi „animus" pro „voluntate" positus putandus est, aufgeführt; quartum est propositum, ut paucis de animo facultate sentiendi praedito, quod Graeci παθητικόν vocant, dicamus; proximum est, ut expediamus vocabulum „animus" apud Plautum usurpari quemadmodum nomen „anima", „vita" ad id, quod est nobis carissimum designandum, quod sane in blanditiis occurrit: anime mi, in diesem Kapitel sind auch die Beispiele des Lokativs animi bei den Verben se angere, angi, discruciari, excruciare, pendere gesammelt; zuletzt spricht der Verfasser über die Adjektiva und Epitheta, die von Plautus zu animus gesetzt sind.

Viride Appianum (Grünerde und die daraus bereitete Farbe) ist wahrscheinlich eine geographische Benennung und hängt mit dem Val Apiana am Monte Baldo und dem Dörfchen Avio, wo das Thal in das Etschthal mündet, zusammen, vgl. v. Gümbel (Arch. 10, 292), der damit viride Hispanicum Grünspan vergleicht.

Apud soll nach Zimmermann (Arch. 8, 132) eine zusammengesetzte Präposition sein, entstanden aus ab—ad, ap—ad, vgl. ap—or, ap—ur. Vgl. Lindsay, Lateinische Sprache S. 666.

Arcesso und accerso sind Formen, bei denen es schwer ist, genau zu bestimmen, welcher sich die einzelnen Schriftsteller bedient haben. Im allgemeinen läßt sich sagen, wie Wölfflin (Arch. 8, 279) auseinandersetzt, daß die ursprüngliche Form arcesso namentlich in der Gerichtssprache gebraucht und von Juristen beibehalten wurde, daß man dagegen in der bürgerlichen Umgangssprache das Verbum in accerso umwandelte. Im besonderen ist zu merken, daß Cato, Caecilius Statius, Cornificius arcesso gebrauchten, dann, daß sich die Herausgeber des Cicero und Cäsar besonders für arcesso entschieden, daß Plautus beide Formen anwandte, Terenz aber nur accerso. Hierauf läßt Wölfflin eine eingehende Besprechung der Perfektformen arcessivi, accersivi und des Perfekts arcessi (accersi), das besonders mit Stellen aus den Glossen belegt wird, folgen. Zu beachten ist der Übergang in die 4. Konjugation arcessire und häufig accersire, was zwar zuerst bei Frontin sicher belegt werden kann, aber schon lange in der Volkssprache im Gebrauch gewesen zu sein scheint. Erwähnt wird noch das Supinum accersītum und die Futurform arcessibo (accersibo). Vgl. noch Arch. 8, 562.

Ardalio wird von Georges (Arch. 5, 486) als die einzig richtige Form nachgewiesen (vgl. auch dessen Bemerkung in der Berl. philolog. Wochenschrift 1889 S. 57), da Fisch (Arch. 5, 62) behauptet hatte, daß ardulio zu schreiben, ardelio und ardalio aber zu beseitigen seien. Was die Bedeutung betrifft, so glaubt Sonny (Arch. 10, 381), daß ardalio vom griechischen ἄρδαλος, ἄρδα komme und daß in ardalio eine jener drastischen Typen der dorischen Poesie zu sehen sei, die durch Atellana und Mimus in Rom bekannt und volkstümlich wurden und unabhängig von der Bühne weiter lebten.

Argumentum in der Bedeutung „Symbol“ weist van der Vliet (Arch. 10, 385) aus Apul. Met. 11, 3 und 11, 11 nach.

Arsio findet sich nach Schmitz (Arch. 7, 271) in der aus der Bibliothek der Königin Christina stammenden vatikanischen Hs 846.

Artificus, vgl. carnificus.

As, assis m. hat eine Nebenform assis m. Ob as oder assis auch als Feminin. vorkommt, muß vorläufig dahingestellt bleiben, vgl. Frick, Arch. 7, 444; dagegen ist eine Nebenform asse von demselben (Arch. 6, 566) aus dem Corp. Gloss. ed. Goetz II 23, 53 nachgewiesen.

Augur (avi-gur) soll nach Zimmermann (Arch. 7, 435) dasselbe Wort wie *augus sein, von dem nach Vaniček (Etymol. Wörterbuch der lat. Spr.[2] S. 260) Augustus gebildet ist.

Auricaesor (Ciseleur) belegt Bürchner (Arch. 6, 566) mit dem Edictum Diocletiani, welches im Bull. de Corr. Hell. IX (1885) p. 222 ff. veröffentlicht ist.

Auricula bezeichnete ursprünglich ein kleines Ohr, aber der Arzt Marcellus Empiricus benutzte die Form, wie Wölfflin (Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 108) sagt, während er an den dreisilbigen Genitiven und Dativen aurium und auribus festhält, um den zweisilbigen Formen, wie dem Dativ Singularis auri, durch auriculae aufzuhelfen. Schließlich heißen bei den Franzosen alle Ohren oreilles, vgl. auch Wölfflin, Arch. 8, 591.

Auriga soll nach Ehwald (Arch. 3, 307) aus aurĭ-rĕga entstanden sein (?).

Bambalo (ψελλιστής) steht, wie Sonny (Arch. 10, 366) meint, mit „parasitischem“ m für babalo, vgl. babulus Schwätzer. Auch hat das allein Ter. Adelph. 915 überlieferte Babylo nach Sonny (Arch. 8, 494) nichts mit Babylon und seinen Schätzen zu thun, vielmehr ist hier babulo zu schreiben.

Bannĭta gebrauchte Mico im 9. Jahrh. für syllaba, vgl. Traube, Arch. 6, 266.

Baro, dessen Zusammenhang mit dem roman. baron Settegast (Roman. Forschungen von Vollmöller I 240) klar nachgewiesen hat,

hieß nach Wölfflin (Arch. 9, 13 und Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 105) nicht ein Tölpel, Klotz, sondern ein Mann mit vorwiegend entwickelter Körperkraft, später hatte baro die Bedeutung „Troßknecht", aus der dann „tapferer Mann", „Edelmann" sich entwickelte, ähnlich wie Marschall, das ursprünglich „Pferdeknecht" bedeutete, oder Connétable, das aus comes stabuli (Stallmeister) hervorging, vgl. Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch No. 1243 S. 128; D. Riccoboni, Barone e vocaboli affini (Atti del R. Istituto Veneto di scienze. Tom. VI. Ser. VII. 1894/95); Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen S. 11 ff.

Bombo (die Drohne) weist Traube (Arch. 6, 167) aus einer Schrift des Mönches Nilus nach.

Bubia in der Bedeutung „die männliche Brust" steht nach Lindsay (Arch. 10, 228) in einer Hs aus der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts (cod. Bodl. Auct. F IV 32).

Canaster (aschgrau), das aus den Glossen, und nigraster (schwärzlich), das aus Firm. Maternus nachgewiesen ist, wie auch fulvaster, das im Apul. Herb. 110 vorkommt, zeigen, daß die in den romanischen Sprachen so häufigen Farbenbenennungen auf -astro, -âtre ihre lateinischen Vorläufer hatten, vgl. Wölfflin, Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 97.

Candebrum ist, wie Haußleiter (Arch. 5, 567) zeigt, im cod. Augiensis des Primasius die lateinische Übersetzung von λυχνία (Leuchter), gewöhnlich ist der Plur. candebra, -orum.

Captiosus (auf Jagd bedacht) weist Traube (Arch. 7, 183) aus dem Leben des h. Germanus von Heric von Auxerre (873) nach.

Carduelis bespricht Götz (Comm. Woelfflin. S. 127) und belegt die Nebenformen cardelis (vgl. Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen S. 46) und cardellus (cardelus) mit Stellen aus den Glossen.

Cardus und cardo, Nebenformen zu carduus (Distel) bespricht Wölfflin (Arch. 9, 6 und 297) und belegt die erstere Form mit dem Excerptor des Charisius und mit Glossen, die letztere mit Glossen, vgl. jetzt Thes. Gloss. ed. Goetz VI 181 und 182 und Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen S. 46 Anm. 2.

Carnificus ist eine Neubildung des Silius (1, 173 carnificaeve manus) statt carnifex, vgl. Bauer (Arch. 4, 639), wie artificus statt artifex bei Cyprianus Gallus (artifica manu), vgl. Weyman, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1894 S. 1075.

Cassidīle war im Mittelalter gebräuchlich, wie Traube (Arch. 6, 266) zeigt.

Sine causa in der Bedeutung von frustra finden wir nicht nur in lateinischen Bibelübersetzungen, die nicht vor der 2. Hälfte des

Jahrh. n. Chr. entstanden sein können, sondern nach Thielmann Arch. 7, 268) bereits schon im Bell. Alex. 39, 1.

Censētor ist Sidon. Epist. 8, 8, 3 und Alcim. Avit. VI 612 zu chreiben, vgl. Mohr, Arch. 6, 398.

Circum war als Präposition und als Adverb im archaischen atein allein in Gebrauch; es ist als Accusativ von circus aufzufassen, sei es nach Analogie von domum auf die Frage wohin?, sei es als nneres Objekt in Phrasen wie circum ire = einen Kreislauf, Rundgang achen." Immerhin setzt circum ein Verbum der Bewegung voraus, s kann also nicht bei esse die Ortsruhe ausdrücken, dies geschieht nur, enn bei pluralischem Subjekt esse im Sinne von extendi genommen ird. Cicero führt zuerst circa ein und zwar als Präposition, doch ehrte er von seinem Versuch zurück und gebraucht circum wie auch äsar, der nur ein- oder zweimal circa hat. Dagegen nimmt Livius ir circa Partei und setzt es auch bei Verben der Bewegung. Vgl. indsay, Die lateinische Sprache S. 666 ff. und Deecke, Jahresber. ber latein. Grammatik, 1892, S. 243.

Clam als Präposition hat in alter Zeit den Accusativ bei sich, elten den Ablativ (Caes. bell. civ. 2, 32, 8; Bell. Afric. 11, 4; im Bell. Hispan. 18, 4 steht sogar die Präposition a), der nach Analogie on coram aliquo zu erklären ist. Die klassische Prosa kennt clam ewöhnlich nur als Adverb, vgl. Wölfflin, Arch. 7, 279.

Clanculum ist nach Stowasser (Arch. 6, 563) nichts anderes als lamclam, indem es durch Gemination gesteigert ist (vgl. Keller, Volks-tymologie S. 140). Hiergegen erhebt Funck (Arch. 7, 23) Bedenken, er clanculum als Deminutiv faßt. In seinem Lateinisch-Deutschen chulwörterbuch sagt Stowasser: „adv. isol. acc. n. eines adi. *clanculus, estehend aus clam und *calus von cālĕre".

Clandestinus ist nach Stowasser (Arch. 6, 563) aus clam und estus = desitus (abgelegen) zusammengesetzt.

Clausa, das im mittelalterlichen Latein gebräuchlich ist, weist Leo (Arch. 10, 438) als „geschlossener Raum" bereits aus Moretum 15 nd Titin. 61 nach.

Clytaemestra ohne n hatte schon Scaliger zu Festus s. v. Crustu-mina in einem Pentameter des Ausonius anerkannt, später handelten genauer darüber Ritschl Opusc. II 517, Fleckeisen 50 Artikel S. 13, Brambach Latein. Orthographie S. 31, und jetzt ist die Form ohne n n die guten Ausgaben lateinischer Schriftsteller aufgenommen oder nuß aufgenommen werden, da auch im Griechischen die einzig richtige Form Κλυταιμήστρα ist. Dies haben Peter N. Papageorg in der Berliner Philolog. Wochenschrift 1886 S. 291 und S. Reiter in dem Aufsatze (Κλυταιμνήστρα oder Κλυταιμήστρα?) in der Zeitschrift für Oesterr.

Gymnasialw. 1895 S. 289 gezeigt, indem besonders Reiter aus Handschriften, Inschriften und der Etymologie nachwies, daß im Griechischen Κλυταιμήστρα und im Lateinischen Clytaemestra geschrieben werden müsse. Und wenn man fragt, wie ν oder n in das Wort gekommen seien, so antwortet Reiter mit Recht, daß die editiones principes daran schuld wären, die meistens aus jüngeren Hss abgedruckt wurden, so daß wir also in den Formen mit ν oder n die des Mittelalters vor uns haben.

Colitor für cultor wird von Funck (Arch. 7, 184) mit einer Inschrift aus Belgrad (Arch.-Epigr. Mittlgn. aus Österreich-Ungarn XIII 1 S. 33) belegt.

Collidere gebraucht Lactant. Inst. 2, 8, 31 intransitiv und in reciprokem Sinne, vgl. Brandt, Arch. 8, 130.

Collifana, das Bücheler (Rhein. Museum 188 S. 479) als „Opfervieh" erklärt hat, bespricht Götz (Comm. Woelfflin. S. 128) und weist in den Glossen zwei unabhängige Erklärungen nach: die des liber glossarum geht auf die Qualität der Opfertiere, die nicht im menschlichen Dienste verwendet werden durften, die des Pseudophiloxenus bezieht sich lediglich auf die Bestimmung.

Colligere in der Bedeutung „aufheben" und recolligere „wieder aufheben" wird von Petschenig (Arch. 8, 140), Weyman (Arch. 8, 482) und Heraeus (Arch. 9, 134) mit Stellen aus späteren Schriftstellern belegt. Mit Recht hebt Petschenig hervor, daß Eutr. 9, 23 die Lesart der besten Hss Fuld. und Goth. colligeretur für tolleretur, was die Hss BC haben, einzusetzen ist.

Colpus, colfus, colfora belegt Frick (Arch. 7, 443) mit Stellen des Ravennatischen Geographen und Wölfflin (Arch. 7, 444) culfus mit dem Itinerarium Antonini Placentini vom Jahre 570, vgl. Gröber, Arch. 7, 522.

Coluber stellt Havet (Arch. 4, 142) mit χέλυδρος zusammen, Keller (Arch. 4, 140) mit σκολόπενδρα.

Columnatus als Particip. findet sich außer an den bei Georges, Lat. Wörterbuch, verzeichneten Stellen auch C. I. L. IX 2448; das Substantiv columnatum, das in einer Glosse mit περίστυλον zusammengestellt ist, muß in späterer Zeit nicht so selten gewesen sein, da wir it. colonnato, span. colu(m)nata, frz. colonnade haben. Daneben wurde lat. auch peristyl(i)um gebraucht, it. peristilio, span. peristilo, frz. peristyle, vgl. Funck, Arch. 6, 256, 257.

Combenniones gebraucht Mico für „Genossen", bei Paulus Diaconus, aus dessen Festus-Excerpten es Mico schöpfte, geben unsere Hss combennones, vgl. Traube, Arch. 6, 266.

Commanuculus, commanicularius, commanipularius belegt Schulze (Arch. 8, 134) mit Inschriften.

Compastoralis belegt Hauler (Arch. 5, 564) mit Eugipp. Epist. ad Probam (p. 2, 11 ed. Knöll).

Compilare und concipilare sind nach van der Vliet (Arch. 9, 461) miteinander verwechselt, und deshalb schreibt er auch in seiner Ausgabe von Apul. Met. 9, 2 (p. 190, 5) concipilassent, wo früher compilassent gelesen wurde.

Confligere ist auch in reciprokem Sinne gebraucht, vgl. Brandt, Arch. 8, 130.

Constitus im Sinne von καθεστώς, ῶν wird von C. Goetz (Arch. 9, 307) mit Stellen aus Cyprian belegt.

Continari ist nach dem cod. Upsaliensis im Panegyrikus des Paeatus 36 (ed. Baehrens p. 303, 25) statt continuare zu schreiben, vgl. Weyman, Arch. 8, 129.

Oculis contrectare haben Weyman (Arch. 8, 405) und Heraeus (Arch. 9, 596) mit Stellen belegt, an denen außer Lact. De opif. dei 1, 15 von unzüchtigen Blicken die Rede ist. Nach Brandt (Arch. 10, 15) ist Tacit. Ann. 3, 12 abzusondern, und die Stelle im Lactanz ist durch die Parellele Inst. 2, 6, 6 genügend geschützt.

Convivalis kommt nach Wölfflin (Arch. 9, 574) von conviva oder convivo, convivialis von convivium her.

Coquere in der Bedeutung „einem heiß, angst machen“ sucht Köhler (Arch. 10, 289) bei Senec. Controv. II 1 nachzuweisen.

Corcodillus mit ll, vgl. Havet, Arch. 9, 135.

Cornix, vgl. Stowasser, Arch. 6, 563; im Wörterbuche S. 255 heißt es: „Fw. statt *cora + ὄρνιξ, dor. = ὄρνις *cor-ornix.“

Cornuficius war gewiß, wie Wölfflin (Arch. 4, 620) zeigt, die ältere Form für das später gewöhnlich gebrauchte Cornificius, sicherlich hat Lucil. (9, 18) Cornuficius geschrieben.

Cŏturnix ist aus cōturnix geschwächt, was für cocturnix und dieses wieder für quocturnix steht. Den ersten Bestandteil des Wortes erklärt Havet (Mém. de la soc. de lang. VI p. 234) und Keller (Volksetymologie S. 50) für „wacht, Wachtel“, der zweite ist nach Stowasser (Arch. 6, 562 ff.) das dorische ὄρνιξ Vogel = ὄρνις.

Cremo in der Bedeutung von κρεμάννυμι, suspendo wird von Geyer (Arch. 10, 547) aus Vegetius u. a. nachgewiesen.

Culleus mit ll, vgl. Havet, Arch. 9, 308.

Culpator wird von Brandes (Arch. 6, 46) aus einem Gedichte De Baebiani baptismo et uxoris Aprae obitu, dessen Verfasser ein jüngerer Zeitgenosse des Paulin. von Nola ist, zuerst nachgewiesen.

Cultores huius loci von Göttern gesagt, vgl. Funck, Arch. 5, 242.

Cunnio (CIL. IX 6089[2]) als Schimpfwort ist mit cunnus in Zusammenhang zu bringen, vgl. Zander, Arch. 6, 253.

Primum pilum deducere neben pr. p. ducere, vgl. Heraeus, Arch. 9, 596.

Deferre wird, wie Weyman (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1895 S. 296 ff.) sagt, mit einer gewissen Vorliebe im späteren Latein vom Tragen eines Leichnams gebraucht.

Defioculus ist nach Renn (Arch. 5, 398) mit Unrecht durch Gilbert und Friedländer aus Martial (12, 59, 9) und damit aus der Latinität verdrängt worden. Durch die neue Verbesserung hat die Stelle nicht gewonnen.

Dein und proin sind, wie Skutsch (Forschungen zur lateinischen Grammatik und Metrik 1 S. 85 ff.) zeigt, im alten Latein stets nur antekonsonantisch gebraucht, vgl. auch Arch. 8, 443.

Desubtus weist Geyer (Arch. 7, 408) aus dem Itinerarium Antonini Placentini nach.

Dipondium als Neutrum belegt Frick (Arch. 6, 566) mit zwei Stellen des Chronographen vom Jahre 354.

Dirigere litteras statt mittere ist dem Zeitalter Ciceros und Senecas abzusprechen, es ist wahrscheinlich zuerst im Frgm. Muratorianum 40, das ans Ende des zweiten Jahrhunderts gesetzt zu werden pflegt, gebraucht, vgl. Wölfflin, Arch. 4, 100.

Discedere ex vita oder a vita sagt Cicero für mori, in der christlichen Literatur kommt dafür de hac vita, de hoc saeculo, de hoc mundo, de hac luce vor, aber es findet sich discedere auch absolut bei Min. Fel. 1, 2; Amm. Marc. 29, 5, 42 und in der Hist. Apoll. p. 77, 9 ed. Riese, vgl. Weyman (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1894, 1075 ff.), der dies genauer nachweist.

Discipulus leitet Stowasser (Arch. 5, 289) von einem Verbum discipere ab, vgl. dazu Bréal, Arch. 5, 579.

Sorte ductus findet sich nach Schmalz (Arch. 9, 578) zuerst bei Cicer. Rep. 1, 51. Die ursprüngliche Konstruktion muß sortem ducere gewesen sein, da das Los entweder gezogen oder herausgezogen wird.

Dumtaxat wurde in ältester Zeit getrennt, so noch in der im Kurialstil üblichen Formel: dum minore parti familias taxat oder dum minoris partus familias taxat; die Übersetzung von Richardson (De dum particulae usu p. 92/93): während er (die Sache) abschätzt oder indem er es genau nimmt, trifft darin das Richtige, daß sie als Subjekt zu taxat den Magistrat, der die Strafe verhängt, annimmt. Dum heißt: so lange, so weit (insoweit), so fern (insofern), Objekt zu taxat ist die Strafe, und dumtaxat bezeichnet ursprünglich das Strafmaximum, vgl. Wölfflin, Arch. 4, 325.

Dunc, die aus donec wohl erst in der Kaiserzeit entstandene Form, belegt Zimmermann (Arch. 5, 571 und 9, 591) mit Stellen auf Inschriften.

Duplex in der Bedeutung dolosus belegt Hoppe (Arch. 8, 587) mit einer Glosse, die sehr alten Ursprungs ist: altriplicem duplicem dolosum, was für die Erklärung des Hor. Carm. 1, 6, 7 wichtig ist, da bisher kein Beleg für duplex in dieser Bedeutung beigebracht ist.

Edo (ἔδω ich esse) ist von Wölfflin (Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 115—123) als Beispiel gewählt, um daran zu zeigen, was in der Lexikographie alles noch zu leisten und zu beachten ist. Nachdem er die Etymologie berührt und Kritik an der bisherigen Lexikographie in betreff des Verbs edere geübt hat, kommt er auf die Hauptsache, d. h. auf die Geschichte des Wortes, das bereits bei Naevius vorkommt, und auf das Absterben desselben, da es sich in keiner der romanischen Sprachen findet, zu sprechen. Da im 3. Jahrh. n. Chr., wo man die Quantität bekanntlich sehr vernachlässigte, ĕdere mit ēdere verwechselte und auch die synkopierten Formen von ĕdere mit denen von esse zusammenfielen und daher oft nicht mehr recht verständlich waren, so gab man edere auf und wählte dafür andere Wörter. Recht deutlich zeigt sich dies, wie Wölfflin darlegt, an dem Ausspruche des Appius Claudius Pulcher. Als dieser die Hühner der Auguren ersäufen ließ, soll er nach Cic. Nat. Deor. 2, 7 (vgl. auch Val. Maxim. 1, 4, 3 und Suet. Tib. 2) gesagt haben: ut biberent, quoniam esse nollent, während es in der Periocha Livii 19, also im 3. Jahrhundert pullos qui cibari nolebant heißt. Ferner zeigt Wöfflin, daß in den um 200 entstandenen Bibelübersetzungen edere auffallend zurücktritt und die Vulgata des Alten Testaments edere kaum 30mal, comedere aber über 500mal hat. In der Reisebeschreibung der Silvia (385), bei dem Arzte Caelius Aurelianus, in der um 525 geschriebenen Diätetik des Anthimus, also in vulgärlateinischen Schriften, fehlte edere ganz, während Gregor von Tours, der Literatur- und Volkssprache vermischte, das Wort mehrfach angewandt hat. — Der nächste Ersatz für edere hätte esitare sein müssen, aber, da esitare seine frequentative Bedeutung nicht abgelegt hat, griff man lieber zu dem Kompositum comedere (aufessen, so daß nichts übrigbleibt), das zwar viel gebraucht ist und besonders südlich und westlich der Pyrenäen fortlebte, aber nördlich davon doch nicht den rechten Boden fand. Man wandte hier andere Wörter an, wie mandere, manducare und die Komposita commandere, commanducare; besonders scheint manducare, das die Volkssprache schon in diesem Sinne gebraucht hat und in der Kaiserzeit in die Literatursprache eingedrungen ist, der Erbe von edere geworden zu sein, da es vielfach in den romanischen Sprachen fortlebte, vgl. Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch No. 5876 S. 560. Dagegen drangen andere Wörter wie gluttire (schlucken), (de)-vorare (verschlingen), cibare (futtern), pappare (kauen) nicht

durch, wenn sie auch gelegentlich die Bedeutung essen angenommen hatten.

Effulcit, effulsit, das nach Blümner außer Apulejus nicht vorkommen soll, belegt Schmitz (Arch. 9, 308) aus den Tironischen Noten.

Egens hatte nach Landgraf (Arch. 7, 275) ursprünglich die Bedeutung extorris (verbannt), die jedoch immer mehr schwand, bis egens die Bedeutung von pauper annahm. Ähnlich verhielt es sich mit der Bedeutung vom Substantiv egestas und vom Verb egeo. Stowasser (Das verbum lare, S. 5 Anm.) macht darauf aufmerksam, daß Landgraf die Quantitätsfrage zwischen ē-gens und ĕgens völlig unberücksichtigt gelassen habe.

Eques im Sinne von equus ist bereits bei Ennius nachweisbar und findet sich, wie Wölfflin (Arch. 10, 286) sagt, auch bei Virgil, dem auctor belli Hispaniensis, Minucius Felix, Gellius, Gregor von Tours, (vgl. Arch. 7, 310), und Ries (Arch. 10, 452) vermutet es auch bei Frontin. Strat. 2, 5, 31.

Eigenna wird von Heraeus (Arch. 9, 595) als ein lateinisch-etruskisches Wort nachgewiesen, auch Lattes (Arch. 10, 186) macht darauf aufmerksam, daß auch das Vorhandensein eines entsprechenden etruskischen Priestertitels nachgewiesen worden sei.

Exemplare verdankt man wahrscheinlich der Itala; bisher ist das Verb mit zwei Stellen belegt (Ital. ad Coloss. 2, 15 und Hebr. 6, 6), auf eine dritte (Tert. adv. nat. 1, 5) wird von Wölfflin (Arch. 8, 591) aufmerksam gemacht.

Expiare in der Bedeutung „befriedigen“ wird von Traube (Arch. 7, 590) nachgewiesen.

Faluppas, das sich in den Glossen findet (vgl. Landgraf Arch. 9, 416), wird durch it. faloppa (eine Art Halbseide) sichergestellt, vgl. Lattes, Arch. 9, 578.

Felgerola (Farnkraut, und zwar genauer Tüpfelfarn) findet sich als Glosse im cod. Dresd. Dc 185, vgl. Fuchs, Arch. 10, 354.

Femina sollers gebraucht Cyprianus Gallus (Gen. 1177) für obstetrix, wie Weyman (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1895 S. 595 ff.) zeigt.

Fides als vox media wird von Krüger (Arch. 10, 355 ff.) eingehend untersucht. Nachdem er über die Möglichkeit, fides als vox media aufzufassen, im allgemeinen gesprochen hat, geht er auf die Besprechung der Stellen ein, wo fides als vox media gefaßt werden kann. Während bei Cicero kein einwandfreies Material vorliegt, geht aus Horaz ganz entschieden hervor, daß fides auch Untreue bedeuten kann. Zuletzt spricht Krüger über per fidem decipere, fallere, indem er sich an die scharfsinnige Erklärung von Usener (Jahrb. f. klassische Philolog. 1878 S. 74) anschließt, wonach hier per soviel ist wie: wider (durch,

das ist: darüber hinaus, auf der anderen Seite); so übersetzt auch Skutsch (Zur Wortzusammensetzung im Lateinischen S. 93) periurus, perfidus über das Recht, über die Treue sich hinwegsetzend.

Fluvius und flumen unterscheiden sich der Bedeutung nach gar nicht, in der ältesten Literatur wurde besonders fluvius gebraucht, während Cäsar und seine Fortsetzer, Cicero in den Reden nur flumen anwandten, in den philosophischen Schriften kommt aber sechsmal fluvius vor; Petron hat flumen häufig, fluvius nur einmal, vgl. Wölfflin, Arch. 7, 588.

Focaria betrachtet Paul Meyer als „eine spezielle Sorte der stupro cognitae“, nach Kübler (Arch. 10, 448) aber waren es „Soldatenkonkubinen“, die mit den Soldaten in einer monogamischen Quasi-Ehe lebten. Auf einer Inschrift findet sich auch eine focaria als heres eines Soldaten, was bei den mulieres turpis condicionis nicht möglich war, vgl. Kempf, Romanorum sermonis castrensis reliquiae collectae et illustratae p. 380. Im Mittelalter bezeichnete das Wort die „Beischläferinnen von Geistlichen“.

Fomen, was sonst nicht nachweisbar ist, schreibt Brandes in dem Gedichte De Baebiani baptismo et uxoris Aprae obitu v. 28 statt omen, was keinen Sinn giebt; fomen verhält sich zu fomentum, wie momen zu momentum, segmen zu segmentum u. a.

Foris mit dem Acc. ist eine ziemlich seltene Konstruktion, sie findet sich vielleicht zuerst Apul. Met. 1, 21, vgl. van der Vliet, Arch. 10, 386.

Ex forma weist van der Vliet (Arch. 10, 386 ff.) aus Tertullian und Fronto in der Bedeutung „nach festem Brauch, nach stehendem Modell“ nach, auch kann forma den Sinn von „Typus, Vorschrift, Befehl“ annehmen. Danach ist ex forma auch Apul. Met. 7, 25 beizubehalten.

Fors als Adverb, vgl. nox.

Forsitan, das im klassischen Latein sehr häufig gebraucht ist, findet sich im ältesten und älteren Latein gar nicht, vgl. Fleckeisen, Jahrb. für klass. Philologie 1894 S. 284—287.

Fulvaster, vgl. canaster.

Galbanus und Galbianus sind Adjektiva zu Galba; die erstere Form ist die richtige Bildung, die letztere war ein Parteiname und ging nicht von einem grammatisch gebildeten Schriftsteller aus, sondern von der Armee und dem Volke, welches sich oft durch falsche Analogien leiten läßt.

Gerrae und gerro (comgerro) können nach einem bestimmten Lautgesetz nicht von garr-ire, wie man mit Brandt annahm, abgeleitet werden, vielmehr hängen sie nach der Auseinandersetzung von Sonny (Arch. 10, 377—381) mit den sicilischen Wörtern γέρρα und γέρρον zu-

sammen. Nach einem Parömiographenexcerpt ist γέρρα = αἰδοῖον, und die Bedeutung nugae, ineptiae erklärt sich aus dem spottenden Sinne, den das αἰδοῖον in der Symbolik der Südländer hat. Wie aus Paul. Festi hervorgeht, war gerrae ein höhnender Ausruf, und so finden wir das Wort bereits bei Plautus und Cäcilius. An einer anderen Plautusstelle (Poen. 135) erkennen wir bereits den Übergang zu der Bedeutung nugae, ineptiae. Gerro hängt mit der in der sicilischen Komödie Γέρρων bekannten Gestalt zusammen, die in Sicilien selbst entstanden war und eine fest eingeprägte typische Form hatte. Der Name Gerro ist gewiß von γέρρα = αἰδοῖον abgeleitet. Die beiden sicilischen Wörter γέρρα und γέρρον scheinen semitischen Ursprungs zu sein. Nach Athen gelangte der sicilische Gerro wohl durch die Vermittelung Epicharms, in Rom war er schon vor Plautus bekannt, da die dorische Komödie von Sicilien aus mannigfach auf Latium eingewirkt hat.

Gibbus bezeichnet nicht bloß anormale, sondern auch vollständig normale Erhöhung am Körper, vgl. Weyman, Arch. 8, 396.

Gladiatoricius belegt Hauler (Arch. 4, 323) mit Augustin. Serm. 20, 3 und liefert somit einen weiteren Beleg neben gladiatoricia herba bei Marc. Emp. 16.

Graba ist das Stammwort zu grabatum (Ruhebett) und wird von Lindsay (Arch. 10, 228) aus einer Glosse des 12. Jahrh. (Bibl. Bodl. lat. 26 fol. 86) nachgewiesen.

Gremium = acervus wird von v. d. Vliet (Arch. 10, 388) vermutet.

Grutae, grutarius, vgl. scruta, scrutarius.

Gubernator war der gebräuchliche Ausdruck für „Steuermann“, daneben findet sich, wenn auch sehr selten, gubernius und gubernus, vgl. Gundermann, Arch. 7, 587.

Gumiae und gemiae sind nach Stowasser (Arch. 8, 444) semitischen Ursprungs und beide Formen selbst bei ein und demselben Autoren möglich.

Haedilia, das bei Hor. Carm. 1, 17, 9 vorkommt, ist als Name eines Berges nirgends nachgewiesen, dagegen für ein Deminutiv von haedus in der Bedeutung „Zicklein, Böcklein“ bereits von Bücheler (Coniect. Bonn 1878 S. 23) erklärt, von Heraeus (Die Sprache des Petronius und die Glossen 1899 S. 10 Anm. 5) und von mir (N. Philologische Rundschau 1899 S. 217—220) mit C. G. L. III 432, 37/38 belegt; zugleich habe ich daselbst auch nachgewiesen, daß bereits Porphyrion das Richtige getroffen hat, indem er haediliae an der Horazstelle für einen Nom. Plur. erklärt.

Herbam dare „sich als unterlegen bekennen“ wird von W. K. mit Stellen belegt, vgl. Arch. 6, 398.

Hiberis oder Iberis, das sonst nicht vorkommt, aber bei Sil. (4, 59) handschriftlich überliefert ist, dürfte als Nebenform für Hiberia zu nehmen sein, vgl. Bauer, Arch. 4, 639.

Hirquitallus erklärt Lattes (Arch. 9, 460) durch „junger Wolf" und durch Vermengung des Sabinischen mit dem Lateinischen „junger Bock" und „puer ad virilitatem accedens a libidine scilicet hircorum dictus" (Paul. Festi 101 ed. Müller).

Hoc = huc findet sich bei Plautus und Terenz, den Epistolographen Caelius, Plancius, Brutus, Balbus, Lentulus, den Fortsetzern Cäsars, Nepos, Livius, während Cicero auch in den Briefen und Cäsar überall huc gebrauchen, so daß Wölfflin (Arch. 7, 332) mit Recht behauptet, daß huc als die hochlateinische Form, hoc als die der Umgangssprache gelten muß; vgl. Neue-Wagener, Lat. Formenlehre II[3] 613; Stowasser, Lexikalisch-Kritisches aus Porphyrio S. 19.

Hortulo, onis stellt Mohr (Arch. 6, 418) bei Sidon Epist. 5, 14, 2 her.

Hypermestra ist die einstimmig von der Tradition der Ovidhandschriften und der Inschrift des Bonner Trinkgefäßes (s. Bonner Jahrb. 1882, t. VI) gebotene Form, ebenso bietet Propert. IV (V) 7, 63, 67 Hypermestre und der Salmasianus Anth. Lat. 246 B = I 58 R. Hypermestrae. Vgl. Ehwald, Exeget.-Kommentar zur XIV. Heroide Ovids S. 11, der mit Recht erwähnt, daß nur die Etymologie von μήδεσθαι, nicht die von μνᾶθαι in der Sage ihre Begründung findet.

Iaientare und iaiunus sucht Skutsch (Arch. 7, 527) für ieientare und ieiunus im Plautus herzustellen.

Iberis, vgl. Hiberis.

Ictuatus, bisher nur aus Gregor von Tours bekannt, sucht Thielmann (Arch. 7, 268) durch Emendation in den Reichenauer Glossen zu gewinnen.

Icuncula, das sonst nicht nachweisbar ist, hat Roth im Suet. Nero 56 geschrieben; Madvig, Advers. II 580 empfiehlt die Verbesserung des Sabellicus imagunculam, zumal die Handschriften acunculam nach quidem bieten. Mit Recht sagt Heraeus (Arch. 9, 595) daß icuncula aus den Lexicis zu beseitigen sei.

Idcirco haben Plautus, Terenz, Cäsar und Sallust selten gebraucht, häufiger Cicero, vgl. Landgraf, Arch. 9, 566.

Impraesentiarum haben Corssen, Aussprache etc. II 869 und A. Eberhard in der Berliner Zeitschr. f. Gymn. 1873 S. 846 aus in praesentia harum (scil. rerum) erklärt, Wölfflin (Arch. 4, 11) hält es für ratsam, wieder zur alten Erklärung in praesentia rerum zurückzukehren, aber nach Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik I[2] p. 862 ist impraesentiarum doch aus in praesentia harum (rerum) hervorgegangen,

während Lindsay, Die lat. Sprache S. 647 wieder die Ansicht Wölfflins vertritt.

Inante als Präposition mit dem Acc. weist Geyer (Arch. 7, 408) aus dem Itiner. Anton. Placentini nach.

Inauratura ursprünglich „die Vergoldung“ kommt in der Bedeutung „Oberfläche der Kugel“ in einem Fragm. der Grom. vor, das Cantor aus cod. Arcerianus in seinen Agrimensoren (Leipzig 1875 S. 213 § 25) veröffentlicht hat. Wölfflin bringt (Arch. 9, 522) eine neue Bedeutung bei: „Beschreibt man um einen Kreis, dessen Radius x, einen zweiten konzentrischen, dessen Radius 2 x, so ist, wie man annahm, der weitere gleich dem Vierfachen des engeren.“ In diesem Sinne wird auch inauratura gebraucht.

Incontra als Präposition mit dem Acc. weist Geyer (Arch. 7, 408) aus dem Itiner. Anton. Placentini nach.

Increbrare, ein nur in Glossen bekanntes Wort, will Hauler (Arch. 5, 578) im Plaut. Truc. 50 schreiben.

Indemnis, das sich vor Seneca (Epist. 1, 9, 19) nicht nachweisen läßt, bespricht Funck (Arch. 6, 257); auch führt er neben indemnis auch indamnus an.

Inpensa in der Bedeutung „Mörtel“ hat zuerst Valesius zu Amm. Marc. 30, 6, 11 nachgewiesen, dann spricht M. Haupt, Opusc. 3, 617 darüber, ferner citiert es Nohl im Index zu Vitruv S. 151; den Plur. inpensae aber belegt Seeck (Arch. 4, 421) mit Symmach. Rel. 26, 5 und Salvian., De gubern. dei 3, 1, 1.

Insopor, das bei Georges, Lat. Wörterbuch, fehlt, findet sich nach Schütte (Arch. 6, 565) Ovid. Heroid. 12, 101.

Interemo wie auch peremo sind sogenannte rekomponierte Formen, die sich, wie Georges (Arch. 4, 315) zeigt, gelegentlich auch in recht guten Handschriften finden. Gewöhnlich sind die Komposita mit dem Vokalwandel die älteren Formen, die rekomponierten die jüngeren. So scheint z. B. defetigare im älteren Latein im Gebrauch gewesen zu sein, zu Ciceros und Cäsars Zeit aber wurde defatigare gesagt. Ohne Zweifel sind auch interimo und perimo die älteren Formen, interemo und peremo die jüngeren. Wenn letztere Formen auch in guten Handschriften vereinzelt vorkommen, so haben wir noch kein Recht, sie auch in den Text zu setzen, weshalb ich es auch für falsch halte, Hor. Sat. 2, 3, 131 interemis zu schreiben, wo übrigens, wie Stolz Histor. Gramm. I 187 bemerkt, die Lesart auch nicht sicher ist. Vgl. noch Seelmann, Die Aussprache des Latein S. 57 ff. und Fleckeisen, 50 Artikel S. 15 und 16. Anknüpfend an die Bemerkung von Georges erwähnt Schmitz (Arch. 5, 48), daß in den besten Handschriften der tironischen Noten die Komposita von emere bald mit e bald mit i sich finden; auch

führt er Perfektbildungen an wie īmit und empsit, adīmit und adempsit u. a. m.

Isse und issa sind als vulgäre Nebenformen zu ipse, ipsa sicher bezeugt; die Form isse weist Ludwig (Arch. 10, 450) auch aus Sedul. Pasch. carm. 1, 307 nach, wo die Handschriften esse haben.

Itoria, ein bisher unbekanntes Wort, ist von Dom Germain Morin in der Revue Bénédictine IX (1892) p. 173 und von Linderbauer (Arch. 8, 139) aus einer spanischen, von dem brittischen Museum erworbenen Handschrift, in der eine Predigt Augustins steht, in doppelter Anwendung als Femininum der ersten Deklination und als Plural des Neutrums nachgewiesen worden. In dieser Predigt ist von der Himmelfahrt Christi und von dem, was er uns hinterlassen hat, die Rede. „Der Redner vergleicht dieses Vermächtnis mit dem Geldstück der itoria (nämlich pecunia), welche der in die Fremde Ziehende seinen ihn geleitenden Freunden hinterläßt, damit sie sich gütlich thun und seiner gedenken sollen.“ Einen weiteren Beleg für itoria bringt Weyman (Arch. 9, 52) aus Optatus von Mileve bei. Vgl. noch Wölfflin, Die neuen Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 97 ff.

Iulicae in der Bedeutung „Bartflaum“ stellt Sonny (Arch. 4, 606) bei Catull. 41, 136 nach den besten Handschriften her, indem er freilich ebensowenig ein griechisches ἰουλικοί als ein lateinisches iulicae an einer anderen Stelle nachweisen kann.

Iussulentus, was sonst nirgends bezeugt ist, will Traube (Arch. 6, 254) im Apul. Apol. 39 streichen und dafür iurulentus schreiben. Kübler (Arch. 8, 137 Anm.) dagegen glaubt, daß durch pusulentus auch iusulentus gesichert sei, was im cod. Flor. steht, und so schreibt auch van der Vliet in seiner Apulejusausgabe p. 52, 2.

Lausiae, das einigen romanischen Wortbildungen zu grunde liegt (vgl. Körting, Latein.-Romanisches Wörterbuch, 2. Aufl. S. 530 No. 5483), hat Bücheler (Arch. 2, 605 ff.) in der Lex metalli Vipascensis (Ephem. epigr. III 181) richtig mit „Stein-Stücke“ gedeutet, wie sie durch Brechen, Hauen, Schneiden, kurz durch Arbeiten eines Lapidarius entstehen, vgl. auch Gröber (Arch. 3, 510), der lausa Steinplatte anführt. Mit Bezug hierauf will Schöll (Arch. 4, 258) im Plaut. Truc. 731 für Thetis quoque etiam lamentando lausum fecit, wie in Handschriften überliefert ist, lausam setzen, während man seit Valla, zuletzt auch Leo, pausam schreibt. Gegen lausam ist Schuchardt (Arch. 7, 113), und auch Schöll hat in der Textausgabe des Plautus seine Konjektur nicht geschrieben.

Lassus, vgl. J. W. Beck, Ex sylloge commentationum quam obtulerunt philologi Batavi viro clarissimo Constantino Conto.

Lautus, ūs das Baden, findet sich als Substantiv nach Klebs (Arch. 7, 438) bei Aurel. Vict. Caes. 10, 5.

Lectina bezeichnet nach Studemund (Arch. 1, 117) eine Schiffskajüte (= diaeta), das unbekannte Wort wird von Gundermann (Arch. 7, 586 ff.) mit dem Actus Petri cum Simone belegt.

Lenities, das nur aus den Bobienser Ciceroscholien belegt werden kann, ist aus den Wörterbüchern zu streichen, da, wie Stangl (Fleckeisen, Jahrb. f. klass. Philologie 1894 S. 351 ff.) nachweist, in den Scholien videolentie für vireolentie steht und dies die volkstümliche Form für virolentie ist

Levificare wird von Ott (Arch. 4, 616) mit Psalt. Hieronymi 5, 10 belegt.

Lilybitanus ist die am besten beglaubigte Form und muß auch Cic. Divin. in Caecil. 17, 55 und Verr. 4, 14, 32 geschrieben werden, nicht Lilybaetanus, vgl. Zielinski Philologus N. F. 6 S. 250 Anm.

Lisae wird von Hoppe (Arch. 8, 587) aus Donat. zu Verg. Aen. 8, 289 nachgewiesen.

Litteratura übersetzt Georges mit „Buchstabenschrift, Alphabet, Sprachunterricht, Sprachkunst, Sprachwissenschaft, Grammatik“, Wölfflin (Arch. 5, 49 ff.) weist neben anderen Bedeutungen auch nach, daß es vielleicht schon bei Vitruv, sicher aber bei Tertullian eine Summe von Schriftwerken im modernen Sinne bedeute, so daß wir es mit „Literatur“ wiedergeben können. In dieser Bedeutung unterscheidet es sich von scriptura dadurch, daß es sich auf heidnische Literatur, auf weltliches Gebiet bezog, während man gern divina (sancta. sacra) mit scriptura verband und deshalb für das biblische Gebiet anwandte.

Loco kommt auch als Ortsadverbium in der Bedeutung „hier“ vor; zuerst hat Sittl (Die lokalen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache S. 75) auf die von Hagen, Anecdota Helvetica veröffentlichten, aus dem 9. oder 10. Jahrhundert stammenden quaestiones grammaticae aus dem Kloster Altumvillare (Hautvilliers) bei Reims aufmerksam gemacht; auch Rönsch (Semasiologische Beiträge, II p. 74) verweist auf diese Stelle: loco est i. e. ibi est . . . et Afri et Romani et omnes Itali atque Beneventani tritum id habent; Gröber (Arch. 3, 514) zeigt, daß loco als Adv. im span. luego sogleich, port. logo, altfranz. lues, altital. loco heißt, vgl. Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch No. 5665 S. 544. Während bisher nur im allgemeinen von loco gesprochen ist, belegt Geyer (Commentationes Woelfflinianae) S. 91—95 loco in der Bedeutung von ibi mit 5 Stellen aus S. Silviae peregrinatio ad loca sancta, welche in der von ihm herausgegebenen Ausgabe auf S. 42, 29; 68, 11; 73, 12; 74, 14 und 97, 17 stehen. Die Peregrinatio stammt aus dem südlichen Frankreich und ist im 4. Jahrhundert (385) geschrieben.

Lupana (scil. mulier) belegt Wölfflin (Arch. 8, 9) mit zwei Stellen aus Cyprian, eine dritte aus demselben Schriftsteller bringt Haußleiter (Arch. 8, 45) bei, wenn auch mit etwas abweichender Bedeutung. Andere Beispiele führen Sonny (Arch. 8, 500), Weyman (Österreich. Gymnasialw. 1894 S. 202) und van der Vliet (Arch. 9, 303) an, vgl. noch Wölfflin (Arch. 9, 5), der lupana als Kurzform von lupanaria oder als Mittelform von lupa und lupanaria betrachten möchte.

Maenianum vgl. solarium.

Mafortium belegt Bürchner (Arch. 6, 566; 8, 114) mit Edict. Dioclet. (Bull. de Corr. Hell. IX 1885 p. 222 und Journal of Hellenic Studies 1890 p. 299).

Magis ist nach Keller (Arch. 4, 316, weiter ausgeführt in dessen latein. Etymologie S. 70 und 180) keine Komparativbildung, sondern mit satis, potis, nimis zusammenzustellen und würde einfach „sehr“ bedeuten, wie auch Varro L. L. 9, 73 magis mane significat primum mane, magis vespere novissimum vesper zeigt.

Malacia ist nach Funck (Arch. 6, 259) nicht als ein allgemein üblicher Ausdruck für „Windstille“ anzusehen. Dagegen schließt Schmitz (Arch. 7, 270) aus der in den tironischen Noten sich findenden Zusammenstellung mit Götternamen, deren Träger sämtlich zur Schiffahrt Beziehung haben, daß das Wort malacia doch dem Kreise der Schiffersprache angehöre. Wie Schmitz die Beziehung des lateinischen Wortes zum Meere nachweist, so zeigt Lattes (Arch. 8, 441), daß die etruskische Gottheit Mlaχ (auch Mlaca Mlaka), die mit dem lateinischen Malacia identisch ist (vgl. Funck Arch. 8, 278), sich auf einer von Kroll veröffentlichten Mumieninschrift neben Neptun findet und auch eine Meergottheit ist. Auch wird von Gundermann (Arch. 7, 586 ff.) aus einer lateinischen Übersetzung des Actus Petri cum Simone aus dem 5. oder 6. Jahrh. nachgewiesen, daß malacia ein terminus technicus aus der Schiffersprache gewesen sei. Meyer-Lübke (Arch. 7, 445) zeigt auch noch, daß das Grundwort der in neueren Sprachen vorkommenden Wörter für „Windstille“ bonacia gewesen sei, eine Umbildung von malacia, um den Anklang von malus zu vermeiden (vgl. Körting, Lat.-Romanisches Wörterbuch 2. Aufl. No. 5818). Diese Umbildung kann nicht vor dem 6. Jahrh. in Gebrauch gewesen sein (vgl. Gundermann Arch. 7, 587). Noch ist zu bemerken, daß Lattes (Arch. 8, 278) malacia Plin. N. H. 33, 105 und malacia stomachi ebend. 27, 48 als Seekrankheit (nausea) erklärt.

Mane als Femin. kommt, wie Bonnet (Arch. 7, 568) zeigt, bei Gregor von Tours vor.

Manuclus ist als Grundform von manuplus anzusehen, vgl. Schulze, Arch. 8, 134 ff.

Manus tollere = mirari, vgl. Wölfflin, Arch. 10, 343.

Marsianus ist der von Marsus weitergebildete römische Name, der im Mailändischen vorkommt, vgl. Ihm, Arch. 10, 506.

Mattiobarbulus, das Georges mit „ein mit Bleikugeln bewaffneter Soldat" übersetzt, hält Stowasser (Arch. 5, 135) für einen Lagerwitz, „der noch durch die volksetymologische Latinisierung klar genug durchbricht: ματτυο-παρβολος." Eine andere Erklärung giebt Keller (Volksetymologie S. 110, 164, 177): Martiobarbulus, Marsbärtchen oder Marsbärbchen, was aus mattiobarbulus, bleierne Schleuderkugel entwickelt wurde; vgl. Kempf, Romanorum sermonis castrensis reliquiae collectae et illustratae p. 366 ff.

Mediastinus belegt Weyman (Arch. 8, 38) mit einer Stelle aus Evodius, vgl. Seeck, Arch. 1, 400.

Mediator ist die Übersetzung von μεσίτης (Mittler zwischen Gott und den Menschen), die rasch allgemein durchgedrungen ist; doch war sie von medius aus unmöglich und erst gestattet, wenn ein Verb. mediare war, welches auch Wölfflin (Arch. 8, 593 ff.) aus der Freisinger Itala, Apicius, Augustin und den Glossen belegte. Eingehend spricht er über mediante in temporalem, lokalem Sinne wie auch in der Bedeutung von μεσιτεύω.

Medus (Honigwein) hält Stowasser (Arch. 5, 135) für ein gothisches Wort.

Mensurare (μετρέω) läßt sich zuerst aus der Itala (2. Corinth. 10, 12) nachweisen, wie Wölfflin (Neue Bruchstücke der Freisinger Itala in den Sitzungsberichten d. bayer. Akad. der Wiss. 1893 Heft 2 S. 15) angiebt, doch ist damit nicht gesagt, daß die Christen das Wort neu gebildet hätten, vielmehr dürfte es schon in der heidnischen Volkssprache in Gebrauch gewesen sein.

Meridies leitete man früher von medius dies ab, bis Stowasser (Arch. 1, 273) nachzuweisen suchte, daß es aus merus dies entstanden sei; in neuerer Zeit neigt man sich wieder der älteren Ansicht zu. Die Literatur ist groß, es handeln darüber: Hintner, Meridies, eine etymologische Untersuchung, Wien 1886; ders. Noch einmal meridies, Wien 1890; Wölfflin, Arch. 3, 566; 7, 605; Warren, American Journal of Philology vol. VII (1880) S. 228—231 (vgl. 1887 S. 82 ff.); Bergk, Beiträge I 143; M. Bréal, De l'importance du sens en étymologie et en grammaire. Acad. des inscr. et de belles lettres 1887, 19/26. Aug.; ders. Mem. de la soc. de linguist. de Paris VI S. 448 (vgl. S. 163, 231, 262); Stein, Academy 1887 No. 388 S. 418; Ziemer, Wochenschr. f. klass. Philolog. VII (1887) S. 788; Iwan v. Müllers Jahresber. Jahrg. 16 (Band 56) S. 324; Golling, Gymnasium 1887 S. 460; Schweizer-Sidler, Latein. Grammatik² S. 53; Schmalz, Antibarbarus von Krebs

II 71; Brugmann, Grundriß der vergleichenden Sprachen I² 534; 861; II 60; Speijer, Gött. gelehr. Anz. 1897 S. 298; Stolz, Latein. Grammatik² (I. von Müller, Handbuch der klass. Altertumswissenschaft II) S. 291 Anm. 3 (ders. Lat. Grammatik³ S. 70 Anm. 3; ders. Histor. Grammatik I 233); Planta, Grammatik des oskisch-umbrischen Dialekts I 409; Grammont, Le dissimilation consonantique S. 120; Keller, Latein. Volksetymologie S. 132: ders. Latein. Etymologie S. 72; Lindsay, Latein. Sprache, übers. von Nohl S. 329 und Anm.; Sommer, Handbuch der Latein. Laut- und Formenlehre S. 300; 314; Hergel, Wochenschr. f. klass. Philolog. VIII (1888) S. 1401; Zeitschr. f. österr. Gymnas. 42 S. 557. Nach Skutsch (Zur Wortzusammensetzung im Lateinischen S. 95) kannte Plautus noch nicht ein vollentwickeltes Substantiv meridies, sondern nur einen Lokativ meridie.

Melo für Nilus sucht Keller (Arch. 4, 140) so zu erklären, daß „die Form von einem nicht in Rom geborenen bedeutenden archaischen Schriftsteller gewagt worden ist im Anschlusse an die Sprache seiner Heimat, und daß dieses jetzt nicht mehr festzustellende Idiom zufällig die gleiche Liebhaberei hatte wie das Ungarische, wo der Übergang eines anlautenden n in m nichts weniger als unerhört ist“. Da nun ein solcher Lautübergang im Lateinischen sich nicht nachweisen läßt, so vermutet Keller in seiner Volksetymologie S. 291, daß Melo auf mechanischem Wege infolge einer bloßen Verlesung aus Nilus oder Neilo entstanden sei. Beide Erklärungen sind jedenfalls nicht richtig. Übrigens kann ich zu den von Keller citierten Stellen für Melo noch Symmach. Epist. 1, 14 (8), 3 (ed. Seeck p. 10, 10) und Corp. Gloss. V 465, 17; 629, 59 hinzufügen.

Mentio = mentior, vgl. Havet, Arch. 10, 176.

Modo si statt des regelmäßigen si modo ist ein Archaismus und findet sich außer bei Plautus auch bei Ovid. Trist. 2, 263 und Prop. 3, 9, 10, vgl. Blase, Arch. 10, 292.

Montuosus = montanus bei Plinius, vgl. Weyman, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1895 S. 596.

Mulaster muß wegen des frz. mulâtre ein latein. Wort gewesen sein (vgl. canaster), dessen Alter freilich nicht zu bestimmen ist; mulus bezeichnet im Lateinischen das durch Kreuzung entstandene Tier, also Maultier (ex equa et asino fit mulus), während Maulesel hinnus heißt (ex equo et asina fit hinnus), vgl. Wölfflin, Arch. 4, 412.

Munerarius „der Spielgeber“ soll, wie Quintilian sagt, von Augustus gebildet worden sein, vgl. Wölfflin, Arch. 10, 246.

Musio „Katze“ erwähnt Wölfflin (Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 113) als eine Neubildung; Isidor. Orig. 12, 2, 38 sagt: musio appellatus, quod muribus infestus sit. Hunc vulgus catum a captura vocant.

Mutto soll nach Sonny eine Figur der dorischen Posse gewesen sein; über das Genauere vgl. Arch. 5, 382 ff. Mit mutto hat Peter (bei Roscher Lex. d. Mythol. II 204) auch Mutinus zusammengebracht.

Nec non et, wofür Kübler (Arch 8, 181 Anm.) Beispiele anführt, wird von Lease (Arch. 10, 390) mit anderen Beispielen belegt.

Necare heißt nach Wölfflin (Arch. 7, 278) ursprünglich: einen ohne Anwendung einer Waffe zum Tode bringen.

Necesse est soll nach Zimmermann (Arch. 7 437) zu cessim gehören.

Nemo (bzw. nullus) umquam, das im klassischen Latein das regelmäßige ist, ist dem Plautus völlig unbekannt, er gebraucht dafür numquam quisquam, wie Jul. Lange (Fleckeisen, Jahrb. f. klass. Philologie 1894 S 275—284) nachgewiesen hat.

Nictire, vgl. Havet, Arch. 7, 64.

Nigraster, vgl. canaster.

Nox ist wie fors (vgl. Fleckeisen, Jahrb. f. klass. Philologie 1894 S. 286) im Nominativ in der alten Sprache als Adverb verwendet worden, wie Fleckeisen a. a. O. 1894 S. 849—842 nachweist und auch im Plautus an mehreren Stellen für mox, das die Abschreiber für das ihnen nicht mehr verständliche nox gesetzt hatten, herzustellen versucht.

Nucula ist, wie Landgraf (Arch. 10, 278) jetzt annimmt, das Deminutiv von nuga, also eigentlich nugula, vgl. Mart. Capell. 1, 2 nugulas ineptas aggarrire; daneben hat es auch eine Form nugula als Neutr. Plur. gegeben, welche in den Glossen durch somnia im Sinne von nugae = Hirngespinste gedeutet wird.

Nugas kann, wie Landgraf (Arch. 10, 225) auseinandersetzt, sein: 1. der elliptische Accusativ von nugae = Possen, Unsinn, Dummheiten; 2. der Accusativ von dem plurale tantum nugae, in der Umgangssprache auch von Personen gebraucht = Possenreißer, Windbeutel; 3. das Adjektiv nugax = nichtsnutzig, da in der Umgangssprache s für x in einer Reihe von Worten gesprochen und geschrieben wurde, vgl. sescenti und sexcenti, Xerxes und Xerses; 4. das indeklinable Adjektiv nugas, vgl. Neue-Wagener, Latein. Formenlehre I³ 703.

Obsidium in der ungewöhnlichen Bedeutung praesidium, subsidium, die sich in unseren Wörterbüchern bis in die neueste Zeit fortgepflanzt hat, stützt sich nur auf eine falsch verstandene Erklärung einer Glosse des Festus p. 193 a: obsidium tamquam praesidium, subsidium recte dicitur, denn hier handelt es sich nicht um die Bedeutung des Wortes, sondern, wie Heraeus (Arch. 9, 132) richtig auseinandergesetzt hat, um die seltenere Form des Wortes, die durch subsidium und praesidium gestützt wird. Es ist selbstverständlich, daß in den Lexicis obsidium in der Bedeutung „Schutz, Hülfe“ gestrichen werden

muß. Bei seiner Darlegung weist auch Heraeus darauf hin, von welchen Schriftstellern obsidium und obsidio gebraucht worden ist.

Observationes, das Gessner und Forcellini aus Cic. pro Mur. 24, 49 mit der Bemerkung geben, daß observationes zu lesen sei, will Bonnet (Arch. 9, 131) bei Senec. Epist. 88, 26 herstellen, Hense schreibt hier aber observationes.

Oculis contrectare vgl. contrectare.

Offocare wird jetzt an den von Georges (Ausf. Handwörterbuch[7] I 2197) citierten Stellen statt effocare geschrieben, vgl. Hauler, Arch. 5, 142 ff.

Omen bringt Mähly (Philologus N. F. 1 S. 568) mit avis (Vogel) zusammen, also omen = avismen, aumen; mit viel mehr Wahrscheinlichkeit erklärt Brugmann (Grundriß I² 765) das Wort: ōmen, alat. osmen, entstanden aus *ou̯is-men; im Griech. ὄΐομαι (ich glaube), urspr. *ὀϜισ-ι̯ο-.

Oportet soll nach Zimmermann (Arch. 7, 437) zu ob-orior gehören.

Oppidum deutet Wölfflin (Arch. 6, 196) als „Befestigung" und das Adverb oppido als „fest".

Oratio in der Bedeutung „Gebet" findet sich wohl bei Tertullian, nicht aber bei Minucius Felix, vgl. Geyer, Arch. 9, 586.

Ordium = exordium, vgl. Nettleship, Arch. 6, 433.

Oriculum statt auriculum schlägt Becher (Arch. 6, 84) in Cic. Epist. ad Quint. fr. II 13, 4 vor, wie im cod. Med. steht, jetzt schreibt auch C. F. W. Müller so, vgl. Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen S. 7 Anm. 2.

Ortus in der Bedeutung „Quelle" weist Sonny (Arch. 9, 585) aus Avien. Or. marit. 61 und 626 nach.

Orum (der Rand), Nebenform zu ora, findet sich im Itiner. Anton. Placent., vgl. Geyer, Arch. 9, 300.

Pacare in der Bedeutung „durch Waffengewalt unterwerfen" hat zuerst Cäsar gebraucht, der überhaupt auch das Wort zuerst in die Schriftsprache eingeführt hat, wie Wölfflin (Arch. 5, 581) sagt, während man früher nur das Particip. pacatus anwandte.

Paedidus, das sich bei Festus und in den Glossen findet, wird auch aus Lucilius und Petron. angeführt, wo jetzt jedoch nach den besten Handschriften anders gelesen wird. Heraeus (Arch. 9, 596) glaubt einen sicheren literarischen Beleg im Apul. Met. 5, 10 gefunden zu haben, wo freilich allgemein, auch in der Ausgabe von v. d. Vliet, fomentis olidis et pannis sordidis et faedidis cataplasmatibus gelesen wird.

Paenitet soll nach Zimmermann (Arch. 7, 436) zu punire gehören.

Paropsis heißt zunächst eine kleinere kostbare Schüssel, dann

Silbergeschirr, schließlich Schüssel überhaupt. Das Wort wurde in volksetymologischer Anlehnung an das griechische ἅψις (Wölbung) parapsis gesprochen und geschrieben. Aus den angeführten Beispielen zieht Huemer (Comm. Woelfflin. S. 191—193) den Schluß, 1. daß die Form paropsis nur an einigen Stellen und bei Autoren vorkommt, bei denen griechischer Einfluß nachweisbar oder wahrscheinlich ist, 2. daß parapsis die lateinische Vulgärform ist, deren sich die christlichen Schriftsteller bedienten, 3. daß die Nebenform parapsida sicher angenommen werden kann. Vgl. Keller, Latein. Volksetymologie S. 84; Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen S. 48.

Partes in der Bedeutung „Überreste der Mahlzeiten" weist van der Vliet (Arch. 10, 388) aus den Metamorphosen des Apulejus nach.

Passus wird von Kothe (Arch. 6, 567) als Klafter erklärt, wenn auch diese Bedeutung in der Literatur nicht nachweisbar ist. Andere Erklärungen sind von Wölfflin in der Anmerkung verzeichnet.

Pausum, Nebenform zu pausa, findet sich außer bei Rénier, Inscr. Afr. 4099 auch noch dreimal in der Vita Hugberti, wie Geyer (Arch. 9, 300) angiebt.

Peramplus ist bisher nur aus Cic. Verr. 4, 109 und 110 belegt, Hauler (Arch. 5, 564) führt aus Eugipp. Epist. ad Probam (ed. Knöll p. 2, 11) auch peramplius an.

Peremo vgl. interemo.

Perna heißt zunächst die Vorderpartie, oder genauer, die nach vorwärts sich bewegenden Glieder; das Wort war ursprünglich vom Menschen wie von Tieren gebraucht worden. Über das Genauere vgl. Wölfflin, Arch. 8, 598 ff.

Pernix wurde am häufigsten von den Füßen gebraucht und wurde dann nicht bloß von der Schnelligkeit der Menschen, sondern auch der Tiere, namentlich der Pferde gesagt. Über die Bildung des Wortes vgl. Wölfflin, Arch. 8, 452 ff.

Perspiciuam veritatem fand Weihrich (Arch. 10, 136) bei Augustin. De consensu euangelitarum 1, 37 u. 50 (Migne 34, 1067) im cod. Lugdunensis des 6. Jahrh. fol. 25 . Es ist schwerlich ein Schreibfehler, wenn man nociuus und nocuus, vaciuus und vacuus vergleicht.

Perviam, von dem Stolz (Arch. 2, 503) meint, daß es auch „zugänglich" bedeute und so das Adjektiv pervius ins Leben gerufen habe, wird als Adverb in den Lexicis mit Plaut. Aul. 437 belegt. Aber an dieser Stelle ist die Lesart, wie Blase (Arch. 4, 322 ff.) zeigt, höchst unsicher, die neueren Herausgeber haben pervium facitis, Blase schlägt pervia facitis vor. Für das subst. pervium (sc. iter) = freier Weg, Durchgang führt Blase mehrere Beispiele an. Ein Adverb perviam

findet sich bei Charis. ed. Keil p. 209, 17: Quamquam divus Augustus reprehendens Ti. Claudium ita loquitur: scribis enim perviam ἀντὶ τοῦ obiter.

Pipinna kommt nur bei Mart. 11, 72, 1 vor: Drauci Natta sui vocat pipinnam, collatus cui Gallus est Priapus und ist nach Stowasser (Arch. 5, 191) griechisches Fremdwort, welches dasselbe wie πίπος, wo das i kurz ist, latein. pipio bedeutet. Der Natta ist also das „Pipihendi" unserer Kinder geläufig.

Plangunculа, das der Fälscher Bosius bei Cic. Epist. ad Att. 6, 1, 25 aus dem sinnlosen langunculae der Mediceischen Handschrift hergestellt hat, findet sich nirgends und muß aus den Lexicis verschwinden, vgl. Heraeus (Arch. 9, 595). Bei Cicero a. a. O. wird die Konjektur des Victorius imagunculae durch das von Spengel hervorgezogene Würzburger Fragment bestätigt.

Pone wurde in der archaischen Latinität lokal, post temporal gebraucht, im klassischen Latein hat post beide Bedeutungen angenommen. Aber Tacitus und nach ihm Apulejus setzen statt post tergum nur pone tergum, vgl. Wölfflin (Arch. 10, 124), der noch über diese Verbindung bei Ammian und Sueton spricht.

Prae- und pro- sind etymologisch verwandte Praefixe, die sich auch im Gebrauch berühren, vgl. praeire prodire, praeferre proferre, und auch mitunter verwechselt werden, vgl. praemiscuus promiscuus, praemixtus promixtus, auch in den romanischen Sprachen gelegentlich vertauscht sind, vgl. praepositus, frz. prévôt, it. prevosto neben propositus (synkopiert propostus), Propst, vgl. Funck, Arch. 9, 304.

Praeclare im komparativen Sinne, der dem Kompositum praeclarus ursprünglich eigen war, später aber durch die Bildung praeclarior, praeclarissimus verloren ging, belegt Weymann (Zeitsch. f. österr. Gymn. 1894, 1077) mit Paulinus von Nola: Clare fide, praeclare actu, clarissime fructu.

Praeco hat mancherlei Deutungen erfahren: 1. Fisch (Arch. 5, 69) sieht es als Zusammensetzung aus prae und eco an; econes oder egones sind nach den Glossen sacerdotes rustici, vgl. Löwe Prodr. p. 377; Götz Arch. 2, 344 und Thes. gloss. emend. p. 378a; danach soll praeco der sein, der dem eco vorausgeht; 2. nach Meyer-Lübke ist praeco aus *praevoco und 3. nach Stowasser (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1890 S. 725 und besonders 1894 S. 14 ff.) aus praedico entstanden, was die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und auch von Brugmann, Grundriß[2] I S. 214 angenommen ist.

Praedicatrix (Verkündigerin, verkündend) findet sich nach Hauler (Arch. 4, 324) nicht allein bei Tert. de anim. 26, sondern auch bei Augustin. Serm. 288, 4.

Praestare kann alicui aliquid und alicui aliqua re konstruiert werden; daher ist nach Kothe (Arch. 7, 114) praestare einmal aus prae-stare gebildet, das andere Mal in der Bedeutung „bürgen, beistimmen“ kommt es von praes (Bürge) her, ist also aus praed-stare entstanden.

Praevertor hat nach Georges kein Perfektum, aber Heraeus (Arch. 9, 597) weist praeversus sum aus Fronto p. 129 Nab. und aus Schol. Dan. nach.

Procedere bei sachlichem Subjekt belegt Geyer mit zwei Beispielen aus dem Itiner. Anton. Placent.; Weyman betrachtet diese Redeweise als eine spezifisch liturgische und führt hierfür (Arch. 9, 136) mehrere Beispiele an, in denen procedere = proferri ist.

Prode, das im Lateinischen nur als Adverb belegt ist, muß nach Wendelin Foerster (Zeitschr. f. romanische Philologie 15, 524 ff.) volkstümlich bereits im alten Latein als Neutrum zu einem Adjektiv *prodis prode gehört haben, wobei es unsicher ist, ob dies das ursprüngliche, thatsächliche Verhältnis der beiden Wörter ist, oder ob das Volk sich sein Adjektiv aus dem ersteren nur analogisch erschlossen hat. Dieses volkslateinische Adjektiv *prodis ist durch das Italienische, Provenzalische, Französische völlig gesichert.

Proin, vgl. dein.

Proporro, über das Polle (Fleckeisen, Jahrb. f. klassische Philologie 1866 S. 751 ff.) ausführlich gesprochen hat, ist, wie ders. a. a. O. 1894 S. 208 sagt, seiner Bedeutung nach ein verstärktes porro und wird höchst wahrscheinlich aus porroporro entstanden sein.

Prosodiacus = προσῳδιακός finden wir bei Georges mit zwei Stellen belegt, aber in der Bedeutung von προσοδιακός belegt es Stowasser (Arch. 4, 617) mit einer Stelle aus Ausonius.

Provincia, über dessen Bedeutung von Becker, Madvig und besonders von Th. Mommsen viel geschrieben ist, sucht Heisterbergk (Philologus N. F. 3 S. 629—644) auf eine ganz neue Weise zu deuten. Er bringt das Wort provincia wie auch andere mit dem Verbum vincere zusammen, unterscheidet sich aber dadurch von ihnen, daß er vincere nicht in der Bedeutung des Besiegens der Feinde faßt, sondern von dem Gewinn bei der Verlosung, also in nichtmilitärischem Sinne. Mit vincere hängt sicherlich vincia zusammen, das demnach Gewinn bei der Verlosung oder bei sonst einem Spiele bedeutet. Das Wort provincia aber, sagt Heisterbergk S. 642, dürfte auf dem Wege der Substantivierung einer adverbialen Wendung, also genau auf demselben Wege entstanden sein, wie die Worte proconsul und propraetor aus pro consule und pro praetore entstanden sind und wie aus proportione das Substantivum proportio gebildet worden ist. Wie pro consule, pro praetore

von einem Verbum (missus est) abhängen, so würde provincia aus der stehenden Formel provincia evenit (obvenit, obtingit) zu erklären sein, die demnach aufzulösen wäre in: pro vinciâ evenit, pro vinciâ obvenit (fiel als Gewinn [aus der Verlosung] zu). Der Gebrauch des pro in der Verbindung pro vinciâ evenit würde dem Gebrauch dieser Präposition in den eine Verteilung ausdrückenden Wendungen, wie pro rata parte, pro portione nahestehen: wenn das Verlosungsergebnis, einzeln und für sich betrachtet, vincia hieß, so kam in Beziehung auf die ganze Reihe der gleichzeitig oder nacheinander erfolgten Ämterverlosungen dem einzelnen Beamten die erloste Funktion pro vinciâ zu. Aus dieser Erklärung ergiebt sich, daß provincia keineswegs bloß Funktionen bezeichnete, welche aus dem oberbeamtlichen Imperium hervorgingen, sondern daß es sich auf alle amtlichen Funktionen bezog, welche der Auslosung unterworfen waren. Wenn die Komiker provincia zur Bezeichnung jedweden Geschäftes verwenden, so ist dieser Gebrauch als ein metaphorischer anzusehen, weil es sich nicht um Geschäfte handelt, die verlost worden wären. Vgl. noch Heisterbergk (Philologus N. F. 10 S. 722), wo er sich gegen Keller (Lat. Volksetymologie S. 117; Lat. Etymologie S. 88; N. Jahrb. f. klass. Philologie 1897 S. 352) ausspricht, der meint, daß vincia aus vindicia entstanden sei und „Amtsbezirk" bedeute, daß unter provincia, pro mit „anstatt" übersetzend, der „uneigentliche Amtsbezirk" zu verstehen sei.

Pulpitare findet sich im Sidonius und Gregor von Tours; pulpitavit stellt Havet (Arch. 6, 46) im Donat her.

Pararius, vgl. Havet, Arch. 10, 523 ff.

Quandone wird von Zimmermann (Arch. 9, 592) inschriftlich belegt.

Quapropter ist zuerst aus Ennius bezeugt, in Prosa wandte es zuerst Cornificius an, am häufigsten gebrauchte es Cicero (vgl. Reissinger, Über die Bedeutung und Verwendung der Präpositionen ob und propter S. 76 und Anm.), während Cäsar sich ablehnend verhielt, vgl. Landgraf, Arch. 9, 566.

Quarranta (40) findet sich, wie Wölfflin (Arch. 5, 106) mitteilt, auf einer Inschrift, die in d. Jahrb. d. Ver. von Altertumsfreunden im Rheinlande 84, 241 veröffentlicht worden ist, vgl. Gröber (Arch. 5, 125) und Körting, Latein.-Romanisches Wörterbuch No. 7604.

Quatenus, über das Wölfflin (Arch. 5, 399—414) ausführlich handelt, wird hier in den verschiedensten Bedeutungen vorgeführt. Das Wort ist im klassischen Latein selten, ja es fehlt bei manchen Schriftstellern dieser Zeit ganz, so z. B. bei Cäsar, Sallust und Virgil, dagegen kommt es in späterer Zeit öfter vor. Die ursprüngliche Bedeutung ist die lokale: „wo (wohin) weit, wie weit", und so kommt es

namentlich bei denjenigen Schriftstellern vor, die mit dem Raume zu thun haben, wie bei den Architekten, den Geographen und Geometern, weniger bei den Historikern und Philosophen. Schon Cicero erweiterte das Gebiet, indem er quatenus auch da gebrauchte, wo eine Handlung sich als räumlich ausdehnend gedacht wird (insoweit), auch in späterer Zeit findet sich das Wort so gebraucht. Aus der räumlichen Bedeutung ging quatenus leicht in die temporale über; sie läßt sich schon vereinzelt bei Cicero nachweisen, später tritt oft eine Mischung der lokalen und temporalen Vorstellung ein. Die dritte Stufe, die kausale (insofern), die Lukrez begründet hat, findet sich bei Horaz und Ovid, öfter bei den Schriftstellern nach Quintilian. In anderen Bedeutungen kommt quatenus nur bei späteren Schriftstellern vor, so = quomodo von Tertullian an; final, ebenfalls von Tertullian an, dann bei den Juristen Ulpian, Paulus, ferner bei Ambrosius und Augustin, und ganz spät immer final in den Kapitularien Karls des Großen; konsekutiv taucht es gegen Ende des 4. Jahrhunderts auf, Ambrosius läßt es auf dignus folgen, erst in der späteren Patristik wird diese Bedeutung häufig; zuletzt steht quatenus auch statt des accus. c. infinit., freilich kaum vor dem VI. Jahrhundert.

Querulus in der Bedeutung von quaerulus wird von Weyman (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1895 S. 297) mit mehreren Stellen belegt.

Quocirca scheint durch Varro in Gebrauch gekommen zu sein, Cicero wandte es in seinen späteren Schriften, oft in den philosophischen an, vgl. Landgraf, Arch. 9, 566.

Quŏque erklärt Polle (Fleckeisen, Jahrb. f. klassische Philologie 1894 S. 207 ff.) für eine verstärkende Verdoppelung von que, wobei aber wegen des häßlich klingenden queque eine Dissimilation eintrat wie umgekehrt bei quoquoversus und quoqueversus. Quoque ist seiner Bedeutung nach ein verstärktes que und auch wie que durchgängig enklitisch.

Recedere — decedere belegt Weyman (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1895 S. 597) mit Stellen aus dem späteren Latein.

Recens als Adverb findet sich meistens bei einem Part. Perf. Pass. oder Part. Perf. eines Deponens, weniger in anderen Verbindungen, vgl. Wölfflin, Rh. Mus. 37 S. 112; Neue-Wagener, Lat. Formenlehre II^3 593; recenter tauchte erst bei dem Naturforscher Plinius auf, recente aber, Analogiebildung zu repente, besaß noch geringere Autorität, vgl. Wölfflin, Arch. 9, 353.

Recolligere, vgl. colligere.

Redaedifico in der lex Ursonensis, vgl. Wölfflin, Arch. 9, 521.

Rĕdux, rĕdūcis ist nicht bloß in der gesamten lateinischen Literatur von Naevius an bis auf Boethius die einzig gebräuchliche

Messung gewesen, sondern auch Plautus hat überall so gemessen, auch Capt. 923 und Rud. 909, wie Fleckeisen (Jahrb. f. klass. Philologie 1895 S. 277 ff.) dies nachzuweisen sucht.

Restutus statt Restitutus, vgl. Skutsch, Arch. 8, 368 und 589.

Retro als Präposition ist selten und steht nur vor me und nos, ein Beispiel retro se stellt Ludwig (Arch. 8, 294) im Sedulius her.

Ridiculus in der Bedeutung „verwachsen" belegt Rieß (Arch. 8, 588) mit einer Stelle aus Firm. Maternus.

Rocitudo wird von Schmitz (Arch. 7, 27) zuerst aus einer vatikanischen Handschrift nachgewiesen.

Rullus als Adjektiv fristete jahrhundertelang ein ausschließlich glossographisches Dasein, bis Usener das Wort im Plaut. Most. 40 und Persa 169 für rusticus zu schreiben vorschlug; auch Stangl (Fleckeisen, Jahrb. f. klass. Philologie 1894 S. 573—576) will Tacit. Dial. 21, 14 sordes illae in sordes rullae umändern.

Saeculum gehört zu der Zahl derjenigen Wörter, für die noch keine sichere Etymologie gefunden ist. Während die Herleitung aus dem Etruskischen (vgl. Conrad, De saeculo Romanorum 1900 p. 5) ohne Halt ist, giebt es im allgemeinen drei etymologische Deutungen. Die einen sagen, daß saeculum mit saepire zusammenhänge, welche Wurzel in dem Wort saepe wiederkehre und demnach also ungefähr unserer „Kette von Jahren" entspräche, so Mommsen, Röm. Chronologie [2] S. 172 ff.; Fleckeisen, 50 Artikel für latein. Rechtschreibung S. 27; Vollbrecht, Das Säkularfest des Augustus S. 11. Nach Bücheler bei Polle, De artis vocabulis quibusdam Lucretianis, Dresden 1866, S. 56 hängt saeculum mit dem Stamme sa säen, streuen zusammen, wonach saeculum ursprünglich „die Saat" bedeute „und weiter bei der steten Übertragung der pflanzlichen auf das tierische und menschliche Entstehen und Leben „das Geschlecht", „die Generation", „das Lebensalter und Zeitalter". Diese Ansicht scheint heute die verbreitetste zu sein, sie ist angenommen von Vaniček, Etymolog. Wörterbuch der latein. Sprache S. 286; Brandt (Arch. 7, 596), der hierfür noch ein recht passendes Beispiel aus Arnob. 1, 34 ipse (deus omnipotens) est fons rerum, sator saeculorum ac temporum anführt; Stolz, Histor. Grammatik I 209; Fr. Schöll, Deutsche Rundschau 1897, S. 55 Anm. 5. Eine neue Erklärung giebt Nettleship (Arch. 4, 598), wonach saeculum für sav-i-culum steht und zur Wurzel su erzeugen gehört, also „Generation" bedeutet: 1. „Generation im konkreten Sinn, d. h. Geschlecht; 2. im zeitlichen Sinne ‚die Periode', während welcher eine einzelne, in der nämlichen Zeit geborenen Gruppe von Individuen als lebend vorausgesetzt wird." Über die von Kluge (Etymol. Wörterbuch der

deutschen Sprache S. 344) versuchte Zusammenstellung mit Seele, vgl. Schöll, a. a. O.

Saepe muß schon in der römischen Kaiserzeit auffallend zurückgegangen sein, denn mit Recht sagt Wölfflin (Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 101), daß bei Pomponius Mela auf 3 saepe ein Dutzend subinde treffen, in den 4 ersten Büchern der Astrologie des Firmicus Maternus auf etwa 3 saepe annähernd 60 frequenter, bei Cassius Felix auf 3 saepe mehr als 70 frequenter, ein Adverb, welches Cäsar, Sallust u. a. gar nicht gebraucht haben.

Saeturnus neben Saturnus bespricht Maurenbrecher (Arch. 8, 392), vgl. Lattes, Arch. 8, 499.

Salaputtium, das Georges in seinem Lexikon mit „geiles Schwänzchen" übersetzt, erklärt Thielmann (Arch. 4, 601) für eine Weiterbildung von salapitta mit deminutivem Sinne und übersetzt „Trompeterchen".

Saltrix ist die Vulgärform für psaltrix, vgl. Thielmann, Arch. 7, 267.

Salvator und salvare fehlen im klassischen Latein, man drückte die griechische Reihe σῷος, σῴζω, σωτήρ, σωτηρία durch Umschreibungen und Phrasen mit salus, salvus, servator und durch servare aus, wie dies Wölfflin (Neue Bruchstücke der Freisinger Itala, in den Sitzungsberichten der bayer. Akad. der Wiss. 1893 Heft 2 S. 11—15, vgl. auch Arch. 8, 592 und 12, 394) im einzelnen an Beispielen aus Cicero, Livius, Plinius und den alten Bibelübersetzungen klar dargelegt hat. Salvator durfte man von dem Adjektiv salvus nicht bilden, solange salvare nicht im Gebrauch war, wie man auch von bonus nicht bonator oder von malus nicht malator ableiten konnte. Servator oder conservator konnten aber die Christen ihren Heiland nicht nennen, da servare neben „retten" auch die Bedeutung „erhalten, bewahren" hatte. Wenn also die Christen den Namen ihres Heilandes σωτήρ genau ins Lateinische übersetzen wollten, so mußten sie an salvus anknüpfen und von salvare, das die Volkssprache bereits früher besaß, salvator bilden. Danach ist salvator = Iesus, Neubildung der Christen, salvare aber von ihnen in die Literatursprache eingeführt, jedoch mit dem Unterschiede, daß von nun an salvare allein den Begriff des Rettens behielt, servare aber „erhalten, bewahren, beobachten" hieß.

Sanna ist ursprünglich = τὸ αἰδοῖον (vgl. Sonny, Arch. 10, 378 γέρρα = αἰδοῖον), dann heißt es auch „höhnende Gebärde", vgl. Schmitz (Arch. 10, 548), der auf Comm. notar. Tir. tab. 62, 4—16 verweist, wo eine Anzahl auf Heiterkeit und Scherz, auf Dummheit und Spott bezügliche Worte vereinigt sind, unter denen sich auch sanna befindet.

Satisagus ist nach Stowasser (Arch. 6, 34) als ein Wort zu fassen; vgl. auch dessen Abhandlung: Lexikalisch-Kritisches aus Porphyrio S. 9.

Satullo ist von Loewe im Lucil. (38, 44) bei Non. S. 365, 33 richtig hergestellt, vgl. Funck, Arch. 6, 8.

Scobĕre, das Petschenig (Wiener Studien 7, 35) mit scobis zusammengestellt hat, ist nach Ansicht desselben (Arch. 5, 137) die Übersetzung von σκάλλειν: einen Gegenstand mit einem Instrumente so bearbeiten, daß Teilchen absplittern, also scharren, schürfen, raspeln, kratzen und vom Erdboden mit der Hacke (σκαλίς) bearbeiten, daher ist also scobebam Cassian. Conl. 1, 19, 4 in der Italastelle Ps. 76, 7 von Petschenig richtig geschrieben. An derselben Stelle steht in der Vulgata scopebam, was eine Nebenform von scobere ist, im Psalt. Hieronymi scrobebam, indem sich Hieronymus an die Grundbedeutung des hebräischen Wortes „graben" gehalten haben wird.

Scribo statt scriba findet sich, wie Wölfflin (Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 98 ff.) sagt, erst bei Gregor dem Großen, doch muß die Form schon viele Jahrhunderte älter gewesen sein, da der Name der gens Scribonia nur von scribo abgeleitet werden kann.

Scruta und scrutarius sowie grutae, wonach in dem pseudacronischen Scholien zu Hor. Epist. 1, 7, 65 grutas die meiste Gewähr hat, und grutarius bespricht Götz (Comm. Wölfflin. S. 128), vgl. auch Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen, S. 15.

Secta in der Bedeutung „Grundsätze, Charakter", auch „Beruf" belegt Weyman (Zeitschrift f. österr. Gymn. 1894 S. 202 ff.) mit Beispielen aus Apulejus.

Sĕcŭs erklärt Zimmermann für ein Part. Praes. von sequi, das ursprünglich sequons oder secuns lautete, indem n vor s ausfiel. Daher heißt secus zuerst der folgende, zweite. Aus dem Partizip. wurde dann die Präposition und das Adverb secus mit dem Komparativ sequius. Die Form sectius hängt auch mit sequi zusammen, indem es ein adverbialer oder neutraler Komparativ von sectus, einem alten Part. Perf. von sequor, ist. Aus der ursprünglichen Form sectius, die von Gellius mit Plautus belegt wird, entstand sētius (secius ist nur Schreibfehler). Ausführlich handelt hierüber Zimmermann (Arch. 4, 602 ff.) und im Programm zu Posen, Etymologische Versuche, S. 3.

Senus ist die archaisch vulgäre Form für sinus und so auch Cic. Epist. ad Fam. 7, 1, 1 zu schreiben, wie Wölfflin (Arch. 10, 451) glaubt, dagegen C. F. W. Müller (Fleckeisen, Jahrb. f. klassische Philologie 1897, S. 850), der es nicht für eine unbefangene Abwägung der Thatsachen, sondern für eine absonderliche Vorliebe für Raritäten hält, wenn man die Form im Cicero aufnehmen will.

Septizonium der Siebenstreifenbau, vgl. Schmitz, Arch. 7, 272.

Sero in der Bedeutung „gestern abend" belegt v. d. Vliet (Arch. 10, 388) mit 2 Stellen aus den Metamorphosen des Apulejus (1, 15; 3, 12).

Sincerare findet sich nicht nur bei Diomed. 364, 28, wie Georges bemerkt, sondern auch nach Hauler (Arch. 6, 58) bei Augustin. Serm. 359, 7 (Migne 39, 1596 Z. 8).

Solarium ist, wie Sittl (Arch. 5, 290—293) nachweist, nach Hieronymus zu Ezech. 41, 3 ff. (Vallarsi V col. 504) mit Maenianum identisch (vgl. auch Arch. 6, 507), der Unterschied liegt nur darin, „daß die Römer die aus Griechenland eingeführte Sache bald nach dem Einführenden benannten, bald das griechische Wort ἡλιακόν (auch . . κός), durch welches Suidas richtig das Fremdwort σωλάριον erklärt, nachbildeten." Über Konstruktion, Einrichtung und Benutzung der solaria in den Privathäusern, sowie über die öffentlichen solaria oder Maeniana handelt Sittl a. a. O. ausführlich. Die hier geschilderte Bauart findet sich nach Brandes (Arch. 5, 519) auch für Gallien bezeugt. Außer an den von Sittl und von Linke (Progr. des Breslauer Elisabethgymnasiums 1889 S. 28) angegebenen Stellen wird Maenianum auch in den tironischen Noten von Schmitz (Arch. 6, 507) nachgewiesen.

Spectaculum bezeichnet nicht nur das Schauspiel, sondern auch „den Akt des Schauens", wie Weyman (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1894 S. 1077 ff.) mit mehreren spätlateinischen Stellen belegt.

Spinturnix besteht nach Stowasser (Arch. 6, 563) aus spint und urnix; der zweite Bestandteil des Wortes bedeutet sicherlich wie in coturnix „Vogel"; der erste geht auf σπινθίον bei Hesychius (= σπίνος Arist. Pax 1115; Av. 1079) zurück, einem Deminutiv von *σπινθη. Nach Festus soll spinturnix ein avis genus turpis figurae sein.

Mea, tua, sua sponte ist die gewöhnliche Stellung in der klassischen Zeit; während bei Dichtern oft sponte sua vorkam, war unter den Prosaikern Augustus im Monumentum Ancyranum der erste, der die Wortstellung umdrehte und sponte sua schrieb, vgl. Wölfflin, Arch. 10, 138.

Stima = fama weist Wotke (Arch. 5, 507) aus einer Glosse des 10. Jahrhunderts nach.

Storia (Strohmatte) und storea wird aus klassischer Zeit je einmal (Caes. bell. civ. 2, 9, 5 und Liv. 30, 3, 9) angeführt, ein drittes Beispiel ist von B. Kübler (Arch. 10, 360) durch Emendation im bell. Afric. 47, 5 hergestellt, wo er storiisque zu schreiben vorschlägt, was aber Wölfflin in seiner Ausgabe des bell. Afric. nicht aufgenommen hat.

Strigo wird als Appellativ und als Eigenname nachgewiesen. vgl. Ihm, Arch. 10, 549.

Sub sudo findet sich C. Gl. IV 287, 51, vgl. Funck (Arch. 10, 344), der eingehend hierüber spricht.

Subitare, wofür das klassische Latein celerare oder accelerare sagt, kannte man bisher nur aus 2 Cyprianstellen, Wölfflin (Arch. 4, 586) führt nach Mitteilung von Haußleiter noch eine dritte aus einer afrikanischen Bibelübersetzung (Apocal. 3, 3) an, welche in einer Reichenauer Primasiushandschrift enthalten ist.

Sublimen als Adverb ist von Ritschl (Opusc. II 462 ff.), einer Anregung Scaligers folgend, bei Plautus und Ennius nachgewiesen und von Ribbeck und Fleckeisen (vgl. Ritschls Opusc. II 465 ff.) für Virgil und Terenz (vgl. Spengel zu Ter. Andr. 861 und Dziatzko zu Ter. Adelph. 316) zu begründen versucht. Gegen diese Hypothese sprachen stillschweigend die Herausgeber, wie L. Müller, Goldbacher, Umpfenbach, C. F. W. Müller, indem sie sublimen in den Text der von ihnen herausgegebenen Schriftsteller nicht aufnahmen, ausführlich aber Klotz im Exkurs seiner Ausgabe von Terenz Andria S. 197—207, doch ohne jeden Erfolg. Im Philologus (N. F. 9 S. 197—212) untersucht nun Heraeus eingehend diese Frage und kommt bei der Prüfung des handschriftlichen Materials zu dem Resultate, daß sublimen auch an Stellen überliefert ist, wo es grammatisch, bezw. metrisch, ohne weitere Änderungen nach sich zu ziehen, ganz unmöglich ist, daß es sich im wesentlichen nur als Variante zu einem an sich statthaften Accusativ sublimem findet. Was die zu den tironischen Noten überlieferten Formen vir sublimen und vir sublimentissimus betrifft, so ist eine adjektivische Endung auf en eine Form, woran man so leicht nicht glauben kann, und auch der Superlativ ist, wie Hülsen (Philologus N. F. 10 S. 385) sagt, höchst bedenklich, überhaupt scheint die ganze Stelle in den tironischen Noten nicht in Ordnung zu sein, wie auch die zahlreichen Schwankungen in den Handschriften zeigen. Einen indirekten Beweis bringt Heraeus vor, der höchst beachtenswert ist. Ein sublimen, sagt er, war vermöge seiner einfachen Zusammensetzung (denn dem Schreiber wäre es nichts als sub limen gewesen) der Verderbnis nicht ausgesetzt und es ist weniger glaublich, daß ein Abschreiber ein sublimen seiner Vorlage, auch nicht in der Schreibung sublimē durch sublimem ersetzt haben würde. Aber umgekehrt lag es für einen gewöhnlichen Abschreiber nahe, ein sublimem seiner Vorlage mit sublimen d. h. sub limen zu vertauschen, zumal an den Plautus-Stellen, wo auch der Sinn ein getrenntes sub limen zu gestatten schien. Auch ist es merkwürdig, daß kein Nationalgrammatiker oder Scholiast die Form sublimen erwähnt und daß sie in keiner der zahlreichen Glossen sich findet. Als Analogon zu sublimen führt Heraeus die Form incolumem an und zeigt, daß hierfür an einer großen Zahl von Stellen in Handschriften verschiedenen

Alters und Wertes die Variante incolumen nachgewiesen werden kann. Nachdem er so alle Punkte besprochen hat, kommt er zu dem Resultat, daß sublimen eine einfache Verschreibung gewissermaßen psychologischer Art sei. In sublimem erblickte der Abschreiber die Präposition sub und substituierte das ihm geläufige Substantiv limen. Wer je sich bemüht hat, so fährt Heraeus fort, die Fehlerquellen der Handschriften zu ergründen, von ihren Schreibgewohnheiten sich ein Bild zu machen, dem wird es nicht entgangen sein, daß die Abschreiber überhaupt geneigt waren, Komposita, deren Anlaut mit einer Präposition übereinstimmte, wie ein Substantiv mit Präposition sich zurechtzulegen.

Succiduus = successivus, continuus findet sich im Sidon. Apollin. an 3 Stellen (Epist. 7, 6; 7, 16, 1; 8, 3, 3), vgl. v. d. Vliet, Arch. 10, 389.

Superni als Genit. Sing. und superne als Adverb ist Hor. Epod. 1, 29 überliefert worden, die besten Handschriften haben superni, wie auch in den neuesten Ausgaben geschrieben wird. Danach wäre Horaz der erste, der supernus gebraucht hätte, nach ihm Ovid, Seneca, Lucan, in Prosa soll zuerst der ältere Plinius das Wort geschrieben haben. Das Adverb superne findet sich bei Sisenna, Lucrez, Horaz, Virgil und zwar immer mit auslautendem ĕ. Es ergiebt sich daher, daß supernus jünger ist als superne und daß supernĕ nicht vom Adjektiv supernus abgeleitet ist. Superne war kein häufiges Wort und erscheint in der Regel im Verschluß. Neben supernus, sagt Leo (Arch. 10, 435 ff.), war den Dichtern superne unheimlich geworden, aber darum ließ doch keiner supernē zu, wohl aber entstanden andere Ausdrucksweisen, die superne ersetzen sollten.

Supervacaneus ist die gebräuchliche Form, die sich bei Cato, Cicero u. a. findet und von Varro nach Nonius S. 525 für supervacuus gefordert wird, das zuerst von den Hexametrikern (vgl. Wölfflin, Aufgaben des Thesaurus linguae Latinae S. 99) angewandt ist und später in die silberne Latinität überging. Außerdem kommt auch supervacuaneus bei Sallust vor, vgl. Wölfflin (Arch. 8, 561). Schmitz (Arch. 9, 139) weist auf die tironischen Noten hin: vacat, vacuum, vacuaneum, vacuarium, supervacuum, supervacuaneum; für supervacuaneus bringt Weihrich (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1894 S. 721) noch mehr Beispiele bei.

Superventores war im 4. Jahrh. nach Chr. eine Truppengattung im römischen Heere, die an die Thätigkeit unserer Ulanen erinnert. Funck (Arch. 5, 222) weist auf einer Inschrift aus dem 2. Jahrh. den Sing. superventor nach.

Sursum soll nach Stürzinger (Arch. 7, 597) ein Particip. von surgere gewesen sein und zunächst „aufgericht, oben“ bedeutet haben,

dies würde auch erklären, warum häufig noch bei Cicero und Lukrez „aufwärts“ mit sursum versus wiedergegeben wird.

Surus = surculus, vgl. Wölfflin, Arch. 6, 508.

Tabo Bremse, vgl. Traube, Arch. 6, 168.

Tappo ist nach Sonny (Arch. 10, 383) vom Stamme θηπ- abzuleiten; *θήπων ist also derjenige, der alles bewundert und bewundernd übertreibt, teils aus Schmeichelei teils um zu betrügen. Dorisch lautete der Name *θάπων, woraus latein. Tappo wurde. Wir haben es hier mit einer Gestalt der dorischen Poesie zu thun.

Temerĕ weist Wölfflin (Arch. 4, 51) als Tribrachys nach, wonach es dann als Neutrum von *temeris anzusehen ist; die Bildung wäre temere, temeris, temeritas: facile, facilis, facilitas; vgl. noch Arch. 10, 8 und 138.

Tervium, Terventum (Tereventum), vgl. Funck, Arch. 6, 8.

Tesquitum, vgl. Wölfflin, Arch. 10, 208.

Theotiscus, vgl. Cramer, Arch. 5, 141.

Tormenta, ae f. ist nach Brandt (Arch. 5, 287) schon bei Cyprian und bei Lactanz als die von diesen Autoren geschriebene Form anzuerkennen. Auch ist die Form in einer Italastelle herzustellen.

Transfluminianus steht, wie Ihm (Arch. 10, 549) zeigt, in einem Kaufvertrage auf einem Papyrus aus dem Jahre 166 n. Chr.

Tricensima in der Bedeutung „Neumond“ hat zuerst Horat. Sat. 1, 6, 96, vgl. Dombart (Arch. 6, 272) und C. Wagener (Neue Philolog. Rundschau 1900 S. 553—558).

Trigarium (Rennbahn) vertrat vielleicht in der Volkssprache die vornehmeren Fremdwörter wie stadium, hippodromus, vgl. Funck, Arch. 6, 565.

Triumphus, vgl. Sonny, Arch. 8, 132.

Trogodytae statt Troglodytae ist in den besten Handschriften des Cicero, Mela, Seneca, Plinius, Solin, Iulius Valerius und Isidor überliefert und wird jetzt in den neuern Ausgaben geschrieben. Die richtige lateinische Schreibweise ohne l wird durch die griechische bestätigt, wie Kallenberg (Textkritik und Sprachgebrauch Diodors I S. 1) zeigt, der nachweist, daß in den Texten Herodots und Diodors die Formen ohne λ geschrieben werden müssen, daß sich in der Überlieferung Strabos Spuren dieser Form zeigen, daß sie nur bei Aristoteles zu fehlen scheinen.

Ullageris sucht Ott (Arch. 4, 388) auf folgende Weise zu erklären. Er sieht in ullageris ein Adjektiv auf aris, in welchem das Stammsubstantiv olla steckt, also ollaris. Der Vorgang ist nun folgender: aus o ist u geworden: ullaris, dann durch den vokalischen Vorschlag von e: ulla-e-ris, dann durch hiatustilgendes g: ulla-g-e-ris. Mit Recht

weist Stowasser (Dunkle Wörter S. 3) darauf hin, daß Otts Deutung die Hofmannsche (Arch. 3, 176) noch an Gewaltsamkeit übertrifft, wie er im einzelnen ausführt. Nach ihm ist ullageris ein Schreibfehler und muß aus den Wörterbüchern verschwinden.

Uncinulus, das sich nur bei Isidor findet, sucht Wrobel (Arch. 7, 184) in der Praefatio in librum de benedictionibus Iudae des Rufinus Aquileiensis herzustellen.

Usque ad quod bei Augustin. Conf. 3, 7, 12 (non noveram malum non esse nisi privationem boni, usque ad quod omnino non est) entspricht genau dem frz. jusqu'à ce que, vgl. Funck, Arch. 10, 344.

Ut quid? im Sinne eines fragenden quid = cur kommt schon, wie Oetling (Über Ciceros Quinctiana, Oldenburger Progr. 1882 S. 18) zeigt, vereinzelt bei Cicero vor; die Frage aber, wann es in die römische Literatur eingedrungen ist, da die Beispiele der besseren Zeit doch nur als Ausnahme zu betrachten sind, beantwortet Wölfflin (Arch. 4, 617 ff.) dahin, daß es oft erst in der Itala erscheint und daß es Hieronymus zum Teil hat stehen lassen. Durch die Bibelübersetzung ist ut quid in das Kirchenlatein übergegangen, wie a. a. O. ausführlich dargelegt wird.

Utrumque, das als Seitenstück zu plerumque gefaßt werden kann, weist Haußleiter (Arch. 5, 565) als Adverb nach, so z. B. gladius utrumque acutus.

Uvidulus, das in den Wörterbüchern nur mit Catull belegt wird, ist eine Konjektur von Guarinus; die Überlieferung hat vindulus; Wölfflin (Arch. 6, 196) will dafür umidulus schreiben, da Ovid und Auson., die Anklänge an die Sprache Catulls zeigen, umidulus gebrauchen.

Valde ist der archaischen Litteratur so gut wie fremd, auch Cornificius, Livius, Curtius, Tacitus, Sueton wandten es nicht an, bei Cäsar findet man es nur einmal in einem Fragment, dagegen hat es Cicero sehr oft in seinen Schriften, am häufigsten in seinen Briefen (in denen ad Atticum über 150 mal) gebraucht, vgl. Abbott, Arch. 9, 462.

Vapio, vgl. Zander, Arch. 6, 253.

Vel ist nach Skutsch (Forschungen zur latein. Grammatik S. 55) eine Imperativform wie dic, duc, fac, fer. Über die Bedeutungsentwickelung vgl. S. 135.

Vēlum hatte im Lateinischen eine doppelte Bedeutung, je nachdem ein verschiedener Stamm zu grunde lag; einmal ist es vom St. ves gebildet und heißt „Hülle, Tuch, Vorhang, Segel“, das andere Mal vom St. veh und heißt „Fahrzeug“, vgl. Stolz, Histor. Grammatik 1 S. 123. In der lingua rusticana Romana hat sich die letzte Bedeutung erhalten und, da man für Floß in dem heutigen Sinne, also für Holzfloß, keinen adäquaten Ausdruck hatte, nahm man zu dem allgemeinen

Ausdruck „Fahrzeug velum" seine Zuflucht, woraus dann in Lothringen, speziell in Metz, das „Valles" oder „Walles" entstand. Ausführlich handelt hierüber Pfannenschmid im Arch. 4, 413 ff. Auch im Schriftlatein läßt sich velum in der Bedeutung navigium, ratis noch belegen, vgl. v. d. Vliet (Arch. 10, 16), aber sie ging zu grunde, wohl um die Verwechselung mit velum Hülle, Tuch zu vermeiden. Als Ersatz für jenes velum (Fahrzeug) trat das aus demselben Stamme gebildete Wort vehiculum ein. Über velum vgl. auch Keller, Latein. Etymologie S. 3; 4; 126.

Vetus bei Ortsnamen ist in späterer Zeit indeklinabel, wie Petschenig (Arch. 10, 532) mit Beispielen belegt.

Vice versa ist moderne Wortstellung, während nach Wölfflin (Rhein. Mus. 37, 119) die gesamte lateinische Literatur nur die Stellung versa vice kennt. In dem Roman de Constant. et Hel. 44 steht vice versa, was zugleich ein Beweis für die spätere Abfassungszeit ist, vgl. Wölfflin, Arch. 4, 67.

Viscera in der Bedeutung von membra belegt Brandes (Arch. 4, 454) mit Stellen aus Sedulius und Venantius Fortunatus.

Vitria, Nebenform von vitrea (Plur.), führt Frick (Arch. 6, 566) aus dem Chronographen vom Jahre 354 an.

Vivenna soll nach Havet (Arch. 9, 522) allein richtig sein, aber nach Lattes (Arch. 10, 135) müssen wir jetzt wie früher Vibenna als die richtige, lateinische Form betrachten.

Volaticus und volatilis in der Bedeutung „fliegend, mit Flügeln versehen" kommt in den Metamorphosen des Apulejus vor, ebenso auch volatica Zauberin, vgl. v. d. Vliet (Arch. 10, 389) und Rönsch (Itala und Vulgata S. 106).

Bericht über römische Geschichte für 1894—1900

von

Dr. Ludwig Holzapfel

in Gießen.

(Schluß von Seite 25.)

---

24. I. Bruns, Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie. Berlin 1898. VIII und 102 S. 8. 2,40 M.

Wenn es dem Historiker darum zu thun ist, den Charakter einer Persönlichkeit vor Augen zu führen, so kann dies entweder geschehen durch eine direkte Schilderung oder in der Art und Weise, daß der beabsichtigte Eindruck teils aus der Erzählung der Begebenheiten, teils aus Äußerungen der in Frage kommenden Person oder ihrer Zeitgenossen gewonnen wird. Bekanntlich hat sich Thukydides dieser letzteren Methode mit großer Meisterschaft bedient. Vorliegende Schrift, deren Verf. der wissenschaftlichen Thätigkeit zu frühe entrissen worden ist, beschäftigt sich im Anschlusse an die von ihm selbst angestellten Untersuchungen über das litterarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert mit drei Schriftstellern der späteren Zeit, die bei der Charakterschilderung teils die direkte, teils die indirekte Methode angewandt haben. Es sind dies Polybius, Livius und Tacitus.

Was zunächst Polybius betrifft, so wird gezeigt, daß er in der Regel aus Gewissenhaftigkeit auf eine Gesamtcharakteristik bedeutender Männer verzichtet, dagegen an bestimmte Handlungen Reflexionen anknüpft, so oft es ihm nötig erscheint. Ein ganz anderes Resultat ergiebt sich in bezug auf Livius. Aus der vom Verf. eingehend besprochenen Behandlung eines Hannibal, eines Scipio und anderer Feldherren des zweiten punischen Krieges geht hervor, daß Livius sein Urteil nicht unmittelbar, sondern in seinen Mitteilungen über die Äußerungen und

Stimmungen von Zeitgenossen, sowie in den Worten, die er den betreffenden Personen in den Mund legt, zu erkennen giebt. Was endlich Tacitus anbelangt, so kommt Verf. zu dem Resultat, daß bei ihm nicht nur Augustus und Germanicus, sondern auch Tiberius nach der indirekten Methode gezeichnet sei. In diesem Punkt vermögen wir nicht zuzustimmen. Gewiß hat Tacitus sein Urteil über Tiberius nicht selten in die von Zeitgenossen geäußerten Ansichten eingekleidet. Noch viel häufiger sind aber die Fälle, in denen er die Maßregeln des Monarchen durch kurze Andeutung seiner eigenen Ansicht kommentiert, wie z. B. ann. I 24: *haec audita quamquam abstrusum et tristissima quaeque maxime occultantem Tiberium perpulere, ut* . . . und II 30: *callidus et novi iuris repertor Tiberius.* Verf., der auf diese und andere Stellen selbst hinweist, macht zu Gunsten seiner Auffassung geltend, es sei in solchen Fällen der Zusammenhang von Faktum und Wesensbestimmung stets ein unmittelbarer, und die lapidare Kürze, mit der letztere hinzugefügt werde, trage den Charakter der Thatsächlichkeit. Die Fassung derartiger Bemerkungen und ihre sozusagen organische Verbindung mit den berichteten Thatsachen kann jedoch nichts daran ändern, daß an den fraglichen Stellen direkte Meinungsäußerungen des Geschichtsschreibers vorliegen.

Einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen der direkten und der indirekten Methode erkennt Verf. mit Recht darin, daß nur bei der ersteren ein Einblick in die psychologische Vorarbeit, deren Spuren bei Polybius in einem Schlußabschnitt vorgeführt werden, möglich ist.

25. W. Soltau, Zur Geschichte der römischen Annalistik. Nord und Süd 1896, September- Heft, S. 373—386.

Dieser Aufsatz, der in etwas kürzerer Fassung in der Rivista bimestrale di antichità greche e romane I 1897, Heft 2, S. 119—134 veröffentlicht ist, enthält eine gute Würdigung der annalistischen Tradition. Es wird im Anschlusse an die Ergebnisse der Quellenforschung darauf hingewiesen, daß die uns vorliegende Überlieferung wohl in ihrem Kern authentisch ist, jedoch unter der Einwirkung eines Ennius und der griechischen Litteratur, durch die Rückspiegelung späterer Begebenheiten, durch gelehrte Kombinationen und die im Interesse vornehmer Familien in den Inschriften von Ahnenbildern und in Leichenreden angebrachten Fälschungen sowie endlich durch den Einfluß der Rethorik mannigfache Entstellungen erfahren hat.

26. W. Soltau, Quellenuntersuchungen über antike Historiker. A. Hettlers Zeitschrift f. alt. Gesch. I 1899, 1. Heft, S. 43—50.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Resultate der an antiken Autoren angestellten Quellenuntersuchungen sehr häufig der darauf

verwandten Mühe nicht entsprechen. Den Grund dieses Übelstandes wird man mit S. teils darin zu erblicken haben, daß solche Arbeiten meist von Anfängern ausgeführt werden, die nur eine begrenzte Übersicht über die Litteratur besitzen, teils in der rein äußerlichen Art vieler Untersuchungen, die lediglich von den oft recht dürftigen Fragmenten verlorener Geschichtswerke ausgehen, sowie auch in der einseitigen Anwendung des Einquellenprinzips. Dem gegenüber verlangt Verf. mit vollem Rechte, daß man mehr als bisher die inneren Merkmale berücksichtigen solle, welche durch den lokalen Ausgangspunkt und den politischen Charakter des zu analysierenden Berichtes, durch seine topographischen und chronologischen Einzelheiten und den an der Hand solcher Züge leicht zu ermittelnden primären oder sekundären Ursprung gegeben sind. Es wird sodann darauf hingewiesen, daß im Laufe der letzten Decennien nicht wenige Arbeiten erschienen sind, die diesen Forderungen gerecht werden und ungeachtet vieler noch bestehender Gegensätze in einigen entscheidenden Fragen einen wesentlichen Fortschritt bezeichnen. Der an diesen Untersuchungen durch seine zahlreichen Beiträge zur Liviusforschung in hervorragendem Maße beteiligte Verf. schließt seine Ausführungen mit dem zutreffenden Satze, daß die quellenkritischen Arbeiten anderer wohl dem Historiker die Arbeit nicht abnehmen können, es ihm aber doch erleichtern, den Weg einzuschlagen, den „schließlich ein jeder selbst gehen muß“.

27. A. v. Gutschmid, Aus Vorlesungen über die Geschichte der römischen Historiographie. Kleine Schriften, herausgegeben von F. Rühl, Bd. V, S. 512—535.

Es sind hier aus A. v. Gutschmids Vorlesungen nur solche Abschnitte wiedergegeben, die Kontroversen behandeln oder eine neue Ansicht über die Ökonomie des betreffenden Geschichtswerkes bieten. Es ist die Rede von Fabius Pictor, Cato, Valerius Antias und Licinius Macer.

Den gehässigen Ausfall des Fabius gegen die Politik der Barciner (vgl. Polyb. III 8) führt G. mit Recht auf Informationen zurück, die der römische Geschichtschreiber von den karthagischen Römerfreunden erhalten hatte, und findet hierin einen Beweis dafür, daß Fabius sein Werk erst nach Beendigung des Krieges geschrieben hat. Für die schon oft erörterte Frage, ob Fabius neben seinem griechischen Werke auch lateinische Annalen verfaßte, ist von Wichtigkeit das Zugeständnis, daß Ciceros Äußerung de div. I 43: *Aeneae somnium, quod in Numerii Fabii Pictoris Graecis annalibus eius modi est, ut* . . . nur in diesem Sinne verstanden werden kann. Einleuchtend erscheint die Bemerkung, daß der Schreibfehler *Numerii*, wofür mit Hertz *nostri* gelesen wird,

dem letzten Buchstaben des vorhergehenden *in* seine Entstehung verdankt. Was Cato betrifft, so hat G.s Annahme, daß er die Geschichte der römischen Republik bis auf den ersten punischen Krieg im 2. und 3. Buche seiner origines mit den Anfängen der mit Rom in Konflikt geratenen italischen Städte zusammen dargestellt habe, weit mehr Wahrscheinlichkeit als die Ansicht H. Peters, wonach dies erst in dem den ersten punischen Krieg behandelnden vierten Buche geschehen sein soll. Die Frage nach der Disposition der folgenden Bücher bereitet insofern Schwierigkeiten, als das 5. Buch nachweislich bis zum J. 167 hinabgegangen ist und demnach bei einer rein chronologischen Anordnung für die beiden letzten Bücher nur noch die Zeit von 167 bis 149 verbliebe. G. glaubt einen Ausweg zu finden mit der Annahme, daß das 5. Buch noch die drei makedonischen Kriege, das 6. den mit Antiochus und die übrigen Verwickelungen im Osten und das 7. Buch die spanischen Angelegenheiten vom Ende des zweiten punischen Krieges an im Zusammenhang behandelt habe, und möchte auf eine derartige Anordnung die Angabe des Nepos (Cat. 3, 4): *atque haec omnia capitulatim sunt dicta* beziehen. Hiermit kann indessen das dem 5. Buche angehörige Fragment 99 bei Peter (Gell. XV 9, 5): *postridie signis conlatis, aequo fronte, peditatu atque alis, cum hostium legionibus pugnavimus*, wo allem Anschein nach von dem von Cato in seinem Konsulat (195) über die spanischen Insurgenten erfochtenen Sieg (Liv. XXXIV 14 ff.) die Rede ist, nicht in Einklang gebracht werden. Zum Schluß möchte Ref. noch seiner Freude darüber Ausdruck geben, daß auch G. an eine Fälschung der von Licinius Macer wiederholt erwähnten Angaben der libri lintei (vgl. hiergegen Holzapfel, Röm. Chronologie, S. 30 ff. u. 68) nicht zu glauben vermag.

28. C. Cichorius, Annales. Pauly-Wissowas Real-Encyclopädie I 1894, Sp. 2248—2256.

29. W. Soltau, Die Entstehung der annales maximi. Philologus LV, S. 257—276.

30. L. Cantarelli, Origine degli Annales Maximi. Turin 1898. 23 S. 8.

Die annales maximi beruhen bekanntlich auf den Aufzeichnungen, mit welchen der pontifex maximus Jahr für Jahr dem Volke die wichtigsten Ereignisse auf einer an der Regia angebrachten, mit Gips überzogenen Tafel unter Hinzufügung der Tagdaten (per singulos dies) bekannt gab (Serv. Aen. I 373. Cic. de orat. II 52). Diese Notizen wurden bis auf den pontifex maximus P. Mucius Scävola, der sein Amt um das J. 130 v. Chr. antrat, fortgeführt und alsdann mit der Veröffentlichung

einer Gesamtpublikation von 80 Büchern zum Abschluß gebracht (s. die soeben citierten Stellen).

Soltau und Cantarelli sind nun unabhängig voneinander durch verschiedene Erwägungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, zu dem Resultat gelangt, daß der Oberpontifex nicht nur Jahrtafeln, sondern auch Jahrbücher geführt hätte, welche von Cantarelli mit den mehrfach erwähnten commentarii pontificum identifiziert werden und sich nach Soltaus Ansicht durch eine mehr sachliche Anordnung von den die Ereignisse in chronologischer Folge aufführenden Tafeln unterschieden. Dieser Annahme steht indessen die von Cichorius hervorgehobene Thatsache entgegen, daß von Dionys I 73 als die Quelle, aus der die Annalisten ihre Kenntnis schöpften, lediglich die Tafeln (ἱεραὶ δέλτοι) genannt werden, während ihnen zusammenhängende Chroniken, wenn solche vorgelegen hätten, doch jedenfalls willkommener hätten sein müssen.

Die Angabe des Servius, daß die Begebenheiten per singulos dies aufgezeichnet worden seien, wird von Cichorius im Anschluß an O. Seeck (Die Kalendertafel der Pontifices, Berlin 1885, S. 62) dahin aufgefaßt, daß die Jahrtafel ein Kalender gewesen sei. Auf diese Weise ergiebt sich für den sehr auffallenden Umfang von 80 Büchern, den die Annalen bei ihrer Zusammenfassung erreichten, eine befriedigende Erklärung. Nach der bisherigen Annahme, für die sich Soltau entscheidet, soll das Material bei der von Scävola vorgenommenen Schlußredaktion eine bedeutende Erweiterung erfahren haben. Von einer solchen Arbeit, die geradezu epochemachend gewesen wäre, müßte aber doch, wie Cichorius mit Recht bemerkt, irgend welche Kunde auf uns gekommen sein. Cantarelli will seinerseits in Scävolas Publikation eine Zusammenfassung der von den Vorgängern überkommenen Jahrbücher erblicken; doch kann die Existenz von Jahrbüchern neben den Jahrtafeln, wie wir bereits gesehen haben, nicht angenommen werden.

In einem Punkte bedarf allerdings die von Cichorius aufgestellte Ansicht einer Modifikation. Das kalendarische Schema, in welches die Notizen eingetragen wurden, kann nämlich nicht das mit dem 1. März beginnende Kalenderjahr, sondern, wie die Angabe des Servius *praescriptis consulum nominibus* zeigt, nur das an wechselnde Termine geknüpfte konsularische Amtsjahr dargestellt haben. Was den Inhalt der Tafeln betrifft, so nimmt Cichorius, dem sich Soltau anschließt, mit Recht an, daß von Haus aus nur solche Ereignisse mitgeteilt worden seien, die den Pontifices Anlaß zu irgendwelchen Amtshandlungen gegeben hätten, indem z. B. bei Prodigien eine Sühnung, bei Dürre eine Prozession und in Zeiten der Not, bei dem Ausbruch einer Pest oder eines Krieges ein Gelübde erforderlich gewesen sei.

Für die Beurteilung der Magistratstafel sind von Wichtigkeit

31. R. Fruin, Beiträge zur Fastenkritik. Jahrb. f. Philol. 1894, S. 103—118 und

32. A. Enmann, Die älteste Redaktion der römischen Konsularfasten. A. Hettlers Zeitschr. für alte Gesch. I 1900, S. 89—101.

Aus Fruins Aufsatz, der sich mit verschiedenen Fragen beschäftigt, ist als verdienstvoll der Nachweis hervorzuheben, daß die in den Fasten der beiden ersten Jahrhunderte der Republik vorkommenden consules suffecti ihr Dasein öfter dem Bestreben verdanken, die hinsichtlich der Namen einzelner Konsuln bestehenden Abweichungen miteinander auszugleichen. Von den im nämlichen Zeitraum bei Livius begegnenden interreges wird angenommen, daß ihre Namen aus der Magistratsliste entnommen seien; doch kann der hierfür versuchte Beweis nicht als gelungen betrachtet werden. Dagegen trifft F. vielleicht das Richtige, wenn er Suet. Tib. 2: *Claudius Drusus statua sibi diademata ad Appi Forum posita Italiam per clientelas occupare temptavit*, wo *Drusus* jedenfalls verderbt ist, auf den Konsul des J. 268 v. Chr., der bei Idatius Rufus, bei dem Chronographen dagegen Russus heißt, bezieht und demgemäß den von Idatius gegebenen Namen korrigiert.

Enmann führt seinerseits den überzeugenden Beweis, daß in die Fasten der ersten Decennien der Republik mehrfach die Namen von Plebejern, die zwischen 307 und 303 v. Chr. das Konsulat bekleideten, interpoliert sind, und gelangt so zu dem einleuchtenden Ergebnis, daß Cn. Flavius (kurulischer Ädil 304 v. Chr.) nicht bloß, wie man bisher im Anschluß an Mommsen angenommen hat, die Magistratsliste veröffentlichte, sondern auch deren Redaktion sein Werk gewesen ist. Der Anlaß zu den von Flavius vorgenommenen Interpolationen wurde, wie E. mit Wahrscheinlichkeit vermutet, durch die Wahrnehmung geboten, daß in dem Konsularverzeichnis Lücken vorhanden waren.

33. L. Cohn, L. Cincius Alimentus und die historische Kritik. N. Jahrb. f. d. klass. Altert. V 1900, S. 323—340.

34. Th. Plüß, In der Cincierfrage. Ebenda, S. 640—641.

Seit dem Erscheinen der Abhandlung von M. Hertz de Luciis Cinciis (Berlin 1842) gilt es als eine feststehende Thatsache, daß die von einem Cincius verfaßten Schriften *de fastis*, *de comitiis*, *de consulum potestate*, *de officio iuris consulti*, *mystagogicon*, *de re militari* und *de* [illegible] *pris*[illegible] [illegible] Kenntnis wir den Citaten der Grammatiker verdank[illegible] alten Annalisten Cincius, sondern von einem in den le[illegible] [illegible] der Republik oder im augusteischen Zeitalter lebenden Autor herrühren. Die Bedenken, welche gegen die Autorschaft

des alten Cincius geltend gemacht worden sind, beruhen in erster Linie auf dem Inhalt der betreffenden Schriften, der zu den grammatischen und antiquarischen Studien einer späteren Zeit in Beziehung zu stehen scheint. Es ist nun Cohn gelungen, zu zeigen, daß es bereits seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts an derartigen Arbeiten keineswegs gefehlt hat, wofür die vielseitige Schriftstellerei eines Cato den besten Beweis bietet. Er trägt daher kein Bedenken, die sämtlichen in Frage kommenden Schriften dem alten Historiker zuzusprechen. Dieser Annahme widerstreitet jedoch der Umstand, daß eine in der Schrift *de re militari* mitgeteilte Formel eines Soldateneides, in der die Konsuln des J. 190 v. Chr. mit Namen genannt werden, mit den Worten *cum dilectus antiquitus fieret* eingeleitet wird (Gell. n. Att. XVI 4, 2), sowie die in der nämlichen Schrift vorkommende Formel einer Kriegserklärung, in welcher von dem den Römern wohl erst zur Zeit des Augustus oder kurz zuvor bekannt gewordenen populus Hermundulus die Rede ist (ibid. XVI 4, 1). Cohn vermag sich hier nur auf die Weise zu helfen, daß er an beiden Stellen im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut die mit seiner Ansicht nicht zu vereinigenden Worte als Zusätze des die Mitteilungen des Cincius wiedergebenden Gellius betrachtet. Dieses Auskunftsmittel versagt jedoch gegenüber einer dritten Stelle der fraglichen Schrift, an welcher die gleichfalls eine spätere Abfassung verratende Einteilung der Legion in zehn Kohorten erwähnt wird (ibid. XVI 4, 6). Es muß daher sein Bewenden dabei haben, daß die Bücher *de re militari* und ebenso wohl auch die übrigen in Frage kommenden Schriften nicht von dem alten Cincius, sondern von einem dem augusteischen Zeitalter angehörigen Namensvetter verfaßt sind.

Th. Plüß hatte in seiner Dissertation de Cinciis rerum Romanarum scriptoribus (Bonn 1865) angenommen, daß die griechisch geschriebenen Annalen des Cincius nicht von demselben herausgegeben, sondern erst in der augusteischen Zeit durch das lateinische Geschichtswerk eines Nachkommen, der die griechische Chronik seines Vorfahren benutzt habe, bekannt geworden und von Livius und Dionys mit dieser späteren Schrift verwechselt worden seien. Er bemüht sich nunmehr, die von Cohn gegen seine Auffassung geltend gemachten Argumente zurückzuweisen, ohne jedoch neue Gründe für seine die Sache unnötigerweise komplizierende Hypothese beizubringen.

35. F Münzer, Zu den Fragmenten des Valerius Antias. Hermes XXXII, 1897, S. 469—474.

36. L. Holzapfel, Sull' età di Valerio Anziate. Riv. di Stor. ant. IV, 1899, S. 51—60.

37. F. **Münzer**, Ancora sull' età di Valerio Anziate. Ebenda, S. 229–233.

38. L. **Holzapfel**, Ancora sull' età di Valerio Anziate. Ebenda, S. 456—466.

Nach der bisher herrschenden Ansicht soll das Werk des Valerius Antias nicht über das sullanische Zeitalter hinabgegangen sein. Hiermit ist es jedoch nicht zu vereinigen, daß nach dem doppelten Zeugnis des Gellius (n. Att. VI 9, 12) und Charisius (II p. 208 K.) im 22. Buche von dem im J. 137 v. Chr. vom Konsul C. Mancinus mit den Numantinern geschlossenen Friedensvertrag die Rede war, während der Gesamtumfang des Werkes nach Gell. n. Att. VI 9, 17 mindestens 75 Bücher betrug. Es hätte demnach Antias die Periode von den Anfängen Roms bis zum J. 137, auf welche bei Livius 55 Bücher kamen, viel knapper, den folgenden Zeitraum dagegen bis zum Tode Sullas, welchem Livius 35 Bücher (55—90) widmete, weit ausführlicher behandelt. Es ist ein Verdienst **Münzers**, dieses Mißverhältnis erkannt zu haben. Um dasselbe zu beseitigen, stellt Münzer die Annahme auf, daß der Umfang des Werkes in Wirklichkeit höchstens 30 Bücher betragen habe und die darüber hinausgehenden Zahlen (45 bei Gell. VI 9, 9 — 74 bei Prisc. IX p. 489 H. — 75 bei Gell. VI 9, 17) entweder verderbt oder von den Grammatikern, die mit ihrer ausgedehnten Lektüre hätten prunken wollen, erfunden worden seien. Ref. ist dagegen der Ansicht, daß man, ehe man sich für eine so mißliche Hypothese entscheidet, zunächst zu untersuchen hat, ob nicht auf grund der überlieferten Zahlen ein befriedigendes Ergebnis gewonnen werden kann. Von diesem Gesichtspunkt aus gelangt er zu dem Resultat, daß Antias seine Darstellung erst mit dem Tode Cäsars beschlossen hat, und findet eine Bestätigung hierfür darin, daß derselbe in der von Cicero de leg. I 6 ff. (52 v. Chr.) gegebenen Aufzählung der römischen Annalisten von Fabius bis herab auf Licinius Macer und Sisenna, in der ein Autor von solcher Bedeutung nicht hätte fehlen dürfen, übergangen wird. Die weiteren Kontroversen zwischen Münzer und dem Ref. beschäftigen sich mit der Frage, auf welche Ereignisse diejenigen Fragmente des Antias, aus denen vielleicht ein Anhalt für die Disposition seines Werkes gewonnen werden könnte, zu beziehen sind.

39. W. **Soltau**, Der Annalist Tubero. Hermes XXIX 1894, S. 631–633.

Gewöhnlich wird dieser Annalist mit Q. Tubero, dem bekannten Juristen des augusteischen Zeitalters, identifiziert. Soltau ist dagegen der Ansicht, daß der Historiker vielmehr der Vater des Juristen, L. Tubero, gewesen sei, welcher nach Cic. ad Quint. fr. I 1, 3, 10 im J. 60

mit der Abfassung eines Geschichtswerkes beschäftigt war. Hiermit steht jedoch in Widerspruch Liv. IV 23, 3: *Valerius Antias et Q. Tubero M. Manlium et Q. Sulpicium consules in eum annum edunt.* S. glaubt für *et Q. Tubero* lesen zu müssen *atque Tubero*, was auch bereits Unger (Jahrb. f. Phil., CXLIII, 1891, S. 321) verlangte; doch sind die für diese Änderung geltend gemachten Gründe keineswegs überzeugend.

40. J. Zingler, De Cicerone historico quaestiones. Berlin 1900. Mayer & Müller. 38 S. 8. 1,20 M.

Da der Frage nach Ciceros Quellen in den historischen Abschnitten seiner Schriften bis jetzt nur wenige eingehendere Untersuchungen gewidmet worden sind, so kommt vorliegende Dissertation einem unleugbaren Bedürfnis entgegen. Es werden zunächst die bisher ermittelten Quellen, denen Cicero vorzugsweise folgte (Nepos, Atticus, Varro, Polybius), namhaft gemacht und sodann sein Verhältnis zu den in betracht kommenden Annalisten erörtert. Daran schließen sich drei Spezialuntersuchungen über die Quellen für die römischen Beispiele im ersten Buche de divinatione, über die die Auszüge der Plebs in den J. 494 und 449 betreffenden Angaben und über die Chronologie der Königszeit im zweiten Buche de re publica. Sehr wohl begründet erscheint die Annahme, daß die Nachrichten aus der römischen Geschichte im ersten Buche de divinatione samt den Namen der dafür angeführten Gewährsmänner aus der von Ap. Claudius Pulcher (Konsul 54) verfaßten und Cicero gewidmeten Schrift über das Auguralwesen (Cic. fam. III 4, 1. Festus p. 298 M.) entlehnt seien. Die übrigen Ergebnisse sind dagegen meist problematisch. Da es zu weit führen würde, auf diese Punkte näher einzugehen, so darf sich Ref. damit begnügen, auf seine ausführliche Besprechung in der Berl. Ph. W. S. 1901, Sp. 1035—1039 zu verweisen.

41. J. Kaerst, Untersuchungen über Timagenes von Alexandreia. Philologus LVI 1897, S. 621—657.

Seit A. v. Gutschmids Untersuchung über Trogus und Timagenes (Rh. Mus. N. F. XXXVII 1882, S. 548—555 = Kleine Schriften V S. 218—227) wird fast allgemein angenommen, daß das Werk des zur Zeit des Augustus in Rom lebenden Timagenes, welches die Geschichte der aus der Monarchie Alexanders hervorgegangenen Königreiche behandelt zu haben scheint, für Trogus als alleinige oder doch als hau[illegible] V[illegible] [illegible]dient habe.*) Ebenso besteht nach

---

*) [illegible]gegen [illegible] An[illegible] sich, soviel Ref. weiß, nur E. Meyer, Gesch. d. Altert. II [illegible] ausgesprochen.

G. Schwabs Darlegungen (de Livio et Timagene historiarum scriptoribus aemulis, Stuttgart 1834) Übereinstimmung darüber, daß der römerfeindliche Autor, gegen welchen Livius in seiner Betrachtung über den mutmaßlichen Ausgang eines Krieges der Römer mit Alexander (IX 17 ff.) polemisiert, kein anderer als Timagenes gewesen sein könne. In der vorliegenden Arbeit wird nun der Versuch gemacht, das Vorhandensein einer den Römern ungünstigen Tendenz bei Trogus, welche A. v. Gutschmid und C. Wachsmuth (Rh. Mus. XLVI 1891, S. 478 f.) gefunden haben, in noch weiterem Umfange nachzuweisen. Den hierfür angeführten Belegen stehen jedoch andere Stellen gegenüber, welche wohl geeignet sind, einigen Zweifel an der Richtigkeit jener Ansicht zu erwecken. Wir verweisen auf XVIII 2, 10: *Cyneas ..... interrogatus a Pyrrho, qualis Roma esset, respondit regum urbem sibi visam* und die dem Hannibal XXXI 5, 4 in den Mund gelegte Äußerung: *Romanos vinci non nisi armis suis posse nec Italiam aliter quam Italicis viribus subigi*, ferner auf die Darstellung der Schlacht bei Magnesia, nach welcher die Zahl der von den Römern gemachten Gefangenen 11 000 betrug (XXXI 8, 8), während Livius (XXXVII 44, 1) dieselbe nur auf 1400 angiebt und Appian (Syr. 36) in seiner Vorlage die gleiche Ziffer gefunden zu haben scheint.

An einem äußeren Anhaltspunkt für die Benutzung des Timagenes durch Trogus fehlt es gänzlich. K. erblickt einen solchen nach A. v. Gutschmids Vorgang in der Erzählung von dem im J. 106 von dem Konsul Q. Cäpio weggenommenen Gold- und Silberschatze der Tectosagen (XXXII 2, 9), von dessen Schicksalen auch bei Timagenes (fr. 9 Müll. = Strabo IV 187 ff.) die Rede war. Eine genaue Vergleichung der beiderseitigen Angaben führt aber vielmehr zu dem Ergebnis, daß Trogus hier nicht aus Timagenes geschöpft haben kann. Nach dem letzteren stammte nämlich der erwähnte Schatz, der nach Trogus aus der auf verschiedenen Kriegszügen gemachten Beute herrührte, aus einer Plünderung des delphischen Heiligtums. Trogus berichtete dagegen, daß das gallische Heer, welches dasselbe angriff, bis auf den letzten Mann vernichtet worden sei (Just. XXIV 8, 16). Nach Timagenes haben ferner die Tectosagen den Schatz dem Apollo geweiht, wobei doch wohl nur an die Verbringung in einen Tempel gedacht werden kann (so Oros. V 15. Gell. n. Att. III 9, 7), nach Trogus dagegen das Gold und Silber in den lacus Tolosensis versenkt.

42. L. Holzapfel, L'opera storica di Clodio Licino. Rivista di Stor. ant. I 2, 1895, S. 61—67.

Clodius Licinus schrieb zur Zeit des Augustus ein Werk, das nach drei Citaten den Titel *rerum Romanarum libri* hatte. W. Soltau

(Livius Quellen in der III. Dekade, S. 45) findet diese Benennung ungewöhnlich für ein Geschichtswerk und glaubt dieselbe daher auf ein antiquarisches Werk beziehen zu müssen. Ref. verweist hiergegen auf andere Stellen, an denen der Ausdruck *res* in gleicher Weise die Geschichte eines Volkes bezeichnet. Die weitere Untersuchung gelangt zu dem Ergebnis, daß Licinus, der im 3. Buche einen im J. 194 von dem eingekerkerten Pleminius unternommenen Fluchtversuch erwähnte (Liv. XXIX 22, 10), seine Darstellung mit dem Ende des zweiten punischen Krieges begonnen und bis zum J. 133 hinabgeführt hat. Die aus dem 12. Buche von Nonius p. 535 M. citierten Worte *quinque pristis* werden auf die Begebenheiten des J. 168 (vgl. Liv. XLIV 28, 1: *Perseus . . . . . praefectos classis cum quadraginta lembis — adiectae ad hunc numerum quinque pristis erant — Tenedum mittit*) und eine Stelle aus dem 21. Buche bei Non. p. 221 M. *deligat ad patibulos* auf die Hinrichtung aufständischer Sklaven im J. 133 (vgl. Oros. V 9: *in Sicilia Piso consul Mamertium oppidum expugnavit, ubi octo millia fugitivorum interfecit, quos autem capere potuit, patibulo suffixit*) bezogen.

Was die Quellen des Livius betrifft, um deren Ermittelung sich im Laufe der letzten Jahre namentlich W. Soltau in zahlreichen Untersuchungen verdient gemacht hat, so sind die hierauf bezüglichen Arbeiten schon größtenteils in Fügners Bericht über Livius (Bd. CV 1901, S. 268—272) besprochen worden. Für den Ref. bleibt noch nachzutragen

43. W. Soltau, Fabius Pictor und Livius. Philol. LVII 1898, S. 345—346.

44. F. Luterbacher, Fabius und Piso als Quellen des Livius. Ebenda, S. 510—511.

Soltau hält eine direkte Benutzung des Fabius durch Livius für ausgeschlossen und betrachtet demgemäß alle Citate als entlehnt, während Luterbacher dies bestreitet und seinerseits nachzuweisen sucht, daß Piso, in welchem Soltau den alleinigen Vertreter der annales vetustiores erblickt, bei Livius geringere Autorität als Fabius genossen habe. Man wird Luterbacher jedenfalls darin zustimmen müssen, daß an einer Stelle wie II 40, 10 *apud Fabium, longe antiquissimum auctorem, usque ad senectutem vixisse enudem* (Coriolanum) *invenio* sich die Ausdrucksweise mit der Annahme einer Entlehnung schwer vereinigen läßt.

45. C. Pascal, Valerio Anziate e Tito Livio. 44 S. 8.

In dieser Abhandlung, welche Verf. zuerst in seinen Studi romani (Turin 1896, Loescher) und sodann nochmals in seinen Studi sugli scrittori latini (ebenda 1900) veröffentlichte, wird mit Recht die weit

verbreitete Neigung bekämpft, Antias bei Livius überall da als Quelle anzunehmen, wo übertriebene oder durch ihre Genauigkeit verdächtige Zahlenangaben vorkommen oder sich eine Verherrlichung des Valerischen Hauses zu erkennen giebt. Ebenso wird man dem Verf. zustimmen, wenn er Bedenken trägt, solche Berichte, in denen Antias als Gewährsmann für eine einzelne Angabe citiert wird, ohne weiteres vollständig auf ihn zurückzuführen. Dagegen kann der Beweis, daß Livius lediglich solche Nachrichten aus Antias entlehnt habe, für die er sich ausdrücklich auf ihn beruft, keineswegs als gelungen betrachtet werden. Ref. glaubt (Berl. Phil. W. S. 1896, Sp. 1590 ff.) im Gegensatze hierzu gezeigt zu haben, daß Antias einesteils einem Berichte, in dem er nicht citiert wird (XXXIV 44, 5), zu Grunde liegt, anderenteils aber auch in einem Abschnitte, in dem Liv. auf ihn bezug nimmt (XXXVI 38, 5 ff.), über den Bereich des Citats hinaus benutzt ist.

46. L. Holzapfel, Sull' uso, che Dionigi di Alicarnasso fece dell' annalista Gellio. Riv. bimestrale di antichita greche e romane I 1899, S. 1—3.

Seitdem K. W. Nitzschs Buch über die römische Annalistik erschienen ist, pflegt man als Hauptquellen des Dionys Valerius Antias und Licinius Macer zu betrachten. Ref. macht hiergegen geltend, daß die Darstellung dieser beiden Autoren hinter der des Dionys an Ausführlichkeit bei weitem zurückstand. Es wird sodann darauf hingewiesen, daß das Geschichtswerk des Gellius in dieser Hinsicht mit dem des Dionys wohl verglichen werden kann und daher als Quelle in erster Linie in betracht gezogen zu werden verdient.

47. F. Burmeister, De fontibus Vellei Paterculi. Berl. Stud. f. klass. Philol. u. Arch. XV 1. 1894. 83 S. 8. 2 M. 50.

Bespr. v. F. Rühl, Berl. Phil. W. S. 1895, Sp. 879—881 und E. Thomas, W. S. f. klass. Phil. 1896, Sp. 574—578.

Das Hauptverdienst dieser sorgfältigen Arbeit besteht in dem auf gründlicher Vergleichung der livianischen Überlieferung gestützten Nachweise, daß Livius, dessen Benutzung durch Vellejus für einzelne Abschnitte bereits durch frühere Untersuchungen festgestellt worden ist, für die von diesem Autor gegebene Darstellung der römischen Geschichte bis zur Schlacht bei Actium als Hauptquelle gedient hat. Vermöge seines großen Umfanges kann nun aber das livianische Werk kaum als geeignete Vorlage für einen kurzen Geschichtsabriß erscheinen. Diese Schwierigkeit wird beseitigt, wenn man mit dem Verf. annimmt, daß Vellejus sich von einem Sklaven Excerpte hatte anfertigen lassen. Nach den Beobachtungen, welche H. A. Sanders in seiner in diesen Jahres-

berichten (Bd. CV, S. 271) von Fügner besprochenen Schrift über die Quellenkontamination im 21. und 22. Buche des Livius (S. 45 ff.) angestellt hat, kann jedoch kein Zweifel daran bestehen, daß eine Epitome aus Livius bereits im J. 30 n. Chr. vorhanden war und nicht bloß von Valerius Maximus, sondern auch von Vellejus benutzt worden ist. Das von B. gewonnene Ergebnis ist demnach dahin zu modifizieren, daß Vellejus nicht direkt aus Livius geschöpft, sondern sich des erwähnten Auszuges bedient hat.

Als Nebenquellen werden im Anschluß an H. Sauppe (Alt. Schweiz. Mus. I 1837, S. 133 ff.) die Chronik des Cornelius Nepos und die Selbstbiographie des Augustus, außerdem aber noch eine Schrift de viris illustribus, deren Benutzung bereits J. Rosenhauer (Symbolae ad quaestionem de fontibus libri, qui inscribitur de viris illustribus urbis Romae, Kempten 1882, S. 16) vermutet, angenommen.

48. S. Maire, De Diodoro Siculo Valerii Maximi auctore. Schöneberg bei Berlin 1899. Progr. des städt. Gym. 26 S. 4.

In den Untersuchungen, die man bisher über die Quellen des Valerius Maximus angestellt hat, sind neben Cicero und Livius noch Varro, Cäsar, Sallust, Trogus und Hygin in betracht gezogen worden. Zu diesen Autoren gesellt sich jetzt noch Diodor. Verf. weist zunächst darauf hin, daß dessen Werk dem Valerius nicht nur wegen des reichen Materials, das es für die auswärtige Geschichte bot, sondern auch wegen der die Darstellung beherrschenden ethischen Tendenz willkommen sein mußte. Es wird sodann eine Reihe von Fällen besprochen, in denen die Angaben des Valerius mit Sicherheit oder doch mit Wahrscheinlichkeit auf Diodor zurückgeführt werden können. Die meisten Beispiele dieser Art gehören allerdings der griechischen Geschichte an; doch finden sich, wie S. 23 ff. gezeigt wird, auch Erzählungen aus der römischen Geschichte, insbesondere aus dem zweiten punischen Kriege, die für Diodor in Anspruch genommen werden dürfen.

49. F. Münzer, Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius. Berlin 1897, Weidmann. XI u. 432 S. 8. 12 M.

Ursprünglich war die Absicht des Verf. darauf gerichtet, lediglich die Nachrichten des Plinius zur römischen Geschichte und Kulturgeschichte zu untersuchen, doch sah er sich durch die Beschaffenheit des Werkes bald veranlaßt, dasselbe vollständig durchzuarbeiten. Für unseren Bericht kommen die sich auf die römische Geschichte beziehenden Abschnitte allein in betracht. Die Untersuchung ist in methodischer Weise angelegt, indem zunächst die Arbeitsweise des Plinius auf grund seines Verhaltens zu noch vorhandenen Quellen festgestellt

wird. Der zweite Teil beschäftigt sich sodann mit den auf Varro beruhenden Abschnitten und den Quellen, die dieser Forscher seinerseits benutzte, und der dritte mit den jüngeren Quellen zur römischen Geschichte und Kulturgeschichte. Es scheint jedenfalls dem Verf., der seinem Gegenstande von den verschiedensten Seiten beizukommen sucht und die bei anderen Schriftstellern vorliegenden Nachrichten stets zur Vergleichung heranzieht, der Beweis wohl gelungen zu sein, daß die Angaben, für welche Plinius römische Annalisten und andere ältere Autoren als Gewährsmänner citiert, ihm zu einem großen Teile von Varro übermittelt worden sind. Eine solche Arbeitsmethode unterscheidet sich, wie Verf. treffend bemerkt, nicht erheblich von der der modernen Gelehrten, welche ebenfalls sehr häufig durch Handbücher, in denen alles bequem zusammengestellt ist, auf die Angaben der Quellen geführt werden und nur dadurch, daß sie dieselben stets kontrollieren, über das, was man im Altertum verlangte, hinausgehen.

In zwei Punkten lassen sich gegen die in dieser Arbeit gewonnenen Ergebnisse wohl Bedenken geltend machen. Verf. möchte auch Citate wie *Cassius Hemina . . . quarto libro* (XIII 84), *Piso censorius primo commentariorum* (XIII 87), *Antias secundo libro* (ibid.) für Varro in Anspruch nehmen und meint, daß derselbe durch die Genauigkeit seiner Anführungen den späteren Benutzern deren Nachprüfung erleichtert habe (S. 185 f.). Derartige Citate kommen aber in den erhaltenen Schriften Varros, in denen neben dem Autor höchstens noch das Werk, nicht aber das betreffende Buch genannt wird, nicht vor und können daher auch für die verlorenen Schriften schwerlich vorausgesetzt werden. Nicht minder problematisch erscheint die Annahme, daß da, wo sich Plinius der varronischen Ära bedient, auch Varro als Quelle benutzt sein müsse. Es ist hier die vom Verf. selbst in einem einzelnen Falle (S. 124 f.) zugelassene Möglichkeit, daß Plinius seine Jahreszahlen aus irgend einer auf der varronischen Ära beruhenden Zeittafel entnehmen konnte, nicht berücksichtigt.

Im übrigen mag auf die sehr eingehenden Anzeigen von H. Peter (W. S. f. klass. Phil. 1898, S. 62—74) und D. Detlefsen (Berl. Phil. W. S. 1898, S. 107—114) verwiesen werden.

Für Cassius Dio kommen in betracht:

50. A. v. Gutschmid, Cassius Dio Cocceianus. Kleine Schr. V S. 547—562.

51. W. Soltau, Dione e Livio nella III, IV e V decade. Rivist. bimest. di antichità greche e romane I 1, 1897, S. 6—19.

52. E. Schwartz, Cassius Dio Cocceianus. In Pauly-Wissowas R. E. III 1899, Sp. 1684—1722.

Gutschmids Ausführungen sind besonders in Hinsicht auf die in einem Anhang behandelte Ökonomie der Darstellung von Wichtigkeit. Es werden zunächst die Fragmente, deren Zugehörigkeit zu bestimmten Büchern überliefert ist, zusammengestellt und nach den Anhaltspunkten, die uns durch Zonaras und Xiphilinus oder die etwa bei anderen Schriftstellern vorliegenden Nachrichten gegeben sind, in die Darstellung eingereiht. Es schließt sich hieran eine einleuchtende Rekonstruktion der von Dio seinem Stoffe gegebenen Einteilung, in der durchgängig große Symmetrie zu Tage tritt.

Soltau weist nach, daß bei Dio in denjenigen Abschnitten, welche der 3. bis 5. Dekade des Livius entsprechen, dieser Autor nirgends benutzt ist. Als Hauptquellen werden auf grund zahlreicher Konkordanzen Antias, Cölius und Polybius angenommen. Eine direkte Benutzung des Polybius wird jedoch durch die von Schwartz betonte Thatsache, daß Dio regelmäßig die im Gegensatz zu seiner Darstellung stehenden annalistischen Verfälschungen widergiebt, ausgeschlossen.

Nach der sehr gründlichen Analyse, welche Schwartz angestellt hat, bietet Dio für die ersten sechs Jahrhunderte der Stadt eine Mischung der Annalistik, die trotz aller Berührungen von Livius unabhängig ist, hat jedoch denselben für die Zeit von 69 bis 30 v. Chr. als Hauptquelle benutzt. Neben ihm sind für verschiedene Abschnitte noch andere Gewährsmänner herangezogen; doch ist weder an Sallust noch an Cäsar noch an Pollio, dessen Darstellung allem Anschein nach bei Plutarch uud Appian in überarbeiteter Gestalt vorliegt, zu denken. Eine sichere Beurteilung der verschiedenen Berichte auf diesem Gebiet wird erst dann möglich sein, wenn einmal die livianische Darstellung aus den von ihr abhängigen Autoren rekonstruiert ist, welche Arbeit sowohl von S. wie auch von Wachsmuth (Einleitung, S. 596) mit Recht als notwendig bezeichnet wird. In Hinsicht auf die Geschichte der Kaiserzeit wird konstatiert, daß Dio nicht bloß von Sueton, sondern auch von Tacitus unabhängig ist. Was insbesondere Tiberius betrifft, so führt S. auf grund verschiedener Angaben Dios den Beweis, daß Tacitus auch die dunkle Seite seiner Charakteristik bereits vorgefunden hat, und erblickt in dieser Schilderung, mit der sich an Kunst keine aus der folgenden Zeit vergleichen läßt, „das festumrissene Bild eines Schriftstellers von seltener Genialität", dem es unmittelbar nach dem Tode des Tiberius gelungen sein muß, „die Erinnerung der höchststehenden Kreise an das vergangene Regiment zu einem Gemälde von stahlharter Linienführung zusammenzufassen". Ref. ist auf grund ganz anderer Erwägungen zu dem gleichen Resultat gelangt und gedenkt auf diesen Punkt im 7. Abschnitte noch näher einzugehen.

Wir wenden uns nunmehr zu den scriptores historiae Augustae. Es haben sich hiermit drei italienische Forscher beschäftigt, nämlich

*53. L. Cantarelli, Acolio e gli Scrittori della storia Augusta. Bull. di fil. class. I 1894/95, S. 282 ff.

54. Gaetano De Sanctis, Gli scriptores historiae Augustae. Riv. di stor. ant. I 4, 1896, S. 90—119.

55. G. Tropea, Studi sugli scriptores historiae Augustae. I—V. Messina 1899—1901. Tipi della Riv. di stor. ant. 118+41+53+51+79 S. gr. 8.

Gaetano De Sanctis widerlegt in geschickter, von gründlicher Sachkenntnis zeugender Beweisführung einige Hauptargumente, welche von Dessau und Seeck dafür geltend gemacht worden sind, daß die script. h. Aug. ihre Biographien nicht etwa zur Zeit der Kaiser Diocletian und Constantin, an die sie ihre Anrede richten, sondern erst zu Ende des 4. oder zu Anfang des 5. Jahrh. geschrieben hätten, und gewinnt gerade aus solchen Stellen, die man gegen die Echtheit der Viten ins Feld geführt hat, starke Beweise für ihre Authenticität.

Aus Tropeas Untersuchungen ist als wertvoll der Nachweis hervorzuheben, daß die fraglichen Biographien nicht nur die Inhaber des bestehenden Regiments verherrlichen sollten, sondern auch im Gegensatze zu den Darstellungen eines Marius Maximus und Cordus dazu bestimmt waren, das Ansehen der Monarchie überhaupt zu befestigen. Die in Hinsicht auf die Autorschaft und Abfassungszeit der einzelnen Biographien gewonnenen Ergebnisse unterliegen dagegen manchen Bedenken. So sollte man z. B., wenn die unter den Namen des Spartianus und des Capitolinus gehenden Viten das Eigentum eines einzigen Verfassers wären, erwarten. die Ael. 2 (Spartianus) für die Biographie des Verus (Capitolinus) in Aussicht gestellten näheren Mitteilungen über die Familie seines Vaters L. Ceionius Commodus an der angegebenen Stelle zu finden; doch geht das, was wir daselbst (c. 1) erfahren, ebenso wie die Ael. 2 gebotenen Nachrichten über einige ganz allgemeine Bemerkungen über die Herkunft und den Adel der Vorfahren nicht hinaus. Noch mißlicher erscheint die Annahme, daß die Verfasser des Älius (Spartianus) und des Avidius Cassius (Vulcatius Gallicanus) identisch seien; denn während der erstere auch die Caesares berücksichtigte (Ael. 1), hat sich der letztere auf die Augusti beschränkt (Avid. 3). Ebensowenig geglückt ist der Beweis, daß Vopiscus die Biographie des Carus, Numerian und Carinus erst 337 geschrieben habe. Wie aus c. 17 erhellt, waren zur Zeit, als diese Vita abgefaßt wurde, die vier principes Diocletian, Maximinian, Galerius und Constantius noch am Leben, und es ergiebt sich demnach, wie bereits Mommsen (Hermes XXV

1890, S. 259) richtig bemerkt hat, als spätester Termin der Todestag des Constantius (25. Juli 306).

Die dem Ref. nicht zu Gesicht gekommene Arbeit von Cantarelli gelangt, wie aus Tropeas Angaben ersichtlich ist, ebenfalls zu dem Resultat, daß eine Fälschung der Biographien nicht anzunehmen, bei ihrer Benutzung jedoch im Hinblick auf die darin vorkommenden erdichteten Urkunden und Anachronismen die größte Vorsicht geboten ist.

Weitere Untersuchungen über die scr. hist. Aug. und die von ihnen behandelte Zeit würde es zu einer wesentlichen Förderung gereichen, wenn einmal, wie es Mommsen (a. a. O. S. 281) gewünscht hat, ein die Parallelstellen zu jeder einzelnen Notiz aufführender Kommentar mit einem die sachlich wichtigen Ausdrücke zusammenfassenden und chronologisch kontrollierenden Verzeichnis vorläge.

An letzter Stelle bleibt noch zu besprechen das groß angelegte Werk von

56. H. Peter, Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I und ihre Quellen. Zwei Bände. Leipzig 1897, Teubner. XI und 478 S. VI und 410 S. 8. 24 M.

Wie in der Vorrede bemerkt wird, handelt es sich darum, die Entstehung der uns vorliegenden schriftlichen Überlieferung über die römische Kaisergeschichte darzustellen und demgemäß ihren Wert zu bestimmen. Da sich im Laufe der Arbeit für den Verf. die Notwendigkeit ergab, nicht bloß den Wurzeln der Überlieferung nachzugehen, sondern auch den Boden zu prüfen, woraus sie ihre Nahrung gezogen haben, so hat das Werk einen größeren Umfang erhalten, als ursprünglich beabsichtigt war.

Die bisherigen Quellenuntersuchungen leiden meistens an dem Fehler, daß man sich mit der Eigenart der betreffenden Autoren und den allgemeinen Strömungen, die auf sie einwirkten, zu wenig bekannt gemacht hat. Im Gegensatze hierzu ist das Bestreben des Verf. darauf gerichtet, zunächst ein Bild des geistigen Lebens und der politischen Anschauungen, in denen unsere Autoren aufgewachsen sind, zu gewinnen und sodann auf diesem Hintergrunde die Eigenart der einzelnen in möglichst scharfen Rissen zu zeichnen. Von einer solchen Arbeit darf man von vornherein erwarten, daß sie dem Quellenstudium, um das sich Verf. schon große Verdienste erworben hat, in mannigfacher Hinsicht zu gute kommen wird.

Die Darstellung ist in sechs Bücher gegliedert. Das erste beschäftigt sich mit dem geistigen Standpunkt des Publikums und seinem Interesse für die Geschichte der Vergangenheit, das zweite mit den zeitgenössischen Aufzeichnungen und sonstigen geschichtlichen Denk-

mälern und das dritte mit den verschiedenen Arten der höfischen Überlieferung, denen eine sehr eingehende Behandlung zu Teil wird. Im vierten Buche ist sodann von dem Einflusse des Senats auf die Tradition und im fünften von der heidnischen geschichtlichen Litteratur im vierten Jahrhundert die Rede. Es folgt hierauf im sechsten Buche eine allgemeine Würdigung der Geschichtschreibung der Kaiserzeit.

Indem wir uns nun zur Hervorhebung der wesentlichsten Ergebnisse wenden, muß vor allem der ungünstige Einfluß der Rhetorik auf die Geschichtschreibung erwähnt werden. Verf. zeigt in ausführlicher Darlegung, wie das Streben nach rhetorischer Wirkung in der Regel dahin geführt hat, genaue Zahlen- und Zeitangaben, sowie auch die namentliche Erwähnung von Personen und Örtlichkeiten zu vermeiden, und wie andererseits aus dem gleichen Grunde die überkommenen Schilderungen oft erweitert, zugespitzt und übertrieben worden sind. Für die Beurteilung der einzelnen Kaiser war natürlich zunächst der Einfluß maßgebend, den sie selbst direkt oder indirekt auszuüben vermochten. Verf. weist indessen darauf hin, daß es trotz der großen Mühe, die man zu diesem Zwecke aufwandte, nur zwei Kaisern gelungen ist, der Überlieferung auf die Dauer diejenige Gestalt zu geben, die ihren eigenen Wünschen entsprach. Es waren dies Augustus, der den Sieg seiner Darstellung ihrer maßvollen Fassung und der erlösenden Macht der von ihm selbst verwirklichten Idee verdankte, und Julian, welcher von den Anhängern des dahinschwindendeu Heidentums als idealer Herrscher gefeiert wurde. Im übrigen ließen es sich die vom Hofe abhängigen Schriftsteller in der Regel angelegen sein, den regierenden Kaiser auf Kosten seines unmittelbaren Vorgängers zu heben. Auf diese Weise konnte, wie Verf. mit Recht bemerkt, von Seiten der Kaiser und der ihnen nahe stehenden Kreise keine feste, in sich zusammenhängende Tradition begründet werden. Andererseits wird hervorgehoben, daß der Senat, der seinen Anspruch auf die Herrschaft niemals fallen ließ, bei jedem Regierungswechsel seine eigene Auffassung zur Geltung brachte und sich auf diese Weise eine die Litteratur beherrschende Überlieferung herausbildete, welche einem Tiberius oder Claudius sehr zum Nachteil gereichte, dagegen den auf die Wünsche des Senats eingehenden Kaisern Traian und Alexander Severus entschieden zu gute gekommen ist.

Was die einzelnen Autoren betrifft, so hat Verf. es im allgemeinen wohl verstanden, ein gutes Bild von dem Charakter der bedeutenderen Schriftsteller und den auf ihre Arbeit einwirkenden Zeitverhältnissen und persönlichen Beziehungen zu geben. Insbesondere wird man von den eingehenden Ausführungen über Livius und sein Verhältnis zu Augustus, Velleius, Tacitus, Dio und Ammianus Marcellinus befriedigt

sein. Sehr lehrreich sind die Erörterungen über die Art und Weise, wie die antiken Autoren ihre Quellen citierten und benutzten, und die hieraus für die moderne Forschung gezogenen Konsequenzen. Verf. erhebt wohlbegründeten Einspruch gegen die mißbräuchliche Anwendung des Einquellenprinzips und stellt die gerechtfertigte Forderung, daß man bei der Untersuchung des zwischen zwei Autoren bestehenden Verhältnisses die Entscheidung von solchen Teilen ihrer Werke, die beiderseits vollständig vorliegen, herzuholen habe.

Das Werk ist der Dresdener Philologenversammlung gewidmet. Durch die Notwendigkeit, zu einer bestimmten Zeit zum Abschluss zu gelangen, mag sich das Vorkommen einiger Angaben erklären, die bei einer sorgfältigeren Revision wohl gestrichen worden wären. Von Sueton wird gesagt (I 451), er sei der einzige gewesen, der die vergangene Kaiserzeit zum Gegenstand ernster Forschung gemacht habe, welches Lob nach den vom Verf. selbst (II 240) gemachten Bemerkungen doch auch einem Tacitus nicht vorenthalten werden kann. — Dio soll im J. 201 den Entschluss gefaßt haben, die gesamte römische Geschichte zu schreiben und sie in die früher veröffentlichte Darstellung der Kriege und Aufstände nach dem Tode des Commodus aufzunehmen (I 432). Es versteht sich von selbst, daß das Specialwerk einen Teil der allgemeinen Geschichte bilden sollte, wie dies LXXII 23, 3 ausdrücklich gesagt wird. — Ein auffallender Anachronismus liegt vor in der Bemerkung, daß die Regierungsgeschichte Hadrians, bei deren Lektüre der spätere Kaiser Septimius Severus bei seiner Ankunft in Rom (um 170) seinen Gastfreund traf, vermutlich von Marius Maximus (schrieb um 230) verfaßt worden sei (I 63). — Das Geschichtswerk des älteren Seneca beschränkte sich keineswegs auf den Bürgerkrieg (I 78), sondern enthielt, wie II 39 f. richtig gesagt wird, die Begebenheiten vom Anfang der Bürgerkriege bis beinahe zu dem Todestage des Autors. — In Hinsicht auf die Senatsverhandlungen der Kaiserzeit begegnet man (I 208) der überraschenden Angabe, daß die Zurufe der Senatoren (acclamationes) wenigstens zuweilen vorher festgesetzt worden seien. Nach der als Beleg hierfür citierten Stelle bei Dio (LXXII 20, 2) geschah dies vielmehr bei den Gladiatorenspielen, welche Commodus veranstaltete. — Ein starkes Stück ist endlich die Behauptung (II 284), daß bei den Römern der ältere Plinius zuerst ab urbe condita gerechnet habe.

Durch diese Ausstellungen, die lediglich Einzelheiten betreffen, kann jedoch der Dank, welchen wir dem Verf. für seine für weitere Forschungen überaus förderliche Arbeit schulden, in keiner Weise geschmälert werden.

d. Chronologie.

In erster Linie sind hier vier Werke zu nennen, die dem praktischen Gebrauch dienen sollen:

57. M. Lersch, Einleitung in die Chronologie. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. I. Teil: Zeitrechnung und Kalenderwesen der Griechen, Römer, Juden, Mohammedaner und anderer Völker, Ära der Christen. II. Teil: der christliche Kalender, seine Einrichtung, Geschichte und chronologische Verwertung. Freiburg i. B. 1899, Herder. 251+189 S. 8. 5,60 M. + 4 M.

*58. A. Rolando, Cronologia storica, Roma sino al termine dell' impero di Occidente, Turin 1899. XIX und 300 S. 16.

59. A. Wislicenus, Astronomische Chronologie. Ein Hülfsbuch für Historiker, Archäologen und Astronomen. Leipzig 1895, Teubner. X und 163 S. 8. 5 M.

60. F. K. Ginzel, Specieller Kanon der Sonnen- und Mondfinsternisse für das Ländergebiet der klassischen Altertumswissenschaft und den Zeitraum von 900 vor Chr. bis 600 n. Chr. Bearbeitet auf Kosten und herausgegeben mit Unterstützung der K. Preuß. Akad. der Wiss. Mit 3 Karten im Text und einem Atlas von 15 kolorierten Karten. Berlin 1899, Mayer & Müller. VII und 271 S. Fol. 36 M.

Lerschs Einleitung in die Chronologie ist hauptsächlich wertvoll wegen der klaren Entwickelung der Grundbegriffe und der Mitteilung bequemer Methoden zur Auffindung der verschiedenartigsten Daten. Im Vergleich zur ersten Auflage, die 1889 erschien, hat sich die zweite an Umfang mehr als verdoppelt, welche Vermehrung namentlich dem jetzt einen besonderen Teil bildenden christlichen Kalender zu gute gekommen ist. Im übrigen wird jetzt noch eine weit größere Auswahl praktischer Hülfsmittel geboten als zuvor und ist auch der Litteratur eine eingehendere Berücksichtigung zu teil geworden. Eine Anzahl von Versehen und Irrtümern, die man dem den Beruf eines Arztes und Balneologen ausübenden Verf. nicht zu hoch anrechnen wird, hat Ref. in der Berl. Phil. W. S. 1900, S. 1138 ff. berichtigt.

Das dem Ref. leider nicht zugängliche Buch von Rolando, der eine Professur für neuere Geschichte an der wissenschaftlich-litterarischen Akademie in Mailand bekleidet, ist nach der kurzen Anzeige eines mit A. unterzeichneten Rezensenten in der Rivista di storia ant. V 1 (1900), S. 153 nicht etwa dazu bestimmt, die verwickelten Probleme der chronologischen Forschung darzulegen, sondern stellt vielmehr einen organisch gegliederten Abriß der römischen Geschichte bis zum J. 476 dar, in

dem die gesicherten Daten mitgeteilt und Verweisungen auf die wichtigeren Quellen und modernen Schriften hinzugefügt werden. Es soll auf diese Weise eine Anregung zum Studium der antiken Litteratur gegeben werden, welchem Zwecke das Buch nach der Ansicht des Rezensenten sehr wohl entspricht. Verf. gedenkt demnächst in zwei weiteren Bänden die griechische und orientalische Geschichte auf gleiche Weise zu behandeln.

Bisher hat es den Historikern und Archäologen an einem Führer gefehlt, in welchem auf die für chronologische Untersuchungen in betracht kommenden Hülfstafeln hingewiesen und eine leicht verständliche Anleitung zu ihrem Gebrauch gegeben wird. Das kleine Buch von Wislicenus füllt diese Lücke in vorzüglicher Weise aus. Der erste Teil enthält die für die Chronologen nötigen astronomischen Grundbegriffe und der zweite die Berechnungsmethoden, deren Beispiele sich, soweit es möglich war, auf wirkliche Anwendungen der Forschung beziehen. Indem die die wichtigsten Punkte der einzelnen Aufgaben enthaltenden Überschriften im Inhaltsverzeichnis aufgeführt sind, erhält das Werkchen den Charakter eines Nachschlagebuches. In Hinsicht auf die Definition der astronomischen Grundbegriffe spricht E. Meyer (Berl. Phil. W. S. 1896, S. 311 ff.) den berechtigten Wunsch aus, daß in einer neuen Auflage nicht eine rein systematische, sondern zugleich eine genetische und historische Darstellung gegeben werden möge, in der z. B. zu zeigen wäre, wie sich das himmlische Koordinatensystem und der Himmelsäquator auf die Erde, von deren Koordinatensystem Verf. ausgeht, übertragen hat.

Während das soeben besprochene Büchlein für den Historiker bestimmt ist, soll Ginzels Werk Historikern und Astronomen in gleichem Maße dienen. Nachdem Verf. bereits vor geraumer Zeit, um zu einer besseren Darstellung der historischen Finsternisse auf grund des Oppolzerschen Kanons zu gelangen, neue empirische Korrektionen ermittelt hatte, die hauptsächlich aus mittelalterlichen Finsternissen abgeleitet waren, erschien es ihm wünschenswert, diese Korrekturen an der ganzen Reihe der historischen Finsternisse zu prüfen, die bei den klassischen Autoren und in den abendländischen Geschichtsquellen etwa bis zum 6. Jahrh. n. Chr. überliefert sind. Er gelangte hierbei zu dem Resultat, daß seine empirischen Korrekturen auch für die Finsternisse dieses Zeitraumes eine gleichmäßig gute Darstellung geben, durch die ein zwangloser Anschluß der neueren Finsternisse an die alten hergestellt wird. Es zeigte sich ferner, daß bei Hinzuziehung von sechs antiken, der Zeit und dem Orte nach ziemlich sichergestellten Finsternissen, von denen bisher nur die vom 19. März 71 n. Chr. Berücksichtigung gefunden hatte, noch eine Verbesserung der Korrekturen zu erzielen war. Während so die Arbeit dem Interesse des Astronomen dient, war anderer-

seits das Bestreben des Verf. auch darauf gerichtet, so detaillierte Angaben über die Sichtbarkeitsverhältnisse aller Finsternisse innerhalb des geographischen Gebietes der alten Geschichte (von 10° w. L. bis 50° ö. L. Gr. und von 30° bis 50° n. Br.) zu liefern, daß dem Historiker die unmittelbare Beurteilung der Sichtbarkeit für einen bestimmten Ort so gut wie ohne alle Rechnung ermöglicht wird.

Den ersten Teil des Werkes bildet eine Einleitung, welche über seinen Zweck, seine Anlage und seinen Gebrauch orientiert. Der Historiker findet hier die nötige Unterweisung, um die Auffälligkeit einer Sonnenfinsternis, deren Größe und Verlauf bestimmt ist, selbst beurteilen zu können. Dem Astronomen wird andererseits die in diesem Abschnitte gegebene Zusammenstellung der historischen Finsternisse aus 900 v. Chr. bis 600 n. Chr., die für die Ermittlung der säkularen Acceleration des Mondes von Wert sind, willkommen sein. Es folgt sodann eine Darstellung der für das Gebiet der alten Geschichte in betracht kommenden Sonnen- und Mondfinsternisse aus dem angegebenen Zeitraum, wobei insbesondere die Sichtbarkeit in Rom, Athen, Memphis und Babylon berücksichtigt ist. Hieran schließt sich eine auf gründlichem Studium der antiken Überlieferung und der modernen Litteratur beruhende Besprechung von 80 Finsternissen aus der Zeit von 648 v. Chr. bis 592 n. Chr., bei welcher dem Verf. in Hinsicht auf die Beurteilung der historischen Nachrichten die von einigen namhaften Fachmännern gewährte Unterstützung zu statten kam, eine Berechnung der Mondfinsternisse des Almagest, eine von dem Assyriologen C. F. Lehmann geführte und von G. mit zahlreichen Anmerkungen begleitete Untersuchung der babylonisch-assyrischen Finsternisse, die Deutung einer ägyptischen Inschrift, die sich nach der Ansicht des Verf. auf eine unter Takelut II erwartete, aber nicht eingetretene Mondfinsternis bezieht, und ein Anhang, in welchem von dem Werte der für die Vorausbestimmung von Finsternissen geeigneten Perioden der Alten sowie von der Astronomie der Babylonier die Rede ist. Den Schluß bilden 15 Karten, auf denen die Centralitätskurven der centralen Sonnenfinsternisse von 900 v. Chr. bis 600 n. Chr. von Jahrhundert zu Jahrhundert eingezeichnet und je nach der totalen oder ringförmigen oder ringförmig-totalen Beschaffenheit der einzelnen Finsternisse durch bestimmte Farben voneinander unterschieden sind.

Wie man aus den hier gegebenen Mitteilungen sieht, wird der Historiker durch dieses auf einer schönen Vereinigung astronomischer und litterarischer Forschung beruhende Werk in den Stand gesetzt, die bei den Schriftstellern erwähnten Finsternisse chronologisch zu fixieren und die Herkunft und Glaubwürdigkeit der in Frage kommenden

Nachrichten zu bestimmen. Es kann daher seine Benutzung nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

Auf den römischen Kalender und die römische Stadtära beziehen sich:

61. F. Olck, Zur römischen Chronologie für das 4. bis 6. Jahrhundert der Stadt. Jahrb. f. Phil. 1894, S. 353–392.

62. G. F. Unger, Nundinalfragen. Ebenda 1895, S. 497—520. 609–640. 705—717.

63. W. Sternkopf, Das bissextum. Ebenda 1895, S. 718–732.

64. H. Omont, Un nouveau calendrier romain, tiré des fastes d'Ovide. Bibliothèque de l'École des Chartes. LVIII (1897), S. 18–25.

65. F. Münzer, Zur Zeitrechnung des Annalisten Piso. Hermes XXXI (1896), S. 308–312.

66. W. Soltau, Ein chronologisches Fragment der Oxyrhynchos-Papyri. Philol. LVIII (1899), S. 558—576.

Zu Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. tritt im römischen Kalender bekanntlich eine sehr bedeutende Abweichung vom julianischen zu Tage. Am augenfälligsten zeigt sich dieselbe darin, daß die Sonnenfinsternis des 14. März 190 v. Chr. (jul.) nach altrömischer Datierung auf V Id Quinct. zu stehen kam (Liv. XXXVII 4, 4). Olck sucht nun die Veränderungen zu ermitteln, die zu einer solchen Lage der Monate führten. Er setzt hierbei unter Berufung auf die von Unger und Soltau gewonnenen Ergebnisse voraus, daß bis zum J. 207 v. Chr. die Differenz niemals den Betrag eines Monats erreicht habe. Die alsdann eingetretene Verschiebung wird in Übereinstimmung mit dem Ref. (Röm. Chronol. S. 307) dadurch erklärt, daß die Furcht vor dem als schlimme Vorbedeutung betrachteten Zusammentreffen der Nundinen (Markttage) mit dem Neujahr (Kal. Mart. oder etwa auch Id. Mart.) den Anlaß dazu gegeben habe, binnen einer ganzen Reihe von Jahren auf die Einlegung eines Schaltmonats zu verzichten. Es hätte indessen bemerkt werden sollen, daß diese Furcht lediglich den Vorwand zu einem solchen Verfahren geliefert haben kann, da die ominöse Kollision auch in jedem Falle, wo der Schaltmonat in Frage kam, durch dessen Verkürzung von 23 Tagen auf 22 oder durch seine Verlängerung von 22 Tagen auf 23 hätte vermieden werden können. Als das erste Jahr, in welchem ein Schaltmonat in Wegfall kam, betrachtet Olck das J. 549 Varr.

Die im J. 563 Varr. gegebene lex Acilia de intercalando (Macrob. Sat. I 13, 21) hatte jedenfalls den Zweck, den Monaten diejenige Lage,

die ihnen später im julianischen Kalender zukam und bereits im J. 516 Varr. (Plin. n. h. XVIII 286) und ebenso 560 Varr. (Liv. XXXIV 44, 3) als normal erkannt worden war, zu geben. Es wurde dies in der Weise bewerkstelligt, daß man die regelmäßige Schaltung wieder aufnahm und außerdem mehrmals außerordentliche Schaltmonate einlegte. Neben einem Schaltmonat finden wir nun aber auch noch einen nach den Terminalien (23. Februar) hinzugefügten Schalttag, der von Livius (XLIII 11, 13) zum ersten Mal unter dem J. 584 Varr. erwähnt wird. Olck zieht hieraus die gewiß zutreffende Folgerung, daß damals mit dem Kalender etwas Besonderes vorgegangen sei, und stellt die Annahme auf, daß man nach der lex Acilia wohl öfter einen Schalttag eingelegt habe, um das Zusammentreffen der nundinae mit dem Kal. Mart. zu verhindern. Man darf hier wohl noch einen Schritt weiter gehen und in dem Schalttag, wie es Ref. (Röm. Chron. S. 308) gethan hat, eine Einrichtung erblicken, die erst durch die lex Acilia geschaffen worden ist.

Macrobius (Sat. I 13, 13) erwähnt einen 24 jährigen Schaltcyklus, in welchem der sich gegen die normale Dauer des Jahres ergebende Überschuß von 24 Tagen durch Weglassung ebensovieler Schalttage in der dritten Oktaeteris ausgeglichen wurde. Olck giebt diesem Cyklus eine andere Anordnung, indem er bereits im 12. Jahre einen Schaltmonat von 28 Tagen wegfallen und mit dem 13. Jahre einen Wechsel im Turnus zwischen Gemeinjahren und Schaltjahren eintreten läßt (vgl. Jahrb. f. Phil. 1890, S. 592). Er nimmt nun an, daß dieser Cyklus auch schon vor der lex Acilia im Gebrauch gewesen sei, und gelangt, indem er für die Zeit des zweiten punischen Krieges solche Gleichungen zu gewinnen sucht, bei denen die Kal. Mart. oder Id. Mart. möglichst häufig mit den nundinae zusammenfielen, zu dem Ergebnis, daß mit Kal. Mart. 545 Varr. ein Cyklus begonnen habe. Dieser Cyklus wurde indessen, wie auf grund weiterer Kombinationen vermutet wird, nicht zu Ende geführt, sondern mit Kal. Mart. 562 Varr. ein neuer Cyklus begonnen. Olck motiviert diese Veränderung damit, daß zu Beginn des J. 563 Varr. infolge abermaliger Kollision der nundinae mit Kal. Mart. die Pontifices durch die lex Acilia die Befugnis erhalten hätten, durch Einleitung eines neuen Cyklus die Kal. Mart. auf ihre alte Stelle zu bringen, berücksichtigt jedoch hierbei nicht, daß der Beginn eines neuen Cyklus dem Gesetze, durch das er eingeführt worden sein soll, nicht wohl voraufgegangen sein kann.

In der Zeit von Kal. Mart. 562 bis Kal. Mart. 588 wurden nach Olcks Konstruktion im ganzen fünf überzählige Schaltmonate eingelegt und hierdurch sowie durch die Hinzufügung von fünf Schalttagen und die durchgängige Erhöhung 22 tägiger Schaltmonate auf 23 Tage die

Wirkung erzielt, daß Kal. Mart. 588 mit dem 1. März des julianischen Kalenders zusammenfiel. Mit der sich hiernach ergebenden Gleichung von Id. Mart. 586 mit dem 4. Februar 168 v. Chr. läßt sich indessen die mehrfach bezeugte und von Unger und Olck ohne hinlänglichen Grund bezweifelte Angabe (Liv. XLIV 37, 8. Plin. n. h. II 53. Plut. Aemil. Paul. 17), wonach die Mondfinsternis des 21. Juni 168 v. Chr. in der Nacht vor der prid. Non. Sept. gelieferten Schlacht bei Pydna stattfand, nicht vereinigen.

Im folgenden geht Olck auf die Kontroversen ein, welche die Chronologie des zweiten punischen Krieges bis zum Jahre 548 Varr. abwärts und die des ersten punischen Krieges betreffen. Man findet hier einige gute Bemerkungen, worunter die von gründlicher Sachkenntnis zeugenden Ausführungen über die Zeit der Getreideernte in Apulien und dem übrigen Italien besonders berücksichtigt zu werden verdienen.

Am Schlusse wird der Versuch gemacht, auf grund des 24jährigen Cyklus die Chronologie der älteren Zeit bis zum Decemvirat rückwärts zu rekonstruieren. Als Anfangstermin eines Cyklus wird der 1. März d. J. 448 v. Chr., in welches Olck den Amtsantritt des ersten Decemviralkollegiums setzt, angenommen und der gallische Brand den Angaben des Polybius (I 6, 2) und Diodor (XIV 113) gemäß in das J. 387/6 verlegt. Mit dieser letzteren Ansetzung lassen sich jedoch die Zeitangaben in dem Bericht des Polybius über die späteren Kämpfe der Römer mit den Galliern (II 18 ff.) nicht in Einklang bringen. Olck nimmt an, Polybius habe bei der Bezeichnung der zwischen den einzelnen Kriegen liegenden Intervalle natürliche Jahre im Sinne gehabt. In diesem Falle kommt indessen die gallische Katastrophe nicht auf 387/6, sondern auf 383/2 zu stehen. Die fehlenden vier Jahre glaubt nun Olck durch Hinzurechnung der vier Diktatorenjahre 421, 430, 445, 453 Varr. gewinnen zu können, welche Polybius übergangen habe. Wie war dies aber möglich, wenn Polybius nach natürlichen Jahren rechnete und die Diktatorenjahre 445 und 453, wie Olck im Anschluß an Soltau annimmt, die Dauer von Kalenderjahren hatten?

Unger (62) verteidigt mit Erfolg gegen Mommsen die gewöhnliche Annahme, daß man unter dem trinundinum nicht etwa drei achttägige Wochen, sondern vielmehr eine Frist zu verstehen habe, in die drei Markttage (nundinae) hineinfielen, wonach sich eine Minimaldauer von 17 und eine Maximaldauer von 31 Tagen ergiebt. Nicht minder gelungen erscheint der auf gute Interpretation einer Äußerung Cäsars (bei Macrob. Sat. I 16, 29) und verschiedene Beispiele gestützte Nachweis, daß an den Nundinen keine Komitien, wohl aber Kontionen stattfinden durften. Was das Zusammenfallen des Markttages mit dem Neu-

jahr (bis 600 Varr. Kal. Mart., nachher Kal. Jan.) betrifft, so wird auf grund einer keineswegs einleuchtenden Interpretation von Dio XLVIII 33, 4 angenommen, daß zur Verhütung dieser ominösen Kollision erst im J. 713 Varr. zum ersten Mal ein Schalttag eingelegt worden sei. In diesem Falle ist jedoch nicht ersichtlich, welchem Zwecke die Einschaltung eines Tages nach den Terminalien (23. Februar) des J. 584 Varr. (Liv. XLIII 11, 13) hat dienen sollen. Unger möchte hierin eine außerordentliche, auf Hebung der damaligen Kalenderstörung berechnete Maßregel erblicken; doch konnte, da das Neujahr im Vergleich zu der normalen Zeit etwa 2½ Monate zu früh eintrat, die Hinzufügung eines einzigen Tages überhaupt nicht von Bedeutung sein.

Für die Angabe des Macrobius (Sat. I 13, 18), daß man sich bemüht hätte, die Nonen von den Nundinen fernzuhalten, hat sich bisher noch keine befriedigende Erklärung gefunden. Unger bringt nun diese Notiz in Zusammenhang mit einer bei Dio (LX 24, 7) vorliegenden Nachricht, wonach im J. 44 n. Chr. der Wochenmarkt um gewisser Opfer willen verlegt wurde. Er identifiziert diese Opfer mit den von Varro (l. Lat. VI 28) erwähnten sacra Nonalia und stellt die Annahme auf, daß es dem auf Erneuerung alter Gebräuche bedachten Kaiser Claudius darum zu thun gewesen sei, den Nonen, an denen in der ältesten Zeit Kalatkomitien stattgefunden hätten (vgl. Varro l. Lat. VI 28. Macrob. Sat. I 15. 12), den Charakter von Komitialtagen zu wahren. Es bleibt jedoch fraglich, ob Dio an der citierten Stelle nicht andere Opfer als die sacra Nonalia im Auge hat.

Im übrigen greift Ungers Untersuchung, indem sie die Geschichte des römischen Kalenders überhaupt in ihrem Zusammenhang behandelt, über das in der Überschrift bezeichnete Thema weit hinaus. Die Einführung des 24jährigen Schaltcyklus wird, wie es Verf. bereits in seinem die Zeitrechnung der Griechen und Römer behandelnden Abriß gethan hat, bis in den Anfang der Republik hinaufgerückt und als Ausgangstermin der 1. März 497 v. Chr. angenommen. Wie Olck, so gewinnt auch Unger durch seine Gleichungen eine Anzahl von Fällen, in denen sich das Zusammentreffen der Nundinen mit dem Neujahr als unheilverkündend erwies. Mit besonderer Ausführlichkeit wird sodann die Chronologie der Jahre 217 bis 215 v. Chr. behandelt, in denen nach Ungers Ansicht die Schaltung nach dem 24jährigen Cyklus gehandhabt wurde und sich demgemäß die Monate von der ihnen im julianischen Kalender zukommenden Lage nicht wesentlich entfernten. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Verhältnis der römischen Stadtära zu unserer Zeitrechnug und soll dazu dienen, das früher von Unger gewonnene Ergebnis, wonach der gallische Brand in das J. 381 v. Chr. fiel, zu rechtfertigen.

Die Frage, welchem Tage des julianischen Kalenders der Name bissextum zukam, worunter man auf grund von Censor. de die nat. 20, 10 und Macrob. Sat. I 14, 6 den von Cäsar hinzugefügten Schalttag versteht, konnte bisher noch nicht als definitiv erledigt betrachtet werden. Mommsen (R. Chron. S. 279 ff.) entschied sich für den 25. Februar, während Unger (Berl. Phil. W. S. 1882, S. 187 ff. Zeitrechnung der Griech. u. Röm., 2. Aufl., S. 819 ff.) und Bergk (Beiträge zur röm. Chronol. im XIII. Supplementbd. d. Jahrb. f. Phil., 1883 S. 606 ff.) die ältere Ansicht, wonach der fragliche Ausdruck den 24. Februar bezeichnet haben soll, mit gewichtigen Gründen verteidigten, ohne jedoch dieselbe zu allgemeiner Geltung zu bringen. Es war daher angemessen, daß Sternkopf (63) diesem Gegenstande eine neue Untersuchung gewidmet hat. Eine gründliche Musterung der in Frage kommenden Angaben führt zu dem Resultat, daß der von Cäsar nach den Terminalien (23. Febr.) eingeschaltete Tag mit VI Kal. Mart. zu einem biduum vereinigt wurde, welches den Namen bissextum erhielt. Diese Bedeutung hat sich, wie Sternkopf aus der von Mommsen zu gunsten seiner Ansicht verwerteten Inschrift von Cirta aus dem J. 168 n. Chr. entnimmt, in welcher V Kal. Mart. als der auf bis VI Kal. folgende Tag bezeichnet wird, bis zu dem genannten Zeitpunkt erhalten. Die Angabe des unter Trajan blühenden Juristen Celsus, wonach der dies posterior des biduum der Schalttag gewesen sein soll (Dig. L 16, 98), wird mit Recht nicht auf den von Kal. Mart. entfernteren Tag, sondern auf den zeitlich nachfolgenden Tag bezogen und diese Auffassung auf praktische Erwägungen zurückgeführt. Die entgegenstehende Behauptung des Censorinus (de die nat. 20, 10), daß der nach dem 23. Februar eingelegte Schalttag jetzt bissextum genannt werde, möchte Sternkopf in der Weise erklären, daß vor dem J. 238, in welchem die citierte Schrift abgefaßt ist, Unklarheit über die Stellung des Schalttages bestanden habe und dieselbe schließlich durch eine in dem angegebenen Sinne getroffene offizielle Entscheidung beseitigt worden sei. Schwierigkeit bereitet nun aber die bei Amm. Marcell. (XXVI 1, 7, vgl. 2, 1) vorliegende Nachricht, daß Valentinian, bevor er sich im Februar 364 zum Kaiser ausrufen ließ, den für unglücklich geltenden Tag des bissextum habe verstreichen lassen. Wenn die Angaben des Idatius und des Chron. Paschale, wonach die Thronbesteigung V Kal. Mart. erfolgte, ihre Richtigkeit haben, so wäre Ammians Darstellung wohl geeignet, eine Stütze für Mommsens Ansicht abzugeben. Sternkopf macht jedoch geltend, daß der Kirchenhistoriker Sokrates (IV 1) den Regierungsantritt auf den 25. Februar setzt und dieses Datum, wenn es in der ursprünglichen Tradition gegeben war

und das Vorhandensein eines Schalttages nicht beachtet wurde, leicht in V Kal. Mart. umgesetzt werden konnte.

In einer Hinsicht kann der Gedankengang dieser scharfsinnigen Abhandlung noch vervollständigt werden. Sternkopf weist darauf hin, daß der Schalttag, nachdem er einmal gegen den Anfang des 3. Jh. auf den 24. Februar fixiert worden war, diese Stellung auch im christlichen Kalender behalten hat. Es hätte in diesem Zusammenhang auch die Thatsache erwähnt werden können, daß der nämliche Platz bereits dem Schalttage des vorcäsarischen Kalenders zugewiesen (s. zu No. 61 und 62) und demnach die in Hinsicht auf diesen Punkt zur Zeit des Censorinus herrschende Auffassung gerechtfertigt war.

Zu den verschiedenen bisher bekannten Kalendern, die auf Ovids Fasten beruhen, ist durch Omonts Publikation (64) noch ein neuer hinzugetreten. Derselbe befindet sich in einer von der französischen Nationalbibliothek erworbenen Hss. aus der zweiten Hälfte des 15. Jh. und weist im Vergleich zu den übrigen Exemplaren bemerkenswerte Abweichungen auf, so daß er nach der Ansicht des Herausgebers bei einer neuen Ausgabe der römischen Kalender wohl berücksichtigt zu werden verdient.

In Plinius' Naturgeschichte liegen an zwei Stellen (VIII 16. XXXIII 19) Datierungen nach der catonischen Ära vor, welche hinter der varronischen um zwei Jahre zurückbleibt. Münzer (65) nimmt an, daß an beiden Stellen Piso als Quelle benutzt sei, und gelangt so zu dem Ergebnis, daß derselbe sich der catonischen Ära bedient und deren Richtigkeit in der Art und Weise, wie es bei Dionys (I 74) geschieht, begründet habe. Schwierigkeit bereitet ihm jedoch hierbei das Zeugnis des Censorinus (de die nat. 17, 13), wonach Piso im J. 596 Varr. (158 v. Chr.) das siebente saeculum der Stadt beginnen ließ. Wenn man, wie dies Censorinus thut, den Ausdruck saeculum auf einen Zeitraum von hundert Jahren bezieht, so muß Piso die Gründung Roms in das J. 758 v. Chr. gesetzt und sich demnach von dem catonischen Datum (751) um sieben Jahre entfernt haben. Münzer vermag die fragliche Angabe nur so zu erklären, daß er im Anschluß an Unger (Rh. Mus. XXXV 1880, S. 32 ff.) unter saeculum nicht ein Jahrhundert, sondern eines der in ihrer Dauer voneinander abweichenden etruskischen saecula versteht (s. dagegen Holzapfel, Röm. Chron. S. 236, Anm. 1), welche Deutung ihn jedoch selbst nicht völlig befriedigt. Wir werden uns wohl dahin zu entscheiden haben, daß die beiden plinianischen Zeitangaben, auf welche Münzer seine Ansicht stützt, nicht aus Piso, sondern aus einem anderen Autor entlehnt sind. Seeck (Die Kalendertafel der Pontifices, Berlin 1885, S. 8 ff.) bemerkt sehr richtig, daß der

ganze Charakter der an der zweiten Stelle gebotenen Mitteilungen nicht annalistischen, sondern antiquarischen Ursprung verrät, und das Gleiche ist nach der Ansicht des Ref. auch an der ersten Stelle der Fall.

Unter den von Grenfell und Hunt herausgegebenen Papyrusrollen (London 1898) befindet sich auch ein chronologisches Fragment (XII). Dasselbe enthält eine Reihe von Ereignissen aus den J. 355/54 bis 316/15 v. Chr. mit Datierungen nach Olympiadenjahren und attischen Archonten, wobei neben der griechischen Geschichte in geringerem Maße auch die römische berücksichtigt ist. Soltau (66) teilt den ganzen Text mit und hebt nach einigen orientierenden Bemerkungen über synchronistische Zusammenstellungen die auffallenden Verschiebungen hervor, welche verschiedene, um zwei bis drei Jahre zu früh oder zu spät angesetzte Begebenheiten der makedonisch-orientalischen Geschichte erlitten haben. Er erklärt diese Erscheinung wohl in zutreffender Weise dadurch, daß der Verfasser des Abrisses aus einer synchronistisch angelegten Darstellung schöpfte, in der varronische und nepotische Ansetzungen durcheinandergeschoben waren. Für die römische Geschichte ist besonders wertvoll die von Soltau mit Recht auf eine griechische Überlieferung zurückgeführte Angabe, daß Alexander von Epirus, der ein Bündnis mit den Römern geschlossen haben soll (Just. XII, 2, 12, vgl. Liv. VIII 17, 10), ol. 111, 33 (334/33 v. Chr.) nach Italien übergesetzt sei. In Hinsicht auf den unter 339/38 erwähnten Latinerkrieg will Soltau eine eigentümliche Tradition darin finden, daß eine Verbindung der Samniten nicht mit den Römern, sondern mit den Latinern berichtet werde. Die Worte Λατει(νοι επι του)ς Ρω(μ)αιους συν(σταντες ε)πεβησαν wird man aber doch lediglich auf ein von den Latinern unter sich geschlossenes Bündnis zu beziehen haben.

Von dem fünfzehnjährigen Indiktionencyklus hat man bisher vielfach angenommen, daß er mit der Zensusperiode der späteren Kaiserzeit identisch gewesen sei; doch hat diese Ansicht, da kein Beweis hierfür beigebracht wurde, keine allgemeine Anerkennung gefunden. In einer eindringenden Untersuchung von

168. O. Seeck, Die Entstehung des Indiktionencyklus in der Deutschen Zeitschr. f. Geschichtswiss., XII 1894/95, S. 279—296

wird nun auf grund der im codex Theodosianus und in anderweitigen Quellen vorkommenden Angaben, die sich auf die Zeit von 307/8 bis 422/23 erstrecken, die Thatsache festgestellt, daß von 307 an eine dem alten lustrum nachgebildete fünfjährige Schatzungsperiode in Gebrauch war, deren Beginn stets mit einer 1. oder 6. oder 11. Indiktion zusammenfiel. Allem Anschein nach trifft Seeck das Richtige, wenn er die Einführung dieser Periode dem Diocletian zuschreibt, der so oft das

Bestreben zeigte, seine Neuerungen an verschollene Institutionen des grauen Altertums anzuknüpfen. Die erste Schatzung wird mit Wahrscheinlichkeit in das J. 297/98 verlegt, in welchem mit der Einnahme Alexandrias (März 297) das ganze Reich nach mehr als zehnjährigen Kämpfen wieder unter dem Scepter Diocletians und seiner Mitregenten vereinigt war. Aus der ansehnlichen Zahl der uns aus Ägypten vorliegenden Urkunden wird sodann der Beweis dafür entnommen, daß der Indiktionencyklus dort entstanden sein muß, und hierauf die einleuchtende Annahme aufgestellt, daß derselbe auf einem Ausgleiche der daselbst bereits seit dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit bestehenden vierzehnjährigen Volkszählungsperiode mit der fünfjährigen Schatzungsperiode beruht. Die Ursache, weshalb man diesen Cyklus zu Datierungen benutzte, erblickt Seeck wohl mit Recht in der unter Diocletian beginnenden und bis auf wenige kurze Unterbrechungen sich über das ganze vierte Jahrhundert erstreckenden Vielherrschaft, die eine Zeitbestimmung nach Kaiserjahren sehr erschwerte. Als Ausgangspunkt wird für die Indiktionscyklen ebenso wie für die fünfjährigen Zensusperioden das J. 297 angenommen, in welchem Diocletian in Ägypten war. Die ersten Datierungen nach Indiktionen finden sich allerdings erst in dem mit dem J. 312 beginnenden Cyklus; doch mußte, wie Seeck gut bemerkt, nach der Einführung dieser Periode naturgemäß noch einige Zeit verstreichen, bis man dazu gelangte, sie für urkundliche Datierungen zu benutzen.

Fortsetzung folgt im nächsten Jahrgang.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins

